Die Inseln

des indischen und stillen Meeres.

Zweiter Theil.

Die Inseln
des indischen und stillen Meeres.

Reise eines holländischen Arztes und Naturforschers

von

Java über Timor, die Molucken, Neu-Guinea und Neu-Seeland durch den Tonga- und Fidji-Archipel, durch Celebes und Borneo, über die Carolinen-, Philippinen-, nach den Sandwichs-Inseln, Otaheiti, Pitcairn rc. und zurück nach Batavia.

Ein Natur- und Sittengemälde

der tropischen Regionen des großen Oceans.

Nach brieflichen Mittheilungen, den neuesten Quellen und eigenen Anschauungen

von

Dr. W. F. A. Zimmermann.

II. Theil.

Neue Ausgabe.

Mit 1 Titelbilde und 74 Abbildungen.

Leipzig,
Verlag von Ed. Wartig.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Seite

Seite

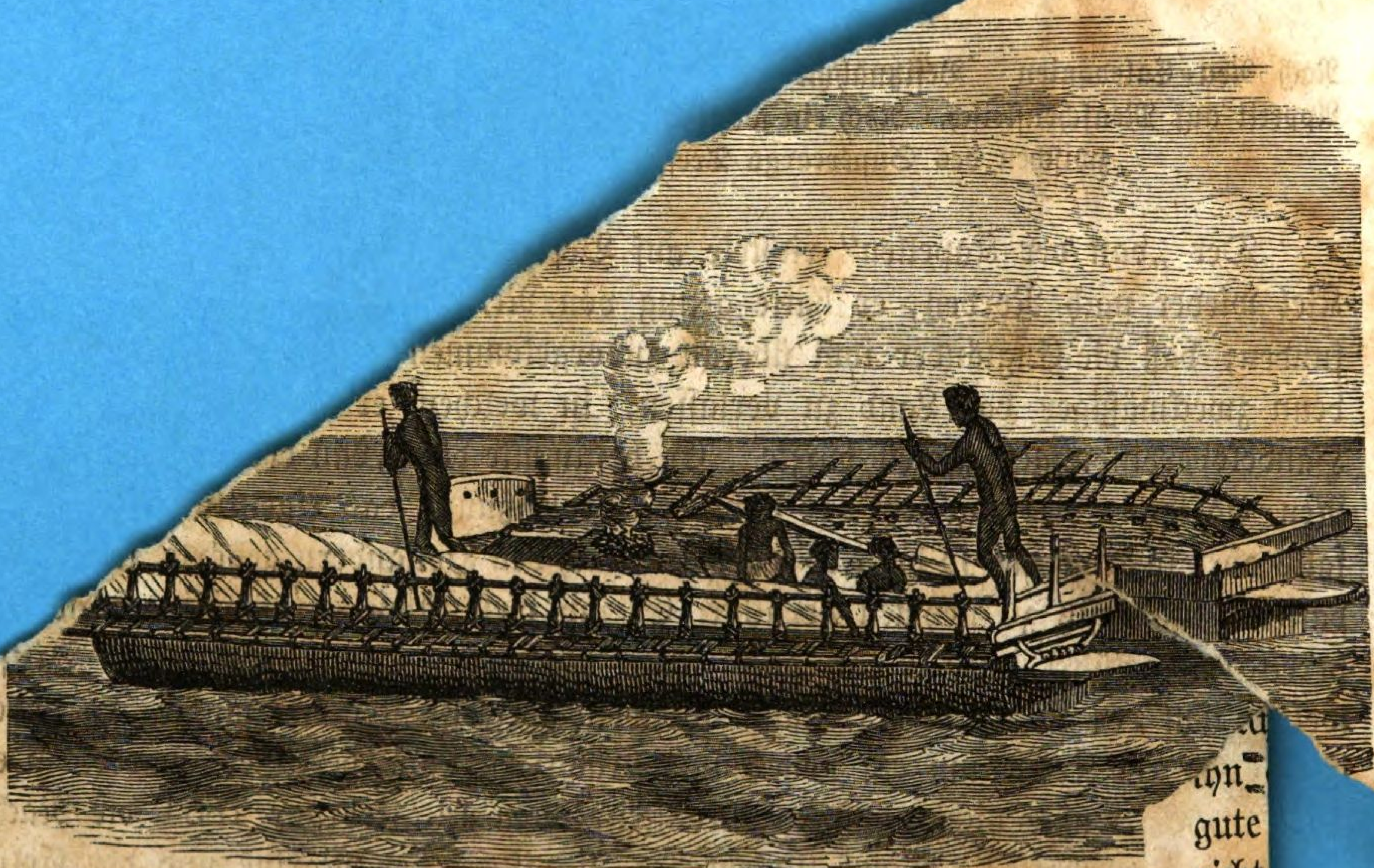
Nach Neu-Caledonien. Besitznahme ...
Appetit auf Menschenfleisch. Noch ein ...
zwischen des Supercargo Tre...

Der „van der Kapellen" richtete auf Be... Kiel wieder nach Norden, er hatte genug von Ne... funden, daß die Engländer ihm überall zuvorgekommen... denn zweckmäßiger das Land zu verlassen, in welchem er ... Handelsverbindungen suchen dürfte. Er bestimmte den „van de... Neu-Caledon, dies war jetzt das Land der Verheißung, das eigentli... falls aber so groß und so breit es war, doch auch den Holländern gehörte, ... dasselbe in Besitz zu nehmen gedachte. Er sah diese kühne, großartige Han... bereits ausgeführt und er sah auch schon die vielen Sterne auf seiner Brust, wel...e ihm der König von Holland nothwendigerweise schenken mußte, da durch i... allein die Krone um ein neues und prächtiges Land bereichert wurde. Der ... Mann wußte nicht, daß im Moniteur vom 14. Februar 1854 die Nach... gestanden hatte, daß auf Befehl des Ministers der Marine und der Colo... Admiral Despointes, welcher die französische Flotte im stillen Weltmeer ...ligt, sich nach Neu-Caledonien begeben hatte, um, nachdem er die Ueber...ung gewonnen, daß noch keine Nation sich der Insel bemächtigt, die fran...che Flagge im Namen Napoleon III. daselbst aufzustellen.

Es geschah dieses am 24. September 1853 in Gegenwart vieler Offiziere ... Missionaire, welche mit der Phoque (Seehund), einer Dampfcorvette, nach ...ralien gegangen waren, um dort das Christenthum zu verbreiten. Auch der ...ptling der Insel, Wen-du-Gon hatte die Akte unterzeichnet, erklärte sich als ...ingigen Regenten unter der Regierung Napoleons und Neu-Caledonien war ... diesem Tage eine französische Colonie, wenn schon daselbst kein halber ...onist zurückblieb.

Während wir die Reise dorthin abermals an der Küste von Neuseeland ...wärts schiffend, machten, hatte ich bequem Muße, meine Sammlungen, die

...at.
...glaubt
...derselben,
...allen erhebt sich



Boot der Neu-Caledonier.

vor ihr. Sobald man jedoch die wunderbare Insel betritt, bemerkt m...
nicht geringen Erstaunen, daß diese Thürme überaus gerade ...
Bäume mit schlankem Stamme und mit einer durchaus regelmäßige...
des Stammes mit kurzen Zweigen sind. Sie gehören alle den Nade...
daher wurde auch die Insel von den Entdeckern die Fichten-Ins...
Cook betrat dieselbe am 26. September 1744. Von den Franzosen i...
besetzt am 15. August 1848. Wir besuchten die Insel, obschon der ...
sich wie immer aus der Affaire zog. Man muß nicht überall der ...

Es scheint, als sei die Insel nicht stark bewohnt, wir sahen ...
wenige von den Eingeborenen, welche beinahe ganz schwarz erschiene...
konnte nicht daraus klug werden, ob sie dieser oder der größern ...
eigentlichen Neu-Caledonien angehören, denn sie kamen in ei...

ihn ...
gute ...
richt ...
nieer...
befeh...
zeug...
zösis...

und ...
Aufs...
Häu...
abhä...
seit ...
Col...

nor...
Di...

Kahne, von eigenthümlicher Form, der sich ungeschickt genug zeigte, sie konnten also wohl von Caledonien hergekommen sein, dennoch zeigten sich Hütten am Strande und etwas mehr im Innern, auch sah ich Anpflanzungen ihrer über die ganzen Inseln verbreiteten eßbaren Wurzeln, doch kein Hausthier, welchen Namen es auch haben mag.

Nachdem wir einen Monat lang und darüber auf dem Wasser gewesen, war es uns sehr willkommen, uns auch einmal baden zu können, was man auf hohem Meere nicht gern thut, man kann sich zwar gegen die Gefahr, von Haifischen verschlungen zu werden, dadurch schützen, daß man ein Segel in das Wasser hinabläßt, welches an seinen vier Enden gehalten, eine große und ziemlich tiefe Schüssel bildet, allein dies macht immer nöthig die Barkasse oder wenigstens das längste Boot in's Meer zu setzen, damit zwei Zipfel daran befestigt werden, indessen zwei andere vom Bord herabhängen. Diese Umstände verursacht man den Leuten nicht gerne und darum ist die Landung immer ein Ereigniß für alle Diejenigen, welche nicht wasserscheu sind.

Als wir uns anschickten unsere Kleider abzulegen, sagten uns die Eingeborenen, daß es hier zu flach sei und sie führten uns etwa 1000 Schritt von der Landungsstelle fort, um uns ein Bassin zu zeigen, welches man beinahe für ein künstliches hätte halten mögen, wenn es bei aller seiner Regelmäßigkeit doch nicht zu groß gewesen wäre, für eine so geringe Menschenmenge und für so geringe Hilfsmittel wie die Insel zu haben scheint.

Wir entkleideten uns nunmehr und waren nicht wenig erstaunt über die Betrachtungen, welche die Eingeborenen uns gegenüber anstellten. Offenbar mußten diese Leute noch niemals Weiße gesehen haben, denn vor allen Dingen fiel die helle Farbe der Haut ihnen auf, dann näherten sie sich und betasteten einen oder den andern indem sie sich gegenseitig lachend aber offenbar mit begehrlichen Blicken ansahen. Sie zeigten auf ihre und auf unsere Farbe und machten Vergleiche, sie faßten den Körper da und dort an und bewunderten die Zartheit des Fleisches, dann aber auch gaben sie sehr deutlich zu erkennen, daß sie den Unterschied zwischen unserer Fülle und ihrer Magerkeit sehr wohl bemerkten. Plötzlich faßte einer derselben mich mit ziemlich derber Hand an den mächtigsten Muskel des menschlichen Körpers, an denjenigen der in der Regel allein für alle die Unarten gestraft wird, welche der übrige Körper begeht. Bei diesem Griff sah er mit einem wahren Fauengesicht seine Nachbarn an, und machte mit der andern Hand eine Bewegung als ob er ein Stück dieses Muskels abschneide und es dann in den Mund bringe. Hierbei machte er so wollüstig verdrehte Augen, daß man sah, es schmecke ihm, wenn auch nur in Gedanken, ganz vortrefflich.

Ich schüttelte mit dem Kopfe und machte alle möglichen Zeichen des Abscheues vor einer solchen Handlung, er aber drückte wieder im Gegentheil das lebhafteste Vergnügen aus und wiederholte öfter mit der Zunge schnalzend, die Worte

kala, kala, was wahrscheinlich so viel heißen soll, wie: sehr gut, denn er schlug sich mehrmals mit der Hand auf den Magen und schnalzte wieder, als ob er etwas besonders Delicates gegessen habe.

Nachdem wir uns gebadet hatten, gingen wir einige tausend Schritte nach dem Innern der Insel und fanden daselbst den weißen Sandelbaum häufig vertreten, wir sahen auch viel des Holzes gefällt und da dieses als ein Handelsartikel für China bestimmt ist, woselbst sie daraus ihre zierlichen Holzwaaren schnitzen und wo sie aus den Spänen theils Räucherstangen oder Stöckchen machen, theils daraus ein Oel destilliren, um es als Parfüm anzuwenden, so mochte die Insel wohl von den chinesischen Küstenfahrern besucht werden, welche den Eingeborenen ihr Sandelholz gegen unnütze Spielereien abkaufen und ihnen dafür die Zeit rauben ihren Acker zu bebauen. Bei unserer Rückkehr zum Ufer, besahen wir uns das Boot etwas näher, es bestand eigentlich aus zwei mit einander verbundenen ausgehöhlten Baumstämmen, welche eine Plateform trugen und auch eine Gallerie von jeder Seite zeigten, welche man allenfalls als Schutzwehr gegen das Herunterfallen ansehen konnte, doch war sie viel zu niedrig, um diesem Zweck zu entsprechen. Auf der Plateform zwischen beiden Bäumen lag ein Haufen Erde, worauf ein Feuer brannte. Drei Frauen befanden sich auf dem Kahne und zwei Männer waren eben im Begriff das Doppelboot vom Ufer abzustoßen, Ruder hatten sie gar nicht, sondern nur Stangen und diese steckten sie zwischen Spalten der Plateform in's Wasser und auf den Sand, wodurch sie dann das Boot fortschoben. Ich glaube nicht, daß sie in dieser Weise über eine Meerenge von einer Viertelmeile setzen können und möchte mich hiedurch allein für überzeugt halten, daß sie nicht von der Hauptinsel hiehergekommen, sondern daß sie auf der Fichten-Insel heimisch sind. Die Männer gingen völlig nackt, sie hatten auch nicht das allergeringste Stückchen Zeug oder Bast, welches als Entschuldigung für die fehlende Kleidung hätte dienen können an ihren schwarzen Leibern.

Noch am selben Abend zogen wir weiter und gingen, gegenüber dem Vorgebirge, welches den Namen Charlotte trägt, vor Anker. In der Nacht das Land zu besuchen, würde vielleicht gefährlich gewesen sein, um so mehr als wir uns überzeugt glaubten, daß wir mit Kanibalen zu thun hätten, doch der nächste Morgen fand uns am Lande und den Supercargo in der fröhlichsten Erwartung daß die Häuptlinge der Insel ihm ihre Ehrerbietung zu bezeugen, kommen würden. Violet war mein Begleiter, er hatte mich ausdrücklich gebeten, mit mir gehen zu dürfen, weil er sich vergewissern wollte, ob der Supercargo mit der Erde, welche sich wie eine Windmühle dreht und den Leuten, welche auf dem Kopfe statt auf den Füßen gehen, ihm nicht Wind vorgemacht habe.

Als wir über die Kiesel hinwegstiegen, welche unseren Gang ziemlich beschwerlich machten, frug er, seine Forschungen einleitend: „Woher kommt nur

dieses verdammte Geröll̈e, welches wehe thut trotz der Sohlen unter den Stiefeln." Ich erwiderte ihm, daß Regen und Stürme Theile der Berge und Felsen, welche verwittert sind, von den Bergspitzen herniederführten, Violet meinte aber, es ist schon lange her, daß die Stürme und der Regen erfunden sind, daß man beinahe glauben sollte, alle losen Gesteine müßten bereits von allen Bergen der Erde heruntergewaschen sein.

Ich setzte ihm nun auseinander, daß Kälte und Hitze, daß Trockenheit und Nässe immer fort an den Felsen nage, immerfort die Oberfläche von Neuem zersplitterte und zerspaltete, welchen Vorgang man Verwitterung nenne, und daß der Regen daher immer wieder verwittertes Gestein finde, welches er herabführen könne.

„Gut," sagte er, „das ist begreiflich, darin liegt viel Wahres, meine Stiefeln werden ja auch abgenutzt und ich kann nicht sagen, es sei wohl nun genug geschehen und nunmehr brauchten sie sich nicht weiter abzunutzen, das ist etwas, was ich begreife. Weshalb begreife ich denn nicht, daß wir auf dem Kopfe gehen sollen, wie der Supercargo behauptet und weshalb — glaube ich — denn es sei weder wahr — —"

„Weil es eben nicht wahr ist —"

„Nun Gott sei Dank," so fiel mir Violet in's Wort, „daß ich dieses von Ihnen höre, ich habe doch die Erde unter meinen Füßen gefühlt und sollte mir weiß machen lassen, daß ich mit dem Kopf auf der Erde herumtanze und mit den Füßen in die Luft hineinbaumele — — —"

„Mein bester Violet, hier ist die Sache ganz falsch vorgestellt. Die Füße haben wir immer auf der Erde, wo wir auch sein mögen, sie hängen nicht in der Luft und wir gehen nicht auf dem Kopfe, aber deshalb giebt es doch Gegenfüßler." Ich nahm eine Cocosnuß vom Boden auf, welche, wie es schien, unreif abgefallen und verdorben war, und jetzt kleinen Insekten von der Form der Ameisen zum Tummelplatz diente. „Sehen Sie einmal," so sagte ich, „diese kleinen Burschen an, sehen Sie welche hier und auf der entgegengesetzten Seite, bemerken Sie wohl, daß sie die Beine gegen einander strecken? Nun sehen Sie, diese nennt man Gegenfüßler, aber wie Sie sehr wohl bemerken werden, streckt keines von den Thieren die Beine in die Luft und keines geht mit dem Rücken auf der Nuß einher."

„Gerade so ist es mit uns Menschen bezüglich auf die Erde, nur sind wir noch viel vortheilhafter dran, denn die Erde ist im Verhältniß zu uns, ganz unendlich vielmal größer als die Cocosnuß im Verhältniß zu den kleinen Thieren, diese bemerken durchaus nicht, daß sie oben oder unten sind, für sie wie für uns ist dasjenige unten, was unter unseren Füßen befindlich, und bei einer Kugel ist überhaupt der Mittelpunkt das eigentliche Unten."

„Gut," sagte Violet jetzt, „das hab' ich glücklich begriffen, die Erde ist groß, wir sind klein, unter unseren Füßen ist unten, und obschon die Hälfte der

Menschen mit dem Kopfe in die Luft hängt, so hängt doch wenigstens keiner mit den Beinen in der Luft."

„Das ist schon wiederum eine ganz falsche Ansicht, denn es hängt auch Keiner von uns mit dem Kopfe in die Luft. Jeder steht mit dem Kopfe oben und mit den Füßen auf der Erde, welche überall unter ihm ist."

„Nun ja, aber es giebt doch ein Oben und ein Unten auf der Erde?"

„Nur nicht für die Erde selbst. Die Erde schwimmt im Weltraume und im Weltraume giebt es kein Oben und kein Unten, die Erde kann also auch nicht fallen, wohin sollte sie fallen, welches wäre der Ort, welches wäre die Gegend nach welcher sich ihr Fall richten würde! Die Erde steht nicht auf einem großen Pfahl, welcher am Pole in sie eingelassen ist, sondern sie dreht sich mit der Geschwindigkeit von 5400 Meilen in 24 Stunden um, dies hebt ihre Schwere auf, deshalb kann sie, selbst wenn es im Weltraum ein Oben oder ein Unten gäbe, nicht da oder dorthin fallen."

„Ich danke gehorsamst," sprach Violet, „so lasse ich's mir gefallen, das kann man begreifen und nun bin ich ruhig, aber ich sagte Ihnen, Herr Doctor, ich habe während der ganzen Reise von Neuseeland hieher immerfort geglaubt, ich würde verrückt werden, weil ich doch einmal thatsächlich mit dem Kopfe auf der Erde ging und mit den Füßen in der Luft zappelte, indem ich ganz vergeblich mich bemühte dies wahr zu nehmen. Ich hielt den Herrn Supercargo für einen sehr gelehrten Herrn, mein Gott, er hat ja so viele Tressen am Leibe, wenn er einmal das Schiff verläßt, da denkt man denn Wunder, was er ist und Sie, der Sie so einfach gehen, aber doch so gelehrt sind, achtet man viel weniger, das schadet indessen nichts, man liebt sie desto mehr. Ich darf doch wieder fragen, wenn mich etwas so sehr incommodirt?" Selbstverständlich wurde dieses gerne gestattet.

Zweites Kapitel.

Die Wohnungen der Eingeborenen. Reichthum an Singvögeln. Eine Familienscene. Ein Neu-Caledonischer Friseur. Viel Glück und Freude durch eine Scheere.

Auf unsrem Marsch waren wir an einigen Hütten der Eingeborenen gekommen, dieselben sahen beinahe genau aus wie Bienenkörbe. Sie bestanden aus 5 Fuß hohen Rohrwänden über denen sich ein kegelförmiges oder etwas gerundetes Dach erhob, in der Mitte ragte ein Pfahl empor, welcher dieses Dach trug, es bestand aus einigen wenigen unregelmäßigen Sparren, welche mit Laub von Palmenbäumen und mit Farren bedeckt waren. Unfern von uns saß ein Mann mit einer runden, oben offenen Mütze, einige Federn an dem obern

Theil zeigten den Häuptling, vor ihm standen zwei Frauen, welche einen flachen Korb um die Schultern trugen, in welchem Muscheln lagen, welche sie so eben aus dem Meere gesammelt. Dieselben waren nicht im mindesten über unsere Annäherung verwundert, der Mann erhob sich nicht einmal und die Frauen liefen auch nicht davon.

Ich richtete einige Worte an die Leute, doch begreiflich ohne verstanden zu werden, sie deuteten nach den Innern der Insel und da es mir eigentlich gleich-



Hütten und Häuser auf Neu-Caledonien.

gültig war, wohin ich ging, so spazierte ich der Andeutung nach, welche doch einigen Sinn hatte, es erwieß sich nämlich, daß er mir einen Fußpfad gezeigt, vielleicht hat er geglaubt, daß ich ihn nach dem Wege fragte.

Die Gegend war sehr freundlich, die Vegetation mannigfaltig. In der Nähe des Meeres und von den Gewässern der Fluth bespült, sah man Mangle-bäume dichte, undurchdringliche Gebüsche bilden, in dem Wasser tummelten sich entenartige Vögel, Reiher spazierten am Ufer einher. Die Hütten, welche wir sahen, sämmlich bienenkorbartig gebaut, unterschieden sich nur durch die Größe

von einander, eine und die andere hatte wohl noch eine Art Pallisadirung. Fünf bis sechs Fuß von dem Hause entfernt, zog sich ein dichter Zaun von aufrechtstehenden Bambusstäben im Kreise herum, da wo die Thür sich in der Hütte befand, war in der Umzäunung gleichfalls eine Oeffnung, aber sie war durch ein paar Coulissen geschützt, gewissermaßen durch Thorflügel, welche offen waren und im Boden befestigt standen, also keineswegs zum Verschluß des Hauses dienten. Einzelne der Hütten lagen unter schönen, reichen Schatten gebenden Ficus-Bäumen, deren horizontallaufende Aeste durch Luftwurzeln gestützt werden, welche sich senkrecht gegen den Boden richten, von den Zweigen herabgehend, bis sie die Erde erreichen, von den Bäumen selbst genährt, dann aber, wenn ihre Spitze in die Erde gedrungen, umgekehrt wirkend und den Baum oder den Zweig dem sie angehören, nicht nur stützend, sondern ihm auch Nahrung zuführend.

Diese Luftwurzeln werden bald arms- und mannsdick und entwickeln an ihrer Außenseite einen weichen zarten Bast, welchen die Eingeborenen zum Flechten von Matten benutzen, aber allerdings wie es mir scheinen wollte, nicht zu Kleidungsstücken, denn deren sah ich bei ihnen nicht. Diese prächtigen Bäume bergen eine unglaubliche Masse von Singvögeln und ich habe bemerkt, daß Frauen und Kinder auf dem Rücken liegend, die Augen nach dem Baum gerichtet, die Hände unter dem Kopfe gekreuzt, mit stiller Freude dem Gesange lauschten und die Vögel kamen nicht selten herab zu den am Boden Liegenden und schienen von ihnen Futter zu verlangen, wenigstens mit ihnen äußerst vertraut zu sein. Dieser gänzliche Mangel an Scheu zeigt an, daß die freundlichen Sänger nicht verfolgt werden und diesem Umstande danken die Einwohner eine der größten Wohlthaten, deren man in den tropischen Gegenden selten theilhaft wird, ich habe nämlich durchaus keine lästigen Insekten bemerkt, die Vögel werden diese schädlichen und lästigen Thiere wahrscheinlich im Zaum halten, daß sie sich nicht so vermehren können, daß sie beschwerlich werden.

Wir gingen auf eine Hütte zu, vor welcher eine schwarze Dame am Kochherde kniete, indessen zwei andere auf der andern Seite des Feuers sich mit ihr unterhielten. Madam Neu-Caledonierin kochte Wurzeln in einem gewaltig großen Gefäß von Thon, welches aber schüsselartig flach war. Dasselbe stand auf fünf Kegeln von Thon, welche etwa eine Spanne hoch waren. Einer derselben stand gerade unter der Mitte der Schüssel und stützte diese, die anderen standen in vier Ecken unter dem Rande, wodurch das Gefäß sehr sicher gehalten wurde. Zwischen den Kegeln brannte das Feuer und die Fläche der Schüssel schien alle Wärme zu empfangen, denn der Inhalt kochte an allen Ecken.

Die Frau winkte uns, fortzugehen und bat sogar händeringend darum. Ich begriff den Grund nicht und wollte die Erlaubniß, bei ihnen zu bleiben, mit einer Schnur grüner Glaskorallen erkaufen; sie waren sehr erfreut darüber, als

ich mich aber setzte, gaben sie mir den königlichen Schmuck zurück, machten Zeichen daß ich aufstehen und mich entfernen sollte und deuteten mit einem ängstlichen Blick auf die Hütte und machten Zeichen des Halsabschneidens. Sollten die liebenswürdigen Wesen in ihrer Hütte einen Oger beherbergen und durch ihre lebhaften Zeichen uns vor dem Gefressenwerden bewahren wollen? Ich konnte es nicht ermitteln, aber um ihnen ihre Angst zu benehmen und um mich dankbar zu erweisen, falls meine Ansicht die richtige gewesen, falls ich hätte gefressen werden sollen, ließ ich die Glaskorallen da — sollte ich wirklich nicht mehr werth sein als eine Schnur Glaskorallen?

Ich entfernte mich mit Violet und kam bald an einer andern Hütte vorüber, vor welcher ein Mann saß, der einem Kinde die Haare abschnitt, was keine sehr angenehme Operation sein mochte, denn das arme Kind weinte ganz still, daß die Thränen über die Wangen rollten und von dem fettigen Schenkel des Herrn Papa, auf dem das Mohrenköpfchen lag, herniederglitten. Der Herr Papa faßte mitleidlos ein Büschel der krausen Haare nach dem andern, spannte dasselbe um einen Finger gewickelt an und sägt es mit einem scharfen Feuersteinsplitter ab.

Mich dauerte das arme Kind und ich nahm aus meinen vollgepfropften Taschen eine Scheere und zeigte sie dem Manne. Er hatte von deren Verwendung nicht den entferntesten Begriff. Als ich mich dem Kinde damit näherte um ihm etwas von seinem Haar damit abzuschneiden, sprang der kleine Kobold wie von einer Feder geschnellt empor und lief davon.

Der Caledonier rief das Kind zurück, ich aber zeigte an einem Blatte und an einem Stückchen Papier und an ein paar Grashalmen die Nutzbarkeit der Scheere, er war ganz erstaunt darüber und ließ es zu, daß ich ihm eine Hand voll Haare abschnitt. Da er hierbei lachte, so ließ sich das Kind auch bereit finden, die Scheere an sich zu versuchen, auf diese Weise gelangte ich in den Besitz von ein paar zärtlichen Andenken, wogegen ich dem würdigen Mann die Scheere schenkte, welcher alsbald sich über sein schwarzes Schäfchen hermachte und dasselbe rattenkahl schor. Das Kind lachte immerfort, weil es keine Schmerzen fühlte und als es seine Perücke am Boden liegen sah, den Kopf aber rein abgeschoren fühlte, da kugelte sich die kleine Krabbe auf der Erde herum wie ein Bajazzo im Circus und der Alte sprang auch ganz lustig auf that alsdann einen gellenden Pfiff auf dem Finger, worauf alsbald seine theure Ehehälfte erschien und sich mit ihm vereinigt über sein Meisterstück freute.

Bald kamen noch einige andere schwarze Damen herbei, und sie beschäftigten sich sehr angelegentlich mit uns. Violet machte einige Anträge, welche die Damen zu verstehen und durchaus nicht unschicklich zu finden schienen. Da sie nun aber keineswegs hübsch und dazu noch schwarz und wohl eingesalbt waren, ich aber Violets Geschmack kannte, so war ich in der That neugierig, wie er sich aus der Affaire ziehen würde, denn die eine dieser schwarzen Schönen —

offenbar noch sehr jung, wohl unverheirathet, also noch berechtigt nach Belieben über ihre Gunstbezeugungen zu verfügen, machte ihm mit sehr schalkhaften und lüsternen Augen Zeichen, daß er sie in ein benachbartes Gebüsch begleiten möge, wohin sie ihm auch voranging.

Violet hatte nicht nöthig sich aus der Affaire zu ziehen, denn das Mädchen that es. Sobald er sich ihr, die immer hinter dem Busch hervorlachte, genähert hatte, sprang sie plötzlich auf die andere Seite und entfloh. Violet ging ihr nach, denn sie wartete wieder auf ihn, aber sobald er ihr nahe genug war um sie bei dem nächsten Schritt zu fassen, war sie auch wieder 20 Schritt weit von ihm entfernt. Ich hatte Besorgniß, daß der junge Mensch sich würde zu weit verlocken lassen, aber ehe ich mich dessen versah, stand das Mädchen lachend an meiner Seite und Violet kam eine große Strecke hinter ihr her gekeucht, schnaubend wie ein Wallfisch, indessen das Mädchen auch nicht im geringsten außer Athem war. Sie beschäftigte sich sogleich mit der Scheere, versuchte sie an allen was ihr schneidbar vorkam, an ihrem Haar, an den Fasern ihrer Schürze, an meinem Haar und schließlich sogar an meinem Leinwandrock von welchem sie mir ein Stück abschnitt bevor ich gewahr wurde, daß sie die Absicht dazu hatte.

Ich hatte eine große Freude mit diesem Geschenk gemacht, aber mir war seit meinem zerschnittenen Rock die allzu große Nähe doch etwas gefährlich, darum machte ich mit meinem Flintenkolben einen breiten Strich durch den Sand, eine Demarcationslinie und deutete an, daß sie jenseits derselben bleiben sollten, so wie ich diesseits. Die Leute verstanden mich ganz wohl und ein paar Minuten ging das Geschäft sehr ruhig von Statten. Da wendete ich mich an eines der Mädchen, welches ein Paar eigenthümlich befestigter Ohrringe trug. Sie hatte durch das Ohrläppchen nicht eine Oeffnung, sondern zweie gestochen und durch diese eine fingerlange Nadel von sehr schön polirtem Schildpatt. Hinter dieser Nadel und zwischen ihr und dem Ohrläppchen festgehalten, hing eine Scheibe von dem nämlichen Material.

Ich wollte ihr dieselben abkaufen und zeigte darauf und bot ihr rothe und grüne Korallen, sie lachte, sprang einige Schritte zurück, nahm einen Stock und zog damit rund um sich einen Kreis, gleichfalls eine Demarcationslinie, sie parodirte also meine Vorsicht gegen die Wilden, indem sie dieselbe neckend gegen mich anwandte. Wir wurden nun mit einander einig, ich gab ihr meine Korallen und sie mir ihre beiden Ohrgehänge, darauf sprang sie lachend aus ihrem Zauberkreise heraus und mischte sich wieder unter die andern.

Die Bewohner gehören der Papuarace an, den Australnegern, aber sie haben etwas regelmäßigere Züge und ein freundlicheres, wohlwollenderes Aussehen. Ihre Farbe ist sehr dunkel, doch scheint sie nur darum schwarz, weil sie sich das Gesicht und die übrigen Theile des Körpers mit Oel einreiben und dazu auch wohl den Ruß anwenden, der sich an ihren Kochgeschirren ansetzt.

Ihr Haar ist nicht gleich dem der Neger kraus wie Wolle, sondern so kraus wie das Haar eines wohl gepflegten Bartes, die Frauen tragen dasselbe kurz abgeschnitten, die Männer lassen es entweder eine gute Hand lang wachsen und kräuseln es noch künstlich, so daß es einen tüchtigen Busch rund um den Kopf bildet oder sie tragen es gänzlich unverkürzt, dann aber nicht lang herabhängend, sondern in einem Knoten geschlungen und auf dem Kopfe befestigt. Die Männer bedecken denselben mit einer cylindrischen aus Gras geflochtenen Mütze ohne Boden und ohne Schirm, die Häuptlinge tragen daran einen Federbusch.

Die Haare sind völlig schwarz, ebenso die des Bartes, die Augen sind äußerst dunkelbraun und außerordentlich feurig, die Nase ist nicht platt gequetscht wie bei den Negern und hat auch nicht eine, bei allen gleichbleibende Form, sondern ist so verschieden gebildet wie bei den Europäern. Wäre die Verunstaltung durch Fett und Farbe nicht und wären die Lippen nicht so sehr stark aufgeworfen, so könnte man die Mädchen hübsch nennen, denn die Körperformen sind tadellos.

Drittes Kapitel.

Eine Küstenfahrt um die Insel. Vegetation derselben. Nahrungsmittel, welche sie bietet. Werkzeuge und Waffen der Eingeborenen.

Durch den souverainen Willen des Herrn Supercargo mußten wir längs der überaus gefährlichen Küste von Caledonien von Süden nach Norden die Reise fortsetzen, denn immerfort glaubte der edle Mann große Verbindungen anzuknüpfen und bis jetzt hatte er noch nicht das Geringste in dieser Art gethan, wir aber fanden uns deswegen immerfort in der unangenehmen Lage eines schönen Abends uns gesund niederzulegen und am nächsten Morgen todt aufzustehen, etwa in dem Krystall- oder Korallenpalast einer schönen Seenymphe oder gar des Meeresgottes selbst. Nur sehr wenige Oeffnungen befinden sich in diesen Riffen, aber in eine jede derselben steckte der „van der Kapellen“ seine Nase, und so hatte ich vielfach Gelegenheit das Land zu betreten.

Ich bemerkte, daß das ganze Land von einer Bergkette durchzogen sei, welche, wie es mir schien, obschon nicht hoch, doch sehr unfruchtbar war. Sie erhob sich nicht bis zur Höhe des Brocken, aber selbst in dieser geringen Höhe — für die Aequatorialregion gerade diejenige, welche am reichsten an Vegetation — ist konnte ich doch bemerken, daß Steine vorwalteten und nicht Pflanzen. Nirgend sah man das für fern gelegene Wälder charakteristische Blau, überall leuchtete in Strahlen der Morgensonne gelbe oder rothe Farbe uns entgegen und erinnerte an Sandstein oder an Porphyr, an manchen Stellen waren die

Spitzen der Berge so weiß, daß man hätte glauben können, sie seien mit Schnee bedeckt, vielleicht war dieses Quarz, vielleicht auch nur sehr heller Sand und dieses schönen Materials giebt es hier mehr als genug, vielleicht war es Kreide oder sonst eine Kalkart, ich konnte es nicht errathen und um es zu untersuchen, fehlte es mir an Zeit, denn der Herr Supercargo ließ sofort wieder anspannen (wie er sich geistreich auszudrücken pflegte, wenn nicht diverse Könige ihm ihre Aufwartung machten), auf dem Ufersande fand ich sehr häufig Granitstücke und diese waren nicht selten mit schön krystallisirten, aber kleinen Granaten geschmückt. Hornstein, Quarzkrystalle im Bette der Bäche, eisenschüssiger Glimmer, Serpentin tritt häufig zu Tage, auch ein weicher Speckstein (Steatit) kommt häufig vor und dieser wird von den Eingeborenen gegessen. Da er durchaus keine Nahrung enthält, so kann er nur den Magen täuschen, nicht aber ihm etwas gewähren und daß die Leute dies Mineral essen, scheint ein Beweis zu sein, daß sie häufig an Nahrungssorgen leiden, woher dies übrigens kommt, ist mir schwer verständlich. Zwar hat die Insel nicht jenen freundlichen, lachenden Anblick, der manche von den Inseln des stillen Meeres so überaus reizend macht, allein dennoch sah ich überall Anpflanzungen der bekannten Yams, Pisangs, der Arum-Wurzel, des Zuckerrohres, auch bemerkte ich vielfältig verbreitet den unveredelten Brodbaum, überdies giebt es viele Beeren, welche eßbar sind, mehrere der weit rankenden Passionsblumen tragen angenehm schmeckende Früchte, auch die Cocospalme ist vorhanden, wie wohl nicht häufig.

Als Hausthiere bemerkte ich auf der ganzen Insel, soweit wir dieselbe befuhren, nur das Huhn, dieses aber in einer sehr schönen Species, ungewöhnlich groß und von sehr schönen Farben, im Uebrigen giebt es ziemlich viele Vögel, einige davon sind ungemein schön, zu diesen gehören Tauben und Papageien, zum Theile von den größten und ausgezeichnetsten Arten. Eine Elster bemerkte ich, und ich glaubte, sie sei aus irgend einem norddeutschen Felde hierhergeflogen, so täuschend ist sie der unsrigen gleich, ähnlich ist es mit einem Raben. Forster erzählt, er habe auch unsere gewöhnliche Krähe, Nebelkrähe, Saatkrähe, welche bekanntlich im Winter die Städte besucht und regimenterweise auf den Dachfirsten übernachtet, dort gesehen, mir ist sie allerdings nicht zu Gesicht gekommen, dies hindert jedoch ihr Vorhandensein durchaus nicht.

Vierfüßler konnte ich in Neu-Caledonien nicht bemerken. Die alten Reisebeschreibungen erzählen, daß Schweine mehrmals an Land gesetzt worden seien. Zu Hausthieren sind sie nicht geworden und in den Wäldern, die ich doch sehr wiederholt betreten habe, fand ich keine; sie dürften wohl Nahrung gefunden haben, da sie saftige Wurzeln und Kräuter fressen und diese in ziemlicher Menge finden. Ein Beweis, daß wilde Vierfüßler nicht vorhanden, scheint mir besonders darin zu liegen, daß die Eingeborenen jede Art von Umzäunung ihrer Felder und Gärten für völlig überflüssig zu halten scheinen. Wo wilde Thiere sind, von welcher Art sie auch seien, da ist es besonders in einem wenig bevölkerten Lande

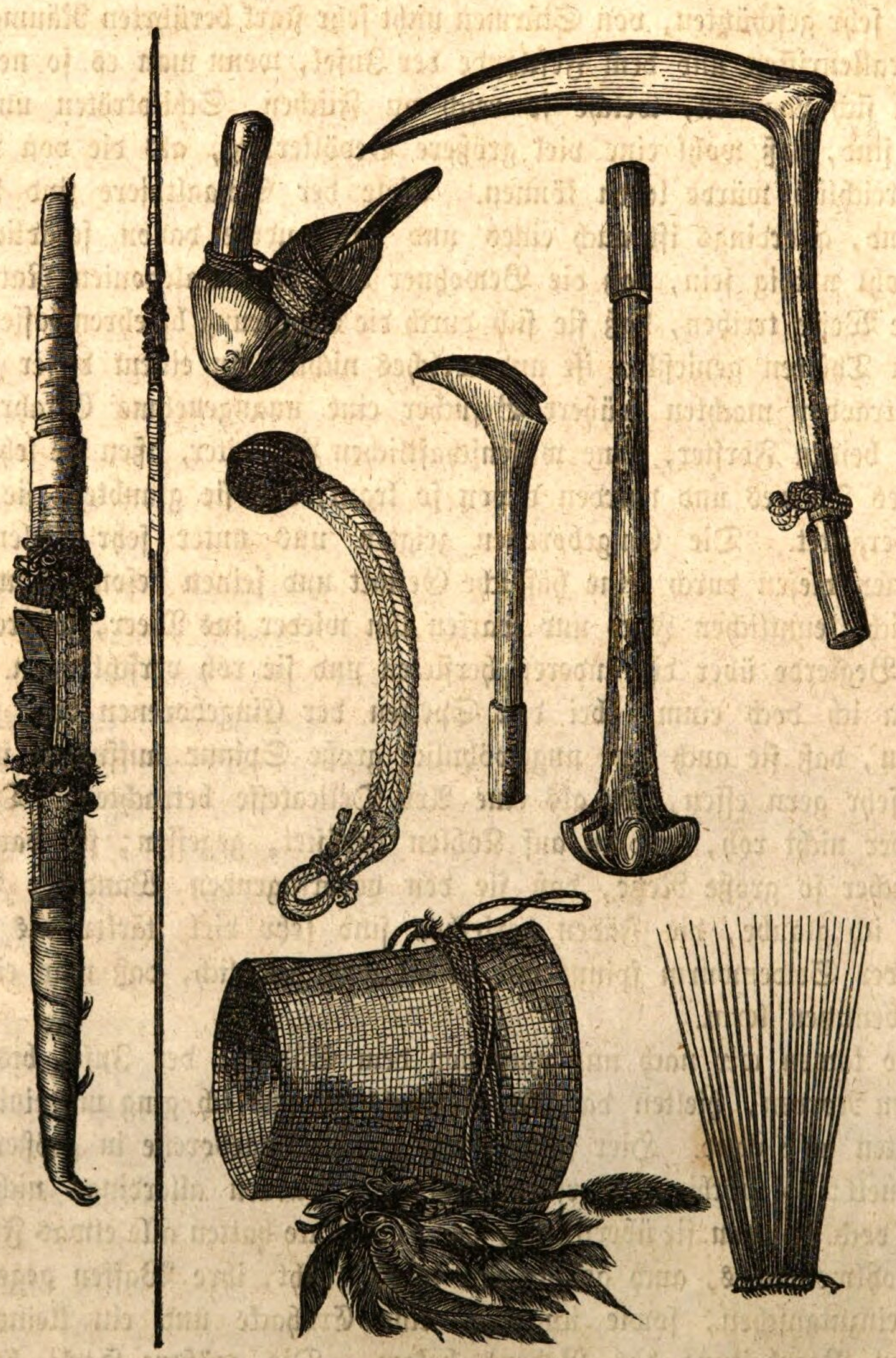
unerläßlich, Umzäunungen zu machen: wo man diese nicht findet, kann man mit ziemlicher Gewißheit schließen, daß es solcher schädlicher Thiere nicht giebt.

Ihre gewöhnlichste Nahrung beziehen die Bewohner von Neu-Caledonien wohl ganz ausschließlich aus dem Meere und dieses ist allerdings reich daran. In den sehr geschützten, von Stürmen nicht sehr stark berührten Räumen zwischen den Korallenriffen und dem Festlande der Insel, wenn man es so nennen darf, befinden sich Lagunen, welche so reich an Fischen, Schildkröten und Schaalthieren sind, daß wohl eine viel größere Bevölkerung, als die von Neu-Caledonien reichlich würde leben können. Viele der Schaalthiere sind sehr wohlschmeckend, allerdings ist auch eines und das andere davon schädlich und es wird wohl nöthig sein, daß die Bewohner von Neu-Caledonien Naturgeschichte auf ihre Weise treiben, daß sie sich durch die Erfahrung belehren lassen, welches von den Thieren genießbar ist und welches nicht. An einem dieser Fische, an dem Tetraodon machten frühere Besucher eine unangenehme Erfahrung, Cook und die beiden Forster, seine wissenschaftlichen Begleiter, aßen die sehr fettreiche Leber des Thieres und wurden davon so krank, daß sie glaubten, sie seien zum Tode vergiftet. Die Eingeborenen zeigten uns unter sehr vielen im Netz gefangenen diesen durch seine häßliche Gestalt und seinen besonders unförmlichen Kopf leicht kenntlichen Fisch und warfen ihn wieder ins Meer, während sie mit großer Begierde über die anderen herfielen und sie roh verschlangen.

Da ich doch einmal bei den Speisen der Eingeborenen bin, so muß ich bemerken, daß sie auch eine ungewöhnlich große Spinne aufsuchen und wie es scheint sehr gern essen, sie als eine Art Delicatesse betrachten. Die Spinne wird aber nicht roh, sondern auf Kohlen geröstet, gegessen; sie baut zwischen Gesträucher so große Netze, daß sie den vordringenden Wanderer Widerstand leisten, ich glaube, die Fäden derselben sind sehr viel stärker als diejenigen, welche der Seidenwurm spinnt und es ist wohl möglich, daß man einmal diese Fäden benutzen lernt.

So kamen wir nach und nach von dem Südende der Insel bis nach dem äußersten Norden, hielten daselbst abermals an und ich ging mit einigen meiner Bekannten an's Land. Hier fanden wir zuerst Eingeborene in größerer Menge versammelt; die nöthigen Vorsichtsmaßregeln wurden allerdings nicht vernachlässigt, doch schienen sie überflüssig, denn die Leute hatten alle etwas Freundliches und Wohlwollendes, auch gelang mir ganz leicht, ihre Waffen gegen Kleinigkeiten einzutauschen, sowie ich auch eine Erdhacke und ein kleineres Werkzeug zur Bearbeitung des Bodens bekam. Die größere Hacke bestand aus Holz und es war ein Ast mit einer rechtwinkeligen Biegung dazu gewählt. Die kleinere Hacke war von Feuerstein, welchen man sehr geschickt in einer Spalte eines ähnlichen Astes befestigt hatte. Ihre Waffen bestanden in Keulen und Speeren oder vielmehr Wurfspießen, denn um sie als Lanzen zu brauchen, waren sie zu leicht und zu dünn. Geworfen, mittelst eines zierlich geflochtenen

Werkzeuges, welches in der Mitte unserer Zeichnung zu sehen ist, mochten sie wohl eine ziemlich gefährliche Verwundung hervorbringen. Da die Spitze aus Knochen gemacht ist, wollte keiner der Eingeborenen sich dazu verstehen, dieselbe zu werfen, denn ein harter Gegenstand, ein Baum, mußte sie natürlich ver-



Werkzeuge und Waffen von Neu-Caledonien.

derben, zerbrechen; sie zeigten mir jedoch mittelst gleich schwerer Stangen ohne eine Spitze (welche ihnen wahrscheinlich dienen, um sich im Lanzenwerfen zu üben), auf welche Weise das Instrument gehandhabt wird. An einer Seite des Schnures befindet sich ein Ring, welcher über den Mittelfinger gezogen wird,

an dem anderen Ende hängt eine Kugel von Stein in ein sauber geflochtenes Netzwerk eingeschlossen. Diese Kugel hat eine geringe Vertiefung, in welcher der Schaft der Lanze gesteckt wird. Er hat darin fast gar keinen Halt und nur indem der Mittelfinger das andere Ende trägt und die Schnur zwischen sich und der Kugel spannt, erhält die Lanze sich in der geeigneten Lage.

Dieselbe wird nunmehr ganz so geworfen, wie wir es von Seiten der Turner täglich sehen können, aber indem der Arm den Wurf vollführt, beschreibt die drei Fuß davon entfernte schwere Kugel gleichzeitig einen viel größeren Bogen, hat also eine größere Geschwindigkeit als die Hand und theilt diese der Lanze mit. Es ist ungefähr dasselbe, was andere wilde Völkerschaften und was die gleichfalls wilde Völkerschaft unserer Straßenjungen mit dem Schlagholz macht, womit von diesen Letzteren beim Spiele der Ball sehr viel weiter geworfen wird, als es möglich wäre, wenn sich der Ball in der Hand befände, in welcher die sogenannte Kelle liegt. Auch der Pfeil wird von den Wilden so geworfen. Man giebt ihm die Richtung auf den Feind mit der linken Hand, läßt ihn dann frei und schlägt im nämlichen Augenblick mit dem Ende des rasch bewegten Wurfstockes dagegen und ertheilt ihm so eine sehr große Schnelligkeit.

Die Stelle, an welcher der Knochen mit dem Schafte der Lanze verbunden ist, hat gewöhnlich sehr geschickt gearbeitete Verzierungen, Schnitzereien, welche wir etwas größer ausgeführt, dicht neben der Lanze sehen.

Wir sehen auf unserer Zeichnung auch noch den offenen Hut, welchen die Männer tragen, die daran befindliche Schnur und der Federbusch ist das Kennzeichen des Häuptlings. Dicht daneben sehen wir einen Kamm aus Fischgräten, in manchen Fällen auch aus fein gespalteten Holzsplittern, aus langen Dornen von Pflanzen, welche flach geschabt sind, so daß sie gut aneinander liegen.

Viertes Kapitel.

Das Patriarchenthum. Schmählicher Verdacht, in welchen wir kommen. Excursionen nach dem Innern. Bekehrungsversuche. Brutalität der Eingeborenen und der englischen Matrosen.

Es scheint, als ob die Häuptlingswürde kein übermäßig hohes Ansehen gewährt; ein Mann, von dem ich die in der Zeichnung wiedergegebene Mütze gegen ein einfaches Messer vertauschte, war gekleidet wie die anderen, d. h. gar nicht, war bewaffnet wie die anderen und er wohnte auch ziemlich ebenso gut oder ebenso schlecht, doch schien mir die Hütte größer; der einzige Vorzug, der ihm aus seiner Würde zu erwachsen schien, mochte wohl der sein, daß alle Geschenke, welche den übrigen geboten wurden, ihm gezeigt, vor ihm nieder-

gelegt wurden, vielleicht, um ihn zu veranlassen eine Auswahl darunter zu treffen. Er bediente sich dieses Vorrechtes, wie es mir schien, mit großer Mäßigung, er annectirte sich nichts. Das Alter scheint die eigentliche Würde zu geben, überall konnte man Leute mit grauen Haaren als die geachtetsten erkennen, es war das Patriarchenthum in seiner reinsten Form, auch der Häuptling, von dem ich sprach, war ein Mann, den wir seinem Aussehen nach für sechszigjährig gehalten haben würden, wahrscheinlich zählte er viel mehr. Die Leute haben keinen Begriff von Zeitrechnung, vermögen also nicht ihr Alter zu bestimmen, sie thun dieß nicht einmal nach Jahreszeiten wie auf den Tonga- oder Fidji-Inseln.

Es war Abend geworden und unsere Matrosen hatten, während ich mich mit den Leuten zu unterhalten und sie auszufragen suchte, am Strande Feuer gemacht und kochten das mitgebrachte Rindfleisch. Als sie sich zur Tafel setzten, dabei einige Knochen zum Vorschein kamen, welche sie mit dem unverwüstlichen Matrosenappetit benagten, da stießen die Eingeborenen einander an und machten sich gegenseitig darauf aufmerksam und aus ihren Geberden, voll Furcht und voll Abscheu, schien mir hervorzugehen, daß sie glaubten, wir seien Menschenfresser. Da sie niemals ein Säugethier oder einen Vogel von solcher Größe gesehen haben konnten, wie es die Knochen hier verriethen, so war der Schluß, es müßten Menschenknochen und das Verzehrte müßte Menschenfleisch sein, nicht ganz unrichtig. Die Folge von dieser Ansicht war, daß sie sich furchtsam vor uns zurückzogen und bei unserer Annäherung immer mehr wichen, nicht ferner Gemeinschaft mit uns haben wollten. Ich muthmaßte den Grund, aber ich versuchte vergeblich mich ihnen verständlich zu machen, sie hatten den Begriff: ein großes Thier, gar nicht, und ich hatte kein Wort dafür, das ihnen verständlich gewesen, das den Begriff in ihnen erweckt hätte, das Einzige, was mir blieb, war, daß ich auf das Fleisch zeigte, dann auf mich und auf sie und dann mit dem Kopfe schüttelte, allein auch dies blieb unbegriffen und das gute Einverständniß war gestört, in diesem Augenblicke waren mir die Matrosen mit ihrer Gefräßigkeit sehr zuwider, denn diese waren es allein, welche das Vertrauen, das bisher zwischen uns herrschte, gestört zu haben schienen.

Mir wurde später klar, daß ich mit meiner Ansicht recht gehabt hatte. Von den Fidji-Inseln über die Neuen-Hebriden waren jene Ogers, jene Menschenfresser gekommen, welche den Menschen lediglich als Schlachtvieh zu betrachten schienen, sie hatten einen Einfall gemacht und hatten die sonst so friedlichen Inseln mit Blut getränkt. Der Häuptling, mit dem ich im Laufe der paar Wochen, welche wir hier zubringen mußten, da ein durchaus widriger Wind uns die Weiterreise verwehrte — mich hatte so weit verständigen gelernt, daß ich ihn halb begriff, halb errieth, als er mir das eben Gedachte erzählte, zeigte mir auch einige große Bäume, in deren Schatten man regelmäßig aneinander gelegte Steine wahrnahm, welche die Grabdenkmäler gefallener Häupt-

linge waren. Ob die Leute im Süden von Neu-Caledonien, welche unsere Körper mit so vielem Wohlbehagen befühlten, Abkömmlinge von diesen Menschenfressern waren oder ob sie nur von ihnen gelernt hatten, weiß ich nicht zu sagen, indessen scheint es mir beinahe, als wäre letzteres das Richtige, denn die Farbe der Fidji-Insulaner ist bei weitem heller als die der Bewohner der Fichten-Insel, auch haben sie wenig oder gar nichts Negerähnliches.

So weit mich meine Excursionen in das Innere führten, bemerkte ich überall nur sehr mäßige Spuren des Anbaues von eßbaren Pflanzen, zwar fehlte an keinem Hause ein Taro-Feld, allein überall war dasselbe doch so dürftig, so geringfügig bestellt, daß ich in der That darüber erstaunt war. Der Cocosnußbaum und der Brodfruchtbaum sind zwar vorhanden, aber wie es mir schien in keiner solchen Menge, um den Anbau einer Nahrungspflanze überflüssig zu machen, wie dies z. B. auf den Sandwich-Inseln der Fall sein soll. Mangel an Fruchtbarkeit ist es gewiß nicht, denn die Berge, welche die Mitte der Insel bedecken, haben von beiden Seiten parallel laufende Hügelketten, welche eine reiche und mannigfaltige Vegetation darbieten. Auch strömen von den Bergen herab so viele kleine Bäche, daß das Land unmöglich an Trockenheit leiden kann, es dürfte demnach der sichtbare Mangel wohl nur in der Indolenz der Eingeborenen seinen Grund haben. Keiner der Männer arbeitet im geringsten etwas, alles, was gethan werden soll, geschieht von den Frauen, sie bauen die Häuser und sie brechen sie ab und tragen sie an andere Stellen, wenn der Ort verlassen werden soll, sie müssen auch das Stückchen Acker bearbeiten, das ihnen Nahrung geben soll und sie müssen auf die Bäume klettern, um die Cocosnüsse oder sonstigen Früchte herabzuholen.

So weit ich die Leute hier kennen lernte, schienen sie friedlich, allein das sind sie nicht für alle Beobachter gewesen. Gewiß ist, daß die vielen Völkerschaften, daß die sämmtlichen kleinen Stämme unter einander im Kriege leben und sich gegenseitig berauben, schlachten und so wirthschaften, wie es unter ganz rohen Völkern allgemein gebräuchlich ist, daher die Bevölkerung dieser Insel, die keine unbedeutende Ausdehnung hat (sie hat 45 Meilen Länge und durchschnittlich 10 Meilen Breite) sehr gering ist; man hat nur Schätzungen, da von Zählungen keine Rede sein kann, aber diese Schätzungen gehen höchstens auf 50000, was nicht viel mehr als 100 Menschen auf die Quadratmeile beträgt, indessen das Land zum mindesten die fünfzigfache Anzahl würde nähren können.

Zu diesen kriegerischen und fortwährend im Streite begriffenen wirklichen Wilden haben sich Missionaire gewagt und seit dem Jahre 1840 sind wiederholt von verschiedenen Seiten, wiewohl immer erfolglos, Versuche gemacht worden. Sie hatten wenig oder gar keine alten Religionsideen zu bekämpfen, und zu beseitigen, denn das Wort „Religion“ scheint noch nicht eingekehrt bei ihnen zu sein, aber dennoch wurde es völlig unmöglich auf sie einzuwirken und sie räumten

das Feld, bevor sie aus dem Felde geräumt wurden. Zehn Jahre später kamen Presbyterianer der schottischen Kirche dahin und auch sie wichen bald der rohesten Gewalt. Kurze Zeit darauf aber kam ein Missionair von den unter gleicher Breite, aber viel weiter östlich gelegenen Mangia-Archipel dahin (der auch Harvey- und auch Cooks-Archipel genannt wird). Dieser, ein Eingeborener, verständigte sich mit den Caledoniern ziemlich bald, er brachte die auf Rarotonga durch die londoner Missionsgesellschaft dorthin verpflanzte Varietät der christlichen Religion nach Neu-Caledonien und fand mit derselben auch einigen Eingang, zuerst schon war er damit zufrieden, daß man ihm nichts that und er hoffte bei längerer Wirksamkeit zu bessern Resultaten zu gelangen, aber er hat es nicht erlebt, wohl aber hat er Augenzeuge unbeschreiblicher Greuel sein müssen.

Der indianische Missionair konnte sich durch Sprachverwandtschaft bald in das Idiom der Neu-Caledonier finden, er machte dann Reisen durch das Innere der Insel von einem Häuptling zum andern, und machte so die Runde, sowohl der östlichen, als der westlichen Küste ihrer ganzen Ausdehnung nach beschreitend. Wo er hinkam, sah er Krieg und überall sah er eine Barbarei, wie sie auf seiner Heimathinsel niemals gewesen war. Um nur ein Beispiel davon zu geben, will ich Folgendes anführen, das er in einem Dorfe im Innern des Landes, welches Oedschine genannt war, als gerade ein großes Fest gefeiert wurde, bei welchem die Bevölkerung der umliegenden Hütten dem Oberhaupte Lebensmittel mancher Art darbrachte, erlebte.

Der Häuptling hatte einen Sohn von etwa sechs Jahren, welcher bei seinem Vater stand, als dieser die Geschenke in Empfang nahm. Unter den Ueberbringern war ein Mann von mehr als gewöhnlicher Wohlbeleibtheit, als das Knäblein diesen sah, bat es den Vater um denselben. Der Missionair glaubte, er wolle ihn als Diener, als Sclaven haben, wurde aber bald eines Anderen belehrt.

Der Häuptling nahm die Geschenke mit der üblichen und gebührenden Verachtung auf, entließ die Leute, bedeutete aber dem dicken Mann, daß er nicht fortgehen solle.

Als darauf der Vater von den Geschenkgebern verlassen war, ließ er den zurückgehaltenen Mann vor sich treten und frug dann seinen Sohn, ob er ihn solle braten lassen. Das Kind antwortete nein, laß ihn in Stücke lebendig auseinander hauen.

Der Missionair machte alle möglichen Vorstellungen, um diesen Greuel zu verhindern, allein ihm wurde erwidert, dieses sei hier so Sitte, jeder der Geschenkbringer müßte darauf gefaßt sein, zurückgehalten zu werden und es sei ein Vorrecht des ältesten Sohnes des Häuptlings denjenigen auszusuchen, der von den Ueberbringern zurückgehalten werden soll, und daß er dann auch zu bestimmen habe, auf welche Weise man mit ihm verfahren solle. Er würde gewöhnlich geschlachtet, gebraten, und von der Familie des Häuptlings verzehrt, aber man

könne es auch anders machen und so geschah es denn auch hier, trotz aller Bitten des Missionairs.

Einer der anwesenden Krieger nahm ein Beil aus Feuerstein und frug den kleinen Engel, was er jetzt machen solle; derselbe erwiderte, hau' ihm einen Arm ab. Darauf legte sich der Eingeborene ganz ruhig nieder und der Krieger hieb ihm in das Ellbogengelenk. Nein, sagte der kleine Schelm, weiter oben. Darauf wurde der Arm im Schultergelenk abgehackt. Nun auch den andern Arm, sagte der junge Häuptling und so ging es fort, auch beide Beine wurden von dem Rumpfe getrennt, und erst dann wurde dem Unglücklichen, der dies alles überstanden hatte, auch der Kopf abgehauen.

Auch die Fichten-Insel wurde von Missionairen besucht, doch gleichfalls vergeblich, sie lebten einige Monate auf der Insel und dankten dann dem Himmel, als eine engländische Brigg mit Namen „der Stern" unter Capitain Ebrill ankam, mit welcher sie ihre Entfernung von der Insel bewerkstelligen wollten. Der Capitain hatte die Absicht Sandelholz zu kaufen und nach China zu bringen, die Eingeborenen aber faßten bei Erblickung des Schiffes den Entschluß sich zu rächen für Schändlichkeiten, die sie von früheren Besuchern hatten erdulden müssen. Die Matrosen engländischer Schiffe, welche das ganze Inselmeer gepachtet zu haben scheinen, glauben unter den Eingeborenen noch etwas abscheulicher wirthschaften zu können, als sie dessen in den Spelunken der Hafenorte ihrer Heimath gewohnt sind. Wenn nun schon die Frauen von Neu-Caledonien ein eben so trauriges Loos haben, als die der anderen Papua's auf Neu-Guinea oder Neu-Holland, so lassen die Männer sich doch die Entehrung derselben nicht so ruhig gefallen, als es wohl anderwärts geschehen mag und so kam denn zu den versuchten und verübten Schändlichkeiten noch die gewöhnliche Matrosensatisfaction hinzu. Nach den verübten Verruchtheiten wurden Weiber, Kinder und Männer auf die schändlichste Weise geschlagen und gemißhandelt, worauf die brutalen Schufte entflohen.

Als nun der Capitain Ebrill auf der Insel landete, gingen die beiden Missionaire zunächst an Bord, dann zogen mehrere Matrosen mit Wassergefäßen an's Land, um diese zu füllen, andere aber wollten das Holz, welches die Eingeborenen aufgehäuft hatten, abholen. Hierbei wurden die Mannschaften überfallen und gemordet, die Eingeborenen bestiegen nunmehr ihre schwerfälligen, aber großen Piroguen und zogen gegen das Schiff. Die Handelsfahrzeuge sind niemals stark bemannt und nachdem nun vollends mehr als die Hälfte der Mannschaft bereits ermordet worden war, hatte das Besteigen des Schiffes keine Schwierigkeit. Alles wurde niedergemacht, was sich lebend vorfand, auch die beiden Missionaire wurden abgeschlachtet, darauf zündete man die Brigg an und sie verschwand mit allem, was darin war.

Fünftes Kapitel.

Die Missionaire fassen nach und nach festen Fuß. Kampf der eingeborenen Priester gegen sie. Die Colonisation der Schwaben.

Auch auf den in der Nähe von Caledonien gelegenen kleinen Inseln sind Missionaire gelandet, so auf den Inseln Lifu und Mare. Auf der ersten von diesen beiden Inseln gelang es ihnen den Häuptling Bula zu bekehren und sich in ihm eine Stütze zu erwerben, sie unterichteten namentlich Kinder in den Lehren des Christenthums, als indessen im nächsten Jahre eine verderbliche Ruhr ausbrach, behaupteten die Eingeborenen, daß die Missionaire daran schuld seien und verlangten, man solle sie tödten.

Obwohl der Häuptling gleichfalls eines seiner Kinder verloren hatte, so ließ er ihnen jedoch nichts geschehen und zu seinen Untergebenen sagte er, die Männer sind unter uns gekommen, um Gutes zu thun und nicht Böses, wenn ihr sie tödtet, so wird ihr mächtiger Gott sie rächen und wir müssen Alle sterben.

Nach langem Schwanken wurde doch den Missionairen das Leben gelassen, weil ein Häuptling der Fichten-Insel dieses rieth, da er aus Erfahrung wußte, daß, wenn man Missionaire beleidige oder tödte, wie es unter seinem Volke geschehen, immer schreckliche Seuchen die Folgen seien. So waren die Missionaire diesesmal der dringendsten Gefahr entronnen, allein kurze Zeit darauf sollte eine noch viel ernstere sie bedrohen. Es starb nämlich eben ihr Schutzherr, der Häuptling Bula, und nichts bringt größere Verwirrung im Stamme hervor, als solch ein Ereigniß, denn es ist dort Sitte, daß die Freunde des Verstorbenen sich vereinigen und Blutrache fordern, man glaubt, irgend Jemand sei schuld an dem Tode und dieser Jemand muß aufgefunden und erschlagen werden. Dabei tritt dann immer ein mächtiger Einwohner an die Spitze und sucht, unter dem Vorgeben den Häuptling zu rächen, seine eigene Rachsucht an irgend einem Feinde zu befriedigen, indem er ihn für den Mörder ausgiebt.

Als nun der Häuptling gestorben war, ersah man die Missionaire zu Opfern. Es ist unbekannt, welchem Zufall sie ihre Rettung zu danken haben, aber es geschah plötzlich, daß eine Familie von acht Personen als die schuldige erkannt wurde und man hat ein Mitglied derselben nach dem andern auf grausame Weise ermordet.

Es schien den Missionairen nun doch gerathener, auf die benachbarte Insel Mare zu flüchten, wo drei andere Missionaire gleichzeitig mit ihnen angelangt, bessere Erfolge gehabt und viele Eingeborene bekehrt hatten. Die Missionaire hatten gelehrt, die Seuchen kämen nicht von den Menschen, sondern von Gott, welcher sie zur Strafe für begangene Sünden auf die Erde schicke. Den jungen Eingeborenen wollte nicht einleuchten, weshalb dann auch Kinder, die wahr-

scheinlich nicht viel Böses gethan hätten, von Gott gestraft würden, sie hatten sich noch nicht zu dem Begriffe von der Erbsünde erhoben, konnten also auch nicht einsehen, daß in dem jetzt sterbenden Kinde die Sünden eines Menschen bestraft würden, welcher vor hundert oder vor tausend Jahren gelebt hatte und um zu erfahren, ob das wahr sei, was sie ausgesagt, sollte eine Probe angestellt werden.

Ein Häuptling befahl einem seiner Priester, welcher hoch berühmt war, seinen Gott zu veranlassen, eine Seuche über die Missionaire zu verhängen. Der Priester sammelte nun einen ganzen Korb voll Reliquien, Knochen, Fingernägel, Haare, kurz heilige Ueberbleibsel seiner Vorfahren und ging damit in Begleitung des Häuptlings nach dem Walde, in welchem die Vorfahren begraben waren und in welchem sein Gott wohnte.

Der Priester focht nunmehr mit einer Keule gegen die Luft, durchschnitt sie mit mächtigen Streichen und rief in einem fort, das seien die Missionäre, welche ihm, seinem Gotte, dieses anthäten. Dann lief er zu dem Korbe und sah zu, ob derselbe blutig sei. Da er nichts derartiges fand, fing er das Fechten nochmals an und dann nochmals, bis er durch seine wüthenden Streiche sich müde gearbeitet, sich völlig erschöpft hatte.

Als auch nunmehr noch kein Blut zu sehen war, erklärte der Häuptling, daß er hieran erkenne, wie der Gott der Missionaire der stärkere sei, und der Priester selbst, obschon in seinen Rechten auf das Schwerste verletzt, fühlte doch, daß er dem mächtigen Gotte weichen müsse und bat nunmehr die Missionaire selbst überall auf der Insel und ganz besonders in dem Dorfe, in dem er wohne, zu lehren, damit sie alle unter den Schutz des Christengottes kämen.

Diese Thatsache wurde auf Lifu und auf der Fichten-Insel bekannt und die Missionaire kehrten endlich dahin zurück und sind jetzt auch in ihren Bemühungen glücklicher, sie wurden durch das eben gedachte Ereigniß auf das Glücklichste unterstützt und haben es zu benutzen gewußt.

Auf der Insel Neu-Caledonien selbst befinden sich gegenwärtig mehrere Missionsstationen, doch alle auf der westlichen Seite, welche die zugänglichere ist, zwar zieht sich längs der Küste ein gewaltiges Korallenriff hin, welches ganz parallel mit den Küsten läuft, allein es ist an vielen Orten durch tiefe Einschnitte unterbrochen, so daß man der Insel auf bei weiten mehreren Punkten nahen kann. Da wir nun nicht auf der Westseite der Insel waren, so konnte ich auch keinen der Missionaire zu sehen bekommen.

Endlich setzte sich das bisher ungünstige Wetter in ein günstigeres um, wir erhielten einen schönen Südwind, mit dem wir nach den Neuen-Hebriden, welche nordöstlich von Neu-Caledonien liegen, steuerten. Da der Supercargo es nicht unterlassen konnte, überall wo er hinkam, Colonien zu stiften, so that er dieses auch, bevor wir von der Nordspitze der Insel abreisten. Die neue Colonie erhielt den Namen goode Hope (gute Hoffnung) und er knüpfte an

diesen genialen Gedanken die süße und gewiß sehr gute Hoffnung, dereinst hier eine holländische Stadt erblühen zu sehen. Um seiner Sache ganz gewiß zu sein, nahm er die Insel Neu-Caledonien ebenso wie die Fichten-Insel für den König von Holland in Besitz. Ich rieth ihm, dieselbe für seinen eigentlichen Landesherrn, dem Könige von Württemberg, in Besitz zu nehmen, dann würde er seine Landsleute hierher schicken können und sie hätten nicht mehr nöthig, in Amerika wie die Pferde zu arbeiten. Ein Schicksal, welches ihnen einmal bestimmt sei, da sie ausschließlich aller anderen Länder gerade dieses eine sich ausgewählt hätten.

Da sind Sie sehr im Irrthum, erwiderte er, man liebt die württembergische Race und sucht sie überall auf, nicht um zu arbeiten, sondern lediglich damit sie das Land mit ihrer Race bevölkern sollen.

Mir fiel dabei ein, was ich aus dem Munde eines Schwaben in Ostpreußen gehört hatte, es befinden sich daselbst schon seit Friedrich dem Großen Colonien von Einwanderern. Armen Leuten, namentlich aus Schwaben, hatte man Land angewiesen, einem jeden war ein Haus, waren zwei Kühe und mehreres anderes Vieh, auch Zugthiere geschenkt worden und auf jede Familie kam eine kulmische Hufe guten Ackerlandes, trotz dessen lebten diese Leute auf einem Besitzthum, welches an Ausdehnung das des reichsten württembergischen Bauern übertraf, in einer unbeschreiblichen, man möchte fast sagen jammervollen Dürftigkeit, denn sie thaten gewissermaßen nichts, es geschah in Garten und Feld nur genau so viel, als gerade nöthig, wenn sie nicht eigentlich verhungern wollten. Gegenwärtig lebt dort schon die dritte Generation und immer noch in dem alten Elend.

Bei einem Besuch, den ich einem Verwandten dort ablegte, führte derselbe mich auch zu den sogenannten Holländern. Das Wort soll Hauländer heißen und rührt davon her, daß ihr gegenwärtiges Besitzthum ehemals Wald gewesen und dann ausgehauen worden ist. Die Leute, mit denen er sprach, bettelten ihn alle an und forderten, er solle sich bei der Regierung für sie verwenden, damit ihnen die nöthigen Unterstützungen würden, denn ohne diese könnten sie nicht leben.

Liebe Kinder, sprach der Angeredete, das wird Euch dieses Mal so wenig helfen, als bisher, Ihr habt Land, Haus und Hof, Vieh u. s. w. geschenkt bekommen, Euere Voreltern sind dreißig Jahre von Abgaben frei gewesen, wer unter solchen Umständen nicht durchkommen kann, dem ist durch einzelne Geschenke gewiß nicht zu helfen, Ihr müßt fleißig sein, Ihr müßt arbeiten.

Der Bauer erwiderte ganz ernsthaft: ha, was denkt er? wir sind nicht zum Arbeiten hergerufen. Wenn wir hätten arbeiten wollen, so hätten wir in unsrem lieben Schwabenlande bleiben können, wir sind nicht zum Arbeiten hierher berufen, man hat uns hierher kommen lassen, um das Land zu bevölkern.

Und darin hatten sie allerdings das Mögliche geleistet, die Zahl der Kinder

und Enkel ging in's Großartige, nur für die Nahrung derselben zu sorgen, waren sie nicht geneigt, dieses überließen sie dem Könige.

Als ich dem Supercargo dieses mein Erlebniß mittheilte, sagte er, ich möchte mich ja nicht über seine Landsleute lustig machen, diese seien bestimmt, die Welt zu beherrschen und ich würde daran sicherlich nichts ändern, es hätten schon einmal schwäbische Ritter, die Hohenstaufen, die Welt beherrscht und die jetzt lebenden Fürsten würden sich diese ihre Mission sicherlich nicht nehmen lassen. Ich wünschte ihm Glück zu diesem schönen Bewußtsein und rieth ihm, sich mit ihnen zu associiren; da er eine so große Anlage zur Gründung von Colonien habe, so würde eine solche Verbindung höchst wünschenswerth sein. Mit dem Rechte der Colonisation sei übrigens auch das Recht der Namengebung verbunden und er möge sich daher besinnen, wie er das Land benennen wolle, für die neugegründete Stadt schlüge ich unmaßgeblich vor Neu-Ganslosen (das württembergische Schilda) oder Neu-Herrnberg wegen seines eigenthümlichen Stadtwappens (diese im Schwarzwaldkreise liegende Stadt zeigt auf ihrem Marktplatze eine große Merkwürdigkeit. Dem Rathhause gegenüber steht ein fließender Brunnen, auf welchem ein auf den Hinterbeinen sitzender Esel das Schild mit dem Wappen trägt. Sein Kopf mit den langen, langen Ohren und mit dem weit aufgesperrten Maule, ist gegen das Rathhaus gerichtet und scheint gerade in den Sitzungssaal zu schauen). Ich weiß nicht, ob er den schlechten Witz verstand, aber er strafte mich mit einem Blick der tiefsten Verachtung und ging in seinen Harem.

Sechstes Kapitel.

Die Entdeckung der heiligen Geistinseln durch den spanischen Seefahrer Quiros. Erzählung des Entdeckers über seine Thaten und die seiner Mannschaften.

Unser Cours ging gerade auf den Mittelpunkt der Gruppe zu, welche man die Neuen-Hebriden nennt. Diese sind viele Male entdeckt und viele Male benannt worden. Der Vicekönig von Peru sendete im Jahre 1605 die Seefahrer Quiros und Torres auf Entdeckungen aus. Die Leute fuhren, wie man es damals gewohnt war, immer gerad aus, endlich, mitten auf hohem Meere, schien es ihnen doch geeignet, sich auch ein wenig in anderen Richtungen umzusehen und so gelangten sie am 25. April 1606 zu einigen ziemlich hoch gelegenen Inseln, welche sie mit dem Namen unserer lieben Frauen von Luz (Nuestra Señora de Luz) benannten.

Das Land war überall hoch, schien aber sehr wasserreich zu sein, denn von vielen Seiten erblickte man die schönsten Cascaden sich über die Felsen herab in's Meer ergießen. Es war auch bevölkert, denn man entdeckte am

Gestade und auf frei stehenden Felsen Leute, welche bei Erblickung des heransegelnden Schiffes winkten mit allem, was ihnen Bewegliches zur Hand war, mit Matten, Thierfellen oder Palmenzweigen, auch Feuer wurden auf den Hügeln angezündet um die Aufmerksamkeit dahin zu lenken.

Quiros bemannte ein Boot mit 20 Soldaten, welche als Schutzwaffe große Schilde trugen, aber doch schon mit Musketen, mit Luntenflinten versehen waren, sie konnten bis dicht an die Küste kommen, denn es ergoß sich ein sehr starker Bach in das Meer, welcher eine hinlänglich tiefe Bahn ausgehöhlt hatte.

Zu ihrer größten Verwunderung bemerkten sie, daß dreierlei, in Farbe völlig verschiedene Einwohner die Insel belebten, es gab welche, die man unbedenklich hätte Neger nennen können, wenn sie nicht lange Haare gehabt hätten, es gab welche, die braun waren wie die Spanier, nur etwas dunkler, es gab endlich auch ganz hellfarbige, deren Haar blond oder roth war.

Die Erzählung, welche Quiros von seiner Landung macht, ist naiv und charakteristisch genug, um mitgetheilt zu werden.

„Die Spanier machten allerlei Zeichen des Friedens, um die Eingeborenen zu bewegen, sich zu nähern. Einer derselben sprang von einem Felsen in das Wasser und erreichte das Boot schwimmend und kaum hatte er die Hände an Bord gelegt, als mehrere ihm halfen in die Schaluppe zu steigen, aber ihn auch alsbald festhielten, denn er schien sehr stark und kräftig, die Bewegungen seiner Arme und die zornigen Mienen seines Gesichtes versprachen nichts Gutes."

Es ist schwer zu fassen, was für ein Unglück hätte geschehen, welche Gefahr hätte erwachsen können, auch wenn man diesen einen Mann nicht gefangen genommen hätte, es waren doch immer zwanzig bewaffnete Soldaten gegen einen unbewaffneten Wilden, allein es geschah nun einmal, es war spanische Politik.

„Dieser Wilde war ein Häuptling, so viel man aus seinen Schmuckgegenständen, Halsbänder und Armbänder von Hauern wilder Schweine und ferner aus der Gefangennahme eines zweiten Wilden urtheilen konnte, welcher dergleichen Schmuck nicht trug. Um sich der beiden Gefangenen zu vergewissern, legte man sie in Ketten und suchte eiligst nach dem Schiffe zurückzukehren. Ihre Landsleute auf den Inseln erhoben ein gräßliches Geschrei, dem Häuptling gelang es, sich aus den Armen der ihn Haltenden loszureißen und in's Meer zu springen, die Kette hinderte ihn nicht am Schwimmen, doch ward er wieder aufgefischt, bevor er das Ufer erreichen konnte."

„Don Quiros empfing die beiden Fremden sehr gütig und freundlich, ließ ihnen den Bart und die Hauptthaare abscheeren, abrasiren und sie dann wieder auf ihre Insel zurückschicken; um sie zu freundlichen Gesinnungen zu bewegen, (man hatte recht rührend angefangen, um sich ihrer Freundschaft zu vergewissern) gab man dem Häuptling einige Stücke rothen Zeuges mit und schickte auch Decken nnd andere Stoffe an's Land, um dieselben gegen Lebensmittel zu ver-

tauschen. Der Häuptling schien froh zu sein, seine Freiheit wieder zu haben, denn er gab für die mitgeschickten Stoffe eine solche Fülle von Lebensmitteln, daß die Schaluppe dieselben kaum tragen konnte."

„Die Spanier zogen weiter und suchten mit der Schaluppe an anderen Punkten der Insel zu landen, sie fanden eine zahlreiche Bevölkerung, Männer von hohem Wuchs, aber wie es schien von geringerer Kaste als die vorhin bemerkten. Sie machten Zeichen der Freundschaft und als die Spanier sich näherten, sah man die Weiber nach dem Gehölze fliehen. Sobald sie dort verschwunden waren, sendeten die Eingeborenen einen Hagel von Pfeilen herüber und ein Matrose wurde verwundet, dafür schoß man mit Gewehren unter sie und ließ sie schwer bereuen, die Spanier so übel empfangen zu haben."

„Am nächsten Morgen fand man sich bei einer sehr großen Insel, es war dort ein schöner Hafen, hinlänglich weit und wohl geschützt, bei 30 Faden Tiefe konnte man Anker werfen. Die Küste dehnte sich weit aus und es war offenbar, daß man ein großes Land vor sich habe. Viele Leute kamen herbei und auf den Bergen angezündete Feuer schienen noch mehrere herbeizurufen, sie näherten sich in Kähnen der Schaluppe und brachten Geschenke, worüber die Matrosen große Freude hatten. Es war der 1. Mai, an dem man hier Anker geworfen, daher benannte man die Bay nach den Heiligen des Tages, Philippus Jacobus. Am 3. Mai wurde eine zweite Bay aufgefunden und da dieses der Tag der Auffindung des wahren Kreuzes war, so wurde dieser Hafen Vera Cruz genannt. Das entdeckte Land erhielt den Namen des heiligen Geistlandes, der eine Fluß, den man bemerkt hatte, wurde Jordan und der andere San Salvador genannt."

„Die Eingeborenen schienen unzufrieden mit der Ankunft Fremder. Als man landete, kam der Häuptling den Seeleuten entgegen, bot ihnen Früchte und geschlachtete Thiere, machte ihnen aber Zeichen, daß sie sofort umkehren und heimfahren sollten. Als dieses nicht geschah, zog der Häuptling einen Strich in den Sand und deutete an, daß man denselben nicht überschreiten dürfe und als dieses dennoch geschah, hatten die verruchten Wilden die Unverschämtheit auf uns zu schießen, was uns natürlich nöthigte, Feuer auf sie zu geben und mehrere zu erschießen, unter deren Zahl auch der Häuptling war."

„Die Leute entflohen nach den Gebüschen und wir wollten an einem anderen Orte zu landen suchen, um hier freundschaftliche Verbindungen anzuknüpfen (eine sehr glückliche Art, dieses zu thun, hatten, wie sich aus dem Berichte ergiebt, die Spanier jedenfalls) allein die Eingeborenen sind so durchaus bösartig, daß es kein Mittel gab, sich mit ihnen zu verständigen, immer bedrohten sie unsere Landung mit Pfeilen, welche uns allerdings nicht viel thaten, während sie sich gegen unsere Kugeln nicht schützen konnten."

„Wir verjagten die Einwohner aus ihren Hütten, nahmen davon Besitz und benutzten den nächsten Tag, um das Fest des Herrn zu feiern, dabei gleich-

zeitig ein großes Kreuz aufzurichten und im Namen König Philipp III. Besitz von dem schönen Land zu nehmen."

„Ein Tag später war eine Abtheilung der Unsrigen in die Berge gedrungen um Früchte zu suchen, dabei gelangte man über die erste Hügelreihe hinaus, hörte musikalische Töne, hörte den Schall von Trommeln und als die Leute nun behutsam näher schlichen, bemerkten sie eine Menge von Wilden, welche ganz harmlos musicirten und tanzten."

„Die Unsrigen sprangen nun plötzlich hervor, um jene zu überraschen, und da sie völlig waffenlos waren, keine Zeit hatten in ihre Hütten zurückzukehren, um dieselben zu holen, so entflohen sie eiligst nach allen Seiten, die Unsrigen behaupteten das Feld ohne Schwertstreich, sie drangen in die Hütten, versicherten den Weibern durch Liebkosungen ihrer guten Absichten, ihrer Freundschaft und trieben dann 18 Schweine und 3 der eingeborenen Kinder davon, mit denen sie so eilig als möglich das Ufer zu erreichen suchten, um den abscheulichen Wilden zu entkommen. Da sie belastet waren, so gelang dies nicht ganz nach Wunsch und die Eingeborenen, welche sich während dessen mit Waffen versehen hatten, sandten einen Hagel von Pfeilen auf die wackern Spanier und verfolgten sie bis an das Meeresufer, die Unsrigen zwingend mehreremale zu halten und ihnen eine Ladung Kugeln zuzusenden, was sie jedoch nur wenig aufhielt, denn mit Rücklassung der Gefallenen eilten die andern uns immerfort wieder nach und als sie keine Pfeile mehr hatten, waren sie maliciös genug, auf die benachbarten Höhen zu steigen und große und kleine Steine auf die Abziehenden zu werfen, allein diese führten ihren Rückzug mit der äußersten Bravour aus ohne die gemachte Beute dabei zu verlieren und man kann die Tapferkeit, welche die edlen Spanier bei dieser Gelegenheit bewiesen, nicht hoch genug preisen, die feigen Eingebornen aber, als sie den Donner der Kanonen von dem Schiffe her vernahmen und bemerkten, daß man den Soldaten mit mehreren Booten zu Hilfe kam, entwichen schmachvoll in ihre Berge."

Man sieht aus dieser Erzählung, daß die edlen Spanier überall dieselben geblieben waren so als sie die westindischen Inseln, so als sie Mexico und als sie Peru und dann auch als sie das Land des heiligen Geistes entdeckten; sie haben es jedoch in ihrem eigenen Vaterlande auch so gemacht, daher dürfte hier wohl nicht viel zu verwundern sein.

Das Meer in der Umgegend dieser Inseln scheint zwar überaus reich an Fischen, aber auch hier wie um Neu-Caledonien und den benachbarten Meeresgegenden scheinen giftige Fische nicht selten zu sein, denn eben diese Spanier, welche hier so heiter gewirthschaftet, wurden unmittelbar nach eben jenen erzählten Vorfällen auf eine minder angenehme Weise, als durch Kinderstehlen, Frauenschänden und Schweinewegtreiben, überrascht. Es war Festtag gewesen und die guten Spanier von jeher überaus fromme Christen, welche gewiß noch heute das Andenken an die Autos da Fé' der Inquisition feiern, wie die Fran-

zosen das Jubelfest der Bartholomäus-Nacht begehen — hatten einen reichen Fischzug gethan, um ihren Religionspflichten genügen zu können. Die wackern Leute glaubten sich dabei ein wenig überladen zu haben, denn sie fühlten kurz nach dem Genuß der Fische große Unbequemlichkeiten, diese aber steigerten sich allmälig in einer solchen Weise, daß sie sämmtlich krank, schwer krank und hängemattenlägerig wurden. Bettlägerig darf man wohl nicht sagen, da es bekanntlich auf Schiffen keine Betten giebt. Die beiden Schiffe der Spanier wurden im Laufe des Tages zu Lazarethen. Keiner der Kranken glaubte von diesem Uebel aufzustehen, besonders entsetzlich war dabei der Schmerz in den Eingeweiden und eine ganz eigenthümliche Wirkung auf die Gelenke, welche so vollständig erschlafft waren, daß man glaubte, dieselben nimmer wieder brauchen zu können. Das Schiff war zwar in See gegangen, man war jedoch genöthigt, dasselbe abermals in die Bay zurückzuführen und vor Anker zu gehen, da Niemand im Stande war, die Segel zu regieren oder irgendwie Dienste zu leisten, allmälig wichen die Vergiftungssymptome. Quiros hielt es jetzt auch für angemessen, die abscheulichen kleinen Bestien, die man nur aus Spaß ihren Müttern geraubt hatte, wieder an's Land zurückzubringen. Man wollte dadurch von Neuem freundschaftliche Verbindungen mit den Eingeborenen anknüpfen. Diese elenden Menschen waren aber so schändlich und so undankbar, daß sie die erwiesene Wohlthat gar nicht anerkannten und zu freundschaftlichen Verbindungen nicht zu bewegen waren.

Die Spanier besuchten noch eine dritte Bay und beschlossen daselbst eine Stadt Neu-Jerusalem anzulegen, es war auch schon ein Statthalter, es waren auch Alcaden und andere Beamten ernannt, allein hiebei blieb es und es ist niemals ein Stein zum Grunde eines Hauses gelegt worden. Auf welchem niederen Standpunkt damals die Schifffahrtskunst stand, geht daraus hervor, daß, nachdem die Spanier drei Tage lang von der Insel entfernt waren, es ihnen unmöglich war, dieselbe wieder zu finden.

Siebentes Kapitel.

Besuche von verschiedenen Seefahrern auf den Inseln gemacht und verschiedene Benennungen, welche sie erhalten. Zur Charakteristik der sogenannten „Wilden."

Die verlorene Insel blieb verloren mehr als anderthalb Jahrhunderte, kein Europäer hatte sie berührt bis zum Jahre 1768. Am 22. Mai dieses Jahres sah Bougainville, welcher diese Gegend befuhr, zwei vereinzelte Inseln, deren eine er Aurora, die andere die Pfingst-Insel nannte, noch eine dritte sehr viel größere Insel lag in Sicht. Rauch stieg davon an so vielen Stellen auf, daß

man daraus auf eine bedeutende Bevölkerung schließen konnte, auch Kähne mit Eingeborenen besetzt, zeigten sich, aber nirgends nahm man die Absicht wahr, mit den Ankömmlingen in Verbindung zu treten, und als Bougainville drei Boote bemannen und an's Land fahren ließ, schienen die Eingeborenen sich mit bewaffneter Hand widersetzen zu wollen, sie zogen sich jedoch nach und nach zurück wie sie sahen daß die Anlangenden sich durch ihre drohende Haltung nicht irre machen ließen.

Es war vergeblich sie andern Sinnes zu machen, erst als ein Prinz von Nassau, welcher diese Reise aus Liebhaberei mitmachte, allein und unbewaffnet auf sie zuging, gestatteten sie seine Annäherung, nahmen auch die dargebotenen Geschenke und erwiederten dieselben durch Gegengeschenke, nur als man ihnen einige Waffen abhandeln wollte, waren sie unerbittlich. Es ergab sich nämlich, daß sie sich im Kriege mit einem benachbarten Stamme befanden, dessen kleines wohlbewaffnetes Heer sich auch zeigte, die Gegenwart der Fremdlinge hinderte jedoch ein Handgemenge.

Bougainville ließ seine Boote mit Früchten und Holz füllen und ließ eine eichene Planke mit der Nachricht von der Besitzergreifung für den König von Frankreich, an einem mächtigen Baume befestigen und fuhr dann ab. Jetzt kamen die Wilden von den Felsen und aus den Gebüschen hervor und sandten den Booten einige Pfeile nach. Bougainville erklärte dieses für eine gefährliche Widersetzlichkeit und ließ eine wohlgerichtete Gewehrsalve unter sie abfeuern, welche ein Dutzend dieser verruchten, nicht gut französisch gesinnten Meuterer in den Sand streckte. So wohl bestraft, zogen sie sich eilig zurück, was denn zur Folge hatte, daß an einer dritten Stelle ein Landungsversuch gemacht wurde, der indessen wenig fruchtete.

Länge und Breite der gefundenen Insel stimmt so ziemlich mit derjenigen zusammen, welche in den Annalen der Schifffahrtskunde für die Heiligen Geistesinseln von Quiros angenommen worden waren. Die Offiziere machten Bougainville aufmerksam, er aber hielt seine Entdeckung für neu und machte von dem Rechte der Entdecker,das Land zu benennen Gebrauch, er gab ihnen den Namen der „Großen Cycladen.“

Im Jahre 1774 erschien Cook als dritter Entdecker und er nannte sie die „Neuen Hebriden.“

Die hier gewonnenen Verbindungen waren angenehmerer Art als jene zwischen den Spaniern und den Eingeborenen. Reichlich gespendete Geschenke machten die Leute gut gesinnt, es fielen keine Unannehmlichkeiten vor, obwohl die Eingeborenen sämmtlich bewaffnet waren. Während der ganzen Nacht konnte man wahrnehmen, wie sie an der den Schiffen gegenüberliegenden Küste Feuer angezündet hatten, darum tanzten, sich setzten, speisten, allerlei Kurzweil trieben. Am Morgen kam eine unzählige Menge von Piroguen in die Nähe der Schiffe, Cook lud einen der Einwohner ein, das Schiff zu besteigen, kaum war solch ein

Wink ergangen, als auch von allen Seiten Hunderte von Insulanern an den Schiffen emporkletterten, daß sie die Verdecke und die innern Räume überschwemmten, überall hin drangen, wohin zu gelangen nur irgend möglich war, zu den Cajüten, zu den Vorrathskammern, den Mastkörben, welche mit einer Gelenkigkeit erklettert wurden, als hätten die Leute nie etwas anderes gethan, indessen trotz dieser scheinbaren Unordnung nicht die geringste Unannehmlichkeit vorfiel, bis es einem der Matrosen beliebte, zu verbieten, daß zu den Hunderten, welche an Bord waren, noch einer der Eingeborenen stieg. Das nahm der Mann übel, drohte ihm mit seinem Bogen, legte auch einen Pfeil an die Sehne, Cook aber kam ihm zuvor, indem er ihm einen Schrotschuß beibrachte. Gleich darauf ließ Cook eine Kanone lösen und der ungewohnte Schall erschreckte die Eingeborenen so sehr, daß sie zum größten Theil über Bord sprangen und in ihren Böten die Küste zu erreichen suchten. Eine halbe Stunde darauf schien alles vergessen, die Eingeborenen näherten sich wieder und der eingeleitete Tauschhandel begann von Neuem.

Am Nachmittage ging Cook mit einigen Mannschaften in zwei Booten an das Land, sowohl um frische Lebensmittel, als um Wasser zu holen. Er wurde von den Leuten ohne die mindesten Feindseligkeiten empfangen, er tauschte mit dem Häuptling Palmenzweige aus, man schüttelte sich die Hände, und nach den üblichen Geschenken wurde ein förmlicher Tauschhandel eingeleitet, auch gestattete der Häuptling, daß man sich selbst so viele Früchte pflücke, als man wolle, vorausgesetzt, daß man das Innere der Insel nicht betrete. Die Bedingung war sehr ernsthaft gemeint, selbst die beiden Naturforscher, Sparmann und Forster, welche gewillt waren, die Bedingung zu überschreiten und deshalb in aller Stille einen Fußpfad aufsuchten, wurden bemerkt und von den Eingeborenen genöthigt, nach dem Ufer zurückzukehren, alle Bitten und Vorstellungen blieben fruchtlos. Sonst wurde den Fremden durchaus kein Hinderniß in den Weg gelegt, sie durften Holz hauen, Wasser füllen, Früchte pflücken, so viel sie wollten, man belästigte sie nicht.

Die Engländer zogen sich zurück, ein Tönnchen, worin die Portion Branntwein gewesen war, welche jedem Engländer zur Existenz nothwendig ist, wurde vermißt, der Häuptling befahl die Herausgabe und ohne die geringste Schwierigkeit gab der Dieb dieselbe her und war auch zu jeder Sühne bereit und er bat daher Cook und Forster mit ihm zu seiner Hütte zu kommen, welches, da es in Begleitung eines Eingeborenen geschah, von dem Häuptling auch nicht gehindert wurde. Hier fanden die Reisenden eine sehr wohl eingerichtete Wirthschaft, gut gedeckte Häuser, stark und fest umzäunte Gärten und Felder, Bananen, Cocos, Brodfruchtbäume und in der Umgebung, außerhalb der Umzäunung weideten Schweine und liefen Hühner umher in großer Menge, sie zeigten an, daß die Eingeborenen an Lebensmitteln nicht Noth litten. Der Wirth vom Hause bat seine Gäste, ihm sein Unrecht zu verzeihen und sich dafür von dem,

was er besitze, zu nehmen, was sie wollten. Natürlich wurde dies abgelehnt und man schied sehr freundschaftlich von einander.

Am nächsten Morgen lichteten die Schiffe ihre Anker, als sie schon im Abfahren begriffen, noch ein paar Eingeborene in einem Canot, mit raschen Ruderschlägen auf sich zu kommen sahen. Man ließ daher die Segel nur in so weit in Bewegung setzen, als erforderlich war, um das Schiff in der Gewalt zu behalten. Die Leute näherten sich, einer derselben bestieg das Schiff und zeigte Tauschgegenstände vor, man glaubte, er wolle dieselben noch in der Eile anzubringen suchen, und bot ihm einen angemessenen Preis, er aber schüttelte fortwährend mit dem Kopfe und suchte unter den Mannschaften umher, da erblickte er denjenigen den er haben wollte, es war ein Matrose, dem er die Tauschgegenstände anbot. Derselbe wollte ihm etwas dafür zurückgeben, allein er sagte, er sei bereits bezahlt, und er zeigte dasjenige vor, was er im Austausch dafür empfangen hatte.

Nunmehr klärte sich die Sache folgendermaßen auf: Am vorigen Abend hatte der Matrose die gedachten Gegenstände gekauft und bezahlt, unter der Bedingung, daß sie am nächsten Morgen ihm auf's Schiff gebracht würden. Er, als Matrose, wußte nichts von den Bestimmungen des Schiffes, nichts von der Zeit der Abfahrt, war daher nicht wenig überrascht, als die Anker gelichtet wurden. Der hier herübergekommene Eingeborene sei nun derjenige, von welchem er gekauft, da nun die Wilden ganz gleich aussehen — sagte der Matrose — habe er den Ueberbringer so wenig gekannt, wie in der großen Masse von Früchten und Gegenstände die geringe Menge, welche er zu kaufen geglaubt. Der Eingeborene habe ihn nun sofort wieder erkannt, habe ihn redlich und mehr als redlich, das Seinige abgeliefert, habe es an keinen Anderen wieder verkauft und habe auch von ihm nicht zum zweiten Male Bezahlung annehmen wollen.

Solche Leute nennt man Schurken, Diebe, Wilde, mit solchen Leuten glaubt man sich jede erdenkliche Schändlichkeit erlauben zu dürfen und wenn diese dann wiederholt gereizt, anfangen, ihr gutes Recht in Anspruch zu nehmen, sich zu vertheidigen, die Feindseligkeiten zu erwidern, dann nennt man sie Verräther, Unmenschen, dann wirft man jeden Schimpf auf sie, den man sich erdenken kann, und auf diese Nachricht eines Barbaren in Uniform, schreibt man, was dieser von den Leuten erzählt, hin, und Jahrhunderte lang schreibt ein Geograph dem anderen nach, bis man nach wer weiß wie langer Zeit entdeckt, daß alle die eingebildeten Verruchtheiten, von denen man so und so lange gesprochen, von einer ursprünglich ganz unwahren Nachricht herrühren.

Auch ich habe wiederholt dieselbe Erfahrung gemacht und habe wahrgenommen, daß jene entsetzlichen diebischen und räuberischen Menschen ihre bösen Seiten nur herauskehrten, wenn man sie dazu, ich möchte beinahe sagen aufforderte, zwang, und ich habe ferner ebenso gewiß wahrgenommen, daß in keinem

civilisirten Staate irgend ein Mensch sich würde gefallen lassen, was jene Leute beinahe ohne Murren ertrugen und daß Niemand so leicht und so schnell versöhnt sein würde, als eben diese so viel verschrienen Menschen es waren. Sie mögen ein gut Stück von der Erbsünde in sich haben, dies werden ja unsere Theologen am besten zu entscheiden wissen, aber mit so vieler Sorgfalt ausgebildet, als unter den sogenannten civilisirten Menschen, ist sie gewiß nicht und wie nun vollends unter denen, welche diese selbst aus ihrer Gesellschaft als roh zurückstoßen, wie unter den Matrosen der seefahrenden Nationen, welche man wohl nicht mit Unrecht den Auswurf derselben nennt.

Die kleine Inselgruppe wurde im Jahre 1789 nochmals besucht, indem sie Bligh bei seiner zweiten Reise berührte. Abermals nach einer Reihe von 20 Jahren wurde die Insel durch einen russischen Seefahrer, Golownin, besucht (1809) und 30 Jahre später versuchten engländische Missionaire die Bewohner zum Christenthume zu bekehren, wovon man bis jetzt übrigens nur sehr wenig Erfolg gesehen hat. Im Uebrigen mag der Archipel wohl auch von anderen minder berühmten Seefahrern, wie z. B. von uns, besucht worden sein, aber es ist davon nichts weiter verlautet. Die Mehrsten derjenigen, welche die Inseln jederzeit sahen oder aufsuchten, waren wohl nur Kauffahrer, Wallfischjäger, und diese sind nicht alle wie ihr Standes- und Geschäftsgenosse Skoresby fähig, wissenschaftliche Erörterungen und sonstige Bestimmungen zu machen, die dann in den Annalen der Geographie verzeichnet wurden. Ein Aehnliches ist es mit uns; Herr van der Kapellen nennt das zwar eine wissenschaftliche und der Herr Supercargo eine handelspolitische Entdeckungsreise, allein sobald die Handelspolitik durch einen solchen Patron vertreten ist wie Herr Meyer und die sämmtlichen wissenschaftlichen Fächer durch einen einzigen Mann, welcher nicht auf den Ruhm Anspruch macht, alles aus dem Grunde zu verstehen, so mag es mit der wissenschaftlichen wie mit der handelspolitischen Expedition schlecht genug stehen.

Als wir auf der südlichsten der Inseln, welche jetzt unter dem Namen Tanno bekannt ist, landeten, war ich entzückt über die außerordentliche Schönheit und den Reichthum der Vegetation, welche hier den vollständigsten tropischen Charakter angenommen hat und alle die wunderbaren Schönheiten und Reichthümer zeigt, deren sich die hohen Inseln dieses begünstigten Erdengürtels freuen. Wir gingen an's Land um Wasser zu holen, ein paar Matrosen mit den nöthigen Tonnen versehen, ein glänzend uniformirter Bedienter des Supercargo, den man hätte für einen General halten können, während er doch nur ein sogenannter Jäger war und meine Wenigkeit betraten zuerst das Land. Ich hatte, wie immer, allerlei Kleinigkeiten bei mir, worunter Spiegel nicht die unbedeutendsten waren. Die Eingeborenen wurden durch einige Geschenke wohlfeiler Art sehr leicht bewogen, uns bei der Arbeit behülflich zu sein, man rollte die Fässer an's Land und die Matrosen hielten es wie immer, wenn sie eine Strecke gerudert haben, für ihre Pflicht, sich zuerst eine Pfeife anzumachen und in den

Schatten eines Baumes zu legen, um auszuruhen. Diese kurze Rast benutzten die Eingeborenen, um sich im Spiegel zu bewundern, nicht wenig erstaunt zu bemerken, daß sie manchmal sich selbst, manchmal einen Andern darin sahen, ich aber benutzte diese Zeit, um mich nach Möglichkeit mit einem solchen Manne



Der erste Versuch im Tabakkauen.

zu verständigen. Er gab mir auf das Mehrste erträglich vernünftigen Bescheid und frug nun auch seinerseits nach dem Einen und dem Andern, besonders setzte ihn in Erstaunen, daß der Mund des Matrosen, welcher ganz nahe vor ihm lag, immerfort rauchte und er frug, ob der Mann Feuer fressen könne

und ob ich das gleichfalls verstände. Er konnte sehr leicht auf solche Gedanken kommen, indem der kurze Thonstummel, welchen der Matrose im Munde hatte, den brennenden Tabak zeigte.

Ich ließ mir die Blase, in welcher der Matrose sein duftendes Kraut verwahrt, geben, öffnete den Beutel und bot ihn dem guten Manne an, er mochte das für irgend etwas Eßbares halten, griff hinein und steckte eine Portion davon in den Mund, kaum hatte sich der Tabak aber durch das Kauen etwas erweicht, als er ganz sonderbare Gesichter schnitt. Er überwand sich eine Minute lang, wohl nur aber aus Höflichkeit, dann nahm er den gekauten Tabak aus dem Munde mit dem Zeichen des größten Widerwillens, warf ihn fort, spie aus, wusch sich den Mund und that alles Mögliche, um sich den schauderhaften Geschmack zu vertreiben.

Dies ist der natürliche Eindruck, den der gekaute Tabak auf jeden einfachen Menschen machen muß und doch giebt es sogenannte civilisirte Menschen — nicht holländische oder engländische Matrosen, sondern reiche, also gebildete und vornehme Leute, wie z. B. in den Vereinigten Staaten — welche an dieser Abscheulichkeit Gefallen finden und dieselbe täglich und in der besten Gesellschaft üben.

Achtes Kapitel.

Verkehr mit den Eingeborenen. Stellung der Frauen und Kinder bei denselben. Leibliches Wohlbefinden. Vulkanische Erscheinungen auf der Insel.

Unser Geschäft ging auf das Beste von statten, die Leute halfen uns und waren mit wenigen Kleinigkeiten, die sie noch dazu durch reichliche Geschenke an Früchten erwiderten, zufrieden und luden uns höflich ein, sie bald wieder zu besuchen. Dies konnte begreiflich am nächsten Tage geschehen und bei diesem zweiten Besuch hielt ich mich nicht bei den Wasserfässern auf, sondern suchte so weit als möglich nach den Hügeln und Bergen vorzudringen, welche ich schon vom Schiffe aus wahrgenommen hatte; nun muß man allerdings zugestehen daß das ein beinahe thörichtes Unternehmen ist. Wenn der Reisende sich nicht Wochen und Monate lang auf einer so großen Insel aufhalten kann, so wird es ihm wohl schwer gelingen, in das Innere einzudringen, denn was sich vom Schiffe ganz nahe und recht bequem erreichbar ansieht, das ist es jedoch keinesweges. Die Gebirge mögen ihren Centralpunkt vier bis fünf Meilen von der Küste haben und wenn dies auch auf gebahnten Wegen eine Kleinigkeit, nur ein sehr mäßiger Tagemarsch ist, so erscheint die Sache doch ganz anders, wenn

man eine bewaldete, stark bergige und felsige Gegend vor sich hat, durch die noch nicht einmal die schwächste Andeutung eines Fußsteiges, viel weniger eine Straße führt.

So nun ging es mir auch hier, ich erfuhr, was ich bereits so oft erfahren, daß der Wille des Menschen und das Vollbringen dieses Willens, zwei äußerst verschiedene Größen sind, nicht fünf Meilen, sondern kaum 5000 Schritt weit konnte ich in das Innere der Insel dringen, dennoch war mein Spaziergang nicht ohne Früchte, so z. B. überzeugte ich mich, daß die Eingeborenen nicht so blutdürstig sind, wie man sie gewöhnlich, oder vielmehr von Alters her, ausgeschrieen hat, denn in neuerer Zeit sind sie nur wenig berührt worden, was sich schon aus dem eigenthümlichen Gebrauch, den sie vom Tabak gemacht, hätte schließen können, wo Matrosen verkehren, da führen sie den Tabak auch ein, und daß dies hier nicht geschehen, kann wohl als ein Beweis für meine Ansicht gelten.

Weniger roh als anderwärts nenne ich diese Wilden noch in anderer Hinsicht. In der Regel ist das weibliche Geschlecht bei den ganz rohen Völkerschaften höchst verachtet. Der Mann bedient sich seiner Frau wie ein Anderer sich irgend eines Gegenstandes, sich irgend einer Sache bedient, aber einer Sache so unreiner Art, daß er sie sobald als möglich wieder von sich thut. Die Frau dient zur Befriedigung eines Bedürfnisses und durchaus zu nichts sonst, es sei denn, daß man sie als Lastvieh, als Arbeitsthier brauche.

Auf dieser Insel sah ich eine Gruppe von acht Personen, zwei Männer, zwei Frauen, zwei Mädchen und eben so viel Kinder, sie saßen bei einander unter einem der wunderschönen, einen Klafter im Durchmesser haltenden, mit weithin schattenden Zweigen versehenen Feigenbäume von wunderbarer Pracht, wie sie nur in den Tropenländern gesehen werden. Sie kos'ten mit einander, dies ist schon ein gutes Zeichen beginnender Kultur, solche Menschen sind nicht durchaus roh, sie haben Sinn für Familienglück. Das männliche Geschlecht verachtet nicht mehr das weibliche, sondern liebt dasselbe und so soll es sein. Ich habe wohl auf anderen Inseln einen jungen unverehelichten Mann bei einem Mädchen sitzen gesehen, nie aber einen Mann bei einer verheiratheten Frau, welche schon ein Kind hatte. Hier fanden sich zwei Männer ganz nahe bei einander im selben Falle, und was mein Bleistift hier aufzeichnete, war keine Seltenheit, sondern in den wenigen Tagen, welche mir hier zu verweilen gegönnt war, sah ich dasselbe sich täglich an hundert Stellen wiederholen. Vielleicht stimmt die überaus glückliche Natur die Menschen auf solche Weise und macht sie besser, wie viele ihres Gleichen, die minder begünstigt sind. Sie haben den Pandanus, die Cocospalme und viele andere Palmenfrüchte, sie haben den Pisang in sehr vielen verschiedenen Species, ich glaube wenigstens fünf botanisch unterscheidbare gezählt zu haben, sie besitzen ferner fünf verschiedene eßbare, mehlreiche und süße Wurzeln, und wenn sie auch nicht ganze Heerden von Rin-

dern, Ziegen, Schafen, Schweinen, Pferden haben, wie Quiros von dieser Insel angiebt, im Gegentheil keins von unseren Hausthieren daselbst zu finden ist, so sind sie doch mit Vogelwild reichlich versehen und das Meer ist von Fischen und Schildkröten, man möchte sagen wimmelndvoll, es tritt sie also keine Sorge an, sie haben reichlich zu leben, brauchen wenig zu arbeiten und da der Mensch doch nicht immerfort schlafen kann, sobald er zu essen aufgehört hat (dies ist der glückliche Zustand der neugebornen Kinder) so wird es wohl faßlich, daß die Leute sich mit Kosen, Plaudern, mit Spiel und Scherz, mit Tanz unterhalten, und es ist ferner auch begreiflich, daß sie dieses lieber in Gesellschaft als unter sich allein thun.



Sie saßen unter einem weithin schattenden Feigenbaum.

Ein Zeichen dieser Kultur liegt auch schon darin, daß Frauen und Kinder mit dem Vater gleichzeitig essen. Bei den mehrsten rohen Völkern findet man dieses nicht, der Mann würde die Frau mit dem Speere durchbohren, mit der Streitaxt zerschmettern, wenn sie sich an seiner Seite zu Tische setzen wollte, ja, der Knabe schon, wenn er sieben oder acht Jahre alt ist, würde es für eine Beschimpfung halten, wenn man ihm zumuthen wollte, gleichzeitig mit seiner Mutter zu essen und er würde lieber sterben, als sich diesem Zwange unterwerfen.

Wenn ich nun hier sah, wie eine Frau nicht allein das Essen bereitet, sondern mit dem Manne gleichzeitig aus der nämlichen Schüssel ißt, so muß ich dieses als ein Zeichen milderer Sitten ansehen, deshalb ich auch eines der

Paare, welches der vorigen Gruppe angehört, nochmals so viel größer zeichnete als erforderlich, um die Physiognomieen zu erkennen. Niemand wird in dieser Frau, mit dem freundlich lächelnden, wohl etwas breiten, aber nicht unschönem Gesicht, ein schwer beladenes Lastthier erkennen; Niemand auch in dem Manne einen so bärbeißigen Burschen, wie man sonst wohl sich die Wilden denkt. Als ich dieses Paar zuerst erblickte, lag die Frau in des Mannes Schooß, sie hatte ihren Kopf auf seinen Schenkel gelegt und er streichelte sie und ihr Kind, als sie mich erblickten, nahm die Frau eine andere Stellung an, der Mann aber brach ein mehrere Fuß langes, sehr schön gezeichnetes Blatt von einer Pflanze, die neben ihm stand, ab und schlang es ihr um den Kopf, damit sie auch schön



Portraits der Eingeborenen von Tanna.

sei dem Fremden gegenüber, ja er that noch mehr, er hing den Schmuck, den er um den Hals trug, um die Brust seiner Frau.

Da die Leute gar keine Scheu bei meiner Erscheinung zeigten, so muß ich beinahe glauben, daß sie schon öfter Fremde gesehen haben, doch kann es auch davon herrühren, daß unser Schiff schon mehrere Tage hier vor Anker lag, und täglich mehrere von unserm Schiff am Lande gewesen waren.

Am mehrsten interessirte mich der vulkanische Charakter der Insel; während meine Begleiter, die Matrosen Holz fällten, suchte ich nach dem Gebirgsrücken zu gelangen, an dessen südlichstem Ende ich den Vulkan in Thätigkeit sah. Für den heutigen Abend mochte es wohl zu spät sein, den Versuch einer Besteigung zu wagen, da ich indessen schwerlich früh genug herüber kommen konnte von

dem Schiffe, so beschloß ich, die Nacht über hier zu bleiben, und ich wandte mich an jenen Mann, den ich zeichnete, und der Tama-oki hieß, und suchte ihm durch Zeichen begreiflich zu machen, daß ich in seiner Hütte zu schlafen wünschte. Die Bitte wurde ohne Weiteres gewährt und bis zur Schlafenszeit suchte ich mir ein Vocabularium von den nothwendigsten Sachen anzufertigen. Ich zeigte auf verschiedene Gegenstände und ließ mir die Benennung dafür sagen, frug auch wohl einen Anderen nach demselben Gegenstande, um mich zu vergewissern, daß ich richtig verstanden habe und verstanden sei. Nicht selten kam ich dabei auf Verschiedenheiten und wenn ich nunmehr nach dem Grunde frug, so gewahrte ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß die Leute Synonima haben, was man kaum glauben sollte, da es schon ein Beweis vom Reichthum und von der Ausbildung der Sprache ist.

Als es dunkel wurde, entwickelte sich vor meinen Augen ein sehr schönes Schauspiel. Schon so lange ich auf der Insel war, hatte ich wiederholt kleine ruckweis kommende Erschütterungen des Erdbodens wahrgenommen, so wie man sie etwa in einem Hause verspürt, neben welchem auf einer mit schwerem Pflaster belegten Straße, eine Kanone von großer Schwere fährt, würde man auch nicht die Schläge der Räder, wenn sie von einem Stein auf den anderen übergehen, hören, so würde man doch das Erzittern des Hauses wahrnehmen.

So auch geschah es hier, aber man bekam auch etwas zu hören, nämlich von Viertelstunde zu Viertelstunde mehrere heftige Schläge, wie unterirdischen Kanonendonner und bei diesen Schlägen, bei diesem Donner waren die Erschütterungen der Erde immer am heftigsten. Jetzt, wo es finster wurde, konnte man deutlich den Grund von alle Diesem erkennen. Am südlichen Ende der Insel befand sich ein Vulkan, welcher vulkanische Asche und mächtige Dampfwolken auswarf. Er war am Tage wohl zu bemerken gewesen, aber jetzt bei Nacht glaubte man mächtige Feuerströme zu erkennen. Dies ist nun allerdings eine optische Täuschung, kein Vulkan wirft Feuer aus, man stellt sich gewöhnlich die Sache so vor, daß der Teufel oder sonst Jemand dort unten Steine und Metalle durch einander schmilzt, wozu er hübsche große Kessel haben muß und wozu er einer reichlichen Steinkohlenfeuerung bedarf, von Zeit zu Zeit läuft etwas über, dadurch wird die Flamme gewaltig viel höher und das ist die vulkanische Eruption, und daher kommt auch der Name feuerspeiender Berg.

Nun speit aber solch ein Berg gar kein Feuer, und das was glühend und geschmolzen von ihm ausgeworfen wird, ist nicht durch hinzugebrachtes Brennmaterial erhitzt und geschmolzen worden, sondern es ist das noch niemals erstarrt gewesene, von der Entstehung der Erde her noch immer flüssig gebliebene Erdinnere. Dieses Alles ist thatsächlich feststehend, räthselhaft ist nur der Grund des Auswerfens. Man muß sich fragen, warum hat das geschmolzene Gestein bis jetzt Platz gehabt und warum nun auf einmal nicht mehr, so daß es als

Lava ausfließt oder als glühendes, geschmolzenes Gestein, als vulkanische Bomben, hoch in die Luft geworfen wird.

Man pflegt zu glauben, daß die Wasserdämpfe daran schuld seien, man pflegt zu sagen, es müsse Wasser in der Nähe eines Vulkans sein, indem er sonst durchaus nicht thätig wäre, man will behaupten, es dränge vom Meere durch sich dahin öffnende Spalten, Wasser zu dem vulkanischen Herde, es würde dieses bei der ungeheuren Gluth des unterirdischen Herdes in Dampf von übermäßiger Spannung versetzt und dieser Dampf sei es, der das geschmolzene Gestein zum Emporsteigen bringe, ja dessen Spannung ausreiche, um viele centnerschwere Massen viele tausend Fuß hoch in die Luft zu schleudern. Da solches ausgeworfene Gestein immer sehr blasig ist, so hat diese Meinung einige Wahrscheinlichkeit, aber irgend etwas Gewisses ist hierüber nicht ermittelt worden und ist überhaupt wohl nicht zu ermitteln. Nur eins bleibt mir zweifelhaft, warum nämlich das eindringende Wasser nicht sofort an derselben Stelle, an welcher es eingedrungen, wieder ausgeworfen wird, denn die erste Berührung des Wassers mit dem geschmolzenen Gestein, muß dasselbe in Dampf verwandeln, und den eindringenden Wassermengen einen unübersteiglichen Damm entgegensetzen, sie sofort zur Thüre hinauswerfen.

Gleichviel wie es sei, wir werden es nicht ermitteln, denn wir können nicht dahin gelangen. Dies aber ist eine Thatsache, die von dem Vulkan ausgeworfenen rothglühenden Massen sind nicht wie die Funken einer Schmiedeesse, Ueberreste des Heizmaterials, sondern es sind Klumpen des geschmolzenen Gesteins, die vulkanische Asche ist keine Holzasche, sondern gleichfalls Gestein, aber in fein zerriebenem Zustande und zwar so zerrieben wahrscheinlich erst während des Auswurfes, denn man findet in der Nähe der Vulkane, wohin die schwereren Theile der Asche fallen (während die leichteren viele hunderte von Meilen weit durch den Wind getragen werden) Glasfäden von verschiedenen Farben, welche zeigen, wie diese Asche entstanden ist. Von dem geschmolzenen Erdinnern sind Massen von jeder Form und Größe ausgeworfen, das Dünnflüssige sogar in Fäden gesponnen und diese hoch in der Luft erkaltend sind durch Aneinanderstoßen zerrieben und zertheilt, die feinsten Fäden bis zu einem kaum fühlbaren Pulver.

Ebenso ist es eine Thatsache, daß der aufsteigende Rauch gar kein Rauch ist, es ist dasselbe was wir bei der Locomotive sehen, wenn sie in vollem Zuge ist, weiße Wolken, welche mit Heftigkeit aus dem Schlot der Maschine emporgeschleudert werden. Der Rauch von Brennmaterial ist nicht weiß, sondern schwarz, und derjenige, welcher aus dem Schlot der Maschine entweicht, nachdem frisches Brennmaterial aufgegeben worden ist, unterscheidet sich sehr auffallend von jenen weißen Wolken. Was man also im Vulkan sieht, ist das eben Gedachte, und wenn es aussieht wie Feuer, so sind es die weißen Wolken, welche durch den mit geschmolzenem Gestein, durch den mit Lava erfüllten Krater

von unten her beleuchtet werden, daher man auch am Tage wohl die Aschensäule und die Rauchsäule, nicht aber eine Feuersäule sieht, welche sich nur während der Nacht zeigt.

Neuntes Kapitel.

Versuch in das Innere zu dringen, mein Wirth geleitet mich. Freundliche Aufnahme unter den Wilden. Ein später erneuerter Versuch, den Vulkan zu besteigen. Nächtliche Landung auf der Insel mit Diepenbrook und Violet. Beschwerden der Bergfahrt. Eine Solfatara.

Als ich am Morgen nach dem Innern zu meine Schritte richten wollte, und meinem wackren Hauswirth zeigte, wohin ich zu gehen beabsichtigte, wandte er sich mit Schrecken von mir, widerrieth es mir, und als ich darauf bestand, untersagte er mir es, als etwas eben so Gefährliches als Unerlaubtes. Ich suchte ihn zu beruhigen und bat mir andere Wege anzuzeigen welche über die nächsten Hügel führten. Hierzu war er gerne bereit und ich durchschritt an seiner Seite Gebüsche und Wäldchen von größter Schönheit, mit prächtigen, lieblich duftenden Blumen geschmückt, eine reichliche Fülle von Kletterpflanzen stieg an den Bäumen empor und bedeckte die Aeste derselben mit ihrem Laub und ihren Blüthen, so daß man beides von dem der Bäume nicht unterscheiden konnte, eine große Anzahl wunderschön gezeichneter Vögel belebte die Scene, doch merkwürdigerweise nicht ein einziger Eingeborener. Erst als wir die Hügelreihe hinter uns hatten und wieder in das Thal hinabstiegen, sahen wir Lichtungen mit weichem duftenden Rasen bewachsen und wir nahmen viele Anpflanzungen wahr, hinter denen sich auch bald die Häuser entdecken ließen. Zu meiner Verwunderung war kein gleichmäßiger Styl darin, in der Regel pflegt bei einem so uncivilisirten Volke jedes Haus dem andern gleich zu sehen und sich nur durch die Ausdehnung zu unterscheiden, die sich nach den Bedürfnissen der Familie richtet. Hier aber sah ich halbrunde Dächer unmittelbar auf der Erde stehen, ich sah auch viereckige Häuser mit einem sehr flachen — mit sehr spitzem Dache — ich sah ferner kreisrunde Häuser mit geraden Wänden und kegelförmigem Dache, so wie ich auch solche Kegel ohne gerade Wand auf der Erde stehen sah. Ob sich hier verschiedene Stämme vereint, oder ob sie ihre Hütten nach eigner Phantasie gebaut hatten, vermochte ich nicht zu sagen.

Ich sah hier die Scenen freundlicher Häuslichkeit sich wieder erneuern, wie ich sie schon früher bemerkt hatte, und wo ich hintrat, wurde ich freundlich empfangen, selbst ehe der Begleiter ein Wort gesprochen, um eine mögliche Besorgniß vor dem Fremdling zu zerstreuen. Der Marsch hatte mich ein wenig ermüdet, ich nahm unter den Naturkindern Platz und wurde auch sofort mit

Allem bedient, was die Dürftigkeit dieser armen Leute zu bieten hat — wie komme ich doch auf diesen Gedanken? Nein, dürftig sind sie nicht, sie wohnen unter dem heitersten Himmel, sie sind von einer üppigen Pflanzenfülle umgeben, und sie sind reich an Lebensmitteln, gewiß, sie brauchen nichts mehr und sie kennen nichts mehr, und darum sind sie glücklich. Freilich, wenn wir dorthin versetzt werden sollten, wir, deren Bedürfnisse so unendlich mannigfaltig sind, so würden wir nicht glücklich sein.

Ich deutete an, daß ich zu trinken wünschte — augenblicklich sprang ein muntrer, kecker Junge von etwa acht Jahren aus der Gesellschaft auf, sprang, nackend wie er war, nach einem Palmenbaume hin, und erkletterte diesen mit solcher Schnelligkeit und Behendigkeit, als sei er nichts anderes als eine flinke Katze. Oben angelangt, griff er aus der ungeheuren Traube von kopfgroßen Nüssen nach einigem Suchen eine noch unreife heraus, brach sie ab, warf sie zu Boden und kam dann ihr nach, beinahe so schnell, als wäre er gleichzeitig mit der Nuß hernieder gefallen. Es wurde nun die faserige Schaale sehr geschwinde entfernt (die Frau sammelte die Stücke dieser Hülse und trug sie in die Hütte denn daraus werden ihre Matten und ihre Seile verfertigt, und sie werden auch als Brennmaterial benutzt), alsdann wurde eine der Keimöffnungen von ihrem Stöpsel befreit und man gab mir die überaus köstliche Cocosmilch, von welcher die Reisenden so viel faseln, zu trinken, ein reines, lauwarmes und etwas süßlich schmeckendes Wasser, was selbst nicht einmal in der Farbe eine entfernte Aehnlichkeit mit Residenzmilch, viel weniger mit Dorfmilch hat, doch ist dies Wasser erquickend genug, da man in den Tropengegenden selten Quellwasser findet, was beträchtlich unter 20° temperirt wäre. Das Quellwasser ist nämlich ein Ausdruck der mittleren Temperatur des Bodens, es gleicht sich darin Sommer- und Wintertemperatur aus, hat nun eine tropische Gegend eine **mittlere** Temperatur von 24°, so werden die Quellen dieser Gegend die nämliche Temperatur haben.

Nach einigem Verweilen unter den freundlichen Menschen, wollte ich mich auf den Weg machen, wollte meinen bisherigen Führer verabschieden und einen anderen aus dem Dorfe nehmen, allein dies wurde gleichfalls abgelehnt, wie es von meinem ersten Führer abgelehnt worden war. Nicht nur der Mann, vor dessen Hütte ich war, sondern noch mehrere Herbeigekommene oder Herbeigerufene baten mich, ich möchte von meinem Vorhaben abstehen, und als ich etwas eigensinnig darauf bestand, suchten sie mir begreiflich zu machen, daß ich dort geschlachtet, getödtet und aufgegessen würde. Ich that, als ob ich sie nicht verstanden habe, und meinen Weg fortsetzen wolle, da warf sich ein halbes Dutzend Frauen und Männer in den Weg, so daß ich über sie hätte wegschreiten müssen, wenn ich weiter gewollt und die anderen versuchten auf das Lebhafteste mir durch Zeichen verständlich zu machen, daß man mir Arme und Beine abhauen und mich auffessen werde, und um dieses praktisch auszu-

führen, zeigten sie mir das Abnagen der Knochen, bißen sich selbst in die Arme und setzten diese Demonstrationen fort, bis ich mich endlich entschloß, einen andern Weg einzuschlagen.

Mein bisheriger Führer schien höchst zufrieden mit meinem Entschluß, und er wollte mich dafür belohnen, indem er mich einen andern Weg führte. Wir kamen nach kurzer Zeit auf eine Fläche, welche sorfältig kultivirt war, ich sah hier viele hunderte breitblättriger Bananen, in Reihen gepflanzte Cocosbäume, welche sorgfältig gepflegt, gereinigt, um die Wurzeln her aufgelockert und in trockner Jahreszeit auch bewässert werden, und dadurch bei weitem größere und wirklich wohlschmeckende Nüsse tragen. Ich sah auch noch viele andere ihrer nützlichen Bäume hier stehen, und sah das Ganze durch einen Zaun, ähnlich wie man ihn auf Tonga findet, eingeschlossen.

Der Anblick war für mich neu, denn hier braucht man keine Zäune, ich wollte daher den Zaun übersteigen, allein der Mann erklärte sich sehr lebhaft dagegen und sagte es sei tabu, es sei geheiligt.

Ich frug, wozu dieser Garten diene und wem er gehöre, allein der Mann wollte durchaus nicht mit der Sprache heraus. Große umzäunte Felder habe ich auf diesen Inseln nur gesehen, wenn sie Häuptlingen oder Priestern angehörten, eins oder das andere wird wohl auch hier der Fall gewesen sein, aber ich konnte keine Hütte und kein Haus bemerken. Der Pfad führte uns weiter nach einem zweiten Dorf, welches dem ersten in gewisser Art ähnlich war, doch schienen mir die einzelnen Häuser größer, auch sah ich vor denselben sich eine große Wiesenfläche ausbreiten, wie man sie wohl sonst nicht in den heißen Gegenden findet. Dieser schöne, grüne Teppich hatte eine Einfassung von Eugeniagesträuchen, welche lieblich duftende, säuerliche Früchte bieten, auch einige Kohl und Sagopalmen bemerkte ich an dem Rande dieser Wiesenfläche. Die Häuser standen aber nicht am Rande, sondern etwas weiter zurück, unter gewaltigen herrlichen Feigenbäumen, deren Früchte in reichlicher Menge und in allen Stadien der Reife zu sehen waren. Von diesem lieblichen Aufenthalt führte der Weg zum Strande herunter, allein durch einen so schmalen Fußpfad, daß man wohl oben am Boden sitzend, das Meer glänzen sehen konnte, doch vergeblich versuchen würde, von unten her diesen Pfad zu entdecken, was ich selbst am folgenden Morgen vergeblich versuchte. Jetzt war es übrigens an der Zeit, sich auf den Rückweg zu machen, wogegen auch mein freundlicher Begleiter nichts einzuwenden hatte, im Gegentheil schien er sehr froh zu sein, mich los zu werden, der ich mit solcher Hartnäckigkeit bei einem Projekt verharrte, welches er für unausführbar hielt.

Es war mir eine zu ernste Angelegenheit, diesen vereinzelten Vulkan in Thätigkeit zu sehen, deshalb machte ich am folgenden Morgen noch einen weiteren Versuch. Der ewiglustige Violet und Diepenbrook begleiteten mich, was mir nöthig schien, da ich allein zu wenig Respect einflößte, drei sind immer

besser als einer, ich hatte nur die eine Besorgniß, daß meine lieben Begleiter bei möglichen Conflicten etwas zu voreilig im Gebrauch der Waffen sein konnten und ich ließ mir daher das Versprechen geben, nicht ohne mein Commando Feuer zu geben.

So vorbereitet, ging ich mit ausdrücklicher Erlaubniß des Kapitains so früh an's Land, um noch bei Nacht das Ufer zu betreten, was ich für wesentlich hielt, weil ich ohne diese Vorsicht befürchten mußte, in meinem Vorhaben so beharrlich wie bisher, gehindert zu werden.

Der Vulkan gab uns die Richtung an, und es war ein schönes Schauspiel dem wir entgegenfuhren, sein Murren war lebhaft und so entschieden, daß man dasselbe immerfort vernahm und die Detonationen, welche in ziemlich regelmäßigen Intervallen losbrachen, konnten wir sogar fühlen, während wir noch auf dem Wasser schwebten, die Elasticität desselben pflanzte den Stoß bis zu den Wänden unsres Bootes fort. Mächtige Dampfsäulen von prächtiger rother Farbe wurden weit hinauf in die blaue Luft gesendet und Violet versicherte, die Feuerströme gingen bis in den Himmel. Ich gab ihm die Versicherung, die Seligen, welche sich dort aufhielten, würden durch diese schönen, rothen Dampfsäulen, welche er am Tage schneeweiß gesehen hatte, gewiß nicht verletzt werden, selbst nicht einmal durch die noch viel höher gehenden festen Auswürflinge, allein er schüttelte den Kopf und erklärte, er sehe ja ganz deutlich, wie die schwarzen und rothen Steine bis in die Oeffnungen zwischen den Wolken hineinflögen. Gegen den Augenschein läßt sich nun freilich nichts einwenden, auch der Herr Supercargo pflegte ja sprüchwörtlich anzuführen „was das Auge sieht, glaubt das Herz."

Wir langten ungesehen an den Strand, und ich entließ das Boot mit der Ordre, mich am Abende des folgenden Tages wieder abzuholen, es würde dieses wahrscheinlich nicht von derselben Stelle aus geschehen, ich würde daher durch ein paar Raketen, welche ich mitgenommen, die Stelle bezeichnen, von welcher ich abgeholt sein wolle. Ich verbarg mich nun mit meinen Begleitern im Gebüsch, um nicht unzeitig von den Eingeborenen entdeckt zu werden und erwartete so den Tag. Mein Suchen nach dem Fußpfade, auf welchem ich Abends vorher die Insel verlassen hatte, war ganz vergeblich, ich mußte daher mich durch das Gebüsch zu drängen suchen, was allerdings dadurch möglich wurde, daß der Boden nicht sumpfig und die Vegetation, wenn schon äußerst üppig, doch nicht von der Gattung war, welche, wie die Bambusarten und die Kletterpalme, einen Urwald unzugänglich machen. Nach und nach gelang es unseren vereinten Bemühungen, indem jeder für sich danach suchte und wir uns durch leise gegebene Zeichen zusammenhielten — eine lichtere Stelle zu entdecken, auf welcher das Fortschreiten weniger gehindert war. Wir mochten im Ganzen eine Stunde lang aufwärts gestiegen sein, als nunmehr auffallend genug, die Fruchtbarkeit des Bodens in dem Grade nachließ, daß zunächst die prächtigen,

majestätischen Bäume, dann die mittleren und kleineren verschwanden, nur Buschwerk übrig blieb und endlich auch dieses so vollkommen zurück trat, daß wir uns in einer Wüste befanden. Sehr bald entdeckte ich den Grund, der Boden unter meinen Füßen war so warm, daß ich es durch die Stiefeln fühlte, nun schrie auch Violet los, das haben wir von den großen Naturforschern, da führen sie uns in die Hölle hinein, und dann geht's nicht mehr mit dem Hinausführen.

Ich tröstete den Unglücklichen nach Kräften, und er sah auch ein, daß, wenn er allenfalls umkehren wolle, er sich noch selbst aus dieser Hölle würde retten können, ich aber untersuchte dieselbe etwas näher. Da der Boden an seiner Oberfläche, wo er einen großen Theil seiner Wärme durch Ausstrahlung abgeben könnte, schon eine Temperatur von 40° C. hatte, so mußte er unter dieser Oberfläche bedeutend höher temperirt sein, und es ergab sich auch, daß er bei ein Fuß Tiefe schon 87° C. zeigte. Wir standen also auf einem vulkanisch stark erhitzten Boden, ich hätte gerne eine größere Vertiefung gemacht, was auch, da der Boden nicht steinigt war, sehr leicht gewesen wäre, allein ich hatte kein Werkzeug hiezu und mich meiner Hände zu bedienen, schien mir bei einer Temperatur gleich der des siedenden Wassers, nicht ganz gerathen.

Meine beiden guten Freunde hatten eigentlich schon ganz genug, sie wollten wohl dem Vulkan zu Leibe, glaubten aber nicht, demselben bereits so nahe zu sein. Da ich ihnen nun frei stellte, ohne meinen Schutz hier zurückzubleiben, und sich von den Eingeborenen fressen zu lassen, so hielten sie es doch für sicherer, mit mir zu gehen, der ich bereits einige Localkenntnisse hatte und auch mit den Eingeborenen bekannt war.

Vor uns stiegen leichte Wölkchen auf, welche mir einen schwachen Schwefelgeruch zu haben schienen, eine kurze Strecke dahinter sah man wieder Gesträuch und etwas weiter erhob sich ein Hügel so schön bewaldet, wie derjenige, den wir so eben verlassen. Ich ging auf die Stelle zu, von welcher sich die Wölkchen erhoben, aber nicht lange, denn schon nach wenigen Schritten wurde nicht nur die Temperatur des Bodens, als auch der Schwefeldunst so unerträglich, daß wir eine andere Richtung einschlagen mußten, wenn es auch vorläufig nur geschah, um eine Stelle aufzufinden, auf welcher wir nicht so stark durch den Schwefel belästigt wurden.

Nunmehr näherten wir uns der Stelle, wo wir über Wind waren, daß hatte die günstige Folge, daß wir nicht mehr Schwefel rochen, aber der Boden war gleich heiß, er zeigte hier an der Oberfläche schon 90° C. und als ich die Erde ein paar Zoll tief aufschärfte, quollen Wasserdämpfe von sehr üblem Geruch daraus hervor, und das hineingesenkte Thermometer konnte die Grade nicht mehr anzeigen, da es nur für das siedende Wasser bestimmt und nicht darüber hinaus graduirt war.

Es war also eine Solfatara, auf welcher wir standen, und welche zu über-

schreiten nicht möglich war, da wir unsre Stiefeln würden haben daran setzen müssen, von denen wir heute und morgen noch mehr Dienste erwarteten.

Der mäßig freie Raum, auf dem wir standen, gestattete uns die Aussicht nach dem Vulkan, wir hatten, so lange wir im Walde gingen, die Richtung gänzlich verloren und mußten uns jetzt orientiren, wobei uns das Umgehen der Solfatara zu Hilfe kam. Der Vulkan war in lebhafterer Thätigkeit als während der Nacht, zwar schienen die glühenden Wolken jetzt ganz heiß, also minder schrecklich als in der Nacht, doch stiegen sie zu einer viel beträchtlicheren Höhe und die Detonationen folgten mit doppelter Schnelligkeit aufeinander.

Zehntes Kapitel.

Weiteres Vordringen nach Umgehung der Solfatara. Reize der Landschaft. Auswürflinge des Vulkans. Meine Begleiter werden rebellisch. Wir treffen auf ein Paar Familien der Eingeborenen. Ein leichter Grog aus Zuckerrohrsaft und Rum.

Als wir an der Solfatara vorbei und wieder in den Wald gedrungen waren, zeigte sich der Boden auch wieder in der ganz gewöhnlichen Temperatur und die Sohlen brannten uns nicht mehr, wir stiegen einen Hügel aufwärts, und um die Richtung nicht abermals zu verlieren, hatte ich meinen Compaß zu Rathe gezogen, und so gelang es uns, denselben so glücklich zu überschreiten, daß wir, auf dem Gipfel angelangt, den Vulkan gerade vor uns hatten.

Ueber die Entfernung hatten wir uns gewaltig getäuscht, es schien derselbe uns jetzt gerade so ferne zu stehen, als am Anfange unseres Marsches. Dies hielt mich aber nicht ab, meinen Plan durchzusetzen, ich schritt tapfer darauf los, meine Begleiter indessen begannen sich in starke Opposition mit mir zu setzen, vor allen Dingen mußte gefrühstückt werden, und da dieses Verlangen durchaus kein unvernünftiges war, so gab ich ihnen gern nach; wir setzten uns, die herrlichste Aussicht vor uns, unter einen riesigen Feigenbaum nieder, dessen Früchte zwar nicht geeignet waren unsern Durst zu löschen, doch wenigstens die Lippen befeuchteten, denen der Schiffszwieback die letzte Spur davon entzogen hatte. Nach dem Frühstück wollten meine Freunde schlafen und als dieses höflichst abgelehnt wurde, wollten sie umkehren und ich verwünschte den Gedanken, sie mitgenommen zu haben und gelobte mir, gewiß in Zukunft davon abzustehen. Jetzt aber war nichts weiter zu thun, als sie ihrem Schicksal zu überlassen, wenn sie nicht mit mir gehen wollten, wodurch sie denn auch zur Vernunft zurückgeführt wurden. Wir gingen nun den Berg hinab, aber hier hatte ich neue Kämpfe zu bestehen. Das überaus reizende Thal, welches vor uns lag, war nicht öde, wie das der Solfatara, sondern es war bewohnt, es lagen

Hütten darin zerstreut und es ließen sich auch vor denselben Menschen erkennen. Ich wollte nun die Hütten und ihre Bewohner vermeiden, meine Begleiter aber wollten sie durchaus besuchen und den rechten Grund, weshalb ich dagegen war, durfte ich gar nicht sagen, sonst wären sie gewiß nicht zu bewegen gewesen, die Häuser seitwärts liegen zu lassen und sich durch die Gebüsche zu schleichen, welche sie von einander trennten. So ging es denn noch erträglich, bis wir die dritte Hügelreihe überstiegen hatten. Beim Herabgehen von derselben konnten wir schon, auch im Walde selbst, die Ausbrüche des Vulkans sehen, wir konnten stellenweise die ungeheueren Massen von Gesteinen wahrnehmen, welche der Vulkan aufwärts schleuderte. Es wollte mir scheinen, als seien mehrere derselben so groß gewesen, als das größere unserer Wallfischboote. Natürlich kann man dergleichen nur annähernd schätzen, um zu messen, müßte man ganz besonders dazu eingerichtete Spiegelinstrumente gehabt haben, aber wenn ich mir denke, welchen Eindruck die steigenden Massen auf mich machten, so will es mir doch scheinen, als hätte ich nicht sehr übertrieben taxirt. Die Kraft eines solchen Vulkans ist ja überdies so furchtbar, daß dergleichen Steinchen nur Federbälle dafür sind, wirft doch ein vulkanischer Ausbruch ganze Gebirge um, wie wir in Calabrien, in Syrien, in Südamerika gesehen haben.

Wir hatten uns glücklich durch das bewohnte Thal geschlichen, ohne bemerkt zu werden, und ich richtete meine Schritte nunmehr auf eine kahle Stelle in dem gegenüber liegenden Hügel, sie kam mir wolkig vor, gleich der Solfatara, und in gewisser Art hatte ich mich auch nicht geirrt, nur waren es nicht Schwefeldämpfe, welche aufstiegen, sondern Wasserdämpfe, der Boden war zwar warm, doch keinesweges so, daß wir ihn nicht hätten überschreiten können. Dort, wo die weißen Dämpfe aufstiegen, zeigte sich die Temperatur der des Siedepunktes nahe, und als ich mit meinem Gewehrkolben den Boden aufschürfte, strömten so mächtige Dämpfe aus der Oeffnung hervor, daß ich in der Ueberraschung einen Schaden angerichtet zu haben befürchtete und daher eiligst die weggeschobene Erde wieder auf die kleine Oeffnung deckte, ich lachte mich zwar nachher selbst aus, doch war es geschehen. So wenig ist man seiner selbst Herr, wenn plötzlich Erscheinungen eintreten, welche gefährlich scheinen, ohne es doch zu sein. Ich öffnete die kleine Höhlung noch einmal und brachte das Thermometer hinein, dasselbe zeigte genau den Siedepunkt an. Ich ging zurück in den Wald, um etwas zu holen, das ich kochen oder dämpfen könnte und nahm dazu eine wildgewachsene Tarowurzel und zwei große, in dem Grün derselben schwelgende Schnecken. Die Oeffnung wurde etwas erweitert, die Wurzel hineingelegt und die Schnecken auf dem Blatte, von welchem sie fraßen, gleichfalls. Kaum waren 15 Secunden verflossen, als die Schnecken ihren gewaltigen breiten Fuß einzogen und nach ein paar Secunden darauf von dem Blatte herab in die Vertiefung neben die Wurzel fielen. Nach zwei Minuten nahm ich sie heraus und sie waren vollkommen gahr gekocht, der Eiweißstoff aus dem

sie zum größten Theil bestehen, war geronnen und hart geworden. Zehn Minuten später nahm ich auch die Tarowurzel heraus und ich fand beim Durchschneiden, daß sie trotz ihrer Größe bis in die Mitte hinein erhitzt und gahr gekocht war.

Der Marsch wurde fortgesetzt und wir gelangten auf den Gipfel eines vierten Hügels und es schien mir, als könne der Vulkan jetzt unmöglich noch weiter, als eine Meile von meinem Standpunkte entfernt sein. Diese überraschende Nähe, welche uns zeigte, daß wir überhaupt einen tüchtigen Marsch gemacht, war meinen Begleitern durchaus nicht recht und alle Vorstellungen, welche sie aus ihrem Hirn zusammenscharren konnten, polterten mir entgegen, natürlich ohne den geringsten Eindruck auf mich zu machen, ich war meiner Sache jetzt ganz gewiß, von hier aus fand keiner derselben sich nach dem Schiffe zurück, jetzt mußten sie mir folgen, wenn sie nicht Gewalt brauchten, wenn sie mich nicht gebunden zurückbringen wollten, aber etwas Anderes trat mir in den Weg, mein ersehntes Ziel ward nicht erreicht. Abwärts steigend, und nicht im geringsten daran denkend, daß wir hier Eingeborenen begegnen könnten, da wir, von dem Berge herabschauend, keine Hütten bemerkt, standen wir plötzlich, bei Umgehung eines jener großen schönen Feigenbäume, vor einer solchen Hütte und die Einwohner derselben lagen theils schlafend davor, theils waren einige derselben mit gegenseitigen Liebesdiensten beschäftigt, sie jagten nach kleinem Wild.

Ich will ungesagt lassen, welche von beiden Partheien am meisten überrascht war, wir oder sie. Die Weiber liefen erschrocken, liefen schreiend davon, verbargen sich in oder hinter der Hütte, die Männer waren emporgeschnellt als sähen sie irgend ein Ungeheuer vor sich, sie griffen zu den Lanzen und bedrohten uns ernstlich genug, auch meine tapfern Begleiter machten es den Weibern nach. Mir war es zwar gleichfalls durch alle meine Glieder gefahren wie ein heftiger electrischer Schlag, allein, ich hatte doch so viel über mich gewonnen, weder zu schreien, noch davon zu laufen, ich erhob die Hand und suchte aus meinem Gedächtnißkasten ein paar von den Worten hervor, welche ich, ich will nicht sagen gelernt, so doch aufgeschnappt hatte, ich bot ihnen Frieden, Freundschaft, wir waren Freunde nicht Feinde und wir wollten nichts von ihnen.

Die Töne ihrer Sprache, wenn auch aus einem derselben nicht sehr kundigen Munde, machten doch auf sie eine so weit beruhigende Wirkung, daß sie ihre Waffen senkten, daß ihre strengen Mienen lächelnd wurden und daß sie uns zum Frieden ihre Hände boten. Nun kamen auch die Herren Violet und Diepenbrook wieder herbei, sie hatten sich zu dem großen Wagniß entschlossen und wurden dafür tüchtig ausgelacht von mir sowohl als von den Wilden, wenn auch nicht so laut, denn diese Leute haben merkwürdigerweise mehr Schicklichkeitsgefühl als wir Europäer, die wir gewohnt sind, immer davon zu reden. Die Männer riefen ihre Frauen herbei und diese kamen dann auch aus ihrem

Versteck heraus, näherten sich anfänglich schüchtern, mehrere derselben blieben noch hinter schützendem Gebüsch und betrachteten uns von dort aus mit neugierigen Blicken, um sich zu überzeugen, daß wir keine Ungeheuer seien, dann aber erschienen sie, über sich selbst lächelnd und setzten sich vertrauensvoll zu uns nieder. Das Erste was geschah war wie immer ein Act der Gastfreundschaft. Ungeheißen ging die Frau nach der Hütte und brachte daraus hervor, was sie des Eßbaren enthielt, geröstete Bananenschnitte, gekochte Wurzeln, mit dem Safte von Zuckerrohr gekochten Reis und ein Körbchen voll frischer Früchte. Sie suchten uns die besten Stücke aus, sie brachten auch Cocosnüsse herbei um davon zu trinken und dies mochte wohl das Kostbarste sein, was sie besaßen, denn Cocospalme wächst hier nicht mehr, ihre Früchte müssen also von dem Strande hergeholt werden, oder wenigstens aus dem zunächst an demselben grenzenden Thale.

Wir waren im Stande, ihnen auch von unserm Proviant etwas abzugeben und — sonderbar, sie hatten an dem harten Schiffszwieback mehr Gefallen als an ihren lieblichen Früchten, welche allerdings nicht mit unsern Pflaumen, Kirschen, Trauben und nicht mit unsern saftreichen Birnen zu vergleichen sind, doch immer besser schmecken als Schiffszwieback. Ich wollte den Leuten für ihre Freundlichkeit etwas recht Gutes thun, wer weiß, ob ich nicht etwas sehr Schlechtes beging. Nachdem ich aus einer Cocosnuß getrunken, schüttete ich Zucker hinein, schüttelte die Flüssigkeit damit, goß dann etwas Rum dazu, bereitete also Grog aus Cokosmilch, wobei Violet sehr den Mund spitzte und bot dann ihn, der das Getränk ja sehr gut kannte, übergehend, die Nuß meinen Wirthen, welche auch mit sichtlichem Vergnügen davon tranken. Es wurde noch eine Cocosnuß und noch eine geopfert und um mir die Sache leichter zu machen, deutete ich an, daß ich eine Schaale haben wolle, worauf mir auch sofort ein halber Kürbiß gegeben wurde, hierein goß ich das Wasser aus den Cocosnüssen und zeigte, daß auch anderes, daß auch Wasser des Baches dazu brauchbar sei.

Da ich meinen Zucker schonen wollte, ließ ich mir Zuckerrohr geben, welches die Eingeborenen in den schönen warmen Thälern häufig bauen. Um es auszupressen hatte ich jedoch nichts als meine Hände, ich deutete nun an, daß ich mich waschen wolle, ich machte die dabei unerläßliche Bewegung und man verstand mich gleich, ein junges hübsches Mädchen sprang auf, winkte mir ihr zu folgen an einen Bach der die Länge des Thales durchschnitt; hier war auch eine Stelle weit und tief genug ausgehöhlt, um zum Baden zu dienen, die Leute waren also reinlich, dies ist für mich immer eine mächtige Empfehlung. Ich wusch mich sehr sorgfältig und da ich nichts Besseres fand, so nahm ich Erde dazu, das Mädchen legte seine Hand auf die meinige als ob sie andeuten wolle, daß ich ein wenig warten möge. Dann sprang sie fort und nach wenigen Augenblicken kam sie mit einem Klümpchen Thon von ganz weißer Farbe zu mir

zurück, gab mir die Hälfte davon und bediente sich der anderen, ließ es aber nicht beim Waschen der Hände, sondern wusch sehr sorgfältig den ganzen Körper ab, was alles sie mit einer allerliebsten Natürlichkeit that, so als ob sie völlig allein wäre, dann sprang sie in ihre Badewanne von Erde, drehte sich ein paar mal um und kam abgespült und blank wieder zum Vorschein. Ihre Kleidungsstücke hatte sie sich nicht gar zu sehr benetzt, sie bestanden aus langen Grasblättern, welche an eine Schnur von Cocosfasern aufgereihet waren und von dem Gürtel bis auf die Hälfte der schön geformten Lenden gerade herabhingen. Sie waren natürlich trocken, so wie sie sich aus dem Wasser erhob.

Wir kehrten nunmehr zu der übrigen Gesellschaft zurück, doch nicht ohne daß ich vorher das schöne Kind um einen Kuß gebeten, den sie sich zwar nur mit niedergeschlagenen Augen nur nehmen ließ, den sie aber gleich darauf mit einer unbeschreiblich süßen Hingebung erwiederte, so daß ich nicht blos einen Kuß gegeben, sondern auch wirklich einen empfangen hatte. Das Mädchen war allerdings nach unseren Begriffen nicht schön von Gesicht, doch war sie rund, jung und frisch und ohne einen Zug, der hätte entstellend genannt werden können, so daß ich diesen Kuß durchaus nicht zu den schlechtesten Geschenken zählen will, die mir in meinem Leben geworden.

Elftes Kapitel.

Ein fröhlicher Abend unter den Wilden. Das Haus meiner Gastfreunde. Ein trefflicher Pudding. Das Abendessen und die Art wie man die Gabel ersetzt. Ingenios, wenn auch nicht appetitlich.

Bei der Gesellschaft angelangt, zerschnitt ich Zuckerrohr in fußlange Stücke, spaltete sie mit dem Messer auf und drückte dann das herausgenommene dicke und überaus saftvolle Mark zwischen den Händen aus, was der kleine, frischgewaschene Schelm sofort nachmachte und mit mehr Geschick als ich, da derselbe dieser Arbeit wohl mehr gewohnt sein mochte als ich. Als ich nun das Wasser süß genug befand, that ich den Rum hinzu und bot dann das Getränk umher, zuerst nach europäischer Art den Damen, aber diese wiesen die zugedachte Ehre von der Hand und boten die Schaale den Herren der Schöpfung, welche sie dann ohne Umstände annahmen und davon tranken, doch aber, was ich kaum geglaubt hätte, freundlich genug waren, nun etwa die Hälfte den Ihrigen zu überlassen.

Es entstand dadurch bei Allen eine ganz besonders fröhliche Stimmung, ich darf wohl sagen, es war nicht der entfernteste Anschein von Rausch vorhanden, doch eine Erheiterung des Sinnes war nicht zu verkennen, so schwach der Grog

und so wenig dessen gewesen, die Leute hatten noch nie so etwas getrunken, sie waren also auch nicht abgestumpft gegen die Wirkung.

Diese Heiterkeit dachte ich zu benutzen, um mir die Beihülfe der Männer bei meiner Bergbesteigung zu sichern, aber als sie halb erriethen, halb erfuhren, was ich beabsichtigte, erschraken sie sichtlich noch viel mehr als bei dem plötzlichen Erscheinen der ihnen fremden weißen Männer und sie sprachen ganz entschieden die Unmöglichkeit aus. Unter ihren Gründen gegen das Unternehmen kam allerdings das Gefressenwerden nicht vor, allein sie zeigten so deutlich das Niederfallen der Steine, das Erschlagenwerden dadurch, das Beschütten mit Asche, das Begießen mit heißem Wasser, das Verbrennen durch einen glühenden Boden an, daß mir einleuchtend wurde, sie müßten davon wirklich einige Erfahrung haben, deshalb ich nur um so begieriger wurde, diese Schrecken zu sehen. Dies war jedoch eine ganz vergebliche Mühe und als wir nun nach einigen ausgetheilten Geschenken, ohne ihre Begleitung hinaufgehen wollten, widersetzten sie sich diesem entschieden, sagten, der Berg sei tabu, er sei ganz von heiligem Feuer von Assor, das ist nicht dasjenige, das auf ihrem Herde brennt, sondern das unterirdische, es ist nicht Feuer, sondern Gluth und sie versicherten, wir würden und wir müßten untergehen und das dürften sie nicht leiden. Das hübsche Mädchen, was ihren Platz bei mir genommen, umschlang mit ihren runden Armen meine Kniee, legte schmeichelnd ihren Kopf in meinen Schooß und blickte mich so flehend an, daß mir ordentlich warm um's Herz wurde. Da ich jetzt fühlte, daß ich doch nicht würde durchdringen können, so wollte ich mir wenigstens bei dem zärtlichen Schelm ein Verdienst daraus machen und ich sagte, ihr zu Gefallen wolle ich bleiben, da wurden die schmachtenden Augen plötzlich so glänzend und feurig, daß es mir vorkam, als flammte tief im Hintergrunde derselben ein rother Schimmer auf, wie man dieses bei weißen Tauben immer sieht.

Bei alledem hatte ich meine Absicht durchaus noch nicht aufgegeben, ich rechnete darauf, daß ich am nächsten Morgen früher aufstehen würde, als meine freundlichen Wirthsleute, welche ich überdies gar nicht für eine Familie hielt, indem sie mir dazu zu zahlreich schien, ich hatte mich darin auch nicht geirrt, es hatten sich drei Männer mit ihren Frauen und Kindern hier vereinigt und es kamen, als es dunkel wurde, noch mehrere dazu.

Mit Sonnenuntergang wird es in den tropischen Gegenden kühl und die völlig nackten Körper der Eingeborenen mögen wohl empfindlich sein, vielleicht um so mehr, als sie gerade des Tages eine sehr hohe Temperatur zu ertragen haben, es war daher natürlich, daß die ganze Gesellschaft sich in die Hütte begab, dieselbe war denn auch groß genug, um uns Alle zu fassen. Es war eigentlich nur ein Schuppen, ein etwa 15 Fuß hohes Dach, welches auf dem Boden stand, die Breite mochte ungefähr ebenso viel betragen als die Höhe, der Länge nach aber maß die Hütte 20 Schritt. Die Giebelseite war ganz

geschlossen, nur da, wo der Eingang sich befand, hatte man eine Oeffnung gelassen, welche ungefähr die Hälfte der Giebelfläche einnahm und so hoch war, daß man bequem hindurchschreiten konnte. Von außen ist alles gleichmäßig mit Zuckerrohr und mit Palmenblättern gedeckt, von innen sieht man die Zimmerung des Daches. Von Schritt zu Schritt stecken auf jeder Seite etwa 20 Fuß hohe Grasstengel (eine Rohrgattung) in der Erde, auf beiden Seiten sind gleich viel solcher Stangen in der gedachten Länge über der Erde aufgerichtet. In die Erde hinein gehen sie noch keinen Fuß tief. Die Spitzen aller dieser Dachsparren sind in gleicher Höhe zusammengebunden, und über der Bindestelle in dem Winkel der kreuzweis gebundenen Stäbe, welcher sich nach oben richtet, liegt ein Rohr, welches die ganze Länge der Hütte hat, es ist gleichsam der Sattel des Daches.

Parallel mit diesem laufen von Elle zu Elle niederwärts die Dachlatten, bei denen jedoch nicht darauf gesehen ist, daß sie alle aus einem Stück sind, an den mehrsten Stellen sieht man zwei Rohre mit ihren Spitzen zusammengebunden. Diese Latten und Sparren tragen nun die luftige und leichte Bedeckung, welche jedoch unmöglich gegen einen starken Regen schützen kann.

In diesem Raume versammelte sich die Gesellschaft um ein knisterndes Feuer, welches in der Mitte angezündet wurde, das Material war theils gewöhnliches, theils seines Markes beraubtes Zuckerrohr, demnächst aber trockene Aeste von allen Waldbäumen. Während wir uns nach unserer Bequemlichkeit setzten oder legten, gingen ein paar der Frauen daran, das Essen zu bereiten. Es wurden an dem Feuer Pisangfrüchte geröstet, welche wir in frisches Cocosöl tauchen sollten, dann wurde aber ein Pudding gemacht, und zwar ein gewaltiges Ding. Das Mehlige aus reifen Pisangfrüchten wurde herausgekratzt und mit gestoßenen Yams-Wurzeln gemischt, hieraus wurde ein Teig von etwa zwei Finger dick, auf eine sehr große Schüssel von Thon gestrichen, darauf wurden Feigen, verschiedene Beeren, welche mir nicht bekannt waren, eßbare Früchte von Passifloren und die säuerlichen der Eugenia in großer Masse gepackt, so daß sie einen Haufen bildeten, sorgfältig wurde nun alles mit langen Stücken von Zuckerrohr umgeben sowohl, als durchwebt, dann wurde aber dieser ganze Haufen von Früchten wieder mit demselben Teig bedeckt, welcher die Schüssel füllte und nun kam eine zweite gleich große Schüssel als Decke über das ganze Gericht, das nunmehr, auf fünf kegelförmigen Steinen stehend, einem langsamen mäßigen Feuer übergeben wurde, indessen die flammenden Scheite und Rohre rings umher einen brennenden Kreis bildeten, ohne die Schüssel zu berühren, von Zeit zu Zeit schob eine oder die andere der Frauen ein paar brennende Zweige unter die Schüsseln selbst.

Während dessen dieses Gericht seiner Vollendung entgegenging sah ich mich in dem wahrscheinlich bei Nacht besser als bei Tage erleuchteten Hause um, ich wollte die Möbeln zu entdecken suchen, welche der glückliche Insulaner besaß,

ich konnte jedoch nichts Derartiges sehen. Nichts was man hätte für einen Tisch oder Schemel nehmen können, kein Kasten um etwas zu verwahren, kein Gestelle um darin zu schlafen, nicht einmal eine Hängematte, der Boden diente als Lager, aber zu meiner Ueberraschung war, ich muß es gestehen, das Lager durchaus nicht unbequem, denn, obschon der vordere Raum nur mit Matten bedeckt war, auf denen man ziemlich hart gelegen haben würde, so bildete doch die zweite Abtheilung gewissermaßen eine Terrasse, eine Erhöhung von mindestens zwei Fuß durchweg aus trockenen Blättern bestehend und mit sehr vielen äußerst feinen Matten von geringer Größe bedeckt, so daß ein Jeder so viel für sich benutzen konnte, als ihm genehm war. Ich benutzte zwei derselben um sie aufeinandergelegt zusammenzurollen, wodurch ich ein prächtiges, elastisches Kopfpolster erhielt.

Während ich dieses alles so beschaut hatte und mich gelegentlich mit meinen Wirthsleuten unterhielt, so gut es gehen mochte, bemerkte ich, daß drei der Frauen mit naßgemachten Matten das Feuer vor sich für einen Augenblick dämpften, dann mit ebenfalls genetzten Matten von drei Seiten an die Schüssel traten, sie gleichzeitig anfaßten und mit einem raschen Schwunge umkehrten und die vorher oben gewesene Schüssel nun auf die fünf Steine setzten indessen die bisher unten gewesene nunmehr als Deckel diente.

Dies alles war viel schneller geschehen, als man im Stande gewesen wäre die vorliegenden Zeilen zu lesen, vom Schreiben derselben wollen wir gar nicht reden. Nach verrichteter Umkehrung traten die schönen Damen vom Feuer zurück, nahmen die Matten davon und siehe, es war alles so schnell gegangen, daß keine derselben getrocknet, viel weniger angebrannt worden war.

Es ging nun, nach Vollendung dieses Kunststückes alles wieder seinen bisherigen Gang fort, man plauderte, man frug sich gegenseitig aus, Violet log immer so furchtbar, daß ich große Besorgniß hatte, daß schwache Haus würde uns über dem Kopf zusammenbrechen, endlich war aber doch die Zeit zum Essen da. In ähnlicher Weise, wie vorhin umgekehrt, so wurde die Doppelschüssel jetzt vom Feuer fortgenommen und einige Schritte davon niedergestellt. Dann brachte die Hausfrau eine Hand voll sehr dünner schwacher Bretchen, kaum von der Stärke derjenigen, welche man bei uns braucht um Cigarrenkisten daraus zu machen. Wie ich nachher sah, waren diese Bretchen aus Bambusrohr gemacht, das man über dem Feuer gerade gebogen und so bis zum Erkalten festgehalten hatte. Ich konnte mir nicht erklären, wozu diese Bretchen dienen sollten, erfuhr es aber alsbald. Die Frau vom Hause schob ein solches zwischen die beiden Schüsseln und schob es so tief hinein, daß es auf der anderen Seite wieder herauskam. Daneben wurde ein zweites und drittes Bretchen hindurchgeschoben und endlich waren beide Schüsseln durch die dazwischen liegenden Bretter vollständig von einander geschieden. Nun legte man unter die sämmtlichen Bretchen ein Querholz auf jeder Seite, zwei Frauen traten einander gegenüber, jede

faßte mit einer Hand ein Querholz und drückte mit der andern eine Matte auf den Boden der Schüssel, dann hoben sie die sämmtlichen Bretchen und die auf ihnen ruhende Schüssel auf, kehrten sie in ihren Händen um und stellten sie dann unfern der anderen auf den Boden.

Auf eine wahrhaft erfinderische Weise hatten sie ohne irgend welche Werkzeuge den riesigen Pudding in zwei Theile getrennt. Ich wäre in großer Verlegenheit gewesen, wenn mir diese Aufgabe gemacht worden wäre, und hier ging das alles so hübsch von Statten, daß ich wirklich darüber erstaunt war, wie nun aber erst, als ich denselben kostete, mir ist nie ein Gebäck von solchem Wohlgeschmack vorgekommen, und doch fehlten ihm ein paar der wesentlichsten Bedingungen für einen guten Kuchen, er hatte nämlich weder Butter noch Eier, aber die Früchte hatten eine Zartheit und die säuerlichen der Eugenia durch den Saft des Zuckerrohres eine solche Milde bekommen, daß sie überaus lieblich zum Essen waren, auch der Teig hatte großen Wohlgeschmack, denn er war von dem Safte der in ihrer eigenen Fülle kochenden Früchte getränkt, man mußte allerdings von der äußeren Seite das stark Angebrannte entfernen, dann aber konnte man dieses Gebäck einem jeden Gourmand vorsetzen und seines Beifalls gewiß sein.

Die Männer, in deren Gesellschaft wir uns befanden, sahen mit Erstaunen, welcher Geräthschaften wir uns bedienten, ein Jeder von uns hatte eines jener Messer, die sich in drei Theile auseinander schieben lassen, deren mittelster die Gabel enthält, während die beiden äußeren Messer und Löffel tragen. Die Sachen wurden höchlichst bewundert, aber nur das Messer schien ihnen etwas Brauchbares oder Wünschenswerthes zu sein, zu Löffeln hatten sie nichts, denn sie waren keine Freunde von flüssigen Speisen und die Gabel ersetzten sie durch ein viel einfacheres Instrument.

Bei Männern und Frauen hatte ich ein etwa spannenlanges Stäbchen von Holz oder Knochen oder Schildpatt bemerkt, das sie entweder hinter dem Ohre stecken hatten, wie ein Schreiber die Feder, oder welches bei krausen, bei aufgebundenem Haar quer durch dieses gesteckt worden war, dasselbe war häufig in Gebrauch, man nahm die stumpfe Seite in die Hand und störte mit der spitzen Seite die all zu lebhaften Bemühungen der kleinen Bewohner des Hauptschmuckes und drückte, nachdem dieses geschehen, den Stift wieder durch den etwas ölichten Haarknoten oder steckte ihn hinter das Ohr.

Jetzt, bei Tafel, sah ich, daß diese Stäbchen noch einen andern Zweck hatten, man bediente sich der Spitze um in den Pudding zu fahren und die einzelnen Früchte oder sonstigen Bissen damit aufzuspießen und zum Munde zu führen. Die Mädchen und Frauen machten es ebenso, nur hatte ich bei ihnen nicht gerade ebenso häufig die anderweitige Benutzung bemerkt. Was doch Landes Sitte thut, mir kam die Sache etwas ekelhaft vor, ihnen allen offenbar nicht im geringsten.

Zwölftes Kapitel.

Gesang der Wilden und der unsrige. Die Eingeborenen theilen sich in ihre Gäste. Ein sanftes Polster. Das Geschenk der goldenen Perle. Den Himmel vergißt man nicht.

Als wir Männer uns vollständig gesättigt hatten, wurden die beiden Schüsseln den Frauen und Kindern hingesetzt, welche mit gesundem Appetit den ganzen nicht unbedeutenden Rest vertilgten, dann, glaubte ich, würden wir uns schlafen legen, dies geschah indessen nicht, sondern es wurde die Unterhaltung fortgesetzt. Aber es gesellte sich noch etwas anderes dazu, sie fingen an zu singen, sie sangen so anmuthig, daß ich darüber ganz erstaunt war. Man kann nicht sagen, daß Melodie oder Harmonie in diesem Gesang zu finden gewesen wäre allein man muß gestehen, daß die Weichheit der Stimmen, daß der angenehme Klang des Organs diesen Mangel ersetzte. In der Regel ist der Gesang der Wilden nur ein wüstes Geschrei, bald hoch, bald niedrig, so weit die Stimmmittel ausreichen, immer aber so scharf und schneidend, daß die Töne das Ohr verletzen, wie nun erst, wenn viele bei einander sind, und einen solchen entzückenden Gesang anstimmen. Derselbe erweckt Schauer, die Haut fängt an zu vibriren wie bei einem Pferde, wenn es von Mücken belästigt wird und die Zähne werden davon stumpf, als wenn man unreife Johannisbeeren gegessen hätte. Hier konnte ich den Gesang anhören, ohne daß ich solche Zufälle bekommen hätte.

Nun wollte ich den guten Leuten doch auch einen Begriff von unserem Singen geben, ich intonirte daher eines jener einfachen anmuthigen Lieder, wie sie Mode waren, bevor man sich darauf setzte, die Gnadenarie aus Robert den Teufel oder irgend eine aus dem Propheten, den Hugenotten, oder doch wenigstens eine Piece der Königin der Nacht zum Clavier oder gar zur Guitarre zu singen. Eine Bravour — eine Opernarie mit Clavierbegleitung — ein Musikstück bei welchem das stark besetzte Orchester immer die Hauptsache ist!!

Mein Liedchen machte jedenfalls einen größeren Eindruck als die Gnadenarie gemacht haben würde, lautlos saßen Alle vom Beginn des ersten Tones an um mich her, lautlos, athemlos, so stille, daß ich meinen eignen Athem hörte. Als ich endete waren die Leute so entzückt — so ganz weg, wie man zu sagen pflegt, daß sie nicht einmal ein Beifallszeichen gaben, aber ich hatte doch den größten Beifall geerntet den man nur erlangen kann, in den Augen aller Frauen und Mädchen sah ich Thränen, und sie perlten ihnen über die Wangen herab und als ich schwieg warfen die Kinder sich in die Arme, an die Brust der Mutter und weinten laut und die Männer blickten ernst und feierlich vor sich nieder.

Können das böse Menschen sein, welche von einer einfach schönen Melodie ergriffen werden, ist es nicht wahr was der Dichter sagt:

„Wo man singt, da laß' dich ruhig nieder,
Böse Menschen haben keine Lieder."

Ich kann mir nicht vorstellen, daß diese Menschen solche Abscheulichkeiten vollbringen, wie die Engländer ihnen nachrühmen, und da dennoch wahr ist, was man über den Tod des englischen Missionair Williams erzählt, dessen ich noch näher gedenken werde, so muß ich immer wieder von Neuem fragen: welche Bestialitäten sind von Seiten der Engländer verübt worden, ehe man es dahin gebracht, daß die Eingeborenen solche Thaten verübten, wie die ihnen nacherzählten?

Als der mächtige, gewaltige Eindruck, den das Lied gemacht hatte, einigermaßen vorüber war, wollte ich versuchen, die Stimmung wieder ein wenig zu erheitern und ich frug Violet, ob er im Stande wäre, mich in einem der vielen ihm gewiß bekannten, scherzhaften Liedchen zu secundiren, ich hatte ihm wiederholt an Bord in der Funktion eines Singmeisters gesehen, wie er seinen Kameraden eins und das andere einstudirte. Er bejahte meine Frage, und nun wurde der Gesang zweistimmig, und da die Melodie eine heitere war, wie erhoben sich die thränenfeuchten Köpfchen der Mädchen, wie blickten sie mich und die Mutter so schalkhaft an, als nun aber gar Diepenbrook erklärte, er könne auch singen und zwar den Baß, wir sollten einmal „Lützows wilde, verwegene Jagd" anstimmen — da wurde auch der kriegerische Muth der Männer angeregt und, obwohl sie von den Worten des Gesanges keine Silbe verstanden, so sah man doch an dem Funkeln und Leuchten ihrer Augen und an der Bewegung ihrer Hände, welche thaten als ob sie den Speer oder die Keule fassen wollten, daß sie begriffen hatten, was die Töne ausdrücken sollten.

Nunmehr bat ich die Frauen, auch noch einmal etwas zu singen, allein sie lehnten dies auf das Entschiedendste ab, sie lächelten auf die wiederholte Bitte, wie man über einen gutmüthigen Spott lacht, und eins der älteren Mädchen sagte, dies könne natürlich nicht unser Ernst sein, wir wollten sie nur in Versuchung führen, um zu sehen, wie weit ihre Eitelkeit ginge, so ungefähr wenigstens glaube ich die Worte verstanden zu haben, und ich muß sagen, daß mich dies wirklich feine Gefühl, ich möchte fast das Wort Takt dafür brauchen, erfreute. Bei uns findet man das nicht gerade häufig, mein Himmel, wie oft habe ich das in unseren ästhetischen Theegesellschaften bemerken müssen, daß dieser Takt gerade fehlt, obwohl durch Hofmeister und Gouvernante, durch Pensionat und Erziehungsanstalten, durch Vorlesungen über Aesthetik und Kunstphilosophie gewiß zur Genüge dafür gesorgt wird, daß jeder Gebildete bodenlos fein fühle, gesellige Bildung, Kunst und Sittlichkeitsgefühl erhalte. Wie oft habe ich gehört, daß nach einem geschmackvoll vorgetragenen Gedicht, ein junger Dichterling mit seinem Machwerk auftrat, vollkommen überzeugt, durch sein Reimgeklingel die Gedankenfülle eines großen Dichters weit übertroffen zu haben, wie oft mußte

ich hören, daß auf eine ausgezeichnete Sängerin zu den Coryphäen der Kunst gehörig, das Fräulein vom Hause folgte, welche zwar sehr hübsch sang, nur leider keine Stimme hatte, und da es draußen so kalt war, das Taktgefühl verloren, und da es drinnen so heiß war, alles was sie jemals an Schule besaß, vergessen hatte. Nein, ich lobe mir meine braunen Wilden, welche zwar ohne Scheu gesungen hatten, so lange sie noch nichts besseres kannten, welche aber fühlten, daß nunmehr Schweigen das Weisere sei. Ich will hiermit nicht behaupten, daß wir außerordentliche Sänger und mit außerordentlichen Stimmen begabt gewesen wären, aber wir sangen besser als sie, und das fühlten sie.

Nachdem wir hierüber einig geworden, ließen wir uns denn auch nicht lage bitten, noch mehr zu singen, und so entfloh ein Stündchen nach dem anderen, uns in einer wirklich heiteren, und ihnen in einer — ich glaube nicht zu viel zu sagen — glücklichen Stimmung. Endlich schien es Allen Zeit zu sein, auch an das Schlafengehen zu denken. Die Familien, welche beisammen gewesen waren, trennten sich nach kurzer Berathung zwischen den Frauen, diese Berathung hatte die Theilung der Gäste zum Zweck gehabt, es schien ihnen nicht Platz genug zu sein, um uns alle Drei zu beherbergen, und so ging denn Violet und Diepenbrook mit den zum Besuch hier Gewesenen fort, und ich blieb bei unseren bisherigen Wirthsleuten.

Der Mann sah mir freundlich in die Augen und schüttelte mir freundlich die Hand und wies mir im Hintergrunde der Wohnung, auf den allgemeinen Matratzen, meine Schlafstelle an, zwei Frauen boten mir gleichfalls die Hand mit freundlichem Blick und freundlichem Dank für den schönen Abend, die Kinder ließen sich's nicht nehmen, mir gleichfalls die Hand zu reichen und das freundliche Mädchen, welches mit mir am Bache gewesen, kam noch zuletzt zu mir, gab mir wie alle Uebrigen die Hand, sah mir in die Augen als wolle sie mir etwas sagen, dann drückte sie mich plötzlich mit beiden runden Armen an sich, legte ihr Köpfchen an meine Brust und überließ mich dann mir selbst. Vater und Mutter hatten dieses angesehen ohne eine Miene zu verziehen, es schien ihnen mithin nichts Unerlaubtes darin zu liegen.

Das Feuer brannte herunter, ich ging auf die mir angewiesene Stelle zu, entkleidete mich, nahm meinen Rock und eine der feinen Matten zur Decke, und während die Kohlen allgemach verglimmten, dachte ich daran, Morgen so früh als möglich aufzustehen, um wo möglich vor dem Erwachen meiner gastlichen Wirthsleute den Weg nach dem Vulkan fortzusetzen, ich wollte dieses allein, ohne meine Begleiter thun, von denen ich doch nichts als kleine Verdrießlichkeiten hatte, und als ich mit mir darüber einig war, schlief ich ohne Besorgniß ein.

Ja, so darf ich wohl sagen, nicht die geringste Besorgniß war über mich gekommen, ich fühlte mich in der Nähe dieser Wilden vollkommen sicher. Nicht ängstliche Bilder beschäftigten mich während meines, durch die Ermüdung hervorgerufenen festen Schlafens, sondern ich hatte im Gegentheil die glücklichsten,

die entzückendsten Träume, es war mir, als habe der Himmel der Liebe sich mir geöffnet und als versänke ich in seine süßesten Freuden.

Dennoch war der Wille in mir stark genug gewesen, um mich noch lange vor Sonnenaufgang zu wecken, ich wollte aufstehen, aber ich fühlte mich gebunden, nicht an den Händen oder Armen, diese waren frei und hatten etwas umschlungen, sondern um die Brust her. Das, was mich fesselte, waren nicht Stricke aus dem Baste von Cocosnuß, es waren runde, volle Arme eines jungen frischen Mädchens, und nun konnte ich mir auch alles das erklären, was der holde Traumgott über mich gebracht. Nirinka, die goldene Perle, das freundliche Mädchen, dessen ich vorhin erwähnte, hatte sich ganz stille in meine Nähe gemacht und hatte, ohne daß ich eine Ahnung davon hatte, ihren Arm und ihre runde Brust an die Stelle der zusammen gerollten Matten geschoben und hatte mir als Pfühl, als Polster gedient. Um so etwas zu verschlafen, muß man schon sehr müde sein, dies ist das Einzige, was ich darüber zu meiner Entschuldigung sagen kann. Natürlich war jetzt von Aufstehen und heimlichem Fortschleichen keine Rede mehr, mochte doch der Vulkan grollen, donnern, Feuer speien oder blos Dampfwolken beleuchten, gleichviel, ich dachte nicht mehr daran, ihn zu besteigen. Erst als es tagte und die beiden Frauen sich erhoben, um das Frühstück zu bereiten, während der Mann und die Kinder ruhig weiter schliefen, stand die goldene Perle auf, ging zu der Mutter, umschlang sie, legte ihren Kopf an ihre Brust und stand so lange von ihr umschlungen da, ich glaube beinahe weinend, aber ich glaube auch gewiß nicht vor Schmerzen oder vor Kummer.

Jetzt knieten die beiden Frauen an dem Aschenhaufen nieder und suchten einige Funken herauszufinden, um neues Feuer zu erwecken, auch das Mädchen sah ich beschäftigt und als sie mehrere Sachen herbeiholte und die Mutter sie darüber erstaunt ansah und einige fragende Worte an sie richtete, erwiederte Nirinka mit niedergeschlagenen Augen und sich dunkler färbenden Wangen, sie müsse ja für ihren Gatten sorgen und die Mutter lächelte gutmüthig und nickte dazu so, als ob das allerdings richtig sei und sich gar nicht anders verstände, ein Vergehen hatte also Nirinka nicht begangen, die Sitte nicht verletzt, hier wie auf fast allen Inseln der Südsee, haben die Mädchen unbeschränkte Herrschaft über sich selbst, erst wenn sie Frauen sind, verlangt man Treue von ihnen.

Bei diesen halbverstandenen, halberrathenen Worten, ging es mir wie ein schmerzlicher Stich durch das Herz. Du armes Kind, sagte ich, jetzt vermählt und in einer Stunde wirst du verwittwet sein und wirst dem Manne, den du die ersten Keime, die ersten Blüthen deiner Liebe schenktest, in deinem Leben nicht mehr wiedersehen. Ist dies nicht grausam von dem Geschick, daß es das Herz des Menschen voll Empfindung schuf, wie viel glücklicher ist das Thier, welches den gegenwärtigen Augenblick genießt, ohne an die Zukunft zu denken. Wäre ich es gewesen, der den ersten Schritt gethan, ich glaube, ich hätte es mir niemals vergeben. Ich hatte mich gefragt, ob dieses Mädchen

nicht vielleicht des eben gedachten Glückes theilhaftig sei und gar nicht an die Zukunft dächte, allein ich erhielt beim Abschied die Ueberzeugung, daß sie allerdings tiefer empfinde, daß ihr Herz dabei im Spiele sei, ich bat sie freundlich meiner nicht zu vergessen und sie sagte, „glaubst du das sei möglich? Ich habe einen Tag im Himmel gelebt, daß vergißt man nie“ — — — und was kann man weiter fordern? Eine dumme Wilde!

Dreizehntes Kapitel.

Rückkehr zum Ufer auf einem anderen Wege. Ein Wasserfall. Abschied meiner freundlichen Wirthe und der Rath des Supercargo. Erro=manga und der Missionair Williams.

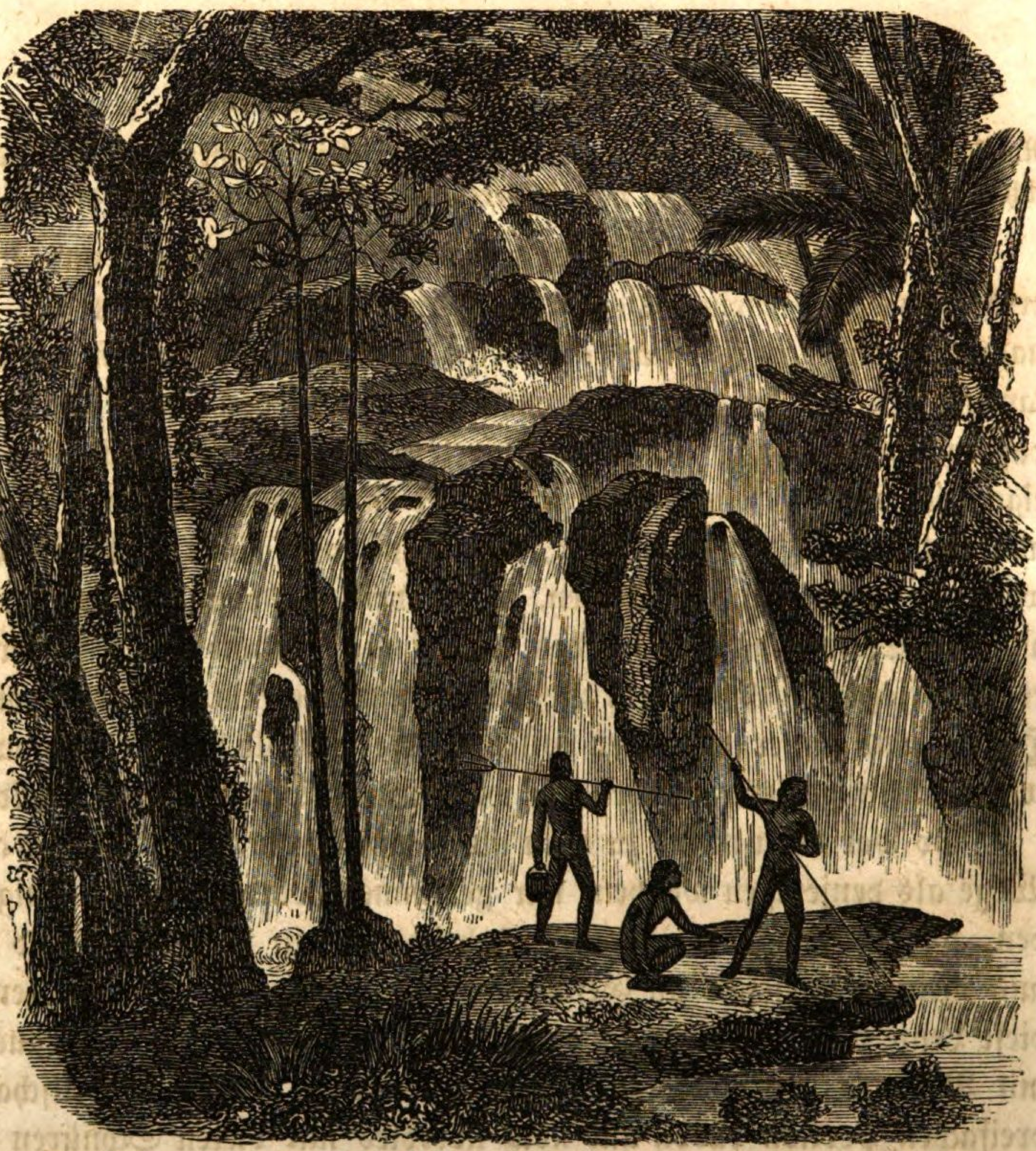
Das Frühmahl versammelte uns bei dem Herde, und kurze Zeit darauf erschienen auch meine Begleiter, welche jedoch nicht an der Mahlzeit Theil nahmen, da man sie nicht ohne eine solche hatte entlassen wollen, etwas später kamen auch die Eingeborenen wieder, weil sie von ihren Gästen gehört hatten, daß wir sofort unsre Rückreise antreten würden, dies war nun allerdings nicht eigentlich meine Absicht, aber ich wurde dazu genöthigt, denn alle Männer sagten mir mit größter Bestimmtheit, ich könne und dürfe nicht weiter gehen, selbst wenn sie nicht daran hinderten, so würden wir doch auf das Entschiedendste von anderer Seite gehindert werden, es sei nicht erlaubt, den Feuerberg zu betreten es widersetze sich Assor dem Beginnen, und die Leute die dort wohnten, auf jenen Hügeln und hinter denselben vollzögen die Befehle Assors und duldeten Niemand, wir würden getödtet werden ehe wir hundert Schritt in den Wald gemacht hätten.

So war denn nichts zu thun als heimzukehren, wenn möglich auf einem andern Wege als denjenigen welchem wir gekommen waren um noch einige andere Gegenden, Merkwürdigkeiten, Naturschönheiten kennen zu lernen, und nachdem ich nun aus meinem Reisesack an Geschenken genommen hatte, was irgend brauchbar für diese Leute war, nachdem ich die Männer mit Messern, die Frauen mit Scheeren, mit Bändern, mit bunten Tüchern und meine liebliche Gesellschafterin mit einer dreifachen Portion davon und noch überdies mit vielen Schnüren bunter Korallen, die ich ihr selbst um den Hals legte, beschenkt hatte, nahm ich Abschied von den guten Leuten und von dem freundlichen Wesen, das mir jene merkwürdigen Worte sagte, welche ich oben angeführt, dann schieden wir, das Mädchen setzte sich allein unter einen Baum und sah uns nach, bis wir in den Wald verschwanden, die Männer aber geleiteten uns bis zum Ufer, welches wir allerdings an einem ganz anderen Orte erreichten, als mein gestriger Landungsplatz war, so daß ich auf den mir ganz neuen Wegen, so viel von der Insel kennen lernte, als ein Reisender bei einem so kurzen Aufenthalt nur irgend sehen kann.

Da es erst Mittag war, als wir hier unten anlangten, setzten wir uns in den Schatten der Bäume, hielten ein frugales Mahl, und überließen uns

dann für ein paar Stunden dem Schlummer. Der fortgesetzte Marsch entwickelte vor unsren Augen noch viele seltene Schönheiten, mehrere derselben waren dieses sogar noch immer für die Eingeborenen, obwohl sie, die dies Alles täglich sahen, am Ende wohl hätten dagegen abgestumpft werden können. Auch dieses ist wieder ein Beweiß, daß diese Menschen durchaus nicht ohne Empfindung sind.

Auf unsrem Wege lag ein starker Bach, welcher aus dem Innern der Insel herabkam und den wir überschreiten mußten, wenn wir zu unsrer bisherigen Landungsstelle gelangen wollten. Der Bach war sehr reich an Wasser, schäumte und sprudelte lebhaft aus dem Walde heraus. Ich wollte eben von Stein zu Stein springen, hinübersetzen, als der Vater meines freundlichen Mädchens meinen Arm ergriff, und sagte: hugan (sehen), niri hugan (etwas Goldenes sehen), und mich dann seitwärts in den Wald führte, wohin die Anderen uns folgten. Bald stand ich staunend da, vor einem wundervollen Wasserfall, der sich in fünf Absätzen und in mehr als zwanzig Cascaden aus einer nicht unbeträchtlichen Höhe über ein Felsenbett herabstürzte, ein bezaubernder Anblick, um so schöner als die prächtig blauen Gewässer reichlich genug flossen, um in compacter Masse die Farbe des Himmels, welche sie wiederspiegelten, zu behalten, bis sie auf dem unterliegenden Felsen aufprallten und sich in weißen Schaum zertheilten. Die herrlichen Bäume von den mannigfaltigsten Formen und von dem mannigfaltigsten Grün faßten dieses Gemälde in den schönsten Rahmen den



Die Indianer suchten die Fische mit dreizackigen Speeren zu stechen.

man sich denken konnte, ein. Mein staunender Blick weilte auf dem Schauspiel und der wackre Mann sah leuchtenden Blickes darauf und frug wiederholt: nicht wahr, niri! niri. Das Wort, was eigentlich golden bedeutet, würde hier allerdings nicht wohl gewählt sein, ich muthmaße daher, daß dieses (nämlich golden) eine besondere Bedeutung desselben ist, während die allgemeine wahrscheinlich „schön" ist, dann hat auch der Name meines Mädchens eher eine Bedeutung, er heißt dann schöne Perle, nicht goldene Perle.

Zwei meiner Begleiter bemühten sich mit ihren dreizackigen Speeren Fische zu stechen, indessen der Dritte sich vorbereitete, dieselben auf Grasfasern zu reihen, in dieser Beschäftigung skizzirte ich sie, den Wasserfall zum Hintergrunde nehmend, darum sehen auch meine Leser den Erzähler nicht darauf repräsentirt.

Nachdem meine Begleiter Fische genug gestochen hatten, begaben wir uns wieder auf die Reise, und wir langten eine Stunde vor Sonnenuntergang am Landungsplatze an. Der „van der Kapellen" hatte sein Rundboot bereits ausgesetzt und ich ließ mein weißes Taschentuch in den Händen wehen, zum Zeichen wo ich mich befände. Als das Schifflein auf halbem Wege war, legten meine Begleiter ihre sämmtlichen Waffen vor mir nieder, schüttelten uns die Hände und wollten dann fortgehen, ich bat sie, noch ein Weilchen zu bleiben bis die Schaluppe herankäme, allein sie lehnten das ab, zeigten auf uns und sagten: „gut", auf die Nahenden aber zeigend, sagten sie: „böse", und damit wandten sie sich zum Abschiede. Ich frug, ob sie ihre Waffen nicht mitnehmen wollten, sie erklärten dieselben aber für die meinigen. Ich wollte ihnen gerne noch etwas schenken, besaß aber nichts mehr was ich hätte entbehren können, Diepenbrook bot mir einen kleinen Handspiegel an, was sollten die Männer damit, doch in dem Augenblick fiel mir Nirinka ein, ich zeigte dem Vater den Spiegel und sagte er möge ihn der schönen Perle bringen, darauf wendeten sich die drei wackren Männer dem Walde zu und Violet hatte den vernünftigen Gedanken, nochmals das schöne Körner'sche Lied zu intoniren was gestern die Männer so sehr erfreut hatte, sie blieben auch stehen bis die Töne verklungen waren und bis man das Rauschen der Ruder hörte, dann eilten sie in den Wald, und dem Himmel sei Dank, sie hörten die Worte nicht, welche verletzend an mein Ohr schlugen. Schießt sie doch todt, die Hunde, wenn sie nicht pariren wollen, so rief der Supercargo so laut wie möglich uns zu. Er glaubte, sie gingen ohne unsere gütige Erlaubniß, ohne unsren gnädigsten Willen davon, und was war da natürlicher, als da „die Hunde todt zu schießen."

Am nächsten Morgen verließen wir Tanna, um weiter in den Archipel einzudringen. Die uns zunächst gelegene Insel war Erro-manga oder Karo-manga, welche von Tanna kaum 20 Seemeilen entfernt ist, also noch am selben Morgen erreicht wurde. Das Land zeigt sich bergig, man könnte fast sagen gebirgig, auf der Ostseite zeigt sich ein schöner Hafen, ein tiefes zu drei Viertheilen geschlossenes Bassin. Die niedrigen Ufer scheinen sehr fruchtbar zu sein, von da

wo das Erdreich sich hügelig und bergig erhebt, ist es von geschlossenen Wäldern bedeckt, welche durch die Mannigfaltigkeit der Farben einen bezaubernden Anblick gewähren.

Die Insel hat durch das Unglück, welches englische Missionaire betraf, eine traurige Berühmtheit erlangt. Man nennt auch hier wieder die Eingeborenen abscheuliche Ungeheuer, man giebt ihnen alle erdenklichen Laster schuld und wenn man die Sache näher untersucht, so ist hier wie überall die Barbarei der Weißen Ursache alles Unheils, wenn schon, wie dies gewöhnlich zu geschehen pflegt, die Strafe einen ganz Unschuldigen trifft.

Auf den Gesellschafts-Inseln hatte das Christenthum, selbst in der krassen Form, in welcher es durch die englischen Matrosen verbreitet wird, ziemlich feste Wurzeln geschlagen. Einzelne brave Männer, denen es wirklich um etwas Besseres zu thun war, hatten sich Mühe gegeben, Eingeborene heran zu bilden, um durch ihre Hilfe Andere zu bekehren. An der Spitze dieser Leute befand sich der Missionair Williams, einer der wenigen Leute, welche im niederen Stande und in sehr untergeordneten Verhältnissen geboren, doch mit einer höheren und besseren Richtung ausgestattet, bestimmt scheinen als Muster zur Nacheiferung für ihres Gleichen aufzutreten.

John Williams wurde gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu Tottenham-high-corß, unfern London geboren. Schon als Knabe machte der Geistliche auf der Kanzel mit seinem schwarzen Talar und seiner runden, in tausend Löckchen gelegten weißen Perücke einen mächtigen Eindruck auf ihn und er dachte sich's gar schön, so vor aller Welt zu predigen. An jedem Sonntag Nachmittag versammelte er auch seine Gespielen um sich, baute aus einigen Stühlen eine doppelte Kanzel wie sie in allen englischen Kirchen zu finden ist, die untere dient dem Küster zum Sitz, die obere dem Prediger zur Tribüne, und hier brachte er bunt genug heraus, was er am Morgen in dem von Leichenduft schauerlich erfüllten Gotteshause gehört hatte.

Ihn schreckte selbst dieser gräßliche Geruch nicht ab, welcher daher kommt daß die Leichen theils in der Kirche, theils auf dem, dieselbe umgebenden Friedhofe zu Zwanzigen übereinander begraben werden, eine Einrichtung die so abscheulich ist und so sehr die Nachbarschaft verpestet, daß Diejenigen, die gezwungen sind dort zu wohnen, ein elendes, sieches Dasein führen, aussehen wie wandelnde Leichen und diesen, ihren schauerlichen Geruch überall hintragen, wohin sie selbst wandeln. Ein Gebrauch oder vielmehr ein schrecklicher Mißbrauch, welcher daher rührt, daß die Geistlichen ihre Haupteinnahme von diesen Begräbnißplätzen ziehen und sich daher wohl hüten eine Verlegung derselben an einen Ort der ihnen nichts einbringen würde, zu gestatten. Viele Leute glauben, der Geruch gehöre zum Gottesdienst und zur Religion und so bleibt es denn unveränderlich dabei, Niemand von den frommen Beichtkindern wagt es, sich zu beschweren,

keine Behörde wagt die wohl begründeten Rechte der Kirche anzutasten. Die Geistlichkeit würde solches Wagniß wahrscheinlich mit dem Bann belegen.

Trotz der Fähigkeit des jungen Mannes diese Luft einzuathmen und trotz seiner Neigung für den Stand der Geistlichen war es doch den Eltern desselben, sehr dürftigen Leuten, nicht möglich das Geld aufzubringen um einem solchen Wunsche Genüge zu leisten, es ist zwar nicht wie bei uns, wo man zwölf Jahre lang das Gymnasium und vier Jahre lang die Universität besuchen muß wenn man irgend welchen Staatsdienst erlangen will, sondern es wird alles auf ganz zünftig handwerksmäßige Weise durch eine bestimmte Anzahl von Lehrjahren abgemacht, so beim Arzt wie beim Apotheker, so beim Advokaten und dereinstigen Lord-Oberrichter wie beim Vicar und dereinstigen Lordbischof, aber das zu zahlende Lehrgeld ist doch immer zu hoch für arme Menschen und so mußte denn Williams darauf verzichten und dem Himmel danken, als er gegen eine mäßige Summe in das Haus eines Kaufmanns aufgenommen wurde, der ihn denn auch den gewöhnlichen Weg eines solchen vom Laufburschen zum Ladendiener und von diesem zum Comptoirdiener durchmachen ließ.

In der ersten Eigenschaft kam er vielfältig mit Handwerkern in Berührung, sah mancherlei was ihn interessirte, fing an zu drechseln und zu feilen, den Blasebalg zu treten und den Hammer zu schwingen und so brachte er es bald dahin, vielerlei Gewerbe, wenigstens oberflächlich zu kennen und es war ihm dieses späterhin von großem Nutzen. Seine Neigung für den geistlichen Stand hatte ihn keinen Augenblick verlassen und sein mannigfaltiges Treiben in den Werkstätten hatte keinen andern Zweck als den, sich zum Amte eines Missionairs vorzubereiten, als demjenigen Stande, in welchem es ihm auch ohne Geldmittel möglich wurde, ein Geistlicher zu sein. In seinen Mußestunden lernte er lesen und schreiben und noch während seiner Lehrlingszeit meldete er sich zur Aufnahme in eine Missionsschule. Nachdem er hier vier Jahre verweilt, wurde er am 30. September 1816 zum Missionair geweiht und es wurde ihm Australien als Wirkungskreis angewiesen. Er verheirathete sich nun sofort um zur Abreise bereit zu sein, weil man lieber verheirathete als ledige Missionaire hat. Am 17. November desselben Jahres schiffte er sich mit seiner Gattin und mehreren seiner Mitarbeiter ein um nach Neu-Süd-Wales zu gehen, woselbst man im Mai des folgenden Jahres anlangte.

Vierzehntes Kapitel.

Besuch englischer Missionaire auf verschiedenen Inseln. Die Matrosen haben den Boden bereits gut vorbereitet. Schicksal des Missionairs Williams.

Die Nachricht, daß man auf den Gesellschaftsinseln das Christenthum mit Liebe aufgenommen, bewog Williams nach kurzer Zeit jenen freundlichen Archipel aufzusuchen, eine Insel desselben Rajateja ward sein Hauptsitz, er machte die Eingeborenen mit den Glaubenslehren der Secte, welche sich die anglikanische Kirche nennt bekannt, und da er sie gleichzeitig in vielen, ihnen höchst nützlichen europäischen Kunstfertigkeiten unterrichtete, so wurde er sehr bald als ihr Freund und ihr Wohlthäter betrachtet und er sah sein christliches Werk mit dem besten Erfolge gekrönt. Mehrere Jahre hatte er sich dort aufgehalten, dann zog er mit seiner ganzen Familie nach Rarotonga, der Hauptinsel des Cooks- oder Hervey- oder Mangia-Archipels, ward auch hier der Wohlthäter der Eingeborenen, machte auch hier dieselben mit nützlichen Gewerben bekannt und hatte sich selbst bereits so vervollkommnet, daß er es wagen konnte, den Plan zu einem Schiffe zu entwerfen, welches eine Tragkraft von 80 Tonns haben und ausschließlich bestimmt sein sollte, zu Missionsreisen von Insel zu Insel zu dienen. Seine Eingeborenen waren im Zimmermanns- und Schmiedehandwerk bereits so geübt, daß es ihnen gelang den projectirten Bau auszuführen.

Mit den Schülern, welche er sich hier gebildet, ging er nun im Jahre 1830 nach den Tonga-Inseln und blieb daselbst vier Jahre, dann kehrte er in sein Vaterland zurück, wo er vier Jahre in anderer Weise für seine Zwecke wirksam war, im Spätjahr 1838 aber kam er wieder nach der Südsee zurück, um einige Zeit auf den Schiffer-Inseln nördlich von Tonga zu verweilen, dann aber nach den Neuen-Hebriden zu gehen, um sie zum Christenthum zu bekehren, ein löblicher Vorsatz, denn das Christenthum ist etwas so Erhabenes, umschließt eine so reine Lehre, daß man der Gesammtbevölkerung der Erde nichts Besseres wünschen könnte, als dieselbe sei zum Christenthume bekehrt, wenn es nur nicht so viele Leute gäbe, welche auch nicht ein Wort von dem christlichen Glauben und der christlichen Moral in ihrem Herzen haben.

Solche Leute hatten den Boden, auf welchem Williams wirken wollte, ganz kurz vor seiner Ankunft beackert und leider Drachenzähne darauf ausgesäet. Die Matrosen eines engländischen Handelsschiffes hatten sich gegen die Einwohner, welche ihnen freundlich und dienstwillig entgegenkamen, auf die empörendste Weise betragen. Man wollte Cocosnüsse, die Matrosen hieben die schönen, langsam wachsenden Bäume um, und wenn solch eine Unthat von den Eingeborenen gehindert wurde, so rief der innere Supercargo den Matrosen zu, „schießt sie todt, die schwarzen Hunde!“

Eine solche schwarze Hündin war keinem Matrosen zu schlecht um seine Gelüste an ihr mit Gewalt zu stillen, wenn aber der Mann oder der Vater durch das Geschrei der Unglücklichen herbeigerufen, zu Hilfe eilte, so hieß es wieder, „schießt ihn todt den schwarzen Hund!"

Wenn man Hilfe haben wollte, so wurde sie erzwungen und statt des Lohnes bekamen die hilfreichen Arbeiter die neunschwänzige Katze. Dies Alles war geschehen kurze Zeit bevor der Missionair Williams auf dem Schiffe der Cambden in die Dillons=Bay einlief und dies war geschehen von den Matrosen mehrerer Schiffe, nicht eines einzelnen, sondern aller derjenigen, welche des Wallfischfanges wegen diese Meeresstriche durcheilen und dann, wenn sie von den Polargegenden zurückkehren, sich hier auf ihre brutale Weise auch etwas zu gut thun wollen. Es war den Missionairen dieses bekannt, aber sie hatten ja auf der Insel Tanna eine so freundliche Aufnahme gefunden, wie auf dem benachbarten Erronan, warum sollte es denn hier auf Erro=manga nicht gelingen, es war ihnen sogar auf Tanna gesagt worden, daß die Eingeborenen von Erromanga geschworen hätten, jeden Weißen, der ihre Insel betreten würde, zu ermorden, allein Williams setzte seinen Willen durch. Morgan, der Capitain des Schiffes und die drei Missionaire, Williams, Harris und Cunningham fuhren ans Land. Nahe am Strande fanden sie ein Boot mit drei Eingeborenen, welche grimmig aussahen und eilends davonfuhren, am Ufer standen Menschen, welche durch Zeichen zu verstehen gaben, daß man nicht näher kommen möge, dennoch wurde so nahe an's Ufer gerückt, als es irgend möglich war, man warf aus dem Boote den Insulanern allerlei Kleinigkeiten zu, welche sie jedoch mit dem Fuße von sich stießen. Unfern des Landungsplatzes floß eine Quelle nach dem Meere hinab, man bat einen der Eingeborenen, einen der Eimer mit dem Wasser zu füllen, welches er auch that, worauf Williams einen tiefen Trunk aus dem Eimer nahm, den letzten Labetrunk seines Lebens.

Einer nach dem Andern verließ nun das Boot, welches nur von den Matrosen besetzt blieb und man watete an das Ufer, die Eingeborenen machten die drohendsten Bewegungen, zogen sich aber, als sie Einen nach dem Andern das Land besteigen sahen, eiligst zurück. Eine Menge Kinder spielten in der Nähe des Baches, William ging zu diesen, gab ihnen allerlei Nasch= und Spielwerk, was sie gerne nahmen, und machte sich nunmehr auf den Weg um den Bach entlang in das Innere der Insel zu gelangen, vorauf ging Harris, hinter diesem Williams welcher sich aus dem Boote einige Stücke Cattun geben ließ, die er unter den Eingeborenen vertheilte. Eine Strecke hinter Williams folgte Cunningham zaghaft, weil das ganze Wesen der Eingeborenen, die sich in ihrer Nähe hielten, ihm Besorgniß einflößten. Er rief Williams zu, sich nicht zu weit zu wagen, eben weil er wußte, daß seit langen Jahren unerhörte Schändlichkeiten gegen die Eingeborenen verübt worden, und diese endlich, nachdem ihre Langmuth erschöpft, zu den Waffen gegriffen hätten, um sich zu rächen.

Williams hörte hiervon nichts, er plauderte mit den Kindern und lehrte sie die Zahlwörter nachsprechen, plötzlich hörte Cunningham einen Schrei und sah Harris auf sich zu springen, um dem ihn verfolgenden Wilden zu entfliehen, Williams wurde gerufen, dann entflohen die beiden Andern so schnell sie konnten nach dem Strande zu. Sie wurden von Wilden verfolgt, Harris stolperte und fiel in den Bach, alsbald waren die Eingeborenen neben ihm und schlugen mit ihren Keulen auf ihn los. Williams schien die ganze Scene überhört zu haben, er stand noch immer bei den Kindern, auf das wiederholte laute Schreien sah er sich um, erkannte die Gefahr, sprang hinab nach dem Meere und in das Wasser um das Boot zu erreichen. Einer der Insulaner war dicht hinter ihm und da er hiebei niedergestürzt war, erhielt er sofort mehrere Keulenschläge. Noch hatte er Besinnung genug um den Kopf unter Wasser zu tauchen um ihn den Keulenschlägen zu entziehen, das konnte aber nur für wenige Secunden helfen, denn im Augenblick wo er ihn erheben mußte um Athem zu schöpfen, ward er zerschmettert. Cunnigham hatte unterdessen das Boot erreicht und man ruderte mit Leibeskräften um herbei zu kommen, bevor der Unglückliche ein Raub des Todes sei, allein dies war vergeblich, schon hatten sich 10 bis 12 Wilde um den Leichnam versammelt, sie schleppten ihn auf den Strand, bohrten noch ihre Pfeile in seine Brust, als ob Jeder Theil haben wolle an der That der Rache und dann wurde der Leichnam dieses, sowie des anderen Missionairs in's Innere geschleppt, indessen die Zurückbleibenden mit Pfeilen nach dem Boote schossen.

Es blieb nunmehr nichts übrig als zum Schiffe zurückzukehren und zu versuchen, was man durch die Kanonen desselben würde erlangen können, da aber das Wasser zu seicht war, um eine große Annäherung zuzulassen, so mußte dieser Versuch unterbleiben und das Schiff kehrte nach Sydney zurück, woselbst die Nachricht von dem Unglücksfall um so größeren Kummer verbreitete, als Williams zu den wenigen Missionairen gehörte, deren Streben kein heuchlerisches sondern ein aufrichtiges und wahrhaft christliches gewesen.

Zu retten war er allerdings nicht, doch wollte man wenigstens versuchen, die Leichname der beiden Missionaire aufzufinden und geweiheter Erde anzuvertrauen, somit sendete denn der Gouverneur von Sydney eine Corvette von 20 Kanonen nach Erromanga um die Leichname zu holen. Am 27. Februar des Jahres 1840 gelangte die Corvette in den Hafen. Sobald das Schiff sichtbar wurde, ließen die Eingeborenen die Kriegsmuschel ertönen und noch ehe ein Mann an's Land gekommen, war das Ufer bereits von unzähligen Kriegern die sich schwer bewaffnet hatten, besetzt. Dies hinderte Cunningham, welcher die Reise mitgemacht hatte, nicht an der Theilnahme der Landungsexpedition, über dem Hintertheile des Bootes schwebte ein schwarzer Baldachin mit silbernen Franzen, und unter demselben standen zwei Särge um die Leichname aufzunehmen, welche man begraben glaubte. Es wurden alle möglichen Zeichen fried-

licher Gesinnung gemacht, aber auch gleichzeitig auf die mitgebrachten Musketen und auf die Kanonen des Schiffes gewiesen, dann suchte man sich zu verständigen und suchte den Leuten beizubringen, was man eigentlich wolle, nämlich nichts weiter als die Ueberreste der Erschlagenen. Auch dieser waren sehr wenige,



Feierliche Abholung der Ueberreste der Missionaire von Erromanga.

man fand nur einige Knochen und die Schädel, welche die Wilden herbeibrachten; diese wurden unter feierlicher Erhebung der Ruder in Empfang genommen, in die Särge gelegt, und nach Upolu, eine der Schiffer-Insel, woselbst Williams zuletzt gewohnt hatte, gebracht.

Im selben Jahre (1840) kam der Cambden nochmals zu der feindlichen Insel und brachte zwei Eingeborene der Schiffer-Inseln, welche zu Missionairen herangebildet waren, mit. Man setzte sie an's Land und der Kapitain bedrohte die Eingeborenen mit der schrecklichsten Rache, wenn man diesen frommen Leuten irgend etwas thun würde. Ein Paar Häuptlinge versprachen dieselben in Schutz zu nehmen, allein kaum hatte das Schiff, welches sie dahin gebracht, die Bay verlassen, als auch die Feindseligkeiten begannen. Zwar hatte man gehört, daß entsetzliche Strafen darauf folgten, wenn man solche Leute tödte, aber man brauchte sie ja nicht zu tödten, man brauchte sie ja nur sterben zu lassen, so war man jeder Verantwortung ledig. Die Missionaire wurden nun in ein Haus gebracht, ihnen wurde verboten dasselbe zu verlassen, den Eingeborenen aber wurde jeder Umgang untersagt und sie mit dem Tode bedroht, wenn sie den Fremden Lebensmittel bringen würden. So waren die Unglücklichen dem sichern Tode geweiht und wäre nicht ein mitleidiger Mensch auf der Insel gewesen, so wären sie auch gestorben, aber dieser Eine, ein alter Mann, brachte täglich einen Korb mit Früchten, welche er ihnen von ferne zuwarf, da er aus Furcht, entdeckt zu werden, die Hütte nicht zu betreten wagte. So mußten sie ein Jahr in Gefangenschaft bleiben, bis der Cambden zum dritten Male bei der Insel anlegte, um sie, wiewohl unter großem Widerstreben der Eingeborenen, abzuholen.

Funfzehntes Kapitel.

Gräuel, welche die Missionaire von den Menschenfressern auf Erromanga erzählen und Kritik dieser Berichte. Der unbekannte durch Quiros entdeckte Welttheil nach der Schilderung seines Entdeckers.

Die abgeholten Missionaire erzählten nunmehr Wunderdinge von den Abscheulichkeiten, welche auf jener Insel vorgehen; vor allen Dingen beklagten sie sich über die Grausamkeiten, welche sie selbst zu ertragen gehabt, man hatte ihnen niemals gestattet ihre Hütte zu verlassen, sie hatten sich mithin immer in der durch Ausdünstung und Entleerungen verdorbenen Luft aufhalten müssen und waren natürlich dadurch so schwer erkrankt, daß sie glaubten, dies Elend würde sie, wenn sie es länger zu ertragen hätten, in wenigen Monaten aufgerieben haben.

Abgesehen von diesen selbst erduldeten Leiden, erzählten sie als Augenzeugen — und man glaubte ihnen, den heiligen Männern gerne, welche Gräuel auf der Insel vorgingen. Die Bewohner von Erromanga waren das verruchteste Volk der Erde, stets waren sie mit einander in Kampf und Streit begriffen, es war

im Ganzen nur ein Volk, allein dieses theilte sich in so viele feindliche Stämme als es Dorfschaften gab und alle waffenfähige Männer befanden sich fortwährend da oder dorthin vertheilt, um benachbarte Dorfschaften anzugreifen, um Gefangene zu machen, und diese dann aufzufressen. Auf der ganzen Insel stirbt kein Mensch natürlichen Todes, ein Jeder ist bestimmt, von einem Anderen erschlagen und von der Familie desselben gegessen zu werden; wo zwei Leute einander begegnen, greifen sie sofort zu den Waffen und der Kampf wird fortgesetzt, bis Einer eine Leiche ist, es sei denn, daß Beide einander als sehr stark kennen und es nicht wagen, sich anzugreifen, denn diese Leute alle sind von einer unerhörten Feigheit, nur wo die einander Begegnenden in einem solchen Verhältniß zu einander stehen, daß der Eine seines Sieges ziemlich gewiß ist, wird der Kampf begonnen.

Es liegen in diesen Erzählungen allerdings viele Widersprüche, allein darauf kommt es ja gar nicht an, wenn es nur gelingt, recht viel Schreckliches in der Erzählung an einander zu reihen.

Die Lehrer erzählten ferner, daß sie überall wahrgenommen, wie die im Felde arbeitenden Frauen ihre gesammte jüngere Familie bei sich haben, und lediglich deshalb, weil bei einer Vernachlässigung dieser Vorsicht der nächste Nachbar sie erlauschend, sofort über die zurückgebliebenen Kinder herfallen würde, sie geschlachtet und gefressen hätte, ja wenn der Vater eines Hauses selbst Appetit auf Menschenfleisch hat und es findet sich nicht ein leicht besiegbarer Feind vor, so scheint ihm das Einfachste, eines seiner Kinder zu schlachten, und er wählt sich dann gewöhnlich das Ausgiebigste, dasjenige, welches am fettesten ist. Alles dieses geschieht nicht aus Noth, denn die Menschen müssen doch alle vorher gelebt haben und ernährt worden sein, wenn sie erwachsen geschlachtet werden sollen, sondern es geschieht aus Leckerei; sie wissen auch sehr gut Mastvieh von Weidevieh zu unterscheiden, und um sich das Erstere zu verschaffen, machen sie gesunde junge Leute zu Gefangenen, sperren sie in kleine Ställe ein, in denen sie nur liegen können, und füttern sie so reichlich, daß sie dick und fett werden, und wenn unter dem zunehmenden Fette die Haut an einigen Stellen zu platzen beginnt, so holt man sie hervor und schlachtet sie und ladet dann Gäste ein zur Theilnahme an diesem gräßlichen Fest.

Oft auch gehen drei bis vier Leute aus, um einen einzelnen Wanderer zu fangen; wenn der Raub und Mord gelungen, so kommt es nicht selten unter den Mördern selbst zu einem fürchterlichen Kampfe, in welchem diese Menschen mit einem unerhörten Muth gegen einander auftreten (die Feiglinge) und so lange streiten, bis nur einer übrig ist, der dann die Uebrigen als seine Beute mit nach Hause schleppt (ob alle vier auf einmal, oder einen nach dem anderen, ist nicht mitgetheilt worden).

Sehr häufig wird auch die Leiche selbst zum Grunde eines neuen Streites benützt; es setzen sich mehrere Familienmitglieder, Brüder oder sonstige nahe

Verwandte, zu einem Festmahl nieder und jeder will das Hinterviertel, den Schenkel und das Hüftfleisch der Leiche haben; da eine solche Leiche aber nur zwei Schenkel hat, indessen doch vier Competenten vorhanden sind, so schlagen diese so lange auf einander, bis nur noch zwei übrig sind, die dann ihren Wunsch befriedigen können. Jeder Europäer, welcher während der Anwesenheit der Missionaire auf der Insel landete, wurde sogleich überfallen und geschlachtet, die Köpfe wurden als Siegeszeichen auf Pfähle gesteckt und vor dem Dorfe aufgepflanzt, woselbst die Missionaire dergleichen häufig gesehen haben.

Wir wollen ununtersucht lassen, wie weit alles das Gesagte wahr sein könne; immerfort eingeschlossen bleiben und doch Alles sehen, feige sein und doch mit unerhörter Tapferkeit kämpfen — nicht in Noth sein und doch die eigenen Kinder schlachten, um sie zu verspeisen, das sind so grelle Widersprüche, daß man sie kaum begreifen kann, und es ist vielleicht den Herren Missionairen gegangen wie Gretchen in Göthe's Faust:

„War etwas schwarz und schwärzt es gar,
Mir's immer noch nicht schwarz g'nug war."

Oder sie wollten interessant erzählen, wollten lebhafte Theilnahme für ihre Leiden haben, oder wollten unter allen Umständen fort von dieser Insel; wer kann es wissen, warum sie schwarz noch schwärzer machten; es mag auch ohne solche sichtlichen Uebertreibungen schon schlimm genug gewesen sein; sie erreichten ferner ihren Zweck, wurden mit dem Schiff nach der Insel Tanua geführt, und man hat nicht versucht, abermals Missionaire nach Erromanga zu schicken. Daß auf mehreren dieser Inseln Anthropophagen wohnen, unterliegt keinem Zweifel; aus eigener Anschauung habe ich, was Erromanga betrifft, dieses nicht finden können. Der „van der Kapellen" verweilte hier allerdings nur kurze Zeit, doch waren wir jeden Tag am Lande, verkehrten mit den Eingeborenen und hatten nur darüber uns zu beklagen, daß unser Tauschhandel nicht so wohlfeil von Statten ging, als bisher auf den anderen Inseln. Die Leute hatten sämmtlich außerordentlich viel unserer Tauschgegenstände, Messer, Beile, kleine Spiegel, Glaskorallen, und kamen sogar in spöttischer Weise, uns diese zum Kauf anzubieten, wenn wir sie mit dergleichen bezahlen wollten; sie wollten Schillinge sehen und größere Silbermünzen, und waren ganz wohl davon unterrichtet, daß man für diese weißen Geldstücke alles Das kaufen konnte, was sie sonst mit seinem hundertfachen Werth in Lebensmitteln bezahlt hatten. Dennoch konnten wir uns nicht über theure Preise beklagen, ein ganzes ausgewachsenes Schwein war noch immer für den Preis von drei bis vier holländischen Gulden zu haben, und da die schöne Insel sehr reich an Früchten war, so hatten wir auch deren zur Genüge und zu billigem Preise.

Nach kurzem Aufenthalt verließen wir Erromanga, um bei der Sandwichs-Insel vorbei, nach der Hauptinsel des Archipels, nach Espiritu-santo, der Heiligen-Geist-Insel, zu gehen. Die Sandwichs-Insel darf man nicht verwechseln mit

den Sandwichs-Inseln, die erstere ist eine einzelne, zum Heiligen-Geist-Archipel gehörige, zwischen Erromanga und Mallicollo auf halbem Wege gelegene Insel, die letzteren bilden eine der schönsten Inselgruppen 20° nördlich vom Aequator, so wie diese erste beinahe 20° südlich davon liegt.

Mallicollo berührten wir nur ganz vorübergehend, dieselbe ist ganz von Wald bedeckt und scheint äußerst fruchtbar zu sein; auch hier haben die Europäer nicht unterlassen, ihre Schandthaten zu vollführen; von Cook, der auf die armen Eingeborenen schießen ließ, weil sie nicht seine Begriffe über das Eigenthumsrecht theilten, bis auf die Wallfischfahrer, welche die sämmtlichen einzelnen Inseln nach überstandenen Beschwerden in den südlichen Regionen besuchen und sich dort, wie schon gesagt, für erduldete Entbehrungen schadlos halten. Man darf sich daher nicht wundern, wenn auch noch in neuester Zeit unangenehme Erfahrungen gemacht werden; doch ebenso gewiß ist, daß bei vernünftigem Benehmen nichts zu besorgen ist.

Die nördlichste Insel ist zugleich die größte und diejenige, welche dem ganzen Archipel den Namen giebt; sie hat mehrere Gebirgsreihen, welche sie von Norden nach Süden durchziehen, zwischen ihnen liegen wunderschöne höchst fruchtbare Thäler; die Fruchtbarkeit scheint so allgemein zu sein, daß man die Berge bis zu ihren höchsten Gipfeln vollständig bewaldet sieht; hierin liegt auch der Grund der reichlichen Quellenmenge, durch welche, in Bäche vereinigt, die Insel bewässert wird, was denn wiederum ihre Fruchtbarkeit vermehrt. Wenn einmal genug Engländer hier wohnen werden, so wird man wohl die Berge abholzen, denn man braucht ja selbst unter dem Aequator Kaminfeuer und mit dem Ausrotten der Wälder wird auch der Regen schwinden und damit werden die Bäche und damit die Fruchtbarkeit aufhören, wie es ja in dem gesegneten Indien ebenso gegangen ist. Die Insel hat große tiefe Einschnitte, welche prächtige Häfen darbieten, die daher zur Zeit der großen Entdeckungsreisen mehrfach besucht worden sind.

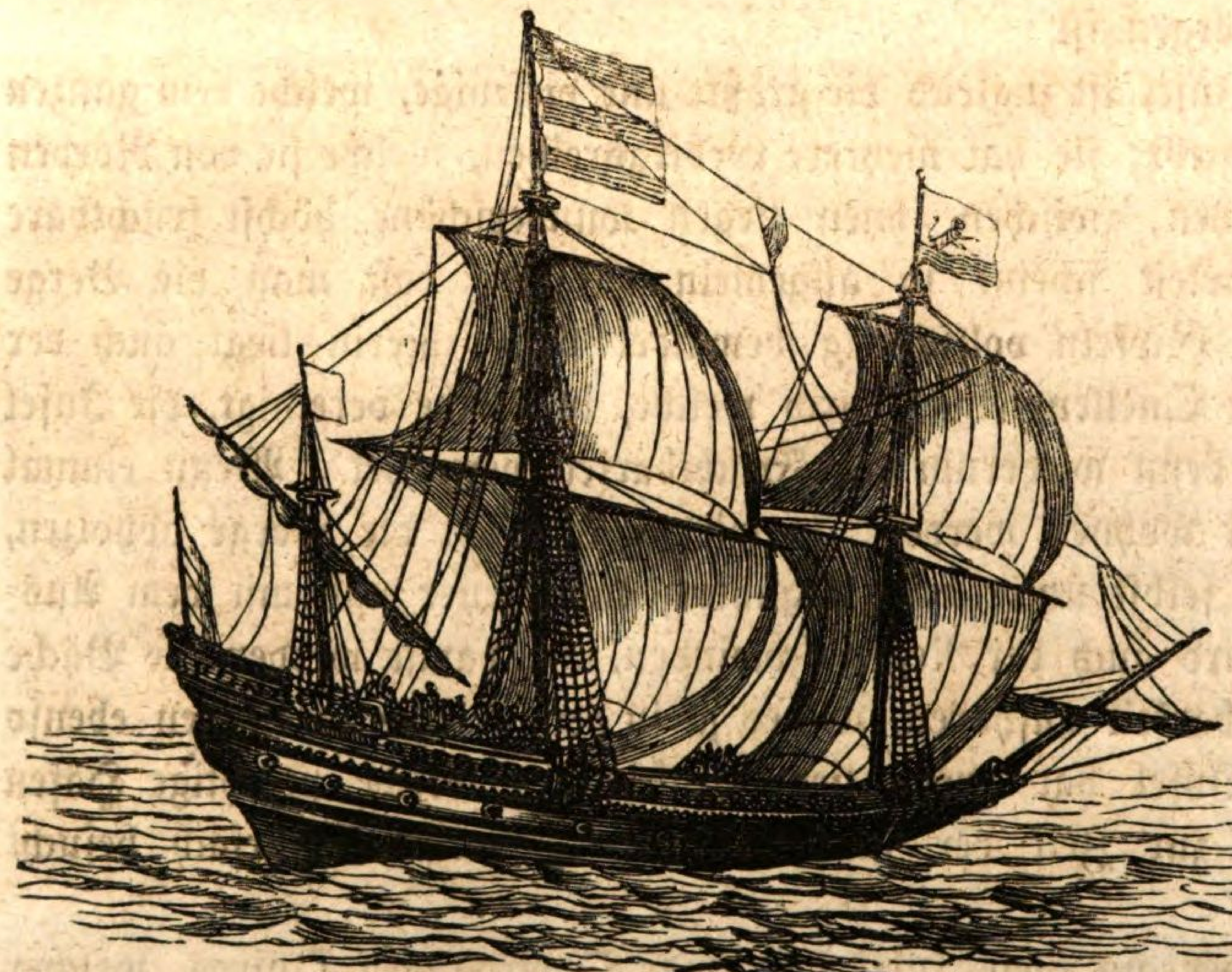
Der Erste, welcher auf diese Insel kam, war Queiros oder Quiros, welcher mit Mendana eine Expedition nach dem Stillen Meere angetreten hatte und sie nach dem Tode dieses Oberbefehlshabers allein fortsetzte. Quiros war ein Portugiese, der ernstliche Studien gemacht hatte, um sich für den Seedienst vorzubereiten, und der nun auch, nach verschiedenen größeren Reisen sich dem Könige von Spanien anbot, um einen neuen Welttheil aufzusuchen. Endlich im Jahr 1605 übertrug Philipp III., welcher im Jahr 1598 dem berüchtigten Philipp II. auf dem Throne von Spanien gefolgt war, ihm die Führung eines Schiffes nach Peru, wo der Vicekönig Graf von Monterey ihm eine kleine Flottille von dreien Schiffen anvertraute, mit der er am 21. Dezember 1605 aus dem Hafen von Lima abreiste, um während eines Laufes von vollen 100 Meilen kein Land zu erblicken. Die Kupferstecherkunst hat uns in einem Werke vom Jahre 1612, unter dem Titel descriptio ac delineatio geographica detectiones etc. zu

Amsterdam erschienen, ein getreues Bild von dem Hauptschiffe des kleinen Geschwaders erhalten, wie wir es hier wiedergeben.

Der tapfere Seemann entdeckte viele große und kleine Inseln, scheint aber wenig Dank davon gehabt zu haben, wie der nachfolgende Brief beweist, den ich deswegen hierher setze, um zu zeigen, wie Spanien seine treuesten Diener von jeher belohnte, und um zugleich darzuthun, in welcher Weise ein phantasiereicher Kopf ein Land zu schildern vermag.

„Eingabe an den König von Spanien durch den Kapitain Peter Ferdinand de Quir über die Entdeckung des fünften Welttheils, genannt die südliche unbekannte Erdhälfte und der großen Reichthümer und der Fruchtbarkeit derselben.

Sire.



Eine spanische Caravella im Jahre 1605.

Ich bin der Kapitain Fernando de Quir, unterthänigster Diener Ew. Majestät, welcher er vorstellt, daß dieses die achte Eingabe ist, die er an Ew. Majestät richtet, um zu bitten, daß Ew. Majestät endlich Leute zur Colonisation auf die, in dero Befehl entdeckten Ländereien zu schicken. Bis jetzt ist noch nichts geschehen, was dazu führte, man hat mich auf alle vorigen Eingaben keiner Antwort gewürdigt und mir keine Hoffnung gemacht. Seit 14 Monaten bin ich an dem Hofe Ew. Majestät, um diese Angelegenheit zu betreiben, ohne daß ich einen Gehalt oder irgend eine Unterstützung bezogen hätte. Lediglich der guten Sache willen habe ich alle diese Beschwerden und Ungerechtigkeiten ertragen, ich habe zu Land und zu Meer sämmtlichen Gefahren getrotzt, so viel Leiden erfahren und so entsetzliche Dinge gesehen, daß sie mir unglaublich wären, wenn sie mir ein Anderer erzählte; ich habe demnächst meine ganzen zeitlichen Güter geopfert, und befinde mich jetzt entblößt von Allem; ich habe dies nur für die heilige Sache Ew. Majestät gethan und bitte jetzt Hochdieselben bei dem Heiligsten der göttlichen Liebe, daß es Ew. Majestät gefallen möge, nicht zu dulden, daß ich

aller Früchte meiner Arbeiten, meiner Opfer und Leiden beraubt werde. Meine Ansprüche sind so wohl begründet, als sie bedeutend sind, denn ich habe zur Ehre Gottes und zum Besten Ew. Majestät Länder entdeckt, aus denen so unendliche Wohlthaten über die geheiligte Erde von Spanien fließen müssen in einem Strome, der dauern wird, so lange die Welt besteht und nach diesem in alle Ewigkeit."

So sehr einem der gute Mann leid thut, so muß man doch über diesen Ausdruck ein wenig lächeln; er erinnert auffallend an die Versicherung jenes geschickten Handlungsdieners, welcher die Würde eines gekauften Stoffes anpries, indem er sagte: dieses vortreffliche Zeug hält ewig — und dann können sie sich noch einen Unterrock daraus machen lassen.

Sechszehntes Kapitel.

Fernando de Quir: Beschreibung des von ihm entdeckten fünften Welttheils; über die Bewohner desselben und der Reichthum an Land- und Seethieren, an Pflanzen und Mineralien, besonders an Gold und Silber. Kurz ein wahres Dorado und nebenbei noch ein Schlaraffenland.

„Was die Ausdehnung des neu entdeckten Welttheils betrifft, so kann ich aus der Anschauung mit meinen eigenen Augen und aus dem, was der Kapitain Louis Paëz (oder Vaëz) von meiner Flotte sagt — versichern, daß die Länge so groß ist, als ganz Europa und Kleinasien, bis an den persischen Meerbusen, eingeschlossen die Länge des mittelländischen Meeres und der angrenzenden Länder, eingeschlossen auch noch England und Island.

Dieses unbekannte Land ist der fünfte Theil des Erdglobus, er nimmt einen Raum ein von solcher Größe, daß er wahrscheinlich zweimal so viel Königreiche und Fürstenthümer enthält, als Ew. Majestät jetzt besitzt.

Dieses ungeheure Land hat nicht Türken oder Mauren noch andere Nationen zu Nachbarn, welche Krieg dagegen führten; die Länder, die wir entdeckten, liegen alle in der heißen Zone, und wenn mich meine Hoffnung nicht täuscht, so werden wir so weit südwärts gelangen, daß wir die Antipoden von Europa, Afrika und den besten Theil von Asien aufzufinden gedenken. Von vorneherein muß bemerkt werden, daß die Länder, welche wir unter 15 ° südlicher Breite entdeckt haben, schöner sind als unser herrliches Spanien, und daß viele derselben ein irdisches Paradies genannt zu werden verdienen."

Der Irrthum ist ein wenig stark, allein Thatsache ist, daß Quiros durchaus nicht daran zweifelte, die sämmtlichen Inseln, welche er auf seiner ersten Reise mit Mendana, dessen Pilot er gewesen, sowohl als die, welche er jetzt auffand, nichts weiter als äquatorwärts auslaufende Vorgebirge eines ungeheuren Conti-

nents seien, der sich von dem südlichen Wendekreis (d. h. von der Nähe desselben nördlich sowohl als südlich) bis zu dem Südpole erstrecke und sich sowohl der Spitze von Amerika als der von Asien und Afrika nähere. Erst die Reisen des Kapitain Cook bis zum 67. und 71. ° südlicher Breite haben diese Phantasien von dem ungeheuren Südcontinent beseitigt.

„Alle diese Räume von ungeheurer Ausdehnung sind von einer unglaublichen Menge Menschen bewohnt, welche theils hellfarbig wie die Spanier, theils dunkler, welche man Mulatten oder Mauren nennt, theils sehr dunkelbraun sind. Viele haben schwarze, lange, gerade Haare, Andere haben Haare, welche sehr kraus sind, noch Andere haben rothe, ja goldene Haare, welche Verschiedenheit ein sicheres Zeichen ist, daß sie unter einander einen sehr häufigen Verkehr pflegen. Diese Betrachtung, zusammengehalten mit der außerordentlichen Fruchtbarkeit des Bodens und dem Umstande, daß sie nicht arbeiten, keinen Bergbau treiben, nicht Krieg führen, nicht Geschütze, nicht auch nur Hakenbüchsen oder sonstige Feuerwaffen haben, lassen mich schließen, daß ihr Land ein höchst glückliches sei, sie haben keine Festungen und keine Mauern, keine Könige und keine Gesetze, es sind einfache glückliche Menschen, welche unter allen Umständen sich selbst vollkommen genug sind; auch die Waffen, welche sie führen, sind nur leichte und nur für die Jagd; es sind Pfeile, welche nicht vergiftet, Keulen, Stöcke und Lanzen, alles nur von Holz; sie sind sorgsam, reinlich, heiter, stets zur Fröhlichkeit geneigt, sind sehr leicht zu behandeln, und dankbar gegen diejenigen, welche ihnen wohlthun, wie ich verschiedene Male unter ihnen erfahren habe, und worauf ich die Hoffnung baue, daß, wenn man sie sanft und freundlich behandelt, man sie gelehrig und für die Wohlthaten einer geordneten Staatseinrichtung empfänglich finden und gewiß bald dahin belehren wird, daß reichliche Abgaben ihres Wohlstandes an Ew. Majestät ihnen sowohl ehrenvoll als nützlich sein würden, aber gewiß wird es nöthig sein, ihnen überall mit Sanftmuth entgegenzukommen.

Die Häuser dieser Leute sind mit Palmenblättern gedeckt; sie selbst sind so glücklich, ohne alle Bekleidung gehen zu können, daher sie auch keine Kleider zerreißen, wie es mir leider seit meinem Aufenthalte an Ew. Majestät königlichen Hofe gegangen ist, daher ich mich vor Hochdemselben kaum sehen lassen kann.

Die Leute verstehen gute Speisen zu bereiten und bedienen sich dabei irdener Geschirre; sie haben auch Löffel von Holz, aber Messer und Gabeln brauchen sie nicht, und obwohl das Land sehr reich ist, habe ich doch nirgends silberne Löffel oder Gabeln gesehen. Sie haben eigene Bethäuser und besondere Begräbnißplätze; sie haben Gärten, welche wohl eingefaßt, gut bearbeitet und eingetheilt sind. Aus dem Meere gewinnen sie viele Muscheln, welche Perlen enthalten, die sie zu Schmuck verwenden von einer Schönheit, daß unsere erhabene Königin sie darum beneiden möchte. Aus den Perlmuscheln, statt dieselben gegen

spanische Piaster zu verkaufen, machen sie sich Pfeile, Rasirmesser, Sägen und andere ähnliche Instrumente. Sie haben auch sehr schön gefertigte Kähne, welche beweisen, daß sie viel mit benachbarten, sehr hoch civilisirten Nationen verkehren.

Was ihre Nahrungsmittel betrifft, so sind dieselben sehr reichhaltig, sie haben ein vortreffliches Brod, welches sie aus drei verschiedenen Wurzelarten backen, und sie haben hiermit keine besonders schwere Arbeit, denn ihr Backen besteht darin, daß sie die Wurzeln so lange erhitzen, bis dieselben als Brod fertig sind. Dieses Brod ist sehr angenehm von Geschmack, sehr gesund und nahrhaft und pflegt eine Elle lang und eine halbe Elle hoch und breit zu sein" (d. h. es hat die Größe der Wurzeln, denn es wird daraus kein Teig geknetet, sondern diese nahrhaften und mehlreichen Pflanzentheile werden so, wie aus der Erde kommen, in die heiße Asche gelegt).

„Sie haben vortreffliche Früchte und in großer Zahl Bäume, welche Früchte hervorbringen, welche in Größe und sonstigem Aussehen den Quitten ähnlich sind, sie haben vier Gattungen von Mandeln, sechs von anderen Fruchtgattungen, sie haben vortreffliche Citronen und Orangen, unzählige Nußbäume und andere Früchte von bedeutender Größe und vortrefflichem Geschmack, welche wir gesehen und gekostet haben; sie haben auch Zuckerrohr von außerordentlicher Größe, sie haben Palmenbäume, welche Nüsse tragen, und andere Früchte, deren Saft man auffängt und woraus man einen Wein bereitet, welcher beinahe so gut ist, als unser Meßwein. Sie haben auch sehr große Nüsse, welche unreif der besten Sahne gleichen, reif aber sowohl Fleisch als Getränk liefern; wenn sie überreif werden, so benützt man sie, um Oel daraus zu gewinnen, welches sowohl als Salatöl genossen, als auch in Lampen gebrannt, und ferner als Balsam bei Verwundungen gebraucht wird. Die Rinden dieser Nüsse benutzt man, um daraus kleine Flaschen und ähnliche Gefäße zu machen, den äußeren Bast benutzt man, um die Boote zu calfatern, Stricke daraus zu drehen, Netze zu stricken; man würde denselben auch benutzen können, um Lunten für unsere Kanonen daraus zu bereiten.

Aus den Blättern dieses Baumes bereitet man die Segel für die kleinen Schiffe, so wie auch Matten, um darauf zu schlafen; auch bedient man sich dieser Blätter statt der Ziegelsteine, um die Dächer zu decken, und im Innern die Häuser auszukleiden. Unter den Gartenfrüchten haben wir Orangen, große und kleine Birnen, Bohnen, verschiedene Kräuter und Gemüse gefunden. Mit Fleisch versorgen sie sich durch eine große Anzahl von Schweinen, die den unseren gleich sind, durch unzählige Hühner, Kapaunen, Rebhühner, Enten und Ziegen, welche alle Louis Paëz gesehen hat; auch fehlt es keineswegs an Kühen und Ochsen; das Meer ist so reich an Fischen, daß es mir an Namen fehlt, um dieselben zu bezeichnen.

Wenn man dies Alles betrachtet, wie ich es Ew. Majestät vorgestellt habe, so ist man gewiß zu der Erwartung berechtigt, daß man hier in der alleraußer=

ordentlichsten Glückseligkeit wird leben können. Denn es findet sich hier eine große Menge der mannigfaltigsten Gegenstände; man hat genug Materialien, um sich Kuchen, Marcipan und Confect aller Art zu bereiten, ohne von außerhalb auch nur den geringsten Gegenstand zu beziehen; es fehlt weder an Specereien, noch an sonstigen Gegenständen der Nahrung und des Wohlgeschmacks, welche sogar werth wären, nach Europa gebracht zu werden. Wir haben hier verschiedene Muskatbäume gesehen, der Pfeffer und der Ingwer wächst in Menge, die Zimmetstaude findet sich in Ueberfluß; wahrscheinlich giebt es auch Gewürznelken, da man doch alle anderen Specereien hier findet, und die Gegenden des Landes sich unter gleicher Breite mit den Molukken befinden."

Es scheint als hätte Quiros sehr Vieles gesehen, was nicht vorhanden ist, namentlich finden sich alle die gedachten Gewürze nicht, und die von ihm angeführte so wohlthätige wie vortreffliche Nuß ist durchaus nichts anderes, als die allen tropischen Inseln gemeinsame Cocosnuß. Der würdige Admiral aber führt außer den gedachten Gewürzen auch noch Alles an, was es sonst an aromatischen Früchten oder Blumen giebt; führt ferner eine Substanz an, geeignet, um seidene Stoffe, eine andere um Segel und Seile daraus zu fertigen; führt Ebenholz und anderes Holz an, als in solcher Menge vorhanden, um daraus Schiffe zu bauen, zahlreich genug, die ganze bekannte und unbekannte Welt zu erobern, wozu sich auch gleich ein vortreffliches Harz findet, womit man die Schiffe wasserdicht machen könnte. Da sie Ziegen und Rinder in ungeheurer Menge haben, so ist nicht zu bezweifeln, daß sie auch den feinsten Maroquin, gewöhnliches und grobes Leder, daß sie auch Talg und Fleisch in Menge haben. Die Bienen, welche man gesehen, liefern den Beweis, daß es ihnen weder an Wachs noch an Honig fehlen könne, und daß überhaupt die Wahrscheinlichkeit vorhanden sei, daß man noch viele andere unbekannte Dinge entdecken wird. Er fährt fort:

„Zu alle diesem füge ich noch hinzu, daß unter den Reichthümern, die ich dort gesehen, des Silbers und der Perlen und, nach des Kapitains Paëz Versicherung, auch das Gold in Menge vorhanden sei; also finden wir hier vereint die drei kostbarsten Gegenstände der Erde, und im Ganzen alles das Beste und Edelste, was nur Spanien und Peru enthält, und vieles Andere, was dort nicht zu finden ist, so daß ich davon Proben mitgenommen und nach Amerika gebracht habe. Es ist wahrscheinlich, daß dadurch das Land so außerordentlich bereichert werden wird, daß es nicht allein für sich einen ungeheuren Ueberfluß erhält, sondern auch Spanien mit Reichthümern überschüttet wird, die Jedermann in Erstaunen setzen werden. Deren Vorhandensein will ich bereitwilligst nachweisen, sobald nur irgend etwas gethan wird, um diese hochwichtige Sache zu einem Ende zu führen.

Das was wir von diesen Ländern nur bei der oberflächlichsten Ansicht und ohne in das Innere derselben einzudringen, wahrgenommen haben, ist uns ein

sicherer Beweis, daß der Besitz dieses Landes Ew. Majestät so viele Reichthümer gewähren wird und solche Größe und Erhabenheit des Standpunktes, daß keine Größe auf Erden dieselbe übertreffen kann, wenngleich ich bei der kurzen Zeit, die ich dort verweilte und von Krankheiten und anderen Uebeln heimgesucht, noch bei weitem nicht Alles gesehen und gefunden habe, was dort an Kostbarkeiten zu sehen und zu finden ist.

Allerdings würde vielleicht unserm Geschmacke und unsern Gewohnheiten nicht Alles entsprechend sein, was man dort sieht, aber das kommt nur daher, weil die Bewohner sich wenig oder gar keine Mühe geben um die Erringung eines Besseren, sie ziehen ein ruhiges müheloses Leben, wenn es auch weniger Genüsse bietet, allem Anderen vor. Haben die Eingeborenen vielleicht zu wenig Wünsche, so haben wir jedenfalls derselben zu viel. Die Europäer reiben ihr Leben auf, um sich Dinge, die weder schön, noch gut, noch nützlich sind, zu verschaffen. Die Indier allerdings bekümmern sich wenig um alle diese Gegenstände, welche uns das Leben so sehr mühevoll machen. Ist man bescheiden, so wird man alle Bequemlichkeiten, alle Freuden und Ergötzlichkeiten finden, welche man von einem wohl bebauten, schönen und warmen Lande verlangen kann, denn es findet sich außer einem vortrefflichen, fruchtbaren Boden sogar noch alles Nöthige zum Häuserbau, trefflicher Thon, um Dach- und Mauersteine daraus zu machen oder sonstige irdene Werkzeuge, wie der Thon sie liefern kann, es fehlt auch nicht an Marmor und anderen trefflichen und schönen Steinen, um Kirchen, Schlösser, Paläste aufzuführen."

Siebzehntes Kapitel.

Fernere Beschreibung der unendlichen Reize des neu entdeckten Welttheiles, der Lage einer zu begründenden Hauptstadt der ganzen Welt und Angaben über den neuen Titel des Königs von Spanien. Dem Welttheil drohendes Unheil, wenn der König säumt, den verfluchten Ketzern zuvorzukommen.

Der treffliche Kapitain fährt in seiner begeisterten Schilderung folgendermaßen fort:

„Das Land ist reich besetzt mit jeder Holzart, welche irgendwie Nutzen liefern kann, man hat ferner herrliche Ländereien zu Gärten und Aeckern, welche von kleinen Bächen, Gräben und Flüßchen bespült und durchflossen sind; man hat größere Wassergerinne, die man schon Ströme nennen könnte, welche man anwenden dürfte, um Mahlmühlen, Zuckermühlen, Oelmühlen, Schmiede- und sonstige Maschinenwerke daran anzulegen, der Sägemühlen nicht zu vergessen. Man findet hier Salzquellen, welche gleichfalls ein Zeichen großer Fruchtbarkeit

sind; man hat Zuckerrohr von ungewöhnlicher Größe und von großem Reichthum an Saft, man hat ferner Feuersteine, welche so gut sind wie die von Madrid. Die Bay San Jago und San Philippo sind sehr bequem ohne Barren oder vorliegende Riffe und können zu jeder Zeit bei Tag und Nacht mit Sicherheit befahren werden. Das ganze Ufer der Bayen ist mit Häusern besetzt, aus denen man während des Tages Rauch aufsteigen sieht, davon man während der Nacht die Feuer allerorten erkennen kann. Der Ankergrund der Bay ist so vortrefflich, daß man die Anker überall und bei jeder beliebigen Tiefe werfen kann, denn die Entfernung des Erdbodens von der Oberfläche des Meeres nimmt ab von 40 Klaftern bis zu einer halben Klafter und weniger. Und dieser Ankerplatz liegt zwischen zweien Flüssen, von denen der eine wenigstens so groß ist, wie der Guadalquivir bei Sevilla, sein Grund ist zwar bei 6 Fuß Tiefe Schlamm, allein unsere Schaluppen gingen ohne Schwierigkeit darüber hinweg. Der andere Fluß ist nicht so groß, führt jedoch ein vortreffliches reines Wasser und man kann ihn ohne Gefahr weit genug hinauf bereisen. Aus diesem Flusse nahmen wir unser Trinkwasser.

„Das Ufer, wo wir unsere Schiffe ausluden, ist mit kleinen schwarzen Steinen von bedeutendem Gewichte bedeckt, welche sich als Ballast vortrefflich eignen würden. Kräuter und Pflanzen steigen bis zur Fluthmarke hinab, welches beweist, daß das Meer diese Ufer nicht belästigt, seine Wellen nicht darauf schlagen, woraus sich ergiebt, daß hier wohl keine Stürme sein dürften. Außer diesen großen Bequemlichkeiten für einen Hafen bietet er noch eine Menge wirklicher Annehmlichkeiten dar, seine Ufer sind blumenreich und höchst anmuthig und die schönen Laubwälder wimmeln von Tausenden zierlicher Singvögel aller Art, unter denen wir Nachtigallen, Hänflinge, Wachteln, Zeisige, Finken und andere Feld- und Waldsänger ganz deutlich heraushörten, auch Cycaden und Grillen fehlten nicht," (das sind aber Insekten, nicht Singvögel). „Daß die schönst gezeichneten Papageien und sonstigen tropischen Vögel nicht fehlen werden, versteht sich von selbst.

Morgens und Abends empfanden wir den süßesten Duft vieler verschiedener Blumen und Kräuter, von denen ich nur die Orangenblüthen und das Basilicum anführen will. Alle diese Dinge lassen uns schließen, daß die Luft hier sehr wohlthätig sei und daß die Natur dieses Landes überglücklich ausgestattet ist. Dieser Hafen und diese Bay sind noch darum so hoch zu achten, weil ihnen benachbart liegen die schönsten und herrlichsten Inseln in einer Erstreckung von mehr als 200 Meilen. Einige dieser Inseln haben 40, 50, 60 Meilen im Umfang.

In Summa glaube ich, daß Ew. Majestät hier sofort eine sehr große und sehr schöne Stadt anlegen könnten, deren Hafen dann unter 15° 40 Minuten südlicher Breite liegen würde und daß diejenigen, welche diese Stadt bewohnen, sich der größten Fülle aller Reichthümer, aller Genüsse und aller Bequemlich-

keiten, die sie nur irgend wünschen mögen, erfreuen würden. Die Zeit wird lehren, daß dieser Ort sich zu einer Niederlage für alle Produkte von Chili, Peru, Panama, Nicaragua, Guatemala, Neu=Spanien sowohl als von den Philippinen, welche Länder alle Ew. Majestät gehören, eignet und daß von hier im Austausch dagegen die Kostbarkeiten dieses Landes zurückkehren würden in die Magazine Ew. Majestät. Diese prachtvollen Häfen würden wiederum der Schlüssel zu anderen Reichen sein, zu China und Japan und dem ganzen östlichen Asien, die alle einmal Ew. Majestät unterworfen werden müssen, sobald Sie geneigt sind, von dem großen durch mich entdeckten Lande Besitz zu nehmen. Alles, was ich hier sage, ist gering und unbedeutend im Vergleich mit dem, was wirklich vorhanden ist und dessen Vorhandensein ich in Gegenwart der größten Geographen und Mathematiker beweisen will. Dieser Hafen allein wird bei dem ersten Eintritt reich genug sein, um 20,000 Spanier zu ernähren. Spanien ist das Centrum dieser neuen Welt und was ich Ew. Majestät hier vorgeführt habe, ist nichts als die Klaue, aus welcher man die Größe des Löwen erkennt.

Die Gesundheit, die Zuträglichkeit der Luft dieser Ländereien ist so groß, daß, so lange wir auch hier verweilten, kein einziger Spanier noch Fremder krank geworden ist, obwohl die Leute fortwährend zu arbeiten hatten, häufig vom Schweiß triefen, häufig ganz nüchtern Wasser tranken" (schrecklich, wenn man davon nicht krank wird, muß das Klima schon sehr wohlthätig sein), „und nur dasjenige aßen, was das Land bietet, auch sich weder vor Sonnen= noch vor Mondschein fürchteten, und bei Nacht nichts weiter als eine wollene Decke hatten, um darunter zu schlafen.

Auch daß die Eingeborenen sehr gesund sind und viele derselben ein hohes Alter erreichen, obschon sie ohne Bettgestelle auf der Erde schlafen, ist ein Beweis von der wirklichen Wohlthätigkeit dieser Erde, denn falls darin Feuchtigkeit oder sonst irgend etwas Schädliches wäre, so würden sie ihre Häuser höher und über der Erde bauen, wie man es auf den Philippinen und auf anderen Inseln macht, auf denen ich gewesen bin. Auch daß das Fleisch der Fische, ohne gesalzen zu sein, sich zwei Tage aufbewahren läßt und nicht verdirbt, beweist die Vortrefflichkeit des Bodens. Nirgends haben wir sandige Stellen, nirgends unfruchtbares Gestein gesehen, nirgends Sümpfe, keinen Schnee auf den Bergen, keine Wurzeln oder Bäume, keine Schlangen oder Krocodile in den Flüssen, keine großen und gefährlichen Ameisen, welche sowohl den Früchten als den Häusern Schaden zufügen, keine Sandflöhe, keine Raupen, keine Mosquito's.

Dies ist ein Vorzug, welcher weit über alle anderen hinausgeht, ein solches Land ist selbst dem schönen Indien vorzuziehen, wo es völlig menschenleere Strecken giebt, weil sie unbewohnbar werden durch die gedachten schrecklichen Plagen und Unbequemlichkeiten.

Das sind, mein König, die unschätzbaren Vorzüge, welche ich entdeckt habe und von denen ich bereits im Namen Ew. Majestät Besitz ergriffen durch Aufpflanzung der spanischen Flagge sowohl, als durch einen schriftlichen Act, welchen ich über diese Handlung aufgenommen, worauf wir dann das Kreuz Christi errichteten, eine Kirche zur Ehre unserer heiligen Jungfrau von Loretto aufführten und darin zwanzig Messen feierten, wozu die Unsrigen mit lobenswerthem Eifer herbeikamen, um den hohen Ablaß, welcher mit solchen Feierlichkeiten verbunden ist, zu gewinnen. Es wurde darauf ein großer Raum zu einer Stadt abgesteckt und dann das königliche Banner unter Begleitung des heiligen Sacraments um das ganze Stadtgebiet getragen.

Die spanische Flagge ist an dreien Punkten aufgepflanzt worden, an jedem derselben wurde das Wappen Ew. Königlichen Majestät auf dazu bestimmten und vorbereiteten Säulen befestigt, dergestalt, daß ich wohl sagen kann, die Devise Ew. Majestät (non plus ultra) sei auf das Vollständigste zu einer Wahrheit geworden, das Reich Ew. Majestät hat keine Grenzen mehr, es zieht sich um den ganzen Erdball.

Außer alle diesem ist es mir durch die treuen Unterthanen Ew. Majestät gelungen, zu den hohen Titeln, welche dieselben führen, auch noch den zu fügen: „König des unbekannten Südcontinents", den Sie zur Ehre Gottes tragen werden. Damit dieses erfüllt werde, hat Gott mich dieses Land nicht nur finden, sondern auch zu meiner Heimath zurückkehren lassen und mich vor Ew. Majestät gestellt, zu Deren Füßen ich jetzt liege mit der Verehrung und Liebe, welche ich dem erhabensten Herrscher der Welt schulde, dessen Gleichen es nicht mehr giebt.

Ich glaube gewiß, daß mein königlicher Herr in der großen Weisheit, welche er besitzt, in der Seelenreinheit und Erhabenheit und dem christlichen Mitleid, welches ihm inne wohnt, nicht zögern wird, die neu entdeckten Welttheile dem Reiche zu erhalten und sie mit Spaniern zu bevölkern, da es die erste Christenpflicht scheint, jene herrlichen Welttheile nicht wüst und leer liegen zu lassen, weil jetzt noch der Teufel angebetet wird, wo man dem Herrn dienen sollte. Man wird diese Christenpflicht gewiß um so mehr und so lieber erfüllen, als daraus eine Fülle von Vortheilen für Ew. Majestät Volk und eine noch größere Fülle von Reichthümern für Sie selbst ergeben wird, indessen umgekehrt alle diese Vortheile verloren gingen und noch die Verantwortung gegen die christliche Kirche und den Stellvertreter Gottes hinzukommen würde, wenn etwa verruchte Ketzer, Lutheraner, Engländer und ähnliches der Hölle verfallenes Gesindel auf jene Länder kommen, sie für sich nehmen und die Einwohner, statt sie zur allein seligmachenden Religion zu führen, in Ketzerei und ewige Verdammniß, in den verderblichen Höllenpfuhl stürzen würde, wobei natürlich diese Ketzer sich den Titel der Könige von Indien beilegen würden, lediglich um den neuen Welttheil in Elend und Verderbniß zu stürzen.

Ich bezweifle keinen Augenblick, daß Ew. Majestät erkennen, wie furchtbar die Gefahr ist, welche droht, wenn man nicht eilig sich den Fund sichert. Geschähe, was ich vorher gesagt habe, so würden unzählige Millionen von Goldstücken und von Menschen für Euch verloren gehen, bevor man ein Hilfsmittel dagegen fände. Gewinnen Sie sich doch, während es noch Zeit ist, durch ein wenig Gold, was Sie in Peru finden, sowohl den Ruhm auf dieser Erde, als die Krone der Herrlichkeit im Paradiese und da Niemand auf Erden von Euch eine Belohnung für so unendliche und glückliche Entdeckungen fordern wird, so wage ich es, um eine solche Gnade zu bitten, die nämlich, meine Vorschläge zu beantworten und mich an den Ort meiner Bestimmung zu senden, denn die Galionen liegen zur Abfahrt bereit und ich habe einen weiten Weg vor mir und habe noch mancherlei vorzubereiten, aber jede Stunde ist ein Verlust so für die Zeitlichkeit als für das ewige Heil und wenn dieses einmal verloren worden, so ist es für immer unwiederbringlich.

Vermochte ein bloßer Gedanke Christoph Colombus so standhaft zu machen, so ist es nicht zu verwundern, daß die Dinge die ich gesehen, mit meinen Händen berührt und Ew. Majestät dargebracht habe, mich so beharrlich in meinen Bitten und Vorstellungen machen. Möge doch Ew. Majestät bei den unendlichen Mitteln, welche Sie in Händen haben, nur das Geringste auf mich anwenden, damit ich endlich einen Erfolg meiner Bitten sehe, wobei ich zugleich versichern kann, daß keines meiner Worte eitel und unwahr ist. In dem bisherigen sehe ich das Werk des Teufels, welcher sich mit aller seiner Macht diesem hohen Unternehmen widersetzt, aber ich hoffe Ew. Majestät werden ihm nicht so viel Gewalt lassen, da Sie der Beschützer des Glaubens sind."

Den armen Quiros, den letzten jener großen spanischen Seehelden, täuschten diese Hoffnungen; man wies ihn nicht vollständig ab, aber man hielt ihn hin mit Hoffnungen, die man nie zu erfüllen beabsichtigte. Nach mehrjährigen vergeblichem Harren kehrte er nach Lima zurück, um zu versuchen, ob er von dort aus eine Expedition werde unternehmen können. Es scheint, als habe Spanien von Beginn seiner Größe an eine Ehre darin gesetzt, seine getreuesten Diener, seine tapfersten Männer, seine größten Seehelden mit dem schnödesten Undank zu bezahlen.

Achtzehntes Kapitel.

Nicht phantastische, sondern thatsächliche Beschaffenheit der Heiligengeist-Inseln. Ihr Pflanzenwuchs, ihre thierische Bevölkerung. Das Menschengeschlecht auf denselben, Sitten und Gebräuche. Natürliche Beschaffenheit derselben.

Was ich selbst von der Heiligengeist-Insel gesehen, ist nicht vollkommen so glanz- und prachtvoll, wie dasjenige, was Quiros davon erzählt, allein gewiß

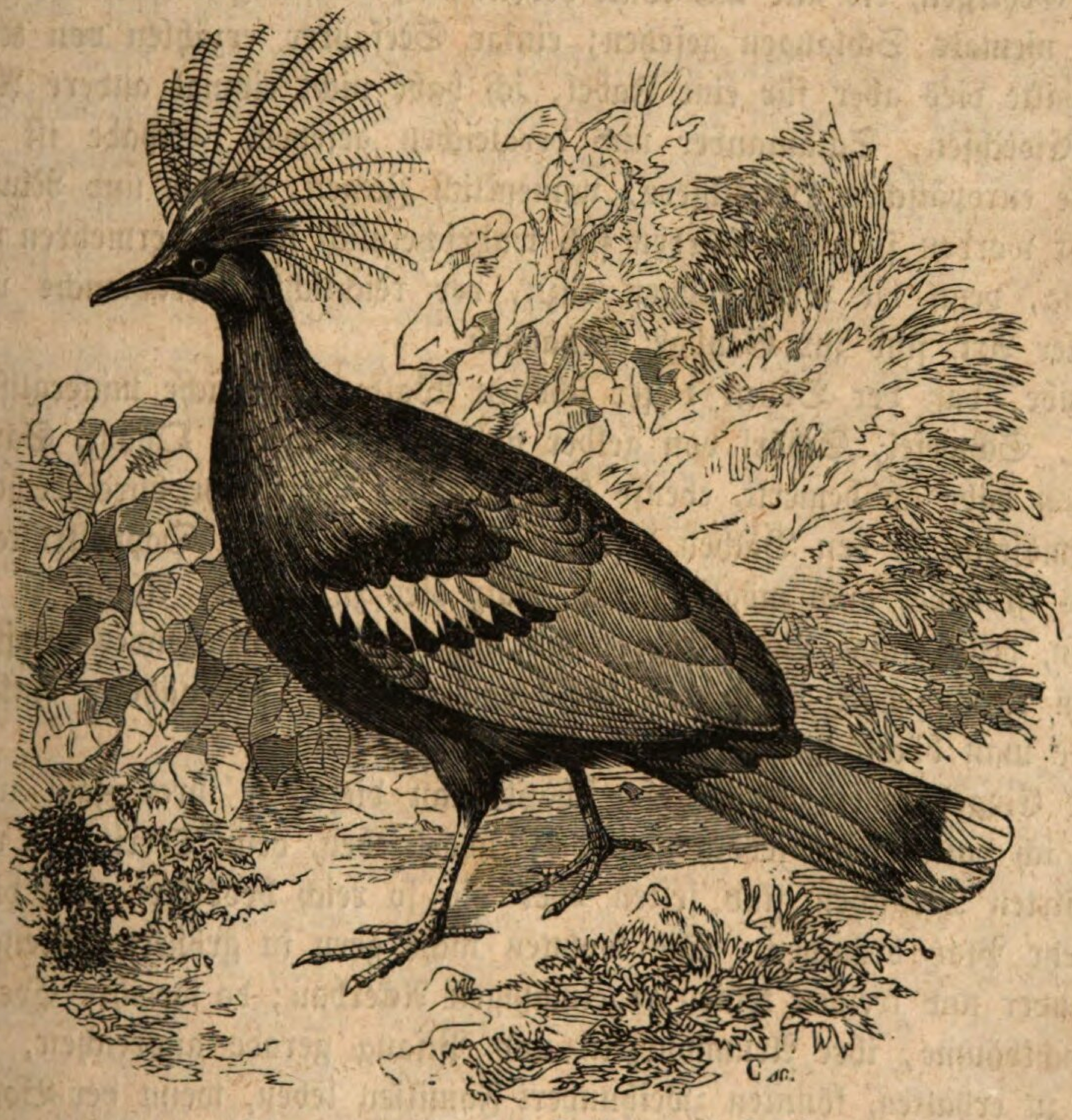
kann man den ganzen Archipel und die größte der Inseln noch insbesondere einen höchst glücklich gelegenen und fruchtbaren nennen. Hier wachsen die riesigen Bäume, welche der Botaniker Ficus religiosa nennt, deren Wurzeln den Baum wie auf Stelzen tragen, so daß der Stamm selbst erst 15 bis 20 Fuß hoch über der Erde anfängt; dort wo sich die Wurzeln vereinigen, welche unten sperrig und schräge auseinander stehen, hat dieser Baum einen Querdurchmesser von 6, nicht selten sogar von 9 Fuß, von dort erhebt er sich auf diesen Stelzen, deren jede selbst einen tüchtigen Baum liefern würde, bis zu einer Höhe von 150 Fuß und er sendet wagerecht auslaufende Zweige fort, die man wieder für Bäume ansehen könnte, denn sie haben eine Länge von 60 Fuß und sie werden wiederum durch Wurzeln gestützt, welche von den Astwinkeln herabgehend sich allmälig dem Boden nähern, ihn endlich erfassen und dann selbst zu Bäumen werden.

Diese Riesen stehen nun in den dichten Waldungen, untermischt mit vielen verschiedenen Palmenarten, mit den wunderbaren blattlosen Casuarinien und unzähligen anderen schönen Gewächsen, welche wieder durch prächtig blühende Schlingpflanzen vereinigt und verstrickt sind, auch das feste Teak-Holz, aus dem man ganze Flotten bauen könnte, fehlt hier nicht. In den Lichtungen und am Seestrande wachsen Pisang in verschiedenen Varietäten, Cocos- und Kohlpalmen, wächst das veredelte und das wilde Zuckerrohr, wachsen die verschiedenen mehlreichen Wurzeln und liefert auch der Brodbaum seine, wennschon ganz geschmacklose, doch wohlthätige und höchst nahrhafte Frucht.

Das Thierreich ist, so weit es die Vierfüßler betrifft, nur schwach vertreten, man sieht nur das Schwein und von all jenen Rinder-, Schaf- und Ziegenheerden, welche Quiros gesehen, ist keine Rede, sie haben auch niemals existirt, weil von den alten spanischen Seefahrern keiner so mildthätig war, diese nützlichen Hausthiere hier in ein paar Exemplaren auszusetzen. Man findet demnach nur Ratten, welche zufällig durch Schiffe hergebracht worden sind und sehr große Fledermäuse, welche bei Tage von den Bäumen herabhängen, wie sehr lange, schwarze unschöne Früchte und welche während des Nachts umherflattern, aber nur von Früchten leben und keine Vampyre sind. Dagegen ist desto zahlreicher der Wald von Vögeln belebt, unter denen die prächtigsten großen Papageien wegen ihres unglaublich schönen Gefieders wohl am mehrsten auffallen. Die Kronentaube, von welcher wir hier ein Bild geben, gehört wohl auch zu den stolzesten Vögeln; sie hat die Größe einer Truthenne, hat ein schönes Blau, auf den Flügeln braune Deckfedern mit weißen Querstreifen darüber, der Schnabel ist schwarz und es setzt sich im Gefieder eine schwarze Linie fort, welche wie ein schwarzer Zügel aussieht. Auf dem Kopf hat sie einen Busch von weichen Federn, zwischen welchen 6 bis 8 Zoll lange Reiherfedern eine Krone bilden. Sie hat eine girrende Stimme gleich den Tauben selbst. So schön dieser Vogel ist, konnte ich es doch nicht unterlassen, so oft

es anging, ihn zu schießen, denn er giebt einen Braten, welcher dem des feinsten gemästeten Fasans gleichkommt. Die Einwohner sind schlau genug, diese schöne Taube jung einzufangen und als Hausthier zu halten.

Der Wald wimmelt noch von anderen Tauben, Meisen, Fliegenstechern, Spechten, Honigvögeln; von Raubthieren habe ich nur eine Eule bemerkt, Falken sah ich nirgends. Auf den Sümpfen und Flüssen sieht man schön gefleckte Wasserhühner, verschiedene Entenarten, am Strande eine ungeheure Menge von reiher- und mövenartigen Thieren. Das Meer wimmelt von Fischen, aber auch einige giftige sind darunter, und Seeschlangen von ein paar Ellen Länge, wie sehr große Aale gestaltet, machen das Baden im Meere äußerst gefährlich, indem sie beißen und ihre Zähne, wenn auch nicht hohl und auf eigentliche Giftblasen drückend, doch vielleicht durch einen daran haftenden Schleim die Verwundung schmerzhaft und sehr gefährlich machen.



Die Kronentaube der Heiligengeist-Insel.

Einen merkwürdigen kleinen Fisch sah ich hier, der vermöge seiner mit scharfen Dornen versehenen Brust- und Bauchflossen auf dem Lande gehen kann. Die Strahlen dieser Flossen sind hart und widerstandsfähig und er kann sich auf denselben nicht nur aufrecht erhalten, fortbewegen, kriechen, sondern er kann sogar sich fortschnellen, er kann springen und er thut dieses um Insekten zu fangen; man sieht den Fisch daher im Wasser ganz nahe am Lande mit dem Kopfe aus dem selben hervorgucken und das Ufer beobachten, sobald er in der Entfernung von

einer Elle etwa, auch wohl noch ein wenig weiter, ein Insekt wahrnimmt, das seinen Appetit reizt, einen Käfer, eine Spinne, so stellt er sich im Wasser dem Insekt gerade gegenüber, sieht es starr an, breitet seine Flossen aus und mit einem plötzlichen Zusammenziehen derselben schnellt er den ganzen Körper mit einer nie fehlenden Sicherheit auf das Insekt, welches er sofort erfaßt, es wohl sogleich verzehrt, meistentheils aber erst nach dem Wasser zurückkehrt. In Indien sind diese Fische häufig und sie werden von den Gauklern zu Kunststücken abgerichtet, daß aber auch eine Species dieser Thiere auf den Hebriden vorkäme, war mir nicht einmal bekannt.

In den Gebirgen, die alle mit Wald bedeckt sind, vielfältig umherwandelnd, habe ich doch niemals Schlangen gesehen; einige Seefahrer erzählen von Krocodilen, ich halte dies aber für eine Fabel, ich habe nicht einmal andere Amphibien wie Eidechsen, Salamander und dergleichen gesehen. Schade ist es, daß noch keine europäischen Hausthiere, namentlich Ziegen, Schafe und Rinder hier ausgesetzt worden sind, sie würden sich wahrscheinlich so gut vermehren wie in Südamerika, denn die Bedingungen dazu, der reichlichste Graswuchs und Laubfutter aller Art, sind zur Genüge vorhanden.

Ich glaube, daß der Boden dieser schönen Waldungen reiche mineralische Schätze birgt, Schwefel, Schörl von gelber und grüner Farbe, Quarz, Sandstein und Thon habe ich bemerkt, ebenso sieht man die Oberfläche durchbrechend Lava und Bimsstein, in den Bächen befinden sich häufig schöne Doppelkrystalle von Gyps, es ist daher auch möglich, daß Salz hier zu finden; Alaun ist gewiß vorhanden, denn einige Bäche führen ein süßes zusammenziehendes Wasser, welches seinen Alaungehalt durch den Geschmack verräth, bei näherer Untersuchung würde man höchst wahrscheinlich auch Metalle finden.

Was die Eingeborenen betrifft, so schätzt man dieselben ihrer Zahl nach auf 160,000, ich halte dieses jedoch für höchst übertrieben, denn Territorien von ganz uncivilisirten Menschen sind selten oder nie so reich bevölkert, weil diese Leute viel mehr Platz brauchen. Sie wohnen nicht gern in größeren Mengen nahe bei einander und treiben keinen regelmäßigen Ackerbau; da wo ihre Cocos- und Brodfruchtbäume, ihre Arumwurzeln und Pisang gerade ausreichen, um eine Familie zu erhalten, könnten zweihundert Familien leben, wenn der Boden cultivirt wäre, wenn man die hier heimischen Früchte und etwa Mais, Reis und dergleichen mit dazugezählt, ordentlich anpflanzte. Daß also eine zehnfach so große Anzahl als die angegebene hier leben k ö n n t e, unterliegt keinem Zweifel, daß aber 160,000 unter den jetzigen Verhältnissen hier leben sollen, scheint mir sehr zweifelhaft. Wir sahen mehrere Male Horden von 200 und mehr sich versammeln, das war aber immer die männliche Bevölkerung eines sehr großen Districts.

Man pflegt die Einwohner zu den Papua-Negern zu zählen, auch dies will mir nicht einleuchten, sie sind nämlich nicht schwärzlich grau, sondern ent-

schieden braun und diese Farbe variirt in's Hellere oder Dunklere, je nach dem Geschlecht oder dem Alter. Die Gesichtszüge sind zwar stark ausgeprägt und die Nase ist auch zu breit, um schön zu sein, allein es ist kein Typus darin, die Nasen sind nicht alle gleich, man findet Personen mit geraden, mit gebogenen, mit eingedrückten Nasen. Die Haare sind kraus, aber durchaus nicht wollig, auch fehlt es ihnen nicht an Bart; die Haarfarbe ist gleichfalls nicht immer schwarz, sondern häufig mehr oder minder dunkel. Das Auge ist immer groß und offen, der Blick verräth keine Wildheit, im Gegentheil muß man ihn sanft und milde nennen, nur wenn der Zorn oder eine andere Leidenschaft auf sie wirkt, sieht man ihr Auge leuchten.

Das weibliche Geschlecht zeichnet sich durch einen sehr feinen und zierlichen Körperbau aus, welchem alle Merkmale der Negerrace fehlen; ihre Glieder sind ungemein schön gerundet, die Muskulatur kräftig, doch von weichen Formen, die sämmtlichen Knöchel fein, die Hände und Füße außerordentlich wohlgebildet. Sie gehen, wie in Polen, bis zum fünften, sechsten Jahre gänzlich unbekleidet, in diesem Alter hängt man dem kleinen Bauerndirnchen in Polen ein Hemdchen über, den Mädchen auf den Neuen Hebriden aber nur ein kleines Stückchen einer Matte, was an einer Schnur von Cocosfasern von den Hüften herabhängend getragen wird. Das Streifchen ist so schmal, so klein und so kurz, daß es durchaus nichts verbirgt und dennoch halten die Mädchen sich nunmehr für bekleidet und keine solche Krabbe, welche einmal dieses Schnürchen um den Leib getragen hat, würde ferner ohne ein solches die Hütte verlassen wollen. Wenn die Mädchen älter werden, so wächst das Läppchen und haben sie die Pubertät erreicht, so hat es wohl eine viertel Elle Breite und es ist auch mitunter so lang, daß es zwischen den Beinen hindurchgenommen und auf dem Rücken durch dieselbe Schnur geschlungen wird, die das andere Ende vorne trägt. Diese Tracht ist aber sehr unbequem und wird daher vielleicht nur bei festlichen Gelegenheiten gebraucht, ich glaube sie nur ein oder zweimal gesehen zu haben. Die aus Cocosfasern, aus Bast, aus Palmenblättern geflochtenen Matten sind, obwohl bewunderungswürdig fein, doch nicht mit unserer Leinwand zu vergleichen, wenn ein so breites Stück also zusammengezwängt auf den schmalen Raum zwischen den Schenkeln und dann oben und unten befestigt wird, so leuchtet wohl ein, daß dieses empfindlich scheuern müsse.

Wie auf allen Südsee-Inseln sind die Mädchen Herrinnen ihrer selbst und sie können nach Belieben über ihre Gunst verfügen, wie ich aber zu meiner Verwunderung bemerkt habe, so waren sie sehr zurückhaltend damit und ich habe sehr häufig die Matrosen über die Mädchen sich beschweren gehört, sie nannten dieselben ganz unverschämt hochmüthig, meinten aber, wenn nur erst einmal engländische Missionaire sich hier niedergelassen hätten, so würden sie schon zahm werden.

Diese Wahrnehmung läßt mich schließen, daß das Nackendgehen durchaus

nicht Unsittlichkeit als nothwendige Bedingung zur Folge haben müsse, es unterliegt keinem Zweifel, daß die überverfeinerten Griechen und Römer bei weitem unsittlicher waren als die Germanen, obschon diese beinahe gar keine Bekleidung hatten, außer einer Wolfs- oder Bärenhaut auf dem Rücken, indessen Römer und Griechen sehr sorgfältig verhüllt gingen. Die römischen Legionen haben erst die Unsittlichkeit nach Gallien und von da nach Brittanien gebracht, so scheint es mir auch selbst auf den berüchtigsten Inseln des Stillen Oceans zu sein. Man folgt einem Naturtriebe, das ist gewiß nicht unsittlich, sonst müßten ja alle Thiere unsittlich sein und es fällt wohl Niemandem ein, dergleichen behaupten zu wollen. Nur das Verborgene reizt und Diejenigen, welche auf den Gesellschafts-Inseln die verhüllende Kleidung und den heimlichen Genuß und das Verbergen der natürlichen Gefühle einführten, haben gewiß die Sitten nicht verbessert. Ich will nicht hoffen, mißverstanden zu werden, ich möchte nicht die Art der Wilden, sich seinen Trieben hinzugeben, bei uns eingeführt sehen und ich würde Handlungen ähnlicher Art, wie sie dort täglich vorkommen, gewiß höchst unsittlich nennen, aber wir haben auch Religion und Moral und haben Gesetze, welche allgemein adoptirt sind und mit diesen Moral- und Religionsbegriffen auf das Innigste zusammenhängen; von dergleichen findet man auf diesen Inseln wohl nur sehr schwache Spuren und daher muß man über solche Menschen nicht so hart urtheilen, wie es in der Regel sehr unchristlich geschieht.

Die Männer sind gleichfalls ganz unbekleidet, nur um den Leib haben sie einen Strick ziemlich festgeschnürt und an diesem hängt eine ganz schmale Matte abwärts, an welcher der zu bedeckende Theil in aufrechter Lage befestigt ist, so daß die natürlichen Veränderungen, welche mit demselben vorgehen können, nicht zu bemerken sind. Die Haartracht ist sehr mannigfaltig und meistens sehr sonderbar, so wickeln sie mitunter ihr krauses Haar über den ganzen Kopf in hunderte von kleinen spitz auslaufenden Zöpfen, welche mit Bast umwickelt starr emporstehen und dem Kopfe ein höchst sonderbares stachliges Ansehen geben. Eine Mode herrscht dabei nicht, denn ein Jeder macht dies mit seiner Phantasie ab. Eine besondere Zierde finden sie in der Durchbohrung des Nasenknorpels, wodurch dann Knochen oder kleine Steine auf eigenthümliche Weise geschliffen, oder Federn, Ringe und dergleichen Zierrathen gesteckt werden. Von bunten Farben sind sie große Freunde, daher sie Ocker, verschieden gefärbte Thongattungen und Kalk aufsuchen, um diese Sachen zu pulverisiren und mit Oel vermischt auf ihren Leib einzureiben, so sieht man auf demselben Zeichnungen von rother, brauner, gelber, grüner, grauer, schwarzer und weißer Farbe, Frauen und Mädchen allein bemalen sich gar nicht, ihre Haut zeigt die natürliche Farbe und zugleich sammetartige Weichheit, welche theils von dem Oele herrührt, womit sie sich salben, um nicht durch die Sonnenstrahlen zu leiden, theils aber von einer eigenthümlichen, überaus kurzen und weichen Behaarung, welche wirk-

lich an Sammet erinnert. Man findet diese in den heißen Ländern häufig, man findet sie schon bei Spanierinnen und Griechinnen und will behaupten, daß es nichts Reizenderes gäbe als gerade dieses.

Neunzehntes Kapitel.

Bewaffnung der Eingeborenen. Neigung zu Scherz und Satyre. Santa Cruz und die Salomons-Inseln. Ein junger Eingeborener vom Hungertode gerettet. Seine Erzählungen über uns unbekannt gebliebene Sitten der Eingeborenen und ihrer Häuptlinge. Tauschhandel mit den Kindern der Eingeborenen gegen weiße. Große Reisen dieses Handels wegen.

Ihre Waffen, ihre kleinen, langen, schmalen Boote, ihre Hütten sind die aller der Völkerschaften, welche wir bereits besprochen haben. Für die Eingeborenen sind sie sehr verschieden und Jeder erkennt an der Lanze und Kriegskeule, welchem Stamme der Verfertiger angehört, gerade wie der nordamerikanische Eingeborene an der Schnürung, an der sonstigen Verzierung der Mocassins erkennt, welchem Stamme der Mann angehört, der ihn getragen. Für uns sind aber alle Mocassins gleich, gerade so wie die Speere oder die Pfeile der Insulaner uns gleich erscheinen. Es wird auf die Bearbeitung aller dieser Gegenstände bei weitem nicht so viel Sorgfalt verwendet, wie ich dies z. B. bei den Neuseeländern wahrgenommen habe, es kommt vielleicht daher, daß jene Neuseeländer fortwährend im Kriege leben und daher nicht nur gute, sondern auch *schöne* Waffen haben wollen, auf deren Führung sie großes Gewicht legen, auf deren Besitz sie stolz sind. Dieser Grund fällt auf den Neuen Hebriden fort, allerdings leben die Leute *auch* in steten kleinen Kriegen, aber sie sind nicht dazu gezwungen durch Nahrungsmangel, wie es in früheren Zeiten auf Neuseeland gewesen zu sein schien. Mehr Sorgfalt als auf die Fertigung ihrer Waffen oder den Bau ihrer Häuser wenden sie offenbar zur Umfriedigung ihrer Gärten, diese sind, wie auf den Tonga-Inseln, mit sehr schönen, zierlich geflochtenen Zäunen umgeben, obwohl schädliche Thiere auf den Inseln gar nicht vorhanden sind.

Ich halte die Leute nicht für halb so schlimm als man sie macht, allerdings haben sie noch immer nicht unsere Begriffe über das Eigenthum adoptirt, wenn man aber sie beschämt, nicht wie die Engländer es machen, sie blutig peitscht, so sind sie sehr bald von der üblen Gewohnheit zurückzubringen, Beleidigungen aber solcher Art, wie man sie hier immer erneuert sieht durch die edelste Nation der Erde, lassen sie sich nicht gefallen, suchen sie zu rächen und das thun auch Europäer, wie sollte man es denn den *Wilden* so sehr verübeln?

Die Leute schienen, so weit ich sie kennen lernte, Neigung zu Scherz zu haben und gerne Musik zu hören. Beides sind nicht die schlechtesten Eigenschaften, die man einem Menschen nachsagen kann. An jedem Morgen umringten uns Piroguen mit sechs bis zehn und dreißig Eingeborenen besetzt, sie kamen von sehr verschiedenen Punkten herbei und es schien sich die Nachricht von der Anwesenheit des Schiffes von Dorf zu Dorf immer weiter zu verbreiten. Aber wie oft wir auch neue Gestalten zu sehen bekamen, alle zeigten sie Lust am Spaß, uns nachzuahmen war ihre Hauptunterhaltung. Wenn ein halbes Dutzend derselben auf's Schiff kam, so fielen sie zuerst mit der größten Neugierde über Alles her, was ihnen irgend merkwürdig oder neu war, dann besahen sie sich die Menschen und nach ganz kurzer Zeit kamen hier zwei, dort zwei zusammen und theilten sich unter kindischem Gelächter mit, wie jener ging, wie dieser sich setzte, wie schwerfällig ein Dritter aufstand, oder sie machten das Ausspeien der Matrosen und das Kauen des Tabaksknäuels nach, indem sie die Zunge zwischen den Mahlzähnen hindurch in die Backe schoben, oder sie ahmten das hochnäsige Einherstolziren des Supercargo oder das steife Stillstehen und den ebenso steifen Gruß der Untergebenen gegen die Höheren nach und nun kam auch die Stimme zur Geltung. Das breite platte Holländisch oder Engländisch stand ihrem Munde drollig genug, aber sie ahmten den Ton vollkommen richtig nach, besonders wenn sich's um ein militairisches Commando handelte, welches mit der ganzen Energie ausgestoßen wurde, als wären sie alte gediente Unteroffiziere.

Eines Tages waren sie gerade gekommen, als durch Trommel und Pfeife Signale gegeben wurden, dies machte sie dergestalt glücklich, daß sie wie toll umhersprangen, tanzten, sich umarmten, ja in eine Art Extase geriethen und alles an ihrem ganzen Körper hüpfte und vibrirte. Selbst die Leute, die in Piroguen saßen, legten plötzlich ihre Ruder fort, sprangen auf, tanzten umher, machten gewaltige Sätze hoch in die Luft und schienen vor Freude ganz außer sich zu sein und baten immerfort man möge mehr spielen, man möge ferner Musik machen.

Trommeln haben sie übrigens selbst, wiewohl nicht so lärmende wie wir, es sind nämlich hohle Baumstämme, auf einer Seite mit einem Fell überzogen, die einen dumpfen Ton geben, indessen das harte, klappernde Geräusch der unsern von der Bespannung beider Oeffnungen und zweien Darmsaiten herrührt, die bei jedem Schlage auf das obere Fell, von dem unteren zurückgeworfen werden und dann gegen dieses anprallen. Auf der Insel Tanna habe ich übrigens auch eine Panflöte gesehen, welche man bei uns seit ihrer Einführung in die berühmte Mozart'sche Oper auch Papagenoflöte nennt; sie besteht aus acht Stücken dünnen Schilfrohres, feiner Bambuszweige, welche eine volle Octave umfassen, doch haben die Leute allerdings keinen Begriff von der diatonischen Tonleiter, diese Panflöte klingt daher schrecklich verstimmt; ich habe sie

auch verschiedene Male singen hören, natürlich weder melodiös noch harmonisch, doch keineswegs unangenehm.

Nach einigem Aufenthalt setzte der „van der Kapellen" seine Reise nordwestwärts fort und gelangte zu den Santa-Cruz- und Salomons-Inseln, zwischen denen wir bereits einmal gewesen waren. Hier gelang es, einen jungen Menschen zu retten, welcher sichtbar mit seiner Pirogue verschlagen, außer Stand gewesen, seine Inseln wieder zu erreichen und daher dem Hungertode preisgegeben wäre, wenn wir ihn nicht aufgenommen hätten. Es war ein Knabe von 16 Jahren, aber er war so vollkommen gut ausgebildet, daß man ihn nach unseren Begriffen leicht hätte 23 bis 24 Jahr geben können. Durch den Hunger stark angegriffen, waren seine Muskeln erschlafft, als er aber etwa acht Tage auf dem Schiffe gewesen, hatte er sich dergestalt erholt, daß ich nicht nur über die rasche Herstellung, sondern überhaupt erstaunt war, ein so derbes, festes Fleisch, eine so ungewöhnliche Wohlgestalt und eine ganz außerordentliche Gelenkigkeit zu sehen. Er war bald der Liebling aller Matrosen, denn er kletterte an den Masten und Tauen auf und ab, spazierte auf den beschlagenen Raaen wie andere auf dem festen Erdboden und er lernte mit unglaublicher Schnelligkeit holländisch, denn er war neugierig und frug nach allem und hatte ein Gedächtniß von solcher Fassungskraft, daß er selten oder nie zum zweiten Male nach dem Namen einer Sache frug.

Als man sein ungewöhnliches Talent wahrnahm, schenkte ihm der Kapitain größere Aufmerksamkeit, zog ihn an seinen Tisch, was einem Farbigen gegenüber schon sehr viel sagen will und unterrichtete ihn selbst so viel wie thunlich, so viel es seine Zeit gestattete. Da mich die Erscheinung sehr interessirte, so kann man sich wohl denken, daß ich nicht der Letzte war, der mit ihm in Verbindung trat. Bald hatte ich eine innige Zuneigung zu ihm gefaßt, denn ich fand ihn so bescheiden als gelehrig, so kindlich heiter, wie nöthigen Falles auch ernst und besonnen; von seiner Bescheidenheit möge dieses gesagt werden, daß er keinen Tag sich in der Nähe der Cajüte einfand, ohne ausdrücklich dazu aufgefordert zu sein und als ich ihn darauf aufmerksam gemacht, daß dies nicht nöthig sei, da man ihm wohlwolle, erwiderte er, dann sei dies gerade nothwendig, damit dies Wohlwollen nicht aufhöre und er äußerte, daß wenn ich oder der Kapitain mit ihm spreche, dieses ihm jederzeit große Freude mache, aber er durch Zudringlichkeit nicht veranlassen wolle, daß man nicht mehr mit ihm spreche.

Wir kreuzten beinahe vier Wochen ganz zwecklos in diesem Archipel, denn ich kann unmöglich das für einen Zweck erklären, daß der Supercargo einmal ein Trepangfischer werden, Holothurien fangen und trocknen wollte, um sie nach China zu nehmen und dort zu verkaufen. Zu diesem Behuf fuhren wir von Insel zu Insel, um uns die besten Stellen zur Trepangfischerei auszusuchen, wovon der Supercargo weder giks noch gaks verstand. In dieser Zeit lernte

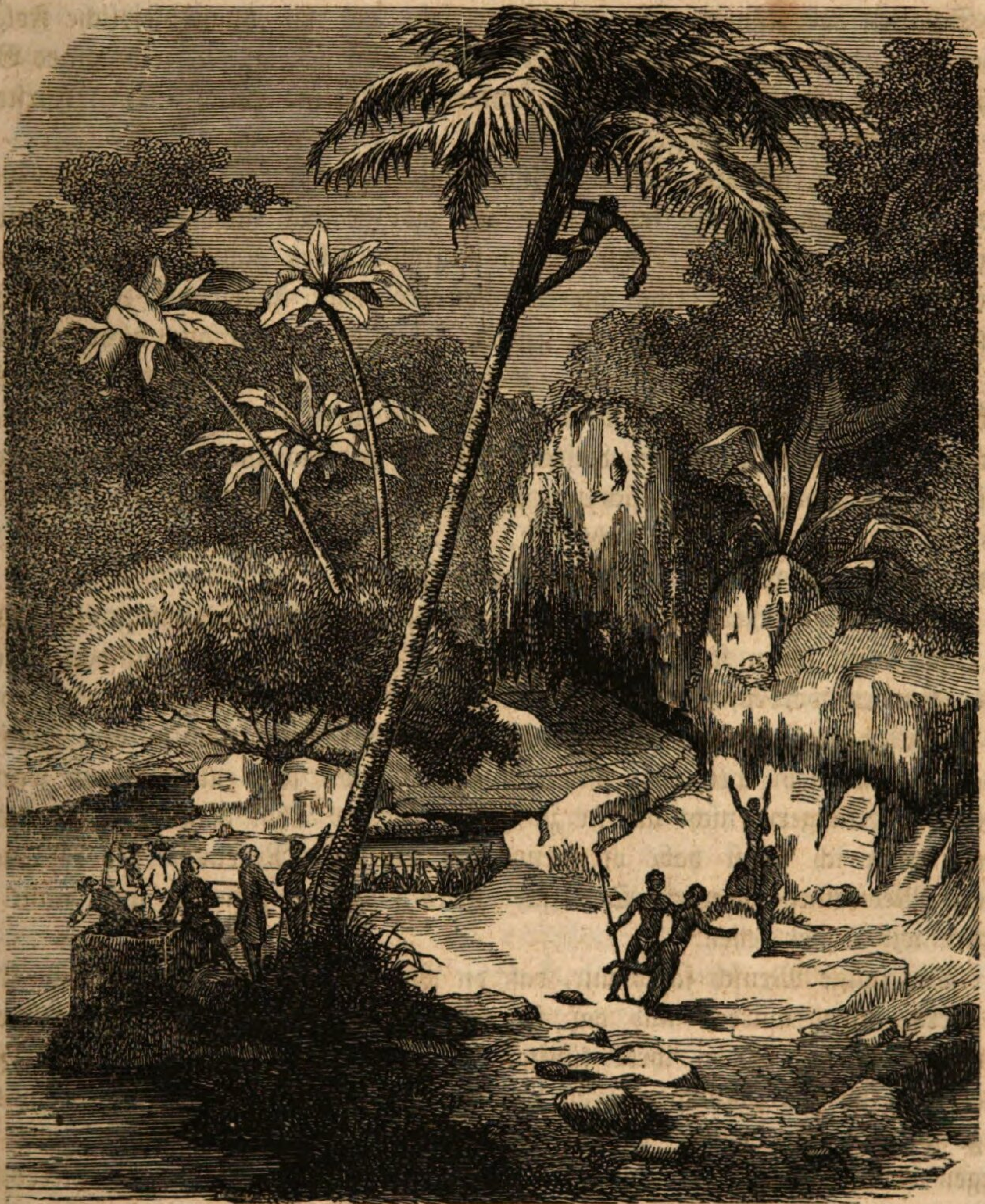
der junge Insulaner so gut holländisch, daß ich mich vollkommen mit ihm verständigen konnte und daß er im Stande war, mir auf alle meine Fragen über sein Land ganz vernünftige Auskunft zu geben.

Das Resultat dieser Unterhaltungen war mir zum Theil bereits bekannt, aber es war mir doch lieb, meine Wahrnehmungen durch die Aeußerungen eines Eingeborenen bestätigt zu sehen. Der Knabe erzählte, in seinem Lande sei fortwährend Krieg, jede Insel habe einen großen Häuptling und viele kleine, diese kleinen pflegten zwar untereinander in Ruhe zu leben, aber der große Häuptling ziehe mit ihnen in den Krieg gegen eine benachbarte Insel, dabei würde zerstört, geraubt, hinweggeführt, was man irgend mitnehmen könne, namentlich aber junge Leute beiderlei Geschlechts, welche dann die Sclaven der Sieger wären und alle Arbeiten verrichten müßten, Häuser bauen, Fische fangen, den Acker bestellen und was solcher Dinge mehr wären; junge Mädchen würden gewöhnlich gleich zu Frauen gemacht, da ein Jeder deren so viele nehmen könne als er zu ernähren vermöge, dies sei aber nicht schwer, da der Mann nicht für die Frau sorge, sondern umgekehrt die arbeitende Frau für den nichtsthuenden Mann.

Ich frug den jungen Menschen über die Gewalt ihrer Häuptlinge und erfuhr etwas ganz Anderes, als ich bisher geglaubt. Auf den Neuen Hebriden war die Autorität des Häuptlings nicht sehr groß, sie war eigentlich ganz ausschließlich auf die Anordnungen während der Kriegszüge beschränkt, in friedlicher Zeit war der Häuptling nichts weiter als jeder andere Mann und keiner ließ sich von ihm befehlen, ja als mir einmal ein solcher Häuptling eine frische Cocosnuß zu essen geben wollte, mußte er selbst auf den Palmenbaum klettern, da Niemand geneigt schien, seinen Befehlen Folge zu leisten, wie unser Bild zeigt, welches auch zugleich einen Begriff von der Fülle der Vegetation giebt.

Hier auf den Salomons-Inseln war dies durchaus anders, der Häuptling hatte eine vollkommen unumschränkte Gewalt, ein jeder seiner Untergebenen war genau genommen sein Sclave, er selbst willenlos mußte dem Willen des Vorgesetzten ohne Widerrede gehorchen und der Untergebene hatte ganz nach Sclavenart kein Eigenthum, es gehörte alles dem Oberhaupte. Wenn er einen Fischzug machte, mußte er Alles, was im Netze gefunden wurde, vor dem Häuptling niederlegen, dieser wählte sich das Beste und so viel aus als er wollte, und erst mit dem Rest durfte der Sclave sich nach Hause zurückziehen. Wenn er seine Yamswurzeln, seinen Taro erntete, war er verpflichtet, die ganze Masse seinem Gebieter zu übergeben. Bei einem ausbrechenden Kriege mußte er zwar die Kämpfe für seinen Herrn ausfechten, die gemachte Beute aber mußte er wiederum so wie seine Ernten und seinen Fischfang vor seinem Herrscher niederlegen und er mußte sich mit dem begnügen, was der Häuptling zu behalten verschmähte. Wurde etwas von dem Eigenthum oder dem Erbeuteten zurückbehalten, so galt dies für einen groben Unfug und es wurde hart gestraft.

Obwohl dies nun allerdings das Verhältniß des Leibeigenen zum Grundbesitzer zu sein scheint, so war doch der eigentliche Sclavendienst noch etwas ganz anderes. Die Kriegsgefangenen hatten kein Eigenthum, keinen Landbesitz und mußten thun was der Herr wollte, die freien Unterthanen waren dagegen nicht



Der Häuptling mußte selbst auf den Palmenbaum klettern.

so beschränkt, sondern nur verpflichtet, ihr Einkommen mit ihm zu theilen, ohne für ihn arbeiten zu müssen.

Sehr merkwürdig kam mir eine Einzelheit vor; der Fürst nämlich ist eine geheiligte Person, wie man das überall unter den rohen wie unter den civili=

firten Menschen findet. Daß der Schatten des Fürsten aber auch heilig sein könne, war mir noch nicht eingefallen, bis ich es durch diesen unsern Gast auf dem Schiffe erfuhr. Wenn nämlich ein Unterthan hinter dem Könige hergeht und der Schatten fällt so, daß er auf den Nachfolgenden zusteht, so muß dieser sich in respectsvoller Entfernung halten. Fände das Unglück statt, daß er in den Schatten des Königs träte, so wäre sein Tod die unausbleibliche Folge, es sei denn, daß er ein sehr geachteter Krieger und geneigt sei, sein ganzes Besitzthum, Land, Waffen, Frauen und Kinder, selbst seine Hütte an den Fürsten, den er so schrecklich beleidigt, abzutreten.

Ich habe verschiedene Male versucht, mit dem jungen Menschen über Religion zu sprechen, aber es schien mir, als habe er auch nicht den entferntesten Begriff davon, wiewohl er doch an ein künftiges Leben glaubt und sagte, man käme durch den Tod in eine andere schöne Gegend, in welcher es an nichts fehlte, in welcher an Lebensmitteln großer Ueberfluß sei und auch nicht gekämpft und geraubt werde. Auf die Frage, woher er das wisse, erwiderte er, die Gestorbenen kämen häufig während der Nacht zu ihren zurückgebliebenen Anverwandten und erzählten ihnen dieses. Als ich ihn lächelnd mit dieser Wissenschaft aufzog, wurde er ärgerlich und erwiderte: „Wenn Ihr nicht glauben wollt, was ich sage, so fragt doch nicht erst, ich muß doch am besten wissen, wie es in dem Lande, in welchem ich geboren bin, zugeht."

Greise von großer Erfahrung hält man für besonders begünstigte Personen und man traut ihnen Künste und Wissenschaft zu, wie sie sonst auf den Inseln nicht gefunden werden, besonders ärztliches Wissen und er zog seine eingeborenen Aerzte denjenigen beiden, welche er hier kennen lernte, nämlich dem Schiffsarzte und mir, sehr weit vor, indem er erklärte, wir seien nur gut um Krankheiten zu verlängern, nicht um sie zu heben; in der That mag er hierin Recht haben, denn ich selbst habe oft genug die tröstliche Redensart gehört: „nach diesem Medicament werden Sie sich etwas schlechter befinden und dann — werden wir weiter sehen."

Der junge Mensch sagte mir, daß die Mädchen schon als ganz kleine Kinder verheirathet würden und daß sie von dem Augenblicke, da dieses geschehe, in das Haus der Eltern ihres künftigen Gatten kämen. Wenn nun die Zeit herannahe, wo das Mädchen Frau werden könne, baue man eine Hütte für das junge Paar, dann würde ein möglichst großes Schwein geschlachtet und die jungen Leute würden beide in die nasse und noch warme Haut des Thieres gesteckt, worin sie bleiben müßten, bis am andern Morgen sich muthmaßen ließe, daß der junge Ehemann von seiner Frau wirklich Besitz genommen habe. Ich muß gestehen, daß mir dieser Act höchst wunderbar vorkommt und nicht nachahmungswürdig und auch nicht zweckentsprechend. Was in aller Welt sollen Mann und Frau, in ein Schweinefell eingeschlossen, wohl mit einander anfangen, vielleicht aber habe ich auch den jungen Mann falsch verstanden und

ist der Zweck dieser drolligen Ceremonie ein ganz anderer als der angegebene, vielleicht ein blos symbolischer, sowie die jungen Leute in dieser Thierhaut eng vereinigt sind, so sollen sie, will man vielleicht sagen, vereinigt bleiben ihr ganzes Leben. Ich würde dies übrigens auch für höchst unbequem halten.

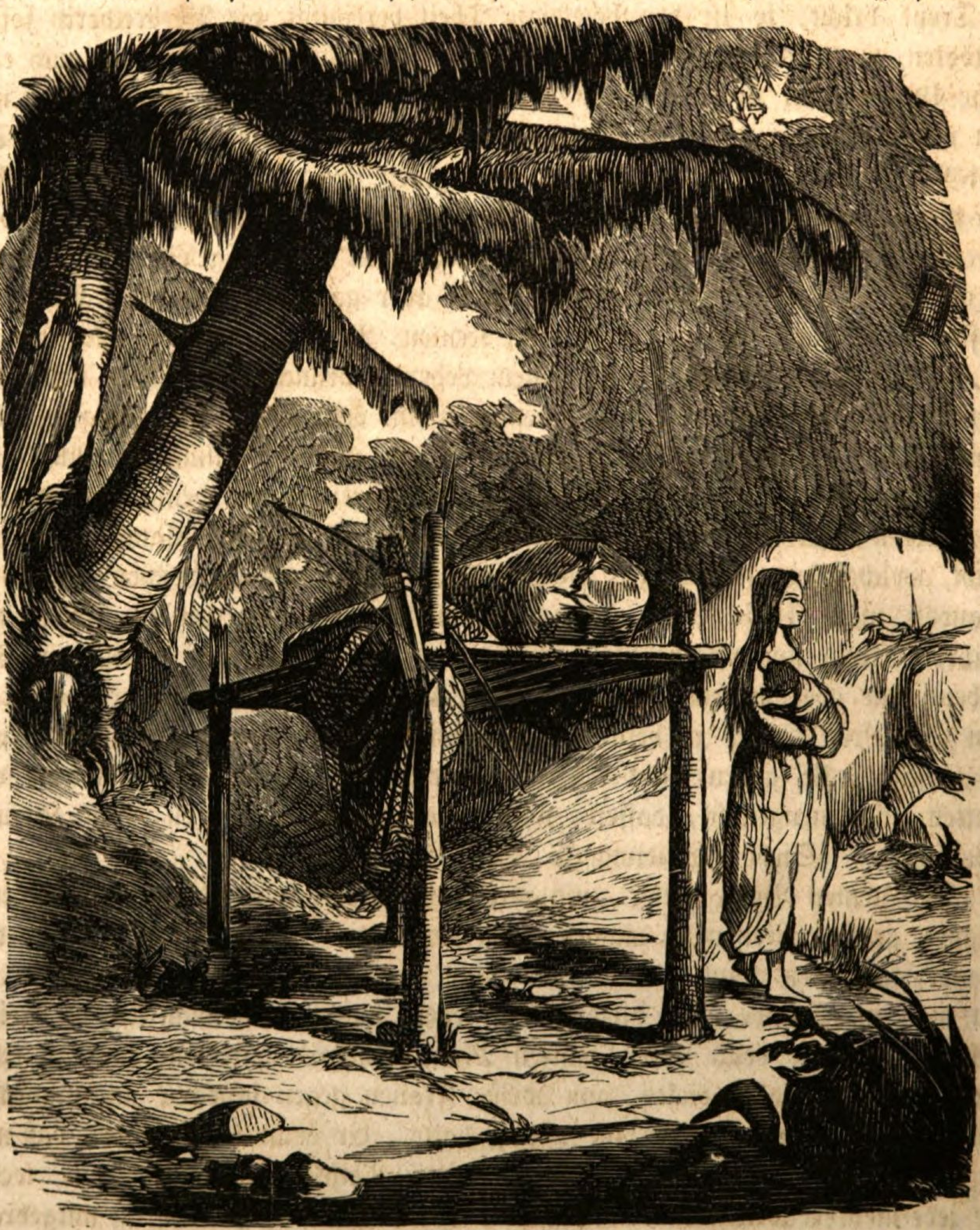
Wenn ein Mädchen ihrem Verlobten oder wenn eine Frau ihrem Gatten die Treue bricht, so ist der beleidigte Theil berechtigt, die Verbrecherin sofort zu tödten, was indessen doch nur sehr selten geschieht, wie denn aber auch eine solche Untreue nur überaus selten vorkommt. Dies mag der Grund sein, warum unsere Matrosen sich über die Sprödigkeit der Mädchen beschwerten. Die nicht Verlobten sind hier wie überall Herrinnen ihrer selbst, es giebt derselben aber nur äußerst wenig, da sie meistens schon als sehr kleine Kinder verlobt werden.

Wenn ein reicher Mann stirbt, so wird er in Matten gewickelt und irgend wo auf einem ziemlich hohen Gerüste, sonst aber ganz frei hingelegt. An einem Pfosten hängt man Bogen und Pfeile, Keulen, Netze und sonstige Gegenstände auf, welche der Verstorbene in seinem Leben gebraucht hat. Hier bleibt der Körper liegen, bis Regen und Sonnenschein eine vollständige Zersetzung desselben bewirkt haben. Die verwesenden Stücke, welche nach der allmäligen Auflösung der Matten unter das Gestelle fallen, werden dort mit ein wenig Erde bedeckt, die Knochen aber werden gesammelt und in ein Allen gemeinsames Haus gebracht, welches zu gleicher Zeit als Denkmal gilt. Auch die Leichen der Kinder behandelt man ebenso, nur verscharrt man auch ihre Knochen im Freien und zu ihrer Erinnerung pflanzt man Blumen auf die Grabstätte. Hatte der Verstorbene eine oder mehrere Frauen, so pflegen diese mit ihren Kindern auf dem Arm das Grab täglich zu besuchen, für diesen Besuch aber haben sie ein eigenes Costüm, sie gehen nicht nackend, sondern haben eine Art Hemde an von Matten zusammengenäht, dasselbe wird abgelegt, sobald sie von ihrem Besuche zurückkehren. (Siehe Abbildung, S. 92.)

Die kleinen Boote dieser Insulaner schienen mir sehr gebrechlich und wenig geeignet, größere Reisen zu machen; doch versicherte mir der junge Mann, daß sie viel aushalten könnten und man nicht blos von Insel zu Insel fahre, so weit man im Stande wäre dieselben zu sehen, sondern daß man sehr oft Reisen mache, wobei die Leute einen ganzen Mond hindurch gar kein Land zu sehen bekämen. Es geschähe dieses, um weiße Frauen gegen schwarze auszutauschen, auch Männer, wenn man es für nöthig halte. Er erzählte mir dabei, daß noch vor Kurzem sechs Piroguen von einer solchen Reise zurückgekehrt seien, welche eine jede mehrere Menschen von beinahe so heller Farbe wie die unsrige mitgebracht hätten, sie würden immer gegen doppelt so viele von ihrer Farbe ausgetauscht, in dem Dorfe, in welchem er wohne, sei ein so hellfarbiger Mann und eine ebenso hellfarbige Frau gewesen, welche von dieser Reise heimgebracht worden. Ich glaubte, daß es etwa wirklich Weiße, d. h. Europäer wären, welche man nicht eingetauscht, sondern geraubt, allein er widerlegte dieses mit dem Bemerken,

sie seien alle nackend gegangen wie er und die Bewohner seines Dorfes, seien auch tättowirt gewesen und hätten überhaupt keine von den europäischen Gewohnheiten gehabt.

Ich frug ihn um den Zweck dieses Tausches, er sagte, es geschähe weil man die natürliche helle Farbe schöner finde als die dunkle, nur müsse sie aller=



Die Frauen besuchen täglich die Grabstätte des Mannes.

dings nicht so hell sein wie die meinige, was viel häßlicher wäre als ganz schwarz. Man tausche darum mehrentheils Mädchen ein, damit die Häuptlinge hellfarbige Frauen bekommen könnten, man nähme aber auch verheirathete Leute, weil man auf deren Töchter rechne. Ich frug ihn, ob jenes Paar noch lebe

in seinem Dorfe, er aber sagte, nur die Frau, der Mann habe eine Schildkröte fangen wollen, diese habe ihn in ein Bein gebissen und sei dann mit ihm nach dem Meere zurückgekehrt, bevor man hätte Hilfe leisten können. Die Frau habe sich sehr gegrämt, aber bald darauf den Häuptling des Dorfes geheirathet. Er beschrieb die Frau als sehr schön, sie habe sehr lange, glatte Haare gehabt und im Nasenknorpel habe sie einen Schildkrötenring getragen so groß, daß ihr Mund gerade in der Mitte desselben gelegen. In den Ohren habe sie gleichfalls große Ringe getragen und diese immer mit den schönsten Blumen gefüllt, welche sie habe finden können. Dies zerstreute meine Zweifel wegen ihres Herkommens, Europäerinnen durchstechen sich zwar auch die Ohren, aber doch keineswegs die Nasenknorpel, ich muthmaße, daß der Tonga-Archipel, obwohl weit genug von dem Salomons-Archipel entfernt, das Ziel dieser Reisen sei und die Richtung, welche er mir angab, stimmt auf das aller Genaueste. Allerdings liegt in dieser Richtung auch der Fidji- und der Santa-Cruz-Archipel, auf beiden sind aber nicht hellfarbige Leute zu finden. Auf meine Frage, wie sich denn die Leute auf solche Entfernungen über das pfadlose Meer hin- und zurückfänden, bezeichnete er mir in der nächsten Nacht ganz genau die Sterne, welche sie zu Führern wählten, wobei sie sehr gut die Morgen- von der Abendrichtung und ebenso die verschiedenen Höhen, welche sie nach der Jahreszeit einnehmen, zu berücksichtigen verstünden.

Der junge Mensch erzählte, daß man von dort auch viel feinere Gewebe bringe, als man bei ihnen zu machen verstehe und daß sie überhaupt eine Menge von Gegenständen mitbrächten, welche zeigten, daß diese Fremden eine besondere Geschicklichkeit in vielen Arbeiten besäßen, welche alle sie selbst nicht theilten.

Der Archipel der Freundschafts- oder Tonga-Inseln ist im Uebrigen ungefähr 500 deutsche Meilen von dem Salomons-Archipel entfernt, es wird mir geradezu räthselhaft, daß diese Leute dergleichen Reisen sollten unternehmen können, es ist schon gar nicht denkbar, daß sie Lebensmittel für so lange Zeit bei sich führen können. Allerdings liegen auf dem Wege zwei bedeutende Inselgruppen, doch die Strecke von Nitendi im Santa-Cruz-Archipel bis nach Viti-Lewu ist immer noch 200 Meilen lang und auf dieser Strecke finden sie nirgends einen Ruhepunkt. Die sehr genauen Angaben des jungen Menschen, welcher auf die kleinsten Specialitäten einging, ließen mich die Wahrheit des Factums an sich nicht bezweifeln, allein es will mir vorkommen, als liege eine so weite Reise für diese Leute und deren Hilfsmittel nicht im Bereiche der Möglichkeit. Vielleicht erklärt sich's dadurch, daß auf einigen Inseln des Salomon-Archipels selbst eigentliche Malayen wohnen, deren Farbe zwar nicht wie unsere, aber doch eine im Vergleich mit der der Papua's so sehr viel hellere ist, daß sie wohl dieser gegenüber für beinahe weiß gelten kann. Es thut mir leid, daß wir nicht bei jeder Insel vorbeifahrend auf allen Inseln gelandet sind, der Herr

Supercargo hatte aber keine Neigung dazu und so vermag ich mir allerdings nicht das Verdienst zu erwerben, die Sache aufzuklären.

Wir waren jetzt bis zu derjenigen Insel gekommen, welche den Namen des französischen Ministers Choiseul führt und welche zwar schon 1567 entdeckt, aber dann doch zwei ganze Jahrhunderte vergessen worden ist, bis 1768 Bougainville und 1769 Surville sie abermals entdeckten und bestimmten; der Erste dieser Beiden gab ihr auch den angeführten Namen, der noch jetzt gebräuchlich ist. Die Insel zeichnet sich aus durch bedeutende Bergzüge und durch einige stark in das Meer springende Vorgebirge, ich konnte leider von ihr nichts wahrnehmen, als daß sie stark bewaldet und auch wohl stark bewohnt sein müsse, denn als wir nahe genug bei derselben waren, um sie durch ein mäßiges Fernrohr betrachten zu können, nahm ich wahr, daß von unzähligen Stellen Rauch aufstieg, der sich in der stillen und ruhigen Abendluft langsam und bläulich erhob, immer ein Dorf anzeigend, indem der Rauch einer einzelnen Hütte schwerlich so weit zu sehen gewesen wäre.

Der junge Mensch frug mich, ob wir bei dieser Insel landen würden. Der Kapitain, an den ich deshalb ging, erklärte, der Supercargo habe nichts, was darauf hindeute, gesagt, er aber bezweifele es. Der junge Mensch wurde darüber sehr unruhig, es schien ihm daran zu liegen, daß man sich der Insel wenigstens so viel als möglich nähere, es hatte auch den Anschein als ob dieses geschehe, denn der Bugspriet wendete sich, wenn auch nicht direct nach der Insel hin, so doch wenigstens nach dem nördlichsten Ausläufer derselben, welchen man mit dem Namen Cap Alexander zu bezeichnen pflegt. Vielleicht hatte der Kapitain die Absicht, durch die Bougainville-Straße, welche die nördliche Insel gleiches Namens trennt, zu gehen, hier nämlich soll es der Holothurien, auf deren Fang Herr Meyer ausgehen wollte, besonders viele geben.

Am Abend war der junge Wilde ganz außerordentlich zuthunlich gegen mich, er schien mit einer mehr als gewöhnlichen Rührung an mir zu hängen und frug mich wiederholt, ob ich ihm recht gut sei, ob ich ihn nicht vergessen werde und Dergleichen, wie man es wohl bei gemüthlichen Menschen findet. Ich wußte mir dies nicht recht zu erklären, aber jeder Mensch hat ja Stimmungen, über die er nicht gebieten kann, die kommen und gehen, ohne daß er sich über die Ursache Rechenschaft zu geben vermag. Es mochte wohl die große Nähe der schönen Insel, die Erinnerung an sein jetzt schon lange verlassenes Vaterland lebhafter anfachen, so schien es mir wenigstens erklärlich, da er sich viel mit seinem äußerst leichten Canot beschäftigte, auch das Ruder vielemale schwenkte und seine Kräfte daran prüfte. Am folgenden Morgen erklärte sich allerdings diese Muthmaßung als ziemlich richtig, der junge Mensch war verschwunden, er hatte bei Nacht sein Canot über Bord geworfen und war mit dem Ruder in der Hand demselben nachgesprungen, hatte es schwimmend erreicht, es umgekehrt, das Wasser ausgeschöpft, hatte sich hineingeschwungen und war auf das

Land zugeeilt, so erzählte mir ganz geheim der wachthabende Matrose, jedoch mit der dringenden Bitte, ihn nicht zu verrathen. Er habe gewußt, daß der Supercargo den jungen Menschen als Sclaven verkaufen wolle und da habe er ihm von Herzen Glück gewünscht zu seiner Abreise und es sei ein ganz ehrlicher Kerl, denn er wisse bestimmt, daß er nicht das Geringste vom Schiffe mitgenommen habe.

Nun war mir auch die Stimmung des jungen Menschen erklärlich, es that mir nur leid, daß er mich nicht in sein Vertrauen gezogen, ich wenigstens hätte ihn nicht verrathen und ihm wohl manches Nützliche mit auf den Weg gegeben.

Zwanzigstes Kapitel.

Muthmaßungen über des Supercargo Absichten. Van Schouten über die Bewohner von Neu-Ireland. Tasman's Antheil an der Entdeckung. Dampier und die neueren Reisenden. Untersuchungen um den Holothurienfang zu begründen.

Die Nachricht, daß der junge Mensch entflohen sei, verbreitete sich schnell und kam bald genug zu Ohren des Supercargo, welcher that, als ob er rasend werden wollte und sehr geneigt war, jeden von uns für die Flucht desselben verantwortlich zu machen. Da er sich bis dahin um den jungen Fremdling nicht im Mindesten bekümmert hatte, so wurde mir beinahe glaublich, was der Matrose von ihm sagte; so wie er sich der armen Chinesen bemächtigt hatte, welche auf den Inseln des Lousidiaden Archipels gefressen wurden, so wollte er sich vielleicht auch dieses Knaben bemächtigen; gewiß würde er es nur als eine sehr geringfügige Entschädigung für seinen großen Verlust betrachtet haben, aber doch immer als eine Entschädigung.

Nicht hier wollte der große Kaufmann anhalten, sondern noch weiter nordöstlich, auf der Insel Tombara, welche man gewöhnlich Neu-Ireland nennt und dorthin wurde auch der „van der Kapellen" gelenkt. Hier angekommen angesichts des Caps Sancta Maria zwischen diesem und dem Cap Sanct Georg ging der „van der Kapellen" vor Anker. Herr Meyer hätte gerne gewünscht, daß er es gewesen, der die Insel entdeckt hätte, er würde sie dann ohne Zweifel nach seinem eigenen Namen die Meierei genannt haben, aber leider war ihm der fatale Schouten (um 250 Jahre) zuvorgekommen und er konnte höchstens sich die Privatsatisfaktion nehmen, die gegenwärtig englische Insel für den König von Holland zu reclamiren, was denn freilich in der politischen Lage der Zeit keine Aenderung hervorgerufen haben würde. Es ist mir nicht bekannt, ob der liebenswürdige Supercargo etwas von dem Vorgange der ersten Unterredung zwischen dem Entdecker und den Bewohnern gewußt hat, sonst würde er sich

wohl gehütet haben, so bald an's Land zu gehen, wie er es that, d. h. schon am nächsten Morgen.

Schouten erklärte in seinem Tagebuche, daß die Einwohner sich sofort dem Schiffe genähert hätten, als sie es erblickt, daß sie aber verrätherische Schurken seien, indem sie ihn sogleich mit stark bemannten Piroguen angegriffen. Mir ist es immer vorgekommen, als sei eine solche Handlung nicht ein Zeichen von Verrätherei, sondern von außerordentlicher Tapferkeit. Die Schiffe der damaligen Zeit waren allerdings nur klein im Vergleich mit den jetzigen, doch hatten sie immer eine Ausdehnung, bedeutend genug, um die Eingeborenen, welche dergleichen niemals gesehen, in Staunen und Schrecken zu setzen. Ueberall, wo solche Schiffe zum ersten Male gesehen wurden, hielten die Eingeborenen dieselben für colossale Ungeheuer, wozu sie auch ganz berechtigt waren. Ungeheure Seevögel mit mächtigen weißen Flügeln und mit einem ungeheuren Schnabel versehen. Wenn nun doch die Eingeborenen auf solch ein nie gesehenes und höchst furchtbares Thier zusteuern, es wohl gar angreifen, um es von ihren Küsten zu verscheuchen, so muß man dieses als eine Handlung der Tapferkeit ansehen, welche schwerlich von den Europäern nachgeahmt werden dürfte, vorausgesetzt, daß sie wirklich keinen Begriff von Schiffen hätten und auch dergleichen niemals gesehen.

Van Schouten verstand die Leute nicht; er beantwortete ihre Steinwürfe mit Kartätschenschüssen, welche sogleich eine so furchtbare Wirkung hatten, daß eine große Pirogue und drei kleine in Grund gebohrt und mehr als dreißig Menschen getödtet wurden, worauf man sofort die Schaluppen in's Meer setzte, um die Insulaner zu verfolgen, und noch ein paar Dutzend der schwarzen fliehenden Bestien erschoß, auch drei Schwerverwundete aus dem Wasser zog und nach dem Schiffe brachte, woselbst einer von ihnen starb, indessen die beiden Anderen, nachdem man sie verbunden, mit einer Schaluppe an's Land geschickt und gegen ein Löhngeld von 50 Schweinen den Ihrigen wiedergegeben wurden. Dies ist die Art, wie sich die Europäer fast überall bei den sogenannten Wilden eingeführt haben.

Im Jahre 1643 machte Tasman seine Reise durch diese Meeresflächen und gelangte an die Insel, welche wir jetzt Neu-Ireland nennen und welche er gleich seinem Vorgänger nicht als eine Insel erkannte, sondern als eine nach Osten gerichtete Strecke von Neu-Guinea hielt. In seiner Erzählung führt er den Namen Cap S. Maria an: daraus schließen die Franzosen, daß weder Tasman noch Schouten, sondern die Spanier vielleicht lange vor ihnen die Insel entdeckt und benannt haben. Findet man die Insel aber nicht auf einer Karte vom Anfange des 17. Jahrhunderts bezeichnet, so ist der ganze schwach basirte Schluß ein unrichtiger. Wer hätte wohl auf dieser Insel dem Seefahrer Tasman sagen sollen, daß dieses Cap Santa Maria benannt worden sei. Die Sache ist diese: Tasman war verlobt mit der Tochter des holländischen Gouverneurs van

Diemen und sie hieß Maria; ihr zu Ehren hat er jene große Insel südlich von Neu-Holland, Vandiemensland genannt, und zum sicheren Zeichen, daß er Niemand Anderes, als gerade sie, dabei habe ehren wollen, setzte er auf seine Karten die Bezeichnung „Maria Vandiemensland" und späterhin, als festgestellt war, daß dieses Land eine Insel sei, nannte er sie Maria Vandiemens-Insel; so gab er auch dem Vorgebirge der Südostspitze von Neu-Ireland den Vornamen seiner Braut, und das S. bedeutet nicht das spanische Santa, sondern das lateinische Sancta.

Auch er war nicht nachsichtig oder nicht klug genug, um die Demonstrationen der Indianer zu verstehen; auch er ließ unter sie feuern.

Der dritte, welcher die Insel berührte, war der Engländer Dampier, ein bekannter Seeräuber, welcher sich lange Zeit unter den Flibustiern in West-Indien und an den Küsten von Mexiko herumgetrieben und unzählige Greuel verübt hat und darauf in sein Vaterland zurückkehrte. Als erfahrener Seemann wurde er mit der Führung eines Schiffes mit zwölf Kanonen betraut; später diente er als Untersteuermann auf einem Kauffahrer und verschwand endlich so, daß man durchaus nicht weiß, wo er ein Ende genommen hat.

Daß dieser Mann die geschleuderten Steine und die abgeschossenen Pfeile mit Kanonenschüssen beantworten würde, war vorauszusehen, und wären diese Ereignisse schnell hintereinander gekommen, so wären sie wohl geeignet gewesen, einen begründeten Abscheu gegen die Europäer zu erwecken; allein immer lagen zwei Menschenalter zwischen diesen Expeditionen, und so ging es auch noch mit den nächsten Besuchenden. Bougainville kam abermals zwei Menschenalter nach dem letzten Besuchenden, Dampier. Da er jedoch nur längs der Küsten hinsegelte, ohne irgend anzuhalten, so gab er den Eingeborenen auch keine Kartätschen zu kosten.

Im Jahr 1823 legte der französische Kapitän Duperrey bei der Insel an, und suchte allgemeine geographische Bestimmungen zu machen, theils nahm er den Hafen, in welchem er vor Anker lag, sehr genau auf; hiebei hatte er sehr vielfältigen Verkehr mit den Eingeborenen, welche sich friedlich, aber etwas mißtrauisch zeigten; es schien ihnen vor allen Dingen daran gelegen, das Eindringen in die Insel zu verhindern, sie suchten jeden ordentlichen Vorwand hervor, sie erklärten die Wege für höchst gefährlich, für übersäet von Schlangen und anderen bösen Thieren, und behaupteten gar, daß man im Innern des Landes Gefahr laufe, aufgespeist zu werden. Dieses geschah unter Duperrey im Jahre 1823, ebenso wie unter d'Urville im Jahre 1827; man konnte die Eingeborenen nicht bewegen, ihre Dörfer zu zeigen, vielleicht hatten sie bereits schlechte Erfahrungen an Wallfischjägern gemacht, denn diese durchstreifen den Stillen Ocean seit dem Anfange dieses Jahrhunderts, indem die nördlichen Meere bereits so stark geplündert sind, daß der Wallfischfang daselbst nicht mehr der Mühe lohnt. Man sollte kaum glauben, daß der Mensch Herr werden könnte über die ungeheure

Masse der Meeresbewohner, aber allerdings leisten die ganzen Flotten, welche Engländer, Franzosen, Schweden, Holländer, Russen und Amerikaner dahin senden, schon etwas Bedeutendes, und da man jetzt angefangen hat, die Wallfische statt mit der Harpune mit der Paßkugel und mit der Congreve'schen Rakete zu jagen, so wird man auch wohl mit den Bewohnern des Süd-Polarmeeres fertig werden.

Was ich von der Insel erblickte, war vor allen Dingen eine Reihe hoher Berge, welche die ganze Länge der Insel durchzieht, dieselbe erstreckt sich über mehr als 60 deutsche Meilen von Südost nach Nordwest und hat eine wechselnde Breite von 5 bis 30 Meilen. So weit, wie wir längs derselben hinfuhren, konnte ich diese Bergkette ununterbrochen verfolgen und wahrnehmen, daß sie von unten bis oben mit Bäumen bepflanzt war. Die Küsten schienen mir reichlich bevölkert, auch sah man an sehr vielen Orten ziemlich ausgedehnte Strecken cultivirten Landes und konnte die Hütten der Eingeborenen erkennen. Es scheint mir, als sei die Insel vulkanisch; nicht nur bemerkt man eine außerordentliche Fruchtbarkeit, welche den vulkanischen Boden charakterisirt, sondern man nimmt auch Erdbeben wahr, welche auf den Schiffen als Seebeben empfunden werden, eine Erfahrung, welche mehrere der Reisenden, so Bougainville und endlich wir selbst gemacht haben.

Hier war es nun, wo Herr Meyer seine Trepangfischerei eröffnen wollte, er hatte aus jener entsetzlichen Massacre noch einige zwanzig Chinesen übrig behalten; diese, so glaubte er, mußten nothwendigerweise mit der Trepangfischerei bekannt sein; er setzte dieselben an das Land und ließ sie suchen. Die Stelle war so schlecht gewählt wie möglich, denn es war Korallenfels, welcher den Boden bildete; die Holothurie aber ist ein Borstenwurm, welcher sandigen Boden liebt, und solcher mußte zuerst aufgesucht werden. Hierzu vertheilten sich die Chinesen nach zweien Richtungen und kamen nach mehreren Stunden mit der für den Supercargo trostlosen Nachricht wieder, daß kein sandiger Grund zu finden sei. Man kehrte zum Schiffe zurück und der „van der Kapellen" ging weiter nördlich und östlich, um eine bessere Stelle aufzusuchen. Während das Schiff sehr langsam dahinsegelte, waren zwei Boote so nahe als möglich am Lande beschäftigt, um den Grund zu untersuchen. Man fand denn auch eine sehr ausgedehnte sandige Strecke, welche reiche Ausbeute versprach; hier wurde das Schiff vor Anker gelegt, so daß es mit seinen Kanonen das Ufer bestreichen konnte, eine Vorsicht, welche für Herrn Meyer unerläßlich war. Nun wurden auch sofort alle nöthigen Anstalten zu einem festen Wohnsitze getroffen; es wurde mit einer beispiellosen Unverschämtheit, mit einer Verleugnung jeder Rücksicht auf die Eingeborenen, das Ufer gesäubert, d. h. es wurden in einem bedeutenden Umkreise die Bäume niedergehauen, gleich viel, was für welche es waren, schöne hochgewachsene Cocos- und Arekapalmen, schöne Brodfruchtbäume und Pandanus fielen unter der Axt der Arbeiter, während sie 50 Schritte da-

von gar nicht nöthig gehabt hätten, die Axt zu brauchen, aber das wäre ja ein freier Platz gewesen, ohne daß der Supercargo ihn geschaffen, und was konnte solch ein schlechter Platz ihm helfen; seiner Zerstörungswuth sagte es zu, niederzuhauen und niederzubrennen, nicht aber zu schonen. Die natürliche Folge davon war ein fataler Conflikt mit den Eingeborenen, welcher uns hätte sehr gefährlich werden können, wenn nicht zum Glück der Kapitain mit am Lande gewesen wäre und den Supercargo an offenen Feindseligkeiten gehindert hätte. Die Eingeborenen nämlich kamen höchst entrüstet über das Umhauen ihrer edlen Fruchtbäume herbei aus ihren Wäldern, und der Supercargo hatte bei der Ueberschwänglichkeit seines Muthes nichts Eiligeres zu thun, als Feuer zu kommandiren, da sich drei Leute außerhalb des Waldes zeigten.

Der Kapitain verhinderte durch ein Zeichen diese unsinnige Handlungsweise, worüber zwar der Supercargo höchst entrüstet wurde und zum tausendsten Male frug, wer hier zu befehlen habe, er oder der Kapitain, worauf er jedoch die Antwort nicht abwartete, da er die Zahl der Eingeborenen sich sehr schnell vermehren sah. Der Supercargo lief was er laufen konnte, lief trotz seiner lackirten Stiefeln in das Wasser, trotzdem ich ihm nachrief, die Haifische würden ihn fressen und er von kleinen Seeschlangen gebissen werden. Half Alles nichts, er lief, bis die in drei Fuß Tiefe liegende Schaluppe ihn aufgenommen hatte, mit der er dann auch sofort abfahren wollte, den Kapitain und alle Anderen am Ufer zurücklassend, eine Dummheit, wenn nicht eine absichtliche Schändlichkeit, welche nur durch den Untersteuermann dadurch hintertrieben wurde, daß er ihm den Gehorsam verweigerte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Friedensunterhandlungen durch bunte Halstücher. Wunderbare Wirkung einer Schlafmütze. Erbauung eines Wohnhauses für Meyer. Proben, welche die Eingeborenen machen, um seine Sicherheit zu prüfen. Die Kriegsrüstung der Insulaner. Ihr häusliches oder Familienleben.

Der Kapitain versammelte zwar seine Leute um sich, zeigte jedoch vernünftigerweise nicht die geringste Besorgniß und ließ die Eingeborenen wohl mehr als 50 an der Zahl herankommen. Einer, welcher der Häuptling war, hielt eine sehr lebhafte Anrede, in welcher er mit großem Nachdruck auf die niedergehauenen Bäume wies und gewisse Forderungen stellte, was wir begreiflicherweise nicht verstanden. Der Kapitain hielt darauf ebenfalls eine sehr pomphafte kräftige Rede, welche der Häuptling ebenfalls nicht verstand. Dies würde nun allerdings zu großen Weitläufigkeiten geführt haben, allein der Kapitain nahm

ein schönes hochrothes Baumwollentuch aus seinem Schatzkästlein, breitete es auseinander, hielt es an beiden Zipfeln ausgespannt über seinen Kopf (diese Geberde hatten die Eingeborenen uns vielfach vorgemacht und der Kapitain hielt sie für ein Freundschaftszeichen) und überreichte das Tuch alsdann dem Häuptling, welcher sichtlich sehr angenehm überrascht war.

Ebenso machte es der Kapitain mit weißen, blauen, gelben, mit grünen und violetten, mit orangefarbenen und buntgestreiften Tüchern, welche alle ihren Mann fanden; da nahm der Kapitain auch eine baumwollene Schlafmütze mit rothem breitem Rande aus seinem Vorrathe, setzte dieselbe sich selbst kunstrecht auf's Haupt und ging dann respectsvoll auf den Häuptling zu, die Mütze sich selbst abnehmend und ihm feierlichst aufsetzend, was bei der etwas dicken Frisur des wackern Herrn ziemlich schwer wurde.

Jetzt war jeder Widerwille gegen uns besiegt, das erzürnte Gesicht des Häuptlings klärte sich auf und die übrigen Anwesenden, welche sich bis jetzt ziemlich ernst gehalten hatten, grinsten vor freudiger Bewegung. Die Eingeborenen schienen jetzt ganz einverstanden mit dem Fällen ihrer schönen Fruchtbäume und ließen die Chinesen schalten und walten. Da der Supercargo wahrnahm, daß wir nicht gefressen wurden, stieg er wieder in das Wasser und näherte sich dem Ufer, rief aber auch sofort dem Kapitain zu, er solle die Disciplin unter seinen Leuten aufrecht erhalten. Die Schurken hätten ihm den Gehorsam versagt, was er sich nicht gefallen lassen würde, denn es seien Leute, die von ihm besoldet würden und sie müßten ihm gehorchen.

Es kam jetzt wieder zu einer jener unangenehmen Erörterungen, wie sie zwischen dem Kapitain und dem Supercargo leider so oft vorfielen, da dieser Wicht im Gefühle seiner Unzulänglichkeit wenigstens dadurch imponiren wollte, daß er dem Anderen zu hören gab, das Schiff und die Mannschaft gehöre ihm und der Kapitain so gut wie der letzte Mann stände in seinem Solde. Der Kapitain berichtigte diese Meinung mit Anführung des Herrn „van der Kapellen", in dessen Sold er stehe, versicherte aber übrigens zum hundertsten Male, daß er der Ehre, in Diensten des Herrn Meyer zu sein, durchaus nicht nachstrebe, daß aber seine Leute sehr wohl gethan hätten, den Befehlen des Herrn Supercargo nicht zu gehorchen, als welcher nur über seine Dienerschaft, nicht aber über Matrosen und Seesoldaten zu commandiren habe.

Der Supercargo nahm seinen Arbeitsgedanken wieder auf, ließ die umgehauenen Bäume zu Stangen und Balken behauen, so viel deren sich dazu eigneten, ließ dann die Zweige bei Seite bringen, die Bäume in ein Viereck stellen und nun ging es daran, Rohr von möglichst großen Dimensionen abzuhauen, um daraus Dachsparren und Latten zu machen.

Es entstand unter vieler Verwirrung, da keine Zeichnung gemacht war, und der Supercargo sich alle Augenblicke anders besann, endlich ein Schuppen, doch wenigstens ein Gerippe, welches zeigte, was der Grundgedanke des Supercargo

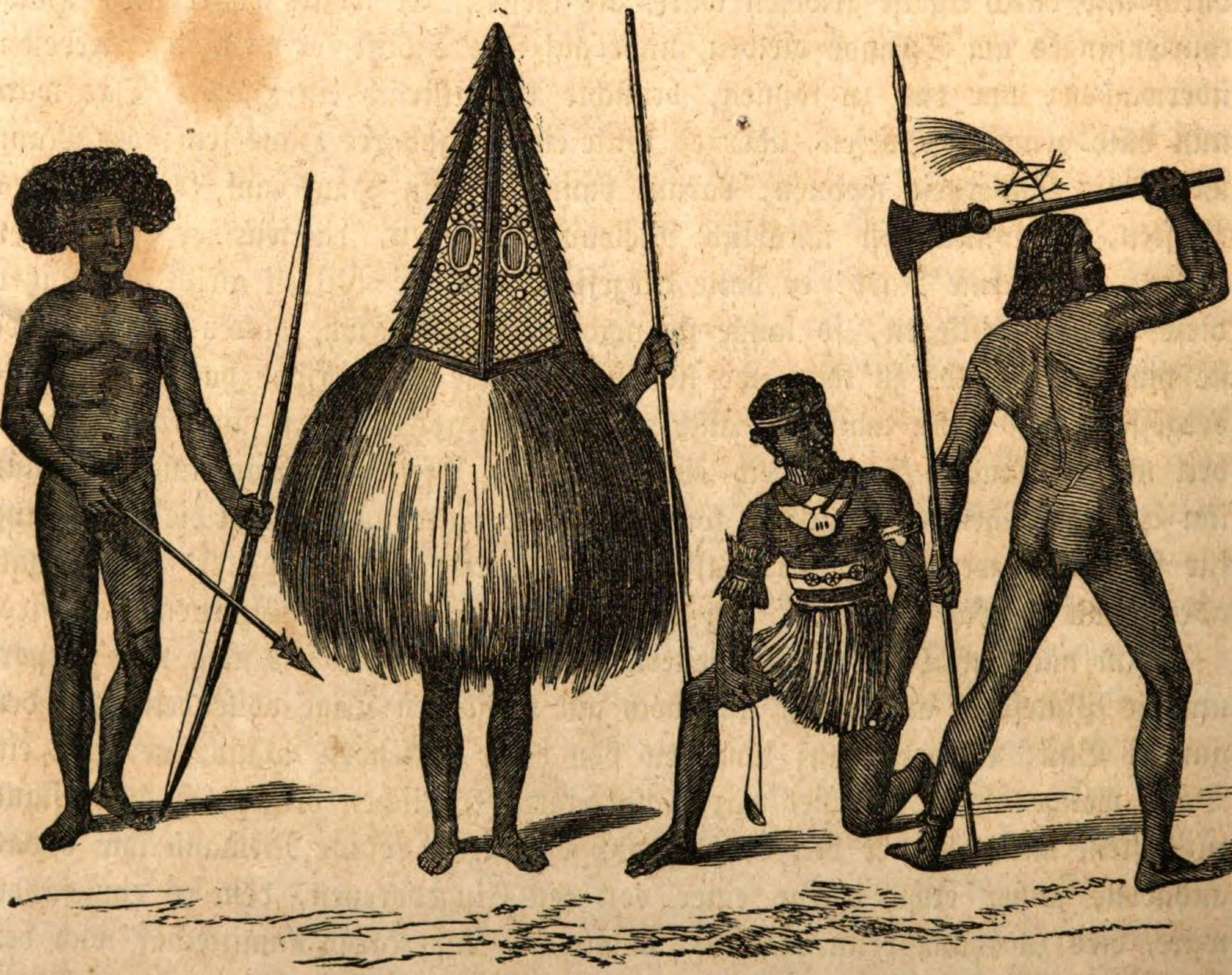
gewesen. Ich glaubte, er habe die Absicht, einen Trockenschuppen für die Trepangs zu errichten, und er mache denselben so hoch, um fünf oder sechs Stockwerke über einander zu haben, dies war jedoch nicht seine Meinung, der Schuppen war gebaut aus 50 Fuß langen Bäumen, welche etwa 45 Fuß über dem Boden emporstanden und mit 5 Fuß in denselben gegraben waren. Nun sollte 40 Fuß von der Erde eine Plateform angelegt und 5 Fuß darüber das Dach erbaut werden.

Der Supercargo war ein Mann von wahrhaft menschenfreundlicher Besorgniß für sich und sein Wohl. Nie habe ich einen Menschen kennen gelernt, der so durch und durch Egoist gewesen wäre, als dieser. Er wollte während des Holothurienfanges am Strande bleiben, nicht auf dem Schiffe, er wollte die Arbeiten überwachen; um das zu können, brauchte er natürlich ein Haus. Das wäre nun bald gemacht gewesen, aber es sollte ein unnahbares Haus sein; der Mann wollte in Sicherheit wohnen, darum baute er sein Haus auf 50 Fuß hohe Pfosten, da konnte ihn natürlich Niemand erreichen, da war er vollkommen sicher. Der arme Narr, er hatte vergessen, daß die Wilden gleich den Katzen diese Bäume bestiegen, so lange sie noch ihre ganze Höhe hatten, was würde sie hindern, dasselbe zu thun, wo sie nur noch die halbe Höhe hatten; er hatte vergessen, daß, wenn man ihm auch mit der Kriegskeule oder mit dem Schlachtbeil nichts anhaben könne, doch ein brennender Pfeil sein Dach anzünden und ihn bei lebendigem Leibe braten könne, aber er hatte nun einmal die Einbildung für sich, und wenn diese nur half, was bedurfte er noch weiter. Diese half aber, denn er war überzeugt von der Unnahbarkeit seines hölzernen Schlosses.

Am nächsten Tage wurden Leitern gezimmert, auf diesen stieg man empor, um die Plateform anzulegen, und noch am nämlichen Tage vollendete man den ganzen Bau; er war ganz umgeben von einer deckenden Wand, er hatte ein Dach, welches wohl geeignet war, auch einem tropischen Regenguß Widerstand zu leisten, und wenn er die Leiter zu sich emporzog, konnte Niemand ihm etwas anhaben, außer etwa irgend einer von den Eingeborenen, dem es eingefallen wäre, dies zu thun; denn allerdings mußte der Supercargo unmittelbar nach der stolzen Versicherung, unantastbar zu sein, zu seinem Schrecken gewahr werden, wie zwei der Eingeborenen an zweien Pfosten emporkletterten, lediglich zu sehen, wie es dort aussehe, womit natürlich der Muth des Supercargo einen gewaltigen Stoß erlitt.

Sehr consternirt, sehr eingeschüchtert, beschloß nunmehr der Supercargo neben seinem prächtigen Gebäude Wachen aufzustellen und auf solche Weise sich Ruhe und Schlummer zu erkaufen. Die ganze Arbeit war, das sah er nun freilich ein, vergeblich gemacht; doch gleichviel, er war dort oben doch noch sicherer als unten und er ließ seine Effecten, soviel er für nöthig hielt, hinaufbringen. Als dieses kühne Werk vollendet war, ging man daran, die Arbeiten weiter zu vertheilen; je zwei Chinesen bekamen eine Strecke angewiesen, auf der sie die Holo-

thurien zu graben, d. h. aus dem Sande hervorzuholen hatten. Wir haben bereits früher von der Behandlung dieses Gegenstandes gesprochen, brauchen also nicht mehr darauf zurückzukommen, wir wollen nur sagen, daß das Resultat ein sehr gutes gewesen wäre, wenn der Herr Supercargo Geduld und Ausdauer gehabt hätte, etwas, was ihm freilich fern genug lag. Mir aber gab die verrückte Idee dieses Menschen, seine noch nirgends geschlossenen Handelsverbindungen durch den Holothurienfang einleiten zu wollen, Gelegenheit, die Insel nach verschiedenen Richtungen zu durchstreichen und sie, ihre Einwohner und ihre Produkte so ziemlich genau kennen zu lernen.



Bewohner von Neu-Ireland.

Ich hatte sofort mit dem Häuptling, welcher zuerst uns entgegengetreten war, Bekanntschaft zu machen gesucht, und er war so freundlich gewesen, mir entgegenzukommen, mich zu sich in sein Dorf, in sein Haus zu nehmen und mir Gelegenheit zu geben, ihre Sitten und Gebräuche zu beobachten. Das vorstehende Bild giebt vier Krieger von den Eingeborenen, welche zu der Papuarace gehören, sehr dunkel von Farbe, aber doch keineswegs Neger sind, indem sie keine Wolle, sondern theils krause, theils ganz glatte Haare haben. Der eine dieser Krieger ficht mit einer Keule und der andere mit einer Schleuder, der Dritte mit Pfeil und Bogen; aber was trägt der Vierte?

war, denn die holländischen Soldaten fanden das Haus des Häuptlings außerordentlich zahlreich umgeben von wohlbewaffneten Eingeborenen.

Ich hatte den armen Zerschlagenen gesehen und gleich gedacht, daß aus dieser abscheulichen und unmenschlichen Rache des Supercargo sich etwas entwickeln würde, was geeignet sei, uns großen Nachtheil zu bringen, als der Häuptling daher zum Strande hinabging, wollte ich ihn begleiten, um mein eigenes Fell in Sicherheit zu bringen, der Häuptling aber sagte, ich möge oben bleiben, er wisse sehr gut den Schuldigen vom Unschuldigen zu unterscheiden. Es wäre nichts unpolitischer gewesen, als Furcht zu zeigen, nur vollständige Furchtlosigkeit imponirt diesen Leuten, so blieb ich nun zurück und unterhielt mich, so gut es befangenen Herzens gehen konnte, mit den schwarzen Schönen, obschon ich die Lärmmuschel, die Alarmschnecke hatte ertönen hören, deren merkwürdig scharfe und ziemlich hohen Klänge weit genug vernommen werden und welche dann auch aus den nächsten Niederlassungen wiedertönten, ein Zeichen, daß man das Signal verstanden und weiter befördert habe.

Während der Häuptling am Strande war, kamen immer mehr von den Eingeborenen aus dem Innern der Insel herbei. Wie sich ihre Zahl mehrte, so zeigte sich alsbald auch eine Anordnung derselben, sie gruppirten sich zwar nicht wie Soldaten in schönen Reihen, aber sie versammelten sich in fünf verschiedenen Trupps, wovon einer den Weg nach dem Schiffe einschlug, die vier andern aber das Dorf in seinen äußersten Grenzen besetzten; es war dieses geschehen, ohne daß der Häuptling gegenwärtig gewesen war und ohne daß er es befohlen hatte; es mußte also die gewöhnliche Anordnung für einen Kriegsfall sein.

Der Häuptling kam nunmehr zurück und unterhielt sich mit mir, als ob nicht das Geringste vorgefallen wäre; als aber eine Viertelstunde später die Soldaten aus dem Busch auf die freie und angebaute Fläche traten, stülpte der Häuptling jene Pyramide mit dem dicken Graspanzer über den Kopf und ging vor sein Haus. Ich folgte ihm in der Hoffnung, durch meine Anwesenheit die muthwillig herbeigeführte Collision in ihrem Ausbruche aufhalten zu können, doch leider vergeblich.

Die acht Leute waren höchst unvorsichtig bis hierher gedrungen und auf die Ebene herausgerückt. Sobald der Häuptling aus seinem Hause trat, lagen alle acht Gewehre im Anschlag, und wie auf dem Exerzierplatze, so erfolgte auch hier eine Salve, gleichzeitig aus allen Gewehren abgegeben, und hiermit waren die Leute natürlich so gut wie völlig wehrlos, sie konnten sich noch allenfalls ihrer Bajonnette bedienen, aber die Lanzen der Eingeborenen reichten weiter; sie konnten auch zur Noth ihre Gewehre umkehren und mit dem Kolben dreinschlagen, aber die Eingeborenen waren gewandter und wußten ihre Schädelbrecher besser zu gebrauchen.

Die Schüsse waren sämmtlich dem Häuptling zugedacht und gingen, wie

sich das von selbst versteht, alle fehl; da sie aber auf die Hütte angelegt hatten, so traf mich eine Kugel und tödtete eine von des Häuptlings Frauen. Als ich den Todesschrei hinter mir hörte, kehrte ich sofort in die Hütte zurück und suchte das aus einer tiefen Brustwunde fließende Blut zu stillen, aber umsonst, das arme junge Weib war in wenigen Minuten des Todes. Ich setzte mich zu der Unglücklichen, nahm ihr Haupt auf meinen Schooß und ließ sie so ihre letzten schweren Athemzüge aushauchen. Die anderen Frauen und Kinder waren zur hinteren Seite der Hütte entflohen; ich blieb ruhig hier, sehr wohl wissend, daß keine zweite Salve zu erwarten sei, aber auch fühlend, daß mein letztes Stündlein geschlagen habe.

Draußen ertönte das wüthende Angriffsgeschrei der Bewohner von Tombara und in wenigen Minuten mischte sich zu demselben das Geschrei der Angegriffenen, welche sich auf das Heftigste gedrängt sahen und sich schleunigst zur Flucht wandten; allein, sich aus der Falle zu ziehen, ging nicht so leicht als das in die Falle gehen. Es war ihnen der Weg verlegt; der eine von den fünf Trupps, welcher dem Häuptling in den Wald gefolgt war, stand jetzt den Flüchtlingen gegenüber, und so hatten sie vor sich wie hinter sich einen ihnen zehnfach überlegenen Feind. Unter den durchaus nicht spaßhaften Keulenschlägen und unter den Stichen mit langen, wohlgeschärften Speeren verbluteten diese armen Menschen für die schlechteste Sache, welche irgend wie gefunden oder gedacht werden konnte.

Der Häuptling kam zurück, er hatte sich nicht in den Kampf gemischt, er war zu ungleich gewesen, als daß er sein persönliches Gewicht in die Wagschale zu legen gebraucht hätte.

Als er mich in der Hütte sitzen sah, und wie eine seiner Frauen schlummernd in meinem Schooße lag, da erfaßte ihn ein plötzlicher Zorn; er erhob seine Lanze und wollte sie auf mich schleudern, da ich aber so unbeweglich blieb, und auch die Frau kein Zeichen der Bestürzung von sich gab, so wurde er stutzig, kam näher und that einen so wilden entsetzlichen Schrei, daß ich die Erinnerung an denselben wohl in meinem Leben nicht vergessen werde. Er stürzte neben der Leiche nieder, faßte ihre Hände, legte seinen Kopf auf ihre nicht mehr schlagende, aber noch nicht erkaltete Brust, und rief ihren Namen wiederholt und mit den schmerzlichsten Tönen, mit einem Ausdruck von Verzweiflung, dessen ich solch eine Natur, die wir uns gewöhnlich als roh und gefühllos vorstellen, nicht für fähig gehalten hätte.

Nun frug er mich, was hier vorgegangen und ich zeigte ihm die Wunde in der Brust des jungen Weibes und meine im linken Arm und zeigte ihm die Oeffnungen in der Wand der Hütte, durch welche die Kugeln eingedrungen waren.

Er sprang auf und eilte hinaus, rief seinen Leuten einige Worte zu, kam dann wieder mit einer Hand voll Kräuter, welche er kaute und auf meinen

Arm legte, dann überließ er sich wiederum wildem Schmerz, sprang wieder auf und drohte mit der geballten Faust gegen den Strand hin und rief einige Worte, die einen so furchbaren Klang hatten, daß ich sie kaum mißverstehen konnte, es lag darin der Tod aller Weißen, die am Lande waren und ich zweifelte keinen Augenblick, daß ich mit darunter begriffen sei.

Auch hier hielt ich es nicht für klug, Besorgniß zu zeigen, sondern ich suchte im Gegentheil in ihm welche zu erwecken, indem ich ihm sagte, man werde vom Schiffe her viele Männer mit Feuergewehren schicken, man werde die ganze Insel verwüsten, die Häuser und die Wälder in Brand stecken; er habe sich ein schreckliches Loos bereitet. Der Zorn flammte in seinem Auge auf und er rief: „Ich werde die Blaßgesichter alle schlachten lassen, und du wirst auch darunter sein.“ Ich erwiederte ganz ruhig, daß ich sehr wohl gewußt habe, daß ich sterben werde, obschon er mir die Versicherung gegeben habe, er wisse einen Schuldigen von einem Unschuldigen zu unterscheiden, allein auf das Wort eines Eingeborenen —

Er ließ mich nicht ausreden, sondern erhob die Hand zum Zeichen, daß ich schweigen möge und sagte dann: „Ich weiß sehr wohl, was ich versprochen habe, beleidige mich nicht, damit ich es nicht vergesse, im Uebrigen wird geschehen, was ich beschlossen habe.“

Die Leiche wurde indessen kalt und schwer und ich forderte seine Hilfe, um das junge Weib irgend wohin zu legen; es hatten sich unterdessen die Frauen wieder eingefunden, er winkte ihnen und sie hoben die Leiche auf und trugen sie hinaus; dann stand ich auf, meine Glieder waren etwas steif geworden, doch schüttelte ich die Ungelenkigkeit bald von mir, dann ergriff ich die Gegenstände, welche mir gehörten und wollte mich in Marsch setzen; allein er fiel mir um den Hals, drückte mich an sich, wie einen herzlich geliebten Freund und bat, ich solle nicht gehen, ich solle ihn nicht verlassen. Mich rührte die Anhänglichkeit des Mannes, allein ich hielt es für meine Pflicht, so eilig wie möglich zu den Trepangfischern zu gehen, um sie vor der bevorstehenden Ueberraschung oder Ueberrumpelung zu warnen, und ich konnte nicht umhin, dieses unumwunden zu sagen, es als den Grund meines Wunsches anzugeben. Er aber erwiederte ganz kurz: „Gerade deshalb darfst Du nicht fort.“

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Alarm unter den Trepangfischern und allgemeine Flucht. Der Supercargo zurückgelassen. Große Noth und glückliche Rettung. Die Hütte wird niedergebrannt. Der Kapitain versucht zu unterhandeln. Meine Gefangenschaft.

Die Lage, in welcher ich mich befand, war eine in der That sehr unangenehme. Ich will zugestehen, daß ich von dem Häuptling nichts zu fürchten

hatte, allein erstens stand das Leben von dreißig und mehr Menschen auf dem Spiele, zweitens war mir die Aussicht im Falle eines unglücklichen Ausganges des Kampfes von den Eingeborenen nach dem Innern der Insel geführt zu werden, durchaus nicht angenehm; indessen war nichts zu thun, als ruhig dem Kommenden entgegenzusehen. Sicher war ich, nachdem einmal ausgesprochen daß ich ein Gefangener sei — sicher war ich von so viel Augen bewacht, daß jeder Fluchtversuch ein lächerlicher gewesen wäre; was übrigens die Trepangfischer betraf, so waren diese bereits gewarnt. Von den Soldaten, welche sich nach dem unsinnigen und zwecklosen Abschießen der Gewehre zur Flucht gewendet hatten, war gleich am Anfange einer durch einen Keulenschlag gefallen, der Eingeborene hatte ihm sehr gut nach dem Kopfe gezielt, allein eine glückliche Bewegung, welche der Soldat machte, ließ den Schlag nur zur Hälfte wirken, er faßte den Hut, fuhr ihm so kräftig am Ohre herab, daß er dasselbe abriß und blieb dann auf der Schulter ruhen, dieselbe zwar sehr schwer verletzend, aber nicht zerbrechend.

Der Schlag war übrigens so wohl gemeint gewesen, daß er den Burschen ohnmächtig niederwarf, er stürzte seitwärts von dem Pfade in das Gebüsche und die anderen Wilden eilten an ihm, der abgethan war, vorbei, auf die andern zu, die noch zu bekämpfen, die noch zu tödten waren.

So entfernte sich das Getümmel von dem Niedergeschmetterten, der schnell genug wieder zu sich kam, um seine Lage zu erkennen und zu benutzen. Das Getümmel hatte sich etwa 50 Schritte weit von ihm entfernt, er erhob den Kopf ein wenig; da Niemand in seiner Nähe war, richtete er sich zuerst halb, dann ganz empor; er sah den Weg frei und so eilte er wie ein gehetzter Haase den Berg hinab und langte in kaum 20 Minuten unten an, die Nachricht von dem Tode aller Soldaten so laut ausschreiend, daß alle Anwesenden sie vernahmen und auch die Chinesen, welche so viel Holländisch gelernt hatten, als hierzu nöthig, ihre Werkzeuge und ihre gefangenen Trepangs wegwarfen und davon liefen.

Das Erste war natürlich, daß ein Jeder ein Boot zu erreichen suchte, die Leute, welche im Wasser umherkrabbelten und sich also in der Nähe der Schaluppen befanden, hatten dies alsbald bewerkstelligt, die Chinesen wackelten mit ungeheurer Behendigkeit durch die salzige Fluth und in wenigen Augenblicken waren die Boote besetzt. Die Matrosen ergriffen die Ruder und stießen vom Strande, aber der Supercargo? Wo war denn dieser?

Starr vor Schrecken über die Nachricht, welche laut genug herausgeschrieen war, um von Allen gehört zu werden, die Ohren hatten, war er völlig um seine Besinnung gekommen, er wußte nicht, was er machen solle, er sah von seiner Festung herab das Getümmel im Wasser mit an, und hielt die flüchtigen Chinesen für verfolgende Wilde und hielt sich sogar im ersten Augenblick still und verborgen, weil er sich den Rückweg abgeschnitten glaubte. Als aber nun

die Matrosen mit gewaltigen Zügen ausholten und die Schaluppen sich schnell entfernten, da bekam er auf einmal eine Ahnung dessen, was ihm bevorstand, wenn er in die Hände der Wilden fiele, und er schrie aus allen Kräften, man möge zurückkehren und ihn mitnehmen. Da erhob sich ein lebhafter Streit in den Booten, man wollte ihn nicht mitnehmen; die Matrosen sagten, laßt die Landratte gefressen werden, der Spitzbube hat uns schon so viel Schlechtes eingebrockt, mag er sein Theil bekommen. Der verwundete Seesoldat sagte mit voller Ueberzeugung, daß er an dem Tode von den sieben Soldaten schuld sei, und die Chinesen waren klug genug, um zu wissen, daß durch ihn 300 der Ihrigen ein Opfer der Menschenfresser geworden; eine Stimme nur machte sich für ihn geltend. Es ist doch ein Christenmensch, sagte ein Matrose, und obwohl er den Tod längst verdient hat, so sollte man ihn doch wenigstens nicht ohne geistlichen Zuspruch sterben lassen und dann, so setzte er hinzu, um seine Gründe zu verstärken, wird der Kapitain uns doch sofort wieder zurückschicken, wenn wir ihn nicht mitbringen, und alsdann ist die Reise hierher noch viel gefährlicher, als es jetzt die Rückkehr an den Strand ist.

Dies Argument wirkte, es leuchtete ein, daß der Kapitain den Supercargo nicht zurücklassen könne, daß er sie folglich beordern würde, ihn abzuholen, und daß sie vielleicht noch Strafe bekommen würden, und so kehrte denn die eine Schaluppe nach dem Strande zurück und der Supercargo stand schon tief genug im Wasser, um nöthigenfalls für einen anständigen Hai zugänglich zu sein. So kam der Supercargo noch glücklich davon und als er auf halbem Wege zum Schiffe war, sah er auch schon die Eingeborenen aus dem Walde hervorbrechen und auf die Niederlassung sich stürzend, um den Supercargo zu holen.

Das Staunen und der Schrecken, welchen die Nachricht von dem Vorfall hervorrief, war sehr groß. Der Kapitain wußte durchaus nicht, wie er sich benehmen solle, und er sagte mir späterhin, daß er den schwersten Kampf seines Lebens in dem Augenblicke bestanden, in welchem die ganze Abscheulichkeit dieses verruchten Menschen offen vor ihm dagelegen habe. Er sagte, daß er denselben am liebsten am Raah hätte aufhängen lassen und daß auf einem Kriegsschiffe dies auch gewiß geschehen wäre. Er, als in Diensten eines Kaufmanns stehend, konnte das nicht und am wenigsten gegen den Schwiegersohn des Herrn, welcher zwar das saubere Früchtchen zur Genüge kannte, deshalb auch dem Kapitain viel mehr Macht über den Supercargo, als dem Supercargo über ihn gegeben, aber doch keineswegs das Leben desselben in seine Hand gelegt hatte, etwas, was überhaupt nicht möglich war, da dergleichen einem Privatmanne gar nicht zustand. Dies aber konnte er sich nicht versagen, ihm vor allen Matrosen und Soldaten die Schuld der Tödtung von der Mannschaft zu geben und Matrosen sowohl als Soldaten ein für allemal zu verbieten, irgend welchen Befehl des Supercargo auszuführen.

In eine furchtbare Aufregung setzte den Kapitain meine Abwesenheit, er

sich das von selbst versteht, alle fehl; da sie aber auf die Hütte angelegt hatten, so traf mich eine Kugel und tödtete eine von des Häuptlings Frauen. Als ich den Todesschrei hinter mir hörte, kehrte ich sofort in die Hütte zurück und suchte das aus einer tiefen Brustwunde fließende Blut zu stillen, aber umsonst, das arme junge Weib war in wenigen Minuten des Todes. Ich setzte mich zu der Unglücklichen, nahm ihr Haupt auf meinen Schooß und ließ sie so ihre letzten schweren Athemzüge aushauchen. Die anderen Frauen und Kinder waren zur hinteren Seite der Hütte entflohen; ich blieb ruhig hier, sehr wohl wissend, daß keine zweite Salve zu erwarten sei, aber auch fühlend, daß mein letztes Stündlein geschlagen habe.

Draußen ertönte das wüthende Angriffsgeschrei der Bewohner von Tombara und in wenigen Minuten mischte sich zu demselben das Geschrei der Angegriffenen, welche sich auf das Heftigste gedrängt sahen und sich schleunigst zur Flucht wandten; allein, sich aus der Falle zu ziehen, ging nicht so leicht als das in die Falle gehen. Es war ihnen der Weg verlegt; der eine von den fünf Trupps, welcher dem Häuptling in den Wald gefolgt war, stand jetzt den Flüchtlingen gegenüber, und so hatten sie vor sich wie hinter sich einen ihnen zehnfach überlegenen Feind. Unter den durchaus nicht spaßhaften Keulenschlägen und unter den Stichen mit langen, wohlgeschärften Speeren verbluteten diese armen Menschen für die schlechteste Sache, welche irgend wie gefunden oder gedacht werden konnte.

Der Häuptling kam zurück, er hatte sich nicht in den Kampf gemischt, er war zu ungleich gewesen, als daß er sein persönliches Gewicht in die Wagschale zu legen gebraucht hätte.

Als er mich in der Hütte sitzen sah, und wie eine seiner Frauen schlummernd in meinem Schooße lag, da erfaßte ihn ein plötzlicher Zorn; er erhob seine Lanze und wollte sie auf mich schleudern, da ich aber so unbeweglich blieb, und auch die Frau kein Zeichen der Bestürzung von sich gab, so wurde er stutzig, kam näher und that einen so wilden entsetzlichen Schrei, daß ich die Erinnerung an denselben wohl in meinem Leben nicht vergessen werde. Er stürzte neben der Leiche nieder, faßte ihre Hände, legte seinen Kopf auf ihre nicht mehr schlagende, aber noch nicht erkaltete Brust, und rief ihren Namen wiederholt und mit den schmerzlichsten Tönen, mit einem Ausdruck von Verzweiflung, dessen ich solch eine Natur, die wir uns gewöhnlich als roh und gefühllos vorstellen, nicht für fähig gehalten hätte.

Nun frug er mich, was hier vorgegangen und ich zeigte ihm die Wunde in der Brust des jungen Weibes und meine im linken Arm und zeigte ihm die Oeffnungen in der Wand der Hütte, durch welche die Kugeln eingedrungen waren.

Er sprang auf und eilte hinaus, rief seinen Leuten einige Worte zu, kam dann wieder mit einer Hand voll Kräuter, welche er kaute und auf meinen

Arm legte, dann überließ er sich wiederum wildem Schmerz, sprang wieder auf und drohte mit der geballten Faust gegen den Strand hin und rief einige Worte, die einen so furchbaren Klang hatten, daß ich sie kaum mißverstehen konnte, es lag darin der Tod aller Weißen, die am Lande waren und ich zweifelte keinen Augenblick, daß ich mit darunter begriffen sei.

Auch hier hielt ich es nicht für klug, Besorgniß zu zeigen, sondern ich suchte im Gegentheil in ihm welche zu erwecken, indem ich ihm sagte, man werde vom Schiffe her viele Männer mit Feuergewehren schicken, man werde die ganze Insel verwüsten, die Häuser und die Wälder in Brand stecken; er habe sich ein schreckliches Loos bereitet. Der Zorn flammte in seinem Auge auf und er rief: „Ich werde die Blaßgesichter alle schlachten lassen, und du wirst auch darunter sein.“ Ich erwiederte ganz ruhig, daß ich sehr wohl gewußt habe, daß ich sterben werde, obschon er mir die Versicherung gegeben habe, er wisse einen Schuldigen von einem Unschuldigen zu unterscheiden, allein auf das Wort eines Eingeborenen —

Er ließ mich nicht ausreden, sondern erhob die Hand zum Zeichen, daß ich schweigen möge und sagte dann: „Ich weiß sehr wohl, was ich versprochen habe, beleidige mich nicht, damit ich es nicht vergesse, im Uebrigen wird geschehen, was ich beschlossen habe.“

Die Leiche wurde indessen kalt und schwer und ich forderte seine Hilfe, um das junge Weib irgend wohin zu legen; es hatten sich unterdessen die Frauen wieder eingefunden, er winkte ihnen und sie hoben die Leiche auf und trugen sie hinaus; dann stand ich auf, meine Glieder waren etwas steif geworden, doch schüttelte ich die Ungelenkigkeit bald von mir, dann ergriff ich die Gegenstände, welche mir gehörten und wollte mich in Marsch setzen; allein er fiel mir um den Hals, drückte mich an sich, wie einen herzlich geliebten Freund und bat, ich solle nicht gehen, ich solle ihn nicht verlassen. Mich rührte die Anhänglichkeit des Mannes, allein ich hielt es für meine Pflicht, so eilig wie möglich zu den Trepangfischern zu gehen, um sie vor der bevorstehenden Ueberraschung oder Ueberrumpelung zu warnen, und ich konnte nicht umhin, dieses unumwunden zu sagen, es als den Grund meines Wunsches anzugeben. Er aber erwiederte ganz kurz: „Gerade deshalb darfst Du nicht fort.“

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Alarm unter den Trepangfischern und allgemeine Flucht. Der Supercargo zurückgelassen. Große Noth und glückliche Rettung. Die Hütte wird niedergebrannt. Der Kapitain versucht zu unterhandeln. Meine Gefangenschaft.

Die Lage, in welcher ich mich befand, war eine in der That sehr unangenehme. Ich will zugestehen, daß ich von dem Häuptling nichts zu fürchten

hatte, allein erstens stand das Leben von dreißig und mehr Menschen auf dem Spiele, zweitens war mir die Aussicht im Falle eines unglücklichen Ausganges des Kampfes von den Eingeborenen nach dem Innern der Insel geführt zu werden, durchaus nicht angenehm; indessen war nichts zu thun, als ruhig dem Kommenden entgegenzusehen. Sicher war ich, nachdem einmal ausgesprochen daß ich ein Gefangener sei — sicher war ich von so viel Augen bewacht, daß jeder Fluchtversuch ein lächerlicher gewesen wäre; was übrigens die Trepangfischer betraf, so waren diese bereits gewarnt. Von den Soldaten, welche sich nach dem unsinnigen und zwecklosen Abschießen der Gewehre zur Flucht gewendet hatten, war gleich am Anfange einer durch einen Keulenschlag gefallen, der Eingeborene hatte ihm sehr gut nach dem Kopfe gezielt, allein eine glückliche Bewegung, welche der Soldat machte, ließ den Schlag nur zur Hälfte wirken, er faßte den Hut, fuhr ihm so kräftig am Ohre herab, daß er dasselbe abriß und blieb dann auf der Schulter ruhen, dieselbe zwar sehr schwer verletzend, aber nicht zerbrechend.

Der Schlag war übrigens so wohl gemeint gewesen, daß er den Burschen ohnmächtig niederwarf, er stürzte seitwärts von dem Pfade in das Gebüsche und die anderen Wilden eilten an ihm, der abgethan war, vorbei, auf die andern zu, die noch zu bekämpfen, die noch zu tödten waren.

So entfernte sich das Getümmel von dem Niedergeschmetterten, der schnell genug wieder zu sich kam, um seine Lage zu erkennen und zu benutzen. Das Getümmel hatte sich etwa 50 Schritte weit von ihm entfernt, er erhob den Kopf ein wenig; da Niemand in seiner Nähe war, richtete er sich zuerst halb, dann ganz empor; er sah den Weg frei und so eilte er wie ein gehetzter Haase den Berg hinab und langte in kaum 20 Minuten unten an, die Nachricht von dem Tode aller Soldaten so laut ausschreiend, daß alle Anwesenden sie vernahmen und auch die Chinesen, welche so viel Holländisch gelernt hatten, als hierzu nöthig, ihre Werkzeuge und ihre gefangenen Trepangs wegwarfen und davon liefen.

Das Erste war natürlich, daß ein Jeder ein Boot zu erreichen suchte, die Leute, welche im Wasser umherkrabbelten und sich also in der Nähe der Schaluppen befanden, hatten dies alsbald bewerkstelligt, die Chinesen wackelten mit ungeheurer Behendigkeit durch die salzige Fluth und in wenigen Augenblicken waren die Boote besetzt. Die Matrosen ergriffen die Ruder und stießen vom Strande, aber der Supercargo? Wo war denn dieser?

Starr vor Schrecken über die Nachricht, welche laut genug herausgeschrieen war, um von Allen gehört zu werden, die Ohren hatten, war er völlig um seine Besinnung gekommen, er wußte nicht, was er machen solle, er sah von seiner Festung herab das Getümmel im Wasser mit an, und hielt die flüchtigen Chinesen für verfolgende Wilde und hielt sich sogar im ersten Augenblick still und verborgen, weil er sich den Rückweg abgeschnitten glaubte. Als aber nun

die Matrosen mit gewaltigen Zügen ausholten und die Schaluppen sich schnell entfernten, da bekam er auf einmal eine Ahnung dessen, was ihm bevorstand, wenn er in die Hände der Wilden fiele, und er schrie aus allen Kräften, man möge zurückkehren und ihn mitnehmen. Da erhob sich ein lebhafter Streit in den Booten, man wollte ihn nicht mitnehmen; die Matrosen sagten, laßt die Landratte gefressen werden, der Spitzbube hat uns schon so viel Schlechtes eingebrockt, mag er sein Theil bekommen. Der verwundete Seesoldat sagte mit voller Ueberzeugung, daß er an dem Tode von den sieben Soldaten schuld sei, und die Chinesen waren klug genug, um zu wissen, daß durch ihn 300 der Ihrigen ein Opfer der Menschenfresser geworden; eine Stimme nur machte sich für ihn geltend. Es ist doch ein Christenmensch, sagte ein Matrose, und obwohl er den Tod längst verdient hat, so sollte man ihn doch wenigstens nicht ohne geistlichen Zuspruch sterben lassen und dann, so setzte er hinzu, um seine Gründe zu verstärken, wird der Kapitain uns doch sofort wieder zurückschicken, wenn wir ihn nicht mitbringen, und alsdann ist die Reise hierher noch viel gefährlicher, als es jetzt die Rückkehr an den Strand ist.

Dies Argument wirkte, es leuchtete ein, daß der Kapitain den Supercargo nicht zurücklassen könne, daß er sie folglich beordern würde, ihn abzuholen, und daß sie vielleicht noch Strafe bekommen würden, und so kehrte denn die eine Schaluppe nach dem Strande zurück und der Supercargo stand schon tief genug im Wasser, um nöthigenfalls für einen anständigen Hai zugänglich zu sein. So kam der Supercargo noch glücklich davon und als er auf halbem Wege zum Schiffe war, sah er auch schon die Eingeborenen aus dem Walde hervorbrechen und auf die Niederlassung sich stürzend, um den Supercargo zu holen.

Das Staunen und der Schrecken, welchen die Nachricht von dem Vorfall hervorrief, war sehr groß. Der Kapitain wußte durchaus nicht, wie er sich benehmen solle, und er sagte mir späterhin, daß er den schwersten Kampf seines Lebens in dem Augenblicke bestanden, in welchem die ganze Abscheulichkeit dieses verruchten Menschen offen vor ihm dagelegen habe. Er sagte, daß er denselben am liebsten am Raah hätte aufhängen lassen und daß auf einem Kriegsschiffe dies auch gewiß geschehen wäre. Er, als in Diensten eines Kaufmanns stehend, konnte das nicht und am wenigsten gegen den Schwiegersohn des Herrn, welcher zwar das saubere Früchtchen zur Genüge kannte, deshalb auch dem Kapitain viel mehr Macht über den Supercargo, als dem Supercargo über ihn gegeben, aber doch keineswegs das Leben desselben in seine Hand gelegt hatte, etwas, was überhaupt nicht möglich war, da dergleichen einem Privatmanne gar nicht zustand. Dies aber konnte er sich nicht versagen, ihm vor allen Matrosen und Soldaten die Schuld der Tödtung von der Mannschaft zu geben und Matrosen sowohl als Soldaten ein für allemal zu verbieten, irgend welchen Befehl des Supercargo auszuführen.

In eine furchtbare Aufregung setzte den Kapitain meine Abwesenheit, er

hielt mich für verloren und sagte dem Supercargo auf den Kopf zu, daß er auch daran schuld sei, worauf dieser mit einem so hämischen Lachen antwortete, als wolle er sagen, daß dieses ihm gerade Recht wäre, was, wie begreiflich, den Kapitain nur noch wüthender machte.

Es wurde sofort ein Boot bemannt und alle grünen Zweige, deren man habhaft werden konnte, wurden an die Mannschaft vertheilt, um bei der Landung als Friedenszeichen zu dienen. Dann bestieg der Kapitain die Treppe, welche zum Boot führte und, sich umkehrend, rief er seinen Leuten noch einmal zu, er lasse einen Jeden hängen, der den geringfügigsten Befehl des Supercargo ausführe, natürlich seine Bedienten und seinen Harem ausgenommen; den Obersteuermann machte er verantwortlich für die Aufrechterhaltung seines Befehls und nun begab er sich ans Land.

Der Strand wimmelte von Eingeborenen, welche sich alle der Werkzeuge bemächtigt hatten, welche sie am Strande verstreut gefunden, Aexte, Beile und Hacken, Messer, Strauchmesser und Sägen, Stemmeisen und Hämmer waren von ihnen aufgenommen und fortgebracht; aus der Hütte des Supercargo hatten sie alles entfernt, was ihnen werthvoll schien, und als der Kapitain so nahe am Lande war, um gehört zu werden, zündeten sie eben die Hütte an, so daß sie eine hohe Flammensäule gab und dann, nachdem die Bänder verzehrt waren, prasselnd herabstürzte, zwischen den Pfosten niedersinkend, welche sie bisher getragen und diese nun selbst in hoch auflodernde Feuersäulen verwandelte. Die Wilden schienen sich des Anblicks zu freuen und tanzten unter Händeklatschen und lautem Jubelrufen um das Feuer her.

Der Kapitain näherte sich den Leuten, indem er die Friedenszeichen schwenkte, allein diese fuhren fort in ihren wilden und feindlichen Demonstrationen, statt der Friedenszweige nahmen sie brennende Sträucher von der Hütte in die Hand und schwenkten sie wie zum Hohn den Ankommenden entgegen, so daß nicht viel Gutes von der Intervention zu hoffen war.

So weit erzählte mir der Kapitain das Vorgefallene, ich aber war zur selben Zeit zwar ein Gefangener, aber ich war doch nicht unthätig gewesen.

Nachdem der Häuptling seine Anordnungen getroffen, kehrte er zu mir zurück und sagte, daß ich nicht Gefangener in seinem Hause, sondern nur in dem Dorfe und der Markung desselben sei. Ich könne gehen so weit ich wolle, aber eine im Walde stehende Kette von Eingeborenen sei beordert mich nicht durchzulassen, mich zurückzuweisen und sobald ich an ein Mitglied dieser Postenlinie komme, müsse ich, falls mir mein Leben lieb sei, umkehren.

Ich sagte ihm, daß mir an meinem Leben nichts gelegen sei, wenn ich es nicht zum Nutzen der Meinigen verwenden könne, hier sei ich von ihnen abgeschnitten und das sei so gut, als ob ich gestorben sei; er möge daher nur seinen Befehl aufheben, denn ich würde jedenfalls das Schiff zu erreichen suchen, weil dies meine Pflicht sei und wenn ich stürbe, so wäre dies seine Schuld und

nicht die meinige. Er schien darob etwas betroffen und ich frug ihn, ob er denn nicht erkenne, daß er mir gegenüber Unrecht habe.

Der Häuptling frug, was er denn thun solle, um mir zu beweisen, daß er nichts Feindliches gegen mich im Sinne habe. Ich erwiderte ihm: „Nichts weiter, als daß er mich völlig frei lasse und zum Strande begleite, um die Angelegenheit auszugleichen, bei welcher ich gewiß mein ganzes Gewicht für ihn in die Wagschale legen würde."

„Hier ist nichts auszugleichen, hier ist Rache zu nehmen," erwiderte er, „Rache für einen beschimpften Krieger, Rache für ein getödtetes Weib."

„Wie?" frug ich, „bist Du denn noch nicht befriedigt für den beschimpften Krieger? Acht Weiße hast Du für den einen Schwarzen aufgeopfert, ich denke dies ist Rache genug."

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Der ergrimmte Häuptling fordert Rache für seine ermordete Frau. Wie die Sachen am Strande stehen. Verhandlungen um Auslieferung des Supercargo. Der Häuptling beginnt seine kriegerischen Operationen. Beabsichtigte Verrätherei des Supercargo's. Die Unterhandlungen kommen zum Schluß.

Der Häuptling ging einige Momente auf und ab, dann setzte er sich nieder, legte seine Hände auf die Knie und seinen Kopf auf diese Hände und blieb eine geraume Weile so im Nachdenken versunken, dann erhob er sich, ging auf mich zu, nahm meine beiden Hände, drückte sie fest und sagte: „Du hast Recht, es ist viel Blut geflossen für dasjenige, was man an einem meiner Krieger verbrochen, ich will damit zufrieden sein, aber man hat mir ein Weib getödtet und dafür habe ich noch keine Sühne. Du bist frei und ich will mit Dir an den Strand hinab, denn der Zweck, weshalb ich Dich hier zurückhielt, ist, während wir davon sprechen, erreicht; meine Leute sind am Strande, Du hast die Deinigen nicht warnen können und ich hoffe, man hat sie Alle gefangen und Keinen getödtet, wie ich es ausdrücklich befahl, denn ich wollte mir den Einen aussuchen, den ich tödten muß, wenn der Grimm meines Herzens gestillt sein soll."

Diese Worte machten mir klar, daß Alles vorüber sei, daß jede Warnung zu spät komme und ich befand mich in einer nicht geringen Bestürzung. Der Supercargo war, das wußte ich sehr gut, mir auf das Entschiedenste feindlich gesinnt und ich hatte durchaus keine Zärtlichkeit für ihn; dennoch war es mir schauderhaft, zu denken, daß dieser Mann in die Hände der Wilden fallen und von ihnen getödtet werden solle, vielleicht bestimmt, unter den gräulichsten Martern, vielleicht lebendig am langsamen Feuer geröstet, vielleicht um bei leben-

digem Leibe zerschnitten und aufgefressen zu werden. Ich hatte zwar noch nichts gesehen, was mir bewiesen hätte, daß die Einwohner Cannibalen seien, indessen hatte ich doch um so größere Besorgniß, als eben dieser ganze Meeresstrich mehr oder minder von den Gräueln der Menschenfresserei heimgesucht ist.

Ich ging in sehr gedrückter Stimmung mit dem Häuptling, welcher seine Pyramide nicht wieder aufgesetzt hatte, nach dem Meeresstrande hinab. Er sah meine Niedergeschlagenheit und suchte mir auseinander zu setzen, wie er zu solcher Handlungsweise vollständig befugt sei. In seinem Lande habe man ohne seine Erlaubniß sich allerlei herausgenommen, Häuser gebaut, Fischfang betrieben, nützliche Bäume niedergehauen; in seinem Lande habe man es gewagt, einen tapferen Krieger zu beschimpfen, in sein Land sei man mit gewaffneter Hand eingefallen, um zu der Beschimpfung noch Mord zu fügen; er frug mich, ob er dies Alles so geduldig hinnehmen, ob er dazu ganz freundlich und demüthig blicken solle und er frug mich, ob denn meine Wunde mich nicht schmerze, ob ich sie allerdings wie ein Mann ohne Murren tragend, doch nicht geneigt sei, sie an Demjenigen zu rächen, der sie mir geschlagen.

Man kann wohl denken, daß alles Dieses nicht so glatt herauskam, wie ich es hier sage, ich gebe den Sinn und Zusammenhang in unseren Worten, so weit als es mir möglich ist wohl gesetzt, indessen er sich nur sehr gebrochen in seiner und in meiner Sprache auszusprechen vermochte, doch war die Ausdrucksweise, doch war der Ton, mit welchem er sprach und die Gebehrden, mit denen er diese begleitete, so energisch, so durchdringend und dadurch so faßlich, daß ich gewiß glaube, nicht ein Wort gesagt zu haben, das er bei näherer Kenntniß unserer Sprache nicht würde unterschrieben haben. Seine Logik, seine Art zu schließen und Argumente aufzustellen, war gewiß so sehr naturgemäß, daß er eigentlich nicht anders denken konnte; ich allerdings dachte nicht so, mir lag das Verzeihen einer Beleidigung näher, als das Rächen einer solchen, indessen was die christliche Moral uns als nachahmungswerth zeigt und was sie uns als Pflicht auferlegt, das ist weder moralisch noch nachahmenswerth für einen Eingeborenen von Tombara.

Ich war eben im Begriff zu versuchen, seine Schlüsse wankend zu machen, als wir aus dem Walde auf die Ebene hinaustraten und sahen wie die Eingeborenen mit den feurigen, mit den brennenden Zweigen die Friedenszeichen der Nahenden beantworteten.

Mein erster Gedanke war ein schmerzlicher Weheruf, der sich aus meinem Innern erhob, da waren nun friedliche Beschäftigungen, wohl angebahnte Unterhandlungen, da war ein gegenseitiger vernünftiger Verkehr plötzlich wie durch einen Zauberschlag vernichtet und wieder war es ein Europäer, der dies herbeigeführt, indem er freie, wackere Männer wie Schurken, wie Sclaven, kurz wie seines Gleichen behandelte. Möge man diesen Ausdruck nicht zu hart finden, es ist doch einmal wahr, daß nur eine Sclavenseele an solchen bestialischen

Züchtigungen Gefallen finden kann. Schläge bessern nicht, sie machen nur verstockt und grausam, darum sind auch die Engländer so über allen Vergleich weit hinaus die schrecklichsten und grausamsten Zuchtmeister, weil sie von Kindheit auf, bis sie erwachsene Jünglinge sind, gepeitscht und täglich gepeitscht werden. Was man für sie und für ihre Existenz und ihre Belehrung nöthig erachtet hat, das erachten sie nun auch für die Existenz und die Belehrung Anderer nöthig.

Als der Häuptling sah, was hier vorgefallen, stutzte selbst er einen Augenblick und schien betroffen von dem angerichteten Unheil, wir sahen die Schaluppe mit dem Kapitain und einiger Mannschaft, sahen aber keinen der Chinesen und überhaupt keinen Arbeiter. Dieses schien zu dem Schluß zu berechtigen, daß die in der Schaluppe Sitzenden Hilfstruppen seien, aber zu spät angelangten und daß die Arbeiter und die Chinesen sammt und sonders ermordet wären. Ich, der ich den Zusammenhang in so weit errieth, daß die Eingeborenen während meiner Haft hier heruntergekommen seien und die Ansiedelung überfallen haben, schoß nun im Uebrigen fehl, indem ich glaubte, sie hätten sich in die Wohnung des Supercargo geflüchtet und diese sei angezündet und in ihr seien sämmtliche Flüchtlinge verbrannt.

Zum Glück war es nicht so und als nunmehr der wirkliche Herrscher, der Häuptling unter sie trat, wurden die aufgeregten Gemüther auch bald beruhigt. Er gebot einigen der angesehensten und ältesten Kriegern, welche mit ihm gekommen waren, sich unter seine Landsleute zu begeben, dieselben zurückzurufen und zur Ruhe und Ordnung zu verweisen. Dann näherte er sich dem Boot mit erhobener Hand, zum Zeichen des augenblicklichen Friedens, des Waffenstillstandes und frug, was sie wollten. Der Kapitain erhob sich, begrüßte vor allen Dingen mich mit großem Jubel als aus Todesgefahr gerettet und antwortete dann dem Häuptling, er wolle nichts weiter als mich abholen.

Der Häuptling ließ durch mich erwidern, ich sei frei und er sei zu edel, er denke zu rechtschaffen, um sich an mir zu rächen; er verlange dagegen aber auch die Auslieferung des weißen Hundes, welcher einen seiner Krieger habe schlagen lassen und welcher die Ursache gewesen sei, daß eine seiner Frauen getödtet worden. Das Blut derselben fordere Rache und diese könne ihm nur dadurch gewährt werden, daß er Denjenigen, der diese Abscheulichkeiten verursacht habe, tödte und daß er sein Blut über den Körper der Ermordeten fließen lasse.

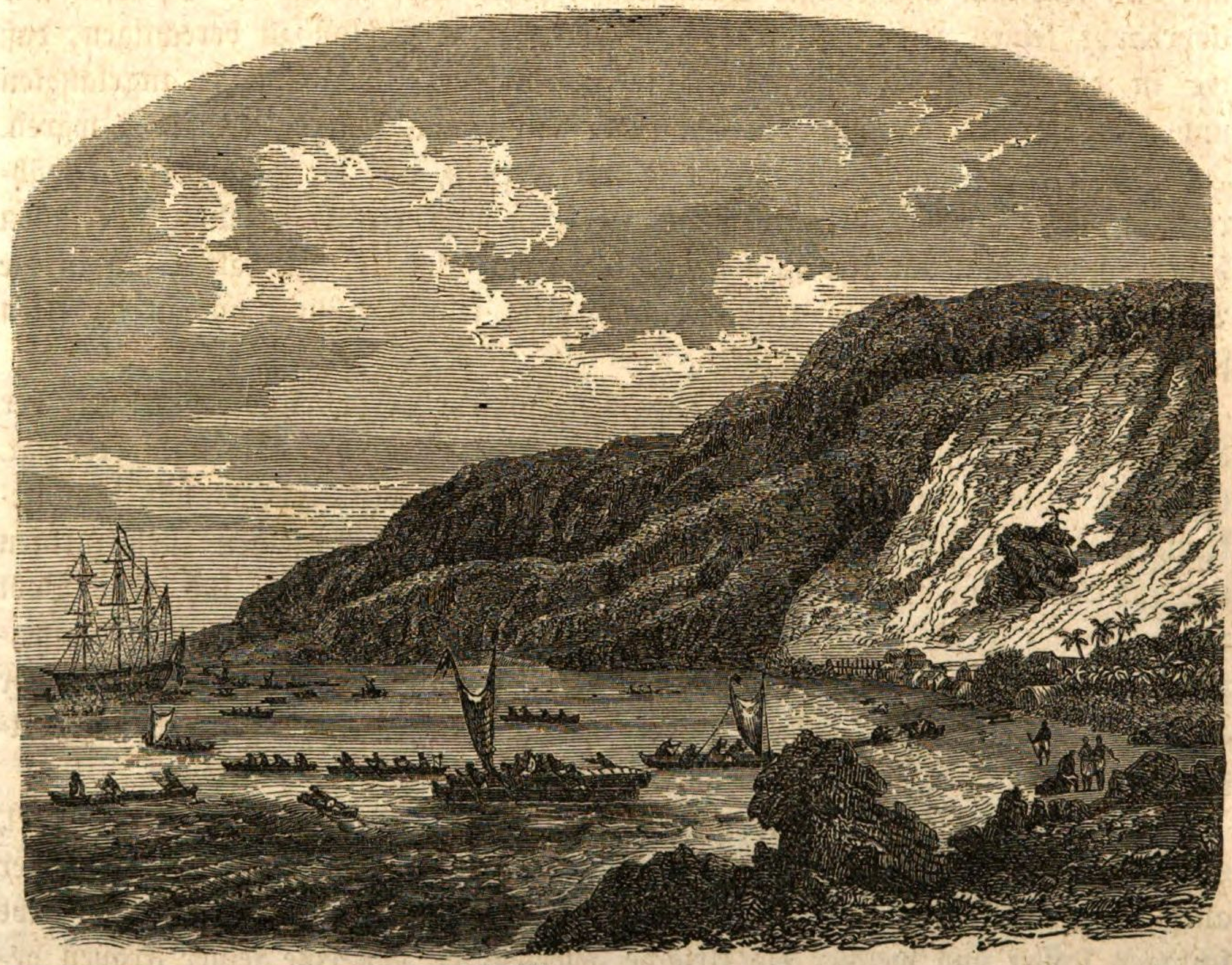
Der Kapitain erklärte, daß er dieses Begehren nicht erfüllen könne, der Thäter sei selbst ein Häuptling und lasse sich nichts von ihm befehlen, am wenigsten aber, daß er an das Land und in den Tod gehen solle.

„Nun denn," erwiderte der Häuptling — immer mich zum Herold brauchend, weil er sich mit mir am besten verständigen konnte — „nun denn, so wird es noch mehr Blut kosten, denn ich versichere Euch, ich werde ihn mir holen."

Hierauf erwiderte der Kapitain mit einem nicht zu unterdrückenden Lächeln,

er glaube, daß ihm dieses doch nicht so leicht werden würde. Aber obschon ich die Worte so mild wiedergab wie nur irgend möglich, so hatte der Häuptling doch den Spott im Blicke des Kapitains gesehen und sein Auge leuchtete wie eine glimmende Kohle und er ließ dem Herausforderer antworten, leicht würde es nicht gelingen, aber gelingen würde es doch, es würde viel Blut kosten, viel Blut seiner tapferen Männer, aber auch viel Blut der Weißen und gewiß das des Mörders seiner Gattin.

Nunmehr wendete er sich an die hinter ihm stehenden Häuptlinge, sprach mit ihnen einige Worte, worauf diese ihre Muschelhörner an den Mund setzten



Der „van der Kapellen“ in der Klemme.

und lang gehaltene, schrillende Töne daraus hervorriefen, welche sehr bald von einem nahen und dann von einem entfernteren und dann einem noch entfernteren Echo beantwortet wurden. Kaum waren die Töne verklungen, als aus den Bächen, welche hier in die See mündeten, langgestreckte Boote hervorschossen, in deren jedem vier bis acht, auch zwölf Mann saßen. So weit das Auge reichen konnte, so weit man im Stande war, die Küste zu verfolgen, erneuerte sich das Schauspiel, immer mehr und in immer größerer Entfernung tauchten die Boote auf und die Masse derselben ging an das Unbegreifliche. Ich verstand durchaus nicht, wo alle diese kleinen Schifflein hergekommen, es wurde

mir nur dadurch erklärlich, daß der Häuptling mit einer seltenen Umsicht gleich beim Beginne der Feindseligkeiten Boten nach den Küsten abgeschickt hatte, um die Strandbewohner aufzufordern, auf ein zu gebendes Signal mit ihren Booten hervorzukommen. Nicht dies allein war ihnen befohlen worden, auch ihr Verhalten war ihnen vorgeschrieben, denn mit einer wahrhaft wunderbaren instinctmäßigen Auffassung des richtigen Standpunktes hatten sie nichts eiligeres zu thun, als das Schiff vom hohen Meer abzuschneiden, sie fuhren gerade in die See hinein und umzingelten dasselbe, so daß es nicht fortkonnte, ohne über sie hinweg zu fahren, was nun allerdings mit einigen gelungen wäre, doch den übrigen von allen Seiten andringenden Raum zum Entern bot.

Es läßt sich vermuthen, daß der Kapitain auf seine Kanonen großes Vertrauen hatte, allein wenn eine fanatisirte, plünderungssüchtige Anzahl an sich tapferer Leute ein solches Unternehmen durchführen will, so wird es zwar schwer, aber es muß endlich gelingen, in die Stelle eines jeden gefallenen Kriegers tritt ein noch blutdürstigerer anderer Krieger, wiederum bereit, sein Leben für die Sache zu opfern. Die Angegriffenen werden zwar lange Sieger bleiben, aber endlich werden sie, von allen den Siegen ermüdet und erschöpft, selbst unterliegen. Im gegenwärtigen Augenblick war der Kampfakt, wenn er aufgenommen werden sollte, ein viel zu ungleicher. Der Mannschaft des Bootes zunächst lagen zweimal so viel Kähne mit Eingeborenen, als sie selbst Matrosen enthielt, und von dem Schiffe, welches nahe genug vor Anker lag, um mit seinen Kanonen die Boote zu bestreichen, war gerade darum keine Hilfe zu erwarten, weil die Feinde sich zwischen dem Kapitain und dem Schiffe befanden.

Der Kapitain erzählte mir späterhin, daß er in diesem verhängnißvollen Augenblicke gänzlich den Kopf verloren gehabt hätte, daß er durchaus nicht gewußt, wozu er sich entschließen solle; vor allen Dingen sei es ihm um meine Person gewesen, er habe geglaubt, das Schiff noch erreichen zu können, trotz der ihn umschwärmenden Boote, aber er habe gefühlt, daß alsdann mein Leben preisgegeben sei. Bevor er mir dies sagen konnte, hatte ich schon eine dunkle, oder vielleicht besser gesagt, eine sehr deutliche Ahnung davon, ich fühlte, daß sein Zurückbleiben am Ufer nur dadurch erklärlich wurde, daß er mich nicht verlassen wolle, sonst hätte er bei Erblickung der ersten fünf oder sechs Boote, die auf das gegebene Signal aus ihren kleinen Schluchten und Verstecken hervorschossen, eiligst den Rückzug antreten müssen, ob aber er im Kampfe, wenn er ihn wirklich aufgenommen, Sieger geblieben wäre, schien mir immer noch nicht ausgemacht, wenigstens weiß man genug Schauergeschichten von großen und wohlbedienten Schiffen, von Fregatten und anderen Kriegsfahrzeugen, daß sie durch die ungeheure Ueberzahl der Angreifer doch endlich bewältigt worden seien.

Jetzt war eine Flucht zu spät und Hilfe konnte selbst durch Herbeirufen von Booten nicht geleistet werden, denn erstens wurden diese durch die Eingeborenen sofort abgeschnitten, zweitens aber wurde die Besatzung des Schiffes

um so viel Mann geschwächt, als dem Kapitain zu Hilfe gekommen wären, er konnte eine solche Hilfe mithin nicht einmal wünschen.

Dem Kapitain wäre es noch von anderer Seite sehr versalzen worden, daß er so schleunig an's Land geeilt, denn der Supercargo wollte durchaus den Obersteuermann bewegen, alle Stücke auf eine Seite bringen und das Ufer fortwährend bombardiren und mit Granaten beschießen zu lassen; es schien, als habe er dabei die stille Hoffnung genährt, daß doch wenigstens ein mitleidiges Eisensplitterchen seinen Todfeind aus dem Wege schaffen würde; ob nun der Obersteuermann die Verrätherei gefühlt, oder ob er so verständig gewesen, der Gefahr wegen, die den Kapitain bedrohte, nicht zu schießen, oder ob er endlich nur sclavisch den Befehlen seines Kapitains gehorcht habe, wollen wir ununtersucht lassen; genug, daß das Unheil einer solchen Hilfe nicht über uns verhängt wurde.

Aber wir waren immer noch nicht weiter, als vorher und es schien mir unsere Lage zu ängstlich, als daß wir uns nicht bemühen sollten, derselben möglichst bald ein Ende zu machen; ich rief daher dem Kapitain in englischer Sprache zu, er möge auf mich durchaus keine Rücksicht nehmen, sondern so handeln, wie es ihm zum Wohle des Ganzen am Gerathensten scheine. Ich wählte diese Sprache, weil der Häuptling von derselben sicher kein Wort verstand, da mit ihm während der ganzen Zeit unseres Aufenthaltes, so wie mit allen seinen Leuten nur in holländischer Sprache verkehrt worden war. Der Kapitain aber lehnte eine solche Auskunft ab, indem er sagte, er hoffe unserem Gegner auf andere Weise beizukommen, derselbe sei ja bis jetzt ein ganz vernünftiger Mann gewesen, er werde sich doch nicht auf einmal in einen Tiger verwandelt haben. Und nun begann er mit ihm Unterhandlungen zu pflegen, indem er zuvörderst fragen ließ, was er denn, die Ueberlieferung des sogenannten Schuldigen ausgenommen, für eine Genugthuung haben wolle.

Der Häuptling erwiderte mir: „Keine andere als diese! den Mörder meiner Gattin will ich haben, sonst nichts; auch den Mann, der bei mir steht, will ich nicht zurückhalten, er kann zu Dir in Dein Boot gehen; wenn er will, behalte ich ihn nur, um mich besser mit Dir zu verständigen, sobald er indessen mich verlassen hat, bin ich nicht mehr verantwortlich für seine Sicherheit und jeder Pfeil und jeder Speer, der auf Euch gesendet wird, kann ihn treffen, so gut wie jeden Anderen."

Der Kapitain ließ nun erwidern, daß er der Meinung sei, er habe genug weißer Männer für seine Gattin geopfert; es war so ungefähr Dasjenige, was auch ich bereits dem Häuptlinge gesagt hatte, allein dies fruchtete nichts. Der Kapitain ließ ihm nunmehr anbieten, daß er alle die Beute, die er gemacht, die Aexte, die Sägen, die Werkzeuge als sein Eigenthum behalten und nur die Bewaffnung der Soldaten herausgeben solle, und er hoffe, er werde sich damit zufrieden erklären.

Der Häuptling wandte sich mit einer wahrhaft tiefen Verachtung von uns und schritt dem Walde zu. Ich ging ihm nach und bat, mir nicht zu zürnen, wenn ihm etwas in meiner Rede mißfallen habe, und bat ihn, mir eine Antwort zu sagen.

„Was? Auch noch Antwort soll ich sagen, auf solche Thorheit sowohl als Beschimpfung?" So erwiderte der Häuptling. „Womit will der Mann mich bezahlen? Mit meiner Beute, mit dem, was mir bereits gehört? Er ist ein Narr! Sage ihm das und dann — was fällt ihm ein? Er will zufrieden sein? Wer frägt denn danach? Es handelt sich darum, ob ich zufrieden sein will, und ich will das nicht, dergleichen Abkommen gefällt mir nicht."

Ohne Auftrag erwiderte ich, daß ich dafür sorgen werde, daß man auch die Waffen der Soldaten ihm lasse, und das sei ein großer Schatz, der ihn für alle seine Nachbarn unüberwindlich mache.

Mit wahrhaft königlicher Hoheit sah er mich an und frug: „Wer will mir denn diese Waffen nehmen, mein sind sie, versucht es, sie zu holen, wenn Ihr könnt."

Abermals wandte er sich um, um fortzugehen, ich aber fühlte, daß wenn die Unterhandlung abgebrochen würde, der Krieg beginne und ich sagte ihm: „Höre mich, Häuptling, Du wirst es nicht bereuen, dem Rath eines Mannes, der Dich liebt, gefolgt zu sein. Möge Dein Herz sich nicht unversöhnlich zeigen, und möge es seinen Vortheil nicht aus den Augen setzen. Du hast gesehen, wie weit hin unsere Waffen treffen, siehe diese Kugel, welche meinen Arm durchbohrte, hat 200 Schritte weit fliegen müssen, hat die Bretter Deines Hauses durchbohren müssen, ehe sie mich erreichte, und so gut, wie sie meinen Arm zerfleischte, hätte sie auch mein Herz zerreißen können; siehe Häuptling, das können Deine Pfeile und Wurfspieße nicht. Nun aber siehe dort auf dem Schiffe stehen nicht nur viele solche Gewehre, sondern es stehen daselbst auch Geschütze so groß wie Du selbst bist, so dick wie Du im Körper bist; ein Schuß aus solchem Rohr tödtet Hunderte von Deinen nackten Leuten und legt selbst sechs bis acht von deinen Booten in Trümmer, was wollen diese Boote gegen solche Bewaffnung. Nun aber Häuptling, höre mich weiter. Die Waffen, welche Du erobert hast und die, wie Du wohl ganz richtig sagest, Dir Niemand abnehmen wird — denn Du bist ein tapferer Häuptling — diese Waffen sind doch ganz nutzlos für Dich, wenn Du nicht die schwarzen Körner hast, mit denen sie gefüllt werden müssen, wenn Du nicht die kleinen Kugeln hast, welche durch sie geworfen werden sollen. Nun siehe Häuptling, besiege Deinen gerechten Zorn, sei zufrieden mit dem vergossenen Blut, verspritze um unfruchtbarer Rache willen nicht noch sehr viel von dem Blute der Deinigen und empfange zum Dank für Deine Nachsicht und Deine Güte so viel von dem Pulver und von den Kugeln, daß Du tausendmal die Gewehre tödtlich laden lassen kannst; ich verspreche es Dir, es wird erfüllt werden und wenn ich mein

Wort nicht lösen kann, so bleibe ich bei Dir, und Du kannst an mir Deine Blutdurst stillen."

Der Häuptling besann sich eine Weile, dann sagte er: „Du kannst Recht haben, daß es besser sei, wenn ich Deine Vorschläge annehme, und wenn man gleich so mit mir gesprochen hätte, so würde das Meer jetzt nicht von meinen Booten wimmeln, allein verhöhnen mag ich mich nicht lassen; doch eins, Du weißer Mann, zu dem allein ich Vertrauen habe — eines mußt Du mir noch gewähren zu dem, was Du mir angeboten. Die Weißen sind geschickte Männer, sie wissen sehr große Kähne zu bauen, sie wissen Häuser zu bauen mit einer Schnelligkeit, die wir nicht kennen, weil sie eiserne Werkzeuge haben, sie wissen auch durch festgebundenes und dann plötzlich losgelassenes Feuer Steine auf solche Strecken zu werfen, wie wir unsere Waffen nicht werfen können. Doch siehe, wenn wir nun auch Eure Feuergewehre haben und Euer gefesseltes Feuer — was nützt es uns, wenn wir es nicht zu brauchen wissen. Nun denn, so bleibe hier, unterrichte meine Untergebenen im Gebrauch dieser Waffen und verlasse uns nicht früher, als bis wenigstens einige der Unsrigen die Waffen führen gelernt haben."

Der Vorschlag war viel zu vernünftig, als daß ich ihn nicht hätte eingehen sollen, ich kehrte daher mit dem Häuptling an das Ufer zurück und sah zu meinem nicht geringen Schrecken, wie gut die Eingeborenen ihre Zeit benutzt hatten. Das Schiff war ganz umringt von einer doppelten, theilweise von einer dreifachen Reihe von Booten der Eingeborenen, welche mit Schleudern, Speeren und Kriegskeulen versehen eine hinlänglich furchtbare Macht bildeten. Ebenso war die Schaluppe von dem Schiffe abgeschnitten, der Rückzug war so gut wie unmöglich, vielleicht wurden dreißig, vierzig und mehr der Eingeborenen dabei erschlagen, aber die Uebrigen waren doch immer genug, um mit den Siegern fertig zu werden. Halb und halb war es mir lieb, daß die Sache diese Wendung genommen, denn ich durfte nunmehr hoffen, den Kapitain sehr nachgiebig zu finden; ich trat heran und wiederholte die Vorschläge, welche ich dem Häuptling gemacht, als von ihm ausgehend.

„Ist der Kerl toll?" frug er mich, aber er sah sich um und bemerkte, daß wenigstens Derjenige nicht toll sei, der seine Umzingelung so schön angeordnet und mit ganz verändertem Tone frug er mich: „Wollt Ihr denn nun in diesem verrätherischen Lande bleiben und thun, was der Mensch verlangt?"

„Mein würdiger Kapitain!" erwiderte ich, „Verräther ist gewiß nicht derjenige, in dessen Namen ich hier spreche, darüber werden wir sehr bald einig werden; das Uebrige betreffend, so will ich allerdings bei diesem braven Manne bleiben, vorausgesetzt, daß Ihr mir Urlaub gebt und nicht von dannen reiset, während ich dort Exerciermeister werde."

„Nun zum Teufel, das versteht sich doch von selbst," sagte der Kapitain, „im Uebrigen was hilft's, ich muß wohl thun, was der Mann verlangt, denn

ich und Ihr, wir sind, wie ich bemerke, Gefangene und müssen Gott danken, wenn er nichts weiter verlangt als das. So sagt denn, seine Vorschläge seien angenommen und er solle mir freien Paß geben."

Ich richtete die Botschaft aus und der Häuptling erwiderte: „Es soll geschehen, was verlangt wird, aber ich wünschte, der Häuptling dort im Schiffe sei ein solcher Bösewicht wie Derjenige, der hier am Lande befehligte, dann würde er auf das Schiff gelangend die großen Eisenklumpen aus dem Wasser ziehen, an denen sein mächtiges Boot hängt und würde davonsegeln und Dich im Stiche lassen. Gerne nehme ich Dich in Tausch gegen den mir versprochenen Schießbedarf und Du solltest der erste Häuptling sein nach mir und aus allen Dörfern des Umkreises, über den ich gebiete, wollte ich die schönsten Mädchen herbeiholen, damit Du Dir aussuchen könntest, welche und wie viele Du zu Frauen haben wolltest und ich würde Dir so viele Sclaven geben als nöthig, damit alle Arbeiten Deines Hauses und Feldes spielend besorgt würden."

Kein übler Vorschlag, dachte ich, wenn die jungen Damen nur nicht gar zu dunkel von Farbe wären. Der Häuptling aber war unterdessen zu einem Haufen der Seinigen getreten und hatte ihnen etwas gesagt, was sich auf die Freilassung des Kapitains bezog. Die Leute liefen nunmehr nach den beiden Richtungen hin, in denen sich die langen Boote der Eingeborenen an das Ufer lehnten, von diesem aus einen weiten Halbkreis bildend, in welchem die Schaluppe eingeschlossen war. Nach jeder Seite war einer von den Eingeborenen gelaufen und mit großer Schnelligkeit sah ich sie dem Ziele zueilen, dann wurde mit der Besatzung des nächsten Bootes gesprochen, dann sprach man von diesem aus abermals mit der Besatzung des nächsten und es wurde auf diese Art sichtlich ein Befehl ertheilt und weiter verbreitet. Nunmehr ging es an die Ausführung und in weniger als zehn Minuten wurde aus dem Halbkreis eine Doppelreihe von Booten, welche sich so aufschlossen, daß die Schaluppe ungehindert hindurch konnte. Von den äußersten Enden der so getrennten beiden Flügel löste sich jederseitig ein Boot ab und es ging mit Sturmeseile, es ging mit Ruderschlägen von einer so unglaublichen Schnelligkeit, daß unsere Matrosen weit hinter denselben zurückbleiben mußten, auf den Kreis von Piroguen zu, welche das Schiff umgaben. Auch dieser Kreis öffnete sich und seine weiter und weiter gedehnten Flügel schlossen sich, allmälig dem Lande zurückend, den beiden geraden Linien an, welche vom Lande in das Meer reichten. So wurde also die Bahn vollkommen geöffnet und der Kapitain winkte mir ein freundliches — auf Wiedersehen — zu und fort ging es zwar auch so schnell, als die Matrosen vermochten, doch immer langsam im Vergleich mit den Leistungen der Wilden, auf das Schiff zu.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Supercargo und der Kapitain sagen einander Zärtlichkeiten. Ueberflüssige Vorsichtsmaßregeln. Meine Geschäfte im Dienst des Häuptlings und im Dienst der Naturwissenschaften. Reichthum und Schönheit der Vegetation. Wilde und cultivirte Pflanzen.

Während ich hier am Lande mich mit dem Häuptlinge unterredete, auch gleich meinen Unterricht anfing, indem man die weggeworfenen Waffen der Flüchtlinge aufgenommen und hierher gebracht hatte, dachte ich nicht im entferntesten daran, daß der Kapitain auf irgend eine Schwierigkeit stoßen könnte. Auch er hatte wohl nicht daran gedacht, allein er erzählte mir wahre Wunder davon.

Der Supercargo hatte mit seinem Fernrohr den ganzen Lauf der Verhandlungen verfolgt und als er die Bahn frei und die Schaluppe in Bewegung sah, hatte er von Neuem darauf gedrungen, unter die Boote zu schießen, als nun aber der Kapitain an Bord stieg, war Meyer gar nicht mehr zu halten, er wollte nichts hören noch sehen, er wollte nur, daß man die verrätherischen schwarzen Hunde todtschieße, und als der Kapitain ihm sagte, ich sei am Lande geblieben und werde, wenn man den geschlossenen Vertrag nicht halte, unfehlbar massacrirt, da erwiderte der liebenswürdige, gutmüthige Mann, ob denn tausend todtgeschossene Wilde nicht so einen Federfuchser werth seien und ob er, der Kapitain, denn glaube, daß ein solcher nicht ersetzt werden könne.

Der Kapitain erklärte, ein jeder Mensch sei allerdings zu ersetzen, vielleicht sogar ein so ausgezeichneter Mann wie der Herr Supercargo, obschon er allerdings zugestehen wolle, daß gerade dieses immerhin schwer werden würde, allein die Schlußfolgerung des Herrn Supercargo sei ihm nicht ganz klar. Wenn es sich darum handelte, eben diesen tausend Schwarzen das Leben zu retten durch Aufopferung eines Weißen — nun so könne allenfalls die Sache in Frage gestellt werden, aber einen Weißen schlachten lassen um des Vergnügens willen so und so viel Schwarze zu schlachten — dies wolle ihm durchaus nicht zu Kopf.

Nun kam eine höchst merkwürdige Scene; der Supercargo verweigerte auf das Entschiedenste seine Einwilligung zur Abgabe des Schießbedarfs und der Kapitain erklärte, daß er der Einwilligung des Supercargo durchaus nicht bedürfe und ging nach dem Pulvermagazin. Mit unerhörter Wuth rannte der Supercargo auf dem Verdeck hin und her, stampfte mit den Füßen, daß die Bretter unter ihm zitterten und fluchte und schimpfte so, daß die Matrosen erklärten, sie hätten es niemals besser gehört. Der Kapitain kam mit seinen Leuten zurück auf das Verdeck und wieder ging der Zank an, indessen sich der Kapitain nicht im Geringsten behindern ließ, die Verladung fortzusetzen; was aber sollte der Supercargo nun erst sagen, als auch zwei vierpfündige Kanonen

vom Verdeck gehoben und in das Boot gebracht wurden, indessen man vom Hintertheile des Schiffes die Barkasse herunterließ, gleichfalls zwei Kanonen hineinbrachte und nun mit beiden gut bemannten Booten vom Schiffe abzustoßen befahl.

Der Supercargo soll dabei geschrieen haben, wie ein völlig Wahnsinniger, immerfort hob er hervor, daß er der Herr, daß er der Besitzer des Schiffes sei und daß er den Kapitain für jedes Loth Blei und für jeden Nagel verantwortlich mache, den er vom Schiffe entfremdete, er betrachtete dieses als eine Veruntreuung und er wolle dafür sorgen, daß der Werth des Veruntreuten ihm am Lohne abgezogen werde.

Der Kapitain hatte nöthig alle seine Kraft aufzubieten, um sich so weit zu beherrschen als hier nöthig, wenn er nicht zum Aeußersten schreiten sollte, der Supercargo aber beherrschte sich nicht, sondern schrie immer fort, der Kapitain sei ein Staatsverräther, er wolle Holland um seine Besitzungen bringen, er, der Supercargo, habe auf dieser Insel die holländische Flagge aufgezogen und sie, die Insel, sei jetzt ein Theil des Königreichs Holland, der Landesverräther aber entwaffne das Schiff und führe den Rebellen Kanonen zu.

Der Kapitain sagte auf alles dieses nur: „Wenn ich zurückkomme, wollen wir Abrechnung halten, bis dahin Obersteuermann sei Ihnen nochmals gesagt, daß Sie den Befehlen des Herrn Supercargo in keiner Weise Folge leisten, er möge befehlen, sagen, drohen, wie und wie viel er wolle. Hiermit stieß unter einer wilden Fluth von Flüchen aus dem Munde des Supercargo der Kapitain mit seinen Booten vom Schiffe ab, nur noch die Worte hörend, „möchten Sie doch alsbald vom nächsten Hayfisch aufgefressen werden."

Der Steuermann konnte nicht umhin mit Lachen zu bemerken, daß die Erfüllung dieses Wunsches dem Herrn Supercargo sehr unangenehm werden dürfte, indem alsbald das Schiff ja hier vor Anker liegen bleiben müsse, bis es Stück für Stück auseinander falle, da kein Befehlshaber auf dem Schiffe wäre, er vor allen Dingen sich nicht getraue irgend etwas zu unternehmen und die Befehle, des Herrn Supercargo auf keine Art erfüllt werden dürften.

Dieses unangenehme Dilemma schien den Supercargo ein wenig zur Besinnung zu bringen, wiewohl er allerdings nur einen gewaltig geringen Grad von Verstand zeigte, indem er sich so einschüchtern ließ. Die nächste Folge von dem Tode des Kapitains wäre nämlich gewesen, daß der Befehl auf den Obersteuermann übergegangen wäre, auf den ältesten Offizier, und daß dieser nun wieder ganz ebenso befugt war, wie der Kapitain, also auch das Schiff führen konnte, wohin es ihm beliebte, oder vielmehr dem Supercargo, denn diese Bestimmung des Ortes, wohin die Fahrt zu richten sei, war das Einzige, in welchem sich der Kapitain dem Supercargo unterwerfen mußte.

Waterhocker hatte bei Verladung der Kanonen in die beiden Boote ganz andere Absichten, als Meyer ihm unterschob. Er gehörte immer noch zu denen,

welche die Wilden für Verräther hielten, bei Ladung mit dem unbewaffneten Boote hatte er so recht eindringlich seine Ohnmacht gefühlt, er hatte nunmehr zwar nichts Böses gegen die Leute im Sinne, aber er dachte doch auf der Hut sein zu müssen und sich nicht ohne Noth der Gefahr, massacrirt zu werden, auszusetzen zu dürfen, darum hatte er die Kanonen mitgenommen und wollte, falls sie ihn nach Empfang des Schießpulvers angreifen sollten, ihnen zeigen, daß er es verstehe, sie auf jeden Schuß zu Dutzenden niederzustrecken, zum Glück kam es zu einer so entsetzlichen Scene nicht. Die Insulaner, welche unter einer durchaus strengen despotischen Herrschaft standen, versuchten nicht das Geringste gegen den Kapitain zu unternehmen, da es ihnen ihr Häuptling untersagt hatte. Waterhocker lieferte das Schießpulver ab, bekam auch noch zum Dank dafür eine unzählige Menge von Bananenfrüchten, Cocosnüssen, Tarowurzeln und auch ein paar Dutzend wohl genährter in den Wäldern gefangener Schweine. Nun kehrte der Kapitain und der Häuptling ein jeder zu seiner Behausung zurück, der Häuptling fröhlichen Herzens, denn er hatte doch immer einen sehr guten Tausch gemacht, fünf Fäßchen Pulver und einige Centner Kugeln waren mehr als er jemals für ein ganzes Rudel der schönsten Frauen zu bekommen hoffen durfte, und wenn die erschossene nach seinen Begriffen auch sehr hübsch war (hellfarbig wäre sie es selbst nach unsren Begriffen gewesen, denn die polynesischen Schwarzen haben, wie schon öfter bemerkt, keine Negerphysiognomie) so konnte er doch den Verlust bald und wenn er wollte auch fünffach, zehnfach ersetzen, aber so viel Pulver bekommen konnte er nicht so leicht.

Ich trat alsbald meinen Dienst an, ich exercirte so viel Personen als Gewehre vorhanden waren, ganz regelmäßig ein, natürlich nicht zum Gamaschendienst, wohl aber lehrte ich sie laden, zielen und schießen und, mit bewunderungswürdiger Auffassungsgabe ausgestattet, leisteten sie in kurzer Zeit das Erforderliche, in etwa einer Woche hatte ich drei Abtheilungen jede von acht Personen so weit gebracht, daß sie auf 120 Schritt ein der Länge nach aufgehängtes Bananenblatt niemals verfehlten, was gleichbedeutend damit ist, daß sie auf eben diese Entfernung ihren Mann sicher zu treffen wußten.

Indessen dieses geschah war ich für meine Zwecke nicht müssig, denn es versteht sich wohl von selbst, daß ich mich immer nur ganz kurze Zeit mit den Leuten beschäftigte. Ich beobachtete das Klima, untersuchte die Naturerzeugnisse, sah mich nach den verschiedenen Thieren um und fand wohl manches, was der Bemerkung werth war.

Die Inseln des Archipels liegen beinahe unter dem Aequator, ein Paar Grade davon, was selbstverständlich durchaus keinen Unterschied macht, da die heiße Zone eigentlich 47° breit ist, 23° vom Aequator entfernt, findet man schon eine Differenz, aber 5° davon entfernt auch nicht die allermindeste. Das Land ist gänzlich mit Waldungen bedeckt, es liegt in der Zone der immerwährenden Regen, ein Ausdruck, den man natürlich nicht gar zu genau nehmen muß, er

will nur sagen, daß es keine ausgesprochene Regenzeit giebt, sondern daß man ebenso gut täglich Regen haben könne, wie man wiederum täglich den schönsten Sonnenschein hat. Diese große Fülle von Feuchtigkeit, welche sich an den Bäumen niederschlägt, bedingt einen wunderbaren Wasserreichthum, Quellen sieht man an allen Orten entspringen, wo sich nur die geringste Wahrscheinlichkeit dafür darbietet, sie vereinigen sich zu Bächen und zu Flüssen von einer Stärke, welche man bei einem so kleinen Lande kaum für möglich, kaum für denkbar halten sollte. In Folge dieser überreichen Feuchtigkeit sieht man eine Vegetation von solcher Fülle und solcher Pracht, wie man sie nur irgend in den Tropenländern finden kann, die Vegetation steigt herab bis unmittelbar an das Meeresufer, nur zur Zeit der Ebbe nimmt man einen Strich wahr, der ohne Pflanzen ist, wenn die Fluth ihre natürliche Höhe erreicht hat, so bespült sie Alle diejenigen Pflanzen, welche nicht Scheu haben vor dem Meerwasser. Die Vegetationskraft wird ganz außerordentlich erhöht durch die Temperatur, welche um Mittag etwas über 26° C. beträgt, aber auch um Mitternacht kaum 1° weniger bietet, es werden die Pflanzen also niemals durch eine ihnen unbequeme Kälte im raschen Wachsthum gehindert. Wo innerhalb der Wälder sich Vertiefungen zeigen, da sieht man dieselben auch wohl sumpfig und dort erblickt man dann jene großblätterigen, herrlichen Pflanzengestalten, welche in Staunen setzen, sonst sieht man Sumpfpflanzen nicht häufig, weil die Insel von mehreren Bergzügen und von einer unendlichen Menge schöner Querthäler durchfurcht ist mit abhängigem Boden und also keine Gelegenheit zum Sumpfbilden habend.

Sehr saftreiche Pflanzen giebt es aber in solcher Menge, daß sie sich den Boden streitig machen und aus diesem erheben sich die prachtvollen, weitverzweigten Bäume Hibiscus, Feigenarten, Arecapalmen, Cocos, Kohl- und viele andere Palmen und sie alle sind verbunden und verflochten durch Kletterpflanzen aller Art, die an den Bäumen emporsteigen, sich an die Stämme festsaugen, die Zweige hoch oben, über dem Boden aber mit einem dichtmaschigen Netz überspannen. Hier findet man auch eine Fülle der schönsten Blumen, daß man zweifelhaft ist, nach welcher zuerst man seine Hand ausstrecken muß. Die Baringtonien, die Lobellien und andere Bäume erreichen eine außerordentliche Ausdehnung, das Pancraticum amboinense bedeckt vorzugsweise die Ufer, in den Achseln der weitläufigen Blumenhalter sammelt sich Wasser in großer Menge und der Wanderer ist geneigt, sich daran zu erquicken, aus diesen natürlichen Pflanzenbechern zu trinken, allein dieselben sind gewöhnlich mit Schnecken gefüllt, welche solchen Trunk doch unappetitlich machen.

In der Nähe des Meeres sieht man auch die Rotangpalme in großer Menge an den Bäumen emporsteigen, welche unsre oft sehr theuer bezahlten Rohrstöcke liefert und deren dünne Schößlinge in ganzen Schiffsladungen zu uns kommen, um hier in unsere Stühle verflochten zu werden. Dasjenige, was wir Stuhlrohr nennen, ist der Zweig oder dünne Schößling einer Palme und das, was

wir Rohrstuhl nennen, hat seinen Sitz der Rinde solches Palmzweiges zu danken. An den Stämmen klettern auch die schönsten Passifloren mit eßbaren Früchten empor, verschwistert und verflochten mit dem Cubebenpfeffer. Eine Cycasspecies wird hier vielfältig benutzt, um ihr Mark gleich dem Sago zu gewinnen und zu essen. Der Inocarpus, die Tacca, die Arumwurzel, die Frucht des Pandanus kommen in den Wäldern ohne alle Pflege fort und bieten den Einwohnern reichliche Nahrung.

Bei dem unglaublich schnellen Wachsthum, durch alle dazu führenden Verhältnisse begünstigt, sind die mehrsten der gewaltigen Bäume nicht von besonderer Festigkeit, ihr Holz ist zum Theile schwammig und leicht mit den Werkzeugen der Insulaner zu bearbeiten, ihre Hütten und besonders ihre Schiffe werden aus solchern Hölzern gemacht, aber der bei weitem größte Theil dieser Riesen der Pflanzenwelt stirbt vor Alter, bricht zusammen und macht die Wälder dadurch ziemlich unwegsam. Stämme von 3 bis 6 Fuß Durchmesser versperren den Weg und will man nicht in einem unaufhörlichen Zickzack gehen, sondern sich darüber hinwegarbeiten, so läuft man Gefahr in dem Moder zu versinken, denn die Bäume haben einen trügerischen Schein von Festigkeit bewahrt, indem ihre starke, widerstandsfähige Rinde unverändert geblieben ist, während das weiche Holz im Innern allmälig gänzlich vermodert.

Unter diesen schlafenden Riesen, welche einer ganzen großen Pflanzenfamilie, den Farrenkräutern Nahrung geben, ruhen auch die Reptilien der Insel, Schlangen, welche gefährlich genug sein mögen, hinsichtlich ihrer Größe und Stärke, auch Eidechsen giebt es in großer Zahl und sogar Crocodile, doch habe ich selbst keine gesehen, kann also ihre Existenz hier auch nicht behaupten.

In der Nähe der Pflanzungen sieht man cultivirt den Drachenblutbaum, eine große schöne Feigenart, einen hohen Baum, welcher die Jamaikapflaume trägt, die Sagopalme, die Brodfrucht, mehrere Gewürz- und Pfefferarten und das Zuckerrohr, als alleinige Nahrungspflanze den Pisang und die mehlreiche Tarowurzel, in sumpfigen Gegenden auch den Reis. In der Nähe der Dörfer findet man Prachtexemplare vom Inocarpus, einer Pflanze, die man zuerst auf Tahiti gefunden hat, welche sich aber überhaupt auf den tropisch gelegenen Inseln des Stillen Meeres häufig zeigt. Der Baum trägt kastanienartige Früchte, erreicht hier aber nicht blos die Höhe von 40 bis 50 Fuß, sondern er ragt mit seiner gewaltigen Kuppel weit kenntlich aus den Wäldern hervor, auch er hat die sonderbare stelzenartige Wurzelstellung und zwar stehen dieselben nicht allein steil, wie es mit den vier oder sechs mittelsten der Fall ist, sondern sie breiten sich weithin schräg aus, als ob sie das Gerippe eines großen Zeltes wären, zu dem die mittelsten Stangen als Stützen gehören, indessen die seitwärts verlaufenden die Schnüre und Seile vorstellen. Unter solchem Zelte würden sechs Familien Platz haben.

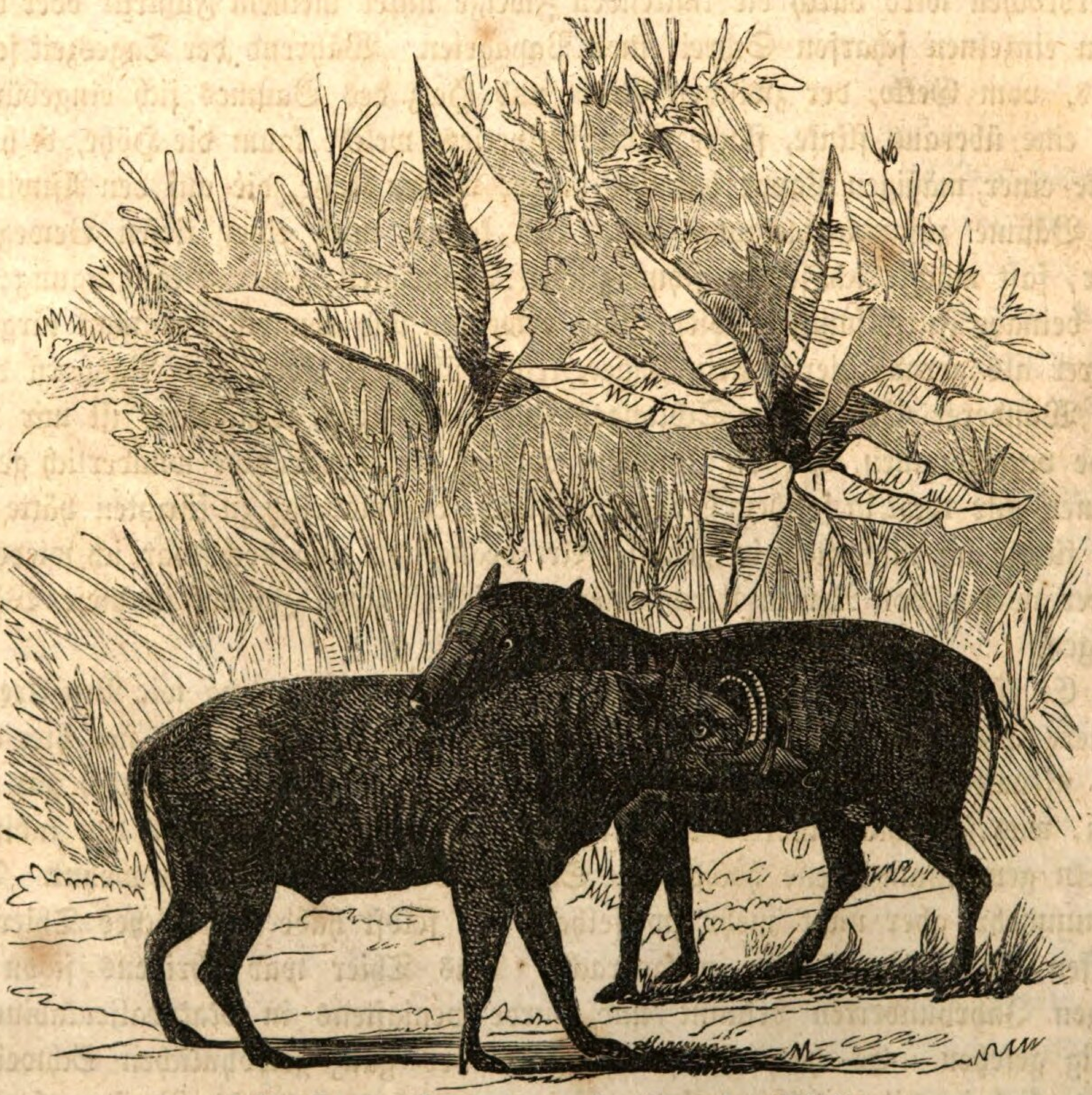
Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Das Babirussa oder der Hirscheber. Das Siamesische Schwein. Das fliegende Eichhörnchen. Etwas von seinen besonderen Eigenthümlichkeiten und Gewohnheiten. Papageien, Tauben und vielerlei andere Vögel. Ein bellender Vogel.

Oft, wenn ich ganz einsam und nur durch den Compaß geführt, mich in diese Wälder verlor, war ich erstaunt über die tiefe Stille derselben, welche nur unterbrochen wird durch die knickenden Zweige unter meinem Fußtritt oder durch einen einzelnen scharfen Schrei eines Papageien. Während der Tageszeit schläft Alles, vom Gekko, der zwischen Rinde und Holz des Baumes sich eingebürgert hat, eine überaus flinke, flache Eidechsenspecies, welche kaum die Höhe, d. h. die Dicke einer mäßigen Pappe hat, bis zu der wilden Katze, die auf den Astwinkeln der Bäume zusammengekauert sitzt. Ich konnte mich einer tiefen Bewegung, einer, fast möchte ich sagen, schmerzlichen Traurigkeit, einer Beängstigung, die mir beinahe Furchtsamkeit schien, nicht erwehren und dennoch war man nirgends sicherer als gerade hier. Kein Tiger, kein wüthender Eber, kein Nashorn droht dem Wanderer Gefahr, die Schlangen sind nicht giftig, wenigstens ist mir keine solche vorgekommen, und die Insekten, obwohl einige darunter wunderlich genug, scheinen mir nicht in solchem Grade gefährlich, daß man sich zu fürchten hätte und doch fühlte ich mich stets in gewisser Art beängstigt, und doch war ich wiederum immer wieder von Neuem durch einen unbeschreiblichen Zauber in diese Wälder gezogen.

Es ist begreiflich, daß eine Insel von solcher Ausdehnung wie Neu-Ireland größere Thiere nährt, aber der Aufenthalt von Naturforschern hat sich hier wohl noch niemals über ein paar Tage hinaus verlängert, so daß man noch gar nicht weiß, was sich hier findet. Man war sogar zweifelhaft, ob das den indischen Inseln gemeinsam eigene hochbeinige Schwein Sus babirussa dort wohnt. Dies ist nunmehr aber nicht mehr zweifelhaft, ich selbst habe ein solches Thier geschossen, Fell und Gerippe mitgebracht. Das Thier war übrigens schon seit einigen Jahrhunderten bekannt und wurde wenigstens in Naturalienkabinetten häufig gesehen. Es hat beinahe die Form des ganz gewöhnlichen Schweines, ist jedoch bei weitem höher auf den Beinen und hat auch keine Borsten, sondern vielmehr eine Art Wolle wie bei den Lämmern, nur nicht so dicht, kaum sind auf dem Rücken die Haare ein wenig steifer und gerade. Man glaubt, daß die Thiere bereits im hohen Alterthum gekannt gewesen seien; Plinius beschreibt ein Schwein, das im Unterkiefer ein paar Hauer, auf der Stirne aber ein paar Hörner habe wie ein junger Stier. Unsere Zeichnung lehrt, daß diese Ansicht nicht ganz richtig ist, denn die Hörner stehen keineswegs hinter den Augen, wo ihr Platz wäre; sollten sie für Hörner gehalten werden dann müßten sie auf der Stirne stehen.

Die vier Hauer, welche diesem Schwein ein sonderbares Ansehen geben, scheinen ihm durchaus nicht nützlich zu sein, sicherlich würde es sich damit schlecht wehren können, die oberen langen Hauer sind viel zu stark gebogen, (ähnlich den Hörnern der Gemse), um damit verwunden zu können. Die untern Hauer, welche scharf genug dazu sind, werden doch unbrauchbar, da sie von den oberen überragt sind und denselben so nahe stehen, daß sie eine Verwundung mittelst derselben wirklich verhindern. Man pflegt zu sagen, das Thier sei außerordentlich scheu, ich kann dieses allerdings nicht bestätigen, aber das mag daher kommen, daß es



Babirussa oder Hirscheber (männlich und weiblich).

bis jetzt durch Feuergewehre noch nicht beängstigt worden ist, denn die Eingebornen, welche dasselbe übrigens nur selten angreifen, da sie zahme Schweine haben, gehen mit der Lanze darauf los und tödten es also ohne Geräusch, tödten es, ohne die anderen aufzuscheuchen, mit denen es truppweise zusammenlebt. Ich sah sie bei tieferem Eindringen in die schattigen Wälder sehr oft in kleinen Heerden von 12 bis 20 Stück bei einander ruhen und glaubte zu bemerken, daß sie nicht wie unsere Schweine den eigentlichen Sumpf lieben,

sondern im Gegentheil halb trockene Stellen aufsuchen; allein freilich scheint es ihnen von Wichtigkeit, zugleich fruchtbaren Boden um sich her zu haben, von welchem Nahrung zu erlangen nicht schwierig ist, denn sie sind gefräßig, was man schon daraus ersehen kann, daß sie bedeutende Fettmassen ansetzen; in der Regel findet das bei Thieren im Naturzustande nicht statt, wenn sie nicht auf ganz bestimmte Verhältnisse angewiesen sind, wie z. B. die Meeressäugethiere.

Das Thier, welches auch Hirscheber genannt wird, lebt von Pflanzen, aber so durchaus von den saftreichen Pflanzen des Waldes, daß es niemals bis auf die Lichtungen hinaustritt und also auch in den Gärten der Eingeborenen keinen bemerkbaren Schaden verursacht. Vielleicht wäre es ein Gewinn für unsere Gegenden, wenn man es versuchte, das Thier bei uns einheimisch zu machen, allerdings würde die Aclimatisirung nur langsam gehen, aber sie würde doch möglich sein, wie man dieses ja an vielen Thieren der heißen Zone wahrnimmt, unsere Hühner und Fasanen stammen aus Persien, Truthühner und Pfauen aus Indien. Was mit diesen viel empfindlicheren Geschöpfen möglich war, sollte wohl auch mit dem Babirussa durchzuführen sein und ein Gewinn für unsere Tafel wäre es jedenfalls, denn dem Geschmack nach nähert derselbe sich dem Wildschwein und es ist weit über allen Vergleich hinaus zarter an Fleisch. Ich frug den Häuptling, ob er dieses Thier nicht häufig jage, er sagte indessen, daß man sich desselben wenig oder gar nicht bediene, da man bessere Speisen hätte. Nun dies ist allerdings Geschmackssache. Wie ich nachträglich erfahren habe, so befinden sich im botanischen Garten zu Paris dergleichen und man hat bemerkt, daß das Weibchen viel wilder sei, als das Männchen und sie zu gleicher Zeit Allesfresser seien, daß sie jedoch Pflanzenkost vorziehen. Ihnen dargebotene Knochen zwar benagen und zermalmen sie, als ob sie Hunde wären, dennoch aber, sobald man ihnen Kartoffeln oder andere Pflanzentheile, aber namentlich Wurzeln giebt, doch der Fleischnahrung vorziehen und diese sofort liegen lassen, wenn man ihnen Pflanzennahrung bietet.

Was die Größe betrifft, so unterscheidet es sich wenig von unsrem ganz gewöhnlichen Schwein, es mißt etwas über 3 Fuß Länge und hat 2 Fuß Höhe.

Die Schweine, welche die Eingeborenen in ihren Pflanzungen halten, gehören einer andern Race an, es sind siamesische Schweine, sie sind kleiner als die gedachten, haben auch keineswegs so sonderbar geformte Hauer und sind unsren gewöhnlichen allgemein bekannten Hausthieren nahezu gleich. Sie sind es, auf welche sich die Eingeborenen beziehen, wenn sie von einem besseren Fleisch sprechen als demjenigen, welches das Babirussa bietet.

Das dieser Insel besonders einheimische Thier ist der Cuscus (auch Kuskus), welches hier Kapun genannt wird, es ist ein Beutelthier mit Flughaut und obwohl man es fliegendes Eichhörnchen genannt hat, so müßte es doch vielmehr fliegendes Känguruh genannt werden. Das Thierchen ist ungefähr 3 Fuß lang, ist silberglänzend, hat vorne fünf und hinten drei Zehen und wird wegen seiner

zierlichen Art zu fressen, von den Eingebornen als Hausthier und als Spielkamerad der Kinder gehalten. Von seiner Körperlänge gehört aber die Hälfte dem Schwanz an, auf diesem und den beiden Hinterbeinen sitzt es aufrecht und in den Händen, in den fünfzehigen Vorderfüßen, hält es seine Speise. Die niedlichen Thiere kommen an die Schüsseln, in denen die Speisen stehen, und holen Bohnen, Sago, Reis und dergl. mit ihren Fingern heraus, Zucker und Aehnliches, besonders aber die gewürzhaften Blätter des Betelpfeffers essen sie außerordentlich gern. Wunderbar genug ist, daß sie eine besondere Zärtlichkeit für Oel haben und wo sie irgend können, davon trinken, die Lampen müssen daher gut verwahrt werden, denn sie gehen dazu, selbst wenn diese ziemlich hoch flammen und wie oft sie sich auch den Schnurrbart daran versengen, immer kommen sie wieder dazu. Während der Nacht lieben sie sehr die Wärme und schlüpfen zu den Menschen, suchen sich aber immer die jüngsten für ihre Gunstbezeugungen aus. Wenn nur ein Mann und ein Jüngling in dem Raum schläft, so wird das muntere Thierchen sicherlich ein Schlafkamerad des letzteren, hat es die Wahl zwischen einem Jüngling und einem Mädchen, so wählt es dieses und wenn in demselben Raume ein Kind schläft, so wird es gewiß in dessen Armen zu finden sein, sich mit seiner ganzen Länge an dessen Körper schmiegend, jedoch mit solcher Behutsamkeit, daß ich niemals wahrgenommen habe, der Schlafkamerad wäre durch die langen und scharfen Klauen verletzt worden. Ich muthmaße, daß die sorgfältig getroffene Wahl nur von seinem Widerwillen gegen die starke menschliche Ausdünstung herrührt, welche sich in der gedachten Reihenfolge doch bedeutend abstumpft. So zart und zierlich das Thierchen aussieht, so hat es doch einen ganz ungewöhnlichen Muth. Der Hund, welcher hier einheimisch ist und welcher derselbe zu sein scheint, der auf Neu-Holland wild vorkommt, jagt nach diesem Beutelthier. Es könnte sich in vollkommener Sicherheit auf irgend einen Baum flüchten, wohin der Hund ihm nicht folgen kann, thut dieses jedoch nicht, sondern stellt sich zur Wehr und meistentheils mit glücklichem Erfolg, obwohl sein Körper kleiner ist, als der dieses Hundes und obwohl es keine Hau- oder Reißzähne hat und ihm zur Wehr nur die drei Zehen mit starken Klauen bewaffnet dienen, welche es an den Hinterfüßen hat, man sollte glauben an einer sehr ungeschickten Stelle, es weiß aber auf einem Beine und dem nach hinten ausgestreckten Schwanze sitzend, mit dem andern Beine so gefährliche Hiebe auszutheilen, daß der Hund in der Regel nach dem ersten Angriff mit drei parallelen Wunden, die durch das Fell und tief in das Fleisch gedrungen sind, heulend abzieht.

Auf dem Punkt, welchen wir besuchten, waren unsere Hausthiere Schafe, Rinder, Ziegen 2c. noch nicht heimisch, ob sie nicht auf andern Stellen zu finden sind, ist mir nicht bekannt.

Das Geschlecht der Vögel ist außerordentlich reich vertreten, mehrere Hühnersorten haben sie zu zähmen gewußt, viele derselben sind so schön, daß sie eine Zierde unserer zoologischen oder, um specieller zu sein, unserer ornithologischen

Gärten sein würden, aber zugleich habe ich einige gefunden, welche durchaus nicht von denen unserer Hühnerhöfe verschieden sind. Von den Tauben ließen sich allein einige 30 Species aufführen, von allen möglichen Farben und zwar eine derselben in der Regel so vorwaltend, daß man die Taube danach bezeichnen kann. Eine grüne, blaue, rothe, eine gelbe Taube, wiewohl alle mehrfarbig sind, einen Rücken von anderer Farbe haben, als sie der Hals und die Brust zeigt, schwarze Schwungfedern zeigen, während der Rücken grün ist ꝛc. Noch bei weitem bunter sind die Papageien, vom prachtvollsten Roth, vom wundervollsten Ultramarinblau, vom schönsten Grün und sonderbar genug, diese Thierchen haben sich selbst zu Hausthieren gemacht, sie kommen aus den Wäldern herab zu irgend einer Hütte und suchen sich dort Futter auf, man hat nichts weiter nöthig, als ihnen dessen öfter hinzustreuen, um sie an das Haus zu fesseln, sie kehren anfänglich nach der Fütterung wieder in den Wald zurück, bald aber siedeln sie sich in der Nähe der Niederlassung an und zuletzt wohnen sie auf oder dicht bei der Hütte, bauen sich dort ihr Nest und bleiben dem gewählten Aufenthalt so treu, daß sie nicht einmal das benachbarte Haus besuchen, sondern sich ganz allein an das gewählte Asyl halten. Die Papageien werden niemals gegessen, der Tauben aber bedient man sich ohne Gewissensbisse, das Schicksal aller Geduldigen, sie müssen sich fressen lassen.

Eine Krähe wohnt hier, welche die größte Aehnlichkeit mit der europäischen hat, ein Rabe gleichfalls, doch hat derselbe einen schönen Federschopf, eine zierliche Krone. Von Raubvögeln sah ich nur einen Falkenspecies. Der Ruf eines Kuckuks heimelte mich besonders an, das Thier aber ist von den unseren höchst verschieden, es ist so vollständig in Grün gekleidet, wie ein Kanarienvogel in Gelb. Sehr merkwürdig schien mir ein Vogel, welcher mich auf meinen Wanderungen Anfangs immer irre leitete, indem ich glaubte, es sei ein Hund eines benachbarten Dorfes, bis ich inne wurde, daß man die Hunde nicht als Hausthiere hält und daß der bellende Bursche ein großer schwarzer Vogel sei. Unter den Seevögeln wäre noch zu bemerken: der Alcedo, den man auch Martin pêcheur nennt, er ist etwa sieben Zoll lang und hat einen Schnabel, der ein Viertel dieser Länge beträgt; er wohnt meistentheils an den Mündungen der Flüsse und sitzt auf Bäumen, deren Zweige sich über diese Flüßchen erstrecken. Hier lauert er so lange, bis er einen Fisch sieht, welchen er zu bezwingen glaubt, nun senkt er sich mit leisem Fluge aus den Zweigen des Baumes nieder und schwebt senkrecht über dem Fisch oft eine Minute lang und darüber, bis dieser so weit in die Höhe kommt, um von ihm gefaßt zu werden, ohne daß er ganz unterzutauchen braucht; sowie dieses erreicht ist, stürzt er wie ein Klumpen Blei bis unter die Hälfte seines Körpers in das Wasser und, mit dem Fisch im Schnabel, schwingt er sich mit ein paar kräftigen Flügelschlägen aus dem Wasser, fliegt auf den nächsten Baum und verschlingt durch seinen großen Schnabel den Fisch gewöhnlich ganz.

Fliegenschnepper, Schwalben und andere kleine Vögel, aber auch allerliebste Sänger sieht man in großer Menge und hört man vielfältig und ich habe manche Stunde bei ihrem Gesange verträumt.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Große Menge der Fische. Gefährliche Haifische. Ein kleines Abenteuer mit einem solchen. Krabben, ein Schwein damit behaftet. Verschiedene Insecten, Spinnen, gefährliche Scorpione. Weichthiere. Eßbare darunter. Dintenfische. Violet von einem solchen umarmt.

Die Küsten bieten alle möglichen Bedingungen für die Vermehrung der Reptilien dar; merkwürdig genug, daß trotz dessen doch nicht gar zu viele hier vorhanden sind. Das bewegliche, sich leicht krümmende Crocodil ist allerdings vorhanden, und wie ich bereits oben bemerkte, fehlen auch sonstige Eidechsen nicht; allein bei der seltenen Wärme und Feuchtigkeit, welche hier so überaus befördernd auf das Leben der Amphibien wirkt, sollte man die Zahl und die Species zehnfach stärker vertreten meinen. Schildkröten dagegen sind häufig genug und werden von den Eingeborenen gefischt und gerne gegessen.

Die See wimmelt von Fischen und diese bieten zum Theil die prächtigste Färbung dar. Die Eingeborenen stellen ihnen mit Netzen und Angeln nach oder stechen sie mit dreizackigen Speeren; es ist aber nicht gut, in diesem Meere zu baden, denn überall findet man Haie von verschiedener Species und mitunter von bedeutender Größe; aber auch diejenigen, welche nicht im Stande sind, einen Menschen zu fressen, sind doch im Stande, ihn auf die furchtbarste Weise zu verwunden, indem sie, wären sie auch nicht größer als tüchtige Flußhechte, geräuschlos an ihn heranschwimmen und durch einen plötzlichen Biß ihm ein Faust großes Stück Fleisch aus der Wade reißen. Haben sie nun schon die Größe unserer Lachse von 50 Pfund, so ist man, von ihnen angegriffen, immer ein Opfer des Todes, sie fassen den Fuß des Menschen oder sie greifen mit ihren furchtbaren Zähnen in irgend einen anderen Theil des Körpers, rudern zurück und ziehen den Menschen nach sich, und ich glaube, es dürfte ganz vergebens sein, diesem Versuch widerstehen zu wollen. Ich hatte einen tüchtigen Köder an einer kleinen Kette von dem Hintertheil eines Bootes eines Eingeborenen herabgehängt, um einen Hai zu fangen. Ich brauchte auch gar nicht lange zu warten, so biß ein solcher an; da er aber mit der Kette nicht entfliehen konnte, so zog er das Schiffchen nach sich, und in tieferem Wasser zog er es dergestalt senkrecht abwärts, daß ich mehrere Male schon glaubte, ich würde den Satan loslassen müssen. Ich suchte mit Anstrengung aller meiner Kräfte nach dem Ufer zu rudern, dies war aber ganz vergeblich, wenn der Fisch horizontal zog,

und ich glaube beinahe, mein Rudern machte in der Geschwindigkeit der Reise in's Meer nicht den geringsten Unterschied. Zum Glück war mein Ruder länger als die Kette, an welcher der kleine Haifisch zappelte; sobald ich ihn zu sehen bekam, stach ich nach seinem Kopf mit der größten Kraft, deren ich fähig war, und so gelang es endlich, denselben dergestalt zu betäuben, so daß er sich meiner Landung nicht widersetzte. Als ich ihn nun endlich an das Land geschleift hatte — er hatte wenigstens ein Dutzend tiefer Stiche von dem spitzen Eisenbeschlag des Ruders erhalten — fand ich, daß er nicht mehr als fünf Fuß maß. Gewiß ist sein ungeheurer Schwanz sein Hauptbewegungswerkzeug; allein er hat doch zugleich so gewaltig lange schwarze Brustfloßen, daß er davon seinen Speciesnamen hat: squalus melanopterus, der schwarz Geflügelte. Er ist zahllos in diesen Gegenden.

Unter den Schaalthieren finden sich viele eßbare Seekrebse, ordentliche Hummern, Krabben und ähnliche Thiere. Auch eine große Landkrabbe lebt in den Wäldern und nährt sich von Insecten aller Art; auch von Pflanzen, namentlich stellen sie den Früchten der Feigen nach; die Thiere wohnen in Erdhöhlen, welche sie sich mit ihren gewaltigen Scheeren zu graben verstehen; ob sie wandernd sind, gleich denen in Amerika, habe ich nicht ermitteln können, aber marschiren und klettern sah ich sie sehr häufig. Die Schweine stellen ihnen nach, indem sie dieselben durch ihr gewaltiges Gebiß zermalmen und mitsammt der steinigen Schaale verschlucken, aber sie thun dieses nicht immer ungestraft. Ich sah ein solches Schwein mit einer Krabbe an der Schnauze hängend unter furchtbarem Geschrei nach Hause galoppiren, um bei Menschen Schutz und Hilfe zu suchen; das Thier hatte mit einer seiner Scheeren seinen Verfolger beim Rüssel gefaßt und es solchergestalt gekniffen, daß es unter beiden Berührungsflächen der Scheeren sehr heftig blutete. Die Eingeborenen essen dieses Thier nicht, ich wußte, daß es eßbar sei, ja daß es für eine größere Delicatesse gilt, als die Schildkröte, fing daher ein paar derselben, warf sie in kochendes Wasser und zertheilte sie, nachdem sie roth gesotten waren. Der Häuptling wollte sich nicht entschließen, an meinem Mahle Theil zu nehmen, allein ein Paar seiner Frauen machten den Versuch und mit einem so guten Erfolg, daß der hohe Herr sich nunmehr gleichfalls entschloß, Theil an unserem Gericht zu nehmen und siehe, er fand dasselbe so ausgezeichnet, daß ich glaube, der Versuch wird manchem Krabben auf der Insel das Leben kosten.

Die Insectenwelt ist ziemlich bedeutend vertreten; es giebt prachtvolle und große Käfer von den wunderbarsten Farben und von manchen anderen sie auszeichnenden Eigenschaften; unter diesen ist einer, welcher nach Rosen riecht und diesen Geruch auf allen Gegenständen zurückläßt, über welche er kriecht, ein prächtiger doppelt gehörnter Scarabäus findet sich gleichfalls häufig; die mehrsten dieser Käfer haben ganz außerordentlich harte Panzerringe und Flügeldecken. Ein Käfer ohne solche Flügel ist mehr unserem Maiwurm ähnlich, hat jedoch

nicht wie dieser einen weichen, sondern einen sehr harten mit zwölf Ringen gepanzerten Körper, er ist lang, wie ein großer Mannsfinger, hat sechs Füße, welche an ihren Gliedern gestachelt sind, hat auch Stacheln auf den Panzerringen selbst und einen beweglichen scharfen Schwanz. Es ist ein häßliches Thier, wovor man wirklich Angst bekommt, wenn man es zufällig sieht. Die Eingeborenen fürchten dasselbe sehr, doch konnte ich nicht erfahren, ob es giftig sei.

Eine Spinnenart hat die Eigenthümlichkeit, so starke Netze zu bauen, daß der Wanderer, durch die Wälder schreitend, von den lang ausgespannten Fäden aufgehalten wird. Es ist nicht die nämliche Species, von welcher ich bereits weiter oben gesprochen habe; sie bildet ihr Netz ganz vollständig kegelförmig, mit der etwas nach oben gerichteten Spitze jederzeit dem herrschenden Mansuhm zugekehrt, so daß dieser sich nicht darin verfängt, sondern davon abgleitet. Die Oeffnung ist nicht allein vom Winde abgekehrt, sondern auch in solcher Art nach unten gerichtet, daß der mitunter sehr gewaltsam strömende Regen niemals hinein, sondern immer von außen daran abläuft.

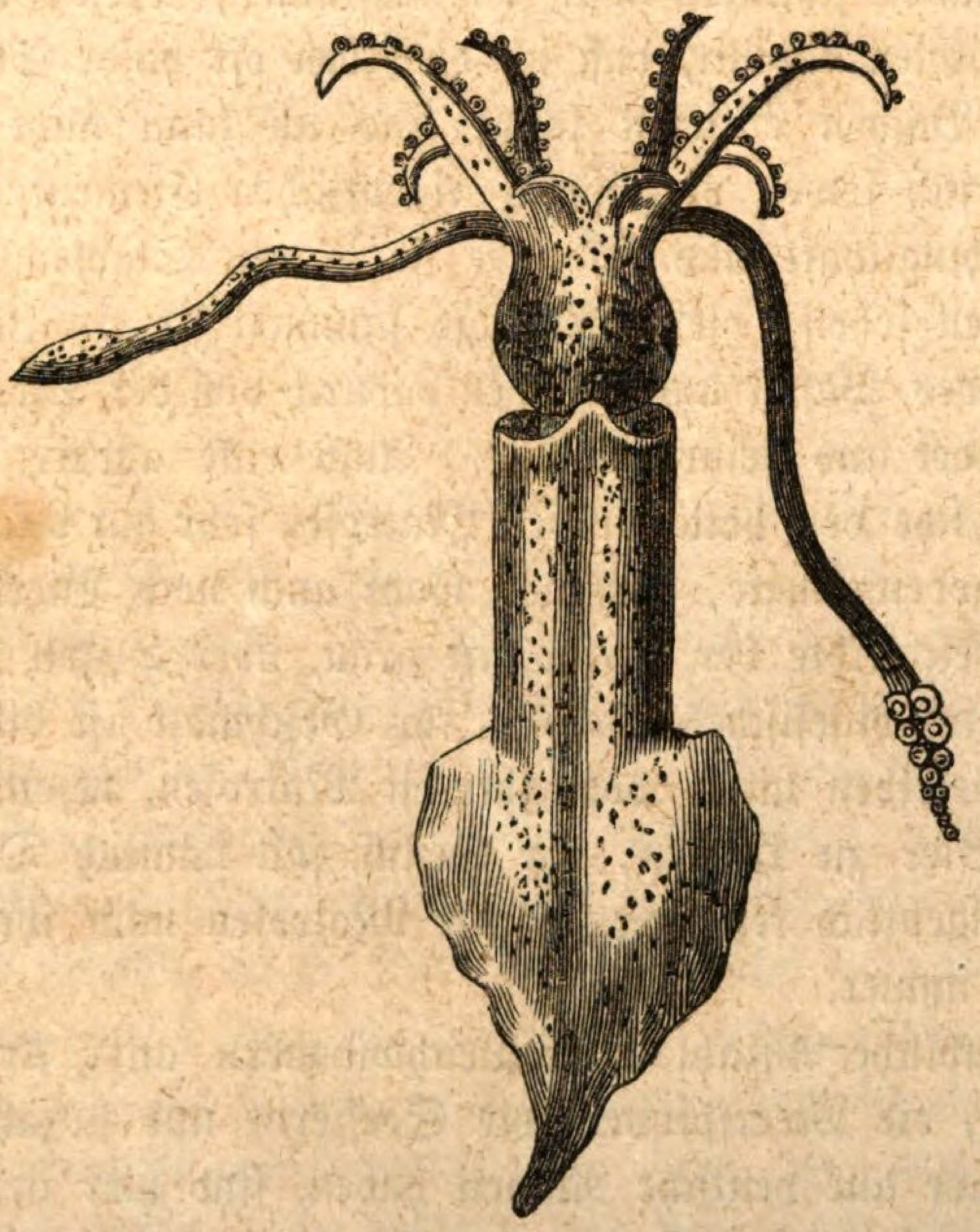
Scorpione giebt es in nicht geringer Menge und besonders widerwärtig ist ein giftiges Insect, der sogenannte Hundertfuß, welcher sich in der Erde Nester macht und darin sich auf eine schreckliche Weise vermehrt. Das Thier wird fünf bis sechs Zoll lang, hat einen bandförmigen Leib von Halbzollbreite, ist von Anfang bis zu Ende geringelt und hat an jedem Ring ein Paar scharfer, zum Theil mit Haken versehener Füße. Kopf und Schwanzende sehen fast ganz gleich aus, und man wird darin noch mehr bestätigt, indem sie mit gleicher Geschwindigkeit vorwärts und rückwärts laufen; sie leben meistentheils unter faulem Holz in Häusern, da wo sich Späne, Rindenabfälle u. dergl. finden, verbergen sich unter dem Stroh, unter den Matten des Fußbodens, werden am Tage wenig bemerkt, Nachts aber nicht selten auf die unangenehmste Art gefühlt, da sie über den im Schlaf gewöhnlich entblößten Körper der Menschen laufen und diese durch ihre unangenehme Kälte aufwecken. Der Erfahrene läßt sie laufen, denn er weiß, daß sie ihn sofort wieder verlassen. Der Unerfahrene greift danach und wird von dem äußerst gewandten Thier sofort heftig gebissen, der Biß ist sehr schmerzlich und verursacht Anschwellungen, Entzündungen, welche lange genug anhaltend sind; tödtlich soll ihr Biß nur werden, wenn man sie heftig zusammendrückt, was in der Angst wohl geschehen kann, alsdann nämlich preßt der Beschädigte die ganze Giftmasse des Thieres in die Wunde. Ich habe einmal solch ein Thier lebend auf einem in Hamburg landenden Schiffe gesehen, es war von den Sunda-Inseln dorthin gebracht worden und kam mit einem Gewürzballen, in dessen Matten es sich verkrochen hatte, an das Land. Seine erste That war ein Mord, nämlich an einer Hornisse, auf welche es beim Hin- und Herkriechen im Freien beim Landen des Ballens gefallen war. Die beiden hintersten Füße waren auf dieses giftige Insect getroffen. Als ob es dessen Gefährlichkeit kenne, reichte es sich die Hornisse von

Paar zu Paar seiner Füße, dasselbe immer quer haltend, so daß der Stachel ihm nichts thun konnte, bis nach vorne, und hier faßte es die Hornisse, welche sich bis dahin tapfer aber vergeblich gewehrt hatte, mit seinen beiden giftigen Zangen, und in demselben Augenblick war auch jedes Wehren vorüber, das Thier erstarrte, streckte seine Füße krampfhaft aus und wurde sofort gefressen.

Die äußerst feuchten Waldungen sind der Aufenthalt einer unglaublichen Menge von Schnecken; viele derselben bleiben ganz in der Nähe des Meeres und verbergen sich, wenn der Sonnenschein sie belästigt, im Moos und unter den kriechenden Schlingpflanzen; andere, z. B. die Flußmondschnecke (Nerita fluviatilis) und die Rothmündige (Rubella) in solcher Menge, daß sie die Mandelbäume bedecken und man sie davon schütteln kann, wie Kastanien, deren Größe sie auch haben; sehr sonderbar schien es mir, daß ich dieselben oft halbe Stunden weit von den Flüssen oder Bächen entfernt fand, und ich kann nicht begreifen, auf welche Weise sie sich soweit von ihrem eigentlichen Element entfernt haben. Sie sind sehr schmackhaft und ich habe sie in den Städten von Java korbweise zu Markt bringen sehen, hier allerdings sammelt sie ein Jeder für sich, man wirft sie in siedendes Wasser und holt den dadurch von der Schaale getrennten Körper mit einer Nadel aus seinem Hause. Auch eine andere Art von Schnecken fand ich hier, welche den holländischen Matrosen sehr gut bekannt schien, sie nennen dieselbe Pagodenschnecke, häufiger wohl auch noch Bierkrug oder Alekrug, sie gehört zum Geschlechte der Turbo, ist grau, über 2 Zoll hoch und breit und ist geformt wie ein chinesisches Dach. Ihr Geschmack ist bittersalzig, die Eingeborenen essen dieselben nicht, wohl aber die Matrosen, besonders wenn sie Gelegenheit haben, Bier zu trinken, ihr Genuß soll nämlich Durst verursachen. Dies wäre nun eigentlich kein Grund für Matrosen nach ihr zu suchen, denn Durst haben diese immer.

Ich fand auch eine unglaubliche Anzahl von Weichwürmern aller Art in diesen Gewässern, die Medusen, die Meerspinnen, die Seesterne und unzählige andere Thiere, welche nicht gerade alle deutsche Namen haben, sind hier in den Gewässern in solcher Menge zu finden, daß man darüber erstaunen möchte; eines dieser Thiere, ein sogenannter Polyp, machte sich Violet auf eine gefährliche Weise bemerklich. Derselbe ließ sich, obgleich es hier Haifische in Menge gab, vom Baden in der See nicht abhalten, war denselben auch glücklich bis jetzt entgangen, kam aber doch einmal in eine ganz ernstliche Gefahr und er wäre jedenfalls darin umgekommen, wenn der Zufall nicht gewollt hätte, daß im Augenblicke seines Untergehens zwei Eingeborene mit ihrem kleinen, leichten Boot unmittelbar an ihm vorbeigerudert wären, er war nämlich von einem großen Dintenfisch angegriffen worden. Der Name ist allerdings sehr unglücklich gewählt, es ist nämlich kein Fisch, sondern ein Polyp, eine Sepia, ein achtarmiges Weichthier, welches aus lauter Gallert besteht und nur im Innern einen schildartigen, porösen Knochen hat. Das Thier, wovon ich eine Zeich-

nung entwarf, hatte den armen Violet mit zweien seiner Arme angefaßt, diese sind aber mit Saugnäpfen versehen, mit solchen, wie sie der Barbier beim Schröpfen gebraucht. Sie stehen mit ihrer Wölbung aus den Armen hervor, stülpen sich aber bei der Berührung sofort um und werden hohl, so daß sie sich auf das Lebhafteste an das Gefaßte ansaugen, ganz in derselben Weise, wie es auch die Igel machen; einige dieser Thiere, z. B. der Krallenkalmar, haben an der Spitze der beiden längsten Arme nicht allein Saugnäpfe, sondern auch sehr scharfe Haken, mittelst deren sie die Beute, welche sie einmal gefaßt haben, fest zu halten wissen. Der arme Violet hatte das Vergnügen, von einem solchen Ungethüm, das 2 Fuß lang war und ebenso lange Arme hatte, ergriffen zu werden. Dagegen sich zu wehren ist nicht möglich, wenn man nicht etwa, wie die Taucher in den indischen Meeren bewaffnet ist, ein langes, wohlgeschärftes Messer kann alsdann allerdings retten, vorausgesetzt, daß man Geistesgegenwart genug besitze, um die Waffe in der gehörigen Weise zu brauchen, nämlich nicht nach dem Thiere zu stechen, denn dieses macht sich gar nichts daraus, auch wenn man es der Länge nach auseinander schneiden würde, sondern um demselben die Arme abzuschneiden, was um so leichter geht, als sie durchaus ohne alle festen Bestandtheile, eigentlich nur aus Haut und Gallert bestehen, wiewohl sie eine ganz unglaubliche Muskelkraft haben.



Sepia oder Dintenfisch.

So bewaffnet war nun allerdings Violet nicht, als der Polyp ihn angriff, aber auch wenn er es gewesen wäre, würde er doch schwerlich der Mann gewesen sein, um sich in einen solchen Kampf einzulassen, das abscheuliche Unthier hätte ihn unter Wasser gezogen und erstickt und so wäre er die Beute des nächsten Haifisches geworden, denn der Dintenfisch kann keinen Menschen fressen, allein der Trost ist immer ein sehr geringer.

Violet wurde aus dem Wasser gezogen und die Sepia mit, er hatte einige dreißig thalergroße Brandflächen an seinem Körper, das Thier ließ ihn nicht los, es mußten die Arme abgeschnitten werden und auch dann dauerte es noch

über eine Stunde, bevor die Lebenskraft darin so vollständig erlosch, daß die Saugnäpfe zu wirken aufhörten. Dieses durch Ziehen zu befördern, war unmöglich, denn der Verletzte erlitt dadurch eine Vermehrung der Schmerzen, welche ganz entsetzlich war. Nur die längeren Arme scheinen zum Ergreifen der Beute zu dienen, die kürzeren, welche um den Mund her stehen, sind wahrscheinlich nur vorhanden, um die zum Munde gebrachte Beute festzuhalten, die Saugnäpfe sind aber ganz von derselben Art.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die großen Seepolypen; anmuthige Erzählungen von solchen. Die Korallen und was dieselben gebaut haben. Inseln, Gebirge von ihnen geschaffen. Die Thierpflanzen und die Steinpflanzen.

Es giebt in diesen Meeren Thiere von ähnlicher Bauart, doch mit acht gleich langen und von einem Ende bis zum anderen mit Saugnäpfchen besetzten Armen; es sind die so gefürchteten Polypen. Man hat sie sich ungefähr so vorzustellen, wie die vorliegende Zeichnung; wenn man sich den langen cylindrischen Körper hinwegdenkt, so daß nur der Kopf übrig bleibt, an dem die acht gleich langen Arme sitzen. Dieses Thier von Kugelgestalt erreicht einen Durchmesser von mehreren Fuß und seine Arme werden klafterlang, da diese sehr beweglich und äußerst muskelkräftig sind, so wird das Thier den Badenden sehr gefährlich, auch wenn es noch nicht den vierten Theil der gedachten Größe hat. In früheren Zeiten ist davon vieles gefabelt worden. Schiffe, welche untergegangen und mit Mann und Maus verschwunden sind, hat man als Beute dieser Polypen betrachtet. Seefahrer lieben das Wunderbare zu erzählen, und wenn man schon von den Jägern sagt, sie lügen, daß die Balken krachen, so könnte man von den Matrosen behaupten, sie lügen, daß Gebirge zusammenstürzen würden unter der Wucht und dem Schwunge ihrer Erzählungen. Diese lauten nun dahin, daß gewaltig starke Bäume von der Länge der höchsten Masten plötzlich aus dem Meere aufgestiegen wären, sich um das Takelwerk geschlungen und das Schiff herabgebeugt hätten, bis es horizontal gelegen und untergesunken sei. Mit Aexten habe man einen oder zwei dieser fleischigen Bäume, welche man als Arme eines Riesenthieres erkannt, durchgehauen, aber vergeblich, denn andere Arme seien emporgestiegen und hätten das schreckliche Werk vollendet; den Körper habe man niemals gesehen, der sei noch tief im Meere gewesen, während die Arme bereits in die Spitze der Masten verwickelt und an diesen das Schiff versenkt hätten, nur ein paar Matrosen seien davon gekommen, alles Uebrige ein Opfer des Ungeheuers geworden.

Das klingt nun sehr rührend und ist auch in Pontopidan's, des schwedischen Bischofs, Naturgeschichte, ausführlich zu lesen, ist auch auf Votivtafeln in verschiedenen Kirchen zu Lissabon, zu Rouen und an anderen Orten bildlich dargestellt zu sehen, dennoch ist es längst erwiesen, daß all dergleichen Geschichten Erfindungen der Matrosen sind, welche auf ein leichtgläubiges Publikum zählen und dabei ihre Rechnung finden. Das Wahre an der Sache ist das vorhin Dargestellte; allerdings kann solch ein Thier wohl gar einen Menschen aus dem Boote ziehen, wenn es beim Einschlingen seiner Arme denselben zufällig erfaßt, absichtlich wird es nie geschehen, denn das Thier lebt nur von ähnlichen Geschöpfen, von Weichthieren, Muscheln, Schnecken und ist durchaus nicht das, was wir unter dem Namen Raubfische oder überhaupt Raubthiere des Meeres zu verstehen pflegen. Interessant war mir der Bau der Korallenthierchen, welche gleichfalls zum Geschlechte der Polypen gehören, aber allerdings nicht ganz so groß sind, weder wie der wirkliche, noch wie der fabelhafte; sie sind nämlich höchstens von der Größe eines Stecknadelknopfes, scheinen, aus ihrem Gehäuse herausgenommen, allerdings kugelförmig, sind aber in der That sternförmig, wenn sie in demselben sitzen.

Die Zweige von rothen, weißen, schwarzen Korallen, welche aussehen wie Aeste eines Dornbusches, wenn derselbe schwarz oder roth lackirt wäre, haben sowohl auf dem Zweig Spitzen, als rings an den Enden kleine Erhöhungen, ähnlich den schlafenden Augen an den Zweigen der Pflanzen. Betrachtet man diese Augen mittelst einer Lupe, so nimmt man wahr, daß ihr Durchschnitt ein zehn- oder zwölffächeriger Stern ist, in diesem sitzt das Korallenthierchen und aus diesem Gehäuse streckt es seine Arme hervor, um nach Beute zu haschen. Das Thier bewegt sich nicht von der Stelle, aber mittelst seiner acht Arme verursacht es im Wasser einen fortwährenden Strudel, welcher die kleinen Infusionsthierchen, die für das bloße Auge gar nicht sichtbar sind und welche seine Nahrung ausmachen, ihm zuführt. Diese Arbeit geht immer fort, der Polyp ist in einem steten Verschlingen begriffen, ist von einer ganz unglaublichen Gefräßigkeit und die Waffen, mittelst deren das Thier sich seine Beute verschafft, sind von ebenso erschrecklicher als wunderbarer Art; kein Mensch hat dergleichen Harpunen, Schlingen und Schleudern, gezackte und gezähnte, bewegliche Zangen erdacht, als dieses Thier wirklich hat, wenn schon so klein, daß nur ein gutes Mikroskop dieselben zur Anschauung bringt.

Diese kleinen, durchsichtigen, in ihrem Elemente gar nicht wahrnehmbaren Thiere, so gefräßig sie sind, so arbeitsam sind sie auch. Sie bauen sich nämlich gewaltige Paläste von dem schönen hochrothen Gestein, welches wir Korallen nennen, d. h. sie bauen diesen Stein selbst, sie machen nicht nur das Haus, sondern sie verfertigen zuerst das Material und dann das Haus, die Koralle ist nicht allein ihr Bau, es ist auch ihr wirkliches Erzeugniß. Während sie immerfort fressen, kleinere Thiere als sie sind, verschlingen und verdauen und das

Unverdauliche durch eben den Weg wieder auswerfen, durch welchen sie die Speise zu sich genommen haben, setzen sie unter sich die überaus feste Gesteinsmasse, welche wir Koralle nennen, an. Jede Art dieser Thiere hat ihre besondere Weise zu bauen und ihre Gebäude haben ihre ganz bestimmten, immer wiederkehrenden Formen; sie alle aber bringen der Bauten so unerhörte Massen zu Wege, daß ganze große Gebirge auf der Oberfläche der Erde aus ihren Gehäusen, aus dem Grobkalk oder Korallenkalk bestehen.

Diese Gebirge sind vorweltliche Bauten, urweltliche, in dem Sinne, daß wir ihre Entstehung, daß wir die Zeit ihrer Erbauung durchaus nicht angeben können und nur im Allgemeinen annehmen müssen, sie seien viele Millionen Jahre alt; aber noch jetzt werden solche Bauten begonnen und weiter geführt. Die gewaltigen Riffe, welche von der Torres-Straße angefangen, sich längs der Küste von Neuholland hinziehen, die Riffe, welche den Louisiaden-Archipel bilden, zwischen dessen Felsblöcken wir in Gefahr des Scheiterns waren, sowie auf denselben das Schiff mit den unglücklichen Chinesen scheiterte, und alle die Felsen und Klippen, welche die Archipele, zwischen denen wir bis jetzt kreuzten, umgeben, sind Bauten dieser Thiere und eine ganze Welt zwischen hier und Südamerika, die sämmtlichen niederen Inseln, die Atols und die Umgebungen der hohen Inseln sind durchaus ihr Werk, sind das Werk eines kaum stecknadelkopfgroßen, gallertartigen Thierchens, das durch seine unaufhörliche Gefräßigkeit und durch seine ungeheure Menge, unterstützt von der Zeit, Werke ausführt, welche Menschen in Jahrtausenden selbst nicht auszuführen im Stande sein würden, obschon der Abschnitzel eines einzigen Nagels zehnmal so viel wiegt, als ein solches ganzes Korallenthierchen.

Menschen haben Pyramiden gebaut, Hunderttausende haben halbe Jahrhunderte daran gearbeitet, ehe sie fertig waren und was ist eine Pyramide von 500 Fuß Höhe und eben so viel Länge und Breite im Vergleich mit der kleinsten aller Koralleninseln, welche oben an ihrem Gipfel einen Durchmesser von einer Meile hat und deren Basis in unbekannter Ausdehnung und in unbekannter Tiefe auf dem Meeresgrunde wurzelt.

Eine Zeit lang hat die Ansicht des engländischen Arztes und Naturforschers Darvin sich geltend gemacht und man nahm seine Behauptung, die Korallen bauten nicht tiefer als etwa 30 Fuß, als richtig an. Sie hatte etwas für sich, man glaubte ihm, daß diese kleinen, zarten Thiere den Druck des Meerwassers bei größeren Tiefen nicht würden ertragen können. Diese seine Hypothese ist durch Legung der electrischen Telegraphendrähte von Welttheil zu Welttheil widerlegt worden; zwischen Frankreich und Algier besteht eine solche Verbindung und als sie beschädigt wurde, holte man Stücke des Taues aus Tiefen von mehr als 6000 Fuß herauf und man fand diese Tauenden ganz und gar von den Gehäusen kleiner, korallenähnlicher Thiere umgeben, incrustirt, ein Beweis, daß die Tiefe von 6000 Fuß noch nicht groß genug ist, um das

Leben und die Thätigkeit solcher Gallertthierchen zu zerstören. So glaubt man denn, daß die Inseln des Stillen Meeres, so weit sie Korallenbauten sind, vom Meeresboden aufgestiegen und von dort bis zur Meeresfläche fortgebaut sind.

Wie lange das gedauert hat, wie viele Jahrtausende, Jahrmillionen darüber verflossen sind, ist gleichgültig; in der Natur, in dem Weltall giebt es weder ein Groß noch Klein, weder ein Lang noch Kurz, für Erschaffung und Gestaltung und Umbildung eines Erdkörpers sind tausend Jahre nicht mehr als für den Bau und die Umbildung des menschlichen Körpers eine Secunde ist; im Weltall walten andere Kräfte als in unseren Laboratorien und mechanischen Werkstätten; wozu wir die unerhörtesten Anstrengungen brauchen, dazu braucht die Natur den Abfall eines kleinen Thierchens. Was kann es Wunderbareres geben, und doch gehen wir an alledem so gleichgültig vorbei.

Man muß nicht glauben, daß die Arbeit dieser unsichtbaren Geschöpfe aufgehört habe, man muß nicht glauben, daß die Inseln des Stillen Meeres, welche jetzt anfangen bewohnt zu werden, urweltliche Bauten sind; noch in der Gegenwart wird fortwährend und ununterbrochen an ihrer Vergrößerung und Erhöhung gearbeitet, das ist etwas, was die Seefahrer sehr gut wissen. Strecken, welche man am Anfange dieses Jahrhunderts befahren konnte, Straßen zwischen Inseln, Eingänge in Häfen, die man vor 50 Jahren besucht, sind jetzt unfahrbar. Anfangs fanden die Schiffe bei solcher Einfahrt in zehn Faden Grund, dann noch in achten, in sechs, jetzt vielleicht noch in zwei oder drei Faden, über ein Riff aber, welches nur 12 Fuß unter Wasser liegt, kann sich ein Schiff, das eben so tief geht, nicht mehr wagen und große Schiffe gehen 24 Fuß tief im Wasser.

An vielen Stellen der bewohnten Inseln hat man Korallenblöcke bei der Ebbe ausgehoben und lange Zeit waren diese Höhlungen zu sehen; allmälig aber sind sie zugewachsen und man erkennt sie nicht mehr, das eine wie das andere rührt von der ununterbrochenen, noch jetzt fortdauernden Thätigkeit der Korallenthierchen her und aus diesen beiden Thatsachen ersieht man als unzweifelhaft, daß die kleinen Geschöpfe, welche vor Millionen Jahren die Grundlage zum Jura-Gebirge legten, noch jetzt an den Riffen arbeiten, welche die Inseln des Stillen Meeres umstarren und das Nahen so sehr gefährlich machen.

Auf diesen Bänken sieht man eine eigenthümliche Vegetation, die sogenannten Zoophyten und die Lithophyten, einst die Verzweiflung der Naturforscher, jetzt aber auch ganz schön classificirt, obschon die Natur allen diesen Classificationen doch immer wieder Schnippchen schlägt.

Die beiden Worte sagen Thierpflanzen und Steinpflanzen, man hielt sie für Uebergänge aus dem Mineralreich in das Pflanzenreich und aus dem Pflanzenreich in das Thierreich, so gut wie diese scheinbaren Steinpflanzen hätte man sich auch Steinthiere anschaffen können (Zoolithen), das könnten alle Muscheln und alle Schnecken sein, weil sie aus Thier und Stein bestehen, allein es sind

dennoch nicht Steinthiere, sondern es sind Thiere, welche sich steinerne Häuser bauen; so ist es auch mit den Stein- und Thierpflanzen, immer sind es Thiere und deren Gehäuse zusammengenommen; da die einen nun pflanzenähnlich, aber doch belebt waren, nannte man sie Thierpflanzen und da die anderen zwar pflanzenähnlich, aber dabei hart und unbeweglich und steinern waren, so nannte man sie, ohne ihre thierische Herkunft zu berücksichtigen, Steinpflanzen. Diese sind nun in der unglaublichsten Mannigfaltigkeit auf den Korallenbänken vertheilt und es ist etwas unbeschreiblich interessantes, bei stiller, ruhiger See 20 Fuß hoch über dem Boden solch einer Bank zu schweben und durch das hellgrüne, völlig durchsichtige Meerwasser hinab zu schauen in diesen unterseeischen Garten, in welchem man wirklich Pflanzen mit den wunderbarsten Blumen, auch mit den prächtigsten Farben zu sehen glaubt und wo doch diese scheinbaren Pflanzen und Blumen wirklich Thiere und deren Gehäuse sind. Oft habe ich stundenlang mit eingezogenen Rudern in dem Boote eines Eingeborenen gelegen und dem wunderbaren Treiben zugeschaut, wie diese eigenthümlich gestalteten Blumen sich bewegen, ihre Fühlfäden, ihre Blätter in einander schlingen, um ihre Beute zu erfassen, wie andere Thiere zwischen ihnen hinschlüpfen und den unterseeischen Garten beleben, durch die Pflanzen hinwandern, sich darin verstecken, von anderen gefräßigen Thieren verfolgt werden — es giebt kein Bild, was mit diesem zu vergleichen wäre und es dürfte wohl vergeblich sein, dasselbe beschreiben zu wollen.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Bewohner dieses Archipels, zur Papuarace gehörig. Character derselben. Sitten und Gebräuche. Bösartige Krankheiten. Der Aussatz. Ihre Zauberer.

Die Menschen betreffend, welche diesen Archipel bewohnen, so gehören sie, wie bereits gesagt, der großen Familie der Papua's an; sie sind durchaus nicht schwarz, sondern nur dunkelbraun von Farbe und zwar in sehr verschiedenen Abstufungen, wobei Jugend und Alter, männliches und weibliches Geschlecht die bestimmenden Factoren sind. Die Weiber sind durchweg heller braun als die Männer, aber jüngere wieder heller als ältere. Man kann die Leute nicht groß nennen, aber selten wird man einen Mann finden, der beträchtlich weniger als 5 Fuß 5 Zoll hätte, dies scheint die Mittelgröße, einige sind allerdings höher gewachsen und einige weniger hoch; die Frauen sind natürlich kleiner. Ihre Gestalten sind regelmäßig ohne schön zu sein, dazu erscheinen sie zu mager; auf einigen Inseln haben sie durch den Genuß von Erde (Kreide, Thon oder Speckstein) dicke Bäuche, sonst aber findet man keine ungestaltete Menschen.

Ihr Haar ist kraus, doch keineswegs wollig, es ist sehr klein gelockt, würden sie das Haar rund verschnitten tragen, so würde man sagen müssen, sie hätten einen Tituskopf, allein sie lassen diese eng geringelten Locken sehr häufig bis auf die Schultern herabfallen. Sie haben einen mäßigen Bart, im Alter aber wird derselbe immer stärker und länger und die Greise pflegen denselben mit einer besonderen Sorgfalt. Ihre Züge, obwohl, wie bereits bemerkt, auch nicht schön, sind dennoch weit entfernt davon, negerähnlich zu sein; sie haben theils gerade, theils gebogene Nasen, mitunter von der schönsten Form, sie haben zum Theil schöne, hohe Stirnen, die Augenbrauen sind nur schwach gewölbt, mehr gerade als gebogen, der untere Theil des Gesichts zeichnet sich nicht durch seine Größe aus, wie bei den Negern; Kinn, Ober- und Unterlippe zusammen haben gewöhnlich die Länge der Nase oder der Stirn, bei den Negern nimmt dieser Theil so viel Höhe in Anspruch, als Nase und Stirn zusammengenommen. Dies charakterisirt eben das Thierische in der Negerphysiognomie. Man findet auch flache und aufgestülpte Nasen, aber diese findet man auch bei den Europäern und man kann durchaus nicht sagen, es läge darin etwas Charakteristisches, wenn man es nicht immer wiederkehrend findet. Das Auge hat eine außerordentliche Lebhaftigkeit, ein Feuer, einen Glanz, welche in Staunen setzen, die jungen Leute zeigen sich auch ungemein lebhaft und von allem, was sie interessirt, sehr leicht und auf das Heftigste ergriffen, ich glaube kaum, daß ein junger Eingeborener im Stande ist, seinen Gefühlen so weit Zwang anzuthun, daß man nicht sofort wahrnähme, was in ihm vorgehe. Desto gemäßigter und ruhiger sind die alten Leute, sie haben sich so in der Gewalt, daß man ihnen schwerlich ansehen dürfte, was sie bewegt, welchen Gedanken sie in dem Augenblick haben; hierin theilen sie die Beherrschungsfähigkeit mit den mehrsten uncivilisirten Nationen, welche, sobald sie einmal in das Alter der Reife getreten sind, es für eine Schande halten, schnell zu verfahren, rasch oder unüberlegt zu handeln.

Man spricht von einem allgemeinen, von einem Volkscharakter, ich glaube nicht, daß man hierin Recht hat, so allgemein die Annahme ist, die Franzosen seien leichtsinnig, so gewiß ist es, daß es viele Tausende giebt, die es nicht sind. So sagt man von den Eingeborenen dieser Inseln, sie seien mißtrauisch, hinterlistig, treulos — nun in der That, wenn das wahr wäre, könnte man sich darüber wundern? Haben wir ihnen nicht tausendfältig Ursache gegeben, ihr Vertrauen zu bereuen, wenn sie welches hatten. Nicht wie sie gegen uns sind, sondern wie sie unter sich sind, müssen wir fragen und da findet man allerdings, daß diese Beschuldigung eine gänzlich unwahre ist, aber auch gegen Europäer zeigen sie sich ehrlich, offen und gastfrei, wie ich selbst Gelegenheit hatte, an vielen Individuen zu erfahren; so möchte denn auch von diesen der Makel, den man gewohnt ist, auf alle uncivilisirte Nationen gleichmäßig zu werfen, mit gutem Gewissen von ihnen genommen werden können. Wo sie hinterlistig,

feindselig, mörderisch auftraten, haben sie es zu thun Ursache gehabt, sie hatten erlittene Abscheulichkeiten gerächt und wenn auch für den civilisirten, für den moralischen Menschen die Rache etwas unerlaubtes ist, so kann man es doch einem sogenannten Wilden durchaus nicht verargen, wenn er sich nach besten Kräften zu rächen sucht.

Ich habe gesehen, daß viele der Leute den Kopf geschoren trugen, was mit scharfen Muscheln geschieht, daß sie ferner ebenso sich den Bart abnahmen, ich habe wieder gesehen, daß sie Haar und Bart stehen lassen, daß ältere Personen denselben bis auf die Brust hängend tragen, aber ich habe nicht erfahren können, ob dies lediglich in ihrem Privatvergnügen liegt, oder ob es ein Rang- oder Kastenunterschied ist, ja ich möchte dies Letztere bezweifeln, da nämlich der Häuptling kein solches Abzeichen trug, sondern seine Haare und seinen kurzen Bart pflegte wie Hunderte von seinen sichtlich Untergebenen.

Die Eingeborenen pflegen sich täglich mit Oel einzureiben, so wie sie auch täglich sich dasselbe abwaschen, wahrscheinlich hat dieses Schuld an der Weichheit, an der sammetartigen Zartheit der Haut. Eine wunderliche Art sich zu schmücken aber ist die, daß sie sich die Haare weiß, oder gelb, oder roth pudern. Nachdem die Haare nämlich wohl eingeölt sind, streuen sie gepulverten Kalk oder rothen oder gelben Ocker in solcher Menge hinein, daß die eigentliche Farbe des Haares ganz darunter verschwindet, dies giebt ihnen einen ganz sonderbaren, ganz fremden äußeren Anstrich, der noch dadurch erhöht wird, daß sie sich nach dem Einpudern des Haares mit den farbigen Fingern über das Gesicht fahren und diesen vier bis fünf breite Streifen auf jeder Seite aufdrücken. Der Bart wird von der Färbung gänzlich verschont. Aber mitunter wenden sie auch größere Sorgfalt auf ihre Toilette, sie bemalen sich die Schultern, oder die Brust, oder den Bauch, oder alles zusammen mit rothen, mit gelben oder weißen Kreisen oder geschlängelten Strichen und sie bedauern es, diese schöne Malerei immer wieder zerstören zu müssen, indem sie sich waschen, unterlassen es jedoch nicht, weil sie vielleicht bemerkt haben, daß das Zugeklebthalten der Poren für die Gesundheit keineswegs nützlich ist.

Das Tättowiren ist eine ihnen unbekannte Kunst, dagegen verstehen sie sehr gut, sich die Nasenknorpel, die Nasenflügel, die Ohrläppchen und den Ohrenknorpel an verschiedenen Stellen zu durchbohren und in alle diese absichtlich weit gehaltenen Oeffnungen stecken sie die Kiele von bunten Federn, oder sie stecken die Zähne von Fischen oder Säugethieren hinein, oder Holzstöcke von mannigfaltiger Form, so daß man durchaus nicht sagen kann, es fehle ihnen an der Neigung sich zu putzen, es fehle ihnen an Eitelkeit, obschon sie gänzlich ohne Kleidung gehen.

Merkwürdig ist, daß diese Leute, von denen man glauben sollte, daß sie so gesund, so mäßig, so vernünftig leben und daß sie so wenig diätetische Fehler machen als möglich — merkwürdig ist, daß sie so sehr am Aussatz leiden, an

jener furchtbaren Hautkrankheit, bei welcher sich flache Vertiefungen in der Haut bilden, die sich mit einem eiternden Speck überziehen, die immer größer werden, sich wiederholen und nach und nach das größte Organ des menschlichen Körpers, die Haut nämlich, so zerstören, daß sie ihre Funktionen nicht mehr verrichten kann und der Mensch daran stirbt; nur in wenigen Fällen und nur wenn der Kranke noch sehr jung ist, tritt eine Heilung ein, alsdann ist der malfigische Schleim unter der Haut, welcher die Färbung derselben bedingt, vollständig zerstört und diese Stellen sind dann weiß, was auf eine höchst widerwärtige Weise absticht gegen die dunkle Hautfarbe; solche Leute sehen beinahe scheckig aus und sind von abschreckender Häßlichkeit, wenn die Zerstörung der Haut streifenweise stattgefunden hat. Ist aber die Krankheit weiter geschritten, so giebt es keine Rettung, die Unglücklichen gehen drauf und auch der europäischen Arzneikunde ist es noch nicht gelungen, etwas dagegen ausfindig zu machen, was am wenigsten in Verwunderung setzt, indem diese die Verhältnisse, unter denen die Krankheit entsteht und genährt wird, durchaus nicht kennen. Der Aussatz ergreift auf dieser Insel beide Geschlechter und jedes Alter in gleicher Weise. Würden sie die Aussätzigen ausstoßen, wie man es auf anderen Inseln macht, so wäre es möglich, daß diese Geißel allmälig vertilgt würde, da sie jedoch alle durcheinander schlafen, unbekleidet und sich mit Matten zudecken, auf denen vielleicht gestern ein aussätziges Glied der Familie geschlafen hat, so ist begreiflich, daß Einer die Krankheit von dem Andern erbt und sie sich in schrecklicher Weise verbreitet.



Ein Papua, der den Aussatz hat.

Andere Krankheiten als diese habe ich bei ihnen nicht bemerkt, doch mögen wohl rheumatische Zufälle vorkommen, was um so weniger ein Wunder wäre, als daß die Leute durchaus nichts davon wissen, daß man sich gegen die Einflüsse der Witterung schützen könne, daß man sich schonen könne und müsse; sie kommen erhitzt den Berg herab zum Meere gelaufen und stürzen sich so in das

Wasser, oder sie legen sich auf einen Haufen feuchter Blätter und lassen sich von dem Winde bestreichen und abkühlen, das erträgt man alles in der Jugend scheinbar ganz ohne üble Folgen. Im reiferen Alter strafen sich aber alle die Sünden, welche man in der Jugend begangen hat und so möchte es denn wohl auch auf Neu-Ireland sein, obwohl ich nicht sagen kann, daß ich einen Rheumatischkranken hier gesehen hätte.

Die Leute leben theils unter sich auf der nämlichen Insel, theils mit den Bewohnern der benachbarten Eilande im steten Kampf und Krieg; hiebei fallen häufig genug schwere Verwundungen vor. Da sie immer Mann gegen Mann kämpfen und da der Schädelspalter, die Streitaxt die Hauptwaffe ist, so unterliegt gewöhnlich Einer mit gespaltenem Haupt und der Andere geht dann ziemlich unverletzt davon. An den gespaltenen Schädeln haben die Zauberer der Insel sich noch nicht versucht, an Arm- und Beinbrüchen aber doch und ich habe einen Mann gesehen, dessen Schenkel durch eine Keule zerschmettert war und dem der zerbrochene Knochen ganz gut zusammen geheilt worden ist.

Daß hiebei böse und gute Geister, welche der Zauberer unter furchtbaren Gesichtsverzerrungen zu seiner Hilfe herbeiruft, das Mehrste thun, versteht sich von selbst, aber nächstdem haben die guten Leute doch auch das Bein geschient und zwar in der Art, wie man es jetzt bei uns zu machen pflegt, sie haben es nämlich zwar nicht eingegypst, aber doch haben sie es sehr geschickt in Erde eingebettet, sie haben einen Baumstamm gespalten, ausgehöhlt, mit Erde gefüllt, da hinein das gebrochene Bein gelegt und dann die andere Hälfte gleichfalls mit Erde bedeckt und nun die Heilung abgewartet. In dem vorliegenden Falle war die Heilung sehr vollständig gewesen, der Callus war sehr deutlich fühlbar, aber das Bein hatte nicht die geringste Verkrümmung erlitten und der Mann konnte gehen, laufen und springen, als ob ihm nie etwas gefehlt habe.

Dreißigstes Kapitel.

Abermalige Streitigkeiten über meine Abholung oder Zurücklassung. Eine solenne Geburtstagsfeier. Eine Girandola auf Neu-Ireland. Abschied von den Einwohnern, welche uns für Dämonen halten. Neu-Britanien. Entdeckung dieser Inselgruppe.

Als ich mit meinem Einexerciren so weit fertig war, daß die Leute wohl zu laden und wohl zu treffen wußten — bei ihrer großen Anstelligkeit ging dies schnell genug — so beeilte ich mich, dem Kapitain das Signal zu geben, daß er mich nun abholen solle. Es war der 19. Februar, der Geburtstag des Königs, an welchem meine Abholung stattfinden sollte, aber mein wackerer Waterhocker hatte sich ein Abschiedsfest zugleich mit der Abholung meiner Per-

son verbunden, ausgemacht. Während er mit dem Herrn Supercargo in unaufhörlichem Streit war, weil derselbe durchaus verlangte, daß man ohne mich abreisen solle, bereitete er in aller Gemüthsruhe ein Empfangs- und Abschiedsfest vor.

Meyer hatte, sobald der Kapitain mit seinen Leuten und seinen Kanonen an Bord war, befohlen, daß man die Anker lichte und um das Nordende der Insel herum nach Neu-Guinea fahre. Der Kapitain hatte ihn gefragt, ob er vergessen habe, daß ich auf dem Lande sei; des bösartigen Menschen Antwort war aber gewesen: „Was geht es Sie an, was ich vergessen oder was ich behalten habe, ich will jetzt nach Neu-Guinea fahren und damit punktum."

„Und ich will nicht," hatte Waterhocker erwidert, „und damit auch punktum."

Der Supercargo hatte geschrieen: „Herr, Sie wollen sich mir widersetzen? haben Sie vergessen, daß ich zu befehlen habe, wohin Sie fahren sollen und wenn Sie es sollen?"

Darauf hatte ihn parodirend Waterhocker geantwortet: „Was geht Sie das an, was ich vergessen oder behalten habe."

Meyer that, als ob er Krämpfe kriegen wolle, aber der wackere Kapitain ließ sich nicht irre machen, sondern erklärte: „Obwohl er sehr gut wisse, daß der Supercargo die einzelnen Zielpunkte der Reise zu bestimmen habe, so habe er doch zu bestimmen, wenn die Anker gelichtet werden sollten und er habe auch zu bestimmen, ob man einen am Lande befindlichen Mann zurücklassen solle oder nicht. Nun war aber hier nicht ein Schiffsjunge am Lande, sondern ein Gelehrter, dem die ganze Expedition den Namen einer wissenschaftlichen dankte und daß ein solcher noch weniger als etwa ein unnützer Schiffsjunge zurückgelassen werden könne, verstehe sich doch wohl von selbst."

Da der Supercargo sich nicht begeben wollte, erinnerte der Kapitain ihn wieder an die versiegelte Ordre und dies hatte eine solche Zaubergewalt, daß Meyer fluchend davonlief, nur immer gelegentlich das Thema von der Abreise wieder aufnehmend, worauf dann der Kapitain nur mit Achselzucken und mit Lächeln antwortete.

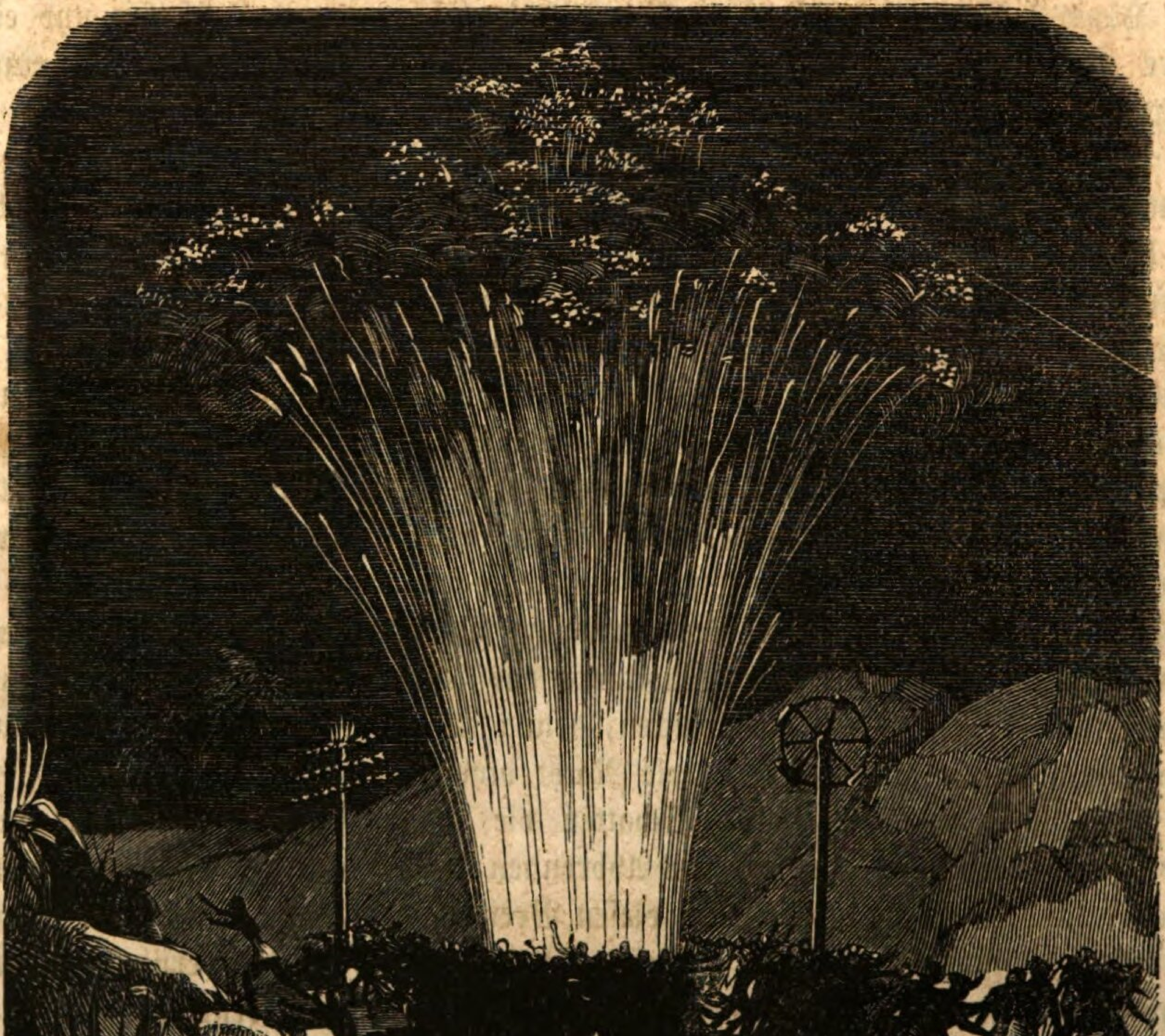
Indessen ging die Zeit vorüber und ich war meiner Arbeit quitt und der Kapitain war fertig mit dem, was er zur Feier des Geburtstages des Königs thun wollte. Unter unseren Seesoldaten befand sich Einer, welcher mit der Feuerwerkerkunst gut umzugehen verstand; diesem gab der Kapitain auf, einige hundert schöne Raketen mit rothen und grünen Leuchtkugeln zu machen, dann auch noch einige andere Feuerwerkskörper, Feuerräder, Pyramiden, Tourbillons und dergleichen anzufertigen, um das Fest so glänzend wie möglich zu begehen. Dann wurde am Strande eine bequeme und ebene Stelle ausgesucht, um die Feuerwerkskörper aufzustellen; mitten unter diesen wurden Tische gedeckt und es wurde von dem Koch eine genügende Portion frischen Fleisches in allen möglichen Formen dem Gaumen der Seesoldaten und Matrosen so annehmlich

als möglich gemacht; daß dazu eine genügende Portion jenes schauderhaften Getränkes kam, welches man Schiedamer nennt, ein fuselreicher Branntwein, der über Wachholderbeeren und Pfeffer abgezogen ist, das erstere, um den Fuselgeschmack zu bedecken, das letztere, um diesen Branntwein den schrecklichen verdorbenen Geschmackswerkzeugen der Matrosen bemerklich zu machen, weil sie den gewöhnlichen Branntwein gar nicht mehr auf der Zunge empfinden — versteht sich von selbst und so gelang es denn, eine äußerst glückliche Stimmung hervorzubringen. Die Leute setzten sich, als es Abend wurde, zu Tisch, ließen den König leben, indem sie ihre Branntweingläser wiederholt füllten und eine Ehre drein setzten, dieselben, wie groß sie auch sein mochten, mit einem Zuge zu leeren.

In der Uebung solcher Kunststücke von Jugend auf gewöhnt, gelang dieses immer und es war eine Freude anzusehen, wie die Bestialität im Menschen so herrlich vorwaltet, zugleich aber konnte man wahrnehmen, daß die guten Menschen in gewisser Art sehr mittheilsam waren. Um mich zu begleiten, hatten nicht blos der Häuptling, sondern sich auch eine große Zahl derjenigen, die meinen Unterricht genossen, und eine noch viel größere Zahl anderer Eingeborener am Ufer eingefunden. Diesen allen bot die Freigebigkeit der Matrosen, sehr zum Nachtheil des Supercargo, von dem Getränk an, welches sie selbst begeistert hatte und es wurde nöthig, statt eines Fasses von 60 Quart, welches man für 100 Leute genügend erachtet hatte, zwei solche Fässer preis zu geben. Zu meiner äußersten Verwunderung lief alles wunderbar gut ab, mag sein, daß die Anwesenheit des Kapitains das Ihrige that, um die Händelsucht betrunkener Matrosen zu unterdrücken, genug es entstand kein Streit und man war überaus fröhlich bis tief in die Nacht hinein.

Als diese nun mit ihrem Schatten die schöne Insel ganz verhüllt hatte, gab der Kapitain das Zeichen zum Abbrennen des Feuerwerks und alsbald stieg eine Girandola empor, wie sie in diesen Breiten wohl noch nie gesehen worden ist, und gewiß war sie von größerer Wirkung, als die hochberühmte, welche beim Osterfeste in Rom von der Engelsburg emporsteigt, wenn sie auch nicht so zahlreich zusammengesetzt war, denn dort sieht man dergleichen wenigstens alle Jahre einmal, hier aber war sie noch nie erblickt worden; auch läßt sich denken, daß zuerst starres Entsetzen, dann die wildeste Flucht alles hinriß, die Eingeborenen nach allen Richtungen flüchteten, übereinander fielen und erst in großen Entfernungen staunend stehen blieben, um die Wirkung dieses wunderbaren Schauspiels mit anzusehen. Die übrigen Theile des Feuerwerks wurden nun mit Ruhe betrachtet, aber freilich machten sie nicht mehr diese glänzende, diese wundervolle Wirkung, und die ungeheure Ueberraschung, welche die Girandola hervorgebracht hatte, war natürlich durch sie ganz absorbirt worden; die Schwärmerkasten, die Frösche, die römischen Lichter, die sogenannten Tischraketen oder Tourbillons konnten doch nicht mehr überbieten, was man gleich zuerst

gesehen hatte; nichts desto weniger hatte das Ganze einen so höchst imposanten Eindruck gemacht, daß die Wilden sich in einem Zustande des ehrfurchtsvollsten Erstaunens befanden und in diesem verharrten, als wir uns endlich dem Schiffe zuwendeten. Es wäre vielleicht gut gewesen, wenn unsere Bekanntschaft mit den Bewohnern von Tombara durch ein solches Feuerwerk eingeleitet worden wäre, denn in ihrer unbeschreiblichen Ehrfurcht zeigte sich klar, daß sie uns jetzt nicht mehr für Menschen ihresgleichen, sondern für Dämonen hielten.



Eine Girandole, wie sie in diesen Breiten wohl noch nie gesehen worden.

Am nächsten Morgen erklärte der Kapitain seinem Supercargo, daß er nunmehr bereit sei, seinen Kiel zu richten, wohin der Herr Supercargo befehle. Er wisse sehr genau, bis wie weit sich sein Gehorsam und wie weit sich des Supercargo Oberherrlichkeit zu erstrecken habe; er werde daher immer seinen Lauf dahin richten, wohin der Herr Supercargo es haben wolle, aber niemals

zugeben, daß eines unbilligen Wunsches willen irgend ein Mann von der Equipage unter den Wilden gelassen werde.

Anfangs schien es, als wolle der Supercargo den Kapitain lediglich mit Verachtung strafen, denn er wandte sich von ihm, ohne ein Wort zu erwidern, gleich darauf kehrte er sich aber um und sagte in tief verbissenem Grimm: „Der Tag der Abrechnung wird kommen und dann wehe Ihnen!“

„Ich wäre höchst erstaunt gewesen, wenn er hätte sein Maul halten können,“ sagte der Kapitain, „doch es verstand sich von selbst, daß irgend eine Drohung kommen mußte. Nun lassen sie ihn drohen, er hat seine Freude daran und ich weiß sehr genau, was ich zu thun habe.“

Die nächste größere Insel, welche wir besuchten, war die Nachbarinsel Neu-Britanien, welche die Einwohner Birara nennen; sie verbindet gewissermaßen Neu-Ireland mit Neu-Guinea, von welchen sie durch die Dampier-Straße getrennt ist und bildet mit Tombara ein großes Hufeisen, um welches her die kleinen Inseln wie dazu gehörige Nagelknöpfe liegen. Der Flächeninhalt von Neu-Britanien läßt sich nicht gut angeben, weil er noch niemals mit einer dazu erforderlichen Genauigkeit aufgenommen worden ist, doch glaubt man, daß 500 Quadratmeilen keine zu hohe Annahme seien; die Insel hat nämlich ungefähr eine Länge von 80 Meilen und eine Breite von 5 bis 10; nehmen wir also als Durchschnitt 7 Meilen an, so kommen 560 Quadratmeilen, nämlich solche, wie sie in Deutschland üblich sind und wie man 15 auf einen Grad des Aequators oder eines Meridians zu zählen pflegt. Ich bemerkte beim nahen Vorbeifahren, daß die Insel sehr bergig sei und daß sie viele, noch brennende Vulkane zähle, welche zum Theile sehr hoch sind. Die Insel muß äußerst fruchtbar sein, denn wohin der Blick auch fällt, er trifft auf Waldungen, auf das üppigste Grün, auf Pflanzenwuchs, der sich bis zum Meer herab erstreckt, und aus dem Rauch, welcher an vielen Stellen aufstieg, glaube ich schließen zu dürfen, daß die Insel stark bewohnt sei. Wir landeten nicht, konnten daher nicht erfahren, ob die Einwohner gleichfalls einen solchen Widerwillen gegen die Europäer haben, wie man es bei den mehrsten findet, allein ich möchte eine Wette darauf eingehen, daß es so sei, denn hier, wie überall, haben die würdigen europäischen Seefahrer sich mit dem Ruhm bedeckt, die Eingeborenen mit Schrecken zu erfüllen und den Namen der civilisirten Europäer zu brandmarken.

Die Entdeckung geschah am Anfange des 17. Jahrhunderts durch Tasman, welcher die Insel für einen Theil von Neu-Guinea hielt; späterhin kamen mehrere andere Seefahrer, welche diese Meinung dahin berichtigten, daß sie allerdings für eine Fortsetzung von Neu-Guinea (von dem Cap King William aus) angesehen werden könne, aber in der That durch eine 15 Meilen breite Meerenge davon geschieden sei. Diese Straße wurde zuerst von Dampier befahren und trägt daher auch dessen Namen; es geschah im März des Jahres 1700, man landete daselbst, um Wasser einzunehmen. Bei dieser Gelegenheit

bemerkten die Engländer, daß die Eingeborenen eine große Menge Schweine hielten und daß demnächst mehlreiche Wurzeln und wohlschmeckende Früchte hier reichlich vorhanden seien; man wollte dieselben von ihnen eintauschen und zeigte Aexte und ähnliche Gegenstände, von deren Nutzen die Leute nicht den geringsten Begriff hatten. Da sie die Gegenstände zurückgaben, erklärten die Engländer: da das Volk so dumm sei, ihre Tauschgegenstände nicht haben zu wollen, so würden sie nehmen, was sie brauchten, und sie begannen nun recht anständig zu plündern. Sie nahmen die Schweine weg, wo sie dieselben fangen konnten und kehrten mit ihrer Beute zu den Schiffen zurück.

Als sie am nächsten Tage wiederkamen, hatten die schlechten Menschen die sämmtlichen eßbaren Wurzeln ausgezogen, die Früchte von den Bäumen genommen und die Schweine fortgetrieben. Das forderte begreiflicherweise Rache, denn was konnte schändlicher sein, als sein Eigenthum gegen die Raubsucht engländischer Matrosen zu schützen; es wurden vor allen Dingen die Häuser untersucht, um zu sehen, ob etwas Werthvolles darin enthalten sei, dann wurde jedes einzelne Haus und jede Umfriedigung von Flechtwerk angezündet und ein allerliebstes Feuerwerk gemacht. Die Gärten wurden verwüstet und Streifzüge in die Wälder angeordnet, welche jedoch keinen besonderen Erfolg hatten, weil die Wälder kaum zu durchdringen waren und auch von den Einwohnern bewacht wurden, so daß aus manchem Hinterhalt ein Pfeil hervorflog, der es nicht rathsam scheinen ließ, viel weiter zu gehen.

Der sogenannte Admiral, der ehemalige Räuber und Flibustier Dampier beschloß die Verrätherei der Indier gehörig zu bestrafen und ihnen ein für allemal eine Lehre zu geben, welche genug sei für alle Zeiten. Wir wollen den würdigen Mann die Sache selbst erzählen lassen.

Einunddreißigstes Kapitel.

Dampier's Bericht über die Entdeckung des Archipels und seine Kämpfe mit den Eingeborenen. Fortsetzung unserer Reise. Ein interessantes Abenteuer mit dem „Achilles". Engländische und holländische Höflichkeit im Wettstreit.

„Am nächsten Morgen (den 19. März 1700) nahm ich (Dampier) unsere beiden Langboote zur Landung, besetzte sie mit hinlänglicher Mannschaft, vor allen Dingen um die noch leeren Wasserfässer zu füllen, dann aber auch, um den Eingeborenen die zugedachte Züchtigung zu ertheilen. Ich sah am Ufer nur einen kleinen Knaben und zwei Männer, denen ich Messer und Aexte sowohl als gläserne Flaschen zeigte und denen ich dabei zurief, sie möchten mir Cocosnüsse bringen. Die Leute riefen spottend: Cocos, Cocos! und liefen in den

Wald, als ob sie welche holen wollten, kehrten aber nicht wieder zurück; so hatten sie es schon verschiedene Male mit unseren Leuten gemacht und ich war der Fopperei überdrüssig, ging also an der Spitze von acht oder neun Mann auf den sichtbaren Fußpfaden gegen das Innere der Insel hin, durchlief drei von ihren Dorfschaften, welche aber ganz verlassen waren und aus denen sie alles Werthvolle, namentlich ihre Schweine entfernt hatten.

Um mich zu entschädigen, nahm ich ihre Netze mit mir fort und zündete ihre Häuser an.

Unterdessen hatten die Matrosen ihre Fässer gefüllt und ich kehrte nach dem Schiffe zurück; während dem war ein kleines Boot von einer Recognoscirung zurückgekehrt und hatte ausgesagt, daß in einer nicht entfernten Bay ein Dorf gesehen worden, um welches her eine große Menge Schweine gegrast hätten. Man bat mich zu erlauben, daß die Langboote dorthin gingen, um den Proviant des Schiffes möglichst zu vervollständigen; sehr wider Willen gab ich doch endlich den wiederholten Bitten nach und die Boote fuhren ab, während ich auf dem Schiffe alles Nöthige in Stand setzen ließ, um sie durch meine Kanonen zu unterstützen.

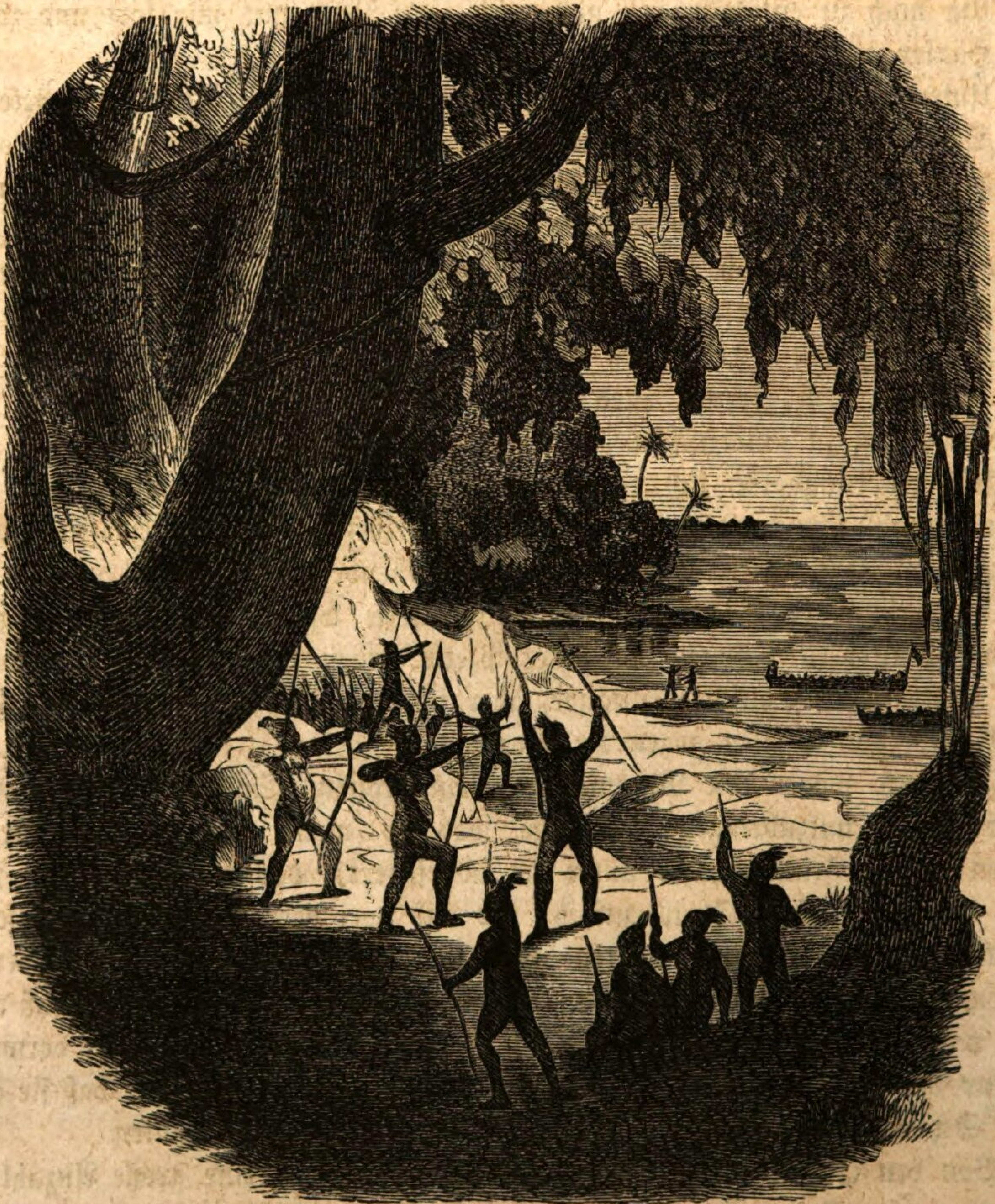
Als die Langboote sich dem Ufer näherten, sahen sie dasselbe von einer großen Anzahl schwarzer Eingeborener besetzt, welche reichlich bewaffnet waren, ihre Lanzen, ihre Bogen schüttelten und drohende Bewegungen machten, um die Annäherung der Boote zu verhindern, einige waren sogar keck genug, um bis in's Wasser zu kommen und ihre Pfeile gegen die Unsrigen abzuschießen. Man zeigte ihnen Tauschgegenstände, aber sie spannten ihre Bogen und schossen eine Unzahl von Pfeilen gegen die Boote ab.

Dennoch waren die Mannschaften entschlossen, Schweine und sonstigen Mundvorrath mitzubringen, es koste was es wolle. Um sie zu erschrecken, wurden einige Flintenschüsse unter sie abgefeuert, was denn auch zur Folge hatte, daß der größere Theil entfloh, bis auf zwei oder drei, muthmaßlich die Häuptlinge, welche Stand hielten und mit großem Ernst die Engländer bedrohten, falls sie nicht zurückweichen würden. Dies hatte zur Folge, daß meine Leute mit Schießen fortfuhren, wodurch diese eigensinnigen Menschen verwundet und zur Rückkehr gezwungen wurden, da sie nun einsehen lernten, daß sie gegen unser Schießpulver und unsere Kugeln nicht Stand halten konnten.

Von den Eingeborenen wurden neune getödtet und eine große Anzahl verwundet; meine Untergebenen erreichten das Ufer, führten eine große Anzahl lebender Schweine, viele Früchte und sonstiger nützlicher Gegenstände mit sich fort und kamen mit ihrer Beute reich beladen zum Schiffe zurück. Am nämlichen Tage wurde noch eine ähnliche Fahrt gemacht und abermals eine große Anzahl von Schweinen mitgebracht, am nächsten Morgen wurde eine dritte Reise unternommen und jetzt zeigten sich die Einwohner schon so wohl gezähmt, daß sie sich der Landung nicht widersetzten, sondern unaufgefordert hergaben, was

sie besaßen, daher man denn ganz zufrieden von ihnen schied und nichts weiter gegen sie unternahm."

Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, wenn die Eingeborenen keine unmäßige Neigung zeigen, um Verbindungen mit den bleichen Gesichtern (oder mit den rothhaarigen Barbaren, wie die Chinesen uns nennen würden) anzuknüpfen.



Sie spannten ihre Bogen und schossen Pfeile gegen die Boote.

Weder gute noch schlechte Erfahrungen haben wir in dieser Hinsicht gemacht, wir landeten hier nicht, wir gingen auf Befehl des Supercargo an der Nordküste von Neu-Guinea hin, bald in größerer, bald in geringerer Entfernung, je nachdem Wind und Wellen uns günstig waren; einen eigentlichen Zweck hatte die ganze Reise doch nicht, da sie unter dem Befehl des albernsten

Menschen gemacht wurde, der keine Idee von wissenschaftlichen Bestrebungen hatte und dessen Befehle nur von einer augenblicklichen Laune ausgingen, daher gebot er auch jetzt in den Raum hinaus zu steuern, der von den Admiralitäts-Inseln, Neu-Britanien und Neu-Ireland und auf der südwestlichen Seite von Neu-Guinea umgeben ist; es schien, als wolle er in diesem großen Bassin neue Entdeckungen machen, aber ganz gewiß hatte er von der Möglichkeit, daß dies wirklich geschehen könnte, gar keine Ahnung, denn er war so fern von jeder Kenntniß der Geographie, daß er nicht einmal wußte, ob Afrika vom Meere umspült sei, oder ob Afrika umgekehrt das Meer umgebe. Hatte er jemals von dem Sandmeere darin, von der Sahara gehört, so stellte er sich diese gewiß flüssig vor und unter dem Kameel, dem Schiff der Wüste, verstand er unzweifelhaft nichts anderes, als jenes Kameel, wodurch man im Stande ist, versunkene Schiffe zu heben.

Als wir nun in diesen umschlossenen Raum kamen, begann das Meer in einer sehr unangenehmen Weise zu wogen und zu fluthen. In langen, tief gehenden Wellen hob und senkte es sich und je weiter wir vordrangen, desto gewaltiger wurde die Erhebung der Wellen, ohne daß doch zugleich ein Sturm, der die veranlassende Ursache gewesen wäre, sich gezeigt hätte. „Das ist sehr einfach," sagte der Kapitain, „nicht hier tobt der Sturm, sondern wahrscheinlich weiter nördlich und wir haben nur die dort aufgewühlten Wogen in ihren Ausläufern vor uns, wiewohl ich muthmaße, daß wir auch noch etwas von dem Sturme selbst abbekommen werden!" und so war es auch. Wenn mitten auf dem großen Meere, dem Atlantischen oder Stillen Ocean starke und dauernde Stürme die Wasserfläche aufrühren, so pflanzt sich die auf- und niedersteigende Bewegung derselben fort, auch außerhalb des Bereichs des Sturmes selbst; wohin dieser nicht geht, dahin gehen die Schwankungen der Gewässer und es kommt nicht selten vor, daß man an den Küsten von Kuba, oder umgekehrt von Spanien und Frankreich, die Wellen branden sieht, welche mitten auf dem Ocean durch einen Sturm erregt wurden, der, vermöge seiner Nordsüdrichtung weder die östlichen Küsten, Frankreich und Spanien, noch die westlichen, nämlich Westindien und Amerika berührte. Ein ähnlicher Fall war hier eingetreten, irgendwo auf dem Großen Ocean hatten Stürme das Meer aufgeregt, seine unruhigen Wogen hatten sich senkrecht auf die Richtung des Windes verbreitet und beunruhigten uns jetzt in dem großen Bassin, dessen nördlich gelegene, beinahe unter dem Aequator mündende Oeffnungen diesen einen bequemen Zugang gestatteten.

Ein solches Ereigniß kann dem davon betroffenen Schiffe höchst verderblich werden; wir hatten einen mäßigen Wind, der von Westen nach Osten ging, hatten aber einen furchtbaren Wogengang, welcher unsern Pfad kreuzte. Befindet man sich auf dem großen Meere unter dem Einflusse des Windes und des Wassers gleichzeitig, so vermag man das letztere durch Steuerruder und

Kiel, den ersteren durch Stellung der Segel zu seinen Gunsten zu verwenden. Befindet man sich aber in einem gewaltig aufgeregten Meere, ohne den Wind zur Bekämpfung desselben benutzen zu können, so ist die Lage eine höchst gefährliche und an solchem Wellenschlage ohne den dazu gehörigen Sturm, sind mehr Schiffe zu Grunde gegangen, als durch den Sturm selbst. Das Schiff ist ein bloßer Ball, den die Wogen nach Belieben auf- und abschleudern, es befindet sich in fortwährendem Schwanken.

Auch unser armes Schifflein litt gewaltig in dieser eigenthümlichen Lage. Wir hatten zwar Wind, allein er war zu schwach, gegen diese Massen zu kämpfen und doch blieb nichts übrig, als so viel als möglich die Mitte des eingeschlossenen Meeresraumes zu halten, weil das weit Gefährlichere die Nähe des Landes war. Was wollte aber ein Meeresbecken von 45 Meilen Breite und 60 Meilen Länge bedeuten bei einem solchen Wellenschlage, die nächste Stunde konnte uns den Tod bringen.

Es wurde Nacht und dadurch unsere Lage noch bei weitem gefährlicher; wir setzten zwar mehrere Segel bei, um dem Schiffe möglichst viel Gewalt über das bewegte Meer zu geben, aber wir mußten sie doch reffen, um dem schwachen Winde nicht zu viel Raum über uns einzuräumen, damit er uns nicht sehr zur Unzeit an eine Küste unter Lee bringe.

Die Nacht war sternhell und da die Unruhe und die Gefahr mich nicht schlafen ließ, so ging ich auf dem Verdeck hin und her, mit meinem weitsichtigen Auge, das bei Nacht immer besser ist als ein sogenanntes Nachtfernrohr, umherzuspähen. Ich mochte wohl eine Stunde in dieser Lage gewesen sein, als ich unfern von uns zu meinem äußersten Schrecken eine Klippe wahrnahm, welche aus dem Wasser herausstand und auf welche wir zufuhren. Bekanntlich glaubt man auf einem ruhigen Wasser mit dem Schiffe schwimmend, daß die Ufer sich bewegen, während das Schiff stille steht. Durch einen ernsthaften Kampf des besseren Wissens mit den getäuschten Sinnen kann man sich der Täuschung entschlagen, kann man sich überzeugen, daß das Ufer stille steht und das Schiff daran vorbeieilt. Befindet man sich aber bei unruhigem Wetter auf einem Landsee und fährt man ihn nicht längs des Ufers hin, sondern wird der Kahn vermöge des Steuers von seinem Wege abgelenkt und im Kreise umhergeführt, so helfen alle Versicherungen des Verstandes nichts. Dieser sagt vergeblich: „Liebes Kind, fasse dich, stelle dich in Gedanken an das Ufer und du wirst sofort wahrnehmen, daß dieses Schifflein, auf welchem du stehst, sich in einem großen Bogen dreht, keineswegs aber die Erde oder das Land sich umherwirbelt." Die Sinne antworteten ganz einfach: „Ich glaube, was ich sehe und empfinde, ich sehe, daß die Ufer sich im Kreise umherschwingen" und dabei muß es bleiben, was der Verstand auch dazu sagen mag. So war es auch hier, mir mochte mein Verstand sagen was er wollte, ich sah zu meinem Grauen und Entsetzen, nicht wie das Schiff auf den Felsen, sondern wie der Fels auf

das Schiff zulief und ich sah mit eben solchem Entsetzen, wie der Felsen auf den hohlen langen Bogen, bald hoch auf dem Gipfel eines Wellenberges stand, bald sich senkte, daß er tief im Wellenthale begraben lag; eine wunderbare Täuschung, von der ich mich durchaus nicht losmachen konnte.

Wie dem auch sein mochte, Schiff und Fels näherten sich in einer beunruhigenden Weise und dabei sah der schwarze Fels so abschreckend schroff und unzugänglich aus, daß ich dachte, wenn wir darauf treffen, ist sogar die leiseste Hoffnung auf Rettung auch nur eines einzigen Mannes völlig thöricht, die Wände sind senkrecht, sie scheinen sogar unterwaschen; wer vermag daran emporzuklimmen; und dann ist das ein kleines Ding, kaum zehnmal so groß als unser Schiff und völlig kahl. Vermöchten wir sogar uns darauf zu retten, so hätten wir doch nichts weiter als den grauenvollen Hungertod zu erwarten.

Da plötzlich flammte an dem Felsen etwas hoch auf, gleich darauf ertönte ein schauerlicher Donner an unser Ohr und eine mächtige Paßkugel fuhr vor dem Bug des Schiffes vorbei.

Der Kapitain sprang wie von einer Tarantel gestochen hervor auf das Verdeck und rief plötzlich dem Manne am Steuerrade zu: „hart Steuerbord! hart!" und — „Steuerbord ist's," ertönte die Antwort und die gewaltige schwarze Masse glitt so dicht an uns vorüber, daß sie trotz der glücklichen Schwenkung, die unser Schiff machte, noch den Bugspriet faßte und unter Erschütterung des Schiffs, als bedrohe es ein Erdbeben, den Mast zerbrach, zersplitterte.

Wie der Donner einer Posaune des jüngsten Tages, so erscholl durch das Sprachrohr: „schläfrige Hunde! habt Ihr keinen Ausgucker! Wo ist Euer Hund von Kapitain!"

Waterhocker sprach: „Stückpforten auf! damit ich dem Patron Höflichkeit lehre;" dann rief er hinunter: „der Kapitain ist hier! Wer ist der Flegel, der so unverschämt zu sprechen wagt; wo kommt Euer Hochmuth her? Ein abgetakelter, entmasteter Schiffsrumpf sollte Gott danken, wenn er anständigen Leuten begegnet, die ihn vielleicht retten könnten, aber er sollte sich hüten, sie zu beleidigen."

„Das Maul gehalten, Hund von einem Krämer! dies ist das englische Linienschiff der „Achilles" von 120 Kanonen, der Ostindischen Compagnie gehörig, im Sturme entmastet, aber noch immer mit genug Pulver versehen, um Eure elende Fischblase zum Platzen zu bringen! — Aufgepaßt, schickt Leute mit einem Tau zu uns an Bord, damit wir Euch ein Kabel geben können, an welchem Ihr uns herausbugsirt aus dieser verfluchten Theetasse!"

Der Kapitain stand mir gegenüber, höchst verblüfft und wußte gar nicht, was er sagen sollte; er war ein Holländer und wußte gewiß, was grob sei, aber solche Art, um Rettung aus Todesgefahr zu bitten, war ihm doch noch nicht vorgekommen. Unschlüssig wußte er nicht was er thun, ob er der Forderung entsprechen, oder ob er sich mit vollen Segeln entfernen solle; da wurde

er schnell zu einem Entschluß geführt; dieselbe furchtbare Stimme rief dröhnend herüber: „Wird's bald? oder soll ich Euch ein Paar 60pfünder durch die Rippen jagen lassen? Wenn Ihr nicht sofort thut, was ich befehle, so schieße ich Eure Nußschaale in Grund!"

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Der „van der Kapellen" liefert Vorspann. Furchtbare Lage des Schiffes. Paßkugeln und Kettenkugeln. Ein Engländer will retten und wird dafür gemacht. Endliche Befreiung des „van der Kapellen" und höflicher Dank des Engländers. Wir langen auf Neuseeland an. Unglückliche Versuche eines holländischen Seefahrers.

Unter solchen Umständen war nichts zu machen, als dem Befehle des abscheulichen Tyrannen nachzukommen. Der Kapitain ließ ein Boot in See setzen und damit gegen das Schiff zu steuern; aber er gab auch dem Ober-Steuermann einen förmlichen Protest gegen dieses Verfahren mit, in welchem er sich gegen den möglichen Schaden, der aus der erzwungenen Dienstleistung entstehen könne, verwahrte und demnächst die Versicherung gab, daß er von der engländischen Regierung oder von der ostindischen Compagnie Genugthuung fordern würde.

An das mitgenommene Tau wurde ein stärkeres gebunden, welches die Dicke unseres schwersten Ankertaues hatte, und nun wurde dieses durch unsere Mannschaft am Gangspil herübergehaspelt. Dem Ober-Steuermanne aber gab der engländische Kapitain die Weisung, der Holländer möge sich für durchgeprügelt ansehen und möge auch wegen dieser Beleidigung ganz gehorsamst um Satisfaction bitten, jetzt aber sich vor sein Schiff spannen, um es längs der Nordküste von Guinea herum nach den Sunda-Inseln zu bugsiren, sollte sich aber nicht unterstehen, noch ein Wort weiter zu sagen, sonst würde er nach geleistetem Dienste ihn durch den Spiegel in den Grund des Meeres versenken; denn er habe an seinem Bug die schönsten messingenen 40pfünder, welche auf mehr als Kabellänge trügen.

Der Stolz des Kapitains war durch diese Brutalität auf das Empfindlichste verletzt; auf das Empfindlichste, weil er thun mußte, — gezwungen thun mußte, was der Engländer forderte. Und was war es für eine Aufgabe für dieses Kauffahrteischiff ein Kriegsschiff von 120 Kanonen zu schleppen, dessen Masse mindestens zehnmal so groß war und welches einen Tiefgang von 25 Fuß hatte.

Der „Achilles" war von einem Teifun etwas nördlich vom Aequator erfaßt worden, zwischen den Carolinen- und den Admiralitäts-Inseln. Die Masten

waren ihm abgebrochen, als wären es Rohrstengel; obschon sie keinen Zoll Segeltuch führten, da man bei einem solchen Wirbelsturme gern Alles zu vermeiden pflegt, was demselben irgend wie Widerstand leisten könnte; aber einem solchen gegenüber sind auch die dünnen Stengen und die Taue schon zu viel. Der Sturm bricht die ersten wie Strohhalme und zerreißt die letzten, als wären sie verbrannt. Nur die colossale Schwere des Schiffes und der ungeheure Tiefgang hatten dasselbe gerettet aber auch kahl rasirt, indem selbst die letzte Spire von Verdeck fortgeschwemmt war, die man noch allenfalls als Nothmast hätte aufrichten können. Der riesige Rumpf war ein Spiel der aufgeregten Wogen, welche ihn über den Aequator hinweg, zwischen den Admiralitäts-Inseln und Neu-Ireland hindurch, nach der eingeschlossenen See getrieben hatten.

Hier war es, wo unser trauriges Schicksal uns dem Coloß entgegenführte, welcher uns beinahe übergerannt hätte, und hier war es, wo wir jetzt mit aller Anstrengung, deren der arme „van der Kapellen" fähig war und unter Beisetzung aller Segel versuchten, das Meeresungeheuer herauszuschleppen „aus der Theetasse."

Das Schiff bebte in allen Fugen; das Tau war so furchtbar schwer, daß es nicht gespannt wurde, sondern in langer Kettenlinie in das Wasser hinabhing, wenn nun der Wind ein Paar Minuten lang etwas stärker wehte, so hob sich das Tau bis zur Oberfläche und wurde daran durch die Adhäsion des Wassers gehalten; dann riß es sich plötzlich los und dieses gab dem Seil und damit dem kleineren Schiffe einen so heftigen Stoß, daß dieses in allen Fugen erzitterte; dasselbe geschah, wenn der Wind nachließ und das Kabel sich wieder in das Wasser senkte. Die Anstrengung war enorm und ich hätte nimmermehr geglaubt, daß dieses Schiff, welches mir zwar anfangs stark vorgekommen, jetzt aber äußerst unbedeutend erschien, solch eine Anstrengung auszuhalten im Stande sei. Es kam mir vor, als ob noch eine andere Gefahr uns durch den Riesen hinter uns bedrohte. Wenn wir an einer der langen, gewaltigen Wellen hinaufsegelten — kletterten, möchte man beinahe sagen, so sah es aus, als ob das an dem Schiffe hängende schwarze Ungeheuer uns nothwendigerweise in die Tiefe ziehe. Aber noch viel schrecklicher sah es aus, wenn die Lage die umgekehrte war, wenn wir in ein Wellenthal hinabrollten und das riesige Kriegsschiff hoch über uns stand, sich dann vorne überneigte und dann mit dem Bug uns nachschoß in einer Weise, welche glauben ließ, wir müßten nothwendigerweise von ihm zerschmettert, von seiner Wucht zermalmt werden.

Bei einem solchen Kampfe, als wir gerade über einen Wellenberg segelten und dieser zwischen uns und dem Kriegsschiffe war, den „van der Kapellen" abwärts ziehend, der „Achilles" aufwärtsziehend, schwappte das Tau aus dem Wasser empor und die Erschütterung war so ungeheuer, daß es riß und unser Schiff, von der Last urplötzlich befreit und unter dem ganzen Druck seiner Segel so gewaltig niederschoß, daß ich in Todesangst war, es werde sich über-

stürzen, mit dem Bug Wasser schöpfen und untergehen; allein es hielt sich tapfer, richtete sich auf und nun sagte ich zum Kapitain, das ist der rechte Augenblick, uns von diesem Grobian loszumachen und ihn seinem wohlverdienten Schicksal zu überlassen.

„Bei Gott, das habe ich auch gedacht," erwiderte Waterhocker und änderte nichts in Stellung der Segel oder des Steuers. Wir schienen für den Augenblick frei, doch auch nur für den Augenblick; denn nur wenige Sekunden darauf kam das schwerfällige Ungeheuer, vermöge seiner einmal angenommenen Bewegung auf den Wellenberg, welchen wir soeben verlassen, und so wie er dort sichtbar wurde, so nahmen wir auch einen Blitz wahr und gleich darauf fuhr eine schwere Paßkugel so nahe über unserm Schiffe hinweg, daß wir mit Bestimmtheit glaubten, die Spitze der Masten würde davon berührt werden.

Der Kapitain kratzte sich hinter den Ohren und sagte: „Wir haben zu früh triumphirt; wir sind noch im Bereich der Kugeln des verdammten Ungeheuers." Er war im Begriff, den Befehl zur Einreffung der Segel zu geben, als auch schon ein zweiter Blitz uns belehrte, daß der grobe Engländer zugleich auch höchst ungeduldig sei, und nun fuhr mit einem furchtbaren Geheul ein Paar Kettenkugeln über uns hinweg, aber näher und niedriger, als die Paßkugel; denn die beiden höchsten Stengen des Mittel- und des Hintermastes wurden davon durchgeschnitten und fielen mit furchtbarem Prasseln auf das Verdeck. Das Schiff hatte seine Segel in dem Augenblick so weit verkürzt, daß es sichtbar wurde und es folgte kein dritter Schuß, welcher sicher das Verdeck gestreift oder gar den Spiegel getroffen hätte und durch das ganze Innere des „van der Kapellen" gegangen wäre. Wir setzten abermals ein Boot aus, um dem groben Engländer den erzwungenen Liebesdienst zu leisten; und als wir so dem Schiffe wieder näher kamen, brüllte uns sein Kapitain in der bereits verschiedentlich gehörten Weise an, indem er rief, wir sollten uns nicht einbilden, daß wir, einmal im Bereich seiner Kugeln, ihm entgehen könnten. Wenn wir ein engländisches Schiff wären, so würde er uns nicht loslassen, bis wir für unsern Ungehorsam durch das Admiralitätsgericht gestraft wären; da wir aber nur rechtlose Holländer seien, so würde er uns selbst strafen, wenn wir noch einmal einen Fluchtversuch wagten.

Gegen die rohe Gewalt und Uebermacht ist gar nichts zu thun. Wir mußten uns dem durchaus ungerechten und unerlaubten Befehle fügen; denn wir wären ganz gewiß in Grund gebohrt worden, wenn wir uns hätten wehren wollen. Und leider hatten wir nicht einmal die leiseste Hoffnung, irgend welche Satisfaction zu bekommen, hätte sie auch nur in einem einfachen Verweiß bestanden. Es war nicht einmal eine etwaige Klage bei der engländischen Regierung von Erfolg; gewiß würde man gesagt haben, der Kapitain würde nur seine Pflicht gethan haben, wenn er ein engländisches Schiff gerettet, gleichviel durch welche Mittel.

Der beschwerliche Dienst dauerte zehn volle Tage, während welcher das große Schiff wie ein Bleiklumpen an uns hing. Glücklicherweise beruhigte sich das aufgeregte Meer schon nach dem ersten dieser Tage und wir hatten bei mäßigem Winde eine ruhige und glatte Bahn vor uns. Aber der riesige Orlog, welcher nicht die geringste eigene Bewegung hatte, auf welchem nicht einmal ein Ghikbaum oder ein Klüverbaum als Nothmast aufgerichtet wurde, verhinderte unsere Fahrt in solcher Weise, daß wir kaum den dritten Theil eines Breitengrades von Süden nach Norden äquatorwärts vorgeschritten waren. Wir hatten bei allem Unheil noch von Glück zu sagen, daß der Wind nicht stärker wehte; denn in diesem letzten Falle würde der Bleiklumpen hinter uns höchst wahrscheinlich unser Schiff auseinandergerissen haben, da das Kabel am Hintertheil befestigt war, indessen die Masten am Vordertheil zogen. Diese Befürchtung theilte mir der Kapitain mit, indem er wahrnahm, daß die Fugen des „van der Kapellen" begannen undicht zu werden und daß viele der Leute fortwährend beschäftigt waren, das eindringende Wasser auszupumpen.

So lange wir uns in „der Theetasse" befanden, war von einer Befreiung keine Rede; denn hierher kommt nur selten ein Schiff. Aber unsre Hoffnung täuschte uns nicht, als wir die große Straße erreichten. Außerhalb der großen Inselwelt und in der Richtung des Mansuhm, welcher in dieser Jahreszeit noch von Osten nach Westen weht (der Wechsel findet im April statt), begegneten wir einem mächtigen engländischen Dreidecker, zwar auch nur ein Handelsschiff, aber doch von bedeutend größerem Tonnengehalt, als der „van der Kappellen". Dieses dreiete uns an und ließ sich Auskunft geben über die befremdende Erscheinung. Es schien beinahe, als habe er geglaubt, wir seien die Herren, wir seien Meister des großen Schiffes geworden, was entmastet durch einen Sturm sich unserer nicht habe erwehren können, und deshalb kam es wahrscheinlich mit der Absicht, seinen Landsmann zu befreien, auf uns zu — zu unserem Glück und zu seinem Schaden; denn der Kapitain des großen Kriegsschiffes hatte die Seetüchtigkeit des neuen Ankömmlings bereits erkannt und hatte ihm beim Näherrücken befohlen, ein Boot an seine Seite zu schicken.

Der Befehl, von einem entmasteten Schiffe gegeben, klang so eigenthümlich, daß der Fremde mit der Befolgung des Befehls zögerte; aber er wurde gleich darauf durch einen wohlgerichteten Kanonenschuß belehrt, daß jener entmastete Riese nicht waffenlos sei. Alsbald wurde dem Befehl Folge gegeben und das nunmehr abgesendete Boot von Einem aus dem Kriegsschiffe zu uns herangeleitet. Von dem Engländer mußte ein Tau zu uns herübergebracht und an dieses das Kabel befestigt werden, welches darauf vom „van der Kapellen" auf den Engländer überging, worauf wir unsres Dienstes in Gnaden entlassen wurden. Der Kapitain machte dem Schiffslieutenant bemerklich, daß er nicht die geringste Verpflichtung gehabt habe, das engländische Kriegsschiff aus seiner Noth zu retten; daß er zehn Tage von seinem Cours verloren; daß er seiner

Mannschaft unsägliche Arbeit verursacht habe, abgesehen von der schweren Beschädigung, welche das Schiff erlitten. Er hoffe, der Kapitain werde dieses einsehen und ihn dafür entschädigen.

Der Lieutenant erwiderte hierauf, er wisse zwar nicht, wie sein Vorgesetzter hierüber denke, er aber versichre ihm, daß er nicht im Entferntesten daran denken würde, ihn für solche Lumperei zu bezahlen oder zu entschädigen, und daß, wenn an ihn solche Forderung gestellt werden sollte, er dieselbe sofort mit einem Dutzend Paßkugeln beantworten würde, und er gab ihm höflich zu bedenken, welche Folgen das wohl für ihn, als den Befehlshaber des Kriegsschiffes nach sich ziehen könne: er habe ein ungehorsames Schiff in Grund geschossen, das sei Alles, was er zu verantworten habe. Allein damit er sehe, daß die Engländer generös sein könnten, wo es nöthig sei, so werde er bei dem Kapitain befürworten, daß man der Mannschaft eine kleine Tonne Rum schenke, damit dieselbe sich nach gethaner Arbeit einen steifen Grog machen könne.

Waterhocker mußte seine Faust in der Tasche machen; denn diese würdigen Männer waren im Stande, ihm noch jetzt, nach erhaltener Ablösung und da sie seiner nicht mehr bedurften, ein Dutzend Kugeln in den Rumpf zu bohren.

Noch lange sprachen wir von diesem unangenehmen Ereigniß und der Supercargo, welcher bis jetzt sich ganz still verkrochen hatte, kam nun wieder zum Vorschein und erzählte, was er alles gethan haben würde, wenn er an Stelle des Kapitain Waterhocker gewesen wäre, und versicherte, ein so gut bewaffnetes Schiff, wie das unsere, lasse sich durch eine entmastete Nußschale nicht einschüchtern. Aber freilich, wenn ein Kapitain von den Kriegswissenschaften nicht das Geringste inne habe, wenn es ihm überhaupt an Erfahrung sowohl, als an Muth fehle, so müsse man sich Alles gefallen lassen, nicht blos von einem Kriegsschiff, sondern sogar von einer chinesischen Dschonke.

Man ließ den Schwätzer reden und kehrte sich um so weniger an ihn, als er noch niemals einen Beweis von Seemannskunst, von Kriegserfahrung oder von Muth gegeben hatte, und Waterhocker setzte seine Fahrt in der Weise fort, wie es nach leidlicher Ausbesserung der erlittenen Schäden möglich war. Wenige Tage, nachdem wir von unserem Alp erlöst waren, gelangten wir unter gutem Druck des Passatwindes nach Neu-Guinea, indem wir das Cap d'Urville zu Gesicht bekamen.

Es ist merkwürdig, wie wenig es den Europäern gelungen ist, das Innere jener mächtigen Insel zu erforschen. Das Land ist bereits im sechszehnten Jahrhundert bekannt geworden. Man nennt Francisco Serano als denjenigen, der es im Jahre 1511 zuerst gesehen, und man führt mit großer Sicherheit den Portugiesen Menedes als eigentlichen Entdecker im Jahre 1526 an. Er war nämlich durch Lopez von Sanpajo, dem damaligen Vicekönig von Goa nach den Molukken gesandt worden, um dort ausgebrochene Unruhen zu unterdrücken. Dabei wurde er so weit verschlagen, daß er wirklich bis zur Insel Neu-Guinea

gelangte, und daselbst auch so lange verblieb, bis der Mansuhnwechsel eintrat, mit welchem er nach Goa zurückkehrte. Die spanischen Geschichtsschreiber nehmen übrigens die Entdeckung für ihre Nation in Anspruch und behaupten, daß Alvaro de Saavedra, ein Verwandter des Ferdinand Cortez, die große wichtige Insel im Jahre 1527 entdeckt, sie Papua oder das Land der Papuas genannt und auch den östlichen Theil unter dem Namen der Goldinsel näher bestimmt habe.

Dies ist gleichgültig und es ist nur das besonders merkwürdig, daß man im Laufe von 350 Jahren immer noch nicht so weit in das Innere gedrungen ist, um dasselbe nur einigermaßen zu kennen. Es scheint beinahe, als wäre diese bei weitem kleinere Insel doch noch weniger zugänglich als Neu-Holland, welches denn doch endlich von Süden nach Norden, vom Victoria-Land bis zum Carpentaria-Golf durchzogen worden ist; und doch sollte man glauben, müsse Neu-Guinea leichter zu durchforschen sein, da die Hauptschwierigkeit bei dem Austral-Continent im Mangel an Wasser liegt, dessen es in dem gebirgigen Neu-Guinea überall und zur Genüge giebt.

Die nächste Umgebung von Neu-Guinea ist durchaus inselreich; nicht blos die Nord- und die Südspitze hat gewissermaßen Fortsetzungen in einer beträchtlichen Anzahl ziemlich großer Inseln, nicht nur ist der westliche Theil der Südküste, sowie der südliche Theil der Ostküste von größern Inseln sowohl als von zahlreichen Vorposten umgeben, sondern auch die auf unsern Karten leer gelassenen bedeutenden Striche der Nord- und der Südküste sind mit Inseln so besetzt, daß sie eine zusammenhängende Kette oder kleine Gruppen bilden. Die mehrsten dieser Inseln sind allerdings nur so groß, daß der Kartenstecher sich ihrer nicht bemächtigen kann, falls er nicht Neu-Guinea allein, ohne das kleine Anhängsel des großen Weltmeeres zwischen Asien und Amerika zu stechen hat.

Die nächste Gruppe, welche wir aus der abscheulichen „Theetasse“ herkommend vor Neu-Guinea auf unserem Wege fanden, war Arimoa. Wir waren an der Humboldt-Bay und der Cyclopen-Bay vorbeigefahren und befanden uns jetzt Angesichts der nach d'Urville benannten Spitze, von welcher sich die bis dahin östlich mit einer geringen Erhebung nach Norden laufende Küste plötzlich unter einem rechten Winkel von Norden nach Süden, mit einer geringen Neigung nach Westen wendet.

Die zierlichen Inselchen, welche wir auf unserem Wege gesehen hatten, lagen da wie prächtige grüne Smaragde, in das dunkle Blau des Oceans gefaßt; aber sie waren zu klein, um unsere Neugier zu erwecken, oder dem Supercargo Gelegenheit zu geben, „die unterthänigste Aufwartung der Fürsten und Könige entgegen zu nehmen.“ Als wir aber gegenüber dem Cap d'Urville lagen, wurde zu ankern beschlossen, obwohl der Grund uns nicht besonders tief zu liegen schien, da die Farbe des Wassers eine auffallend helle war. Eine Bemerkung, welche schon d'Urville gemacht hat, der jedoch gleichzeitig erklärt, daß eine wirkliche Gefahr dabei nicht vorhanden sei, indem der Korallengrund immer

noch tief genug liege, um dem schwersten Kriegsschiffe, selbst bei starken Schwankungen des Meeres nicht Veranlassungen zu Besorgnissen zu geben.

Als wir uns eine günstige Stelle ausgesucht hatten, gewahrten wir Eingeborne auf zwei großen Booten vom Lande abstoßen und auf uns zusteuernd. Beim Näherrücken bemerkte man eine starke Bemannung darauf. Die Boote hatten Plateformen, auf denen viele Leute sich befanden; noch mehr jedoch saßen in den eigentlichen Booten und waren mit Rudern beschäftigt. Als sie soweit herangekommen waren, um Zeichen machen zu können, luden sie uns sehr lebhaft ein, zu ihnen zu kommen, machten allerlei Freudenbezeugungen und Winke und ich frug den Kapitain, warum er kein Boot aussetze. Der Kapitain erwiderte, daß hier die Sache nicht so leicht sei, indem die Bewohner von Neu-Guinea so schlimme Menschenfresser wären, als die Fidji-Insulaner oder diejenigen auf dem Louisiaden-Archipel, wo wir unsere armen Chinesen gelassen hatten. Er wußte zu erzählen, daß vor ganz Kurzem ein holländischer Wallfischfahrer, der hier gelandet, um Lebensmittel einzunehmen, funfzehn seiner Leute verloren habe. Ein Boot, mit acht Matrosen an das Land geschickt, um die Wasserfässer zu füllen, sei nicht wiedergekehrt. Am folgenden Morgen habe man ein zweites, stärker bemanntes Boot dem ersten nachgeschickt und auch von diesen seien sieben Mann, welche sich ans Land gewagt, von den Eingeborenen sofort überfallen und weggeschleppt worden, worauf die Anderen zurückgekehrt seien.

Man habe sich nunmehr von der Küste entfernen müssen, da ein weiterer Landungsversuch nur zu noch größerem Unheil geführt haben würde, weil man ihn nicht genügend unterstützen konnte. Da seien aber zum Glück noch zwei Schiffe desselben Weges gekommen und nun hätten sich die Mannschaften aller drei Schiffe, unter Anführung eines Offiziers, zu einer bewaffneten Nachforschung vereinigt.

Diese gab die traurige, die entsetzliche Gewißheit, daß die Unglücklichen sämmtlich Opfer des gräulichsten Cannibalismus geworden. Zwei reichlich besetzte Boote, mit 40 wohlbewaffneten und zur Landung bestimmten Leuten, hatten das felsige Ufer erreicht, zu einer Zeit, als keine Eingeborenen auf demselben verweilten. Sie waren mit der nöthigen Behutsamkeit vorgeschritten und hatten wiederholt Spuren der Eingeborenen sowohl, als der Matrosen gefunden, aber nirgends Zeichen einer Gewaltthat. Ueberall schienen die Leute friedlich neben einander hergegangen zu sein. Dennoch wurde die größte Behutsamkeit nicht vernachlässigt. Man marschirte zwar in einem geschlossenen Haufen, hatte aber eine Avantgarde und eine Spitze ausgesendet und ließ auch das Hauptcorps durch Seitenpatrouillen decken. Noch immer zeigte sich nichts Verdächtiges, bis plötzlich der am weitesten vorgeschrittene Mann schreiend durch die Felsenschlucht, die er passirt hatte, zurückstürzte und ausrief: „Da sind sie!"

„Was ist das für eine Art," sagte der Offizier; „man meldet das durch einen Schuß, aber nicht durch feiges Umkehren und Davonlaufen."

„Ach," erwiderte der arme Mensch, „es sind ja nicht die Wilden, es sind nur die Ueberbleibsel unsrer zerfleischten Kameraden."

Die Truppe war unterdessen weiter geschritten und es öffnete sich die Schlucht zu einem kleinen eingeschlossenen, nur gegen das Meer hin geöffneten Thale und hier konnte man mit einem Blick die ganze entsetzliche Scene überschauen. Da lagen die entfleischten Gerippe, die abgeschnittenen Köpfe, die blutigen Kleidungsstücke der armen Matrosen und an den Ueberresten sah man ein paar Hunde der Eingeborenen nagen. Die Letzteren mochten nicht weit sein, denn eines ihrer schönen Kanoës lag angebunden, mit der Spitze in das Meer gekehrt, an der Stelle, wo die schauderhafte Mahlzeit gehalten worden war.



Da lagen die entfleischten Gerippe, die abgeschnittenen Köpfe der Matrosen.

Der Offizier war anfänglich schwankend über das, was er jetzt unternehmen sollte. Da er indessen nur eine Pirogue sah, so hoffte er, daß die Feinde nicht gar zu zahlreich sein würden, und er suchte sie daher, aber freilich vergeblich auf. Sie hatten ihn und die Seinigen bei weitem früher gesehen, als er ihren Aufenthalt oder die Stelle ihres blutigen Mahles entdeckte und hatten sich, da sie die vielen wohlbewaffneten Leute als sich überlegen erkannten, zurückgezogen in ihre unzugänglichen Verstecke.

Eine solche Erzählung konnte man nicht für geeignet halten, zur Landung aufzufordern, und ich gab mich gerne darein, abzuwarten, was uns die Eingeborenen bringen würden und da wir nicht Miene machten, ihnen Leute entgegen

zu schicken, so waren sie so freundlich, zu uns heran zu kommen. Zwar schien es, als ob sie sich mit so vielem Mißtrauen uns näherten, als wir gegen sie zu haben wirkliche Ursache hatten. Dennoch kamen sie zögernd an Bord und schienen die liebenswürdigsten, freundlichsten Gesellen zu sein; hatten nicht das mindeste Arg im Sinne und wollten lediglich Tauschhandel mit uns treiben. Aber an ihren wahrhaft diabolisch lüsternen Blicken und an ihrer Neigung, uns zu betasten, wobei ihnen offenbar das Wasser im Munde zusammenlief, konnte man sehen, daß ihr Appetit bedeutend aufgeregt war und sie ganz gewiß nichts Eiligeres zu thun gehabt hätten, als uns abzuschlachten, wenn sie sich in dem Vortheil über uns befunden hätten, den wir jetzt über sie hatten; wir waren in der Mehrzahl und waren die viel besser Bewaffneten. Sie hatten uns eine Menge Tauschgegenstände gebracht; aber merkwürdig, auch sie waren bereits sehr wohl unterrichtet über die vorwaltenden Neigungen der Europäer zu ihren Erzeugnissen. Wenn man in früheren Zeiten ein halbes Dorf auskaufen konnte, für ein paar Hände voll bunter Korallen, so mußte man jetzt mit Goldstücken bezahlen; und zwar zeigten sie uns dasjenige, was sie haben wollten. Ich erkannte die Goldstücke für Napoleons und der Kapitain sagte: „Das ist das Gold von der „Astrolabe", das sind die Offiziere von der französischen Expedition, welche die Burschen hier verwöhnt haben; mit denen werden wir wohl schwerlich in einen vernünftigen Tauschhandel kommen." Das Einzige, was wir erhielten, waren lebende Schweine, die sie uns in Menge und zu erträglich billigen Preisen brachten, wiewohl sie immer mit Geld bezahlt werden mußten, da die andern Tauschmittel bei ihnen gar nichts mehr verfingen.

Noch gegen Abend setzte der „van der Kapellen" seinen Weg fort und entfernte sich so viel als thunlich von der Küste, um nicht bei Nacht überfallen zu werden. Am nächsten Morgen mochten wir etwa zehn deutsche Meilen zurückgelegt haben, und 40 Minuten weiter westlich gekommen sein, als wir an der nördlichen Küste eine Reihe schöner Berge wahrnahmen, welche uns andeuteten, wie reich das Innere von Neu-Guinea, wie mannigfaltig es ausgestattet sein müsse. Die Berge gehörten einem mächtigen Stock vom Alpencharakter an. Viele derselben waren so hoch, daß ihre Spitzen mit Schnee bedeckt erschienen. Das setzt hier unter dem Aequator, wo die Schneegrenze 14,000 Fuß über dem Meere liegt, eine gewaltige Höhe voraus. Wir setzten die Reise den Tag hindurch fort und hielten dann gegenüber denjenigen Bergen an, welche man unter dem Namen der Arfaki kennt.

Kaum konnten wir vom Lande aus bemerkt werden, als wir auch schon Boote in großer Menge von der Küste abstoßen sahen. Es waren nicht jene großen langgestreckten Piroguen, wie wir sie am gestrigen Tage gesehen; es waren auch nicht dreißig und mehr Menschen in einer jeden; aber die paar Mann, welche mit Emsigkeit zu uns heranruderten, hatten so viel Proviant bei sich, waren so freundlich in ihrem Wesen und so gemäßigt in ihren Forderungen,

daß man überrascht war, ein so ganz anderes Benehmen hier zu finden, so abweichend von demjenigen, was wir Tags zuvor erlebt.

Dennoch war der Kapitain nicht zu bewegen, mehr als zehn auf einmal an Bord kommen zu lassen. Die Enternetze waren überall weit ausgespannt, und es wurde das Ersteigen des Schiffes nur an einer Stelle gestattet. Das Boot, welches die Besucher brachte, mußte alsdann um das Schiff herum nach der andern Seite fahren, um dort an der Treppe zu liegen, wenn der Besucher das Schiff wieder verlassen wollte. Hierdurch erhielt man die erforderliche Ordnung; die Leute drängten sich nicht bei einer Begegnung und man hatte auf die einfachste Weise eine Controle hergestellt, so daß, wenn irgend eine Kleinigkeit nach dem Geschmack eines Eingeborenen gewesen wäre, diese doch hätte gefunden werden müssen, da die Eingeborenen ohne Bekleidung waren und einzeln das Schiff verließen. Es geschah aber nicht einmal ein solcher kleiner Raub; wir hatten uns nicht zu beklagen.

Dreiunddreißigstes Kapitel.

Noch immer keine Huldigungen von Seiten der Herren Könige. Wie auf Kosten der Regierung ausgeschickte Naturforscher Anderen die Preise verderben. Vertrauen weckt Vertrauen. Reickhart, der Erfinder der einfachsten Mittel. Die Bauart der Boote der Eingeborenen. Napoleon und die Dampfschiffe.

Als wir am nächsten Morgen in den Hafen von Doreï einliefen, welcher überaus sicher und gegen alle Winde vollkommen geschützt ist, erneuerte sich die Scene vom vorigen Abend. Es kamen der Boote außerordentlich viele zu uns heran; doch wollte sich, allerdings zum großen Kummer des Supercargo, durchaus kein König blicken lassen, um seine unterthänigste Aufwartung zu machen; aber dennoch glich das Verdeck bald einem wahren Bazar, obschon Alles ohne Lärm, ohne Schreien, ohne wildes Geheul und Gezänke ablief, wie wir es wohl sonst gefunden hatten. Jedes Boot brachte seine Waaren: das eine hatte Matten, aus den Fäden der Musa geflochten; das andere hatte Decken aus fein gespaltenem Rohr; in einem dritten waren Körbe mit vortrefflichem Taback; andere brachten mehlreiche Nahrungsmittel; noch andere eßbare Muscheln, und Alles das war zu äußerst billigen Preisen zu erhalten; nicht minder war dies mit ihren Waffen der Fall. Aber so bald man naturhistorisch interessante Gegenstände behandelte, hörten die Leute ganz auf, traitable zu sein. Sie brachten schlafende riesige Fledermäuse, ein Ungeziefer, das ihnen vielen Schaden thut und wofür sie sonst bezahlt hätten, wenn man so gütig gewesen wäre, sie davon zu befreien,

jetzt verlangten sie Silberstücke von Fünffrancs und sogar mehrere derselben für ein solches häßliches, haariges Ungethüm.

Der Kapitain machte mich auf seine Bemerkung vom vorigen Tage aufmerksam. „Das sind die Naturforscher,“ sagte er, „die hier gewesen sind, welche diese Preise hervorgerufen haben. Bekanntlich haben ja mehrere Nationen Schiffe ausgeschickt, um die weniger bekannten Inseln zu durchforschen, natürlich haben die nach den Gegenständen gesucht, welche in unseren Naturalienkabinetten noch nicht vertreten gewesen sind und diese haben sie auf Staatskosten übermäßig bezahlt und uns armen Privatleuten die Preise verdorben — nun, solch' einen riesigen fliegenden Hund werden Sie nicht haben wollen, deren finden Sie auf Java genug, aber hier ist etwas Seltenes“ und damit zeigte Waterhocker auf zwei wunderschön erhaltene Paradiesvogelbälge, welche einer der Papua's ausbot; „aber sie werden theuer sein, wie ich nach allem Bisherigen vermuthen muß. Ich glaube, vor zwanzig Jahren hätten wir zwanzig Paradiesvögel für zehn starke Nähnadeln bekommen, jetzt werden diese zwei Paradiesvögel mehr kosten, als jene vier wohlgenährten Schweine.“

Beim Himmel! der Kapitain hatte Recht; für die beiden Paradiesvögel wollte der Besitzer vier Goldstücke, vier Napoleond'or haben, alle vier Schweine waren dagegen für ein Goldstück zu bekommen. Obwohl ich sie gerne gehabt hätte, so ging das doch über meine Kräfte und der Supercargo wurde gar nicht gefragt, ob er sie für die Sammlung in Weltevreden kaufen wolle, denn der hätte mir in's Gesicht gelacht und mich für einen Narren erklärt. Obschon nun Herr van der Kapellen zum Eintausch naturhistorischer Gegenstände die halbe Ladung des Schiffes bestimmt hatte, so bestand diese Ladung doch nicht aus Goldstücken, sondern aus Korallen, Messern, baumwollenen Tüchern, Spiegeln und ähnlichen Schnurrpfeifereien und dafür war, wie es den Anschein hatte, hier nichts mehr zu bekommen. Da fiel mir zum Glück ein, daß ich noch zur Genüge kleine Vogelleiern hatte und eine solche suchte ich hervor, welche die Napoleons schlug; nun war ich aber der zähe, der vorsichtige Handelsmann, ich lachte den Besitzer der beiden Bälge aus, als er mir sie in Tausch anbot gegen meine Drehorgel und ich zeigte ihm die schönen Affen, die prächtigen Papageien und die großen, sogenannten indianischen Raben, welche Andere hatten und machte ihm bemerklich, daß diese *alle noch nicht so viel werth seien*, als dieses Kunstwerk, welches er mir zu einem solchen Schundpreise abzuschachern gedenke.

Sollte man's meinen, der Mann sah das wirklich ein und da man die kleine Drehorgel nicht in sechs Theile zerschneiden und einem Jeden sein Stück übergeben konnte, so entschloß der Mann sich, die gedachten Gegenstände mir selbst zu liefern, falls wir bis zum nächsten Tage hier verweilten. Da dies nun unbedenklich zugesagt werden konnte, so ließ der Eingeborene seine beiden

Paradiesvögel ohne Bezahlung hier und versprach mit den übrigen Gegenständen am folgenden Nachmittag zu erscheinen.

Der nächste Tag brachte den Handel mit den Eingeborenen wieder in Gang und wir hatten Gelegenheit, zu bemerken, daß alle diese Leute von jenem wilden, abschreckenden und Mißtrauen erregenden Aeußern fern waren, das Auge war nicht tückisch, sondern freundlich und offen, ihr Benehmen war nicht listig oder versteckt, sondern entgegenkommend; auch zeigten sie gegen uns ein unbedingtes Vertrauen hinsichtlich dessen, was wir versprochen, sie glaubten daran (worin ich sie eigentlich nicht loben kann) und in Folge dessen kam es uns vor, als hätten auch wir nicht gerade nöthig, sehr mißtrauisch gegen sie zu sein. Da nun am Nachmittag der Mann wirklich kam, welcher mir die beiden Paradiesvögel gegeben hatte, da er ferner eine so beträchtliche Anzahl von großen und kleinen, von gefiederten und ungefiederten Thieren brachte, welche ich alle für meine Drehorgel haben sollte, so faßte ich Vertrauen zu ihm und frug ihn, ob er mich an das Land nehmen und durch die Wälder und in die Berge führen wolle, damit ich selbst theils den Aufenthalt dieser Thiere kennen lerne, theils mir auch welche davon schießen könne. Der Mann war höchst bereitwillig, mir als Führer zu dienen und ich sprach deshalb mit dem Kapitain über diesen meinen Wunsch.

Nach einigem Bedenken sagte er: „Ich habe zwar gegen diese Kerls ein sehr tief gewurzeltes, nicht Vorurtheil, sondern Nachurtheil, wir wissen ja, daß sie Menschenfresser sind, aber hier scheint mir doch einige Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß Sie mit heiler Haut davon kommen werden. Ich will nicht davon sprechen, daß die Kerls alle wohl genährt sind, denn wie wir von den Fidji-Inseln wissen, so ist es nicht die Noth, sondern die Leckerei, die Gourmandise, welche sie zu Cannibalen macht, es ist das beste Gericht, was sie haben und sie schlachten die Menschen, weil sie ihnen den delicatesten Braten liefern. Hier aber scheinen die Leute schon seit längerer Zeit mit den Europäern vertraut, hier scheinen sie von der barbarischen Sitte wenigstens in Etwas zurückgekommen zu sein, allein wir können den Menschen sofort auf die Probe stellen, meint er es ehrlich, so geht er eine Bedingung ein, welche ich ihm vorlegen will."

Der Kapitain wandte sich nun an meinen Lieferanten und sagte dasselbe, was ich ihm bereits mitgetheilt und daß er dafür noch besonders belohnt werden solle, aber er müsse den eingetauschten Gegenstand (die Drehorgel) hier lassen, bis er mich zurückbringe, dann solle er diese und für seine freundliche Führung auch noch eine andere Musik haben, das war nämlich eine sogenannte Mundharmonika, jenes kleine Instrument, dessen vibrirende Zungen von dünnem Blech beim Anblasen durch den Mund sehr liebliche Töne geben; man bekommt diese Spielereien auf unseren Märkten, ein Dutzend für den dritten Theil eines Thalers, sowie die kleine Drehorgel auch nicht mehr als einen Thaler kostet; ich hatte daher einen guten Handel gemacht, wenn die Forderung bewilligt wurde

und dies geschah ohne das mindeste Bedenken. Der Eingeborene erklärte, er wolle das kostbare Instrument gerne zurücklassen, bis er seiner Aufgabe genügt, wenn wir ihm nur erlauben wollten, jetzt so lange darauf zu spielen, bis er das Schiff verlasse.

Natürlich wurde dieses mit Freuden erlaubt und er setzte sich alsbald mit dem kleinen Kästchen in einen Winkel und fing an zu drehen was das Zeug halten wollte, gar keinen Theil mehr nehmend an allem, was um ihn her vorging, alle seine Sinne nur auf die quitschenden Töne der Vogelleier richtend.

Ich bereitete mich nun zu meiner morgenden Jagd vor, suchte das Nöthige zusammen, verabredete mich mit einem der vielen Vergnügungsreisenden auf diesem Schiffe, mit einem Herrn Reickhart, dem berühmten Erfinder des Mittels, nicht von Haifischen gefressen zu werden, zu meiner Jagd. Dieser Reickhart war ein närrischer Kauz und über alle Begriffe hinaus vernünftig, hatte gegen Alles die vortrefflichsten Mittel und rühmte sich zugleich, die einfachsten Mittel gegen jeden Unfall zu haben. So begriff er gar nicht, wie so viele Schiffe auf Felsenriffe laufen, auf Korallenriffen zu Grunde gehen konnten und wie man ihn fragte, wie er ein solches Unglück verhindern wolle, sah er den Frager erstaunt an und erwiderte dann: „Mein Himmel, man hält sich ferne davon, das ist ein ganz unfehlbares Mittel.“ So begriff er nicht, daß so entsetzlich viele Unglücksfälle durch Stürme, durch Orkane herbeigeführt werden können und wenn man ihn frug, wie man das vermeiden wolle, so sah er mit höchstem Erstaunen den Frager an, als ob er nicht begriffe, daß man bei so einem auf der Hand liegenden sicheren Mittel dagegen, noch zweifelhaft sein könne und äußerte endlich achselzuckend: „Mein Himmel, nichts natürlicher als das, man läuft nicht aus bei Sturmwetter.“

Ebenso glücklich gewählt war auch das Mittel, nicht von Haifischen gefressen zu werden — „nichts einfacher als das, man badet nicht, wenn Haifische in der Nähe sind.“ Hiebei hatte ich ihm erwidert, es gäbe wirklich ein noch einfacheres Mittel, nämlich überhaupt mitten im Lande bleiben; aber er sah weder die Ironie, die in meiner Bemerkung lag, noch den Unsinn ein, den sein Mittel involvirte und erwiderte ganz ernsthaft: „Ei, mein Bester, es handelt sich ja eben darum, auf dem Meere zu sein und im Meere zu baden.“

Dieser wunderliche Kauz hatte außer dieser Marotte, gegen jedes Uebel das einfachste Mittel zu kennen, ganz gute Eigenschaften, es fehlte ihm nicht an Gefälligkeit, Dienstfertigkeit, es fehlte ihm nicht an Muth, zudem war er ein guter Gesellschafter, der keinen Spaß verdarb, er war, wie Hamlet, nur verrückt bei Nord und Nordwest und wußte bei Süd und Ost sehr gut einen Falken von einem Kirchthurm zu unterscheiden. Das einfache Mittel, ihn bei Vernunft zu behalten, war ganz in seinem Sinne zu nehmen, es bestand darin nämlich, ihn nicht auf seine fixe Idee von den einfachen Hilfsmitteln zu bringen,

ich hütete mich denn auch, dieses zu thun, und so wurde die Parthie für den nächsten Tag in bester Form verabredet.

Der Eingeborene war gleich früh Morgens bei uns und wir, die wir den Tag im Walde zubringen wollten, verloren keine Zeit, sondern schifften uns sofort auf seinem kleinen, halsbrechenden Boote ein. Ich habe wohl sehr unrecht, wenn ich es halsbrechend nenne, schwerlich kann es ein sichereres Fahrzeug geben, als ein solches. Erst jetzt, nachdem ich auf vielen und verschiedenen Schiffen gewesen bin, sind mir die Vortheile derselben klar geworden und ich glaube, wenn man den Bau solcher Schiffchens in's Große ausdehnen könnte, so müßte es von unberechenbaren Vortheil sein.

Unsere Schiffe haben die Unannehmlichkeit, daß sie sich von einem seitwärts kommenden Winde aus ihrem Cours treiben, vom Winde abtreiben lassen; dies kommt daher, daß der unten in der Mitte des Schiffes um ein paar Fuß weit hervortretende mächtige Balken, der Kiel, das Abtreiben keineswegs vollständig verhindert, obschon er dazu allein bestimmt ist und die holländischen Schiffe kleinerer Gattung, welche keinen Kiel haben, in anderer Weise, nämlich durch die sogenannten Schwerter dagegen geschützt werden müssen, aber weder Kiel noch Schwert ist genügend und wenn man halben Wind hat, so sind alle Versuche, das Abtreiben zu verhindern, erfolglos gewesen.

Die Malayen und die Papua's haben Boote, welche nicht verschoben werden, welche mit steifem Südwind so gut gerade nach Westen, wie gerade nach Osten segeln, ohne im Geringsten nach Norden hin nachzugeben. Diese Boote sind völlig einseitig, man kann sich ungefähr eine Vorstellung davon machen, wenn man sich ein gewöhnliches Flußboot der ganzen Länge nach durch eine senkrechte Scheidewand getrennt denkt und dann die eine Hälfte dieses Bootes ganz wegschneidet, würde man nämlich ein Boot erhalten, das an Schnabel und Steuer ganz gleichartig beschaffen ist, dessen rechte und linke Seite sich aber höchst auffallend von einander unterscheiden; die eine der Seiten dieser Schiffswände steht ganz senkrecht und die andere liegt schräge hinaus und zwar so schräge, daß der oberste Theil seines Randes beinahe parallel mit dem Wasser läuft. Dieses Boot kann beliebig vorwärts und rückwärts segeln, bei der umgekehrten Richtung wird der Schnabel zum Spiegel und der Spiegel zum Schnabel. Der Mast steht ganz auf der einen und zwar auf der geraden Seite, das Segel ist dreieckig, es ist ein lateinisches Segel, aber es steht mit seiner breiten Seite oben und mit seiner spitzen Seite unten, es kann also den Wind besser fassen, als unser lateinisches Segel, bei welchem der lange horizontale Baum, der dessen breite Seite unten festhält, quer über das Schiff läuft und den hinteren Theil vom vorderen so abschneidet, daß keine Communication zwischen den beiden Hälften des Schiffes ist und daß man auch vom Steuer nicht zum Schnabel und vom Schnabel nicht zum Steuer *sehen* kann, was durch die umgekehrte Stellung nicht im Geringsten behindert wird; bei

dem überwiegenden Druck, den das Segel bei dieser Art der Anwendung ausübt, kann das Boot sehr leicht umschlagen. Dem wirkt man durch den Balancier entgegen. Quer über den Bord beider Seiten ragen drei bis vier starke Stangen, je nach der Größe des Bootes 10 auch 12 Fuß horizontal hinaus, am Ende dieser Stangen befindet sich ein massives Stück Holz, ungefähr von der Form einer Pirogue, aber etwas kleiner. Diese Veranstaltung hindert das Umschlagen vollständig; sobald der Druck des Windes auf das Segel die Seite des Schiffes, auf der der Mast steht, umzuneigen versucht, drücken die auslaufenden Stangen den Balancier in das Wasser und da dieser Widerstand findet, sinkt er nicht unter, sondern lehnt sich auf die Oberfläche des Wassers und hindert bis zur vollständigen Unmöglichkeit das Umlegen des Schiffes. Da der Mast auf derjenigen Seite steht, auf welcher die Wand senkrecht ist und da der Druck des Windes nie anders, als von der entgegengesetzten Seite herkommen kann, so dient diese senkrechte Seite als Kiel und zwar vertritt sie seine Stelle viel wirkungsreicher, da sie verhältnißmäßig viele hundert Male größer ist, so ist denn hier Alles auf das Vortrefflichste vereint und könnte man ein solches Schiff im Großen bauen, so würde man höchst wahrscheinlicher Weise nicht mehr so viel von Schiffbrüchen und vom Scheitern lesen und hören; die Schiffbaumeister aber sagen, Ausführung solcher Bauart im Großen sei unmöglich; ich muß darauf nur erwidern, daß den Künsten unserer Mechanik gegenwärtig beinahe nichts mehr unmöglich ist. Napoleon lachte Foulton, dem Wiedererfinder der Dampfschiffe (Papin, in Marburg Professor, war der Erste, welcher wirklich ein Schiff durch Dampf in Bewegung setzte, die Cylinder seiner Dampfmaschine waren noch im Jahre 1832 im Zeughause zu Cassel zu sehen) aus, als er ihm diese Erfindung zum Kaufe anbot und nannte sie eine Chimäre. Als derselbe Mann sein erstes Dampfboot von New-York den Potowmak aufwärts führen wollte, wurde er für verrückt gehalten und als er es wirklich bewerkstelligte, wollte man noch immer nicht glauben, daß er vernünftig sei und jetzt befährt man nicht Flüsse und eingeschlossene Meeresstrecken, sondern man befährt die großen Oceane damit und Frankreich, welches die Erfindung verschmähte, besitzt jetzt die mehrsten Dampfer. Ich werde allerdings meine kühne Idee, Schiffe nach Art der Boote des Stillen Meeres zu bauen, Niemandem zum Kauf anbieten, werde also auch nicht ausgelacht werden, aber ich würde mich doch sehr freuen, wenn ich erführe, daß das erste Segelschiff nach diesen Principien gebaut worden sei.

Vierunddreißigstes Kapitel.

Reise in das Innere. Untere Waldvegetation. Die gefiederten Bewohner dieser Wälder. Ihre große Schönheit. Der Paradiesvogel und die Fabeln über denselben.

Mit einem solchen Boot wurden wir beide Jäger abgeholt und mittelst desselben wurden wir auch in die Flußmündung, welche den einzigen brauchbaren Landungsplatz bot, geführt. An der Mündung desselben waren auch unsere Leute beschäftigt, zur Zeit der Ebbe Wasser einzunehmen. Während der Fluth ist dies allerdings unmöglich, indem das Meerwasser den Strom stauet und tiefer hineindringt, als man mit Landungsbooten gelangen kann. Wir mit unserem leichten Fahrzeuge hatten eine andere Schwierigkeit zu bestehen. Es hing nämlich die üppigste Vegetation in solcher unglaublichen Masse und Dichtheit hernieder, daß, während meine Begleiter ruderten, wir Europäer uns flach im Boote niederlegten, weil die mitunter sehr dornigen Zweige oder die stacheligen Blätter mancher bösen giftigen Nesselart uns unbarmherzig zerpeitscht haben würden. Unsere Ruderer halfen sich dadurch einigermaßen, daß sie die Ruder über ihre Häupter hielten, und daß, während einer oder zweie das Schiffchen fortschoben, die andern sich und sie vor der empfindlichen Berührung schützten. Kleider helfen hierbei gar nichts, selbst wenn sie von Segeltuch wären. Die Haken nämlich sind nicht rund gestaltet, wie die Dornen von Rosen, oder halbrund und inwendig flach, wie die Klauen der Raubthiere, sondern sie sind scharf und schneidend, wie eine Federmesserklinge; sie schlitzen. Wenn also ein Kleidungsstück von Segeltuch auch fünf Minuten lang Widerstand leistete, so würde es doch nach zehn Minuten in lauter Streifen zerschnitten sein.

Als wir etwa eine Entfernung von tausend Schritten in dem Strombett zurückgelegt hatten, hörte diese dichte Strauchvegetation auf und wir gelangten in den eigentlichen Wald, in welchem die prachtvollsten Bäume in reichster und üppigster Mannigfaltigkeit, in der ganzen Pracht und Größe, welche die tropischen Urwälder charakterisirt, uns umgaben. Das niedrige Gesträuch geht nur soweit, als der fruchtbare Boden einen geringen Fall hat; also die Nässe, welche von den Bergen abläuft, in großer Menge zurückhält. Wo die ansteigenden Hügel und Vorberge sich zu heben beginnen, da sieht man die wundervollen Stämme der Pterocarpus, der Inocarpus, der Ficus, der schlanken Akazien und Mimosen, und da bilden die schlanken herrlichen Palmen hochaufschießend einen zweiten Wald über dem ersten, über welchem die schwankenden, lang gefiederten Blätter hinwehen, oft unter einander verbunden durch die bunt blühenden Schlingpflanzen, die von dem Boden aufsteigen, längs der Stämme sich blattlos hinziehen, diese halb oder wohl ganz umschlingen oder ersticken, aber in der ersten

Reihe von Baumkronen schon sich verzweigen, doch noch weiter emporsteigen und in den höchsten luftigsten Gipfeln erst ihre ganze Blüthenpracht entwickeln.

Die niedere Waldschicht ist von Hibiscus, Tectona grandis (dem bekannten indischen Eichenholze) von mehreren Species der Sago-Palmen rc. zusammengesetzt, und diese haben schon eine Höhe von 80 Fuß. Man kann sich denken, wie hoch die obengenannten sein müssen, wenn sie sich deutlich hinsichtlich ihrer ausgebreiteten Kronen von der niedern Waldmasse unterscheiden.

Es ist begreiflich, daß der Boden selbst keinen Sonnenstrahl empfängt, also all der Pflanzen entbehrt, welche wir in unsern Gegenden mit dem Namen der Waldunkräuter zu bezeichnen pflegen. Höchstens findet man Farren mancher Art, Rohre, Lycopodien und einige Leguminosen. Gräser fehlen gänzlich und der Boden ist verhältnißmäßig trocken. Dennoch bietet er einem sehr gefräßigen Thiere, dem Schweine, außerordentliche Nahrung. Dieses lebt innerhalb der Wälder in ganz wildem Zustande und in ganz ungewöhnlicher Menge; ich möchte beinahe glauben daß, wenn es auch seinen Aufenthalt in dem trockenen Theile der Wälder hat, es seine Nahrung doch wohl in den reichlich und dicht bewachsenen Niederungen finden wird. Daß übrigens der Boden manche nahrungsreiche Wurzel bieten müsse, geht aus den unzähligen Löchern hervor, welche hier von den wilden Schweinen aufgewühlt worden waren, in welche ich oft hineinstolperte, bevor ich mich an die Dunkelheit des Waldes gewöhnt hatte. Als dieses endlich geschehen war und ich einen sicherern Tritt hatte, konnte ich auch die Vögel auf den Bäumen unterscheiden, und was für eine Menge der allermannigfaltigsten gab es. Da waren Turteltauben, nicobarische Tauben mit so metallisch glänzendem Gefieder, daß man wirklich glauben möchte, sie seien mit den schönsten farbigen Folien bekleidet. Da gab es schreiende Cacadu's, Papageien aller Art, Loris, und ergötzlich war mir, ich möchte sagen, mich anheimelnd, das Rufen eines Kuckuks, welcher mich auf das Lebhafteste an meine fröhlichen Kinderjahre und an meinen Aufenthalt auf dem Lande erinnerte, wo ich so oft seiner Stimme gelauscht und sein Orakel befragt hatte. Es ist nicht der unsere, aber es ist ein Kuckuck und er ruft gerade wie der unsrige.

Aber der schönste von allen ist der Paradiesvogel; obgleich sehr häufig, ist er doch schwer zu fangen. Er kommt, wenn ich nicht irre, in zwölf ganz verschiedenen Species vor, von denen sieben ausschließlich der Insel Neu-Guinea angehören. Wie oft hörte ich ihn das Weibchen locken durch seinen Schrei, den man vielleicht durch die Silbe Uak, drei bis viermal wiederholt, ausdrücken kann; aber wenn wir dann auf ihn zuschritten, schwieg er still und war in dem dichten Laub des Waldes nicht mehr zu erkennen. Ihn im Fluge zu schießen ist sehr schwer, weil er einen sehr capriciösen, ungleichen Flug hat; man möchte fast sagen, ähnlich dem der Schwalbe, wiewohl er keineswegs mit ruhigen, sondern mit sehr rasch bewegten Flügeln von Baum zu Baum schießt. Gewöhnlich entging er uns vollständig; aber wenn wir genaht waren, ohne daß er uns bemerkte,

und wenn er dann über irgend eine Lichtung schoß und wir waren glücklicherweise zufällig bereit und im Anschlage, so gelang es uns ein solches wunderschönes Thier zu erlegen.

Der gewöhnliche und in allen Naturalienkabinetten gefundene Paradiesvogel, den man als lateinischen Speciesnamen das Wort Apoda, d. h. ohne Füße gegeben, hat ungefähr die Größe einer Taube; doch nur scheinbar, denn seine Federn sind es, welche ihm diese Ausdehnung geben. Der Kopf ist mit sammetartigen, schwarz und grün schillernden Federn bedeckt; glatt anliegend glänzen sie wie Edelsteine; der Hals ist schön goldgelb, der Rücken braun, die Brust röthlich. Was ihn aber so eigenthümlich erscheinen läßt, sind die feinen Federn, welche man sehr fälschlich für Schwanzfedern ausgiebt, weil sie weit hinter dem Körper des Vogels herabhängend endigen. Diese Federn sind der reiche Flaum der innern Seite seiner Flügel. Zu Hunderten sind sie hier angeheftet; goldgelb und orangenfarbig, mitunter auch weiß, hängen sie von den Flügeln hinterwärts, bei einem ausgewachsenen Exemplar dreiviertel Ellen lang heraus und wenigstens einen Fuß lang hinter dem Körper. Der Schwanz ist gestaltet, wie der der Elster, nicht ganz so spitz; er ist sechs Zoll lang, wird aber gar nicht gesehen, weil er von diesen zarten langen Fasern, welche ähnlich den Federn des Reihers, nur viel biegsamer und weicher sind, ganz verhüllt, ganz bedeckt ist. Von den Schwanzfedern sieht man nichts, als zwei ganz sonderbare apparte Federn, welche dem Paradiesvogel eigen sind. Diese Federn könnte man eher Kiele nennen; sie sind schwarz und ungefähr so dick, als eine schwache Rabenfeder, ganz ohne Fahne, weich und schmiegsam und so rund wie eine Binse, nur ganz am äußersten Ende sind sie mit einem kleinen Spiegel aus gewöhnlichen Federfasern gebildet, versehen.

Dieser Vogel heißt fußlos, — obwohl er recht hübsche starke Beine hat, welche kastanienbraune Schuppen und an den Schenkeln ebenso gestaltete Federn tragen — weil er als Schmuck, als Zierath aus Indien zu uns kommend, wirklich keine Füße hat. Man sah nun nicht nach dem Körperchen, man besah sich nicht das darin zum Theil enthaltene Skelet, sondern man machte sich (was auch viel einfacher ist als eine wissenschaftliche Untersuchung), eine allerliebste Naturgeschichte von dem Vogel, ebenso wahr, wie die Naturgeschichte welche manche ältere Dame von der jungen Freundin, der jungen schönen Wittwe so und so, verbreitet.

Diese Vögel haben keine Beine, weil sie deren gar nicht bedürfen; sie leben nur im Fliegen, sie setzen sich niemals auf die Erde oder einen Baum, sie haschen im Fluge den Saft einer Beere; sie schlafen in der Luft auf ihren ausgebreiteten Flügeln und gleich den Schmetterlingen begatten sie sich auch in der Luft. Von den Schmetterlingen ist es zwar nicht wahr, aber es ist doch möglich. Wer hätte nicht schon zwei Stubenfliegen, eine auf dem Rücken der anderen sitzend, umherfliegend gesehen, ebenso sieht man mitunter Schmetterlinge ver-

einigt, und bei diesen Thieren ist dann allerdings die innige Vereinigung der beiden Geschlechter denkbar. Bei den gefiederten Bewohnern der Erde, mögen sie nun Puthahn oder Paradiesvogel heißen, ist eine solche Behauptung Unsinn und es fehlt weiter nichts, als daß man noch hinzufüge, sie legten sich die Eier im Fliegen mit großer Geschicklichkeit unter die weichen Schwingen und brüteten sie auch im Fliegen aus, wobei sich von selbst versteht, daß die kleinen, eben ausgekrochenen Paradiesvögelein schon vollkommen befiedert sind und das schützende Nest unter der Federdecke der Mutter nur verlassen, um alsbald lustig in der Welt herumzufliegen. Lange hat man den Unsinn geglaubt, der sich von Generation zu Generation vererbte, und den man selbst am Ende des vorigen Jahrhunderts noch nicht zu widerlegen, sondern höchstens zu bezweifeln wagte.

Das Weibchen entbehrt des schönen Federschmuckes; aber auch das Männchen wird erst im zweiten oder dritten Jahre so reich in seinem Gefieder, daß es sich von dem Weibchen unterscheidet. In der Jugend sind beide Geschlechter ganz gleich.

Die holländische Regierung schickte im Jahre 1828 ein paar kleine Kriegsfahrzeuge von Java nach Neu-Guinea, um dort eine günstige Stelle zu einer Niederlassung aufzusuchen. Als die jungen Leute der Expedition einen Ausflug an das Land machten, um zu jagen, sahen sie zuerst einen Paradiesvogel, dessen Anblick ihnen so prachtvoll erschien, daß sie glaubten, irgend ein glänzendes Meteor an sich vorbeieilen zu sehen, und gar nicht darauf schossen, obwohl gerade die Paradiesvögel es waren, denen sie vorzugsweise nachstellten. Aus diesem Beispiel kann man ungefähr entnehmen, welchen schönen Anblick solch ein Thier gewährt. Dazu sind besonders einige Species geeignet, so der grüne Paradiesvogel, welcher so metallisch-glänzend aussieht, wie blau angelaufener Stahl; so der Goldparadiesvogel, der seinen Namen von der prachtvollen Goldfarbe hat; so der stolze Paradiesvogel, dessen Kopf, Hals und Rücken goldgrün sind, und dessen sammetartige Federn hier glatt über einander liegen, wie die Schuppen eines Fisches. Die Kehle schillert ins Violette und Brust und Bauch sind gleichfalls wunderschön grün. Die langen seidenartigen Fäden unter den Flügeln dieses Vogels sind nicht hell von Farbe, sondern schwarz und so reich, daß man bei seinem Fluge glauben könnte, er habe vier Flügel. Der Königsparadiesvogel hat längere Flügel, als die andern, welche sich auch durch ihren großen Glanz auszeichnen. Seine Brust ist grün und darüber hinweg zieht sich ein hochgelber glänzender Streif, wie ein Ordensband; der Körper dieses schönen Thieres ist sammetartig weich und hat ein glänzendes prachtvolles Roth; die beiden langen Federn, welche aus seinem Bürzel herausragen, sind nicht gerade, sondern von der Hälfte ihrer Länge spiralförmig zusammengewickelt. Alle zusammen scheinen vorzugsweise von den Gewürzen dieses Landes, sowohl Knospen und Blüthen, als den Früchten derselben zu leben, was schon ein Beweis ist, daß sie sich setzen müssen, daß sie nicht in der Luft flatternd ihr Leben zubringen

können. Doch es scheint wohl thöricht, zur Widerlegung solcher Fabeln ein Wort weiter zu verlieren.

Im Walde bemerkte ich, daß die Paradiesvögel nach jeder ihnen beliebigen Richtung fliegen; im Freien sieht man sie nie anders, als gegen den Wind gehen. Dieser legt ihr zartes, langes Gefieder glatt an den Leib; wollten sie mit dem Winde fliegen, so würden sie aufgeblasen und dick aussehen und wahrscheinlich am Fluge gehindert werden. Bei einigermaßen starkem Winde wagen sie sich gar nicht ins Freie, sondern sitzen unter der niedern Waldbecke und von den Aesten und Zweigen wohlverborgen. Zu meiner Verwunderung sah ich, daß die Thiere ungewöhnlich tapfer sind; vielleicht kann man es zänkisch nennen. Bei Streit mit einander sind sie immerfort hinter ihren Feinden her und kämpfen mit solcher blinden Wuth, daß dieses die beste Gelegenheit ist, sie zu schießen. Sie sehen und hören nichts um sich her und haben nur ihren Feind und dessen Besiegung im Auge.

Fünfunddreißigstes Kapitel.

Reickhart macht eine Erfindung von höchster Wichtigkeit und verliert dadurch seine Flinte. Welch eine Reihe von Unglücksfällen ich verschuldet habe. Indianische Jagdbeute und Verwendung derselben.

Wir zogen weiter in den Wald hinein und ich hatte das Vergnügen, meinen Begleiter wieder eine neue Erfindung machen zu sehen, oder vielmehr zu hören. Er sagte: „Diese Urwälder sind höchst gefährlich durch die riesigen alten Bäume, welche durch einen Schein von Leben trügen, doch völlig abgestorben sind, schon durch eine Berührung zusammenbrechen und durch ihre ungeheure Masse Alles zerstören, was im Bereiche der stürzenden Zweige und des Stammes ist. O, wie viele Menschen sind schon durch ihre Unvorsichtigkeit getödtet worden, und doch ist nichts leichter, als solchem Unglück auszuweichen.“

Ich war neugierig auf sein leichtes Mittel und er sah mich wieder, wie immer in solchen Fällen, groß an und frug höchst verwundert: „Das können Sie fragen? Sie ein Mann des Wissens, ein Mann der vielfältigen Gelehrsamkeit?“

Gott sei Dank, dachte ich, — daß er nicht gesagt hat, der einfältigen Gelehrsamkeit. Aber, trotz seiner guten Meinung von mir, mußte ich doch meine Frage wiederholen.

„Mein Himmel,“ sagte er beinahe ungeduldig, „nichts einfacher als das: Man geht an solchen verfaulten Baum nicht heran, man bleibt fern von ihm.“

„Hm, ja, das ist ungefähr so wie das vortreffliche und sichere Mittel, welches ich erfunden habe, um nicht etwa von einem Dachziegel erschlagen zu werden, ich stelle mich nicht darunter, wenn ein solcher fällt."

„Ach, Sie sind ein Spötter immer und ewig," erwiderte er, halb lachend, halb unwillig. „Dies ist doch klar, daß, wenn ich mich fern von solchem Baume halte, ich nicht durch ihn beschädigt werden kann, und zu erkennen ist er ja ganz leicht, er ist ganz dürre und hat kein Laub. Hier sehe ich glücklicherweise keinen, aber es wird ihrer auch hier, wie in jedem Urwalde genug geben, denn die mächtigen breiten Lianen, welche an ihm aufsteigen, sich verflachen, dann ihn mit querlaufenden Armen, welche auf das Festeste zusammenwachsen, umschlingen, dann zwei Klafter höher wieder umschlingen, dann zehn Fuß höher abermals umschlingen, drücken ihn todt, quetschen ihn, schnüren ihn zusammen, saugen seine Säfte aus und halten dann, nachdem er abgestorben ist, nur noch seine Leiche in den Armen, bis irgend ein Ereigniß kommt, was das Zusammenbrechen der mürben Masse veranlaßt. Sehen Sie," sagte er, auf einen mächtigen Ficus zeigend, „das ist so ein Baum, der schlägt einmal, wenn er fällt, dreißig oder mehr Menschen nieder, sehen Sie, wie er umarmt ist, sehen Sie, wie tief die Klammern der Liana in seine Masse eingeschnitten haben und sehen Sie, wie die eine Hälfte desselben fast ganz von diesem blutdürstigen Ungeheuer umschlungen ist, das sich Anfangs wie eine leichte Ranke an ihn legte und nichts als eine Stütze wollte und das ihn in Kurzem zu Tode quetschen wird."

„Oder wohl schon zu Tode gequetscht hat," sagte ich, mich in wirklicher Besorgniß von dem Baume entfernend.

„Unsinn," sagte der große Erfinder, „Sie sehen ja, wie reich belaubt die Krone des Baumes ist, der lebt noch länger, als Sie und ich, sehen Sie doch, wie fest seine Rinde ist." Und mit diesen Worten stieß er seinen Gewehrkolben gegen eine der Stelzen, auf denen der Stamm sich erhob und alsbald entglitt das Gewehr seinen Händen, der dicke Baum mit der festen Rinde war durchbrochen, ein furchtbares Krachen und Knacken durchdröhnte den Wald, ich lief so rasch ich konnte davon und rief dem ganz erstarrten Reichhart zu, er möge kommen, eiligst und schleunigst, was er denn auch mit ziemlicher Gewandtheit ausführte, aber das Manöver war nicht so leicht, der riesige Baum schwankte in der ungeheuren Masse der an ihm emporkletternden Lianenzweige hin und her, erschütterte die benachbarten Bäume, seine verfaulte Masse brach in sich zusammen und bestreute das Erdreich auf 50 Schritte umher mit seinen Verwesungsprodukten, mit braunem Humus, und seine durch die Erschütterung gelockerten Zweige prasselten durch die Gebüsche und manches Stück fiel nahe genug bei uns nieder, das, wenn es uns getroffen hätte, unserer Jagdlust für immer ein Ende gemacht haben würde.

Sein Schreck war entsetzlich gewesen; in der stolzen Sicherheit, daß seine Erfindung unfehlbar, hatte er sich so bequem gewiegt, daß er gar nicht begreifen

konnte, warum der Baum gefallen sei. „Er ist ja ganz grün gewesen," sagte er. Ich zeigte nach der Stelle hinauf, unter welcher er gestanden und bemerkte, daß es da oben noch ganz grün sei, aber daß dieses nicht die Blätter des Baumes, sondern die vieler anderen, so auch die seiner mörderischen Liane seien und ich bemerkte ferner, daß seine Erfindung doch keineswegs ein so gutes Fundament habe, wie er sich einzubilden scheine; indem auch die feste Rinde, welche er so sorglos untersucht, nicht gerade ganz unmäßig fest gewesen sei.

„Herr des Himmels," erwiderte er, „mein schönes Doppelgewehr!" und wir gingen zurück zu dem Baume, d. h. zu der Stelle, wo jetzt die mörderische Schlingpflanze gleich einem tückischen Gespenst stand und die leeren Arme, mit denen sie ihren Beschützer umschlossen, sehnsüchtig in die Luft streckte, niedergebeugt zu ihrem Opfer; denn durch die Erschütterung waren viele der Aeste anderer Bäume, in welche sie sich verwickelt, gebrochen oder gebogen und sie hing schräg in die Luft hinaus, ihrem nahen Falle entgegengehend. Gewiß bei ihrem Sturz ein noch gefährlicherer Feind, als der Baum selbst. Die innere Seite dieses Gewächses war ganz hohl und sah fleischfarbig aus, wenigstens hingen lange starke fleischfarbige Fasern daran herab, wie ausgerissene Adern eines mächtigen Thieres; es waren die Saugwurzeln, mit denen sie sich anfänglich nur an dem Baume gehalten, mit denen sie dann in sein Herz, in sein Mark eingedrungen war, um sich daran zu nähren.

Reickhart war nahe zu dem Baume getreten, der jetzt einen Haufen Moder von wenigstens 50 Fuß Durchmesser bildete. Wir konnten von großem Glück sagen, daß der gewaltige Riese recht gerade gestanden hatte, so war er wie ein Thurm in sich selbst zusammen gebrochen und bedeckte sein Fundament mit seinem eigenen Schutt; schräge stehend wäre er im Fallen dieser Richtung gefolgt und hätte bei weitem größere Verwüstungen angerichtet und es wäre leicht Einer von uns oder unserem Gefolge dabei erschlagen worden.

Da stand der arme Erfinder großer und wichtiger Lösungen, da stand er an dem Haufen Schutt oder Humus und bejammerte seine Doppelflinte. Sie zu suchen wäre beinahe Unsinn gewesen, die Masse war viel zu groß, um selbst beim Umschaufeln mit guten Werkzeugen von so wenigen Leuten und mit so geringen Kräften als wir daran wenden konnten, bewältigt zu werden, und noch dazu mochte es gefährlich sein, denn solcher Pflanzenmoder ist immer von einer hinlänglichen Menge bösartiger Insekten bewohnt.

Der Unglückliche ergab sich in seinen Verlust, doch nur mit unverkennbarem Unwillen gegen mich Armen, dem er Worte gab, indem er sagte, ich sei ein Unglücksvogel, denn alle bisher mit mir verbundenen Freunde hätten Unglück gehabt, der Eine sei in die Nesseln gefallen, der Andere von einer Cocosnuß beinahe todtgeschlagen, wenigstens ganz geschunden, der Dritte sei um noch etwas viel Wesentlicheres gekommen —

„Und das Alles durch meine Schuld," sagte ich, „ich habe die Leute

unter den Cocosbaum geführt, i ch habe ihnen angerathen, ein Mädchen auf unehrenhafte Art zu verfolgen, so wie i ch auch mit meinem Gewehr in den verfaulten Baum gestoßen und dabei das Ihrige eingebüßt habe — nicht wahr, so meinen Sie doch?"

Halb ärgerlich, halb lachend mußte Reickhart zugestehen, daß ich allerdings jene bedauerlichen Unglücksfälle nur höchst indirect herbeigeführt habe, allein das tröstete ihn immer nicht über seinen Verlust und er ging mißmüthig weiter. Eben legte ich mein Gewehr an, um einen Eber zu schießen, welcher Appetit auf die Würmer in dem vermoderten Baume zu haben schien, als einer der Eingeborenen leise meinen Arm berührte und den Finger erhob, zum Zeichen, daß ich aufmerken solle und er wies dann nach einer Richtung des Waldes, welche gerade diejenige war, die wir bisher eingeschlagen hatten.

Wir lauschten, wir strengten unser Ohr an, aber wir vernahmen durchaus nichts, indessen die Papua's immer von Neuem dorthin deuteten, wo sie ein Geräusch zu vernehmen glaubten. Nach wenigstens fünf Minuten gewahrten wir auch etwas, das einem Geräusch ähnlich war, ein Knistern, wie von gebrochenen Zweigen. Etwas anderes hatten auch sie nicht vernommen, allein ihre Sinne waren so viel schärfer, als die unsrigen, daß sie die Wahrnehmung machten, lange bevor die veranlassende Ursache des Geräusches sich uns so sehr genähert hatte, daß auch wir etwas davon bemerkten.

In einem Lande, in welchem der Cannibalismus noch ganz allgemein verbreitet ist, fürchtet man jede Begegnung mit Unbekannten und es war mir durchaus nicht gleichgiltig, daß mein Gefährte sein Doppelgewehr eingebüßt hatte, wir waren der Hälfte unserer Waffen beraubt, allein bald wurde ich beruhigt, denn unsere Begleiter machten fröhliche Gesichter und riefen die Worte: „all well!" mehrmals hinter einander aus, sie mußten etwas von Engländern aufgeschnappt haben, von den Franzosen stammt dieses „alles wohl" oder „alles gut" nicht her.

Jetzt steckten sie einen gekrümmten Zeigefinger in den Mund und brachten jenen gellenden Pfiff hervor, mit welchem unsere Schäfer ihre Hunde leiten, aber in einer solchen Weise, daß ich zugleich für ihre Lungen und für meine Ohren besorgt wurde. Gleich darauf ertönte ein zweiter Pfiff von dorther, wo das Geräusch vernommen worden war und unsere Begleiter erklärten, das seien ihre Freunde, welche am Morgen, als sie nach unserem Schiffe fuhren, hieher in den Wald gegangen seien, gleichfalls um zu jagen und so war es auch, denn bald zeigten sich die nahenden Papua's mit grinsenden Gesichtern den Ihrigen entgegenlaufend und ihre Jagdbeute zeigend. Sie war zehnmal reichlicher, als die unsrige, obschon wir Feuergewehre hatten, sie aber nur Pfeile und Speere, die ersteren für kleines, die letzteren für großes Gethier.

Ich suchte mir alsbald so viel aus, als mir wünschenswerth schien und bot ihnen einen mäßigen Preis, den sie auch ohne Weiteres annahmen, immer noch,

wie es mir schien, auf Rechnung des kostbaren Musikwerkes, welches unser Hauptführer für die mir gelieferten Thiere bekommen sollte. Das Uebrige, was ich nicht kaufen wollte, wurde sofort gerupft und wir bestreuten im Weitergehen unseren Pfad mit den Federn der Tauben und Enten und anderen Vögeln, welche ihre Pfeile getroffen hatten und uns zum Mittagsmahle dienen sollten.

Sechsunddreißigstes Kapitel.

Ein Papuadorf mitten im Wasser. Muthmaßliche Ursachen dieser Bauart. Mehrere Familien in einem Hause. Die Wohnung des Häuptlings und sein gastliches Anerbieten.

Der Weg zur nächsten Station war nicht weit; es war ein Dorf, aber wie sonderbar, es war gänzlich im Wasser gebaut. Wir hatten die dem Meere zunächst gelegene Höhe hinter uns und stiegen in ein anmuthiges, ziemlich breites Thal hinab; schon von der Höhe her vermochten wir zu erkennen, daß vor uns ein ziemlich lichter Horizont sich ausdehne, beim Abwärtssteigen wurden die Bäume immer seltener, Buschwerk immer reichlicher und von oben her strömte reichliches Licht hernieder, das Thal war also nicht bewaldet. Als wir über das Gebüsch hinweg sehen konnten, erblickten wir eine große Wasserfläche, einen See, ringsum von einem pflanzenleeren Strande eingeschlossen, also wahrscheinlich von äußerst wechselndem Wasserstande. Sobald wir das Buschwerk durchschritten hatten, sahen wir auch das Dorf; es bestand aus einigen zwanzig Hütten, welche auf hohen Pfählen im See standen. Diese Pfähle waren alle in gleicher Höhe abgeschnitten und trugen eine Plateform, auf welcher das Haus errichtet war, von der Form derjenigen, die auch bei uns im Gebrauch sind, mit schrägem, zweiseitigem Dache und mit geraden Wänden, aber allerdings waren diese Wände gar sehr dünn, sie bestanden aus einem schwachen Geflecht von Rohr und Palmenzweigen und waren durchsichtig nach allen Richtungen hin. Die Häuser umschlossen offenbar nur einen Raum, hatten keine Abtheilungen, waren aber im Innern erträglich feuerfest, nämlich so daß der Boden, welcher aus Holz und Bambus bestand, ziemlich stark mit Lehm oder Thon beschlagen war, dergestalt daß also unbedenklich Feuer darauf gemacht werden konnte; mit nicht geringem Erstaunen erfüllte mich die Wahrnehmung, daß die guten Leute keineswegs unbekannt mit Fenstern waren, in mehreren der Wände einzelner Häuser befanden sich viereckige Oeffnungen, welche von innen zugesetzt werden konnten und also vollständig unseren Fenstern entsprachen, nur mit dem geringfügigen Unterschiede, daß sie nicht Glasscheiben enthielten. An jedem Haus befand sich eine Plateform, welche um zwei Seiten des Hauses ging;

da das Dach weit genug vorsprang, so war dieses ein ganz angenehmer Aufenthalt für schöne Abende.

Ein Haus zog meine Aufmerksamkeit besonders auf sich, es war viel größer und viel regelmäßiger als die anderen gebaut und stand auf sechs in sehr gerader Linie gerichteten Reihen von Säulen, deren obere Hälften namentlich groteske Nachbildung menschlicher Figuren darstellten. So viel ich erfahren konnte, war dieses Haus für ihren Gottes- oder Götzendienst bestimmt, es war wenigstens nicht bewohnt und hatte auch nicht jene Plateform, welche in diesen Gegenden ein Haus erst wohnlich macht. Die anderen Häuser standen höchst unregelmäßig auf ihren Pfosten, dieselben waren zwar auch in gleicher Höhe,



Ein Papuadorf auf Neu-Guinea.

aber sie standen weder geradlinig gerichtet, noch waren sie so stark als jene, auch nicht so schön verziert.

Mir fiel es vor allen Dingen auf, daß sämmtliche Häuser im Wasser standen, kein einziges auf fester Erde, dann aber auch, daß sich ziemlich lange Brücken von den Häusern nach dem Lande hingezogen hatten deren jede, nahe am Lande selbst schroff abgeschnitten, aufhörte wo dann ein einzelner Baum die Verbindung herstellte.

Ich konnte mir nicht recht klar machen, wozu dieses sei. Ich bin späterhin an vielen anderen Punkten der Insel gelandet und habe überall die nämliche Bauart gesehen. Der eine meiner Reisegefährten meinte, es geschähe, um

vor feindlichen Ueberfällen gesichert zu sein, der andere meinte, man thue es der Ameisen wegen, der großen, zerstörenden Termiten, aber Beides kommt mir nicht haltbar vor. Da man von dem Hause eine Plateform bis zum Ufer findet und nur ein Raum von 10 Fuß etwa nicht überbrückt ist, sondern auf einem Baume erstiegen werden muß, so liegt darin keine große Schwierigkeit für einen Feind. Was die Termiten betrifft, so gebrauchen diese keine gebahnte Heerstraße, um ihre Reisen zu machen, diese gelangen auch über einen solchen Balken zu ihrem Ziel, ja selbst wenn dieser nicht vorhanden wäre, würden sie ihren Plünderungsweg fortsetzen, sie schwimmen ganz gut und wollen sie über einen Fluß setzen, so fassen drei bis vier einander mit ihren Füßen an und gehen so in das Wasser, ihnen folgen ebenso viel unmittelbar nach, welche sich mit ihren Tastern an den Vorderen halten. Eine dritte Reihe folgt der zweiten, eine vierte der dritten und so bildet sich ein schmales Band von lebenden Thieren, eine schwimmende Brücke, welche immer länger wird, je mehr neue Glieder sich an die vor ihnen in's Wasser gegangenen halten.

Hat endlich die erste Reihe das Ufer erreicht, so bleibt die letzte auf dem diesseitigen Ufer stehen und nun wandelt über die Rücken dieser im Wasser schwimmenden Ameisen das nachfolgende Heer. Sind der Ameisen viele, so machen sie die Brücke erstens vier- bis fünfmal so breit, zweitens machen sie mehrere Brücken neben einander. Man sieht, daß gegen so schlaue und wohlbegabte, man möchte fast sagen, berechnende Thiere ein klein wenig Wasser nicht schützt.

Mir scheint die Erklärung viel einfacher. Die Leute lieben die Nähe des Wassers, sie bauen sich an den Ufern ihrer Seen und an denen des Meeres an, aber sie wissen sehr gut, daß Ebbe und Fluth den Stand des Meeres wechseln macht, so wie in ihren Binnenseen die Regenzeit mit der trockenen abwechselnd einen noch größeren Unterschied des Wasserstandes hervorbringt. Nun da bauen sie zur Zeit des niedrigsten Wasserstandes ihre Häuser dicht an das Ufer, aber sie bauen dieselben auf Pfählen und wenn nun das Wasser steigt, so sind die Häuser vom Wasser umgeben, aber nicht vom Lande getrennt, denn sie haben Brücken, vermöge deren sie das Land bequem und trockenen Fußes erreichen können.

Als ich solch ein Haus besuchte, fand ich mich doch sehr überrascht von der Leichtigkeit der Bauart, unter jedem Schritt erzittert das kleine Gebäude, die Pfähle nämlich sind dünn und schwankend und haben unter sich keine andere Verbindung, als den Sumpf, in welchem sie stecken und die Decke, welche auf ihnen ruht. Von Möbeln ist keine Rede, was beweglich darin ist, das sind die Matten, auf denen man schläft oder mit denen man sich zudeckt und die paar Töpfe von Thon, in denen gekocht wird. In einem Winkel befinden sich die Vorräthe der Haushaltung, Wurzeln, Reis in großen Kürbisschaalen, Cocosnüsse und einige andere Früchte.

Ist die Familie zahlreich, so befinden sich in solchem Hause drei bis vier, auch wohl mehr Haushaltungen. In diesem Falle ist das Haus der Länge nach durch einen Gang getheilt, quer über aber noch durch niedrige Zwischenwände in so viele Abtheilungen, als Haushaltungen sich vereinigt haben. Dem Patriarchen, dem Aeltesten der Familie und seiner Frau oder seinen Frauen gehört immer die größte Abtheilung, welche gewöhnlich den Hintergrund der Hütte einnimmt.

Der Palast der Häuptlinge der Dörfer zeichnet sich durch bedeutendere Größe aus, nicht weil sie für sich selbst mehr Raum brauchen, sondern weil ihr Haus zugleich ihr Magazin, ihr Speicher, ihr Waarenlager ist, denn sie sind die eigentlichen Handelsleute der Insel. Es findet hier nämlich eine solche Abhängigkeit statt, wie man sie in Europa nur noch in Mecklenburg findet, woselbst in einer gewissen Entfernung vom Schlosse, d. h. von dem Wohnhause des Besitzers der Ländereien, sich ein paar Dutzend Hütten in gleicher Linie und von ganz gleicher Bauart erheben, worin diejenigen wohnen, welche die Ländereien des Herrn bearbeiten. Diese Menschen sind nicht Tagelöhner, sondern Leute, welche auf einer viel niedrigeren Stufe stehen als diese. Tagelöhner bekommen eine vorher bedungene Summe Geldes ausgezahlt für ihre Arbeit und haben nicht nöthig, ferner zu arbeiten, wenn ihnen der Lohn nicht groß genug scheint; nicht so mit den Leuten auf den Gütern des mecklenburgischen Adels, diese gehören mit ihrer ganzen Arbeitskraft dem Herrn lediglich für den Preis der physischen Existenz ihrer Familie, alles was sie erarbeiten gehört dem Herrn, welcher ihnen dafür Wohnung und ein wenig Gartenland, Waide für etwas Vieh und so viel an Kartoffeln und Getreide giebt, daß sie davon existiren können.

Ungefähr ebenso ist es hier. Der Häuptling, welcher Koranos heißt, ist der Besitzer des Bodens, ich weiß nicht auf welchen Titel hin, gekauft hat er das Land gewiß nicht, vielleicht ererbt. Doch erlaubt er Leuten seines Stammes sich Häuser zu bauen, Wurzeln zu pflanzen, Reis zu säen und zu erndten, junge Bananentriebe zu stecken u. s. w., was aber in der Art geschieht, immer auf Grund und Boden des Koranos und jede Spur von Ueberfluß muß an den mächtigen Herrn des Districts abgegeben werden und die guten Leute haben einen gewissen Ernst im Eintreiben ihrer Gebühren, wehe dem Armen, der etwas unterschlüge, ein vergifteter Pfeil oder ein Lanzenstoß würde seinem Leben ein schnelles Ende machen. Die Untergebenen sind so sehr daran gewöhnt, daß es ihnen durchaus nicht mehr auffällt, sich so behandelt zu sehen, sie halten das für eine unabweisbare Berechtigung ihres Herrn, sind also doch noch schlimmer daran, als die Nicht-Tagelöhner und auch Nicht-Leibeigenen auf einem mecklenburgischen Landgute, denn sie dürfen ohne viel Federlesens ermordet werden, kein Mensch hat die Berechtigung, über solchen „kleinen Mord" zu klagen, es wäre auch kein Gerichtshof zu finden, bei welchem die Klage angebracht werden

könnte. Freizügigkeit ist hier allerdings vorhanden, es benutzt aber Niemand dieselbe, weil er nirgends es besser fände, als er es zu verlassen beabsichtigt, ungefähr ebenso wie in Mecklenburg.

In den größeren Häusern der Häuptlinge bewahren diese nun, was irgend werthvoll und des Aufbewahrens fähig ist und mit den Schätzen, welche auf solche Weise ihr Magazin füllen, treiben sie an den Küsten Handel, indem sie die vorübergehenden Fahrzeuge mit frischen Lebensmitteln, oder überhaupt mit denjenigen Gegenständen, die sich in ihren Händen befinden, versorgen, unter denen sehr schöne Matten, allerliebste Körbe, Bastzeuge, unverwesliche Seile und Stricke die hauptsächlichsten sind. Natürlich werden diese Gegenstände nur von den Frauen verfertigt, die Männer übernehmen von der Arbeit nur denjenigen Theil, welcher auf ihre Kriege und auf ihre Schifffahrt Beziehung hat; sie verfertigen Waffen, Ruder und Kähne, die Frauen bauen die Häuser, weben die Matten, drehen die Stricke, knüpfen die Netze und bereiten auch die Gefäße von Thon, welche sie zum Kochen benutzen.

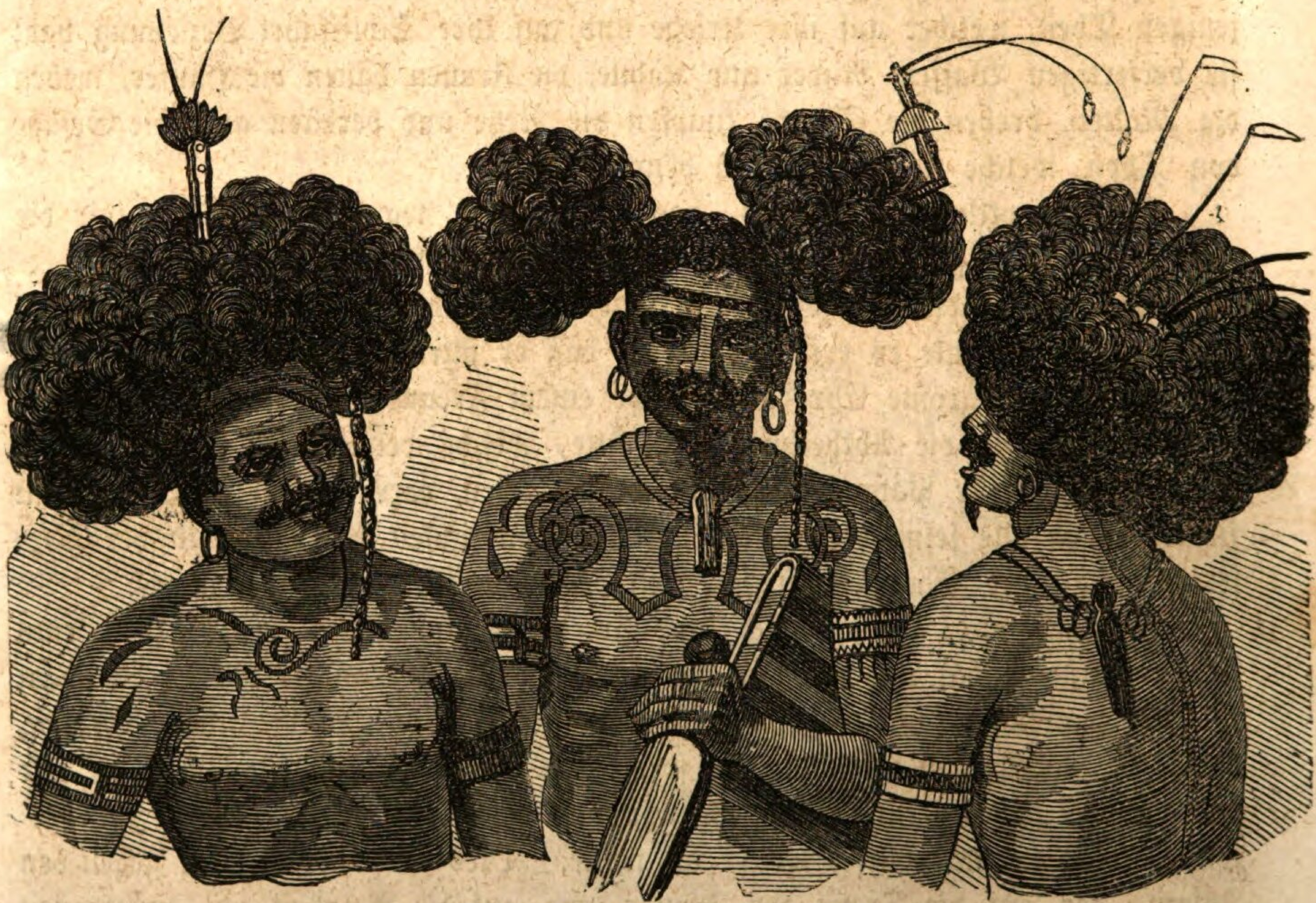
Der Häuptling des Dorfes, das ich besuchte, war derjenige, der mir die ersten Paradiesvögel und die anderen Gegenstände für meine Sammlung verkauft hatte gegen die Drehorgel, ich hatte nicht geahnt, daß er solch eine Würde bekleide; ich erkannte es erst jetzt daran, daß er mir sein Haus öffnete; er that mir zugleich die größte Ehre an, welche einem Freunde erwiesen werden kann, er führte mich in die Abtheilung der Hütte, welche den Harem bildete. Dort fand ich sieben für Papua's sehr hübsche Mädchen, oder vielmehr Frauen, denn sie waren ja alle seine Gattinnen, mit der Häuslichkeit beschäftigt, in der Verfertigung all der Sachen begriffen, von denen ich eben gesprochen hatte.

Ich kann nicht sagen, welch' eine Art von Glauben diese Leute haben, eins und das andere hat den Anstrich von Götzendienerei, manches wieder den vom Muhamedanismus; allein gerade dieser ist gewiß nicht ihr eigentlicher Glaube, denn der wackere Mann bot mir sofort den Aufenthalt für die Nacht an und gab mir die Versicherung, daß ich mir aus der Reihe seiner Frauen zur Gesellschafterin nehmen dürfe, welche ich wolle. Dies ist so vollständig gegen den Islam, der auf die Treue der Frauen und auf die Reinheit der Jungfrauen den höchsten Werth legt, daß ein solches Factum allein schon genügt zum Beweise, daß die Eingeborenen nicht Muhamedaner sind.

Siebenunddreißigstes Kapitel.

Die Papuarace. Eine Mahlzeit bei dem Häuptling und die dazu gehörige Tafelmusik. Glänzende Wirkung eines Solo auf der Bootsmannspfeife. Reickhart weiß von der Begierde der Häuptlinge Vortheil zu ziehen, wie ein echter Krämer.

Nachdem ich seine seltene Güte abgelehnt hatte, natürlich mit gebührendem Danke, führte er mich sowohl unter seinen Schätzen umher, mir zu zeigen, was er alles besitze und was er mir zum Handel anbieten könne, als er mich auch zu zweien seiner Gäste führte, die in einem anderen Hause wohnten und welche



Drei Häuptlinge der Papua's.

ich schon auf der Jagd unter den Entgegenkommenden bemerkt hatte; diese waren gleichfalls Häuptlinge und alle Drei sehen wir in der Gruppe vereinigt, welche diese Seite schmückt; ich habe versucht, ihre eigenthümlich krausen und nicht wolligen Haare wiederzugeben, um zu zeigen, wie sehr sie sich von Negern unterscheiden, bei denen das Haar niemals eine solche Länge erreicht, um einen dicken Kopf zu bilden, wie er auf der Zeichnung zu sehen ist. Das Negerhaar hat ein so beschränktes Wachsthum, wie das Haar der Thiere überhaupt und hat dieses seine ihm eigenthümliche Länge erreicht, ist es ausgewachsen, so stirbt es ab und fällt aus, um einem anderen Platz zu machen. So ist es bei den

Negern, welche ihr länger werdendes Haar durchaus nicht zu beschneiden brauchen, wiewohl sie es in der Hoffnung thun, daß man sie bei einem kurz geschorenen Kopf für Europäer halten wird. Die Papua's haben so krauses Haar, wie das des Bartes der Europäer, ja es ist nicht selten in viel größeren Ringeln gelockt und sie tragen es, wie unsere Figur zeigt, sehr verschieden, ein Jeder folgt darin seiner eigenen Phantasie. Der Häuptling, welchen ich für mich gewonnen hatte, trug das Haar in zwei ungeheuren Büscheln seitwärts festgebunden, die Anderen hatten es rund um den Kopf stehen lassen, alle aber trugen irgend einen Schmuck in ihrem Haar, welcher die Häuptlingswürde zu bezeichnen schien; die Figuren auf dem Körper sind nicht tättowirt, sondern gemalt, von Schmuck scheinen sie große Freunde, denn sie tragen Armbänder, Ohrringe, Halsbänder, Korallen in den Haaren und wissen sich auf mancherlei Art zu zieren und gehen darin viel weiter, als ihre liebenswürdigen Damen.

Wir wurden benachrichtigt, daß unsere Speisen bereitet seien und ich wurde mit den beiden Fremden und meinem Begleiter vom Schiffe aus, in die Behausung des Häuptlings dieses Dorfes geführt, wo eine große Matte ausgebreitet war, auf welcher viele mäßig große Schüsseln standen, in denen die Speisen für einen Jeden bereits zerkleinert, befindlich waren. Die jungen Damen aus dem Harem bedienten uns bei Tische, zwei derselben kauerten am Eingange nieder und begannen zu unserer Unterhaltung zu singen, was sich zwar etwas wild, aber doch sonst erträglich genug ausnahm.

Auch dieses ist gänzlich gegen die Sitte oder die Moral des Islam, ich meine nicht das Singen, sondern überhaupt die Anwesenheit der Frauen unter fremden Männern.

Die Speisen waren erträglich gut bereitet, das Fleisch der Thiere war zwar ganz einfach gebraten, allein die liebenswürdige Köchin hatte es verstanden, pikante Saucen zu bereiten, ich habe zwar nicht gesehen, ob man Butter oder ein anderes Fett, vielleicht das der Schweine, oder vielleicht auch Cocosöl dazu verwendet, allein reichlich Fett enthielten sie und waren so außerordentlich gewürzreich, daß mancher berühmte Koch die Frau eines Papua um ihre Kunst beneidet und gewißlich sie um das Recept zu den Saucen gebeten hätte.

Als wir mit unserem Mittag fertig waren, wollte Reickhart den Anwesenden zum Dank für das erhaltene Concert ein ähnliches zu geben versuchen. Er war musikalisch in dem Sinne, den man gewöhnlich mit diesem Worte verbindet, d. h. er verstand zwar nicht das aller Geringste von der Musik, allein er wußte ein Instrument zu spielen. Als er es zu erlernen begann, hatte er bereits seine Mündigkeit erreicht und es machte ihn stolz, sagen zu dürfen, daß er seit dieser Zeit nie etwas gethan oder getrieben, was nicht nützlich gewesen wäre. Von diesem Nützlichkeitsprincipe ausgehend, wählte er, um gerade seiner musikalischen Neigung zu huldigen, ein Instrument, das reellen Nutzen brachte.

Meine Leser werden neugierig sein, zu erfahren, was das wohl für ein Instrument gewesen, sie werden sich vielleicht keines solchen erinnern, denn daß die Harfe dem David verschiedene Male das Leben gerettet, wenn er Sauls erwachenden Grimm damit beschwichtigte, machte sie zwar für ihn sehr nützlich, aber keineswegs zu einem ganz im Allgemeinen Nutzen bringenden Instrument und die Posaunen, von deren Schall die Mauern von Jericho in Staub zerfielen und welche mithin allen Eroberern wenigstens sehr nützlich hätten sein müssen, waren verschollen, waren verloren, so daß Niemand auf Erden ist, der da sagen kann, wo sie geblieben.

Nun, lieber Leser, ich will Dich nicht länger in Kummer lassen, Du sollst erfahren, daß Reickhart die militairischen Signalinstrumente für sehr nützliche hielt, also das Horn und die Trompete; freilich waren beide nicht auf dem „van der Kapellen" zu finden, er hätte sich an das Instrument, was den Soldaten ihre Signale gab, er hätte sich an die Trommel halten müssen, diese war ihm aber zu umfangreich, er wollte ein musikalisches Instrument haben, das zu seiner Nützlichkeit auch noch die compendiöse Form fügte, so daß er es immer bei sich tragen konnte und da kam er auf den äußerst glücklichen Gedanken, die Bootsmannspfeife, diejenige, mit der während des Sturmes den Matrosen die Signale zugepfiffen werden, zu lernen und er hatte es wirklich zu einer großen Virtuosität gebracht, kannte alle Signale der Seeleute auf das Vollkommenste, konnte darauf außerdem noch schöne Triller schlagen und kräftige Cadenzen ziehen, daß einem die Ohren gellten und er hatte auch das Piano und das Pianissimo eben so sicher in seiner Gewalt, wie das Forte, welches beim furchtbarsten Sturm von einem Ende des Schiffes bis zum anderen gehört wird.

Von diesem vortrefflichen und höchst nützlichen Instrument zog er ein Exemplar aus Silber gefertigt aus seiner Weste hervor und darauf spielte er zum Ergötzen aller Anwesenden die köstlichsten Signale: „das Sturmsegel losgelassen", „das Bramsegel eingerefft", „das Ghiksegel beschlagen", „alle Mann auf Deck" und dergleichen mehr. Melodien der entzückendsten Art für ein Seemannsohr, kurze, praktische musikalische Sätze, ganz geeignet, einem Sebastian Bach Themata zu den schönsten Fugen zu geben.

Reickhart spielte seine Bootspfeife mit einem Eifer, welcher eines besseren Gegenstandes werth gewesen wäre, er blies die Backen auf, das Gesicht wurde ihm roth von der Anstrengung das genügende Forte hervorzubringen, die Augen rötheten sich und schienen zu schwellen und aus dem Kopfe zu springen von der gewaltigen Anstrengung. Endlich hörte er erschöpft auf.

Bis dahin hatte starres Erstaunen die Gemüther der Anwesenden gefesselt, jetzt aber brach lauter Jubel unaufhaltbar aus seinen Schranken und die beiden Häuptlinge, welche hier Gäste waren und noch nichts wußten von dem Erwerb, den mein Gastfreund gemacht, konnten dessen Gefühllosigkeit nicht begreifen,

doch sprang er auch auf und zeigte seine Freude, wenn schon er etwas Besseres kannte.

Den beiden fremden Häuptlingen war es im Uebrigen ganz genehm, daß sie in meinem Gastfreunde keinen Concurrenten fanden, sie konnten mithin ihre Gebote ohne Rücksicht auf ihn stellen und dieses geschah denn auch sofort. Beide waren vollkommen entschlossen, die Bootspfeife zu besitzen, sie koste was sie wolle, „nur nicht über fünf Silberjroschen" würde ein Berliner gesagt haben, so sagte jedoch der Bewohner von Neu-Guinea nicht, ihm war das „à tout prix" Ernst. Wie auf einer Auction überboten die Leute sich, jeder von Beiden wollte die Pfeife haben, 10 Paradiesvögel, 20 Schweine, 30 Affen, 500 Cocosnüsse, so folgten die Gebote rasch aufeinander, ohne zu erwarten, daß der glückliche Besitzer dieses kostbaren Instrumentes sage, er sei befriedigt.

Man erzählt, ein arabischer Scheich habe im Besitz eines europäischen Reisenden eine jener Stuten gesehen, welche von dem Stamme der Kochlani sind, von denjenigen vier edlen Rossen, die dem Könige Salomo vom Himmel zugesendet worden sind, um ihn gelegentlich da hinauf zu befördern. Ein Hengst dieser Race hat den Preis von 30,000 Dukaten, eine Stute hat gar keinen Preis, sie ist über jeden möglichen Preis hinaus, es ist auch nur einem Gläubigen erlaubt, sie zu besitzen und die Ausfuhr eines solchen Thieres ist bei Strafe des Strangulirens verboten. Sollte ein ungläubiger Hund solch ein Thier (d. h. immer eine Stute) auszuführen suchen, so wird er nicht ehrenvoll strangulirt, sondern schmachvoll gespießt.

Der Scheich, der ein solches seltenes Thier im Besitz eines Franken sah, wollte dasselbe dem Reiche des Propheten erhalten, wollte es ihm abkaufen. In früheren Zeiten war das einfacher abgemacht, man ließ dem ungläubigen Hunde den Kopf abhauen, legte ihn zwischen die Beine (unerhörte Schmach, welche einem Gläubigen niemals widerfährt), und nahm alsdann in Besitz, was er bis dahin besessen hatte. Seitdem die Franken aufgehört haben, sich vor den Türken zu fürchten — fürchten sich diese vor den Franken und thun also dergleichen nicht mehr, darum der Versuch, dem Franken das edle Roß abzukaufen und der Scheich fing den Handel damit an, daß er einen mächtigen persischen Teppich vor ihm ausbreiten ließ und sagte: „Das Pferd muß mein sein, verkaufe es mir, siehe, ich will auf diesen Teppich so lange Gold schütten lassen, bis Du selbst nicht weißt, wie viele Kameele Du brauchen wirst, um es fort zu tragen und Du mir zurufst: Halt, es ist genug!"

Auf dieses: Halt! es ist genug! schienen die beiden Häuptlinge bei ihrem gegenseitigen Ueberbieten zu warten und da Reickhart dasselbe nicht sprach, so boten sie immer darauf zu, ich glaube, sie hätten sich's gefallen lassen, wenn er ganz Neu-Guinea in die Tasche gesteckt hätte, falls nur einer von ihnen die Bootsmannspfeife bekommen.

Ich machte Reickhart darauf aufmerksam, daß die Leute so begierig boten

und frug ihn, ob er denn durchaus nicht geneigt sei, sich von seinem Schatze zu trennen. O, wie wenig kannte ich den edlen Holländer! es war nur das Nützlichkeitsprincip, das ihn so lange hatte zögern lassen. „Ich will warten," antwortete er mir, „bis die Kerls mir etwas bieten, was ich brauchen kann; was soll ich mit Cocosnüssen oder schwarzen Mädchen, was soll ich mit Yamswurzeln oder Paradiesvögeln? Gold will ich haben."

„Gold für eine silberne Pfeife?" frug ich ihn befremdet.

„Warum denn nicht? Nehmen die Leute doch goldene Napoleond'or für ihre Paradiesvögel, warum soll ich dergleichen nicht für meine Pfeife nehmen?" Und er zeigte den Leuten was er wollte, er nahm ein Goldstück aus der Tasche, zeigte, daß dies sein Begehr und zeigte durch dreimaliges Aufheben aller zehn Finger, daß er dreißig solche Goldstücke haben wolle.

Wie sonderbar sind doch die Begriffe von Werth einer Sache, wie verschieden ist doch die Ansicht darüber. Die beiden Häuptlinge waren bereit, den geforderten Preis zu zahlen, vorausgesetzt, daß sie ihn würden auftreiben können und Jeder von beiden nahm Reickhart das Versprechen ab, bis morgen zu warten, wo sie bestimmt kommen und ihm den kostbaren Schatz abnehmen würden, worauf sich Beide eiligst und schleunigst nach ihren heimathlichen Dörfern entfernten, ein Jeder mit der frommen Absicht, seine Unterthanen so lange zu quälen, bis der Teufel des Eigennutzes aus ihnen ausgefahren und alles in ihren Händen befindliche Gold in die der Häuptlinge übergegangen sei.

Achtunddreißigstes Kapitel.

Treue der Papua's gegen übernommene Verpflichtungen. Reichliche Belohnung in ihrem Sinne. Der Handel um die Bootsmannspfeife erneuert sich. Das Nützlichkeitsprincip läßt Reickhart im Stich. Einige Thiere dieses Landes.

Ich weiß nicht, was ich von diesen Papua's denken soll, sind sie durch die Anwesenheit der Franzosen gesittet geworden oder ist die Gesittung eine ihnen eigenthümliche, gleichviel, ich fand sie mit den Beschreibungen, welche von ihnen gemacht werden, durchaus nicht übereinstimmend. Jene furchtbare Rohheit, über welche man klagt, jene Sittenlosigkeit, von der namentlich die Berichte der Missionaire so voll sind, konnte ich nicht entdecken. Es scheint mir übrigens ein höchst verwegenes Unternehmen, den Charakter eines Volksstammes so speciell bezeichnen zu wollen, wo es sich nicht um hundert oder um tausend Individuen handelt, sondern wo die verschiedenen Stämme nach solchen Ziffern zählen. Großbrittanien umfaßt nicht den dritten Theil der Ausdehnung von Neu-Guinea und doch würde ein jeder vernünftige Mensch sagen, es sei ein unvernünftiges

Unternehmen, die Britten charakterisiren zu wollen, erstens hat man mit Schotten, Irländern und Engländern zu thun, dreien ganz verschiedenen Völkern, dann hat man zwischen Bergschotten und Strandbewohnern zu unterscheiden und so geht es fort und nun will man sagen, die Papua's von Neu-Guinea sind so und so.

Meine Beobachtung hier auf diesem Punkte lehrte mich, daß die Einwohner friedlich und zuverlässig und daß sie großmüthig sind, und was ihnen in meinen Augen zum ganz besonderen Ruhm gereicht, ist daß sie ihre Kinder zu gesitteten, bescheidenen Menschen erziehen. Ich war sehr freundlich, liebevoll, zuvorkommend aufgenommen, auch hatte mich der Gesang der jungen Weiber sehr ergötzt, ich wollte mich ihnen dankbar erzeigen und nahm von meinen Schnurrpfeifereien allerlei heraus, um es den Frauen zu schenken. Sie schlugen die Augen nieder und ihre Wangen verdunkelten sich, bei heller Hautfarbe würden wir das Erröthen genannt haben. Sie lehnten die Geschenke ab, aber bald liefen sie davon und brachten Mangustinfrüchte, Mandeln und Bombelnüsse herbei und boten sie als Tauschgegenstände für die dargebotenen Geschenke an. Um ihr sichtbar hervortretendes Zartgefühl nicht zu verletzen, nahm ich diese Gegengaben an, schenkte aber die Früchte den in der Ferne stehenden Kindern, welche die zugeworfenen Bananen und Nüsse mit großer Geschicklichkeit auffingen, gleich den Affen, aber in bescheidener Ferne blieben, uns nicht beunruhigten, uns nicht anbettelten und auch unter einander sich nicht zankten oder schlugen, sondern im Gegentheil einander abgaben, wo sie bemerkten, daß ein Mißverhältniß in der Vertheilung stattgefunden. Wahrlich, wenn ich dieses von einer europäischen Familie nicht niederen, sondern im Gegentheile hohen Ranges erzählte, so würde man sagen, die Kinder seien sehr wohl erzogen und die Eltern müßten feine Leute sein. Sollte das nicht auf einen guten Fond schließen lassen, sollte man von solchen Leuten nicht sagen, sie seien der Civilisation im besten Sinne dieses Wortes fähig.

Wir kehrten am Nachmittag zu unserem Schiffe zurück, reich mit Beute beladen, und da der wackere Häuptling mich so getreulich bis hieher geführt, zögerte ich nun keinen Augenblick mit der Uebergabe des kostbaren Leierkastens und der Harmonika, sondern ich fügte noch zwei Enden einer breiten Tresse hinzu, welche aus kostbarem Messing gemacht und durch eine mäßige Erhitzung desselben vergoldet war, schenkte ihm noch obendrein für eine jede seiner reizenden Frauen, deren Gunst ich schnöde verschmäht hatte, ein buntseidenes Tuch, welches ich am folgenden Tage in mannigfaltiger Art angewendet sah. Einige hatten das Tuch in dünne Streifen zerschnitten und die entstandenen Bänder durch das Haar geflochten, andere hatten versucht, ihre öffentlichen Reize, welche man sonst die geheimsten zu nennen pflegt, dadurch zu erhöhen und auffälliger zu machen, daß sie Charpie aus dem seidenen Zeuge gezupft und dort hinein geknüpft, oder toupirt, oder gestopft hatten, so daß die Franzen farbig

und schillernd umherhingen — kurz, eine jede hatte verstanden, ihre an sich schon große Schönheit noch um ein Bedeutendes zu erhöhen und ich bin gewiß, kein moiré antique und kein Terneauxshawl hat jemals so viel Glück verbreitet, als meine kleinen seidenen Tücher.

Im Innern des Landes wohnt eine andere Völkerschaft, die Eingeborenen nennen sie Arfaki's. Ich hätte gar zu große Lust gehabt, auch diese kennen zu lernen und wiederholt bat ich meinen wackeren Koranos, mich dahin zu führen, allein er war durchaus nicht dazu zu bewegen. „Hast Du nicht gesehen, wie besorgt ich mit sammt meinen Leuten war, als wir das Geräusch von unseren nahenden Brüdern hörten. Wir glaubten, es seien Arfaki's. Wehe uns, wenn sie es gewesen wären, Dein Freund hat sein Gewehr verloren, er würde Dir nicht haben beistehen können und Du allein wärest nicht genug gewesen, um ihnen Widerstand zu leisten. Bleibe hier, bleibe in der Nähe des großen Wassers, denn es ist nicht gut, zu ihnen gehen zu wollen.“ Er schien mir unser bekanntes Sprichwort: „Bleibe im Lande und nähre Dich redlich“ im Sinne zu haben, als er so ernsthaft und ehrbar mich ermahnte, mein Vorhaben aufzugeben, was ich denn auch schließlich mußte, da ich keinen Führer fand; auch andere Eingeborene erklärten, es sei eine Thorheit, an einen Ort zu gehen, von welchem man wisse, daß man daselbst ermordet und aufgegessen werden würde. Er schien, ohne sich gerade direct auf unseren berühmten deutschen Dichter zu beziehen, doch Marquis Posa's Ausspruch, daß das Leben schön sei, im Sinne zu haben. So gab ich denn meinen Wunsch auf.

Am nächsten Tage kamen die beiden Häuptlinge, welche um die Bootspfeife gehandelt hatten, auf unser Schiff. Ach, die Unglücklichen, sie hatten nicht so viele Goldstücke zusammen bekommen, als der große Teleolog, der Nützlichkeitsmann unseres Schiffes, der echte Holländer durch und durch, von ihnen verlangte. Der Eine hatte seinem Dorfe 12 Napoleond'or abgequetscht, der Andere hatte es nur bis zu 7 gebracht und Beides zusammen genommen erreichte noch nicht die Forderung Reichharts, obschon damit sein kleines silbernes Instrument nicht seinem Werthe, sondern seinem Preise nach mehr als fünfzigfach bezahlt war. Ich frug ihn, ob er den Leuten wirklich für das ungeheure Geld die kleine Pfeife nicht lassen wolle, er sagte: „Nein, sie haben mehr bei sich, sie müssen damit herausrücken, ich wäre ja der größte Narr, wenn ich von meiner Ueberlegenheit nicht Nutzen zöge.“

Dieser Augenblick war es, der seinem Nützlichkeitsprincip wieder einen abscheulichen Rippenstoß beibrachte. Einer unserer Bootsmänner machte von seiner knöchernen Pfeife Gebrauch. Augenblicklich kehrten die Häuptlinge sich um und liefen dahin, woher der Schall kam; sie fanden auch alsbald denjenigen heraus, der ihn erregt hatte, denn der alte Matrose unterhielt sich mit seinem Maat auf der Spitze des Mastes. Der jüngere von den beiden Häuptlingen war mit einem Satz bei dem Matrosen, riß ihm die Pfeife aus der Hand; ein

Schlag, schwer genug, um einen Ochsen niederzustrecken, war ihm zugedacht, allein er hielt die geöffnete Hand mit seinen sieben Goldstücken hin und des Matrosen Gesicht heiterte sich plötzlich wunderbar auf. Die Holländer können zwar den Napoleon, welcher ihr Land dem französischen Kaiserreiche annectirt, die herrschende Dynastie verjagt und einen Lucian auf den Thron gesetzt hat, nicht leiden, allein ihre Goldstücke haben sie lieber als die Dukaten, vorausgesetzt, daß beide in gleicher Anzahl vorhanden sind. Darum nahm der Matrose ein Goldstück mit freundlichem Blicke und mochte denken: Du dummer schwarzer Kerl, komm mit mir nach Rotterdam, da kannst Du für das eine Ding hundert solche knöcherne Pfeifen kaufen; aber er gab deshalb doch eine zweite, ganz gleiche Pfeife keineswegs mit in den Kauf, sondern bot sie dem Anderen zu demselben Preise an, der denn auch ganz entzückt war, sie so billig erhalten zu können.

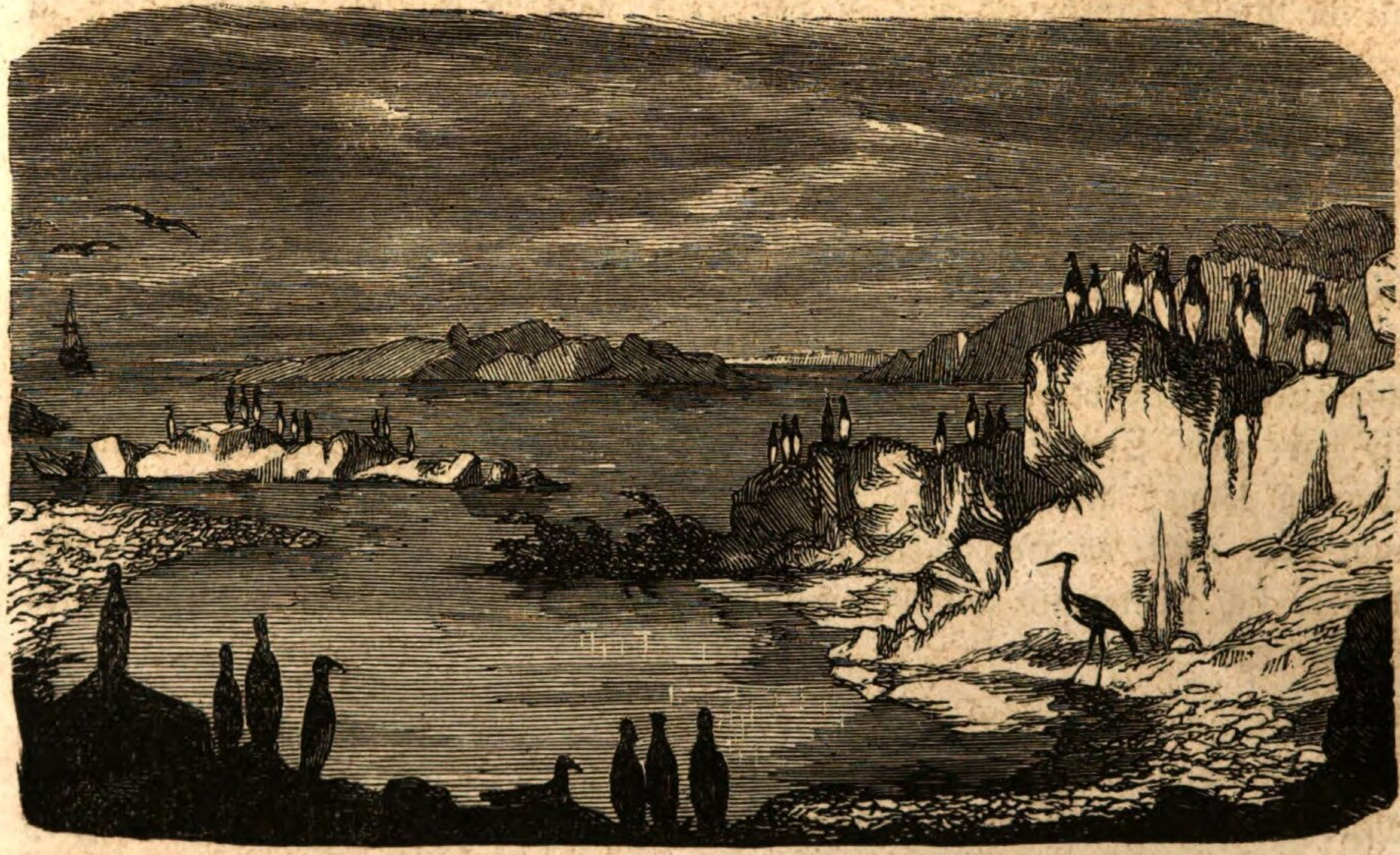
Aber was that und was sagte Reickhart zu der Angelegenheit? Er schlich in stillem Grimm umher und fluchte über die Matrosen, welche dumm genug seien, anderen gescheidteren Leuten den Handel zu verderben, nannte sie Esel, da sie mit einem Napoleon zufrieden gewesen wären, indessen sie hätten zum mindesten zwölfe bekommen konnen, ich aber erklärte ihm, das Nützlichkeitsprincip habe zwei Seiten und jedenfalls sei es nützlicher, zu nehmen, was man bekommen könne, als mehr zu fordern, wie gegeben werden könne. Ich weiß nun zwar nicht, ob Herr Reickhart sich das gemerkt haben wird, aber ich hoffe, daß er sich wenigstens auf Modificationen seines Nützlichkeitssystems eingelassen haben wird.

Bei einem neuen Besuch am Lande sah ich noch viele andere Vögel, wenn auch nicht von gleicher, so doch jedenfalls von großer Schönheit — wie die weiße Muskattaube und die kupferfarbene, welche beide viel mehr als doppelt so groß sind, wie unsere schönsten Kropftauben und welche fast nur von den Früchten des Muskatbaumes leben. Der Kern, den sie nicht verdauen, wird von ihnen von seiner Schaale (die eben ihr Futter ist) entkleidet und fortgeworfen. So verbreitet sich der Muskatbaum in unzähligen Exemplaren über die ganze Insel. Die alten Naturforscher sagten, die Taube verschlinge die ganze Nuß und gebe den Kern unverdaut von sich. Ein Mensch kann nicht einmal eine ganze Pflaume verschlucken ohne Gefahr des Erstickens, wie sollte eine Taube auch, wenn sie die Größe eines Huhnes hat, eine harte Frucht von der Größe einer Wallnuß verschlingen können.

Neu-Guinea scheint die Urheimath unseres Haushuhnes zu sein, denn ich fand dasselbe in allen möglichen Farben im Walde verbreitet, es ist nur um etwas schlanker und hat ungefähr die Form des Kapauns, welche eleganter und zierlicher ist, als die des Hahnes. Die schlankere Gestalt rührt von der Lebensart, von der viel größeren Leibesbewegung her, alle Thiere im wilden Zustande

sind schöner als im gezähmten, wennschon diese letzteren meistentheils reicher an Fleisch und Fett sind.

An den Ufern der Seen wandeln stolze Kraniche und Reiher umher, zum Theile sehr schön gefärbt, ein paar von den Reihern sind Neu-Guinea ganz eigenthümlich. Merkwürdigerweise findet man hier unter dem Aequator auch Penguine und Fettgänse, deren sonderbar gestalteter Körper kaum zum Gehen geschickt ist; sie haben die Füße so weit hinten am Leibe, daß sie ganz hoch aufgerichtet gehen müssen, weil ihr Körper nicht horizontal liegt, wie der des Schwanes, der Ente oder aller anderen Vögel überhaupt, sondern aufrecht steht,



Eine Versammlung von Fettgänsen auf Neu-Guinea.

so daß Kopf, Hals, Körper und Füße sämmtlich in eine senkrechte Linie fallen. Auch diese ungeschlachten und hinsichtlich ihrer Form gewiß sehr unschönen Thiere haben ein prächtig gefärbtes Gefieder, die Federn, welche sehr kurz sind, so weit sie Hals, Kopf und Brust bedecken, sehen beinahe aus wie kleine Fischschuppen, aber es sind wirkliche Federn mit Kiel und Fahnen, nur sind sie so fest anliegend wie gepreßter Plüsch, und der seltsamen Zeichnung sowohl als der bunten Färbung wegen benutzt man die Brust-, Kopf- und Halsfelle dieser Thiere in Europa als Pelzverbrämung. Wenn die närrischen Burschen umherwatscheln und dabei mit ihren eckigen Flügelstumpen, die durchaus nicht zu etwas anderem, als zum Rudern im Wasser gebraucht werden können, umherfuchteln, so glaubt man aus der Ferne wenigstens Menschen zu sehen, welche mit großen Unterröcken versehen, jedoch zu kurz gekleidet sind, um mit der jetzigen

Mode bequem mitzukommen. Unser Bild giebt einige dieser wunderlichen Leute, wie ich dieselben wiederholt und haufenweise gesehen habe. Wenn sie im Wasser schwimmen, wie eine derselben im Vordergrund, so kann man nichts anderes denken, als es seien Enten von ungewöhnlicher Größe.

Eisvögel kommen hier gleichfalls häufiger vor, obwohl sie das, wonach sie ihren Namen haben, wohl schwerlich finden dürften. Einen Casuar, aus dessen haarförmigen Federn die Eingeborenen vielerlei zierliche Arbeiten zu machen wissen, wie Armbänder, Gürtel, Halsbänder, Ohrgehänge, als hätte der geschickteste Haarkünstler sie geflochten, sah ich, allein es war mir unmöglich, denselben zum Schuß zu bekommen. Er scheint ein äußerst feines Gehör zu haben und ist überdies sehr schlau und vorsichtig, so daß er entflieht, lange bevor man ihn, und wäre es auch mit der besten Büchse, zu erlangen vermag. Er läuft äußerst schnell und scheint, gleich dem Strauß, außerordentliche Kraft in seinen Schenkeln zu haben, dabei ist er doch so schwer von Gewicht, daß sein Tritt oder Sprung den Klang hat, als ob ein großes Säugethier davon liefe.

Am Meeresufer im Buschwerk versteckt sah ich ein seltsam gestaltetes großes Nest aus Erde und verschiedenen Zweigen zusammen geknüpft, es hatte die Form eines abgestumpften Kegels von gleicher Breite und Höhe, hatte 7 Fuß Durchmesser und war auch 7 Fuß hoch. Natürlich ist der Umfang von 22 Fuß nicht oben, sondern an der Basis genommen. Wo die Fläche dieses Kegels beginnt, findet sich darin eine bedeutende Vertiefung. Ich war begierig zu sehen, was dieselbe enthalte, und kroch daran empor; da schlug plötzlich ein gewaltiges Thier mit den Flügeln um sich und erhob sich daraus. Ich war so erschreckt, daß ich viel zu spät zu meinem Gewehr griff, um die Henne schießen zu können und so kann ich auch nicht sagen, ob sie zu den gewaltig großen Hühnervögeln oder zu den Truthähnen gehörte, welche hier heimisch sind. Auffallend ist in jedem Falle der riesige Bau. Diese Thiere, welche immer auf der Erde, niemals auf den Bäumen ihre Nester machen, pflegen dieselben nicht darüber zu erheben, sondern durch Kratzen darin auszuhöhlen und dann mit Laub und Gras und schließlich mit ihren Federn auszufüllen. Ich würde beinahe glauben, daß diese Henne irgend einen tumulus von Menschenhand errichtet, zu ihrem Neste benutzt hätte, wenn ich nicht wüßte, daß es auf Neuholland einen Vogel giebt, den man von seinem eigenthümlichen Bau des Nestes „Megapodius tumulus" nennt, welcher Nester von 5 Fuß Höhe und 35 Fuß Länge baut, indem er mit seinen Füßen Thon, Gesträuch und Sand zusammenträgt und zusammenknetet und darauf, wenn es trocken ist, seine Eier in langen Reihen legt und sie der Sonne zum Brüten überläßt.

Neununddreißigstes Kapitel.

Verschiedene Thiere des Landes und deren Eigenthümlichkeiten. Dem Nützlichkeitsprincipienreiter wird die verlorene Doppelflinte wieder gebracht. Ein Glas Rum zur Auszeichnung. In wiefern man den „Wilden" gewöhnlich sehr unrecht thut.

Einen wunderbaren Anblick gewährt der weiße gehaubte Papagei, der große Cacadu, welcher sehr häufig ist und in Schaaren umherfliegt. Während des Fluges schreien die Thiere gewaltig, sobald sie aber einen Baum erreichen, setzen sie sich alle darauf nieder und bleiben mäuschenstille sitzen, denn sie können nicht gut fliegen und werden daher leicht müde; eine solche nach vorgehabtem Fluge ausruhende Schaar macht ganz und gar den Eindruck großer, mächtiger Blüthen. So still wie sie dasitzen denkt man, es wären Magnolien von riesiger Ausdehnung, bald aber fangen sie wieder an zu schnattern und zu schreien und damit allerdings hört auch die Aehnlichkeit auf, wenigstens kann ich mich nicht entsinnen, schreiende Blumen gesehen zu haben, sie müßten denn auch zweibeinig gewesen sein, gleich den Cacadu's, aber ohne Federn.

Eine große Plage sind die kleinen Amphibien, namentlich unzählige Frösche in sehr zahlreichen Arten, unter ihnen Laubfrösche in solcher Menge, daß sie die unteren Seiten der Blätter fast bedecken. Eine große Menge schöner Pflanzen bieten Wasserbehälter dar, in denen diese kleinen Thiere Nahrung und Erfrischung finden. Die Blätter legen sich scheidenartig eines um das andere, jedes äußere ist vom nächsten inneren durch einen 2 bis 3 Zoll breiten und dreimal so langen Spalt getrennt, welcher immer reichlich mit Wasser gefüllt ist. Die Bromelien, die verschiedenen Pothos, die Calladium, auch die Arumarten, die großen Scittamineen zeigen alle diese Erscheinung. Mancher Wanderer am Strande des Meeres, an offenen Sümpfen, würde sich gerne des köstlichen reinen und kühlen Wassers bedienen, das diese Pflanzen in Mengen liefern, allein in welchem Winkel der Reisende auch blickt, der kleine Becher ist gefüllt mit Fröschen und Schnecken, welche den Appetit dazu gänzlich verderben. Viele dieser Frösche haben eine so scharfe, kräftige und so tiefe Stimme, daß man sie mit dem Geschrei der Krähe verwechseln kann; eine allerdings auffallende Erscheinung, aber auch eine häufig wiederkehrende, wir wissen ja, wie lebhafte Stimmen, wie außerordentlich laute, weitschallende Stimmen unsere kleinen und zierlichen Singvögel haben. Einige Laubfrösche sind nicht grün, sondern entschieden blau und zwar recht eigentlich Königsblau.

Eidechsen sieht man ohne Zahl und der Schlangen kommen auch nicht wenig vor, zum Glück sind die eigentlich giftigen selten und die nicht giftigen nur sehr ausnahmsweise groß genug, um einem Menschen gefährlich zu werden.

Kleine Schildkröten werden in großer Menge gefunden und nicht nur von

den Eingeborenen gegessen, sondern von diesen auch als Handelsartikel an Bord der Schiffe gebracht. Die großen, deren schöne Tafeln man in Europa zu Toilett-, Schmuck- und Kunstgegenständen verarbeitet, haben sich selten gemacht, nachdem die Nachstellung diesen werthvollen Handelsartikel so bedeutend verringert hat, und man alles gethan, um die Vermehrung derselben zu beschränken. Man stellt nämlich den Eiern eben so nach, wie den Thieren selbst. So wird denn das Schildpat nachgerade selbst an seinen Stapelorten höchst selten.

An Fischen ist das Meer äußerst reich und da man hier mit den gefangenen Thieren nicht zugleich die Brut vertilgt, oder vielleicht besser gesagt, bei den Millionen Eiern, die jedes einzelne Thier legt, eine solche Vertilgung zur Unmöglichkeit wird, so hat der Verbrauch derselben bis jetzt noch keinen Einfluß auf die Ergiebigkeit des Fischfanges gehabt. Viele Muscheln und andere Schaalthiere dienen den Papua's gleichzeitig zur Nahrung, darunter ist auch die Perlmuschel zu rechnen, von derem äußeren Kleide die Eingeborenen sich Zierrathen machen, indessen sie die eingeschlossenen Perlen sehr wohl zu schätzen wissen und sie in den chinesischen Handel bringen, von wo wir sie dann wieder aus zweiter Hand bekommen.

Von Korallen ist das Eiland so dicht umsäumt, daß es dadurch überaus gefährlich für den Nahenden wird, Bänke umgeben von allen Seiten die Insel und an vielen Punkten sind sie bei der Ebbe der Oberfläche des Meeres so nahe, daß man sie, in einem Boote der Eingeborenen fahrend, mit der Hand erfassen kann. Die Boote der Europäer sind dazu nicht geeignet, theils weil sie viel zu tief im Wasser gehen, theils weil sie viel zu hohes Bord haben, so daß man sich nicht darüber hinausbeugen und sie erreichen kann. Wie die Eingeborenen es machen mit ihren unbeschützten Füßen in's Meer zu gehen, um Muscheln und Korallen abzubrechen, ist mir ganz unbegreiflich. Die werthvollen rothen, schwarzen oder weißen Korallen sind Verzweigungen, welche der Form nach einem dichten Dornbusch auf das Täuschendste ähnlich sehen. Auf einem solchen mit bloßen Füßen einher zu gehen, wird Jedem von uns eine Unmöglichkeit dünken und dennoch würde dieses für eine Erholung angesehen werden müssen, wenn man unmittelbar vorher über einen Korallenstock gegangen wäre, denn dieser letztere ist von Stein, indessen der erste doch von einigermaßen nachgiebigem biegsamen Holze ist. Vielleicht sind ihre Sohlen dicker und widerstandsfähiger als diejenigen, welche wir tragen und welche bekanntlich aus „Leder von einem inländischen Ochsen" bereitet sind.

Bei dem Spazierenfahren über so flache Meeresstrecken wurde mir ein geologisches Problem erklärt oder gelöst. Man findet im Korallenkalk, d. h. in denjenigen Gebirgen, welche aus diesem Mineral bestehen, häufig Muscheln eingeschlossen; es kam mir immer sehr fraglich, sehr räthselhaft vor, wie diese Muscheln in die Korallengebäude gekommen sein möchten. Hier sah ich denn in vielen Exemplaren Muscheln von den Korallen halb und ganz umschlossen.

Die kleinen Baumeister umwickeln mit ihrer Arbeit nach und nach die Muschel, welche sich am Grunde festgesetzt hat, solchergestalt, daß sie schließlich sich gar nicht mehr öffnen kann und für immer in der künstlich aufgebauten Gesteinmasse festsitzt.

Der Trepang, die Holothurien, welche, wie wir wissen, einen werthvollen Handelsartikel für China bilden, sind in den flachen Uferstrecken von Korallensand in solcher Menge zu finden, daß der Supercargo ganz begierig darauf wurde und die größte Neigung zu haben schien, seine Chinesen abermals der Gefahr auszusetzen, von den Arfaki's gefressen zu werden.

Die Insekten sind hier in einer solchen Art vertreten, daß wohl nicht leicht selbst ein tropisches Land mehr damit gesegnet ist und zwar scheinen gerade die gefährlichsten, die lästigsten Feinde der Menschen Neu-Guinea zum Lieblingsaufenthalt gewählt zu haben. Wo man hintritt und wo man hinsieht, sind Scolopendern, Scorpione, Spinnen, bienenartige und gefährlich stechende Insekten, Fliegen, Mücken, Mosquito's in abschreckender Menge vorhanden. Die letzteren in einem Grade, welcher es mir fast unbegreiflich macht, wie die Insel überhaupt bewohnt werden kann, wenn es nicht in der Natur des Felles der guten Papua's liegt, daß sie wenig darunter leiden; man sagt dies auch von den Negern in Amerika und Afrika, welche Strecken bewohnen, die wahrlich nicht frei von Mosquito's sind und die sich nur selten über die liebenswürdigen Thiere beklagen. Jedenfalls trägt das starke Einölen viel dazu bei, entweder die Thiere abzuhalten, oder ihre Stiche weniger empfindlich zu machen. Ich versuchte dieses abscheuliche Schutzmittel gleichfalls und fand mich in der That höchst überrascht durch die Wirkung, aber ich benutzte eine Abkochung von Knoblauch in Oel, welche allerdings anfänglich der Nase fast nnerträglich scheint und nur durch die Wohlthat, welche die Einreibung gewährt, erträglich gemacht werden kann.

Wunderbar schön sind die Schmetterlinge, deren hier vielleicht die prächtigsten vorkommen, welche es auf Erden giebt, nicht nur zeichnen sie sich durch die Schönheit der Farbe und die bedeutende Größe, sondern auch durch jenen wunderbaren Metallglanz aus, den man in unseren Gegenden schon an den Flügeldecken der Cantthariden wahrnimmt. Die oberen Flügel vieler dieser Thiere sah ich beinahe handgroß und solche, die in der Sonne sitzend ihre Flügel niederlegten und sie von der Sonne bescheinen ließen, dabei aber keine größere Fläche einnahmen, als eine gewöhnliche Männerhand, hielt ich nachgerade der Beachtung nicht mehr werth, wie schön sie auch waren, denn ich konnte sie in jedem Augenblick beträchtlich größer und schöner sehen.

Wir waren etwa drei Tage lang in dem Hafen von Dorey vor Anker gewesen, als der Häuptling, der mich so gastfreundlich aufgenommen hatte und dessen Name, Waitoki, ich jetzt erst erfuhr, da ich mich bisher vergeblich ver-

ständlich zu machen suchte über mein Begehr, an Bord kam und mir Reickhart's Doppelgewehr überbrachte. Die wackeren Eingeborenen, welche den Verlust bemerkten, hatten sich zusammengethan und den ungeheuren Haufen von verwestem Holz, von Humus durchschaufelt, bis sie an das verlorene Gewehr gekommen waren. Man kann durchaus nicht sagen, daß die Arbeit gering war, aber man kann auch nicht sagen, daß Herr Reickhart sich lumpen ließ; er brachte eine Flasche Rum herbei und goß dem wackeren Häuptling ein Glas davon voll. Es war wieder das Nützlichkeitsprincip, was ihn bei dieser edlen Handlung leitete. Als ich ihm bescheidene Vorwürfe machte über das, was ich für Knickerei hielt, eröffnete er mir, daß seine Handlungsweise vollkommen gerechtfertigt wäre. Wollte er für die wiedergebrachte Flinte werthvolle Geschenke machen, so hätte er ja keinen Nutzen davon, daß sie ihm wiedergebracht worden.

Ich hatte nun zwar auch keinen Nutzen davon, daß Herrn Reickhart das Gewehr wieder gebracht worden war, allein mir that die Ehrlichkeit des wackeren Wilden so wohl, daß ich nicht umhin konnte, sie wenigstens angemessener als durch ein Glas Branndtwein zu belohnen, obschon Reickhardt versicherte, es sei ein ganz echter Jamaika-Rum gewesen. Ich schenkte dem Häuptling einige von den Kleinigkeiten, deren ich ja viele zu diesem Behuf bei mir hatte und um des Holländers Ehre zu retten sagte ich, daß er mich beauftragt hätte, ihm diese Gegenstände als Dank und als Belohnung für die Rückgabe einzuhändigen.

Es scheint mir aus diesem Beispiel wieder hervorzugehen, daß man die armen Unglücklichen, gegen welche man mit dem Ehrentitel „Wilde" gar so freigebig ist, sehr verkenne. Was haben wir nicht Alles an ihnen gethan, um sie zu unseren Feinden zu machen und wie wenig gehört dazu, um sie wieder zu versöhnen. Auch Neu-Guinea weiß von diesem Modus zu erzählen und um so mehr, als Portugiesen und Spanier es waren, welche die Eroberung, die Entdeckung besorgten. Man kam hieher, man sah, daß jeder Baum ein Schatz war, daß jeder Strauch goldene Früchte trug, die unvergleichlich edlen Früchte und Hölzer und was war natürlicher, daß — da uns doch die Welt einmal gehört und wir nach nichts zu fragen haben — man nahm was man fand, die Bäume niederhieb, die Sträucher verbrannte und die Menschen, deren Eigenthum man raubte, niedermetzelte, wenn sie es nicht leiden wollten. Auf solche Weise machten Europäer überall Bekanntschaft mit den Eingeborenen und dennoch, wie bald waren sie versöhnt, als sie wußten, daß man nicht ihnen, sondern ihren schönen Bäumen zu Leibe wollte, da hieben sie diese selbst um und brachten sie als Handelsartikel an das Ufer und noch jetzt sind eben diese vielfältig geschmähten und immer verfolgten und gemißhandelten Papua's die unermüdlichen Besorger aller der Bedürfnisse, welche für die Europäer nachgerade zur unabweisbaren Nothwendigkeit geworden sind; sie können nicht mehr ohne Zimmet, ohne Muskaten, ohne Pfeffer, ohne Nelken leben und so klein die Quantitäten

sind, welche jede Haushaltung braucht, so ungeheuer sind doch die begehrten Massen, eben weil jede Familie sie braucht.

Nur die Malayen waren nicht so leicht zu begütigen, zu beschwichtigen, wenn sie einmal verletzt, beleidigt worden. Das Blut des Malayen ist heiß und fließt rasch, der Malaye hat Ehre, der Fürst kann, ohne sich zu besinnen, jeden seiner Unterthanen tödten, es wird Keiner die Hand gegen ihn zu erheben wagen, aber er darf keinen Malayen beschimpfen. Ein Schlag und er ist unversöhnlich, ein Schlag und sein Blut kocht und kommt nicht eher zu Ruhe und sollte es jahrelang kochen, bis der Schlag an dem Beleidiger gerächt ist, bis sein Leben dafür bezahlt hat. Darum sind nirgends, wo Malayen wohnen, die Europäer vor Angriffen sicher und darum suchten sie überall, wo sie sich niederließen, durch gemauerte Forts ihre Besitzung zu sichern und durch die Kartätschen die Kühnheit der Einwohner malayischer Race im Zaum zu halten. Bald war ihnen aber dieses Mittel noch nicht kräftig genug und sie nahmen das Feuer zu Hilfe, nicht um die Wälder zu lichten, sondern um sie schonungslos niederzubrennen, das Feuer verzehrte überall, wo sich europäische Niederlassungen befanden, die einzige Schutzwehr der Eingeborenen, verjagte dieselben nach dem Innern und die grausame und entsetzliche Politik der europäischen Handelsleute zettelte Intriguen aller Art unter den Eingeborenen an, hetzte sie gegeneinander und je mehr von beiden Seiten geschlachtet wurden, desto angenehmer fanden sich die Europäer berührt.

Vierzigstes Kapitel.

Ein plötzlich heraufkommendes Unwetter und eines Matrosen Prophezeiung. Vorbereitungen werden in zweckmäßigster Weise getroffen und haben einen guten Erfolg.

Auch die große Insel Neu-Guinea hat auf vielen ihrer Küstenpunkte dasselbe gesehen, hat Forts, Plantagen, Dörfer und Städte aufsteigen und sie in Staub versinken sehen, denn die ergrimmten Malayen haben mit den Bewohnern der Gebirge, mit den Arfaki's (welche von ihrem Gebirge, oder von denen umgekehrt ihr Gebirge den Namen hat), gemeinschaftliche Sache gemacht, die Pflanzungen bei Nacht überfallen und zerstört, ausgerottet, was man angebaut hatte, verbrannt, was man aufgerichtet hatte, geschlachtet, was die Räume bewohnte und so besteht ein unaufhörlicher Krieg zwischen den kampfgewohnten Eingeborenen und den beutegierigen Handelsleuten, und auch wir hatten von diesem Elend unser bescheiden Theil zu erdulden.

Nachdem wir einige Tage am Cap verweilt hatten, zogen wir weiter mit einem sehr leichten Winde, der uns kaum gestattete, einige erträgliche Fortschritte

zu machen, denn wir befanden uns in der Zeit des Wechsels zwischen der Richtung des Passatwindes im Mansuhmwechsel, während dessen das Meer abwechselnd durch Stürme aufgeregt und durch Windstillen geglättet wird. So schwammen wir in dem großen Bassin vor der Nordwestküste von Neu-Guinea umher, an den reizendsten schönsten Inseln vorbei, deren Ufer überall mit Grün bedeckt waren und deren schattenreiche Wälder uns einluden, in ihrer Kühlung auszuruhen und den günstigen Wind zu erwarten. Wir schwammen umher zwischen den Inseln, beinahe könnte man sagen, ohne Zweck und Ziel, langsam und majestätisch, denn der Wind war nicht stark genug, um den „van der Kapellen" nur mit einiger Schnelligkeit vorwärts zu treiben, erst gegen Abend mit eintretender Kühle erhob sich ein um etwas lebhafterer Wind und mit demselben sahen wir von den Ufern her zahlreich bemannte Piroguen abstoßen und auf unser Schiff halten. Wir waren weit davon entfernt, ihre Annäherung zu fürchten, theils hatten wir eine gewisse Sicherheit in unseren Kanonen und unserer zahlreichen Bemannung, theils waren wir überzeugt, Leute vor uns zu sehen, welche Tauschhandel treiben wollten, wie dieses bisher geschehen.

Da löste sich vom Horizont ein kleiner schwarzer Punkt, welcher sich dem Schiffe zu nähern schien, immer größer und ausgedehnter wurde, dann seine kreisrunde Gestalt verlor, Ecken und Zacken bekam, unregelmäßig sich ausbreitete, in vielfältig zuckenden Blitzen seine gefährliche Natur zeigte und endlich, bevor noch eine Stunde vor der ersten Erblickung vergangen war, als Hagelwolke über uns stand und schnell das Verdeck säuberte von allen, die nicht darauf gehörten.

Eine Viertelstunde war vorüber und damit auch das Ungewitter. Die düstere Dämmerung, durch zackige Blitze erhellt, das Brausen des Sturmes, der klappernde Hagel, alles war vorüber und die letzten Strahlen der Sonne erglänzten an einem wolkenlosen Horizont, auch das Meer war rein gefegt worden, die vielen Piroguen, welche wir gesehen, waren verschwunden, ihre Bemannung hatte sich in die Flußmündungen unter das dichte Laubdach der Wälder zurückgezogen.

Unter unseren Matrosen befand sich ein Engländer mit Namen Littleboy, er war geschickt, außerordentlich stark und gegen die Art der Engländer geduldig und zuthunlich. Er mochte wohl viel in der Welt erfahren haben, denn er hatte fast unter allen seefahrenden Nationen gedient und folglich mehr Menschenkenntniß als die mehrsten seines Gleichen. Die Dauer seiner Dienstzeit als Matrose mochte wenigstens 35 Jahre betragen, während welchen er in allen Meeren gewesen und zwar so oft wiederholt, daß er zu sagen pflegte, er kenne sie alle wie seine Tasche. Sein Auge war zugleich wunderbar scharf, er entdeckte von den Marsen die Stengen eines Schiffes, das noch vollständig unter dem Horizont war, gewöhnlich früher, als man es mittelst des Fernrohres sehen konnte, war uns daher häufig genug von Nutzen gewesen, um Riffe oder

Felsen oder vorbeisegelnde Schiffe anzuzeigen, und er war deshalb oft mit dem Ehrenamte eines Steuermannes betraut gewesen. Bei seinen Fahrten in diesen Meeren hatte er auch sowohl die Sprachen mehrerer Völker erträglich gut gelernt, wenigstens so weit, um sich ohne Schwierigkeit verständlich machen zu können und er hatte sich auch um ihre Sitten in so weit bekümmert, um Schlüsse daraus ziehen zu können auf ihre Geneigtheit zum Handel oder zum Kriege und dergleichen.

Auch an diesem Abend hatte er das Schiff geführt, war jetzt abgelöst und setzte sich, statt schlafen zu gehen, am Bugspriet nieder und sah hinaus auf das mit den sinkenden Schatten der Nacht immer dunkelblauer werdende Meer. Ich schritt auf dem Verdeck auf und nieder, blieb dann bei Littleboy stehen und frug ihn, wonach er denn so emsig ausschaue, ob nach Meerschweinen oder Haien.

„Ich sehe viel weiter hinaus," erwiderte er, „ich sehe einen nahenden Sturm und man wird sehr wohl thun, sich von mir warnen zu lassen."

Ich schaute umher, sah nirgends ein Wölkchen, sah die Sterne über dem Meer hell und prächtig an dem blauen Gewölbe prangen, ohne jenes unsichere Flimmern, welches bei nächtlichen Wetterveränderungen diesen vorher zu gehen pflegt und erwiderte dann: „Sieht es doch aus, als ob Ihr den Punkt sähet, von wo das Unwetter kommen wird und als ob Ihr mit der letzten Ueberlandpost die neuesten Nachrichten erhalten hättet."

„Es ist nicht der Himmel, von dem der Sturm kommen wird, es ist die Erde."

„Das ist noch sonderbarer, ein Erdbeben vielleicht? Wer kann das vorher wissen, wer hat ein solches schon jemals prophezeit und wer hat es Euch gesagt?"

„Es ist auch kein Erdbeben und es hat mir's auch Niemand gesagt, aber ich weiß, daß wir ein tüchtiges Unwetter haben werden." Hiebei schaute er immer äußerst aufmerksam über den Horizont des Meeres, plötzlich rief er zwar mit ganz ruhiger, aber doch sehr lauter Stimme: „Piroguen vor uns." Der erste Steuermann hörte dieses und eilte nach dem Bugspriet und sagte nach angestrengtem Hinausschauen:

„Wo denn, Littleboy, ich sehe nichts."

Der Matrose erwiderte: „Wir haben sie vor uns, seht dort haben wir sie auch auf dem Backbord und auf dem Steuerbord, und ich sollte mich sehr wundern, wenn ihrer nicht auch im Spiegel zu finden wären."

„Aber mein Himmel, ich sehe nicht das Geringste und kann auch nichts hören." Der Kapitain kam herauf, der Steuermann meldete, was Littleboy gesagt und obschon kein Anderer bis dahin etwas wahrnehmen konnte, so gab der Kapitain doch sofort die nöthigen Befehle. Die Stückpforten wurden geöffnet, die Kanonen beweglich gemacht und geladen, alle Matrosen und Soldaten

wurden auf das Deck beordert, jeder bekam seine Pistole in den Gürtel und sein Hiebmesser oder sein Beil, die Enternetze wurden ausgebreitet und nachdem dieses geschehen, frug Waterhocker, wie viel Piroguen er denn sehe.

„Eine große Menge, zählen kann ich sie nicht," erwiderte der Matrose, aber jetzt konnte auch der Kapitain die vordersten, sowohl rechts als links erkennen und er gewahrte, daß ihre Zahl sich ungemein schnell vermehrte.

Unzweifelhaft waren es dieselben Piroguen, welche wir schon am Tage bemerkt und welche durch den Hagel vertrieben worden waren. Dieser nächtliche Besuch setzte uns über ihre Absichten außer Zweifel, am Tage hatten wir sie für Handeltreibende gehalten; sie hinwiederum hatten in unserem Schiffe den Kauffahrer erkannt, welcher sich in seinem Bau vom Kriegsfahrzeuge sehr wesentlich unterscheidet, hatten unsere Stückpforten für Blendwerk gehalten und unzweifelhaft gedacht daß hinter denselben nur hölzerne Kanonen ständen, das Schiff also eine leichte Beute für sie sei.

Jetzt war es Niemandem mehr zweifelhaft, jetzt war es keine Kunst mehr sie zu sehen, denn sie waren nahe genug um bereits mit Büchsenschüssen erreicht zu werden, sie kamen herbei mit lautlosen Ruderschlägen. Die langen weit ausgreifenden Ruder der Matrosen, deren kürzerer Theil auf dem Bord des Bootes ruht, machen einen beträchtlichen Lärm und man hört sie auf ziemlich große Entfernung. Will man sich einem Feinde nähern ohne gehört zu werden, so pflegt man die Ruder an ihren Ruhepunkten mit Tüchern zu umwickeln, damit ihr Knarren keine Aufmerksamkeit erregte. Bei den Rudern der Eingeborenen ist solche Vorsicht überflüssig, sie sind schaufelartig kurz, greifen zwar viel Wasser legen sich aber nicht auf den Rand des Bootes, sondern werden frei schwebend mit beiden Händen gehalten und so gleitet das Schifflein ohne gehört zu werden rasch dahin.

Da dem Kapitain durchaus nichts daran lag ein Gefecht zu bestehen — ich glaube beinahe Keinem von uns —, so ließ er mehrere schwimmende Lichter anzünden und auf verschiedenen Punkten in das Meer werfen, dies hatte einen sehr guten Erfolg, bei dem Scheine derselben konnten die Annähernden die Größe des Schiffes, seine Bewaffnung sowohl als seine gar nicht verborgen gehaltene Bemannung erkennen. Die schönen weißen Lichter beleuchteten das Schiff von außen beinahe mit Tageshelle und vielleicht trugen sie selbst etwas zur Beruhigung der Eingeborenen bei, da sie wahrscheinlich eine ihnen noch unbekannte Erscheinung waren. Kurz die Piroguen näherten sich nicht mehr. Es bleibt mir ein Räthsel wie sie sich mögen unter einander verständigt haben denn es waren ihrer viele, allein sie hielten wie auf Commando an und sie kehrten mit größter Regelmäßigkeit zurück, nachdem sie eine kurze Zeit lang in Schußweite unseres Geschützes nicht nur, sondern auch von unsern Büchsenkugeln gelegen hatten.

Als sie umkehrten, kam plötzlich der Supercargo zum Vorschein und rief mit einer seltenen Entrüstung: „Warum Herr Kapitain lassen Sie die tückischen

Hunde zurückkehren ohne ihnen eine hinlängliche Lehre gegeben zu haben?" — „Feuer aus allen Stücken!" rief er wie toll umherspringend, denn er wollte durchaus eine schreckliche Massacre anrichten unter den Schwarzen, welche uns so lästerlich bedroht hatten daß der Herr Supercargo sich verkriechen mußte.

Der Kapitain antwortete ruhig: „Da wir uns noch einige Zeit aufhalten werden und da meines Wissens die Männer uns nicht das Geringste gethan haben, da sie uns nicht einmal einen Pfeil oder einen Stein mit der Schleuder zugesendet haben, so kann ich nicht erkennen weshalb ich hätte unter sie schießen lassen sollen," aber so leichten Kaufs kam Waterhocker nicht davon, er mußte sich noch viel bittere Worte über seinen Mangel an Muth, sein stetes Verpassen der günstigen Gelegenheit und Aehnliches sagen lassen, was indessen an dem Panzer des guten Bewußtseins des Kapitains abglitt und auch keine Folgen für die Zukunft haben konnte, da der Hochmögende Herr van der Kapellen seinen Schwiegersohn sehr wohl zu kennen schien und nicht übermäßig viel Werth auf dessen Anklagen legte.

Einundvierzigstes Kapitel.

Eine kleine Recognoscirung. Der Versteck der Malayen. Empfang des Häuptlings auf dem Schiffe. Violet als Großceremonienmeister. Das Schiff wird durch drei Malayenboote bugsirt.

Der Wind legte sich so vollständig daß er uns bedrohlich zu werden schien, die außerordentliche Ruhe schien einen Sturm vorherzusagen und auf diesen bereitete sich der Kapitain allen Ernstes vor. Die Segel wurden ganz eingezogen und mit ihren Seisingen beschlagen, nur das stärkste und kleinste Sturmsegel wurde freigelassen um dem Wind möglichst wenig Fläche zu bieten, um das Schiff doch lenkbar und dem Steuer gehorsam zu erhalten; dann warteten wir ruhig die Nacht durch, nur noch mit doppelter Vorsicht Wachen ausstellend, sowohl um auf Annäherung der Wilden Acht zu haben, als auch um die Bewegungen des Schiffes zu überwachen, welches bei der vollständigen Windstille den Strömungen die sich hier auf die mannigfaltigste Weise zeigen, Preis gegeben war.

Das Glück wollte uns wohl, wir waren vielleicht durch ein Wunder und vielleicht gerade vermöge der Strömungen durch eine große Menge Felsen hindurchgeführt worden, ohne daß uns der geringste Schaden geschah und wir lagen am Morgen einem Vorgebirge gegenüber das so schön, so mannigfaltig bekleidet und so reich ausgestattet war als wir jemals eins gesehen. Es schien ganz dicht mit Bäumen besetzt aus denen doch zu gleicher Zeit mächtige Felsen in den schroffsten und mannigfaltigsten Formen hervorsahen. Die ganze vor uns liegende

Küste schien eine compakte Masse in einander verwachsener Waldungen zu sein, welche jedem Sonnenstrahl den Eingang wehrte, da sah man über den Blättern der Fächerpalme, größer als der größte Sonnenschirm, die kleinsten, mannigfaltig geschnittenen, gefiederten, gekämmten Blättchen von zwanzigerlei Farben sich ausbreiten, da sah man die gewaltigen Bäume hoch emporragen und an ihnen Lianen schräge und gerade gespannt wie die Seile an den Masten, da sah man die Zweige beladen mit einer neuen mannigfaltigen Vegetation, welche keinen Platz fand auf der Erde und sich deshalb die Zweige der Bäume ersah um darauf Blumenbeete zu bilden. Die ganze Insel sah aus wie ein einziger riesiger Baum von ewiger Dauer, weil er sich ewig erneuert und verjüngt; wie ein Pflanzencoloß dessen Gipfel in die Wolken reicht und dessen Fuß in den Wellen des Oceans wurzelt.

Doch immer dauerte die Windstille fort und der Kapitain ließ ein Boot aussetzen um zu sehen ob es nicht möglich sei zu den Bewohnern der Insel zu gelangen und sie zu veranlassen uns durch ihre Piroguen ein paar Meilen weit und wenigstens aus diesem Labyrinth heraus zu bugsiren. Ich war mit von der Parthie, allein jeder Landungsversuch war vergeblich, die Rhizophora-mangle hatte das Ufer bis ins Wasser hinein so dicht besetzt, daß es undurchdringlich war für den Fuß des Wanderers. Wir hätten im Wasser stehend uns mit der Axt den Eingang erkämpfen müssen und es ist mir noch sehr problematisch, ob es selbst auf diese Weise gegangen wäre, denn die Wurzeln von unzähligen verschiedenen Individuen sind so in einander verschlungen, daß, wenn man auch die sämmtlichen Stützen eines und desselben Baumes durch Glück oder durch Zufall abgehauen hätte, derselbe dennoch nicht um einen Zoll tief gesunken wäre, da die ihn umgebenden Bäume mit ihm so verwachsen sind, daß sie ihn auf allen Seiten tragen und stützen.

Es ward eine andere Richtung eingeschlagen, um wo möglich das Cap zu umfahren und einen Landungsplatz, günstiger gelegen, zu finden. Bei diesem Versuch wären wir beinahe in ein Hornissenneſt gefallen. An der Bewegung des Wassers von der Insel nach dem Meere hin erkannten wir die Mündung eines Flüßchens. Hier dachten wir, würde es gewiß möglich sein, zu landen, vielleicht eine Niederlassung zu entdecken. Wir eilten auf den Fluß zu, doch nicht ohne die nöthige Vorsicht, was denn auch sehr gut war. Als wir in das süße Wasser kamen und einbiegen wollten, um aufwärts zu kommen, gewahrten wir im Hintergrunde eine unendliche Menge von Speeren, welche quer über den Fluß ein vielfaches Stacket zu bilden schienen. Es war die Flotte, welche uns am gestrigen Nachmittage und während der Nacht besucht hatte und welche ganz oder zum Theil hier verborgen war, vielleicht um im Schatten der Nacht einen nochmaligen Versuch zu machen.

Der Bootsmann befahl das augenblickliche Zurückführen der Schaluppe, sie flog sternwärts aus der Mündung des kleinen Flusses, dann wurde sie um-

gekehrt und mit langen, weit gestreckten Ruderzügen wurde auf das Schiff gehalten, aber keineswegs ohne Begleitung, drei große, sehr stark bemannte Piroguen schossen aus der Mündung in's Meer und eilten, so viel es ihre kurzen, aber höchst schnell geführten Ruder gestatten wollten, uns nach. Allerdings erreichten sie uns nicht früher, als unter dem Schutze der Kanonen, es war also von einem Angriff nicht die Rede. Was aber geschehen wäre, wenn unsere langen Ruder nicht so tüchtig ausgegriffen und sie uns in größerer Entfernung vom Schiffe erreicht hätten, will ich ungesagt lassen.

Auf dem ersten der drei Boote befand sich der Häuptling. Sämmtliche Ruderer waren Krieger und alle waren Malayen, aber sie gehorchten ihrem Fürsten in so pünktlicher Weise, als ob sie Sclaven wären und ich glaube wohl, daß der hohe Herr sich durch seinen Krisch und Speer ganz gut in Achtung zu setzen versteht. Sein Auge, als er neben uns war und freundlich bat, das Schiff besteigen zu dürfen, leuchtete von einem so dämonischen Feuer, daß ich wirklich erschrak, als ich hinein sah.

Die Bitte wurde natürlich sofort gewährt (denn drei dieser Piroguen, obwohl sie wenigstens 100 Mann faßten, waren uns doch nicht gefährlich), und er stieg mit Schild und Speer in Händen an dem Schiffe empor. Was man sonst von den eleganten Formen der Malayen zu sagen pflegt, traf hier nicht zu, im Gegentheil war er so häßlich, daß einer unserer Matrosen, welchen man seiner Häßlichkeit wegen die Buschspinne nannte, laut auflachte vor Freude, da er nun Jemanden sah, der offenbar noch häßlicher war als er, was ihn dergestalt entzückte, daß er nahe daran war, sich selbst für einen Apollo zu halten.

Dem Könige hatten sich mehrere seiner nächsten Untergebenen angeschlossen, keiner aber war so gekleidet, wie der edle Fürst; er hatte nämlich irgendwo einen wattirten Schlafrock, mit schottisch karrirtem Baumwollenzeug überzogen, gekauft oder eingetauscht und trug denselben mit großem Stolz auf seinem nackten Körper, hatte dazu etwas kurze, weiße Hosen an und ein baumwollenes, buntes Tuch um den Kopf gewickelt, gewiß aber war er nicht wenig stolz darauf, eine solche königliche Kleidung sein zu nennen und es will mir beinahe scheinen, als seien die Untergebenen eben so stolz gewesen, einem so erhabenen Monarchen zu dienen. Er hatte die täuschendste Aehnlichkeit mit einem jener angezogenen Affen, welche auf Jahrmärkten ihre Kunststücke machen.

Allmälig kamen immer mehr an Bord und es entwickelte sich ein ganz freundschaftlicher Tauschhandel, bei welchem wir nicht gerade genöthigt waren, Napoleons und spanische Piaster zu gebrauchen; sie boten uns für die gewöhnlichen, nur für Wilde werthvollen Kleinigkeiten, ihre schönen Bogen, ihre künstlich gearbeiteten Schilde, Pfeile, Speere, sie boten uns Strohhüte von sehr zweckmäßiger Form und endlich auch schöne Perlen von sehr reinem Wasser an, welches letztere ein sicherer Beweis ist, daß sie noch nicht von Holländern oder

Engländern besucht worden sind, denn wo diese Leute solche Kostbarkeiten wittern, pflegen sie alles Mögliche zu thun, um sich den Markt zu sichern.

Es wurde nunmehr mit dem Häuptling über die Möglichkeit, uns bei der peinlichen Windstille aus dieser unangenehmen Lage zu ziehen, verhandelt, und in der That ließ er sich dazu willig finden; es wurde ein ziemlich starkes Tau auf die drei Piroguen vertheilt, sie spannten sich in einer Linie daran, aber es war sehr gut, daß man dasselbe durch die ganze Länge der drei Schiffe gelegt hatte; an dem Hintertheile des einen befestigt, würde die Bemühung der Ruderer nichts weiter erzielt haben, als das Schifflein auseinander zu reißen.

Der Herr König bekam das versprochene Schießgewehr und seinen Leuten wurde nach vollendeter Arbeit jedem ein Tuch zugesichert; nunmehr stieg Seine Neuguineische Majestät die Schiffsleiter hinab, um sich in das Vorderste seiner Boote zu begeben. Hiebei machte Herr Violet den Ceremonienmeister, schnitt eine Menge abscheulicher Grimassen und wiederholte den sehr wohlfeilen Spaß, Jemand, der eine Sprache nicht kennt, unter fortwährenden Höflichkeitsbezeigungen sehr große Grobheiten zu sagen.

„Alter Pavian, wie häßlich bist Du! ist der Teufel Dein Vater gewesen, oder war dessen Großmama Deine Mutter? Wie weit kannst Du die Reihen Deiner Ahnen, der Urangutangs hinaufführen? — Sieh, Du altes Meerschwein, dieses Murmelthier dort galt bis jetzt für den häßlichsten Menschen nicht nur unter uns, sondern für den König aller Häßlichkeit überhaupt. Du großmäuliges Kameel hast ihn vom Throne gestoßen, denn Du bist noch häßlicher als er.“

Diese und viele andere Albernheiten wurden mit dem unbesiegbarsten Ernst und mit wiederholten mohamedanischen Bücklingen begleitet, gegen den Herrn König vorgebracht, welcher sie eben so ernsthaft aufnahm und durch malayische Redensarten erwiderte, deren Sinn zwar keiner von uns verstand, welche aber gewiß dem sehr schlechten und alten Witz des Herrn Violet nicht entsprachen.

Endlich war der Herr König über Bord, er war auch auf dem vordersten Schiffe angelangt und nunmehr ging das Bugsiren, anfangs sehr langsam, dann allmälig mit immer größerer Kraft und schließlich, wie die Trägheit des Schiffes einmal überwunden war, doch mit solcher Schnelligkeit vor sich, als ob eine leichte Brise uns etwa eine deutsche Meile in der Stunde führe, vor sich, und wir hatten die Freude, das Land seinen Anblick wechseln zu sehen und daran unser Fortschreiten zu erkennen.

Die Arbeit mag nicht klein gewesen sein, denn der „van der Kapellen“ hatte einen beträchtlichen Kiel. Als wir uns jedoch der Stelle näherten, auf welcher die übrigen Piroguen unter den Wurzeln und Zweigen der Manglebäume verborgen lagen, machte der König ein Signal und alsbald schossen sechs mit den anderen gleich große Boote aus dem Flusse hervor, und als ob sie auf

dergleichen Dienste sehr gut eingerichtet wären, so legten sie sich gleichfalls unter das Seil, befestigten es auf ihren Piroguen und setzten die Ruder ein.

Nunmehr ging es anfangs mit einer bedeutend erhöhten Geschwindigkeit, als aber diese erzielt worden, theilte der König die Arbeiter so ab, daß immer sechs Boote das Ziehen verrichteten, drei aber ausruhten, welches Loos denn nunmehr sofort diejenigen traf, die bisher gearbeitet hatten.

Da man den Boden dieser See nicht kannte, wohl aber mit Gewißheit wußte, daß er eine unzählige Menge von Untiefen enthalte, so setzte sich Waterhocker in sein leichtestes Boot, bemannte es mit sechs Ramen, nahm das Senkblei mit und eilte den Booten voraus, um den Grund zu sondiren, um zu wissen, wie viel Wasser man unter dem Kiel habe. So ging Alles sehr gut von Statten, wir hatten vollkommene Gewißheit über unsere Lage und falls die Wilden schlechte Absichten haben und geneigt gewesen sein sollten, uns auf Klippen zum Stranden zu bringen, waren diese vereitelt, doch will es mir scheinen, als hätten wir ihnen mit solcher Voraussetzung Unrecht gethan, denn sie fuhren unweigerlich dem Striche nach, den der Kapitain ihnen vorschrieb und wir kamen nicht einmal auf eine Untiefe, welche uns ein Vorzeichen der Gefahr gewesen wäre.

Zweiundvierzigstes Kapitel.

Es wird eine Tagereise zurückgelegt. Eine Landung bei den Papua's. Versuch in das Innere der Insel zu dringen. Widerwille der Eingeborenen. Die verrufenen Arfaki's werden aufgesucht — ob gefunden, bleibt mir vorläufig zweifelhaft.

Es ging auf die hier beschriebene Weise den Tag über fleißig fort, wir umfuhren ein Vorgebirge und näherten uns gegen Abend der Küste wieder so weit, daß wir es gerathen hielten, unsere Freunde zu verabschieden und vor Anker zu gehen. Sie wurden für ihre Bemühungen reichlich belohnt und versprachen am nächsten Morgen wieder zu kommen, falls wir geneigt sein sollten, in gleicher Weise weiter befördert zu werden. Es war dem Kapitain eigentlich unangenehm, den Eingeborenen unsere Schwäche, unsere Unbehülflichkeit gezeigt zu haben, doch schien in der That kein anderes Auskunftsmittel vorhanden gewesen zu sein und wir waren zufrieden, wenigstens dieses gefunden zu haben.

Der Anblick des Landes war ein so verlockender, daß ich den Kapitain frug, ob er am Morgen wirklich weiter fahren wolle. Da der Supercargo Handelsverbindungen suchte, so konnte er dieselben hier so gut finden, als an einem anderen Orte, zudem war noch sehr problematisch, ob der Neu-Guinea König mit seinen neun Booten wirklich zu uns zurückkommen werde, denn er hatte

den Heimweg mit solcher Eile eingeschlagen, daß es mir schien, als läge ihm und den Seinigen mehr daran, uns zu entkommen, als uns weiter zu befördern, eine Ansicht, welche auch der Kapitain theilte, doch meinte er, wenn die Leute sich morgen wirklich einfinden sollten, würde man doch wohl weiter fortzukommen suchen müssen, wäre dies nicht der Fall, so stünde einer Landung natürlich nichts im Wege.

Die Erfüllung meines Wunsches lag demnach in den Händen des Pavian-königs, wie ihn Violet immerfort nannte, und ich konnte nicht umhin, recht von Herzen zu wünschen, daß er die Arbeit zu beschwerlich fände und sich zur Wiederholung derselben nicht einstellte.

Der nächste Morgen brachte die gehoffte Erfüllung, die Boote kamen nicht und der „van der Kapellen" schaukelte sich friedlich vor seinen Ankern. Als man die Gewißheit hatte, daß der Herr König nicht kommen würde, ließ der Kapitain mich und den lustigen Violet an's Land setzen. Mein Wunsch war wenigstens, die nächsten Hügel zu überschreiten, um zu sehen, ob ich nicht irgend etwas von den Arfaki's oder von den Harfur's, wie sie auch genannt werden, erfahren, ob ich sie nicht zu sehen bekommen könne.

Unsere Reise war auf eine Gegend des Ufers gerichtet, von welcher wir einen leichten Rauch aufsteigen sahen. Am Lande bemerkte ich, daß meine Schlußfolgerung keine unrichtige gewesen. Wo es Feuer und Rauch giebt, da giebt es auch Menschen, denn den einzigen Fall der Entzündung eines Baumes durch den Blitz ausgenommen, ist das Feuer doch immer ein Erzeugniß der mit Vernunft begabten Thiere. Hinter den Bäumen sahen wir bald einige Hütten der Eingeborenen und wir befanden uns in einem Dorfe der Papua's ganz von derselben Art, wie die früher gesehenen, die Hütten waren auf Pfählen erbaut, standen im Wasser, waren durch eine lange Brücke und einen Steg mit dem Lande verbunden, alles so, wie wir es bereits gesehen haben.

Die Leute besaßen alle die Lebensmittel aus dem Pflanzenreiche, welche Polynesien eigen sind, allein ich sah keine Gärten und keine Umzäunungen, so mußte ich glauben, daß sie ihre Pflanzennahrung wahrscheinlich durch Tausch gegen die Produkte des Meeres aus dem Innern bezögen. Dies machte mich um so begieriger auf einen weiteren Spaziergang, allein ich versuchte lange vergebens die Papua's zu bewegen, mich dahin zu geleiten, sie setzten mir wirkliche oder nur vorgespiegelte Hindernisse in solcher Menge in den Weg, daß ohne meine große Hartnäckigkeit in solchen Dingen ich wahrscheinlich unverrichteter Sache zurückgekehrt wäre.

Endlich gelang es mir doch, durch Vorzeigung einer holländischen Matte (eines Silberstückes von zwei Gulden Werth) und eines Messers mit einer Säge die Begierde eines jungen Papua dergestalt zu reizen, daß er sich anbot, mein Führer auf dem gefährlichen Wege zu sein. Ich war mit diesem Gewinn um so mehr zufrieden, als er mir etwas ungewöhnlich Verständiges zu haben

schien, er sprach und gestikulirte mit großer Lebhaftigkeit, bewaffnete sich indessen mit Speer, Bogen und vielen Pfeilen, als gälte es zahlreiche Feinde zu bekämpfen.

Wir bestiegen ein kleines Boot, welches er in einen Fluß lenkte, der aus der Dunkelheit eines festgeschlossenen Waldes hervorkam; diesen Fluß führte er uns, mit einer langen Ruderstange das kleine Boot bewegend, wohl eine Stunde lang aufwärts, dann hielt er an einer ziemlich freien Stelle an und zu meinem nicht geringen Erstaunen schien er auf einmal den Muth zur Weiterreise verloren zu haben, er machte von Neuem Schwierigkeiten, wollte umkehren, wollte nicht aussteigen, versicherte, die Arfaki's seien sehr böse Leute, welche uns sicher tödten würden, da wir keine Waffen hätten und bestand darauf, hier zurückzukehren.

Sichtbare Waffen hatte ich allerdings nicht, es schien mir gerathener, dieselben auf dem Schiffe zu lassen, um unter den Eingeborenen, zu denen ich mich begeben wollte, keinen Verdacht zu erregen. Der fünfläufige Revolver in meiner Tasche war im Handgemenge sogar einer Büchse vorzuziehen, ähnliche Vorsicht hatte ich für Violet gehabt. Ohne auf die Bitten und die Klagen des jungen Papua zu hören, schlug ich den ersten, mir sichtbaren Pfad ein, der nach dem Innern zu führen schien und ich hatte Ursache, mich über den glücklichen Zufall zu freuen, welcher mir wahrscheinlich besser diente, als der Papua gethan hätte, welcher mir nur mit Widerwillen folgte. Während ich dieses that, lamentirte der Bursche immerfort und suchte auf jede Weise mich zur Rückkehr zu bewegen, bis ich ihm zu verstehen gab, er möge sich zum Teufel scheeren, ich würde meinen Weg ohne ihn finden. Dies schien ihn denn doch zur Besinnung zu bringen, er seufzte zwar sehr, aber er entschloß sich doch, zu gehorchen und um seinen versprochenen Lohn nicht zu verlieren, gab er sein zaghaftes Benehmen auch auf und schritt nunmehr voran. Ich hatte mir den Weg bei weitem beschwerlicher gedacht, der Pfad war gangbar, er schien sogar mit einem gewissen Fleiß gelichtet, auch führte er nicht mehr (wie der Fluß selbst) durch einen lichtlosen Urwald, sondern durch ein niedriges, der Sonne Zugang gewährendes Gehölz, innerhalb dessen Grenzen große Bäume nur ganz vereinzelt standen. Ich mochte auf dem Pfade vielleicht eine Viertelstunde lang fortgeschritten sein, als ich eine Umzäunung gewahrte, über welche hinweg die leider zerrissenen seidenartigen Blätter der Bananen wehten, welche dem Winde keinen Widerstand leisten können und daher im Freien niemals den schönen Anblick gewähren, den wir von ihr erwarten, wenn wir sie noch nicht anders als im Treibhause gesehen haben.

Dies war offenbar eine Pflanzung, aber wohl schwerlich der Arfaki's, welche Gebirgsbewohner sein sollen. Ich näherte mich dem Gehege, da drehte sich der Papua um und bat um Himmelswillen, nicht dorthin zu gehen, ja nicht einmal dahin zu blicken, denn dort seien die Frauen der Harfur's verborgen und

so wie die Männer unsere Absicht bemerkten, würden sie uns sofort tödten. Jetzt schrie er gellend auf und alsbald antwortete ihm aus einiger Ferne ein ebenso gellender Schrei und nunmehr hielt ich mich für vollkommen überzeugt, daß der schnöde Bursche mich nur anführen wolle. Diejenigen, mit denen er ganz gemüthlich Signale wechselte, konnten unmöglich jene menschenfresserischen Arfaki's sein, vor denen er mich immerfort warnte, höchst wahrscheinlich waren es die Frauen der Papua's, welche beim Anblick des „van der Kapellen" hierher geflüchtet. Die Vermuthung wurde mir jetzt aus zweien Gründen zur Gewißheit: es war mir schon aufgefallen, daß ich bei meiner Landung gar keine Frauen und die mehrsten Häuser überhaupt leer gesehen hatte, jetzt fand ich die Frauen hier und auch ein Theil der Männer zeigte sich als zu deren Schutz mitgegangen, mit ihnen unterhielt sich durch Zeichen mein Führer.

Ich suchte nach besten Kräften ihm deutlich zu machen, daß ich weit entfernt sei, mich seinen schönen Frauen gefahrbringend zu nähern, daß er durchaus keine Ursache zur Eifersucht habe und daß ich nur Appetit auf den Anblick der Arfaki's empfinde. Diese Versicherung beruhigte ihn ein wenig und er begann mir nun den Weg zur Besteigung des benachbarten Berges zu zeigen. Der Weg war beschwerlich, ging zum Theil in dem Bette eines Baches hin, zum Theil mußte man kleine Erweiterungen desselben auf umgestürzten Baumstämmen überklettern, nicht ohne Gefahr, tüchtig eingeweicht zu werden, doch ging alles glücklich von Statten, bis nach Ersteigung des Berges wir durch eine nicht unbedeutende Anzahl Eingeborener aufgehalten wurden, welche quer vor unserem Wege mit Bogen und Pfeilen bewehrt standen und das Weiterschreiten verhindern zu wollen schienen.

Die Leute waren nicht im mindesten verschieden von den übrigen Papua's, welche ich bisher gesehen, es mochten demnach wohl die berüchtigten Arfaki's noch nicht sein. Ich blickte um mich und sah meinen sogenannten Führer ganz unbesorgt jenen gegenüber stehen und schloß daraus, daß es die Bewohner seines Dorfes sein müßten; da sie uns jedoch den Weg sperren zu wollen schienen, machte ich ihnen Freundschafts- und Friedenszeichen, so viel mir deren zu Gebote standen, reichte ihnen einige Kleinigkeiten und erklärte ihnen die Absicht meines Hierseins.

Die Eingeborenen sahen mich erstaunt an, es leuchtete mir ein, daß keiner von ihnen auch nur ein Wort von meiner herrlichen Rede verstanden, aber sie verhielten sich friedlich und gestatteten uns, indem sie ihre Reihen öffneten, weiter zu gehen; einer derselben war sogar liebenswürdig genug, mir nachzukommen und für das erhaltene Geschenk ein Gegengeschenk zu bieten, einen sehr wohl erhaltenen Paradiesvogel nämlich, von einer Species, welche ich noch nicht hatte und daher mit vielem Dank annahm.

Ich setzte meinen Weg fort und gelangte nach kurzer Zeit zu zweien auf dem Gipfel des Hügels stehenden Häusern, welche gleichfalls an einem, wenn-

schon kleinen See lagen, der die Ebene bedeckte. Sie hatten eine bedeutend andere Construction und wenn sie nicht auf Pfählen gestanden hätten und nicht von Palmen umgeben gewesen wären, würde man sie sehr wohl für nordische Bauernhäuser haben halten können. Auf dem See, ganz in der Nähe der



Häuser von Papua's im Gebirge von Neu-Guinea.

Häuser, befanden sich zwei Kähne, von denen der eine ganz absonderlich gestaltet und für tieferes Wasser bestimmt war als das, auf welchem er hier schwamm Es schien mir hieraus hervorzugehen, daß die Regenzeit wohl einen sehr großen

Unterschied machen möge in dem Stande des Sees und daß die Häuser, welche jetzt ganz und gar auf dem Trocknen waren, wohl deshalb Pfähle hatten, um auf dem Trocknen zu bleiben, wenn das Niveau des Sees steige. Auch die Palmen, namentlich die Cocos tragenden, deren hier viele standen, bezeugten dies, denn sie lieben Feuchtigkeit und stehen immer nur an den Ufern von Seen und Flüssen, oder am Meere.

Die Boote waren nur mit wenigen Leuten bemannt, mochten wohl nicht zu weiten Reisen bestimmt sein, da es sehr schwer werden dürfte, dieselben von dem See weg nach einem Fluß zu transportiren und es mir gar nicht scheinen wollte, als habe er selbst irgendwo einen Abzug, sie sollten wohl nur die Verbindung der Häuser mit dem ferneren Ufer vermitteln; wie ich bei näherer Betrachtung der Landschaft sah, so stand hier ein ganzes Dorf. Mit den Leuten trat ich wieder, wie mit den früheren, in Unterhandlung und ich wurde ohne weiteres auf einen etwas bequemeren Weg geführt, welcher nach einem zweiten Hügel führte. Auch diese Leute verstanden mich nicht und als wir uns von ihnen getrennt hatten, begann mein Papua unendlich auf sie zu schelten, es seien nicht honette Papua's wie er, sondern es seien dumme Thiere, welche nicht einmal einige malayische Worte verständen und zeigte überhaupt eine gründliche Verachtung gegen sie. Obwohl sie nun kein Wort verstanden, so hatten sie doch begriffen, daß ich das Innere des Hauses, welches zunächst gelegen war, zu sehen wünschte und sie hatten ohne die geringsten Umstände darein gewilligt. Ich sah nun allerdings nicht viel Besonderes. Es war ein einfacher viereckiger Raum, etwas besser gebaut, etwas fester als die anderen, sonst aber war er vollkommen leer, sowohl von Menschen als von Utensilien; nur dieses war mit Sicherheit zu sehen, daß vier Familien hier wohnen mußten, denn in jedem Viertheile des Raumes, welcher ganz hohl war, ohne Spur einer Wand oder einer Abtheilung, befand sich eine Stelle, welche sofort als Feuerheerd zu erkennen war. Wo die Frauen sich aufhalten mochten, konnte ich nicht errathen, geflohen waren sie nicht, das hätten wir wahrnehmen müssen, da wir ganz plötzlich kamen und sie auf unsere Erscheinung durchaus nicht vorbereitet waren, möglicher Weise befanden sie sich in ihren Anpflanzungen, hier in der Nähe der Häuser selbst war keine Spur von ihnen zu sehen.

Dreiundvierzigstes Kapitel.

Cultivirte Strecken im Walde. Entschluß, den dringenden Vorstellungen nachzugeben, d. h. umzukehren. Was von den Arfaki's zu halten ist und wie weit unsere Kenntniß von Neu-Guinea reicht. Die Papua's und ihre Naturgeschichte.

Ich stieg mit Violet und meinem Führer weiter aufwärts und erreichte bald eine zweite Höhe, auf welcher sich eine ähnliche Niederlassung befand; die Häuser waren aber hier sehr viel größer und hatten sowohl auf der Vorderfront, als auf dem nach hinten gelegenen Giebel eine Plateform von einem weit vorspringenden Dache geschützt.

Obwohl mein Führer mir die Versicherung gegeben hatte, daß alle die Leute, denen wir begegnen würden, nichts taugten, im Vergleich mit den Papu's, so fand ich doch, daß er keineswegs vollständig Recht hatte. Die anwesenden Männer bolen uns aus Sago bereitetes Brod an, boten uns den Saft ihrer Cocosnüsse und gaben uns auch einige wohlschmeckende Früchte, was die Papu's niemals gethan hatten. Sie erboten sich freiwillig, uns ihre Häuser zu zeigen und erboten sich zum Austausch ihrer Waffen gegen meine ihnen nützlicheren Sachen; aber sonderbarer Weise bemühten auch sie sich eifrig, mich an der Fortsetzung meiner Reise zu hindern, bis ich ihnen erklärte, daß ich durchaus die Arfaki's sehen und mit ihnen sprechen wolle. Da eröffnete mir mein Führer, daß dieses eigentlich die Arfaki's seien, nach denen ich so großes Verlangen trage, man nenne sie so, weil sie die Arfax, d. h. die Berge bewohnten, während er und die Seinigen Papua's hießen, weil sie die niedrigen Gegenden, die Papu's am Meere, inne hätten.

Diese Erklärung wollte mir durchaus nicht einleuchten und ich hielt mich für hintergangen von meinem Führer und auch von den Leuten hier, welche bestätigten, was er aussagte. Ich wollte nun wenigstens die Harfur's sehen, obschon ich wußte, daß diese Bezeichnung dasselbe sage, was das Wort Arfaki sagt, ob nun die Eingeborenen dies nicht wußten, oder ob sie mich überhaupt nicht verstanden, will ich ununtersucht lassen, allein sie versicherten mir, daß es gar keine Harfur's gäbe und daß sie die letzten Menschen seien, welche hier wohnten.

Trotz aller Abmahnungen setzte ich doch meinen Weg fort und als man versicherte, wir würden bald genug umkehren, bestellte Violet sich einige gebratene Hühner zum Mittagsessen, bat sich aber dringend aus, daß man dieselben wenigstens so gut zubereite wie in Wien. Der Mann, dem er diesen Auftrag gegeben, machte eine freundliche Verneigung und es fehlte nur, daß er sagte: „Ew. Gnaden sollen bedient werden", um, wie Violet versicherte, den pfiffigsten Wiener Kellner vor uns zu haben. Von hier aus hatten wir eine etwas größere Begleitung in den Wald, welcher keineswegs ein noch unbetretener, ein noch

jungfräulicher Wald war, der Pfad, auf welchem wir gingen, war künstlich angelegt, war geebnet und, obwohl durch dichten Wald, so führte er doch von Zeit zu Zeit durch Tiefungen, welche anzuzeigen schienen, daß sie vorbereitet seien, um Taro'- oder Pisangpflanzungen aufzunehmen.

Ich mochte wohl noch eine Stunde weiter gegangen sein, als die Eingeborenen so dringend in ihren Vorstellungen wurden, daß ich es doch für das Klügste hielt, ihnen endlich nachzugeben; ich hätte allenfalls mit meinem Revolver den Weitermarsch erzwingen können, allein weiter als mein Revolver trugen jedenfalls ihre Pfeile, und es schien mir nicht unmäßig klug, sie herauszufordern, so erklärte ich ihnen denn, wiewohl mit schwerem Herzen, daß ich nunmehr zurückkehren wollte, und sie bezeugten darüber ganz sichtlich ihre Freude, ich aber konnte meine Betrübniß nicht verbergen, denn mir war die Frage über die Arfaki's noch immer eine offene. Auch die zur Cultur bestimmten Flecke im Innern des Waldes und der wohlbetretene, noch weiter führende Pfad schienen mir mit ziemlicher Gewißheit anzudeuten, daß hinter jenen Bergen noch Leute wohnten, wie das auf der Erde so zu sein pflegt.

Da mir nun nichts weiter zu thun blieb, so suchte ich auf meinem Heimwege wenigstens zusammenzubringen, was ich an neuen Pflanzen und Insekten leicht erreichen konnte und machte dabei eine so reiche Sammlung, daß mein Weg kein vergeblicher war, wenn ich auch die Arfaki's nicht gesehen hatte.

Als wir zurückkehrten auf das oberste Plateau, von wo mehrere für Arfaki's ausgegebene Papu's mich begleitet hatten, fanden wir in der That die bestellten Hühner vor. Unzweifelhaft ein Zufall, denn wenn auch Violet ein Schwein oder ein Känguruh bestellt hätte, würden wir Hühner gefunden haben, doch Violet machte es so kindische Freude, sich von den Eingeborenen verstanden zu sehen, daß er voll Jubel einen nach dem andern umarmte, ganz ohne Rücksicht auf seine leinene Jacke, welche sehr bald beträchtliche Flecke bekam von dem Oele, womit die edlen Insulaner zur Genüge eingerieben sind. Violet erklärte immerfort, er habe wohl gewußt, daß der Wilde ihn verstehe, er habe ihm ein gar zu pfiffiges Gesicht gemacht, und das könne man nicht machen, wenn man nicht begreife, was der Andere wolle. Wir ließen im Uebrigen uns das Mittagsmahl wohlschmecken, denn wir hatten es reichlich verdient. Ein wenig Ruhe wäre mir nach dieser Wanderung wohl wünschenswerth gewesen, doch war mir hier nicht so wohl, wie unter den freundlichen Tonga-Insulanern, daher ich nach eingenommener Mahlzeit meinen Stab weiter setzte, bald genug auch an dem Flüßchen ankam, wo das Boot des Papu lag und dann mit demselben rasch zum Strande zurückkehrte.

Auf dieser letzten Strecke des Weges machte ich meinem Führer ernstliche Vorwürfe über seine Hinterlist und Treulosigkeit. Er gerieth in große Verlegenheit, es schien mir offenbar, daß es nicht sein freier Wille gewesen, nach welchem er so gehandelt, sondern daß er es auf Befehl des Häuptlings

gethan. Was war in diesem Falle zu thun, als dem Burschen das versprochene Geschenk zu geben, ich fügte dann noch einen kleinen Spiegel und einige Glaskorallen für seine Geliebte oder seine Gattin hinzu und machte ihm damit eine um so größere Freude, als er aus meinen unwilligen Aeußerungen wohl nicht erwartet hatte, irgend etwas zu erhalten.

Ich war wohl thöricht, als ich glaubte, auf einem bloßen Spaziergange die Arfaki's oder Harfur's oder Alforen — das Wort wird sehr verschieden gesprochen und geschrieben — zu erreichen, aber so ist der Mensch, obwohl ich aus den besten und neuesten Geographien weiß, daß die Arfaki's von hellerer Farbe und schönerm Wuchs sind als die Papu's, daß sie mit ihnen in steter Fehde leben, daß sie sich, um vor Ueberfällen sicher zu sein, Häuser in den Zweigen ihrer mächtigen Waldbäume machen, daß sie von Baum- und Hülsen- und anderen Früchten leben, weil es ihnen an thierischen Nahrungsmitteln fehlt — ich sage, daß, obwohl ich Alles dieses weiß, was in den vortrefflichsten Geographien steht, dennoch mein Eigensinn behauptet, es giebt gar keine Arfaki's in einem andern Sinne als demjenigen, den ich aus dem Munde meines Führers und meiner Begleiter vernommen und daß man von dem Innern des großen Landes noch nicht das Geringste kennt und also auch von seiner Bevölkerung und der Verschiedenheit derselben nicht reden könne.

Von den neun Booten, welche uns bugsirt hatten, ließ sich Niemand sehen oder hören, ich hatte daher Gelegenheit, mich mehrfach nach verschiedenen Punkten des Ufers zu begeben, ich war für den Supercargo gewissermaßen die Avantgarde, der Späher, den er vorschickte. Ich ging gern und mit Freuden überall hin, wohin zu gehen der Supercargo viel zu furchtsam war und durch meine naseweisen Untersuchungen, deren Berichte er mir oder Andern abfragte, gelangte er dann dazu, dasjenige zu erfahren, was er zu wissen nöthig hielt. Am liebsten waren ihm die negativen Resultute, daß mit den Leuten nicht auszukommeu sei, daß man ohne Todesgefahr nicht landen könnte, das war es, was er brauchte, damit er sich entschuldigen konnte, keine Handelsverbindungen geknüpft, sondern nur Colonien angelegt zu haben; deren hatte er bereits drei gegründet, und so oft ich an's Land ging, gründete er darauf eine neue Colonie, ich aber zog aus meinen Excursionen und Beobachtungen Folgendes:

Die Papua's von Neu-Guinea sind, wie schon oben bemerkt, durchaus nicht Neger, sie sind von mittler, ziemlich gut proportionirter Statur, haben dicke Lippen und breite Nasen, doch außer diesen beiden Kennzeichen nichts, was an Neger erinnert; sie sind nicht schwarz, sondern braun, sie haben nicht Wolle auf dem Kopfe, sondern Haare, ihre Haut hat nicht so starke Poren und sie dünsten nicht so verzweifelt aus, wie die Neger, bei diesen muß man stets die Windseite zu behalten suchen. Die Füße und Hände sind klein, die Füße

der Neger sind groß und meist sind es mißgestaltete Plattfüße, welche von vorn bis hinten mit der ganzen Sohle auftreten.

Unter den Papu's findet man welche von hellerer Farbe, mit langen glatten Haaren und überhaupt mit feineren angenehmeren Zügen, dies sind immer Mischlinge von Chinesen oder Europäern mit Papuamädchen, welche gleich allen Bewohnern der Inseln des Großen Oceans, so lange sie unverheirathet sind, frei über sich verfügen können. Da aber die Matrosen der nahenden Schiffe solche Gunst nicht belohnen, sondern mißbrauchen, und dann wohl noch gar mit Schlägen vergelten, so pflegen die Papu's bei Annäherung von Schiffen ihre Familien in die Wälder zu führen, und solche Aufenthaltsorte sind es wohl gewesen, welche ich auf meinen Ausflügen berührt haben.

Das, was wir Kleidung nennen, kennen die Papua's auf Neu-Guinea gar nicht. Knaben und Mädchen gehen bis zum Alter der Pubertät völlig nackt. Wenn die Kennzeichen derselben bei Mädchen sich zeigen, so ziehen diese sich in ihre Hütten zurück und von da ab tragen sie entweder einen Gürtel, an dem lange Pflanzenfasern herabhängen, welche den Unterleib und die obere Hälfte der Lenden bedecken; oder sie tragen eine fein geflochtene Matte, dreieckig wie ein Tuch um den Leib geknüpft und ziehen den dritten Zipfel zwischen den Beinen hindurch, um ihn mittelst einer Schnur ebenda, wo die beiden andern Enden aneinander geknüpft sind, zu befestigen.

Trotz dessen und obwohl alle Kleidung ihnen in der That bei weitem unbequemer ist, als ihre Nacktheit, sind sie doch höchst eitel auf den Besitz eines solchen Kleidungsstückes. Ich sah eines schönen Tages ein Mädchen mit einer rothen Matrosenweste angethan. Aber wie! Wer weiß, wofür der Matrose sie ihr geschenkt hatte, wahrscheinlich ist es die prachtvolle Scharlachfarbe gewesen, welche sie zu den gewünschten Concessionen veranlaßte und sie dadurch in den Besitz dieses Schatzes setzte, den sie nun folgendermaßen brauchte. So wie ich es hier beschreibe, sah ich sie die Weste anlegen, nachdem sie sich gebadet hatte.

Das Kleidungsstück wurde mit dem Rothen nach außen oder nach unten auf den Boden gebracht, sie trat nun in die beiden Armlöcher dergestalt daß die Schöße vor ihren Füßen, die Seitentheile hinter ihren Fersen lagen. Nun bückte sie sich, nahm den Kragen mit beiden Händen hinter sich auf, zog den Rücken der Weste über ihre ausgedehnten Sitztheile, zog die Seitenstücken über ihre Hüften und knüpfte dann die beiden obersten Knöpfe des Kragens über ihrem Nabel zu, wodurch dann der Rücktheil angemessen geschützt, der vordere Theil aber sehr unangemessen offen war.

In ähnlicher Weise sah ich andere Bekleidungsgegenstände gebraucht. Ein Mann trug ein Paar Hosen als Jacke, ein anderer hing sich ein Paar Schuhe als Epauletts an, ein Vierter zog eine Jacke, die einem sehr dicken Matrosen angehört hatte, mit einem Aermel auf das linke Bein und mit dem andern Aermel auf den linken Arm, und in solcher Weise sah man die wunderlichsten

Verdrehungen und Verwechselungen im Gebrauche der Kleider, was mir um so auffallender war, da sie doch vorher sahen, wie sie getragen wurden. Offenbar mußten die Variationen, welche sie damit vornahmen, ihnen zweckmäßiger erscheinen.

Vierundvierzigstes Kapitel.

Die Häuser und das Familienleben der Eingeborenen. Ihre mechanischen Geschicklichkeiten. Ihre Waffen und deren Führung. Violet's Urtheil über den Charakter der Eingeborenen.

Es wollte mir scheinen, als verständen die Leute sich mancherlei Bedürfnisse zu verschaffen sowohl als zu befriedigen. Schon daß sie sich wirkliche Häuser bauen, will mir als ein Beweis davon erscheinen. Betrachtet man die entsetzlichen Höhlen, in denen die Bauersleute und Pächter von Weinbergen auf den canarischen Inseln, selbst ganz nahe der Hauptstadt auf Teneriffa wohnen, betrachtet man die aus Torfziegeln zusammengeschichteten Hütten der irländischen Pächter, so kann man nicht umhin, dieselben für roher und unglücklicher zu halten, als die Einwohner von Neu-Ireland, Neu-England und Neu-Guinea, wenn schon die Irländer Kleider von gewebten Stoffen tragen, und mehr Seife gebrauchen mögen als die sogenannten Wilden, was ja nach Bulvers so berühmt gewordenen Ausspruch ein Kennzeichen der Civilisation geworden ist.

Die Häuser sind groß, weit und luftig, haben nichts von der Dumpfigkeit und von dem beängstigenden üblen Geruch, der die Höhlen jener Bewohner Großbritaniens auszeichnet, auch wird man darin nicht so von Insekten geplagt, obschon es Soolopendera und anderes häßliches Geziefer giebt. Sind die Häuser für mehrere Familien eingerichtet, so haben sie nichts Auffallendes, wohnen aber viele Familien darin und ich sah welche, deren Bewohnerzahl 120 überstieg, so geht ein breiter Weg durch die ganze Länge des Hauses, das nicht selten 60 Schritte nach der einen und 30 nach der andern Dimension mißt, es wohnen dann 20 und mehr Familien in einem Hause; der Gang gehört allen gemeinschaftlich. Ebenso ist es mit dem bedeckten Balkon oder der Plateform auf jeder Seite. Die Wohnungen selbst liegen rechts und links von dem Gange neben einander, aber ganz ohne Abtheilung, die Abgrenzung der einen gegen die andern kann lediglich darin gefunden werden, daß die Matten oder Teppiche eine gewisse Ausdehnung haben. Soweit die Matte der Familie A. reicht, so weit geht deren Territorium, wo die Matte der Familie B. anfängt, da beginnt auch Grund und Boden dieser zweiten Familie B., und daß so viele Leute mit ihren Kindern in einem einzigen großen Raume wohnen, ohne daß Zank und Streit entsteht, ist schon allein ein genügender Beweis für eine Moralität, welche weit

über die Grenzen derjenigen hinausgeht, die wir gewohnt sind, unter den Europäern anzutreffen. Nicht zwei Familien niedern Standes können bei uns in einer Stube wohnen (wie Armuth es mitunter zur Nothwendigkeit macht), ohne daß täglich Zänkerei, sonn- und festtäglich aber zur Erholung Prügelei stattfindet.

Während der Europäer mit seltenen Ausnahmen nur das kann, was er bei seinem Brodherrn, Dienstherrn oder als Lehrjunge bei einem Handwerker gelernt hat, sieht man die Papua's überall ihre sämmtlichen Bedürfnisse selbst befriedigen, sie weben ihre Matten und ihr sonstiges Flechtwerk, sie knüpfen ihre Netze, bauen Häuser, bauen Kähne, verfertigen dazu Segel und Ruder, verfertigen ihre Waffen, welche eine besondere Zierlichkeit haben, und sind sehr geschickt im Gebrauch derselben, sie machen sich auch Kochgeschirre, indem sie plastischen Thon aufsuchen, ihn durch Kneten und Schlagen verdichten und dann zu Platten ausdehnen, welche unter der Hand zu Gefäßen von sehr verschiedener Form gebildet und endlich nach vorherigem Trocknen im Schatten und dann in der Sonne — vollständig gebrannt werden. Sie schmieden auch allerlei Kleinigkeiten, namentlich Pfeilspitzen, Lanzenspitzen und schlechte Messer, weßhalb sie als Tauschgegenstände gern Eisen, Nägel und dergleichen nehmen, aber sie schmieden auch Silber und Kupfer, (darum haben sie solche Begier nach Fünffrankenthalern und nach großen Kupfermünzen) und machen daraus Armbänder und andern Schmuck.

Dieses Alles beweist, daß jene uncivilisirten Menschen bei weitem civilisirter sind, als irische und schottische Pächter, auch wohl noch als deutsche Tagelöhner und Bauern, denen es vielleicht gelingt, eine schlechte Hütte zusammenzuzimmern, aber gewiß nicht ein Messer oder ein Armband zu schmieden, gewiß nicht einen Topf oder eine Schüssel aus Thon zu machen. Wiederholt sah ich zwanzig und mehr Menschen auf der einen oder der andern Plateform des Hauses beisammen und gemeinschaftlich an verschiedenen Stücken namentlich an einem Netz, einer Matte oder einem Seil arbeiten. Einer half dem Andern ohne viel Aufsehen davon zu machen; so gehen auch die Männer gemeinschaftlich auf die Jagd oder den Fischfang, und so stehen sie einander bei, wenn ein Haus oder ein Boot angefertigt werden soll, was immer wieder als etwas Lobenswerthes angesehen werden kann, nicht im Allgemeinen, sondern vergleichsweise. Europäer lassen sich einander so geleistete Hilfe allezeit bezahlen, es fällt keinem ein, dem Bedürftigen etwas zu leisten, in der Hoffnung, daß dieser Bedürftige gelegentlich wieder einmal etwas leisten werde.

In Führung der Waffen sind die Leute sehr geschickt, ich sah sehr häufig ihren Pfeil ein Ziel erreichen, welches bei uns für einen Büchsenschuß gilt und auf die Entfernung eines Flintenschusses— 50 bis 60 Schritt — verfehlte kein Einziger das Ziel. Im Stechen der Fische mit Spießen sah ich nirgends eine gleiche Geschicklichkeit entfalten. Sie verfahren dabei auf folgende Weise: zwei

Männer fahren miteinander in das Meer, der eine liegt auf dem Schnabel des Schiffes und sieht aufmerksam in die Tiefe, um irgendwo stehende Fische zu erspähen, der andere sitzt in der Gegend des Steuers und regiert das Schiff mit so leisen Ruderschlägen, daß die Fische nicht davon erschreckt werden. Der Mann auf dem Schnabel hat in der rechten Hand einen Speer mit einer zweizackigen Gabel, der linken Hand bedient er sich, um dem Ruderer zu zeigen, wohin er fahren soll. Steht nun ein Fisch von solcher Größe, daß er des Wurfes lohnt, in einer Entfernung von nicht mehr als 30 Fuß, so richtet sich der Speerwerfer auf, bemißt mit seinem scharfen, klug berechnenden Auge sowohl die Entfernung überhaupt, als auch die Täuschung, welche er durch die Strahlenbrechung erfährt. Ich vermuthe fast, daß er dieses schöne Wort gar nicht kennt, aber er weiß genau, wie viel er unterhalb des Fisches zielen muß, um den Fisch wirklich zu treffen. Ich war einstmals anwesend bei solch einem Fischstechen, der Mann im Schnabel des Schiffes hatte dabei 25 Mal geworfen, 2 Mal gefehlt und doch 24 Fische erhalten, und das kam daher, daß er mit einem Wurf zweie stach. Ein Paar ziemlich gleich große Meerhechte schwammen muthmaßlich des Laichens wegen ganz dicht neben einander, dies war dem Manne zu lockend, um nicht seine Kunst an ihnen zeigen zu wollen, er warf seine Gabel und jede der beiden Zinken war in den Rücken eines der Fische gedrungen.

Solche Geschicklichkeit in Führung ihrer Waffen, verbunden mit dem Fleiß der Frauen, welche den Garten bepflanzen, überhebt sie so ziemlich aller Sorge um ihre Nahrung und wo dieses der Fall ist, pflegen die Leute immer ziemlich gutmüthig zu sein, nur die Noth macht die Menschen böse. Aber freilich französisch zu kochen verstehen sie nicht, dies gab Freund Violet Anlaß zu großem Aerger.

Ich hatte mir eine kleine Hütte errichten lassen, um darin möglichst geschützt vor Luftzug Pendelbeobachtungen anzustellen. Da war Herr Violet nach solchem Fischestechen zu den Leuten gegangen, hatte das Mahl mit ihnen getheilt, war aber doch dabei über ihre Kochkunst in heftigen Zorn und schließlich in Streit gerathen, er kam nunmehr zu mir in einem höchst aufgeregten Zustande und hatte auch nicht unbedeutende Schrammen im Gesicht, die seinen Zorn wohl noch vermehren mochten.

„O die Lumpenhunde, o die Schufte, o die schmutzigen Thiere!“ rief er aus, „können die sich einbilden, daß sie Menschen seien, wie ich und Sie? Wenn ich jemals fünf oder sechs von diesen Burschen vereinzelt finde, so werde ich über sie herfallen, wie der Profoß über die Matrosen.“

Ich bat ihn, mir zu erklären, was ihn so entsetzlich in Zorn bringe und er erwiderte:

„Sie werden ganz gewiß sagen, daß ich vollkommen im Rechte war, als ich auf die Wichte losschlug.“

Ich frug ihn sehr unangenehm berührt, ob er Jemand geschlagen habe.

„Jemand? Nein, keineswegs, aber mehrere Jemande, verschiedene Jemande allerdings und ich bin überzeugt, Sie werden mir vollkommen Recht geben, Sie werden gewiß sagen, ich sei ein tüchtiger Kerl, der sich die Butter nicht vom Brode nehmen läßt."

Ich erwiderte, er möge mir endlich sagen, um was es sich eigentlich handle, aber er bat vor allen Dingen um einen Schluck Schiedamer, den ich immer bei mir führe, wie er gewiß wisse, da ich ihn als Lampe brauchte. Ich gab ihm von dem Brennspiritus, der etwa die Stärke des gewöhnlichen Rum hat, er fand ihn zwar schlecht, bat aber doch, ihm das Glas noch einmal zu füllen und dann sagte er:

„Sie sind, ich sehe es an dieser großmüthigen Mittheilung des köstlichen Wassers, ich sehe, Sie sind kein Rawaki, Sie sind nicht geizig und Sie verstehen zu leben, nun hören Sie, ob ich nicht Recht habe, wenn ich auf diese Wichte losschlage, wie auf reudige Kröten. Denken Sie, ich gehe eben am Ufer spazieren, da kommen ein Paar solcher Leute in einem Kahn vorbei, gehen etwas vom Ufer fort, schleppen in einer zusammengenommenen Matte eine große Portion Fische mit sich und bringen sie gegen den Rand des Waldes hin, wo sie sich im Schatten niedersetzen. Dort sind vielleicht einige zwanzig solcher schwarzen Haifische gelagert gewesen; wie ihre Kameraden ankommen, brechen sie junge Zweige von den nächsten Bäumen, stecken sie in den Sand, als wollten sie eine Hütte bauen, aber eine kleine nur zum Spielen für Kinder, dann legen sie oben darauf einige Stäbe der Länge nach und dann einige querüber, hierauf machen sie Feuer unter den Stecken und legen die Fische darauf. Nun denken Sie nur, Fische braten, ohne sie zu schuppen, ohne sie auszunehmen, ist das eine Manier? Ich war höchst ärgerlich und sagte ihnen, daß sie Dummköpfe wären, sagte ihnen, wie man Fische zubereite, daß man sie schuppen und ausnehmen, daß man sie zerstückeln und salzen müsse und sie dann in einer Pfanne mit Butter brate, wenn man sie gebraten essen wolle, denn man könne sie auf sehr verschiedene Weise kochen und dies sei die bei weitem bessere Zubereitungsweise — können Sie es glauben, die Menschen verstanden nicht ein Wort von alledem, obwohl ich es gewiß langsam und gesetzt vorbrachte, sie waren so dumm, daß sie mich immerfort mit offenem Maule anstarrten, indessen aber die Fische lebendig auf dem Rost braten ließen, als ob sie die Geschichte mit dem heiligen Laurentius wiederholen wollten, der übrigens davon wenigstens den Vortheil hatte, ein Heiliger zu werden, was mit den Fischen schwerlich der Fall sein wird und was mich deshalb eben so sehr ärgert. Nun kommt aber das Schlimmste. Die Fische verbreiteten so geröstet, wenn schon ohne Salz und ohne frische Butter, einen ganz guten Geruch. Die unverschämten Kerls setzten sich jetzt zur Tafel, d. h. so lang wie ihr Feuerherd war, so lang saßen sie an demselben in zweien Reihen und langten sich einen Fisch

nach dem andern von dem hölzernen Rost, auf dem sie dann immer neue, noch nicht geröstete Fische legten. Sie fraßen mit einer nicht gewöhnlichen Geschicklichkeit das äußere Fleisch von den Fischen ab und dann machten sie sich auch über das Innere her und fraßen die Eingeweide auf mit all ihrem unappetitlichen Inhalt; haben Sie so etwas gehört? Verstehen Sie mich recht, sie fraßen die Eingeweide der Fische auf, das ist abscheulich, das ist cannibalisch! Ich war darüber höchst entrüstet, nahm einen Fisch, brach ihn fein auseinander, aß das Fleisch davon und schlug dem mir gegenüber Sitzenden die Eingeweide um den Kopf, war das nicht höchst natürlich?"

„Für Sie, Herr Violet, mag das wohl natürlich gewesen sein, für die Eingeborenen war es dieses nicht und es würde mich wundern, wenn sie sich das hätten gefallen lassen."

„Das thaten sie auch nicht, sie waren unverschämt genug, auf mich loszuschlagen, zuerst Derjenige, dem ich die Eingeweide um den Kopf geschlagen hatte, dann auch ein Zweiter, der neben mir saß und dem ich nichts that, als daß ich ihm einen Rippenstoß gab, damit er mir Platz mache; denken Sie, der elende Mensch schlug mir mit der Hand auf den Kopf, daß ich glaubte, er habe mir denselben eingeschlagen."

„Nun und Sie natürlich zogen sich nicht zurück, sondern setzten den ungleichen Kampf fort."

„Ganz gewiß, so that ich, welcher gebildete Mann wird vor einem Wilden die Segel streichen."

„Sie scheinen allerdings sehr eigenthümliche Begriffe von Bildung zu haben," mußte ich erwidern, „ich weiß bis jetzt noch nicht, warum Sie denn überhaupt den Streit angefangen haben, welcher möglicherweise uns viele Unannehmlichkeiten bereiten kann. Was geht es denn Sie an, ob die Leute die Eingeweide der Fische mitessen oder nicht, gilt bei uns doch für die größtmöglichste Delicatesse der Unrath und die ganze Masse des Inhalts einer Schnepfe auf gebratener Semmel. Dieses köstliche Gericht nennt man bekanntlich —"

„Schnepfendreck," sagte er ganz ernsthaft, „ja, das weiß ich, das ist aber auch etwas ganz anderes, als die Eingeweide von Fischen, die ißt man doch bei uns nicht."

„Nun, allerdings bei uns nicht, aber warum denn nicht hier? Und deshalb schlagen Sie die armen Leute, welche Ihnen nichts gethan haben."

„Sie haben mich auch geschlagen."

„Herr des Himmels, nachdem Sie auf eine ganz unerlaubte Weise den Anfang gemacht hatten."

„Auf eine unerlaubte Weise? Wenn man Fische mit sammt den Eingeweiden frißt?"

Der Mensch drehte sich, wie ein Pferd in der Roßmühle, immerfort um den einen Mittelpunkt der gefressenen Fischeingeweide und leitete von diesen in

eiserner Consequenz Alles her, was er gethan und fand das Alles sehr recht und er versicherte, wäre ich, statt meine Pendeluhr anzusehen, mit dabei gewesen —

„Sagen Sie Pendel! Der Pendel, nicht die Pendeluhr!"

„Ach was, Sie werden mir meine Sprache nicht lehren, nennen Sie das immerhin den Pendel, wenn es Ihnen so beliebt, ich nenne es die Pendeluhr."

„Aber Mann, es ist ja gar keine Uhr dabei!"

„Ach, das machen Sie einem Anderen weiß, wo ein Pendel ist, da ist auch eine Uhr."

Fünfundvierzigstes Kapitel.

Eine besondere Art, sich Gastfreunde zu verschaffen. Neue Gründung von Colonien durch den Supercargo nebst dauernder Windstille. Noch einmal bugsiren. Bestrafte Götter. Ob civilisirte Menschen frei von Schmarotzerthierchen sind und wie Papua's dieselben in gewissen Schranken halten.

Man kann aus dem Schlusse dieses Gesprächs, so wie aus dem ganzen bis dahin Mitgetheilten sehr gut erkennen, ob solche Leute geeignet sind, für vernünftiger geachtet zu werden, als die armen Wilden, denen sie Gesetze vorschreiben, denen sie ihre Meinungen und ihre Gebräuche aufdringen wollen, welche sie nicht für Menschen erkennen und sie mißhandeln nach ihrer brutalen Art, sich dann aber noch beklagen, weil sie selbst behaupten, brutal behandelt worden zu sein. In der That hatte Herr Violet eine tüchtige Prügelei angezettelt, hatte zwar vor der Uebermacht entfliehen müssen, aber nicht eher, als bis er fünf der bei dem Mahle Anwesenden verwundet hatte, und es mußte gewiß als ein Zeichen ganz besonderen ehrenhaften Denkens und Handelns genommen werden, daß die so angegriffenen Leute nicht von ihren Waffen Gebrauch machten, in welchem Falle er natürlich von zwanzig Speeren durchbohrt hätte zusammenstürzen müssen.

Ich begab mich, nachdem er voll Wuth fortgelaufen war, zu den Leuten, indem ich der Richtung folgte, in welcher Violet hergekommen war; sie waren um das Feuer gelagert, aber nicht mehr mit Essen beschäftigt, sondern mit dem Verbinden der Wunden, die der böse Mensch ihnen geschlagen, und als sie mich kommen sahen, erhoben sie sich, um sich in den Wald zurückzuziehen. Ich machte ihnen alle möglichen Friedenszeichen, aber es gelang mir nur schwer, sie zum Bleiben zu bewegen. Durch Geschenke glückte es mir, sie zu beschwichtigen und ihre Rachegedanken, falls die wackeren Menschen dergleichen gefaßt haben sollten, zu beschwichtigen, so daß sie mir verschiedentlich zu erkennen gaben, sie ver-

wechselten mich mit jenem Händelmacher keineswegs und würden mich auch nicht empfinden lassen, was jener gethan und ich muß gestehen, sie haben Wort gehalten, selbst nachdem der unsinnige Violet am nächsten Tage mit vier Matrosen zurückgekehrt war, Händel gesucht hatte und vielleicht großes Unglück angestiftet hätte, wenn ich nicht glücklicherweise dazu gekommen wäre. Ich rief den Matrosen ein Halt zu und versicherte, wenn sie nicht augenblicklich zurückkehrten, bei dem Kapitain dafür zu sorgen, daß sie nach aller Strenge bestraft würden. Es leuchtete ihnen zwar nicht ein, daß man für Unthaten bestraft werden könne, welche ja nicht gegen Menschen, sondern nur gegen Wilde begangen wurden, aber dessen waren sie gewiß, daß ich bei dem Kapitain so viel galt, um jeden von ihnen nach meinem Gefallen mit dem aufgedrehten Tauende züchtigen zu lassen.

Welche entsetzliche Verwirrung der Begriffe, wie traurig steht es in einer Welt, in der solche Gedanken nicht ganz ungerechtfertigt erscheinen — es sei kein Unrecht, Wilden Böses zuzufügen, es sei möglich, daß man aus Freundschaft Strafe über einen Anderen verhängen könne; erinnert das nicht an Peter den Großen, der auf einem engländischen Schiffe anwesend, bat, man möchte einem der Matrosen Kiel holen, damit er sehen könne, wie das gemacht würde. Aus Gefälligkeit das Equivalent der Todesstrafe an einem Anderen vollziehen!

Ich kam mit den Leuten überall gut fort, denn ich gewann sie durch Freundlichkeit, durch Geschenke und durch Vermeiden aller Verstöße gegen ihre Vorurtheile und Gebräuche, und so geschah es, daß während der wenigen Tage, welche durch die Windstille gefesselt wir hier zubringen mußten, ich mit ihnen ohne die geringste Verdrießlichkeit verkehrte, allerdings aber war ich vorsichtig genug gewesen, Waterhocker zu bitten, keinem Matrosen mehr zu gestatten, das Ufer zu betreten. Ich erzählte ihm, ohne die Matrosen zu nennen, weil ich einen Abscheu vor diesem grausamen Züchtigen habe, wie sie sich benommen und wie durch ihre Brutalität meine Sicherheit sowohl als die jedes später Erscheinenden gefährdet sei und er erfüllte meinen Wunsch auch.

Am fünften Tage unseres unfreiwilligen Aufenthaltes und nachdem der Supercargo in seinem Tagebuche wieder zwei Colonien gegründet hatte, meldete der Wachthabende auf dem Mars, daß er im Osten viele Piroguen sehe. Nach einer Stunde konnten wir durch unsere Fernröhre den edlen König erkennen, welcher uns mit seiner Flotille hieher bugsirt hatte. Wir sahen ihn mit allen seinen malayischen Booten und einer reichlichen Bemannung mit Sturmeseile daherkommen, es waren jetzt der Boote zwölf und der Supercargo frug ängstlich, was denn das bedeute und ob der Kapitain nicht mit Kartätschen unter sie feuern lassen wollte; ihm wurde erwidert, daß wir nur die bereits bestellten und schon früher benutzten Bugsirboote vor uns hätten, aber der würdige Supercargo wollte nur von Kartätschen hören.

Endlich waren die Boote nahe genug gekommen und der König, allen

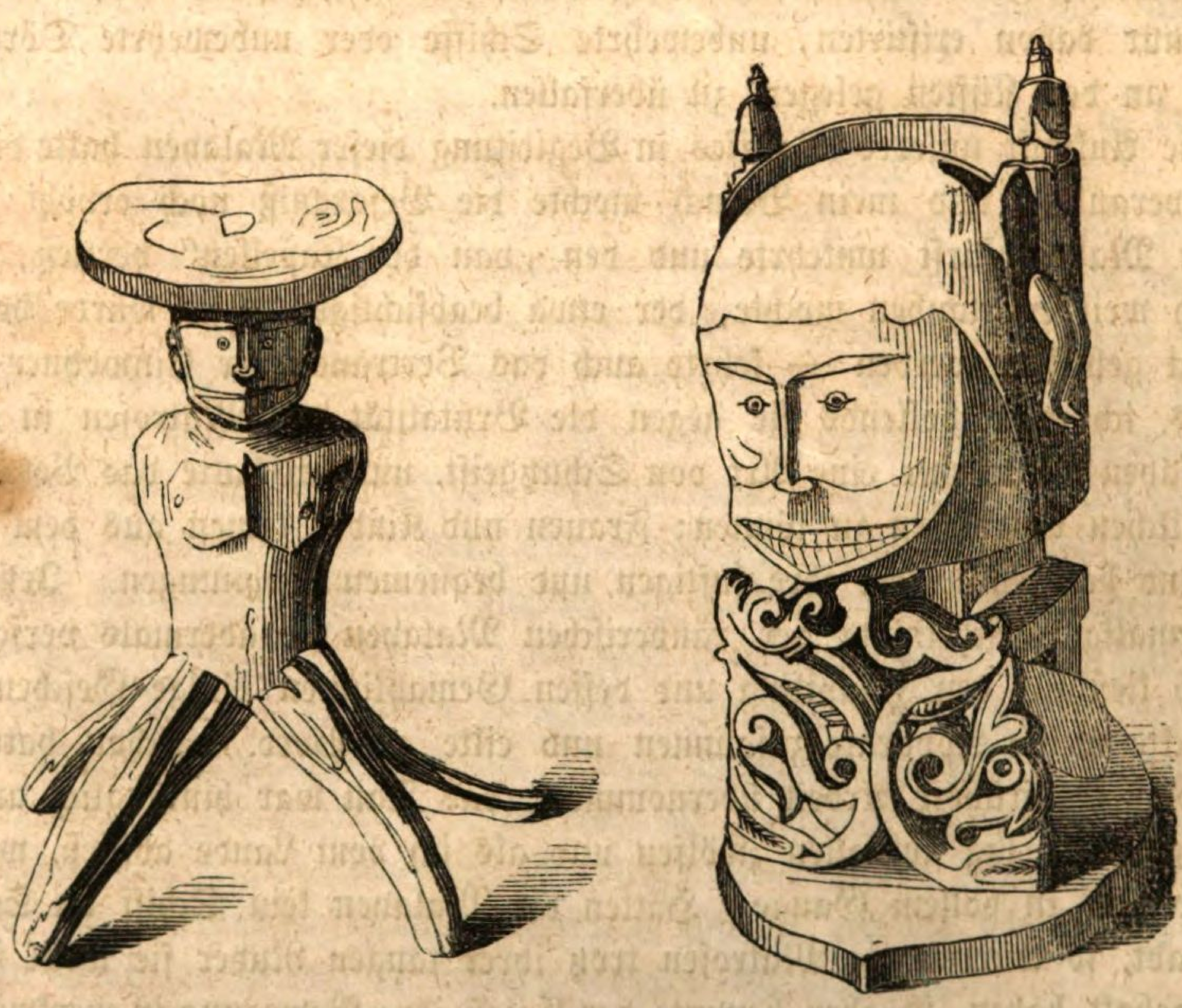
Anderen voraus, legte bei dem Schiffe an, um seinen Gruß und seine Dienste zu bieten; dieselben wurden angenommen, wiewohl ich bei der vergrößerten Anzahl die Besorgniß, die ich schon früher gehabt, nicht unterdrücken konnte. Ich eilte an das Land, um meine dort aufgestellten Meßinstrumente herüber zu holen und meinen freundlichen Papu's noch einige kleine Geschenke zu übergeben, allein ich fand die Hütten verlassen, nur der einzige junge Mensch, welcher mein Führer gewesen und der seit jener Zeit eine große Anhänglichkeit an meine Person verrathen, war gewissermaßen als Wächter meiner sieben Sachen zurückgeblieben. Ich frug ihn nach der Ursache der allgemeinen Flucht, er zeigte auf die Boote und es ward mir jetzt klar, daß nicht die Arfaki's oder Harfur's die gefürchteten Feinde seien, sondern eben diese Malayen, Plünderer, Seeräuber, welche nur davon existirten, unbewehrte Schiffe oder unbewehrte Dörfer, so weit sie an den Küsten gelegen, zu überfallen.

Die Ankunft unseres Schiffes in Begleitung dieser Malayen hatte die erste Flucht veranlaßt und mein Besuch mochte die Besorgniß noch erhöht haben. Als der Malayenfürst umkehrte und den „van der Kapellen" verließ, wahrscheinlich weil er glauben mochte, der etwa beabsichtigte Raub würde von uns nicht gut geheißen werden — kehrte auch das Vertrauen der Einwohner zurück und als ich nun vollends sie gegen die Brutalität der Matrosen in Schutz nahm, sahen sie in mir eine Art von Schutzgeist, und ich hatte das Vergnügen, das Völkchen beobachten zu können; Frauen und Kinder kamen aus dem Walde herab und bezogen wieder ihre luftigen und bequemen Wohnungen. Jetzt hatte die abermalige Erscheinung der räuberischen Malayen sie abermals verscheucht.

Ich ließ für den Häuptling und dessen Gemahlinnen einige Geschenke zurück, packte meine Apparate zusammen und eilte an Bord. Schon hatten die Ruderboote die frühere Arbeit übernommen, das Tau war hinlänglich aus den Klüsen gelassen, lag auf allen zwölfen und als ich vom Lande abstieß, war das Schiff bereits in vollem Gange. Hätten die Malayen kein Schiff im Schlepptau gehabt, so würden die Matrosen trotz ihrer langen Ruder sie wohl schwerlich eingeholt haben, so aber hemmte der Coloß ihre Bewegung in merkwürdiger Weise und es kam mir selbst im Boote beinahe vor, als ob das Schiff stille stände, wenn schon am Anfange alle zwölf Bugsirboote ihre Schaufelruder recht kräftig in Bewegung gesetzt hatten, späterhin theilten sie sich wieder in die Arbeit, wie ich es oben beschrieben habe.

Mein Aufenthalt unter den Papu's hatte mich mancherlei über sie gelehrt und manche meiner früheren Irrthümer berichtigt. So pflegt man zu meinen, die Leute seien gänzlich ohne alle Religion; allein schon der eine Umstand, daß sie ihre Todten bestatten, Hütten über denselben bauen, ihnen allerlei Geschenke bringen, beweist, daß sie Ideen von einem zukünftigen Leben haben müssen. Die malayische Sprache, welche ich auf Java gelernt, und deren Wörterbuch ich von Insel zu Insel reisend, vermehrt hatte mit den Synonimen oder den

Dialecten der verschiedenen Inseln, halfen mich ziemlich gut durch, so daß ich mich verständigen konnte, wenn es schon hin und wieder nicht ohne Schwierigkeiten geschah. Auf diesem Wege erfuhr ich nun, daß die Papua's allerdings Götter und zwar viele haben, daß sie aber, wie begreiflich, etwas andere Ideen damit verbinden als wir, wenn wir von Gott sprechen. Durch Tausch erhielt ich zwei solche Göttergestalten und zwar von einem Grabdenkmal her, sie sind verstümmelt. Die größere derselben ist von Thon, sie hat ein Loch im Kopfe, die Frau des Besitzers war krank und er bat diesen seinen Hausgott, er möge die Frau wieder gesund machen. Das that derselbe nicht, dafür schlug er ihm ein Loch in den Kopf. Der andere vierbeinige Gott ist von Holz geschnitzt, er



Götzenbilder der Papua's.

hat keine Arme. Derselbe Mann bat nun diesen zweiten Gott um Hilfe und da derselbe gleichfalls tückisch war und nicht that, was der Bittende wollte, so schlug er ihm mit einem Beil beide Arme dicht an den Schultern ab.

Als die Frau gestorben und begraben war, setzte der Mann beide Götter in ihre Begräbnißhütte, um ihr zu beweisen, daß er seine Schuldigkeit gethan habe. Es würde dieses nicht haben geschehen können, wenn die Leute nicht an ein künftiges Leben glaubten, wenn sie nicht überzeugt wären, daß die Verstorbenen die Handlungen der Lebenden sehen und anerkennen können.

Der Ueberfluß ist überall ein trefflicher Reisepaß und mit wie Wenigem hat man hier bei diesem bescheidenen Völkchen schon Reichthum und Ueberfluß;

mit dem, was ich an Bändern, Nadeln, kleinen Werkzeugen, unbedeutenden Schmucksachen, Knöpfen 2c. besaß, hätte ich mir ein Königreich zusammenkaufen können, wohlverstanden auf Neu-Guinea, wie leicht mußte es mir werden, den guten Willen dieser Leute für mich zu fesseln; so kam es denn, daß ich sehr bald mit ihnen vertraut war und alle Zeit, welche ich nicht auf Beobachtungen oder auf die Jagd von Käfern und Schmetterlingen verwendete, in der Häuslichkeit dieser Papua's zubrachte, denn man war gegen mich nicht eifersüchtig, ja es wollte mir beinahe scheinen, als sei diese Untugend gar nicht heimisch bei den Papua's, etwas anderes ist es mit den Malayen. Diese, wie alle diejenigen, welche sich zum Islam bekennen, es möge die Secte sein welche es wolle, achten die Treue der Frauen und die Reinheit der Jungfrauen über Alles hoch, dagegen die Südsee-Insulaner nur Ansprüche auf die erstere machen. Dieser längere Umgang lehrte mich manche gute Eigenschaft dieser Menschen kennen, so eine Demuth und Nachgiebigkeit bei den Frauen und eine Wohlgezogenheit bei den Kindern, welche beide mir in der That seltsam genug erscheinen mußten, wenn ich an die ungezogenen Rangen dachte, welche man in Deutschland und England, in Frankreich und in Rußland Kinder, s e i n e Kinder nennt und wenn ich an die Damen dachte, welche eine Ehre darein setzten, nicht nachgiebig zu sein; aber dieser nähere Umgang lehrte mich auch zugleich, daß Papua-Frauen und Mädchen eben so gut eitel sein können, wie Europäerinnen. So ist z. B. das Haar ein Gegenstand fortwährender Pflege, sie flechten es, sie toupiren es, sie zertheilen es so, oder zerlegen es anders, sie lassen es unbeschränkt wachsen oder sie schreiben ihm gewisse Grenzen vor, aber das Studium aller dieser Einzelnheiten hatte, wie ich erfuhr, doch seine großen Beschwerden.

Man pflegt zu sagen, jedes Thier habe sein Schmarotzerthier. „Die Flöhchen und Läuschen, die wohnen in einem Häuschen", wie Rückert in seinen Kinderliedern singt, haben bei dem Wallfisch eine Größe, welche der fetter Sperlinge gleichkommt, indessen diejenigen, welche auf der Mücke wohnen, doch erst durch ein sehr gutes Mikroscop erkannt werden können. Der Mensch im civilisirten Zustande soll frei von Schmarotzerthieren sein (was das Aeußere betrifft, mag es wahr sein, das Innere betreffend, so ist es nicht wahr), ich aber, der ich mich zu den civilisirten zähle, erfuhr, daß es Umstände gäbe, unter denen man trotz aller Civilisation nicht frei davon bliebe. Von dem Ungeziefer, was in den Kleidern steckt, werden die Leute nicht belästigt, weil sie keine Kleider haben, von demjenigen aber, welches in den Haaren seinen Sitz hat, werden sie auf eine furchtbare Weise geplagt, sie suchen einander wohl den Ueberfluß ab, der Nachwuchs aber ist zu groß, um dadurch, daß man den einzelnen nachstellt, in Schranken gehalten zu werden. Täglich mußte ich mich mehrmals mit großer Sorgfalt kämmen und täglich gewahrte ich, daß ich eine reichliche Ernte machen konnte, zum Glück nur von völlig ausgewachsenen Thieren, nicht von einer Nachkommenschaft, deren Möglichkeit ich dadurch abschnitt, daß ich

den älteren Individuen keine Zeit ließ, für ihre Verbreitung zu sorgen; aber ach, in den dicken, buschigen Haaren der Eingeborenen, wie mag es da ausgesehen haben! Ich glaube beinahe, sie würden außer Stande sein, sich gesund und auf den Beinen zu erhalten, wenn ihnen nicht eine kleine zierliche Fingilla zu Hilfe käme, ein Baumläufer, der höchst begierig nach Insekten ist und sie aus dem Moos und aus den Rippen der Bäume sucht. Das Thierchen findet aber noch viel besser seine Rechnung in denjenigen Pflanzen, welche auf dem Haupte des Menschen wachsen, daher, wenn ein Papua sich allein, ohne Gesellschaft im Freien niederlegt, alsbald drei oder vier oder mehr bei der Hand sind, oder vielmehr beim Kopfe und sich auf den Ruhenden setzen, der natürlich thut, als ob er schliefe und sein Haar durchsuchen. Dies geht nun allerdings sehr schnell und während einer halben Stunde können vier solcher kleinen meisenartigen Vögel die Brut zweier Tage bewältigen, so verstehen diese guten Leute, welche keine Kämme haben, sich doch der lästigen Insekten zu erwehren, sie wenigstens einigermaßen in Schranken zu halten.

Da es mir an Kämmen nicht fehlte, so verschenkte ich ein Paar und lehrte deren Gebrauch. Das war eine fühlbare Wohlthat, eine Wohlthat, welche mir jede Gunst und wäre es die, deren Mortimer in Schillers Maria Stuart gedenkt, eingetragen hätte, wenn ich nach einer solchen gestrebt und dennoch, wer sollte es glauben, war die Eitelkeit dieser Leute so groß, daß sie sich lieber alle Pein gefallen ließen, als daß sie eine ihnen geschenkte Scheere benutzt hätten, um sich die Haare abzuschneiden.

Sechsundvierzigstes Kapitel.

Sitten und Gebräuche der Papua's, Sclaverei unter ihnen. Abhängigkeit der Alfur's von den Papua's. Besorgniß der Eingeborenen vor den Weißen. Gelungene Versuche sie zu beruhigen.

Es kam mir vor, als ob ihre sonstigen Gebräuche nicht besonders ceremoniel wären; an den Topf, in welchem zum großen Aerger Violet's Gemüse ohne Butter, Salz und Schmalz gekocht wird (wiewohl keineswegs ohne mannigfaltige Gewürze), setzen sich die Männer, sobald das Essen fertig ist. Dann kommen Frauen und Kinder an die Reihe und nun wird auch schon wieder an die nächste Mahlzeit gedacht, es pflegt dieselbe vorbereitet zu werden.

Eine Haushaltung zu gründen kostet nicht viel Mühe, man braucht ja nicht einmal ein Haus, man bleibt unter demselben Dache wohnen und ändert nur seine Schlafstelle. Die Werbung geschieht sehr einfach dadurch, daß der junge Mann, der auf Freiersfüßen geht — nach einer vorherigen Verabredung

diejenige Abtheilung betritt, in der das holde Wesen, dessen er sich zu bemächtigen wünscht, seinen Wohnsitz hat. Er setzt sich an ihre Seite, es werden nun zwischen ihm und den Eltern einige Fragen gewechselt und wenn auf die Frage der Eltern, ob sie sich heirathen wollen, beide mit dem Kopfe schütteln, so werden sie alsbald als ehelich Verbundene betrachtet.

Hierbei muß ich eine Sonderbarkeit bemerken, die mir hier aufgefallen ist. Alle Völker der Erde, so weit ich dieselben kennen gelernt habe, brauchen als Zeichen der Verneinung das Kopfschütteln und als Zeichen der Bejahung das Nicken mit dem Kopfe. Uns Europäern ist Beides so geläufig, daß wir sogar das Zeichen zu dem Worte fügen. Auf Neu-Guinea ist es umgekehrt, die Papua's daselbst und auf einigen benachbarten Inseln sagen ja durch Kopfschütteln und nein durch Kopfnicken. Etwas anderes ist beinahe noch auffallender: die Leute hier nämlich schlafen nicht auf der Seite liegend oder auf dem Rücken, wie die mehrsten rohen Völker es thun, sondern lang ausgestreckt auf dem Bauche, wobei die beiden Arme vorwärts gestreckt, die Unterarme aber übereinander gelegt unter die Stirne kommen, solchergestalt, daß die Stirne auf denselben ruht. Ob dieses der Gesundheit nützlich ist, will ich ungesagt lassen, daß es Einfluß auf den Unterleib und die Verdauung habe, unterliegt mir keinem Zweifel mehr, seitdem ich beobachtet habe, daß Matrosen, welche Säufer sind, sich meistentheils auf den Bauch legen, um ihren Rausch auszuschlafen. Sie behaupten, daß unter dieser Vorsichtsmaßregel der Rausch ihnen keine Kopfschmerzen nachlasse.

Die Papua's scheinen mir erträglich friedliche Leute, ja man könnte sie wohl gar feige nennen; die Annäherung der Malayen ist ihnen jederzeit so schrecklich, daß sie davonlaufen und ihre leeren Häuser ganz ruhig den Händen ihrer Feinde überlassen; dabei befremdet mich nur, daß sie Sclaven haben, dieses pflegt lediglich bei sehr kriegerischen Nationen stattzufinden und Sclaven sind dann diejenigen, welche im Kriege besiegt und gefangen worden sind. Daß die Papua's nicht Malayen zu Gefangenen machen, unterliegt keinem Zweifel, auch waren diejenigen, welche ich hier für Sclaven erkannte, keineswegs Malayen, sondern Papua's. Woher kommen denn nun diese Sclaven?

Man könnte erwidern, so gut wie unter Malayen das Feudalsystem in höchster Blüthe stehe, so sei es auch bei den unter ihnen wohnenden Papua's, davon ist aber gar keine Rede. Eine oberherrliche Gewalt, wie der malayische Häuptling sich dieselbe anmaßt, existirt unter den Papua's nicht und doch waren die Leute, von denen ich spreche, wirkliche Sclaven und sie waren gekennzeichnet durch ein Halsband, an welchem ein fünf bis sechs Fuß langer Knüppel von Bambus hing, gerade wie man solchen Knüppel einem bösen Dorfhunde umhängt.

Man hätte wohl auf den Gedanken kommen können, daß der Bambusknüppel ein Schmuck sei, eine Zierde, eine Auszeichnung. Was thut der närrische

Mensch nicht alles, um sich zu schmücken, er schlitzt sich ja große Löcher in die Ohren, in die Nasenknorpel, in die Backen, in die Lippen, um seine Zierrathen hineinzubringen, warum sollte er nicht auch einen Bambusstamm von ein paar Ellen Länge sich an den Hals hängen können, um dadurch sein Ansehen, seine Würde zu erhöhen. Der Portier und der Tambour-Major tragen solche Knüppel in ihren Händen und sind nicht wenig stolz auf diese Auszeichnung — aber hier ist es nicht so. Zwar haben mir die Leute das Wort Sclave nicht genannt und sie würden mich auch wohl nicht begriffen haben, wenn ich danach gefragt, allein Arbeiten ist für einen Mann eine Schande und diese Männer arbeiteten, sie waren also geschändet und der Knüppel war keine Auszeichnung, sondern ein Zeichen dieser Schande.

In meiner Büchersammlung befindet sich das Originalwerk des Kapitain Forrest, welcher während der Jahre 1774, 75 und 76 Neu-Guinea und die sämmtlichen benachbarten Inseln besucht hat. Dieser erklärt aus eigener Erfahrung folgendes: „Die Harfur's oder Arfaki's sind von den Papua's an den Küsten abhängig und sind verpflichtet, denselben verschiedenes an Lebensmitteln zu liefern, sie stehen also zu ihnen in einem Abhängigkeitsverhältniß, denn die Papua's sind durchaus nicht verpflichtet, das ihnen Gelieferte zu bezahlen oder auch nur durch ein Geschenk zu vergelten, im Gegentheil hüten sich die Harfur's sogar, etwas von den Papua's anzunehmen, besonders nicht eine Waffe, ein Messer, eine Axt oder ein ähnliches schneidendes Instrument. Hat ein Arfaki unvorsichtigerweise dieses gethan, so ist er von da ab dem Geschenkgeber gehörig mit sammt Allem, was er besitzt, Grund und Boden nicht ausgenommen und der Harfur ist dadurch verpflichtet, sich von Zeit zu Zeit seinem Herrn zu zeigen und ihm Tribut zu bringen. Selbst wenn er den geschenkten Gegenstand verliert, wird er von seiner Verpflichtung durchaus nicht befreit, allein wenn die Sache sich abnutzt, wenn der Rücken oder die Schneide des Instruments schlecht wird, muß der Papu es ersetzen, ein anderes an die Stelle des abgenutzten geben. Unterläßt der Papu dieses, so hört die Verbindlichkeit des Arfaki auf."

Wenn diese Angabe richtig ist, so erklärt sich allerdings der Besitz von Sclaven ganz leicht, es darf nämlich nur der Fall eingetreten sein, daß der Arfaki seine Verpflichtung gebrochen, so wird er der eigentliche Sclave des Papu. Der Gebrauch überhaupt erklärt sich vielleicht dadurch, daß die Arfaki gleich allen rohen Nationen einen außerordentlichen Werth auf das Eisen legen, das sie sich doch durchaus nicht beschaffen können, indem die Papu's die Ufer bewohnen, an denen allein das Eisen durch Tauschhandel zu erlangen ist. Allein ich glaube doch, daß es noch eine andere Erklärungsweise giebt, nämlich die, daß die ganze Geschichte nicht wahr ist. Die Engländer sind niemals geneigt, fremde Sprachen zu lernen und waren es vor 100 Jahren noch weniger als jetzt. Forrest hat entweder falsch verstanden oder sich etwas aufbinden lassen, oder hat überhaupt aus einigen flüchtigen Wahrnehmungen sich die ganze Ge-

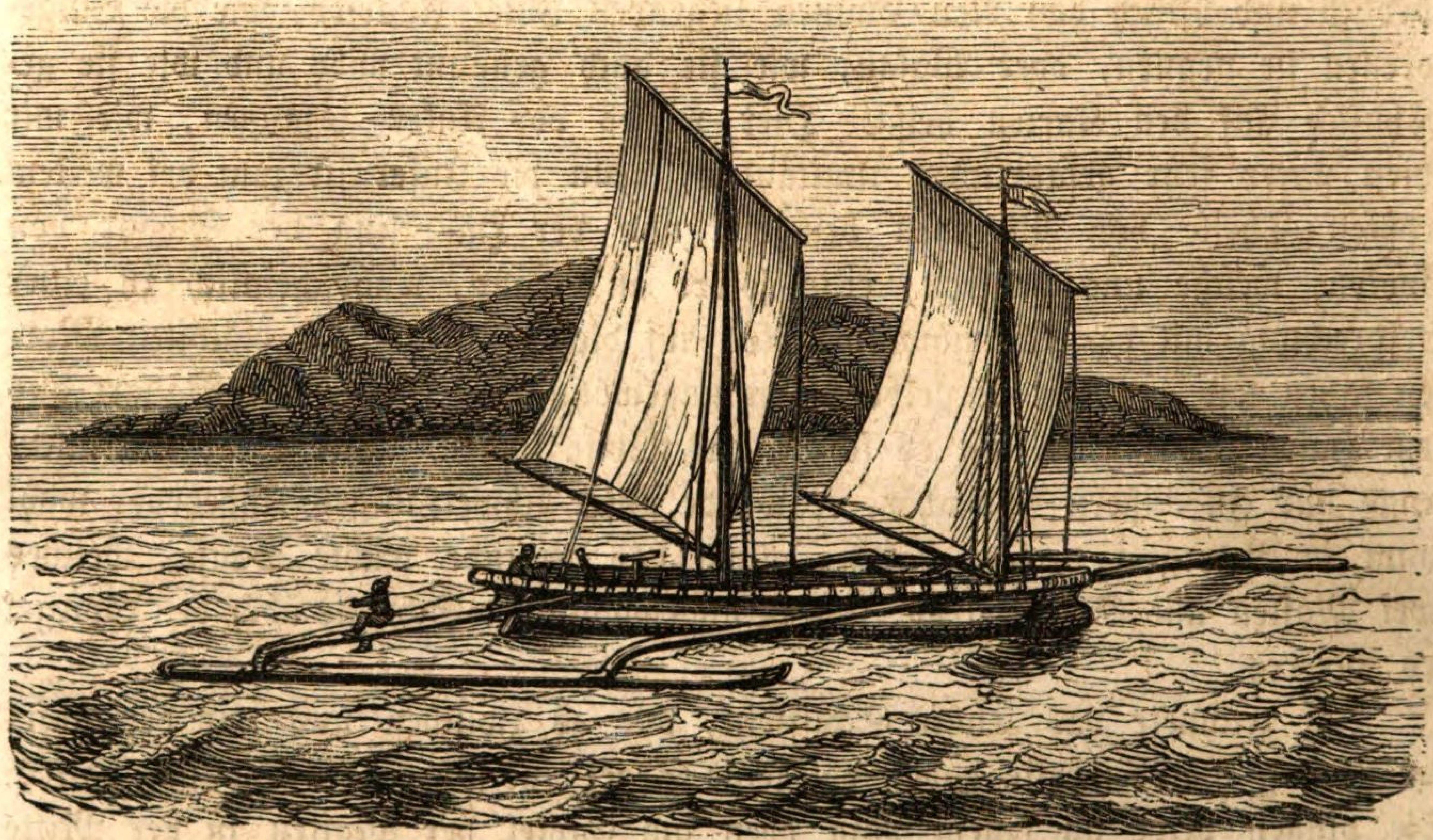
schichte selbst zusammengesetzt, ohne daß etwas Anderes, als seine Phantasie daran Theil hat. Diese Sclaven sind vielleicht nichts weiter, als Verbrecher an demjenigen, dessen Sclaven sie sind und der berechtigt war, das Leben zu fordern, aber Gnade für Recht ergehen ließ, nämlich diejenige Gnade, welche darin besteht, daß man einen zum Tode Verurtheilten lebenslängliche Zwangsarbeit oder Zuchthausstrafe auflegt; in früheren Zeiten galt bei den Soldaten 36 maliges Spießruthenlaufen durch das Bataillon oder 12 maliges durch das Regiment für Begnadigung. Der zur Schande der Arbeit verurtheilte Gefangene ertrüge vielleicht auch lieber den Tod, als die lebenslängliche Sclaverei.

Der Marsch unseres Schiffes ging durch die Bemühungen der Flottille ziemlich rasch fort, wir gelangten, als es Abend wurde, in die Nähe der großen nördlich und östlich von Neu-Guinea liegenden Insel Anarido, wie die Eingeborenen sie nennen, oder Waigu, wie sie auch genannt wird und wie sie gewöhnlich auf den Karten heißt. Hier wurde vor Anker gegangen, wie mir schien unter sehr gefährlichen Umständen, denn die Insel ist zum bei weitem größten Theile von Malayen bewohnt und der Häuptling der Schaar von Booten, welche uns bugsirte, eilte sofort an's Land, wahrscheinlich zu einer Besprechung mit den Stammverwandten auf dieser Insel. Am nächsten Morgen sahen wir auch ein Segelboot von ungewöhnlicher Größe und Bauart aus dem Hafen laufen und, wie es schien, das Weite suchen. Der Wind war allerdings nur ein äußerst schwacher, er würde unser schwerfälliges Ungeheuer wohl kaum in Bewegung gesetzt haben, allein das zierliche leichte Schiff, welches zwei Masten mit Segeln trug, floh in ungewöhnlicher Schnelle über den Spiegel des Meeres.

Ich zeichnete das leichte Schifflein, wie es zwischen uns und der Insel vorüberflog und bemerkte dabei, daß seine Segel eine sonderbare Stellung hatten. Sie hingen beide an einem Raa oben am Gipfel der Masten in der Mitte aufgehängt. Unten hatten sie aber einen Gig oder Gikbaum, der mit seinem äußersten Ende am Mast befestigt wurde, zugleich hingen die Segel nicht vor dem Mast, sondern dergestalt hinter demselben, daß der Wind sie an den Baum drückte. Dieses ist gewiß das beste Mittel, um das Schifflein umzuwerfen, denn das Segel kann seine Elasticität nicht entfalten, es kann nicht schwellen, aber es fängt vielleicht besser den Wind und damit das Schiff nicht umgeworfen werde, sieht man hier recht deutlich die beiden Balanciers, die rechts und links von dem Schiffe stehen. Dasselbe hat übrigens Tiefe genug, um einen Mann beinahe ganz zu bergen, so daß die darin kämpfenden Krieger gegen die Angegriffenen in großem Vortheil stehen.

Die Insel Waigu scheint schon länger bekannt zu sein als Neu-Guinea, und diejenigen Seefahrer, welche die Molukken entdeckten, haben auch sie besucht, aber immer geglaubt, daß sie der nördliche Theil von Neu-Guinea sei, bis Dampier im Jahr 1700 feststellte, daß sie eine für sich gesonderte Insel

wäre. Nach ihm kam Bougainville, Forrest, d'Entrecasteaux, und in diesem Jahrhundert Freycinet, Duperry und zuletzt d'Urville, welche ihre nähere Bestimmung vollendeten. Sie ist ungefähr 20 deutsche Meilen lang, durchschnittlich $2\frac{1}{2}$ Meile breit, hat im Innern einen Gebirgszug, welcher von einem Ende der Insel zum anderen geht, doch sich überall so bequem nach den Ufern zu senkt, daß sich ein breiter Küstenstrich rings umher bildet, welcher einer Summe von etwa 100,000 Einwohnern reichlich Nahrung bietet. Das Klima ist nicht besonders heiß, obwohl die Insel mit ihrem nordwestlichsten Ende den Aequator berührt und der südöstlichste Ausläufer kaum um den fünften Theil eines Grades davon entfernt liegt. See- und Landwinde wechseln fortwährend mit einander ab und dienen dazu, die tropische Temperatur zu mäßigen.



Ein malayisches Segelboot von der Insel Waigu.

Auf diesem kleinen Raume von kaum 50 Quadratmeilen ist die ganze Pracht und Ueppigkeit der tropischen Vegetation concentrirt. Hier findet man die sämmtlichen Prachtexemplare einer überreichen Natur in einer Vollendung der Ausbildung, daß sie Staunen erregt. Die Palmen, die Gewürzbäume, die fruchttragenden und die Forstbäume, die üppigen, mehlreichen Gräser, alles ist hier auf das Reichste vertreten; ebenso ist das Thierreich von ganz Neu-Guinea auf diesem kleinen Raume concentrirt. Vom Hirscheber und dem wilden Schwein bis zum schwarzen Cacadu, den wilden Hühnern und den Paradiesvögeln, nichts fehlt, was man auf den anderen großen Inseln des Oceans beobachtet.

Die Ufer bieten viele sehr schöne Häfen dar und der nächste Morgen brachte uns die Ueberzeugung, daß mit den Einwohnern ganz erträglich gut zu

verkehren sei. Kleine und große Boote mit Fischen, Hühnern, Schildkröten und Schweinen, mit wohlschmeckenden Gemüsepflanzen und vielen verschiedenen Früchten kamen heran und boten einen ganz bequemen Tausch an, welcher uns um so angenehmer war, als die lang andauernde Meeresstille und die stockende Luft im Innern des Schiffes mit dem Verderben der Lebensmittel drohte.

Zu meiner Verwunderung sah ich, daß fast alle uns Besuchenden eine große Angst hatten, an Bord wollte beinahe Niemand und als sich zweie derselben entschlossen, das Schiff zu besteigen, geschah es unter wirklichem Zittern. Während wir die Lebensmittel einnahmen, wurde am Gangspil gearbeitet, um den Anker empor zu winden; als die beiden Eingeborenen die Bedeutung dieser Arbeit einsahen, sprangen sie plötzlich mit Rücklassung des Kaufpreises für ihre Waaren über Bord und schwammen nach ihren Booten.

Als sie diese erreicht hatten und sahen, daß man nichts gegen sie im Schilde führte, ja ihnen sogar vom Bord herab das Vergessene gezeigt wurde, faßten sie Muth und kehrten zurück. Sie wurden gefragt, weshalb sie davongelaufen seien und da ergab sich denn ein ganz natürlicher Grund; vor kurzem hatte ein holländisches Schiff hier vor Anker gelegen und einen der Häuptlinge an Bord gelockt, man hatte ihn beschenkt und veranlaßt, daß er mehrere andere Personen, gleichfalls Häuptlinge und deren Frauen und Kinder mit an Bord bringe und dann hatte man den Hafen verlassen und war davongefahren.

An der Flagge, an den Farben derselben sowohl, als an ihrer Stellung hatten sie in uns ein holländisches Schiff erkannt und gefürchtet, daß es ihnen ebenso gehen könne, wie den früher Entführten, von denen sie niemals mehr etwas erfahren. Die Wiedererkennung der Flagge macht übrigens ihrem Scharfsinn, ihrer Beobachtungsgabe alle Ehre. Die Farben der holländischen und der französischen Flagge sind nämlich ganz gleich, blau, roth und weiß, nur stehen die französischen Farben in drei breiten, senkrechten Streifen nebeneinander, indessen bei der holländischen Flagge eben dieselben Farben untereinander horizontal fließen.

Siebenundvierzigstes Kapitel.

Verfahren der Holländer gegen die Malayen. Außerordentlich schlaues Mittel sie unschädlich zu machen. Unsere Erfahrungen gegenüber den Leuten. Die Häuptlinge genießen der Begünstigung, einen Gott (oder Götter) zu haben. Violet bekomplimentirt sich mit dem Könige.

Die Holländer sind überhaupt geneigt, dergleichen Kunststückchen zu machen. Als vor einigen Jahren die Malayen in ihren leichten Küstenschiffen eine Raub-

fahrt machten, um sich in ihrer gewöhnlichen Art mit fremden Mädchen von Dilolo, Ceram, Amboina u. s. w. zu rekrutiren, sammelten sie sich, ohne gegen die Holländer irgend eine Unbill zu verüben, in einer beträchtlichen Anzahl unfern Waigu und traten dann ihren Zug südwärts an. Die Holländer, welche in diesen Gewässern häufig Schiffe hatten, erhielten Kunde davon und sandten mehrere kleine Fahrzeuge zur Aufsuchung der Flottille. Als dieselbe gefunden war, schenkte man den Häuptlingen mancherlei Kleinigkeiten und lud sie ein, auf das Schiff zu kommen, um noch mehr Geschenke in Empfang zu nehmen. Ohne allen Verdacht und hauptsächlich weil sie durchaus nichts gegen die Holländer selbst im Schilde führten, kamen sie wirklich auf den Kutter, der die Flottille gefunden.

Hier wurde vieren der ersten Häuptlinge und besonders dem Führer der ganzen Unternehmung jedem ein Beutel mit Piastern geschenkt und zugleich wurde ihnen erklärt, was sie alles dafür kaufen könnten, die sämmtlichen Gegenstände, welche irgend für einen Wilden Werth haben, erhalte man in der holländischen Niederlassung, falls man solche Silberstücke in Tausch geben könne. Dies leuchtete den Leuten ein und sie entschlossen sich, mit dem Schiffe nach Ternate zu fahren, gaben auch auf den Wunsch des Kapitains hievon ihren Untergebenen Nachricht, so daß die Flotte sich zerstreute, sich zur Heimkehr wandte. Die Häuptlinge wurden sehr freundlich behandelt und jeder Verdacht bei ihnen eingeschläfert, bis sie sich in Ternate im Hause des Gouverneurs befanden. Da hielt er es nicht mehr für nöthig, eine Maske vorzunehmen, sondern erklärte den Gefangenen, daß sie sich eines schweren Verbrechens schuldig gemacht hätten, indem sie mit bewaffneter Hand in die holländischen Besitzungen gedrungen, ein Verbrechen, das man mit dem Leben büßen müsse, aber aus Rücksicht gegen sie nur mit lebenslänglicher Gefangenschaft bestrafen wolle.

Durch diese sehr schlaue Operation waren die Holländer auf einmal von ihren gefährlichsten Feinden befreit; die Malayen nämlich waren führerlos und folglich so lange nicht mehr furchtbar, als sich noch kein neuer, durch Thaten ausgezeichneter Häuptling an die Spitze der zurückgekehrten Malayen gestellt hatte. Aber freilich geschah dies bald genug und was den schlauen Kaufleuten, (welche es für völlig überflüssig erachten, honnet zu handeln gegen solche Thiere) — was ihnen einmal gelang, gelang ihnen nicht wieder und statt sich aus den Malayen, dem einzig wahrhaft kriegerischen und seegewandten Volke Freunde zu machen, statt sich dasselbe zu Schutz und Trutz zu verbinden, hatten sie es nun dahin gebracht, in offener Feindschaft mit ihnen zu leben. Die Malayen, welche sonst nur die Papua's belästigt hatten, fielen jetzt mit einer wahren Cannibalenwuth die holländischen Niederlassungen und ihre Schiffe an und thaten dem Handel derselben sehr bedeutenden Schaden, denn die Malayen sind ein tapferes, aber auch ein rachsüchtiges Volk und sie vergessen Beleidigungen niemals, sondern rächen sie unter allen Umständen früher oder später.

Der nächste Tag lehrte uns, daß diese nämlichen wilden, raubgierigen Malayen doch sehr wohl ihren gegebenen Versprechungen nachzukommen wissen, der Häuptling ließ sich mit seiner ganzen Schaar von Booten wieder sehen, legte sich, ohne ein Wort zu sagen, vor den Anker des „van der Kapellen" und nahm das Tau auf, um sein Geschäft damit wieder fortzusetzen. So kehrten wir durch die angestrengte Arbeit der Leute wieder nach Neu-Guinea zurück, doch keineswegs nach unserem früheren Ankerplatz, sondern bei dem Cap Spenzer und an den Salvatty-Inseln vorbei nach der westlichsten Spitze der großen Insel, weil Herr Meyer daselbst wieder eine Colonie anlegen wollte.

Kaum waren wir hier vor Anker gegangen, als auch der alte Häuptling oder König zu uns an Bord kam, um sich seine Belohnung zu holen, denn von hier wollte er uns nicht weiter befördern; er sagte uns offen, daß jenes Malayenschiff, welches wir am vorigen Abende an uns vorbeisegeln gesehen, bestimmt sei, malayische Häuptlinge zusammenzurufen, um einen gemeinschaftlichen Kriegszug zu unternehmen, dem er sich gleichfalls anschließen müsse und daß er jetzt nach der Insel Halmahera (auch Dschilolo genannt) sich begeben wolle, um daselbst ihr Unternehmen zum Austrag zu bringen.

Der Kapitain war offenbar im Zweifel, ob er nicht wenigstens diesen einen Häuptling hindern solle, an dem Raubzuge Theil zu nehmen. Durch Gefangenhaltung desselben würde er es ohne Zweifel vermocht haben, allein ihm mochte es wohl beifallen, daß die täglich wechselnden Capricen des Herrn Supercargo ihn zwingen könnten, noch recht lange in diesen Breiten zu verweilen und es doch besser sei, sich Freunde zu erhalten, als Feinde zu machen. Ich war derselben Meinung, äußerte aber, daß ich überdies gar nicht einsehen könne, welch ein Recht er habe, den Häuptling oder irgend sonst Jemanden gefangen zu halten, aber hier stieß ich bei Waterhocker, der sonst ein sehr honneter Mann war, auf denselben Gedanken, der alle Krämerseelen erfüllt, daß nämlich alles dasjenige Recht sei, was Vortheil bringe.

Violet war in Verzweiflung, als er den Häuptling scheiden sah, er hätte denselben gar zu gerne für sich gehabt und erklärte mir, wenn man ihm diesen König schenke, so wolle er die ganze Reise umsonst mitmachen und doch ein reicher Mann werden. Er würde den Kerl nämlich in einen eisernen Käfig stecken — nackend natürlich und in der Welt herumführen, um ihn für Geld sehen zu lassen und er würde mit Jedermann wetten, daß man nicht sagen könne, was für ein Thier das sei, ein Mensch oder ein Pavian, ein Christ oder ein Affe. „Gott!" rief er entzückt, „was für Cigarren würde ich rauchen und was für Genevre würde ich trinken, wenn ich diesen Schatz hätte!"

Der König hatte uns dieses Mal in Begleitung mehrerer seiner Häuptlinge besucht und zum Abschluß unserer freundschaftlichen Verbindung gab Waterhocker der Gesellschaft ein solennes Abendessen. Man wollte Alle zusammen an einen Tisch bringen, dies verbat sich jedoch der König als gegen den ihm ge-

bührenden Respect, er mit zweien jungen Männern, welche seine Söhne waren, speisten mit dem Kapitain, indessen die anderen Würdenträger in einer beträchtlichen Entfernung auf dem Erdboden Platz nahmen, woselbst sie sich eine von ihrem Schiffe mitgebrachte Matte hingebreitet hatten. Da man wußte, daß die Malayen den Gebrauch der Messer und Gabeln nicht kennen, so war ihnen das Essen, so weit es Fleisch enthielt, schon mundrecht zerschnitten worden und sie bedienten sich nun, gleich Sr. Majestät, ihrer fünf Finger und wenn dieselben hinlänglich verunreinigt waren, ihrer Lenden als Handtuch, an denen sie abwischten, was von den Speisen an den Fingern kleben geblieben war.

Bevor der Fürst mit seinen Söhnen sich zu Tisch setzte, breiteten diese letzteren einen Teppich auf den Boden, auf dessen Mitte der König niederkniete und unter mancherlei Ceremonien Gebete murmelte, während seine Söhne zu beiden Seiten des Teppichs (nicht auf demselben) knieend ein Gleiches thaten. Wir bemerkten, daß die übrigen Häuptlinge auf dem Teppich zu speisen begannen, ohne Gebete zu verrichten und ich wünschte darüber einige Auskunft, weil mir wohl bekannt war, daß die Mohamedaner (und das sind die Malayen alle) sehr strenge in Beobachtung solcher Ceremonien sind.

Der König erwiderte auf meine Frage mit nicht geringem Erstaunen — was ich denn glaube? ob ich meine, daß solche Leute angethan wären um einen Gott zu haben? nur der König und seine Verwandten, vielleicht auch die allerobersten und tapfersten unter den malayischen Kriegern, genössen einer solchen Ehre aber diese Leute keineswegs, es sei denn, daß sie sich später einmal zu so hohem Range zu erheben verstünden, um gleicher Bevorzugung theilhaftig zu sein.

Die Anschauung scheint allerdings sonderbar, aber ist sie denn nicht ganz allgemein verbreitet unter uns sogenannten civilisirten Nationen, ist denn die polnische Religion nicht die einzig wahre auf der Welt und ist denn die deutsche Religion überhaupt eine? Ist denn nicht die katholische Kirche die allein seligmachende und sind denn alle anderen ketzerische, deren Mitglieder unabweislich dem Teufel verfallen sind? Ist nicht der Gott der Israeliten der einzige Gott, den es überhaupt giebt und ist nicht jede andere Glaubenslehre eine falsche? Verfluchen die Popen der griechischen Kirche nicht bis auf die heutige Stunde am Osterfeste öffentlich in allen ihren Kirchen sämmtliche anders Gläubige, gerade wie es auch die jüdischen Rabiner am Osterfeste thun?

Glücklicherweise hat Niemand ein Leides davon und der Berliner Oberrabiner hatte ganz Recht, als er dem Minister, der ihm dieses Fluchen verbieten wollte, erwiderte: „Wir müssen fluchen, es ist unsere Religionsvorschrift, aber lassen Sie uns immerhin fluchen, Ministerleben, es hat Ihnen bis jetzt noch nichts geschadet und es wird Ihnen auch in Zukunft nichts schaden." Aber eines wie das andere beweist, daß jeder Einzelne die Ueberzeugung in sich trägt, nur für ihn gebe es einen wahren Gott und alle anderen Götter seien Götzen.

Nach der Mahlzeit erhob sich der König und entfernte sich von dem Schiffe

unter den Complimenten Violets, der ihm, wie schon öfter, mit Höflichkeit erklärte, er fände ihn heute noch viel häßlicher als gestern und würde sich eine Ehre daraus machen, ihn am nächsten besten Raa aufzuknüpfen, weil er ein schuftiger Häuptling von frechen Seeräubern sei, bei deren Nahen Alles entfliehe, sich verberge, in Todesangst zittere, bei deren Erblicken die glücklichen bewohnten Küsten plötzlich menschenleer würden, Räuber, welche unter den Eingeborenen wütheten wie Wölfe in einer Schafheerde, aber nicht wie hungrige, sondern wie unersättliche Wölfe, deren Blutdurst nicht früher gestillt wäre, als bis das letzte arme Schaf zuckend am Boden liege.

Der König, welcher dieses Alles für eine wohlgesetzte Abschiedsrede hielt, wollte sich nicht minder beredt zeigen und sagte in schönem sonoren Malayisch: „Du hast wahr gesprochen, Sohn der Hündin, möge der Prophet dafür den Fluch von Dir nehmen, der auf Deiner Geburt lastet, und Dich zu einem Manne machen, der alle die erhabenen Eigenschaften besitzt, welche Du trotz Deiner Unwissenheit in mir erkannt hast.“

Ich übersetzte späterhin die Worte und Violet wollte sich wälzen vor Lachen und rief: „Es geht doch nichts über ein genügendes Selbstbewußtsein.“

Der König entfernte sich mit seinen Offizieren, sie begaben sich auf ihre verschiedenen Schiffe und die Flotille eilte, durch die zahlreichen Ruder getrieben, mit einer unglaublichen Geschwindigkeit nach Nordwesten, wo die große Insel Dschilolo, dieses Mal das Ziel ihres Raubzuges, liegt.

Ob es denn kein Mittel geben sollte, diese wilden kriegerischen Malayen zu vernünftigen Menschen zu machen? Die bisherige Art, der Vertilgungskrieg gegen sie, ist nicht die richtige. Aus diesen großen Inseln in diesem Ocean oder aus den mächtigen Halbinseln, welche sich im Süden von Asien weit in das Meer erstrecken, rekrutiren sie sich immerfort so vollständig, daß der Krieg ein endloser wird. Aber wenn man versuchte, sie zu civilisiren, sie ansässig zu machen, ihnen die Annehmlichkeiten des Friedens und der Häuslichkeit zu bieten, so sollte man doch glauben, es müßte möglich sein, etwas über sie zu erlangen, ist es ja doch mit den Malayen auf Java schon einigermaßen gelungen, wenn gleich nicht durch die Mittel, welche ich im Sinne hatte.

Achtundvierzigstes Kapitel.

Van Bergheem kauft eine Sklavin; uneigennütziges Verfahren gegen dieselbe. Malicen des Supercargo und Anderer. Wo das Mädchen herstammt. Ein Spaziergang in das Innere. Vertrag mit einigen Alfurs. Reise mit denselben zu Wasser und zu Lande. Krankheiten der Eingeborenen.

Nach der Entfernung des Königs stellte sich etwas Sonderbares heraus. Bei seiner letzten Anwesenheit hatte man nicht unbedingt einem jeden seiner Be-

gleiter den Paß abgefragt, und so war es gekommen, daß eine schwarze Schöne mit eingeschmuggelt worden. Nachdem er abgereist, kam dieselbe zum Vorschein. Während wir mit dem Häuptlinge und einigen seiner vornehmsten Begleiter in der Kajüte gespeist, hatten sich die andern Malayen auf dem Verdeck gelagert, sie waren gefüttert worden und dabei hatte man wahrgenommen, daß ein Mädchen unter ihnen sei; dasselbe war noch so außerordentlich jung, daß die Brust wenigstens nicht beim ersten Anblicke zur Verrätherin ihres Geschlechts wurde. Jetzt wurde über sie gesprochen und dabei von den Malayen erklärt, daß sie eine Kriegsgefangene sei und man bot sie zum Kaufe aus zuerst für zehn Flinten, dann für eine, dann für zehn Piaster und als endlich van Bergheem erklärte, er wolle einen schönen blank polirten Dolch für sie geben, da hatte er, unter großem Gelächter aller Uebrigen, welche sein trauriges Schicksal, wie es ihn auf der Tonga-Insel erreicht, kannten, den Handel geschlossen; er führte sie unter das Verdeck und gab sich alle mögliche Mühe, sie durch Wasser und Seife, durch weite und enge Kämme in ein mehr menschliches Wesen zu verwandeln, eine Mühe, welche um so mehr anerkannt zu werden verdient, als ein Jeder wußte, wie höchst uneigennützig dieselbe geboten wurde. So geht es auf der Welt, wer den Schaden hat, darf nicht besorgen, daß der Spott nicht auch komme; die Menschen sind viel zu maliciös, um nicht jede Gelegenheit zu ergreifen, sich an einem Unglücklichen zu reiben.

Als Bergheem die nöthigen Mittel sämmtlich erschöpft hatte, präsentirte er seinen Besitz dem Kapitain, dem Supercargo und der ganzen Gesellschaft seiner Freunde und hatte, wie begreiflich, bei einem Jeden die Frage zu beantworten, was er denn mit dem Mädchen machen wolle. Er erklärte, daß es ihm in seiner Einsamkeit an Jemandem fehle, mit dem er sich unterhalten, verständigen könne, an Jemandem, der empfinde wie er, und er hoffe, daß dieses einfache und unschuldige Mädchen —

„Durch Sie nicht mit der Erbsünde vertraut werden wird,“ so unterbrach ihn der Supercargo.

Aber der arme Mensch war durch sein Unglück so gedemüthigt, daß er auch auf diesen Ausfall nur mit Lächeln antwortete und dann fortfuhr, es sei ihm auch angenehm, die Sprache der Papua's von dem Kinde zu lernen, und es sei wohl möglich, daß dieselbe im Austausch unsere Sprache empfange, und als Dolmetscherin sehr nützlich werde, worauf aber wieder der Kapitain ausrief:

„Mann! plagt Sie denn der Teufel, glauben Sie, daß wir unter diesen Schwarzen bleiben wollen, bis Sie die Papuasprache und die schwarze Jungfer da das Holländische gelernt hat?“ Das kam dem Herrn Supercargo gerade Recht, er konnte den Kapitain abtrumpfen, und er that dieses sofort, indem er sagte: „Hierüber hat Niemand zu verfügen als ich, und wenn es mir gefallen sollte, so werde ich in diesen Breiten bleiben, bis nicht nur sie selbst, sondern bis die Tochter von dem Papuamädchen holländisch kann.“

„Bergheems Tochter?“ frug Diepenbrook mit nicht geringer Malice. Mich aber dauerte der arme, schon zur Genüge unglückliche Mann und ich bat den rücksichtslosen Kameraden, doch einigermaßen das Gefühl desselben zu schonen, wofür dieser mir einen, mich wahrhaft rührenden, dankbaren Blick zuwarf.

Kurz von der Sache zu kommen, das Mädchen verständigte sich durch so viel malayisch, als sie auftreiben konnte, mit uns dahin, daß sie von einem andern Punkte der Insel geraubt sei, daß man das Haus ihrer Aeltern angezündet und diese abgeschlachtet habe, daß die Malayen sie fortwährend gestoßen und geschlagen hätten und daß sie hier auf dem Schiffe zum ersten Male seit fünf Tagen etwas zu essen bekommen habe, sie sagte, daß sie gern bei dem Weißen bleiben wolle, der sich ihrer so freundlich angenommen und daß sie nichts Besseres wünsche, als ihm alle Dienste zu leisten, deren sie fähig wäre.

„Ein fruchtloser Wunsch,“ sagte der Supercargo, „ein Wunsch, den zu erfüllen des Schicksals Mächte verboten haben.“

Am folgenden Morgen eilte ich ans Land, was um so leichter zu machen war, als die Anwesenheit mehrerer französischer Geschwader die Eingeborenen freundlich gestimmt hatte gegen Weiße, wie sich durch die sofortige Eröffnung eines gegenseitigen Verkehrs heraus stellte. Was mir auf der andern Seite von Neu-Guinea nicht gelungen war, hoffte ich hier durchzusetzen, und es schien die Möglichkeit vorhanden, indem sich vier junge Papu's erboten, mich nach dem Innern des Landes zu führen, selbstverständlich gegen Geschenke, welche den Werth ihrer Bemühungen aufwogen. Da ich indessen die Abneigung der Leute schon kannte, da ich wußte, daß sie den Namen der Arfaki's nicht aussprechen hören konnten, ohne Krämpfe zu bekommen, so hatte ich nur dahin mich geäußert, daß ich wünschte, Paradiesvögel zu jagen, welche sich bei weitem lieber auf den luftigen Höhen aufhalten, als in dem schwarzen Schatten der Mangle-Wälder am Meeresufer. Man bot mir zwar die Bälge von einigen Exemplaren an, ich erklärte aber, sie selbst schießen zu wollen, und so ging es denn bergauf.

Nachdem ich die dunkleren feuchten Forsten hinter mir hatte und nun ein schöner klarer Wald mit trocknem Boden sich vor mir ausbreitete, ich aber immer bergan stieg, begannen meine Führer, welche mir geflissentlich überließen, den Weg ohne sie zu finden, gerade so, wie es früher geschehen war, mich vor den Arfaki's zu warnen. Sie sagten, wir würden schon hier unten bleiben müssen, denn weiter oben gäbe es schrecklich böse Menschen, welche wahrhaft wilde Thiere wären, weder unsere Sprache verständen, noch von uns verstanden würden und nichts wüßten, als die nahenden Feinde zu tödten und ihnen die Köpfe abzuschneiden, welche sie dann auf ihre Hütten spießten, um sie als Zeichen ihres Muthes aufzubewahren.

Dies soll allerdings der Fall sein, aber nicht im mindesten mehr, als es der Fall ist bei den Papu's, welche gleichfalls die Köpfe ihrer Feinde auf ihre Hütten stecken als Trophäen, als Siegeszeichen und welche doch durchaus nicht

so kriegerisch sind, als dieses anzudeuten scheint. Es ist ganz offenbar, daß die Papu's nichts weiter beabsichtigen, als die Fremden außer Verband mit den Bergbewohnern zu halten, um das Monopol des Uferhandels, welches sie noch besitzen, nicht zu verlieren.

Ich ließ mich nicht irre machen und verfolgte, unbehindert von ihren trübseligen Redensarten, meinen Weg den Berg hinauf; ich gelangte auch bald auf ein ausgedehntes Plateau, von dessen Kante, von dessen äußerstem Rande ich eine wunderbar schöne Aussicht hatte, weit hinaus über den unter mir liegenden Wald, über die Flächen am Meeresufer und über das Meer selbst, auf welchem der „van der Kapellen" sich in stiller Majestät schaukelte. Ganz entzückt genoß ich dieses Anblicks und konnte mich kaum satt daran sehen. Die Eigenthümlichkeit des Zurückbleibens vieler der buschigen Pflanzen, welche mir die Aussicht verdorben haben würden, setzte mich eigentlich in Erstaunen. Tropische Wälder gestatten keine Aussicht, der Urwald aber mit seinem dumpfen düstern Schatten, mit seinen Bambus-, Mangle- und Fiscusbäumen, mit seinen Lianen und Passifloren lag schon weit hinter mir, ich könnte schon eben so gut sagen, weit unter mir. Die Sache befremdete mich nicht wenig, denn ich glaubte nicht, bereits hoch genug gestiegen zu sein, als ich aber meinen Barometer zu Rathe zog, fand ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß ich wenigstens 6000 Fuß hoch über dem Meere war, dies erklärte freilich sowohl meine Müdigkeit als das Verschwinden der Scytamineen und der Palmen um mich her, welche alle kein Klima lieben wie das jener Höhen; ich war zum mindesten zwei Meilen gegangen, um mich eine Viertelmeile hoch zu erheben, dies nennt man schon eine ziemlich steile Ansteigung und da mich meine Jugend diese Schwäche leicht überwinden ließ, so hatte ich keine Ahnung, daß ich mich bereits so bedeutend emporgearbeitet, und es wäre auch nicht möglich gewesen, wenn ich trotz der Abmahnung meiner würdigen Führer immer wieder auf einen Pfad zurückgekommen wäre, von welchem sie mich offenbar zu entfernen suchten.

Dieser Pfad mußte doch endlich wohin führen; daß es nicht blos die Ebene sei, sondern eine Niederlassung darauf, war mir sehr klar, und nachdem ich mich an der wunderbar herrlichen Aussicht reichlich erquickt und entzückt, suchte ich diesen Pfad wieder auf und siehe, ich war glücklicher, als ich gedacht. Kaum hatte ich eine Viertelstunde lang denselben verfolgt, als ich zwei gewaltig hohe Häuser gewahrte, welche auf Pfählen standen, von einer Länge, wie ich sie bis dahin bei diesen Häusern noch nicht gesehen. Die Plateform, welche sich beiderseitig an die Häuser schloß, lag mindestens 40 Fuß hoch, war also in der Art gebaut, wie der Herr Supercargo es bei seiner Trepangfischerei versucht hatte. Es gingen von dort keine Brücken auf das benachbarte Land, sie mußten wohl überhaupt nicht dagewesen sein, denn sonst würde man wenigstens die Ruinen derselben noch wahrgenommen haben, die abgebrochenen Pfähle und dergleichen. Bewohnt konnten die Häuser schwerlich sein, denn an vielen Stellen war das

Dach so zerstört, daß man durch beide Flächen desselben ungehindert sehen konnte.

Obschon mich die vier jungen Leute jetzt beinahe mit Gewalt zurückhalten wollten, so erklärte ich ihnen doch mit großer Entschiedenheit, ich wolle mich nicht zurückhalten lassen und werde mir nöthigenfalls einen Weg zu bahnen verstehen, ihnen aber, wenn sie mich ferner noch hindern wollten, die versprochene Belohnung nicht geben.

Sie waren sehr bestürzt und ließen mich gehen und gingen mir mit hängendem Kopfe nach. Beim Weiterschreiten erblickte ich nun ungefähr ein halbes Dutzend viel kleinerer Hütten, doch ganz von derselben Art, wie die eben gedachten, nur kaum zum vierten Theile so hoch über dem Boden. Mag es sein, daß man in früheren Zeiten hier noch weniger sicher lebte als jetzt und daß eine solche Höhe für nöthig gehalten wurde, um ruhig schlafen zu können, mögen vielleicht auch Stürme diese Wohnungen unbequem machen; genug, nicht dort oben, wie ich es bei ihrem desolaten Zustande vermuthete, sondern unten in den kleinen Hütten wohnten die schrecklichen Arfaki's, die Halsabschneider, die Kopfaufspießer, die Menschenfresser, welche bei meinem Anblicke sich äußerst ruhig verhielten, beim Näherkommen mir entgegengingen, mich begrüßten und mir alsbald zu Essen und zu Trinken anboten, was die Papu's nicht einmal gethan. Ich blieb bei diesen freundlichen Leuten mit meinen Begleitern über Nacht.

Zu meinem Erstaunen sah ich hier Mais, türkischen Weizen in großer Menge angepflanzt und durch gute Gehege gegen die Thiere des Waldes geschützt. Die Fläche ist ganz eben und bietet daher weite Sümpfe dar, in denen die Eingeborenen Reis in beträchtlicher Menge bauen. Dies hat nichts Befremdendes, denn er ist in diesen Gegenden allgemein und ursprünglich verbreitete Culturpflanze, der Mais aber ist jedenfalls mit europäischen Schiffen dahin gekommen, ist wahrscheinlich an die Strandbewohner vertauscht und da diese weder Acker= noch Gartenbau treiben, so haben sie die schätzbare Frucht den Bewohnern der Höhen übergeben, welche sie denn auch vermehrt und cultivirt haben.

Ich schloß nun mit einigen Alfur's noch am selbigen Abend einen Vertrag, um weiter nach dem Innern zu gelangen, was mit den Kähnen der Eingeborenen sehr leicht möglich schien. Allerdings machten die kleinen Flüßchen hier, wo sie nicht durch Hügel oder Bergketten eine bestimmte Richtung erhielten, bedeutende Krümmungen, allein die Länge der Kähne, sowie die Kürze der Ruder gestattete diese Unbequemlichkeit zu überwinden.

Wir befanden uns, wie gesagt, 8000 Fuß hoch in einer sumpfigen Ebene, und da es früher Morgen war, hatte sich ein so dichter Nebel darüber gelagert, daß man kaum fünf Schritte vor dem Schnabel des Schiffes etwas zu erkennen vermochte. Als aber nun die Sonne sich erhob, zertheilten sich die dichten Nebel und ich sah zuerst, daß ich mich nicht mehr auf einem schmalen Flüßchen, sondern auf einer seeartigen Ausbreitung desselben befand, und wie die Nebel mehr

und mehr verscheucht wurden, so gewann ich einen größeren Fernblick, und siehe, vor mir lagen im rosigen Schimmer der Morgensonne die Berge, welche man für Schneeberge zu halten geneigt ist, in welchem Falle sie allerdings über 14,000 Fuß Höhe haben müßten, da sie recht eigentlich der Aequatorialregion angehörten, beinahe unter dem Aequator selbst liegen.

Sogar die rohen Eingeborenen, meine Begleiter, waren von diesem Anblick ergriffen, sie, welche bisher ihre Ruder taktmäßig bewegt und dazu einen höchst eintönigen Gesang angestimmt hatten, legten dieselben über den Kahn, schwiegen still und sahen mit einer Art von Erbauung nach den weißen Bergen (wenn nicht Schneeberge, doch weißer Quarzfels und an den weicher gerundeten Stellen Quarzsand).

Wir waren bisher in dem Morgennebel fortgefahren, ohne irgend ein Geschöpf zu sehen oder zu hören. Jetzt, da die Sonne ihre Rechte geltend machte, konnte ich schöne Reiher auf schwimmenden Baumstämmen stehen sehen, welche ernst auf sich niedersahen, als wären sie in philosophische Betrachtungen versunken, aber sie trieben keine solche brodlose Kunst, sondern sie fischten; ihr ernster Blick in die Tiefe des um sie her gelagerten Elements erspähete nichts Geringeres als einen Goldkarpfen und hoch oben in den Lüften schwebte wie auf unbewegten Flügeln der Fischadler in weit gezogenen Kreisen und schaute auch in die Fluth, bis er plötzlich, die Flügel eng an die Brust gedrückt, in unglaublicher Schnelligkeit herniederstürzte bis an die Oberfläche, dort plötzlich die Flügel ausbreitete und ohne etwas weiteres als die Fänge sich naß gemacht zu haben, wieder empor stieg, einen Fisch haltend, von welchem man hätte glauben mögen, er wöge so viel als der Adler selbst. Ueber die Fläche des Sees glitten die zierlichen weißen Schwalben in so munterm und graciösem Fluge, als wollten sie den andern Vögeln gymnastischen Unterricht ertheilen und sie lehren, wie man leicht und anmuthig, und scheinbar ohne Anstrengung, fliege. Die anscheinende Gleichgültigkeit kannten aber die Libellen und übrigen Netzflügler als einen höchst gefährlichen und polizeiwidrigen, aber es half den Armen nichts, daß sie protestirten, die Schwalben machten die Rechte der Stärkeren mit siegender Gewalt geltend.

Eine Stunde mochten wir nach Sonnenaufgang gefahren sein, die Ruder, mit einer unglaublichen Schnelligkeit bewegt, hatten uns eine Strecke von mindestens drei deutschen Meilen, also über die ganze Länge des Sees geführt, er verengerte sich wieder und der Urwald näherte sich seinen Ufern, welche hier nicht mehr so sumpfig waren, als am Anfange der Ausbreitung des Flusses, wir waren hier sichtlich mehr in die höhere Region gerückt.

Schon längere Zeit hatte mich das Geschrei unserer deutschen Nebelkrähe angeheimelt. Ich hörte sie deutlich: Krah! Krah! schreien und glaubte gewiß, ich würde sie finden, wenn ich irgendwo an's Land stiege, was sich denn auch sehr bald ausführen ließ, da der Boden nicht so sumpfig war, wie an den Mün-

dungen der Flüsse, so war die Waldung auch nicht so entsetzlich dicht und auch nicht so finster, und es gelang mir ohne große Beschwerde, den Krähen immer näher und näher zu kommen, bis ich auf einer Lichtung plötzlich neun schöne Paradiesvögel davon eilen sah, welche den mir so bekannten Ton ausgestoßen hatten.

Das Herz eines Naturforschers sollte eigentlich von Eisen sein, es darf sich vom Mitleid nicht bewegen lassen, denn mir armem Narren that es leid, auf die überaus reizenden Thiere zu schießen, sie sahen zu ätherisch, zu feenartig schön aus mit ihren weichen seidenen Flügeln und mit ihren grünen, goldig schimmernden Kehlen und Schwanzfedern. Der erste Anblick derselben hatte mich zu sehr überrascht als ich sie an Stelle der unschönen, grau und schwarz gekleideten Krähe sah, nachher wurde ich vernünftiger und ich schoß tapfer darauf los, sowohl für meine Sammlung und die meines Gönners, als auch zu dem Zweck, dem reizenden Vogel eine Stelle in dem Haarschmuck einer zum mindesten ebenso reizenden Dame zu verschaffen. Man muß übrigens diese Thiere fliegen gesehen haben, im Strahle der Sonne wie Edelsteine schimmernd, um zu begreifen, daß selbst der passionirte Jäger gerührt werden könne. Ausgestopft sind sie mit sich selbst im lebenden Zustande gar nicht zu vergleichen.

Es war über der Jagd viel Zeit vergangen, wir hatten dann Mittagsruhe gemacht und nunmehr bei beginnendem Abend, ein paar Stunden weiter rudernd, sah ich, bevor die Nacht hereinbrach, einen Schein wie von Lagerfeuern, dafür erklärten meine Alfurs dasselbe auch, dort, wo wir es sähen, sei — sagten sie — eine neue Erweiterung dieses Flusses, an demselben streiften Eingeborene umher, des Fischfanges wegen. Wir näherten uns dem Scheine immer mehr und bald konnte ich die Richtigkeit der Angabe meiner Ruderer erkennen, denn ich sah die Feuerflammen an verschiedenen Punkten in einer ziemlichen Ausdehnung aufleuchten und ich sah auch schwarze Gestalten sich davor hin und her bewegen, welche aber zu rothglühenden Dämonen wurden, wenn sie sich hinter dem Feuer befanden und von demselben beleuchtet wurden.

Was ich hier sah, war übrigens keine umherstreifende Horde, sondern es waren ansässige Leute, denn wir kamen jetzt an ihren Hütten vorbei, welche auf hohen Stelzen standen wie alle übrigen und zu denen man nur Zugang hatte durch eine jener primitiven Leitern, aus einem Baumstamme mit eingeschnittenen Stufen bestehend.

Unsere Annäherung wurde jetzt bemerkt und die Eingeborenen griffen zu ihren Waffen und kamen uns lärmend entgegen. Mir wurde doch nicht ganz wohl bei dieser Angelegenheit, denn es mochten wohl 30 sein, die mit geschwungenen Speeren und Schwertern auf uns zu kamen. Da es aber Wahnsinn gewesen wäre, mich einzeln gegen alle diese wehren zu wollen, so war mein Entschluß um so leichter gefaßt, als ich schon aus früheren Erfahrungen wußte, daß dergleichen lärmende Demonstrationen nur Prüfung des Muthes und demnächst Ehrenbezeigungen sind.

Die Alfur's, welche meine etwas befangene Miene wahrnahmen und wohl leicht auf den Gedanken kommen mochten, ich fürchte mich, von den Leuten gefressen zu werden, und ich besorge, daß dies keine angenehme Operation sei, beruhigten mich darüber, indem sie dasselbe sagten, was ich bereits hierüber wußte. Somit waren die Fremden herbeigekommen, der Führer der Bootsmannschaft stieg aus, um ihnen entgegen zu gehen und erklärte: ich sei ein weißer Mann, der viele, viele Tagereisen weit hinter dem Meere wohne und hieher gekommen sei, um sie zu besuchen und ihnen rothe Glaskorallen zu schenken, sogar auch blaue, denn meine Großmuth kenne keine Grenzen.

Die Leute, welche so eben die Waffen so drohend geschwungen hatten, sprangen nun umher, drehten sich im Kreise und machten die tollsten, ausgelassendsten Bewegungen, um ihre Freude auszudrücken, daß Jemand hergekommen sei so weit jenseit des Meeres, bloß um sie zu besuchen. Die Frauen und die Kinder verließen das Lager und kamen gleichfalls her und es entstand ein förmlicher Streit unter den Leuten, wer von ihnen mich beherbergen sollte und alle schickten ihre Frauen zurück, um Essen zu bereiten. Da in den drei oder vier Hütten wenigstens vierzig Familien wohnten, hätte ich, um nicht grob zu sein, vierzig Mal zu Abend essen müssen, eine Herkulesarbeit, welche zu unternehmen ich nicht wagen wollte, es soll zwar Milo von Kroton bei einem der olympischen Spiele einen Stier bezwungen, ihn bewältigt und getödtet und dann zum Abendessen aufgespeist haben, um zu beweisen, daß er so stark sei wie Herkules, und dieser Milo war ein Sterblicher, aber auch ihm fühlte ich mich nicht gewachsen, und so frug ich denn, wo der Häuptling sei.

Man sagte mir, er sei noch im Walde. Das war es, was ich vermuthet hatte; denn falls der Häuptling anwesend gewesen wäre, hätten sie nicht Alle mich überfallen, sondern ihm den Vorrang gelassen als denjenigen, dem ich die Ehre, sein Haus zu betreten, anthun müsse. Hinter diesem Vorwande verkroch ich mich und es leuchtete ihnen vollkommen ein, daß der Häuptling allein würdig sei, solchen erhabenen Gast zu empfangen, und so war ich denn glücklich genug, neunundreißig Abendessen ablehnen zu dürfen und mich mit einem zu begnügen.

Während wir uns der Niederlassung genähert, hatten mir meine Alfurs erzählt, daß diese Leute von lauter Fischen lebten und daß diese Nahrung solchen Einfluß hätte, daß sie selbst nach und nach zu Fischen würden, Schuppen hätten sie alle. Ich sah, daß dieses eine traurige Wahrheit sei. Der größte Theil derselben litt an dem beginnenden Aussatz und die Haut schuppte sich so auffallend ab, daß, wenn sich einer mit der Hand über die Armfläche strich, er Staub hervorbrachte, indem die Haut in unzähligen feinen Blättchen abgelöst und, wie Fischschuppen sich deckend, auch nur lose haftend sich fortwischen lassen.

Es ist gewiß nicht allein der Fischgenuß. Es giebt viele nordische Völker, welche beinahe ausschließlich von Fischen leben und dieser Krankheit nicht unter-

liegen. Es ist auch keineswegs die Unreinlichkeit allein, welche die Krankheit hervorbringt. Man kann von den norwegischen Fischerlappen, und von den Grönländern und Eskimos gewiß nicht sagen, daß sie überaus reinlich wären und trotz des Fischessens und trotz der Unreinlichkeit findet man doch den Aussatz bei ihnen nicht. Und in Brasilien, wo man keineswegs die Fischnahrung ausschließlich hat oder auch nur vorzugsweise auf dieselbe angewiesen ist, tritt der Aussatz in seinen schrecklichsten Formen auf. Es muß demnach noch etwas Drittes, vielleicht auch Viertes vorhanden sein, was jene schreckliche Krankheit, wenn nicht erzeugt, so doch begünstigt; sei es nun die große Hitze, sei es die übermäßige Feuchtigkeit des Klima's mit dieser Hitze und dem Fischgenuß und der Unreinlichkeit zusammenwirkend, man weiß es nicht. In dem vorliegenden Falle aber bemerkte ich, daß, wenn diese Abschuppung ein früheres Stadium des Aussatzes ist, wie ich glaube, die Krankheit auf diesem Standpunkte stehen bleiben kann; denn bei keinem Individuum konnte ich eigentlich Geschwüre oder eingefallene Hautstellen wahrnehmen. Eben so ist dieses Stadium der Krankheit wahrscheinlich nicht ansteckend; denn ich sah Frauen, welche dieselbe nicht hatten, während ihr Mann ganz davon bedeckt erschien. Ich glaube kaum, daß es einen noch vollwichtigeren Beweis giebt; denn der Ehestand bedingt solche Nähe des Beisammenseins, daß, wenn eine Ansteckung überhaupt erfolgen kann, sie auf diesem Wege erfolgen muß. Was übrigens die Unreinlichkeit betraf, so leisteten diese Eingeborenen darin das ganz Außerordentliche und wahrlich das Ordentliche ist schon genug. Dieses besteht z. B. bei allen nackend gehenden Völkern, bei allen denen, welche keine Wäsche haben, darin, daß sie die Unreinlichkeiten ihrer Hände sich an dem Schenkel, dem Bauche, den Seiten, wenn sie etwa sitzen, auch an den Waden abwischen. Wie unsere Straßenjugend zu demselben Behufe Jacke und Hosen braucht, was auch die erwachsene Straßenbevölkerung thut, so brauchen diese guten Leute, welche keine Hosen und Jacken haben, diejenigen Theile ihres Körpers, welche dazu bestimmt sind, diese Kleidungsstücke auseinander zu halten.

So weit die ordentliche Schmutzigkeit. Die außerordentliche geht nun so weit, daß man dieses von den beiden Schenkeln, Waden &c. aufgenommene Quantum Schmutz nicht täglich abwäscht, sondern es Wochen und Monate lang sorgsam aufspart, bis etwa der Zufall davon hilft, bis man z. B. ins Wasser fällt oder beim Fischen hineinzugehen gezwungen wird, Unbequemlichkeiten allerdings, aber immer solche, welche dazu führen, daß der anklebende Schmutz nicht zolldick wird, sondern in der Regel die Höhe von einer Linie nicht überschreitet.

Ich habe häufig junge Frauen und Mädchen der Eingeborenen hübsch zu nennen Ursache gehabt, von den Damen dieser Leute aber darf ich dergleichen nicht sagen, sie leisteten alle gleich rühmlich das Aeußerste, was man in Häßlichkeit und Scheußlichkeit irgend wie zu leisten im Stande ist. Aber liebenswürdig, gutmüthig, heiter, gastfreundlich muß man sie doch nennen, das sind

lauter Tugenden, welche die Häßlichkeit vergessen machen (nur freilich nicht den Schmutz).

Als der Häuptling aus dem Walde zurückkehrte, war er sowohl überrascht als sichtlich sehr erfreut, einen Fremden hier zu finden, einen Weißen. So viel ich irgendwo noch gesehen, halten es die Eingeborenen für eine Ehre, von Weißen aufgesucht zu werden, und sie thun Alles mögliche, um dieser Ehre sich würdig zu zeigen, sie erfüllen jeden Wunsch, der ihnen irgend klar wird, sie verpflegen den Gast auf das Sorgfältigste, sie bieten ihm das Beste zur Benutzung an, was sie selbst haben, und ich glaube, hier wie überall würden Conflicte nur die Schuld des Fremden, des Weißen, hervorgerufen haben.

Wir saßen lange Zeit an dem muntern Feuer und ich unterhielt mich so gut es gehen wollte, theils mit Hilfe der malayisch sprechenden Küstenbewohner, welche mich verstanden (und auch die Arfaki's), theils aber durch allgemein verständliche Zeichen und ich bemerkte, daß die Leutchen eine recht eigentliche Neigung hatten, zu sprechen und sich zu unterhalten. Vor allen Dingen war aber ein älterer Mann der Spaßmacher der Gesellschaft und ich möchte wohl gewußt haben, was er sagte, denn die jungen Leute so gut als die ältern, ja sogar der Häuptling lachten häufig und sehr lange über das ausgestoßene Bonmot. Ich habe nicht erfahren können, was dieser Hanswurst getrieben, denn meine Begleiter sagten, dies Alles ließe sich nicht übersetzen, er mache Späße, welche in Verlegenheit brächten, wenn man sie verstände, und obschon ich im Anfange meinen Dolmetscher im Verdacht hatte, er wolle sich lieber selbst mit diesen Leuten unterhalten, als zu meiner Unterhaltung beitragen, so muß ich doch schließen, daß die Späße wirklich, wenigstens unter anständigen Leuten, nicht übersetzbar waren; denn obwohl die häßlichen alten Weiber bei einem jeden solchen Spaß wo möglich noch lauter lachten als die Männer, so sah ich doch die jüngeren Frauen und Mädchen so verlegene Blicke wechseln und so häufig wegsehen von den sich unterhaltenden Männern, als diese gerade bei jeder Pointe von Neuem nach ihnen hinsahen, gewiß, um sich an der Verlegenheit zu weiden, zu ergötzen. Zarte Späße mögen es nicht gewesen sein, die jüngeren Mädchen standen auf und zogen sich unter großem Gelächter der Männer zurück, die alten Weiber aber genirten sich nicht, sondern lachten tapfer mit und hielten sich sogar über die Davonlaufenden auf.

Endlich war der Humor dieser guten Naturkinder erschöpft (wir mögen wohl lange bis nach Mitternacht beisammen gewesen sein), man brach auf und der Häuptling nahm mich in seine Hütte oder vielmehr in die Abtheilung des größten Gebäudes, welche zu seinem Gebrauch bestimmt war und wies mir dort eine Matte an, welche, wie ich nicht verkennen konnte, sauber ausgeschüttelt worden war; denn sie zeichnete sich durch ihre viel hellere Farbe vor allen denjenigen aus, welche sonst den Boden bedeckten. Auch eine Rolle von Matten

war mir hingelegt, das Uebrige überließ man natürlich mir selbst und ich war für dergleichen auch eingerichtet, es fehlte mir an den nöthigen, möglichst dünnen Decken nicht und von Mücken hatte ich hier in der Höhe Nichts zu besorgen.

Neunundvierzigstes Kapitel.

Fortsetzung meiner Flußschifffahrt. Allerlei kriechendes Geschmeiß. Die böse Buschspinne. Reizende Ufer der vielen kleinen Seen. Aufnahme in den Dörfern der Eingeborenen. Schiefe Urtheile über dieselben.

Da mir daran gelegen war, ziemlich rasch und weit vorwärts zu kommen, stand ich mit Tagesanbruch auf, aber leider viel zu früh, denn ein dichter, übel riechender Nebel lag auf der ganzen Umgegend des Sees und Sumpfes so fest und schwer, daß ich nicht die nächstgelegene Hütte sehen konnte, ja daß ich nicht einmal den Boden unter meiner Hütte zu entdecken vermochte. Es dauerte von Tagesanbruch wenigstens zwei Stunden, bevor er sich auf dem Sumpfe und dem See und an den, beide umgrenzenden Wäldern niederschlug.

Als die Fläche, als der eigentliche Boden, nun endlich zum Vorschein kam, sah ich, daß die auf die Erde gelagerte dicke Wolke die Thätigkeit der kriechenden Thiere durchaus nicht unterbrochen hatte. Da krochen Schnecken von ungeheurer Länge auf dem Boden hin und bedeckten ihn mit ihrem schleimigen Ueberzuge, kleinere derselben bedeckten oft die Blätter der Sumpfpflanzen in solcher Weise, daß man diese selbst gar nicht sah und daß bei ihrem Marsch eine über die andere hinwegkriechen mußte. Große Libellen oder Heuschrecken, schön gezeichnete Schmetterlinge flatterten umher und gaben gewandten Eidechsen Gelegenheit, ihre außerordentliche Beweglichkeit zu zeigen. Laubfrösche von der Farbe der geschliffenen Türkise schnappten nach kleineren Insekten, auf dem Boden wälzten sich mancherlei Würmer umher und träge, schwerfällige Molche, welche langsamen Schrittes und wackelnd wie die Enten dahin schlichen, kamen doch diesen Würmern nahe genug, um sie zu fassen und lebendig zu verschlingen, indem sie sich an ihre, unter heftigem Zappeln kund gegebenen Protestationen nicht im Geringsten kehrten.

Als die Sonne durch den Nebel drang, begannen alle diese kleinen Leutchen ein gewisses Unbehagen zu empfinden, ihr Element war nicht das Licht, sie verkrochen sich allmälig und eine halbe Stunde später gelang es mir, meinen Weg fortzusetzen, ohne bei jedem Schritte ein halbes Dutzend Thiere zu zertreten.

Die gutmüthigen Bewohner dieser kleinen Niederlassung hatten sich versammelt, um mir ein Fest zu bereiten, allerdings konnte ich es nicht annehmen, so leid es mir that, aber vornehme Herren sind nicht immer disponirt, auch

fehlte es mir an Zeit, alle Demonstrationen entgegenzunehmen und so dankte ich meinem Gastfreunde theils durch die Worte des Dolmetschers, theils durch die sicher vollkommen verstandenen Geschenke, die ich hinterließ und zog dann meines Weges weiter.

Die Erweiterung des Flüßchens, der See, war nach Verlauf einer Stunde etwa durcheilt, dann gelangte ich wieder in einen jener schönen schattigen Wälder, an denen Neu-Guinea so reich ist, es drängten sich hier abermals die prächtigsten Bäume bis nahe an das Ufer, an manchen Orten aber begrenzten auch Felsen den Bach und an diesen konnte man sehr deutlich wahrnehmen, wie auffallend der Wasserstand des Flusses wechselte, es waren die Marken, welche er nach starken Regengüssen einzunehmen pflegte, sehr deutlich zu sehen.

Auf diesem Wege durchschnitt ich eine große Menge von Zuflüssen des Gewässers, auf welchem mein Kahn dahinzog; überall wo die Zuflüsse herbeikamen, bildeten sich kleine Lichtungen, Wiesengründe, welche auch die Spuren der häufigen Ueberstauung trugen, wodurch aber der Baumwuchs gehindert wurde und sich helle Streifen in die Waldungen zogen, Aussichten bietend, welche man sich nicht reizend genug denken kann und welche zu beschreiben beinahe unmöglich ist; denn Niemand vermag mit Worten die Mannigfaltigkeit der Farben wiederzugeben, in denen das Grün hier schattirt ist, Niemand vermag die Sonnenblitze und die wundervollen Streiflichter zu beschreiben, noch die glänzenden Edelsteine, welche in denselben festhielten, wie unsere bekannten Stechfliegen mit dem metallisch schön glänzenden Körper, es waren kolibriähnliche Vögel, welche in dem Schatten des Waldes den Sonnenstrahl aufsuchten, um ihr prächtiges Gefieder darin zu trocknen. Aber freilich dieses wahre Feenreich ist unnahbar, außer in der Weise, wie ich es befuhr, festen Fuß kann man hier nirgends fassen, nicht daß etwa tiefer Sumpf es verwehrte, sondern weil die Vegetation selbst so überaus üppig ist, daß man nur mit Beil und Axt hindurchdringen kann, denn die Rotangpalmen, die Lianen und andere Kletterpflanzen oder die Luftwurzeln von Schmarotzern, die hoch auf den Aesten thronen und fingerdicke Stränge bis hinab zur Erde senden, machen das Dickicht so außerordentlich ungangbar, daß es wirklich faktisch unmöglich wird, hindurchzudringen.

Eine große Unbequemlichkeit für das Beschreiten auch nur von wenigen Klaftern von den Ufern des Flusses geben die riesigen Spinnen, welche die Wälder bevölkern, nicht gerade so nützliche Thiere als die unseren; denn sie vertilgen nicht Insekten, im Gegentheil bekümmern sie sich um dieselben gar nicht, sondern um kleine Vögel. Diese Spinnen bilden klebrige Netze, ähnlich denen unserer Radspinnen, nur sind sie allerdings etwas fester. Am Anfange hatte ich keine Ahnung davon, wer sich immer den Spaß machte, mir die Kappe vom Kopfe zu nehmen, bis ich gewahrte, daß es starke seidene Faden seien, welche mit einer gewissen Malice recht absichtlich quer über die einigermaßen lichten Stellen gezogen waren. Es waren die Haltfäden des Netzes, das höher

schwebte, und ich war sehr zufrieden, mit diesen Spinnen nicht in persönliche Berührung zu kommen; dennoch raffte ich einige Netze zusammen, um der Erbauerinnen für meine Sammlung habhaft zu werden. Der Körper dieser Thiere hat die Größe einer ausgewachsenen welschen Nuß und die Beine waren beinahe federkieldick, durch die Behaarung waren sie es vollständig, wenn auch die Gliedmaßen selbst nur die Stärke von Rabenfedern haben. O, armer Kolibri, der in die Klauen dieses grimmigen Thieres fällt, und da es giftig, so ist es im Stande, viel größere Thiere als Kolibris zu bewältigen, wozu natürlich dann das beinahe unzerreißbare Netz auch das Seinige thut, denn die Querfäden sind so klebriger Art, daß die armen Geschöpfe sofort mit ihren Federn daran haften. Die hinzuspringende Spinne schneidet einige derselben ab und legt sie über das Thier, wodurch demselben die Flügel gelähmt werden, nun wälzt sie das arme Thier wiederholt unter ihrem Spinnapparat umher, umspinnt es, umwickelt es mit unzerreißbaren Stricken, mit Banden, deren Zähigkeit aller Anstrengungen spottet und nun erst, wenn das arme Thier ganz hilflos ist, schleppt sie es nach einer verborgenen Stelle und saugt ihm das Blut aus. Das Gift ist so schnell wirkend, daß davon getroffene, angemessen große Thiere in wenigen Sekunden sterben, (allerdings ist das Gift unserer gewöhnlichen Stuben- und Gartenspinne für unsere Fliegen eben so schrecklich wie das der Tarantel für eine Erdhummel oder das der Buschspinne für einen Honigvogel).

Nach einer Stunde kamen wir wieder an eine Erweiterung des Flusses, hinter welcher sich mit Wald bedeckte Berge aufthürmten. Die benachbarten Ufer bildeten den lieblichsten Contrast mit der offenen Fläche, hier war Alles tief dunkelblaugrün und dort vor uns lachte das heiterste Hellgrün eines Weizenfeldes mir entgegen, aber allerdings nicht desjenigen Weizens, welchen wir in unseren Gegenden bauen, sondern des türkischen Weizens, der sich mit der Zeit von den Küsten aus hierher verbreitet hat. Dort unten am Rande des Meeres wurden die Geschenke, welche Cook und seine Nachfolger den Eingeborenen brachten, wenig geachtet, hier oben, wo nicht Alles ganz von selbst wächst, haben die Menschen sich dieser Geschenke bemächtigt und sie befinden sich dabei sehr wohl.

War die Strömung innerhalb des Waldes sehr stark gewesen und hatte sie die Kräfte meiner Begleiter tüchtig in Anspruch genommen, so verlor sie sich hier, wo der Bach sich abermals zu einem See ausdehnte, fast gänzlich und indem wir langsam über den glatten Spiegel hinzogen, hatte ich Zeit, das Paradies, welches mich umgab, zu bewundern und auch wieder die Schneeberge zu entdecken, welche sich jenseits der den See umgrenzenden Erhebungen hinzogen.

Auf dem See schien eine Insel zu schwimmen, sie hatte in dem blanken Spiegel, der sich um sie her ausbreitete, einen so wundervollen Widerschein, wie ich ihn nur irgend in den friedlichen Wäldern des Nordens gefunden habe, wo auch mitunter Monate vergehen mögen, ehe ein Mensch seine Wellen durchfurcht.

Die Kreise aber, die von dem Boote ausliefen und sich, immer größer werdend, bis gegen die Insel hinzogen, gaben dem Bilde eine so eigenthümliche langsame Schwankung, daß man völlig getäuscht wurde und glaubte, die Insel selbst hebe und senke sich langsam, sie sei eine schwimmende Insel.

Wir kamen nach einer kurzen Zeit an der nördlichen Spitze der Insel vorbei und sahen drei Eingeborene in einem ganz schmalen Kahne den Fischen auflauern, welche sie mit dreizackigen Speeren sehr geschickt zu stechen wußten. In dem Augenblicke aber, wo sie uns bemerkten, ließen sie plötzlich ihre Speere in den Kahn fallen, ergriffen ihre Ruder und flohen mit solcher Hast davon, daß es wohl vergeblich gewesen wäre, wenn wir einen Versuch hätten machen wollen, sie einzuholen. Da sie desselben Weges zogen, den wir vor hatten, so legten wir keinen besondern Werth darauf, unmäßig schnell hinter ihnen her zu sein, wir wußten, daß wir mit ihnen zusammentreffen würden, aber wir wußten freilich nicht, welchen schlimmen Streich sie uns spielen konnten.

In großer Angst und Eile davon rudernd, hatten sie sich nicht Zeit genommen, uns ordentlich anzusehen, sie hatten uns für Feinde gehalten und diese Nachricht breiteten sie in dem Dorfe aus, zu welchem sie gehörten, daher kam es, daß die waffenfähigen Männer sich in ihre Boote setzten und uns entgegenruderten, während Frauen und Kinder, mit ihren besten Habseligkeiten bepackt, in die Wälder flohen. Wir hatten von diesem Stande der Dinge keine Ahnung und waren daher nicht wenig überrascht, als wir aus der Mündung des Flusses in den See zwei mächtig lange Kähne, einen jeden mit einem halben Hundert bewaffneter Männer besetzt, auf die Fläche des Sees hervorschießen sahen. Es war ein Glück für uns, daß die Scenerie gerade eine solche, daß es nicht eine Waldgegend war, in welcher wir uns befanden, in diesem Falle nämlich würden die Arfaki's sich hinter den Bäumen verborgen und von dort aus uns mit Pfeilen oder Speeren beschossen haben, ehe wir die Nähe der Eingeborenen geahnt. Hier stellte sich die Sache darum günstiger, weil wir sahen, wen wir vor uns hatten und, ihre feindliche Haltung erkennend, im Stande waren, sie zu beschwichtigen. Mit flach erhobener Hand forderten wir Waffenstillstand und wir zeigten auch, daß wir waffenlos seien. Sie hinwiederum waren uns an Zahl vielleicht zwanzig Mal überlegen und darum schwand das Mißtrauen, denn sie fühlten sich im Vortheil uns gegenüber, wenn es uns einfallen sollte, Feindseligkeiten zu beginnen.

Wir näherten uns ihren Kähnen, so daß man bequem miteinander sprechen konnte und dann sagte mein Dolmetscher, sie mögen nichts von uns besorgen, wir kämen nicht in feindlicher Absicht, der holländische Herr in ihrer Mitte habe weiter keinen Wunsch, als die großen Häuptlinge der Gebirge kennen zu lernen, sich mit ihnen zu unterhalten, ihre Jagd und ihren Fischfang mitzumachen, und was dergleichen mehr war.

Dies Friedenswort genügte, um die streitbaren, auf Kampf ausgezogenen

Leute freundlich zu stimmen, sie näherten sich unserm Kahne, der Häuptling trat in den unsrigen und reichte mir die Hand, und erzählte dem Dolmetscher, es seien drei der Ihrigen vom Fischfange zurückgekehrt und hätten ausgesagt, daß eine große Menge Malayen, auf Raub ausziehend, hierher kämen, um unsere Frauen, unsere Kinder, unsere Jünglinge fortzuführen und in den Küstenstädten zu verkaufen. Dieselben seien zwar noch niemals so weit stromaufwärts gekommen, allein man habe doch befürchtet, daß die Nachricht begründet sei und so habe man sich denn vorsehen wollen. Nun aber sei Alles gut und wir wollten Freunde werden und bleiben.

Dagegen hatte ich natürlich nicht das Geringste einzuwenden, denn ich wollte ja nichts Besseres, und so kehrten denn die wackern Leute mit mir um und führten mich in einer Art von Triumph ihrem Dorfe zu.

So viel ich bisher bemerkte, lagen die Wohnungen aller dieser Bewohner der obern Thäler nicht an den Seen, sondern an den sie verbindenden Flüssen, was wohl in der äußerst sumpfigen Beschaffenheit der Seeufer seinen Grund haben mag. An dem Flusse selbst haben sie jederzeit frisches, fließendes Wasser und auch festen, widerstandsfähigen Boden, aber die Hauptnahrung, die Fische nämlich, holen sie aus dem See und ich hatte an diesem Abende Gelegenheit, einem solchen Fischzuge beizuwohnen.

Es ist sonderbar, daß dieselben Beschäftigungen beinahe immer zur Anwendung der nämlichen Mittel führen. So habe ich hier das Fischstechen bei Fackelschein und das Fangen in Reusen mit angesehen und man machte es bei den Alfur's auf Neu-Guinea genau so wie bei den Wallachen an der untern Donau und bei den Lithauern am Niemen. Hier hatte man Fackeln von gespaltenem Bambus, dort waren sie von Kiehn; hier hatte man Reusen von Flechtwerk aus Rotangpalmen, dort aus Weiden- und Birkenreisern; hier waren sie mit Netzen aus Cocosfasern, dort mit solchen aus Hanffasern überzogen. Einen weitern Unterschied wüßte ich nicht, man müßte noch sagen, hier gehen die Fischer nackend, dort sind sie in Pelze gekleidet, ich kann mir daher die Beschreibung ersparen, so sehr mich die Scenerie ergötzte.

Beinahe keine aufgehobene Reuse war ohne Bewohner, kein Speerwurf wurde vergeblich gethan, und so kamen wir denn, überaus reich beladen, in das Dorf zurück und es gab einen gar herrlichen Schmaus.

Man muß übrigens nicht glauben, daß die Kochkunst dieser Leute so ganz einfach sei. In der That haben sie als Hauptnahrungsmittel nur den Reis, den Sago und vielleicht seit 50 Jahren auch den türkischen Weizen, aber sie wissen daraus sehr verschiedene Gerichte zu bereiten. Um nur beim Reis zu bleiben, so kochen sie denselben vorläufig mit Wasser, nachdem es gekocht hat, wird dieses abgegossen und zur Zubereitung eines Getränkes aufbewahrt, den heißen und feuchten Reis stellt man aber noch ferner in das Feuer wohl zugedeckt, aber verhindernd, daß er nicht anbrenne, und so läßt man ihn in dem

wenigen Dampfe, der ihm entquillt, weich werden und nachher sogar rösten, wenn die Feuchtigkeit entwichen ist.

Dies ist die Speise und zugleich das Brod, aber zu dieser Speise haben äußerst verschiedene pikante, süße und saure Saucen von der verschiedensten Art, je nach den Früchten und Pflanzensäften woraus sie bereitet werden, ihren Theil beigetragen.

Nun wird der Reis aber auch noch anders, nämlich gleich mit, oder in diesen verschiedenen Saucen gekocht, was ganz andere Gerichte giebt, als die vorhin gedachten, worin der Reis zwar mürbe, aber spröde und trocken ist, während im anderen Falle er sich demjenigen nähert, den wir als gekochten Reis kennen.

Für das Fleisch, von welchem Thiere es auch sei und für die Fische kennen sie keine andere Zubereitung, als die des Bratens und zwar, wie ich bereits früher beschrieben habe, in einer Grube, welche durchglüht ist und aus welcher man darauf das Feuer entfernt. Aber auch hier hat man noch verschiedene Bereitungsweisen, denn sie geben dem Fleische desselben Thieres einen ganz verschiedenen Geschmack, je nachdem sie es in die Blätter dieser oder jener Pflanze einwickeln und so der Hitze aussetzen.

Auch hier genoß ich dieselbe freundliche Aufnahme, wie bei allen Uebrigen und kann nach allen meinen Erfahrungen gar nicht begreifen, warum man solche entsetzliche Angst vor den Bewohnern der Gebirge von Neu-Guinea hat. Es scheint mir über allem Zweifel erhaben, daß diese Leute bei weitem weniger gefährlich, weniger räuberisch und mörderisch sind, als die Malayen, welche dem Gewerbe des Raubes wohl nur entsagen, wenn sie durch den Tod bedroht dasselbe aufgeben *müssen*.

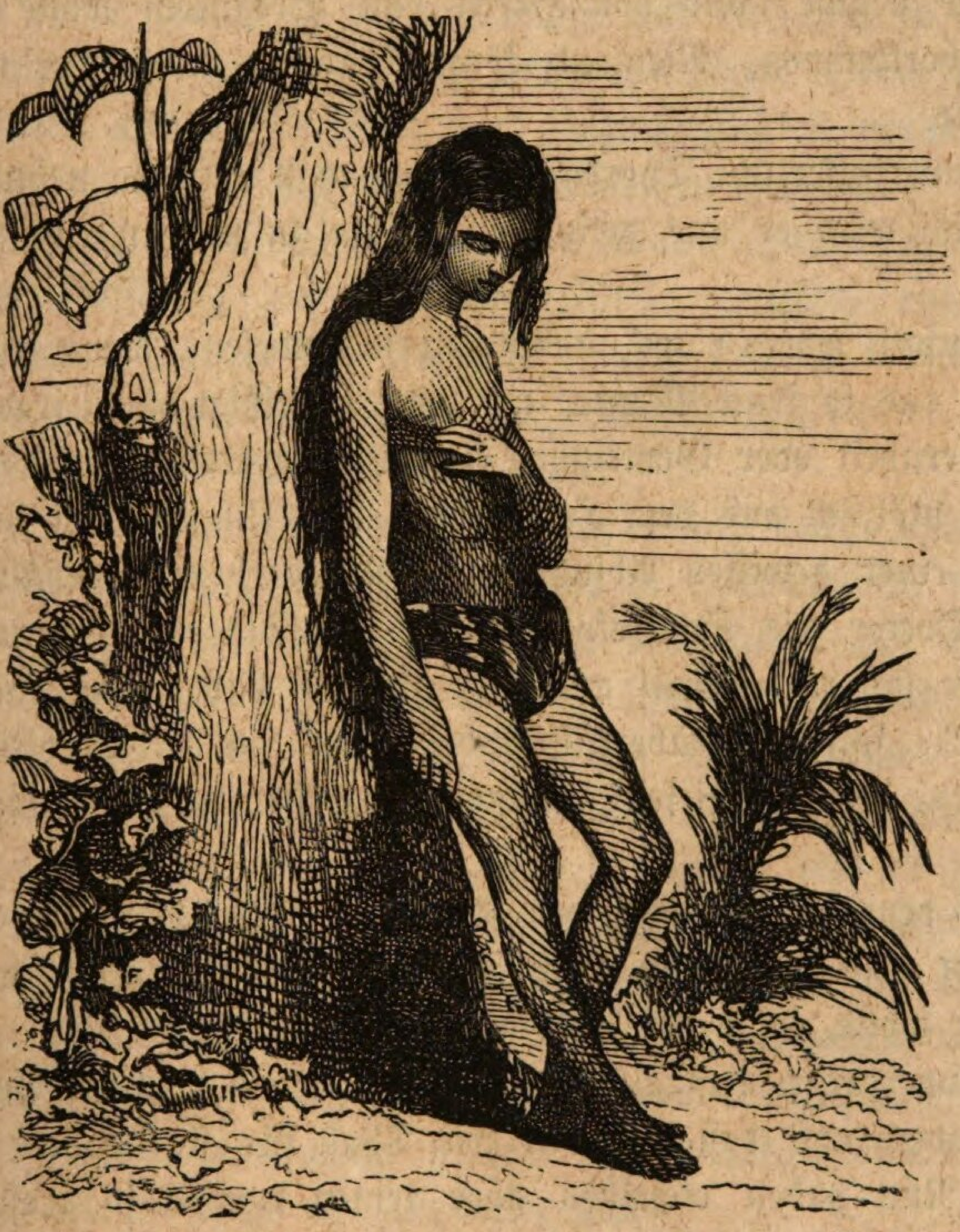
Funfzigstes Kapitel.

Bergheem's Schützling verabschiedet, wird von mir in Schutz genommen. Schwierigkeiten um der Beköstigung willen. Niedrige Denkungs- und Handlungsweise des Supercargo. Der trostlose Bergheem wird getröstet und sein brauner Schützling gleichfalls.

Nachdem ich mich ausgeruht, mit meinen neuen Bekannten Geschenke ausgetauscht, auch brav gegessen und getrunken hatte, machte ich mich auf den Rückweg durch die schönen Wälder, welche von hier ab gar kein Unterholz haben und daher einen herrlichen Spaziergang, einen angenehmen Aufenthalt bieten unter dem Schatten der prachtvollen grünen Dome, welche gegen die Strahlen der glühenden Sonne schützen; erst als wir zwei Drittheile der Höhe herabgestiegen waren, begann wieder die eigentlich tropische Vegetation, begann das Unterholz, die mächtigen Rohrarten, die Kletterpalmen und sonstigen Schling-

pflanzen das Gehen beschwerlich zu machen; der vielbetretene Pfad aber ließ bei alledem ein rasches Vorwärtsgehen zu und nach einer Abwesenheit von vier Tagen war ich dem „van der Kapellen" gegenüber am Strande.

Am Ufer an einen Stamm gelehnt, an welchem sich einige schöne breitblätterige Pflanzen schmiegten, stand ein Mädchen in der betrübtesten Stellung in einer so niedergeschlagenen Stimmung, daß ich dachte, das arme Kind sieht aus, als wenn das Glück ihm nicht hold wäre, als ob es viel gelitten habe, der Kopf war gesenkt und der Blick suchte träumerisch die Erde. Befremdlich an der äußeren Erscheinung war eine viel hellere Farbe als die Papu's sie haben und langes, kaum gekräuseltes schwarzes Haar. Sie trug ein gewürfeltes Tuch um die Hüften gebunden, welches auch nicht zum gewöhnlichen Schmuck der Papua's gehört und kam mir deshalb als eine ziemlich fremde Erscheinung vor.



Das arme Kind sah aus, als ob es schon viel gelitten.

Die Stellung, welche das Mädchen angenommen und welche von tiefer innerer Traurigkeit zeigte, nahm meine Theilnahme in Anspruch und ich ging auf dasselbe zu; da erkannte ich zu meinem nicht geringen Erstaunen das arme Geschöpf, welches von den Malayen auf dem Schiffe gelassen worden und dessen sich van Bergheem so mitleidig angenommen hatte. Das Kind konnte mir natürlich nicht sagen, was hier eigentlich vorgegangen, nur dieses erfuhr ich, daß man sie in einem Boote hieher gebracht und ausgesetzt hatte.

Man hatte mich vom Schiffe aus bemerkt, ich wurde alsbald abgeholt und nahm das Mädchen wieder mit mir. Dabei wurde mir erzählt, daß van Bergheem so vielfältig geschoren und geneckt worden sei, daß er es nicht mehr habe aushalten mögen und deshalb das Mädchen verabschiedet habe. Ich fand die Sache äußerst grausam sowohl gegen Bergheem, als gegen das unglücklich

verlassene Kind; auf dem Schiffe angelangt, erklärte ich, daß ich dasselbe als mir angehörig betrachten wolle, daß ich begreiflich einem Jeden gestatten müsse, über die Sache zu denken und zu schwatzen was ihm beliebe, daß ich aber nicht dulden würde, daß man mir selbst und dem armen verlassenen Mädchen irgend welche Unbill zufüge, mit diesem letzteren namentlich müsse man Mitleiden haben, aber nicht dasselbe verhöhnen und beschimpfen.

Die Antwort auf diese sehr ernst gemeinte Anrede war die allgemeine Versicherung, es fiele Niemanden ein, etwas dagegen zu haben, daß ich das Mädchen in meine Dienste nehme, nur von Herrn van Bergheem wolle es allen doch gar zu komisch vorkommen, Niemand könne begreifen, was der mit dem Mädchen machen wolle.

So sind die Leute, unverbesserliche Thoren — nun — man muß sie nehmen wie sie sind denn schwerlich wird es uns gelingen, sie so zu machen, wie sie sein sollten.

Dieser kleine Zwischenfall wäre damit ausgeglichen gewesen, wenn nicht der Herr Supercargo, wie das so seine Manier war, sich befleißigt hätte, irgend eine Impertinenz oder Albernheit oder Gemeinheit seines Charakters zur Geltung zu bringen. Er trat plötzlich aus dem Haufen der uns Umgebenden hervor, unter denen er mit einer gewissen Absichtlichkeit sich verborgen gehalten hatte und sagte: „Herr Doctor, die Schiffskost ist nur für Sie berechnet und keineswegs darauf, daß Sie sich ein Serail anlegen, ich muß daher Einsprache thun, denn so sehr ich Sie schon für überflüssig bei dieser Handelsexpedition halte, so muß ich doch sagen, daß ich diesen unnützen Brodesser noch für überflüssiger halte."

Meine Bekannten auf dem Schiffe und der Kapitain lachten dem Supercargo geradezu in's Gesicht und bevor ich noch Zeit hatte zu antworten, daß ich das Mädchen beköstigen wolle, sagte der Kapitain:

„Sie wissen, Herr Supercargo, daß alle Offiziere an Bord doppelte Portionen zu beanspruchen haben und daß auch in der That für sie doppelt so viel eingenommen wird. Nun haben dieselben aber keinen doppelt so großen Magen als Andere und um den Fall selbst zu berücksichtigen, daß der Doctor wirklich so viel äße als wir, erbiete ich mich, meine zweite Portion mit demselben zu theilen, damit seine arme Sclavin nicht Noth leide."

Der Supercargo biß sich wüthend auf die Lippen, dann sagte er: „Ich bin gewohnt, daß Sie alle dem, was ich sage oder anordne, entgegentreten, aber ich gebe Ihnen die Versicherung, daß ich für solche Beleidigungen ein gutes Gedächtniß habe und sie zu rügen wissen werde."

„Ich glaube Ihnen dieses ohne Schwur," sagte der Kapitain, „und will die Sache abwarten." Damit wendete er sich mit genügender Verachtung von ihm und die Sache war erledigt, ich aber nahm das Mädchen mit mir in meine Cajüte und ging dann zu van Bergheem, um demselben erstens die Rück-

kehr der jungen Papua anzuzeigen, dann aber ihn über das Vorgefallene ein wenig näher auszufragen.

van Bergheem war Volontair auf dem Schiffe, war reicher Leute Sohn und bezahlte mithin die Kosten seiner Reise vollständig, der Supercargo hatte folglich nicht das Geringste über ihn zu sagen, weder ihm einen Befehl zu ertheilen, noch von den Kosten die er verursache, noch von sonst irgend was zu sprechen, wie es so seine höchst undelicate Art war. Solche Leute aber hatten von ihm gerade am mehrsten zu leiden, mit solchen Leuten konnte er nichts anfangen, an denen konnte er sich nur reiben und das that er auch dann auf jede mögliche Weise; so hatte er mit unbarmherzigem Hohn dem schon hinlänglich gequälten armen Menschen seine Unzulänglichkeit vorgerückt und ihn gefoppt und verhöhnt bis er sich von dem Mädchen getrennt. Nun erklärte er mir unter Thränen, die allerdings nicht den Mann bekundeten, daß man seine ganze Freude und Hoffnung auf grausame Weise zerstört, von dem Umgange mit dem Mädchen habe er sich Trost in seinem Unglück versprochen und er glaube, daß auch die Unglückliche selbst ihre Verlassenheit schwer genug empfinde, man also ihr kein Glück damit bereitet habe.

Ich finde nun allerdings die That, durch welche Bergheem in seine unglückliche Lage gekommen ist, nicht zu entschuldigen, wenn auch die Strafe dafür eine sehr harte war, allein die Gemeinheit des Supercargo, mit welcher er einem an sich schwer gedrückten, innerlich ziemlich hilflosen Wesen immerfort sein Unglück vorhielt und ihm den Trost raubte, den er gefunden zu haben meinte — diese finde ich so unerhört und abscheulich, daß ich nahe daran war, zu wünschen, ihm begegne etwas Aehnliches und er müsse dann auch von Allen, die dieses wüßten, den Hohn erfahren, den er jetzt über van Bergheem ausschüttete. Diesem zur Beruhigung sagte ich aber, das Mädchen sei wieder an Bord und meine Cajüte, in der sie sich werde aufhalten müssen, damit nicht erneuerte Scenen der Gemeinheit durch Meyer hervorgerufen würden, stünde ihm zu Gebote und vor allem hindere ihn nichts, dieselbe ganz als die seine zu betrachten, so lange ich am Lande wäre.

Dem Mädchen selbst eröffnete ich durch das wenige Malayische, was sie verstand, daß sie jetzt wieder dem Manne gehöre, der sie von den Räubern übernommen, der sie vom Verhungern gerettet und das arme Kind, welches wirklich Neigung zu ihrem Retter gefaßt hatte, fiel vor ihm nieder, umschlang seine Knie und drückte sie mit Heftigkeit weinend und schluchzend immer wieder und wieder an ihre Brust. Es gestaltete sich nach und nach ein Verhältniß, welches dem ähnlich war, wie zwischen Vater und Kind; Bergheem war allerdings nicht alt genug dazu, um ihr Vater zu sein, die junge Papua aber liebte ihn gewiß mit keiner anderen Empfindung, seine früher sehr rohe Weise hatte sich seit seiner Genesung in eine sehr elegische verwandelt, er war überaus weich geworden, behandelte das Mädchen ebenso und wollte auch von ihr so

behandelt werden, ein Verlangen, dem sie in vollkommenster Weise zu entsprechen vermochte. Auch das wurde wahr, was er bei der Uebernahme des Mädchens ausgesprochen, er unterrichtete sie in gutem Holländisch, sie ihn dagegen in einem Dialect der Papuasprache und diese Kenntniß wurde uns späterhin wirklich von Nutzen, doch allerdings ging dies nicht so schnell, als ich es hier schreibe, im Gegentheil verfloß eine ziemlich lange Zeit darüber und ich machte noch manche Excursion in den Papuaeilanden, ohne von seiner Hilfe Gebrauch zu ziehen.

Im Schiffe selbst gestaltete sich alles ganz gut, neben meiner Zelle befand sich die des dicken van der Hoek, welcher mich häufig genug durch sein furchtbar schweres Athmen belästigte, er stöhnte wie ein dampfiges Pferd, ja er schrie nicht selten im Traume auf, als ob er ersticken müsse, wahrscheinlich litt er vermöge seiner enormen Dicke an heftigem Blutandrange und an Alpdrücken. Mit diesem mir lästigen Gaste hatte van Bergheem einen Tausch geschlossen, er hatte demselben seine Coje abgetreten und war an dessen Stelle neben die meinige gerückt. Da er seinen dicken Freund gebeten hatte, nicht von diesem Tausch zu sprechen, so fiel die ganze Angelegenheit nicht weiter auf und van Bergheem fand sich glücklich neben den beiden einzigen Personen im ganzen Schiffe, welche Theilnahme für ihn hatten. Ich hatte wahrhaftiges Mitgefühl bei seinem, wenn schon selbst verschuldeten, so doch großen Unglück, die junge Papu, welche er Dortje getauft hatte, kindliche Zärtlichkeit, welche sich vielleicht noch anders gestaltete, unbefriedigte Sehnsucht und dergleichen, denn in kurzer Zeit bemerkte ich, daß Nachts die Thüre zwischen unseren beiden Cajüten geöffnet wurde und van Bergheem das junge Mädchen zu sich holte. Zu welchem Zweck ist mir allerdings nicht ganz klar, denn in den Tropenländern schläft man, wenigstens der Wärme wegen, nicht zu mehreren Personen in einem Bette, überdies ist auch die Ausdünstung einer Papua keineswegs unbemerklich, wenn sie schon nicht so schlimm ist, als die eines Negers. Dies aber muß man allerdings sagen, daß, seitdem Dortje zum ersten Male in ihrem Leben ordentlich gewaschen worden war, sie dieses niemals mehr unterließ; auch die Benutzung der Kämme war ihr so sehr eine Wohlthat geworden, daß ich dieselben täglich zwanzigmal in ihren Händen sah, bis jede Spur dessen, was ihn nöthig machte, verschwunden war.

Anfangs hatte ich von dem Kapitain in aller Gutmüthigkeit einige Neckereien zu erdulden, die ich eben so scherzhaft und zwar immer bejahend beantwortete, und so fand sich denn nach und nach gar nichts mehr zu necken und es ging Alles in angemessener Weise fort; ich hatte ein paar Leute glücklich und zufrieden gemacht, dies allein ist schon sehr viel werth und ließ mich nicht bereuen, was ich für van Bergheem gethan; auch will ich nicht in Abrede stellen, daß die junge Papua mir wirkliches Interesse einflößte und daß ich wohl im Stande gewesen wäre, mich eigennütziger zu zeigen, als ich wirklich in dieser Angelegen-

heit erschien, wenn sie nicht gar zu braun und farbig gewesen wäre, denn nachdem sie Kummer und Noth vergessen hatte und genügende Nahrung bekam, bildete sie sich so schnell und glücklich aus, daß man die Schönheit der Formen erkannte, selbst unter der Bekleidung, die ihr gegeben worden war, da es nicht gut thunlich war, sie nackend herumlaufen zu lassen. Sie schloß sich auch den Sclavinnen des Supercargo an und dieser, nicht ein solcher Kostverächter wie ich, versuchte sehr bald Vortheil von ihrer Anwesenheit zu ziehen. Merkwürdig ist, daß selbst in solch einem wilden braunen Ding so viel Gefühl steckt, um dasselbe zu lehren, wer einer Neigung würdig ist und wer nicht. Der Supercargo gelangte zu keinem Ziele, sie blieb ihrem unglücklichen Geliebten treu.

Einundfunfzigstes Kapitel.

Wiederholte Reisen nach dem Innern. Unterschiede zwischen den Ufer- und den Bergbewohnern. Der Supercargo beschließt eine Jagdpartie zu machen. Ein schreckliches Intermezzo durch die Tapferkeit des Herrn Meyer herbeigeführt.

Ich nahm meine Spaziergänge an das Ufer wieder auf und da ich nun einmal den Weg gefunden hatte, der so weit in das Innere führte, daß ich wenigstens sagen konnte, ich habe die äußerste Bande niedrigen Waldlandes durchschritten, so machte ich mich ohne Begleitung verschiedene Male auf, denselben Weg einschlagend, den ich gleich zuerst gegangen. Ich kam dabei immer wieder an das fernste Dorf, welches ich als eines den Arfaki's zugehörigen hatte nehmen müssen. Da ich jederzeit kleine Geschenke mitbrachte, so war ich bald ein gern gesehener Gast und nach wenigen Tagen gelang es mir, mich mit diesen Leuten so weit zu verständigen, daß ich ihnen begreiflich machte, ich wolle weiter in das Innere des Landes. Sobald sie das einmal heraus hatten, setzten sie mir nicht das Geringste in den Weg, zweie derselben erboten sich sogar eine Strecke weit mit mir zu gehen, aber meine Bemühungen um eine nähere Erkenntniß des Innern waren fruchtlos, ich kam zwar nach einer kleinen Reise an ein anderes Dorf von Arfaki's, welches sich indessen von dem ersteren in keiner Weise unterschied, wie es denn auch mit den Pflanzungen war. Man sah allerdings, daß dieselben von Menschenhänden herrührten, vor allen Dingen waren sie sämmtlich eingezäunt, aber es war nicht die Sauberkeit und Ordnung darin, welche man sonst in den Plantagen der Eingeborenen zu sehen gewohnt ist und es war in jedem solchen Garten alles Mögliche durcheinander, nicht einmal von dem wuchernden Unkraut hatten sie die Mais- oder die Tarofelder frei gehalten, das Einzige, was mir vernünftig schien, war der Umstand, daß

die Eingeborenen bei ihren Lichtungsversuchen in jeder Pflanzung große und hohe Bäume geschont hatten, welche die unter ihnen stehenden Gartenfrüchte gegen die zu glühenden Strahlen der tropischen Mittagssonne schützten, indeß ihre Kronen hoch genug über der Erde schwebten, um während der ersten drei Morgenstunden und eben so vieler Abendstunden der Sonne Zugang zu gestatten. So fand ich denn hier zu meiner nicht geringen Verwunderung Melonen angebaut. In einigen Gärten standen auch Orangen von verschiedenen Species, aber natürlich unveredelt.

Bei oberflächlicher Betrachtung scheinen die Papu's und die Arfaki's einander vollkommen gleich. Genauer hingesehen nimmt man aber wahr, daß die Arfaki's nicht schwarz von Farbe sind (das sind auch die Papua's nicht), sondern sich von einem viel helleren Braun, als die Uferbewohner zeigen. Auch ihre Haare sind nicht schwarz, sondern braun, ja mitunter sogar röthlich. Auch sind sie nicht so kraus, aber trotz dessen halte ich die Arfaki's für bei weitem häßlicher, als die eigentlichen Papua's, auch sind ihre Körpergestalten minder gut proportionirt, sie sind magerer und wenn auch ihre Schultern ziemlich breit erscheinen, so sind doch Arme und Beine dürftiger; im Uebrigen sind beide Ra en oder Varietäten kleiner, als die Malayen und viel kleiner, als die Neger in Afrika.

Etwas Gewisses über die Bewohner des Innern konnte ich durchaus nicht erfahren. Den Langstrich, welchen ich besucht habe, kann ich unmöglich als das Innere von Neu-Guinea ansehen; nehmen wir an, ich sei wirklich volle vier Meilen von der Küste nach innen zu gedrungen (senkrecht auf die Uferlinie), so ist dieses bei der Länge der Insel von 300 Meilen und einer Breite von wenigstens 80 Meilen doch so durchaus unbedeutend, daß man es immer nur als den Küstenstrich bezeichnen kann. Es haben sich allerdings, namentlich in neuerer Zeit Franzosen viel um das Erschließen des Innern bemüht, aber sie sind doch sammt und sonders nicht weiter, als einige Meilen von der Küste nach innen zu gekommen.

Es scheint mir immer noch, als befänden sich die Küstenbewohner auf einer etwas höheren Stufe der Cultur, als die in den Wäldern wohnenden, sogenannten Arfaki's; allerdings bauen sie nur wenig Früchte an, aber die Natur bietet ihnen freiwillig viel mehr, als die Bewohner des Plateaus sich zu verschaffen vermögen. So wächst z. B. in ihren Sümpfen wilder Reis in großer Menge, den sie nicht säen, wohl aber ernten. Zur Zeit der Reife fahren sie mit ihren flachen Kähnen in diese Sümpfe hinein, drängen sich zwischen die Reisgebüsche und neigen die Stauden in den Kahn, worauf sie mit einem langen schwertartig gestalteten Holze die Körner von den Aehren abschlagen, so daß sie in den Kahn fallen. Sie setzen dieses fort, bis der Kahn von seiner Belastung zu schwer wird, dann kehren sie heim und breiten das nasse Getreide vor ihren Hütten auf Matten flach aus und lassen es durch die Sonne trocknen. Ge-

wöhnlich holt sich jede Familie acht bis zwölf Kahnladungen voll und hat dann natürlich eine solche Quantität, daß die Hälfte ihr als Tauschmittel übrig bleibt. Ein zweites Produkt der niederen Zone ist das bei uns theuer bezahlte Mark der Sagopalme und ein drittes die mehlreiche Frucht der Pisangpflanze, welche eigentlich die Narren unter den Europäern, die in tropischen Gegenden gewesen sind, wegen ihres köstlichen Wohlgeschmackes überaus preisen und über alle anderen Früchte stellen, welche aber in der That nur als Brodfrucht schätzbar ist, denn selbst die allergewöhnlichste schlechteste Birne (mit welcher die Banane noch im Geschmack die mehrste Aehnlichkeit hat), ist eine bei weitem lieblichere Frucht, als die Banane, aber sie ist trotz dessen ein unschätzbares Geschenk für jene Länder, denn sie ersetzt ihnen vollständig das Mehl und gewährt, in Scheiben geschnitten und geröstet, ein Gebäck, welches den feinsten Zwieback überbietet.

Die Papu's haben auch hier wieder mehr von der Kochkunst gelernt, als ihre Nachbarn gegen das Innere hin; sie braten und kochen nicht nur Fische, Schildkröten und Muscheln, sowie das Fleisch von Schweinen, von zahmen und wilden Vögeln, sondern sie verbinden auch die Pflanzenkost mit der thierischen, indem sie den Reis, oder den Sago, oder die Yamswurzeln mit Fleisch zu gleicher Zeit kochen.

An einem der folgenden Tage und nachdem der Supercargo gesehen, daß man mich immer noch nicht gefressen hatte, entschloß er sich gleichfalls, an's Land zu gehen. Da sein theures Leben aber mehr werth war, als das eines solchen Federfuchsers wie ich, so konnte er natürlich nicht anders als mit einer zahlreichen Bedeckung Neu-Guinea betreten, um so viel weniger, als er mit großer Solennität eine neue Colonie begründen wollte; er hatte schon verschiedene Berathungen gehalten, wie er dieselbe nennen solle. Ich rieth ihm dabei, doch endlich einmal den Namen seiner Vaterstadt auf solch eine Colonie zu legen, damit die Nachwelt erfahre, woher der berühmte Mann stamme, welchem die Geographie eine solche Bereicherung danke; dazu war er aber niemals zu bewegen gewesen, er schämte sich seines Vaterlandes Schwaben im Speciellen so, wie der Deutsche überhaupt sich seiner Landsmannschaft als Deutscher schämt und darum auch überall, wo er hinkommt, den Franzosen, den Engländer, den Spanier oder Niederländer affectirt und alles Mögliche, nur kein Deutscher sein will.

Zu der Reise und Jagd ward alles veranstaltet, was die Prunksucht und der Hochmuth des Supercargo forderte. Er konnte im Boote nicht auf einer Bank sitzen wie wir, sie mußte ein mit Sammet überzogenes Polster haben, er konnte sich nicht seiner Füße zum Gehen bedienen, er ließ eine Hängematte an zwei Stangen knüpfen, um sich darin an das Ufer tragen zu lassen und auch auf dem Ufer selbst seinen Marsch in gleicher Weise vorzunehmen. Endlich schien es dem Narren respectswidrig, d. h. der Achtung, die er sich selbst schuldig zu sein

glaubte, zuwiderlaufend, so zu gehen, wie wir; er nahm statt des leichten weißen Beinkleides und statt der ebenso leichten darüber hängenden Blouse das schwarze Gallakleid, die Tuchbeinkleider und den Frack und schwitzte darunter, sowie unter seinem Federhut unbarmherzig; ein Vergnügen das wir ihm gerne ließen, das er uns aber verkümmern wollte, indem er beinahe ernstlich verlangte, wir sollten uns gleich ihm kleiden, eine Zumuthung, die allerdings mit Lachen aufgenommen wurde.

Wir gingen an's Land, ich ließ ihn Colonien gründen nach Gefallen und ging meines Weges längs der Pflanzungen in den Wald, um noch ein paar Insekten zu fangen oder Vögel zu schießen, er aber nahm erst auf das Feierlichste Besitz von dieser terra incognita, welche durch Franzosen, Engländer und Holländer schon lange vorher besucht worden war, dann entschloß er sich gleichfalls zur Jagd zu gehen; dabei hatte der arme Mann wieder ein abschreckendes Beispiel des Unglücks zu erleben, das ihn mit großer Hartnäckigkeit zu verfolgen schien. Er erzählte dasselbe folgendermaßen:

Nachdem er sich mit seiner uns Allen bekannten ungeheuren Kühnheit 10 bis 12 deutsche Meilen weit von der Küste in das Innere begeben hatte, bemerkte er plötzlich, daß ihn Jemand verfolge. Da er nun in seiner unerhörten Tapferkeit thöricht genug war, nicht auf den guten Rath zu hören, den ihm seine Vernunft gab, so kehrte er eiligst um, — nicht doch, so ging er dreist und unverzagt vorwärts und legte die 10 bis 12 deutschen Meilen, die er vorwärts gemacht hatte, rückwärts zurück, er langte mit ganz zerfetzten Kleidern am Strande an und als er in der Nähe des Bootes war, rauschte eine Bogensehne und der Pfeil eines Arfaki traf seinen Hut. Das war zu viel, er sprang in das Wasser, watete mit Todesverachtung bis zu dem Boote hin, ohne sich um die Palankinträger zu bekümmern und zwang die vier darinsitzenden Matrosen mit der Androhung, sie alsbald aus dem Dienst zu jagen, zur schleunigsten Rückkehr nach dem Schiffe.

Wenn uns nun irgend ein Unglück begegnet wäre, so hätte Niemand es veranlaßt, als der überaus tapfere, ja tollkühne Supercargo, dessen Heldenmuth bei unseren Matrosen sprichwörtlich war.

Der Kapitain schickte alsbald ein Boot dem ersten entgegen, die schleunige Flucht des Supercargo, welche er durch das Fernrohr beobachtet, ließ ihn schließen, daß irgend ein Unheil uns begegnet sei und daß der unsinnige Mensch in seinem heroischen Egoismus uns in der Tinte sitzen lasse, uns durch seine Flucht den Rückzug abschneide; das Boot hatte daher den Befehl, sich eiligst aber doch behutsam dem Lande zu nähern und uns aufzunehmen. Um aber auch wieder uns an die Rückkehr zu erinnern, uns ein Signal zu geben, ließ er ein Canon lösen und sonderbar genug, dies brachte die namenloseste Verwirrung hervor.

Wir Alle hörten den Kanonenschuß, mit welchem der „van der Kapellen“

zugleich näher an das Ufer zu rücken begann, um nöthigenfalls sogleich bereit zu sein, mit bewaffneter Hand einzuschreiten. Die Eingeborenen aber, denen durchaus nicht kriegerisch zu Muthe war, erlitten durch den Kanonenschuß einen solchen Schreck, daß sie alsbald ihre Häuser und Hütten verließen, mit den werthvollsten Sachen bepackt von allen Seiten aus ihren hochgelegenen Wohnungen herabsprangen, sich gar nicht Zeit lassend, die Leitern, welche an den Plateformen lehnten, zu benutzen.

Meine Kameraden, auf der Jagd zerstreut, kehrten eiligst nach dem Strande zurück und sie begegneten überall den Papua's, welche sich flüchteten. Ich weiß nicht, ob sie glaubten, daß unser Schiff sie angreifen würde, oder ob sie dachten, malayische Seeräuber naheten sich der Küste, ich weiß nur, daß sie eilfertig fliehend so gut mir als den Anderen begegneten und daß ein Paar davon die Palankinträger, die sich im Schatten schlafen gelegt hatten, überrannten und von diesen, welche die Sache falsch verstanden, gewiß nach Matrosenart schwer gemißhandelt worden wären, wenn sie nicht schneller auf den Beinen als die Theerjacken, diesen entkommen wären.

Wir gelangten an das Ufer, setzten uns in das Boot und fuhren, ohne im Geringsten belästigt zu werden, davon. Die Matrosen, welche uns zurückholten, wußten nichts weiter, als was der Supercargo ihnen zugerufen, eine ganze Bande schwarzer Teufel aus dem Innern der Insel, die menschenfresserischen Arfaki's seien in hellen Haufen dahergekommen, um ihn zu fangen, wahrscheinlich um als Lösegeld alle Schätze, welche der „van der Kapellen" an Bord hat, in Empfang zu nehmen.

„Den Proviant auch?" frug van Diepenbrook beinahe entsetzt, denn ihm lag sehr viel an einem gut gefüllten Proviantmagazin, ich aber beruhigte ihn mit der Versicherung, als Lösegeld würde man höchstens ein paar Kanonenkugeln hinübergesandt haben, schwerlich aber sonst irgend etwas, denn der „van der Kapellen" würde für seine eigene Erlösung von dem Supercargo gewiß ein höheres Lösegeld gezahlt haben, als für die Befreiung des Herrn Meyer.

Die Matrosen waren nun vor der Ankunft des Letztgenannten abgesendet worden, konnten mithin nichts über das aussagen, was Meyer wohl dem Kapitain aufgebunden haben mochte.

Zweiundfünfzigstes Kapitel.

Nähere Nachrichten über das furchtbare Abenteuer, welches der Supercargo zu bestehen gehabt. Abreise mit demjenigen Winde, welchen der Supercargo nicht bestellt hatte. Nochmals Ceram und Amboina. Kleine Reisen in das Innere. Diebische Schlangen. Die Eingeborenen und der Aussatz.

Als wir an Bord kamen, erfuhr ich das eben Erzählte und konnte dem Kapitain die Versicherung geben, daß von all dem dummen Zeuge nicht das Geringste wahr sei, außer etwa der abgeschossene Pfeil, der mir übrigens auch noch in gewisser Art problematisch erscheine und daß er deshalb den „van der Kapellen" nicht näher an das Ufer legen und der Gefahr, auf die Korallenriffe zu stoßen, nicht aussetzen dürfe.

Meine Muthmaßung bestätigte sich in allem bisher Angeführten. Ich kehrte am folgenden Tage wie immer einsam an das Ufer zurück; die Eingeborenen hatten, im grausen Schreck geflüchtet, die Nacht im Walde zugebracht, immerfort erwartend, die Feuer zu sehen, durch welche man ihre Hütten verheeren würde. Als sie nichts Derartiges erfahren, waren sie am Morgen zurückgekehrt und hatten wieder Besitz von ihrer Niederlassung genommen, sie hatten keinen Feind gesehen, es waren keine Malayen gelandet, es waren keine Arfaki's herabgekommen, höchst wahrscheinlich hatte sich der Supercargo vor seinem eigenen Schatten gefürchtet und geflüchtet, hatte sich vielleicht seiner eigenen Feigheit geschämt und wie Fallstaff seinem Kleide einige Wunden beigebracht, um den Ruhm seiner Mannhaftigkeit aufrecht zu erhalten. Unser gutes Verhältniß mit den Eingeborenen wurde wenigstens nicht im allergeringsten gestört und nachdem der erste Schreck der armen Papu's sich gelegt hatte, lachten diese selbst darüber und kamen nach wie vor an das Schiff, um auszutauschen, was sie entbehren konnten gegen unsere werthlosen Schmucksachen und einige andere Kleinigkeiten.

Ich beschäftigte mich während meines Aufenthalts fortdauernd mit Aufsuchen von Naturschätzen. Ich bemerkte, daß nur wenig größere Säugethiere daselbst vorhanden, unter diesen ist das Känguruh in einer kleineren Species als das von Neuholland ziemlich das Bemerkenswertheste, diesem folgt als ein sehr nützliches, theils wildes, theils gezähmtes Thier, das Schwein und der treue Gesellschafter des Menschen, der Hund, dieser ist aber weit weniger ein Hausthier als bei uns, er dürfte eher der Gefährte, als der Diener des Eingeborenen genannt werden. Er geht zwar mit ihm auf die Jagd, aber er holt ihm nicht die erlegte Beute, sondern er theilt sie mit ihm; er hilft ihm davon zehren, ist aber zugleich so feige, daß er nicht einmal dazu zu bringen ist, den Kasuar zu verfolgen, der sich doch nur durch das Ausschlagen mit den Füßen wehren kann. Nun gelang es mir zwar, einen Kasuar zu beschleichen und zu

schießen, wobei ich denn allerdings sehen konnte, daß ein Schlag mit solch einem Fuß nicht würde zu den Liebkosungen gezählt werden können, allein ich sah auch, daß dieses Thier völlig wehrlos und von der Seite leicht angegriffen und besiegt werden könne.

Krokodille sind hier gewiß, Schlangen sind hier sogar häufig, es gelang mir indessen nicht, solcher habhaft zu werden, um bestimmen zu können, ob sie giftig seien.

Lange genug hatten wir uns müssen zurückhalten lassen durch den gänzlichen Mangel an Wind, obwohl wir nichts dabei gelitten, indem die Nähe des Landes vielerlei Abwechslung, sowohl die Lebensmittel als die gesunde Luft betreffend, darbot, so waren wir doch sehr zufrieden, als endlich der Ostmansuhm zum Durchbruch kam und wir ihn zur Fortsetzung unserer Reise benutzen konnten. Allerdings war gerade die Art von Wind, welche wir hatten, nicht diejenige, welche der Supercargo brauchte, würden wir Nordwind gehabt haben, so würde er Südwind verlangen, wie er jetzt bei dem eintretenden Ostwinde, um der Fortsetzung seiner großen Entdeckungen nothwendiger Weise Westwind haben mußte.

Derselbe war nun einmal nicht zu beschaffen, schrecklich genug für die Welt, welche thatsächlich das Ungeheuerste dabei verliert, sich aber doch eben so gut in das Unvermeidliche wird fügen müssen, wie der Supercargo, der denn endlich einsah, daß man mit Ostwind von Neu-Guinea nicht nach Tahiti kommen könne und deshalb befahl, nach Celebes zu steuern.

Celebes? Das wäre eigentlich ganz überflüssig gewesen, denn dieses schöne Stückchen Land gehörte ja schon den hochmögenden Holländern, mir aber war es so ziemlich gleichgültig, wohin ich ging, mir war Alles neu, ich konnte überall etwas lernen und konnte daher wohl dem Supercargo die Freude lassen, eine schöne große Insel in dem viel befahrenen Meere zum tausendsten Male zu entdecken, unmöglich konnte es auf ein Mal mehr oder weniger ankommen. Die nächste Insel, auf welche wir zusteuerten, war Halmahora oder Gilolo, man möchte sagen, eine Copie von Celebes in's Kleine gezogen, denn wie jede größere Insel, so besteht auch Gilolo oder Dschilolo aus vier Halbinseln, welche sich nach Norden, Osten und Süden von einem Gebirgskern aus erstrecken und auf den Gedanken bringen, daß bei der Bildung der beiden Inseln ganz dieselben Gewalten und zwar in ganz gleicher Weise und Richtung gewirkt haben müßten.

Ich kann leider nicht viel davon erzählen, wir sahen sie nur vorübergehend, denn wir richteten uns bald nach Süden, um Ceram und Amboina nochmals und zwar für längere Zeit zu besuchen, von dort aber nach Celebes zu setzen. Ceram ist nach Dschilolo die größte Insel der Molukken, und Amboina, welches die Hauptstadt auf der Insel gleichen Namens ist, kann eigentlich nur als ein Anhängsel von Ceram betrachtet werden, von welchem es durch einen schmalen Kanal getrennt ist. Auf dieser großen Insel findet schon ein ganz malayisches Regiment statt,

es herrscht dort ein Sultan, welcher zwar von den Holländern abhängig ist, aber zugleich von ihnen sehr cajolirt wird, sie zahlen ihm sogar eine Pension von Amboina aus, damit er die Seeräubereien, welche die Malayen in diesem Archipel treiben, unterdrückt. Zu diesem Behufe hat man ihm auch auf Ceram eine kleine Festung gebaut, mittelst deren er die Meerenge zwischen Amboina und Ceram vollständig beherrscht und, wie man sagt, auch wirklich die Räuberei ausgerottet hat. Eine richtigere Lesart wird wohl die sein, daß er selbst mit seinen liebenswürdigen Leuten die Räuberei nicht mehr betreibt, was schon immer in die Wage fallen mag.

Das Innere des Landes soll von Harfur's oder Arfaki's bewohnt sein, von denen man eben so viel fabelt, wie man von denen auf Neu-Guinea erzählt, möglicherweise mit demselben Grunde. Alle diese nur einigermaßen großen Inseln sind von einer so prachtvollen und reichen Vegetation bedeckt, daß es bis jetzt unmöglich geworden ist, zu dem eigentlichen Innern vorzudringen, was davon erzählt wird, ist mithin nicht der Erfahrung oder der Anschauung entlehnt, sondern der Phantasie, so viel nur scheint gewiß zu sein, daß die innern Räume wirklich Bewohner haben, und daß sie sich in Nahrung, in Sitten und Gebräuchen von den Bewohnern der Küsten unterscheiden, sie mögen auch gar nicht so fürchterlich sein, wie man angiebt und jedenfalls haben sie mehr Ursache zur Furcht vor den Malayen, als die Papu's Ursache zur Furcht vor *ihnen* haben, denn die Malayen, auch wenn man ihnen nicht nachsagen kann, daß sie Menschenfresser seien, müssen doch jedenfalls ein gewaltig kriegerisches und blutdürstiges Volk genannt werden.

Das Innere von Ceram ist stark gebirgig, ich glaube, daß die Gipfel sich mehr als 8000 Fuß über die Oberfläche des Meeres erheben. Die Küstenbewohner, soweit sie zerstreut oder in kleinen Dörfern wohnen, sind Papu's, welche ihre Nacktheit und ihre Art, zu wohnen, beibehalten haben.

Die Stadt Amboina gilt für sehr ungesund und ich hütete mich, in derselben meine Wohnung aufzuschlagen. Es scheint wie mit dem gelben Fieber von Vera Cruz, so hier mit dem Faulfieber zu sein, welches die neuen Ankömmlinge in der Stadt ergreift, gleichgültig zu welcher Jahreszeit sie dahin kommen. Beobachten sie aber die Vorsicht, auf die benachbarten Höhen zu gehen und wäre es nur 300 bis 400 Fuß über dem Meeresspiegel, so sind sie sicher und da mir dies rechtzeitig gesagt wurde, ich auch überhaupt keine große Neigung hatte, in der Stadt selbst zu bleiben, so verschonte mich das Fieber und ich wurde in meinen Ausflügen nicht im geringsten gehindert. Da man aber auf den Dörfern oder in den einzelnen Niederlassungen nicht leicht Lebensmittel käuflich bekommt, außer den gewöhnlichen Früchten des Landes, Reis und dergleichen, so mußte ich bei meinen Excursionen immer dafür sorgen, das nöthige Geflügel mitzuführen, ein Huhn für jeden Tag, den ich von der Stadt entfernt bleiben wollte. Fleisch von Schweinen würde die Jagd wohl liefern. So

wie die Malayen aber sähen, daß man sich dessen als Nahrungsmittel bediente, so würde man von ihnen verabscheut werden und es ist darum besser, sich desselben zu enthalten. Der Widerwille ist so groß, daß sie sich durch die bloße Berührung desjenigen, der Schweinefleisch gegessen hat, zu verunreinigen glauben.

Mit diesem meinen lebendigen Proviant hatte ich große Noth. Die Malayen sind nicht gerade geneigt zum Arbeiten, wie ich schon öfter gesagt habe, aber wenn sie etwas thun, wenn sie sich entschließen, irgend eine Arbeit zu übernehmen, so muß sie jedenfalls so geringfügig sein wie möglich, und daher konnte ich niemals einen Malayen bewegen, drei Hühner in einem Käfige zu tragen, das war viel zu viel, die Last war viel zu groß, ein Huhn höchstens, und wenn er es hätte getheilt am Leben erhalten können, so würde er gewiß prätentirt haben, daß zu jeder Hälfte ein anderer Träger genommen würde, und so blieb mir nichts übrig, als selbst das dritte Huhn zu tragen, was ich denn sofort in den Zustand versetzen ließ, in welchem ich es brauchen konnte, es mußte gebraten sein.

So machte ich meine Wege gewöhnlich ab, bevor ich aber die nöthigen Erfahrungen hatte, bekam ich von den beiden lebenden Hühnern wenig genug zu sehen. Man pflegt die Thiere, so wie man am Orte seines Nachtlagers anlangt, laufen zu lassen, sie suchen sich dann ihr Futter und sie sind so sehr an die Gesellschaft der Menschen gewöhnt, daß sie sich nicht weit entfernen, Nachts auf dem nächsten Baume schlafen, am Morgen aber erst die Hütte besuchen, weil sie gewohnt sind, ihr erstes Körnerfutter aus den Händen des Menschen zu bekommen.

Bei meiner ersten Exkursion erwachte ich durch das gewaltige Geschrei eines Huhnes und durch das Schlagen mit den Flügeln, was mir anzeigte, daß es sich in einem schweren Kampfe befinde.

Ich sprang auf, rief meine Malayen munter und befahl ihnen, eiligst Fackeln anzuzünden, das ist ein Gegenstand, den man in jeder Haushaltung in ziemlicher Menge vorräthig findet, dünne Splitter von Bambusholz in armsdicke Bündel gefaßt und mit Rohr zusammengeknüpft, sie brennen mit gewaltiger hoher Flamme und geben reichlich Licht, selbst im Freien, eben weil die Flamme so hoch und breit ist, daß sie des Reflexes nicht bedarf.

Wir stellten uns um den Baum her, von welchem das jetzt nur noch sehr matte Geschrei und kein Flügelschlagen mehr ertönte. Da sahen wir eine hübsche Schlange, schwarz mit goldgelben Streifen, welche sich mit zweien Ringen um einen starken Ast geschlungen hatte und mit zweien andern Ringen eine Henne umstrickt hielt, um sie zu zerdrücken. Ich ergriff, indem ich die Fackel dem Malayen gab, mein Gewehr und zerschoß ihr den Schädel, worauf sie vom Baume stürzte und gerade ausgestreckt liegen blieb. Die Schlange maß 18 Fuß und hatte reichlich die Dicke meines Oberarmes, d. h. sie hatte 4 Zoll im Durchmesser, das ist schon eine bedeutende Stärke, und dennoch sehen wir diese

Schlange nicht einen Tiger, sondern nur ein Huhn als Beute aufsuchen. Das arme Huhn war so zermalmt, daß es weich wie Mus war; ich mochte es nicht essen, die Malayen aber rupften es alsbald und machten noch während der Nacht Feuer an, um es zu braten.

Der folgende Tag war zu einer Exkursion in die höher gelegenen Regionen bestimmt und um für den dritten Tag Proviant zu haben, legte ich mir für diesen zweiten ein freiwilliges Fasten auf und lebte von Reis und Früchten, und zwar nicht minder gut.

Meine Jagd war überaus ergiebig, ich kam zufällig mit verschiedenen Leuten zusammen, welche sich auf dem Wege zur Hauptstadt befanden, um dorthin ihre Lebensmittel zu bringen, es waren darunter wilde Hühner, Wei-uch genannt, von denen ich eins für mich erhandelte. Sehr wohl wissend, daß diese Leute keinen Ueberfluß an Fleisch haben, frug ich sie, warum sie dasselbe nicht für sich behielten.

„Viel zu theuer", war die Antwort.

„Wie so", frug ich ganz erstaunt, „zu theuer? Das Huhn kostet Euch ja gar Nichts?"

„Einen Schuß, und das ist für mich zu viel."

Hierin liegt allerdings etwas, der Schuß fordert den Besitz einer Flinte, der wahrlich — so schlecht sie auch ist, den Eingeborenen hoch angerechnet wird, allein der Schuß kostet verhältnißmäßig noch viel mehr. Es ist verboten, an die Eingeborenen Schießbedarf zu verkaufen, daher bekommen sie ihn durch den Schmuggelhandel mit fremdländischen Matrosen, und diese, sehr wohl wissend, was den Eingeborenen der Schießbedarf werth ist, lassen sich denselben so bezahlen, daß ich glaube, ein Flintenschuß wird einen Gulden kosten, nun konnte ich mich allerdings nicht wundern, daß der Mann mir drei Gulden für das Huhn abgenommen hatte.

Im Uebrigen war es ein schönes großes Thier, wenigstens von dem Umfange eines Truthahnes, doch nicht zu seinem Geschlecht gehörend, denn es hatte gar keinen Schwanz. Wunderbar groß sind die Eier, welche das Thier legt, sie haben den Umfang eines Gänseeies und sind zum mindesten einen Zoll länger.

Die nächste Nacht verging ganz ruhig, weil ich mein armes Hühnchen in den Käfig gesperrt hatte und dasselbe so in meine Hütte brachte. Am folgenden Morgen war jedoch das gekaufte Huhn kaum zum Essen vorgerichtet, als das laute Geschrei eines Huhnes mich in's Freie rief. Da sah ich eine mächtige, zum mindestens 22 Fuß lange Schlange, welche die Dicke eines mäßigen Hutkopfes hatte, also schon ein ganz anständiges Thier, mit einem Huhne davonlaufen, sie hatte dasselbe in ihren Rachen genommen und eilte in ihren eigenthümlichen Schlangenwindungen davon.

Da ich nichts als einen elenden Stecken hatte, so hielt ich es doch nicht

für gerathen, sie anzugreifen, aber ich rief nach meinen Malayen und sie kamen herbei mit ihren Hackmessern, erstarrten jedoch und wichen zurück, als sie die Größe des Unthieres sahen. Ich nahm rasch dem Einen sein Hiebmesser aus der Hand und versetzte der Schlange, indem ich ihr nacheilte — sie können sich nicht schnell bewegen um fortzukommen, nur der Angriff mit halben Leibe, während sie die andere Hälfte an einem Baume stützt, das Schießen auf einen Feind geschieht mit gefährlicher Schnelligkeit — zwei Hiebe aus allen Kräften, ich verwundete sie schwer, konnte sie jedoch nicht durchhauen, was ich beabsichtigt und gehofft hatte. Als die Malayen meine Courage sahen, fielen sie nun auch über das Unthier her und sie bekam noch zwei gewaltige Hiebe von dem einen und einen Stich mit dem Krisch von dem andern, worauf sie das Huhn losließ, das schreiend davon lief, die Schlange sich aber trotz der furchtbaren klaffenden Wunden gegen uns kehrte, ihre glänzenden Augen und den weit geöffneten Rachen gegen uns richtete, daß wir alle drei, des tiefsten Entsetzens voll, uns umkehrten und davon liefen, gerade wie die Henne.

Auf meinem Heimwege begegnete ich wiederum mehreren Eingeborenen, welche ihre Landesprodukte nach der Stadt trugen, unter ihnen waren einige hübsche junge Mädchen, welche sehr zutraulich zu dem Javanen, aber äußerst scheu gegen mich, den Weißen, waren, etwas, was mich um so mehr befremdete, als die Eingeborenen von Amboina und von Ceram, so weit sie nicht dem Malayenstamme angehören, seit einem Jahrhundert Christen sind, und sie wahrlich von den Malayen nicht mit allzu großer Liebenswürdigkeit behandelt werden. Als die Mädchen vorüber waren, frug ich meine Begleiter, warum sie sich nicht Frauen aus diesem, gewiß an sich schönen Stamme nähmen. Die Antwort setzte mich in Erstaunen. Sie rümpften sehr die Nase und sagten, diese Mädchen hätten einen Geruch gerade wie ein Bock, ein Ziegenbock zur Zeit seiner lebhaftesten Verliebtheit.

Ich muß sagen, daß ich weder bei diesem noch auch früher bei anderen den Geruch bemerkt habe, er muß folglich nicht allgemein sein, aber es ist etwas Wahres an der Sache, nur haben nicht die Mädchen als solche, sondern nur die Kranken unter ihnen, diesen unangenehmen, ja man darf wohl sagen, sehr übeln Geruch.

Der Aussatz ist hier leider sehr verbreitet. Diese schreckliche und, so viel man bis jetzt weiß, unheilbare Krankheit hat zur Grundlage eine Entmischung der Säfte, eine Verderbniß derselben, eine völlige Discrasie und diese zeigt sich zuerst durch den scharfen eigenthümlichen Bockgeruch. Ich glaube, wenn Kranke in diesem Stadium der Krankheit in eine andere Gegend versetzt und zu einer durchaus andern Lebensweise genöthigt würden, so möchte die Krankheit noch heilbar sein, man könnte der weitern Verderbniß des Blutes zuvorkommen durch angemessene Nahrung, durch Reinlichkeit sie in ihren Fortschritten aufhalten. Es scheint aber, als ob Niemand dies Stadium beachte und selbst das nächste, das Ab-

schuppen der Haut, wird noch für etwas ganz Unverfängliches und Unschädliches gehalten, ja man behauptet sogar, daß auch noch diese Abschuppung, welche dem Menschen ein äußerst ekelhaftes Ansehen giebt, sich von selbst ausheilen könne und man glaubt auch daß diese Krankheit nicht ansteckend sei, aber das letzte Stadium freilich, der furchtbare orientalische Aussatz mit den weißen, vertieften Geschwüren, rund und flach, mit speckigem Boden, gilt für unheilbar und für unfehlbar ansteckend.

Die hiesigen Militärärzte scheinen mir diese drei verschiedenen Krankheitserscheinungen, den Bockgeruch, die Abschuppung der Haut und den Aussatz, als drei verschiedene Krankheiten und nicht als Stadien einer Krankheit zu betrachten, aber allerdings mag ich auf die Autorität dieser Leute nicht schwören, denn sie haben unter sich keine andere Wissenschaft zur Vollendung gebracht, als die krassesten Unwissenheit, hierin excelliren sie allerdings. Es sind Leute von dem Schlage, welche man vor einem halben Jahrhundert unter dem Titel Compagniefeldscheerer bei dem Militär fand, begreiflich sind diese nicht besonders gut ausgebildet.

Dreiundfunfzigstes Kapitel.

Vergnügungsreise nach Ceram. Seeschildkröten, Eier legend. Wie gefährlich dieselben sind. Eine Verwundung und deren Folgen. Der Casuar und ein Fußtritt desselben. Spieler und Spielhäuser. Diebereien unter Hilfe der Betäubung. Fabeln über diese Einschläferungen. Musquitos und Mittel dagegen. Stechfliegen, Kakerlaken (Blatta orientalis), die gefährliche und zerstörende Ameise.

Ich machte in einem malayischen Küstenboote eine Vergnügungsreise nach Ceram. Falls man Segel braucht und der Führung kundige Leute hat, pflegt man allerdings wohl an einer beliebigen Stelle des Meeresarmes überzusetzen, wenn man aber nur Ruderer hat oder nicht wagen will, das leichte und zum Umschlagen sehr geneigte Boot dem Winde auszusetzen, so fährt man längs der Küste immer nur ein paar hundert Schritt von derselben entfernt bis zu der engsten, schmalsten Stelle des Meeresarmes und setzt dann erst hinüber. Dabei bekam ich eine schöne Schildkröte zu Gesicht, welche so eben nach der Küste zuschwamm und sich durch die Annäherung des Kahnes nicht besonders stören ließ. Sie mußte große Eile haben, denn gewöhnlich sind die Thiere so scheu, daß man ihnen auf dem Meere nicht gut beikommen kann, die breiten Flossenfüße sind ganz vortreffliche Ruder, zudem können sie tauchen auf eine fast wunderbare Weise, so daß man sie, kaum gesehen, auch alsbald wieder aus den Augen verliert. Anders ist dieses, wenn sie durch die Last, welche sie tragen, genöthigt sind, das Ufer zu suchen. Mit 40 bis 80 kugelrunden Eiern be-

schwert, eilen sie dann an's Ufer, steigen an einer sandigen Stelle hinauf, machen sich eine flache Grube oberhalb der Fluthmarke und lassen in diese ihre mit einer pergamentartig zähen Schaale umkleideten Eier hineinfallen, hierauf bedecken sie das Häuflein ganz leicht mit Sand und überlassen nun der Sonne und der natürlichen Temperatur der Erde, welche unter dem Aequator 30° beträgt (24° R.), das Ausbrüten. Die Sonne allein würde dies Geschäft nicht übernehmen können. Wenn wir Hühnereier in trockenen Sand legten und leicht damit bedecken wollten, so könnten sie im Sonnenschein sehr wohl 36° erhalten, was die Brutwärme ist, aber sie würden, selbst im höchsten Sommer, während der Nacht nicht auf 30°, sondern auf 15° herabsinken und bei dieser Temperatur verdirbt wohl das Ei, aber ausgebrütet wird es nicht.

Die Schildkröte, welche absichtlich von uns nicht verfolgt wurde, nahm ihren Weg nach der Küste von Ceram und besorgte dort ihr Geschäft in großer Gemächlichkeit. Als sie etwa nach einer Stunde mit Allem fertig war, eilten wir an's Land, um ihr den Rückweg abzuschneiden, was bei der Plumpheit ihrer Bewegungen und bei der schlechten Einrichtung ihrer Füße zum Gehen, leicht genug wurde. Wir kehrten das Thier um, so daß sie auf dem Rückenschilde lag und mit ihren Flossen nur unfruchtbar zappeln konnte, dann eilten wir nach dem Neste, aus welchem wir die Eier holten, die eine äußerst wohlschmeckende Speise geben, denn sie sind zum größten Theil mit einem vortrefflichen nahrhaften Dotter gefüllt, des Eiweißes ist sehr wenig, und ich weiß nicht einmal, ob ich es als Eiweiß bezeichnen soll; denn es hat die bekanntesten Eigenschaften desselben nicht, es gerinnt nicht, wenn man es mit Weingeist verrührt, es wird nicht weiß und hart, wenn man es kocht, sondern es bleibt völlig flüssig, auch scheint es mir außerordentlich viel Oel zu enthalten, denn so ölig, wie es aussieht, so wird das Papier davon durchdrungen, es bleibt ein unauslöschlicher Fettfleck darauf zurück. Die Schildkröte wurde nun in den Kahn gebracht und dabei sah ich, wie gefährlich dieses scheinbar harmlose, ganz waffenlose Thier werden könne. Die zwei Ruderer, welche mich begleiteten, trugen die Schildkröte an je einer Vorderflosse und ich hatte die beiden hinteren Flossen gefaßt, so wurde das Thier, welches wohl anderthalb Centner wiegen mochte, mit Bequemlichkeit fortgetragen und die Eingeborenen schritten mit ihrer Last, deren ganze Hälfte ich trug, leicht genug davon. Plötzlich stürzte der Eine derselben unter einem lauten Schreckensrufe nieder.

Der Kopf der Seeschildkröte sitzt an einem dünnen, ziemlich langen Halse und ist sehr beweglich, die Form desselben, in Verbindung mit dieser Beweglichkeit, giebt den äußern Anschein eines Schlangenhalses und Kopfes, aber ich weiß mit Bestimmtheit, daß der Kopf einer Schlange, wenn sie nicht gerade giftig ist, etwas ganz unbedeutendes ist, im Vergleiche mit dem Kopfe der Schildkröte, denn obwohl sie keine Zähne hat, sind ihre äußerlich mit harten Knochen überzogenen Kinnladen oft sogar sägeförmig ausgeschnitten, von einer Musku-

latur regiert, welche der des Bulldogg ähnelt und welche mehr als genügend ist, um einen Baumzweig, welcher zwischen diese scharf ineinander passenden Kiefern kommt, zu durchschneiden, eine Erfahrung, welche einer meiner Ruderer auf schmerzliche Weise machen mußte.

Vor dem Aufheben hatte er selbst dem Thiere einen tüchtigen Schlag auf den Kopf versetzt, aber er hatte ihn nicht abgehauen, daher schlenkerte derselbe zwischen ihn und seinem Kameraden hin und her. Das Thier war nicht todt, das wäre es auch nicht gewesen, wenn man ihm den Kopf abgehauen hätte, denn die kaltblütigen Thiere haben ein unglaublich zähes Leben. Aber allerdings wäre der abgehauene Kopf nicht mehr gefährlich gewesen.

Wir waren die kurze Strecke am Ufer hinabgekommen und wateten nunmehr in die See hinein, um zu dem Kahne zu gelangen, in welchen zwei von meinen vier Begleitern zurückgeblieben waren, da wir ihn nicht an's Land ziehen wollten. Als nunmehr die Schildkröte das Wasser streifte und ihr Kopf ziemlich tief hineinhing, mochte sie wohl die Nähe des heimathlichen Elements empfinden und auf einmal schnappte sie nach dem Beine des einen Trägers, alsbald stürzte dieser, die Schildkröte loslassend, nieder. Sie hatte seinen Fuß von der Seite erfaßt und hatte ein Stück aus dem Wadenmuskel herausgebissen, als wäre dasselbe mittelst eines großen Hohleisens herausgestemmt worden.

Alsbald sprang der eine der Malayen aus dem Kahne und hieb mit seinem Säbelmesser der Schildkröte den Kopf ab, freilich fünf Minuten zu spät.

So begierig waren übrigens meine Begleiter auf die Beute, daß sie zuerst diese in Sicherheit brachten und dann erst nach dem Verwundeten sahen. Er wurde aus dem Salzwasser gehoben, welches den Schmerz der furchtbaren Quetschwunde sehr vermehrt haben mußte, aber außer den ersten Schrei der Ueberraschung und des Entsetzens (er mochte wohl geglaubt haben, von einem Haifisch erfaßt zu sein) hörte ich keinen lauten Schmerzensruf. Ich hatte nichts bei mir, um den armen Kerl zu verbinden, aber ich nahm mein Taschentuch heraus, um es in Streifen zu zerschneiden und als Binde zu benutzen; der eine Malaye jedoch erklärte dies für überflüssig, sprang an's Land und kam nach kurzer Zeit mit einer Hand voll frischgepflückter Blätter und einen Mund voll von denselben im gekauten Zustande zurück, dazu hatte er einen langen Streifen von dem Stamme einer Pisangstaude über dem Arme hängen.

Die gekauten Blätter legte er in die Höhlung der Wunde, drückte sie sanft hinein, legte hierauf ein paar trockene Blätter darüber und alsbald hörte die Blutung auf, nun nahm er den Baststreifen der überaus saftigen Pflanze, legte ihn mehrmals um das Bein und erklärte nunmehr die Sache für beendet, worauf der Malaye im Boote flach niedergelegt und ihm anbefohlen wurde, sich nicht zu bewegen, dann aber die Reise nach Hause vorgenommen wurde. Ich kaufte den Andern ihren Antheil an der Schildkröte ab und schenkte sie dem armen

Schwerverwundeten, der indessen außer Stande war, sich selbst etwas zu verdienen und dem ich deshalb auch nach Kräften unterstützte. Mich setzte übrigens die Thätigkeit seiner Natur in das äußerste Erstaunen, sehr vernünftig hatte er eine Woche auf seinem Lager zugebracht und nach Sitte der orientalischen Völker in diesem Zustande äußerst wenig gegessen, dann aber sah ich ihn bei einem erneuerten Besuch auf der Plateform seiner Hütte sitzen und wenig Tage darauf kam er zu mir, um sich für meine Güte zu bedanken, wobei er zwar hinkend, aber ohne einen Geleitsmann, selbst ohne einen Stock zu gehen vermochte.

Bei einer andern Excursion nach Ceram lernte ich auch den Casuar von seiner gefährlichen Seite kennen. Einer der vielen kleinen Fürsten — Dorfschulzen mit königlicher Gewalt über Leben und Tod, hatte mich zu einer Jagd eingeladen und mir gesagt, sie würde ganz nach Art der europäischen Jagden gehalten werden, denn er habe sehr schöne Hunde. Dies waren nun allerdings keine Jagdhunde, sondern sehr große Hof- oder Fleischerhunde, allein wenn auch nicht abgerichtet, ist allen doch der Instinkt eigen, Thiere zu verfolgen, und das thaten auch diese.

Bei einer Jagd durch das hohe Allang-Gras, durch wildes Zuckerrohr, wilde Ananas und unkultivirten Reis — alles stand durcheinander — jagten die Hunde ein Schwein auf, das nun unter Umsichhauen, doch vor den beiden Hunden davonlief. Dabei war es einem im Grase auf seinem Neste sitzenden Casuar zu nahe gekommen und dieser lief mit seinem behelmten Haupte dem Schweine nach und gab ihm einen solchen Schlag mit dem Beine in die linke Flanke, daß es unter furchtbarem Geschrei zusammenstürzte.

Wir näherten uns dem gefallenen Thiere, indessen der Casuar in einem großen Halbkreise wieder zu seinem Neste zurückkehrte. Dem Schweine wurde in den Kopf geschossen und es wurde nach Hause gebracht, natürlich nicht in das Haus des Malayen und auch nicht von malayischen Händen, sondern von denen seiner unterthänigen Dajaks. Auch ich hütete mich wohl, davon zu essen, um das Vorurtheil nicht gegen mich zu erwecken. Als aber das Thier von den Dajaks geöffnet wurde, ergab sich, daß der Schlag mit dem Beine des Casuar drei Rippen und das Rückgrat zerbrochen hatte. Da der Casuar ein Weibchen war und auf seinem Neste saß, so konnte ich mich nicht entschließen, das Thier aufzusuchen, um es meiner Sammlung einzuverleiben, aber es war mir interessant, aus eigener Ansicht die Ueberzeugung gewonnen zu haben, daß dieses Thier ein sehr wehrhaftes und ein außerordentlich starkes sei.

Die unappetitlichsten Thiere sind die riesigen Fledermäuse, deren gespenstiger Flug so unhörbar ist, wie die Thiere selbst unsichtbar, da sie nur während der Nacht umherflattern. Von den Eingeborenen aber werden sie mit großer Begierde gegessen, und ich glaube beinahe, daß, wenn man Nordasien und Amerika ferner hinsichtlich der Jagd auf Pelzthiere so ausbeutet wie bisher, die Massen derselben sich nach und nach bis zum Verschwinden rar machen — ich glaube, daß

alsdann diese Thiere werden herhalten müssen, sowie es wahrscheinlich auch mit denen von Neu-Holland kommen wird, man ist ja bereits so weit gelangt, daß die Bisamratte, welche sonstmals kein Jäger eines Schusses Pulver werth hielt, ein gesuchtes und das Nerz ein theures Pelzwerk geworden ist, was man im Anfange dieses Jahrhunderts noch nicht einmal dem Namen nach kannte.

Die eingeborenen Malayen und die hierher gewanderten Chinesen haben eine furchtbare Spielwuth, welche die Verhältnisse der ersteren immer zerrüttet, die der letzteren aber meistentheils verbessert, da sie Spitzbuben sind, wie man unhöflich sagen könnte, wenn man nicht ein vortreffliches, feines französisches Wort für die Sache hätte: corriger la fortune! nur dem Opiumrauchen unterliegen die Chinesen ganz und rückhaltlos, über das Spielglück scheinen sie Herren zu sein.

Hazardspiele und Wetten sind beinahe die einzigen Unterhaltungsmittel der unteren Stände. Die Kämpfe zweier Hähne oder zweier Heuschrecken, Wachteln, was sonst sie erwischen können, werden beobachtet, nicht des Interesses am Kampfe wegen, sondern weil man auf das eine oder das andere Thier gewettet hat, demnächst aber sind Würfel und Karten über alle Niederlassungen der Holländer verbreitet und gerade dieser beiden Spiele wegen wird es unzweifelhaft, daß die Holländer daran schuld sind, sie haben die Würfel und die Karten hierher gebracht, denn die Chinesen haben beides nicht gekannt, wenn sie auch jetzt sich gewaltig daran erfreuen. Auf allen Inseln des indischen Archipels, wo Weiße, Malayen und Chinesen beisammen wohnen, ist die Spielwuth in gleicher Art verbreitet. Auf den Märkten, in und vor den Schenken, auf den Straßen und allen öffentlichen Plätzen, auf Ruhestätten bei der Jagd oder auf Wanderungen, ja sogar in den Kasernen der Soldaten werden Hazardspiele getrieben. Es ist mir unbegreiflich, daß es geschieht, da jeder Weiße davon überzeugt ist, daß die Unredlichkeit der Dienstboten, sowie die Unzuverlässigkeit der Soldaten von diesem Fluch der Menschheit herrührt. Jeder, auch der ärmste Kuli, Packträger, Tagelöhner hat, so wie er seinen Tage- oder Wochenlohn empfangen, nichts Eiligeres zu thun als irgendwo damit sein Glück zu versuchen, was durchaus nichts weiter sagen will, als es sofort zu vergeuden, denn der Chinese, welcher immer die Spielhölle hält, würde glauben, sehr Unrecht zu thun, wenn er den Mann entließe, bevor er den letzten Deut ihm entlockt.

Allerdings ist den Soldaten das Spielen streng untersagt, aber es werden in allen Städten, groß oder klein, förmlich privilegirte Spielhäuser geduldet, lediglich dazu eingerichtet, die spiellustigen Leute zu rupfen. Es scheint leider, als sei das Militärgouvernement in einem abscheulichen Einverständniß mit diesen Spielhaltern, denn dasselbe zieht daraus einen entschiedenen Gewinn. Das Spielen ist verboten, wer also dennoch spielt, übertritt ein Gesetz und kann verantwortlich gemacht werden. Junge Leute von wenig bemittelten Eltern gehen in diese Spielhäuser mit wenig oder auch ganz ohne Geld. In beiden Fällen

können sie, sobald es ihnen fehlt, von dem Wirthe des Hauses Geld geliehen bekommen. Mit diesem Gelde nun spielen sie und sobald sie dasselbe verloren haben, sind sie dem Militär verfallen, es sei denn Jemand anwesend, der dem Wirthe die geliehene Summe augenblicklich zurückerstatte. Ist dies nicht der Fall, so darf der Schuldner das Haus nicht verlassen, immer sind da Soldaten vorhanden, welche ihn in die Mitte nehmen, ihm die langen schwarzen Haare kurz abschneiden und ihn dadurch zum Soldaten der niederländischen Regierung stempeln. In ihre Bücher, in ihr sogenanntes Nationale, werden die verhängnißvollen Worte: „vrywillig geangageerd“ (freiwillig engagirt) eingetragen, ihnen wird Handgeld gegeben, die im Hause gemachte Schuld wird davon abgezogen und sie müssen mit Weißen oder Schwarzen das Gewehr schultern, eine furchtbare Strafe für den Malayen, der einen unbegrenzten Freiheitssinn hat, aber so groß ist die Leidenschaft für das Spiel, daß selbst diese Strafe sie nicht abhält und sie als Soldaten noch heimlich weiter spielen, wenn schon verkleidet als Kulis oder Bauern, wenn schon an Orten, wo man sie kaum suchen würde, also z. B. in heimlichen Gemächern — und dann noch, wiederholt bestraft, spielen sie sogar noch im Arrestlocal.

Merkwürdig ist dabei, daß diese unglücklichen Spieler niemals zu demjenigen letzten Mittel greifen, welches in Europa leider gar zu häufig vorkommt, nämlich zum Selbstmorde. Es giebt unglaublich viele, einst wohlhabende Männer, welche sich vollständig ruinirt haben, welche an den Bettelstab gekommen sind, sie tragen dies Unglück, aber sie thun auch noch etwas anderes, sie stehlen, sie brechen ein. Selten um sich Nahrungsmittel zu kaufen, diese können sie überall haben, eine Hand voll Reis, ein paar Zuckerrohrhalme scheinen ihnen genug, sie stehlen, um mit dem Gelde zu spielen, und dazu giebt die Einrichtung der Häuser ihnen die mannigfaltigste Gelegenheit. Die Häuser der Europäer sind zwar meistentheils aus Stein gebaut, aber nur einstöckig, und die Fenster, wenn sie auch Glas haben, sind doch nicht durch Laden verwahrt, da genügt also das bloße Einsteigen und dies wird unternommen, überall, wo man hofft seine Mühe belohnt zu sehen. Die Häuser der Eingeborenen, zum größten Theile aus Bambus gebaut, sind noch leichter zugänglich, die Thüren haben keine Schlösser, die Wände können auseinander gebogen werden und da hinein schlüpft ein schlanker Javane sehr leicht. Schlimmer steht es um die Sicherheit des Eigenthums, wenn nicht Spieler, sondern eigentliche Diebe von Profession sich das Vergnügen des Einsteigens in die Schlafzimmer machen. Mir wurde von Holländern, welche ich für glaubwürdige Männer halten muß, erzählt, daß die malayischen und chinesischen Diebesbanden ein Mittel besitzen, welches die Hausbewohner in einen ganz eigenthümlichen Zustand versetzt, in welchem sie unthätig (obschon wachend) zusehen müssen, wie man ihre Wohnung ausraubt. Von zweien Personen, denen ein solches Unheil selbst begegnet war, wurde mir erzählt, sie seien an einem Geräusch erwacht und hätten gesehen, wie mehrere

Menschen ihre Kisten und Schränke erbrochen und ausgeleert hätten. Sie selbst seien völlig außer Stande gewesen, sich zu rühren oder zu sprechen oder auch nur einen Laut von sich zu geben, nach der Entfernung der Diebe seien sie wieder in Schlaf versunken und hätten am Morgen beim Erwachen geglaubt, sich eines lebhaften Traumes zu erinnern, bis die ausgeleerten Mobilien sie in die traurige Wirklichkeit zurückgeführt.

Auch in Europa, namentlich im mittlern und nördlichen, hat man ähnliche Fabeln, hier soll das Erzählte aber keine Fabel sein, die Menschen wollen es selbst erlebt haben. Bei uns ist es eine Kerze aus dem Fett eines gehängten Diebes oder eine Lampe von Fuchsfett, darin der Docht der kleine Finger eines von seiner Mutter ermordeten kleinen Kindes ist. Aechte Diebesromantik. Hier auf den Sunda-Inseln räuchert man die Leute mit Crocodilspeck ein, was die gedachte Wirkung haben soll. Ist an der ganzen Sache etwas Wahres, wie ich doch beinahe glauben muß, so läßt sich's nach meiner Ansicht so erklären, daß man das Schlafgemach mit dem Dunste von verdampfendem Opium füllt, dieses bringt so gut wie Chloroform eine Betäubung hervor, welche einige Zeit dauert, aber freilich ist man dabei auch bewußtlos. Zu der einfachen Thatsache wird wohl etwas phantastischer Schmuck kommen müssen und der liegt denn in dem regungslosen Schlafen mit offenen Augen 2c. 2c. Etwas ganz Aehnliches erzählt übrigens Julius Kögel in seinen Notizen über die Sunda-Inseln.

Diese schönen großen, von der Natur so herrlich und so üppig ausgestatteten Inseln haben doch auch ihre Plagen, welche schlimm genug sind. Unter diesen glaubt man oben an stellen zu müssen die Tiger und die giftigen Schlangen, und wenn Jemand sein elterliches Haus in Europa mit Erlaubniß verläßt, um nach engländischen oder holländischen Besitzungen in Indien zu gehen, so bekommt er gewiß höchst weise Lehren auf den Weg. „Lieber Sohn", sagt die Mutter, „hüte Dich doch ja vor den Schlangen", „und vor den Elephanten", setzt der Vater hinzu, „und vor Tigern", meint die Mutter, „und vor den bösen Rhinocerossen", meint der Vater, „und vor den Krokodillen", piept Fräulein Schwester, „und vor den Vampyren oder fliegenden Hunden", kräht der kleine Quartaner, der kleine Bruder, welcher aus Raff's Naturgeschichte weiß, daß diese großen Fledermäuse das Blut aussaugen.

Kommt der junge Reisende nun nach Indien, so erfährt er, daß alle diese Schreckbilder nur in der Phantasie existiren. Der Tiger sucht den Menschen nicht auf, der Mensch muß ihn aufsuchen. Rhinoceros und Elephanten sind überhaupt nicht sehr dick gesäet und befinden sich nicht in bewohnten Gegenden. Man kann sein ganzes Leben auf den Sunda-Inseln zugebracht haben, ohne ein Rhinoceros zu sehen und auch die giftigen Schlangen, von denen man so viel erzählen hört, müssen nicht so häufig sein, als man zu glauben pflegt. Die Eingeborenen aller dieser heißen Länder gehen nackten Fußes, selbst die malayischen Fürsten nicht anders. Würden die giftigen Schlangen so schreckhaft häufig

sein, so müßte man doch öfter von Unglücksfällen hören, während sie umgekehrt zu den größten Seltenheiten gehören und Schlangen von 20 Fuß Länge greifen den Menschen nur an, wenn er ihnen, unvorsichtig genug, eine Beute zu entreißen sucht, und was ist ihre Beute? Nicht wie Romandichter und Schildermaler anzugeben pflegen, der Löwe, der Tiger, sondern ein Häschen oder ein Huhn, ein Affe — vor diesen Schrecknissen zu warnen, wäre also ungefähr so, als wollte man Jemanden, der nach Deutschland reist, vor Wölfen, Luchsen und Bären warnen. Nun ja, sie kommen in Ländern vor, wo man die deutsche Zunge spricht, in der Schweiz, in Tirol, vielleicht auch noch in Steiermark, aber man muß sie sehr bitten, damit sie sich sehen lassen.

Aber es giebt allerdings große Plagen, von denen man in Europa keinen Begriff hat. Man sollte eigentlich kaum von den Mosquito's reden, denn diese kennt man wenigstens dem Namen nach, aber allerdings auch nicht viel weiter, und so ist es wohl nicht ganz unnütz, wenn ich ihnen einige Worte widme.

Der Stich derselben ist sehr schmerzhaft, und gerade die Europäer, welche neu ankommen, sind den empfindlichen Stichen dieser Thiere am mehrsten ausgesetzt. Würde man den Einwanderer nicht an seinen rothen Wangen erkennen, so kennte man ihn daran, daß er sich am heftigsten gegen die bösen Mücken wehren muß. Die Malayen helfen sich zum Theil durch Rauch, allen ihren Häusern fehlt es gänzlich an einem Abzugskanal für den Rauch, alles ist daher im Innern dunkelbraun oder schwarz mit Ruß überzogen, aber dieser Rauch vertreibt die Mosquito's, und der Malaye will lieber daran halb ersticken, als von den bösen Mücken drei Viertel todt gestochen zu werden. Bei den Europäern lagert sich das Blut leicht und feucht auf der Oberfläche, dies scheinen die Mücken zu wittern. Längerer Aufenthalt vertreibt das Blut von den Wangen und dann wird man auch nicht mehr so arg gestochen. Ein Mosquitonetz aber ist immer etwas sehr Wünschenswerthes, es fehlt daher auch selbst dem ärmsten Haushalt nicht an einer erforderlichen Anzahl sogenannter Klambus, das sind feine Matten oder baumwollene Zeuge, welche über ein leichtes Holzgestelle gehängt werden und den Schläfer ganz bedecken, und wenn die Enden dieses Zeuges unter die Matratzen gestopft werden, auch wirklich schützen, da die Maschen klein genug sind, um das Eindringen der Mücken zu hindern. Würden nun auch die Fäden fein genug sein, würde man z. B. Tüll anwenden, so wäre damit viel geholfen, aber die Fäden sind zu dick, sie gestatten keinen genügenden Luftwechsel, daher schläft man unter solchem Netze allerdings ungestochen, aber meistens im Schweiß gebadet, weil die Ausdünstung nicht entweichen kann.

Am schrecklichsten leiden die armen europäischen Soldaten. Ein wunderliches Sparsystem der Regierung schlägt ihnen die Mosquitonetze ab, ja wenn sie selbst aus eigenen Mitteln sich dergleichen anschaffen wollen, würde es nicht gestattet werden, weil die Gleichheit, die Uniform dadurch gestört wird, so nimmt denn der Ankömmling auf Rath des erfahrenen, des gedienten Soldaten das

kleine Mosquitonetz, da ihm das große nicht erlaubt ist, d. h. er nimmt ein Glas Genever oder Wachholderbranntwein, um sich zu betäuben und er trinkt allmälig so viel, bis er damit schlafen lernt, trotz der impertinenten Mückenstiche, und so wird mancher arme Soldat lediglich dadurch zum Säufer, daß man ihm den Gebrauch des Mosquitonetzes versagt.

Viel übler als die Mosquito's ist eine kleine, kaum sichtbare Art von Stechfliegen, deren Verwundung durchaus nicht gefühlt wird, welche aber nach wenigen Minuten den verletzten Theil schwellen macht und große, äußerst schmerzhafte Beulen verursacht. Gegen sie schützt kein Mosquitonetz und keine jener Vorsichtsmaßregeln, welche man gegen die giftigen Stiche der Thiere anzuwenden pflegt. Diese fast mikroskopisch kleinen Thiere werden von den Malayen Agas genannt, die brennenden Geschwülste, welche sie hervorrufen, dauern gewöhnlich drei Tage lang und verursachen während dieser Zeit ganz entschieden schlaflose Nächte. Eine schreckliche Unbequemlichkeit verursacht ein kleiner brauner Käfer, der weder beißt noch sticht und sich nicht einmal auf empfindliche Theile des Körpers niedersetzt, sondern gewöhlich in die Haare fliegt. Ließe man ihn dort ruhig sein Wesen treiben, so würde er gehen, wie er gekommen ist, aber man schlägt nach ihm und zerquetscht ihn und aus Rache versetzt er den Uebelthäter in einen sehr schlechten Geruch, in den der Wanze in allerhöchster Vervollkommnung, in einen so entsetzlichen und anhaltenden Wanzengeruch, daß man seiner trotz des Waschens mit Seife vor einer Stunde nicht los wird.

Dieser Käfer ist eine Landplage, denn er erscheint oft in großen Schwärmen und vernichtet die schönsten Reisernten, nicht, wie die Heuschrecken, dadurch, daß er die Pflanzen verzehrt, sondern dadurch, daß er Alles, worüber er gekrochen ist, ungenießbar macht. Er sondert eine klebrige Feuchtigkeit ab, welche überdies auf die Pflanzen giftig wirkt und zarte Theile derselben zum Absterben bringt. Die Malayen kennen ihn wohl, den bösen Käfer, und wenn ein Schwarm naht, so suchen sie denselben durch Fackeln zu verscheuchen, was wohl auch gelingt, wenn Wald in der Nähe ist. Ist aber dies nicht der Fall, so lassen sich diese Thiere nicht verscheuchen und die Ernte ist dann immer verloren.

Auch die sogenannten Kakerlaken sind eine wahre Plage, unausstehlicher als Tiger und Rhinocerosse, wovor man so sorgfältig gewarnt ward. Dieses Thier (Blatta orientalis) oder Bäckerschwabe ist in den heißen Gegenden, in denen man fast nur aus Holz baut, entsetzlich lästig, kommt Abends in großen Schwärmen zum Vorschein, umflattert die Lichter und löscht sie aus, wenn sie nicht durch Glocken geschützt sind, fährt überall umher, fliegt den Menschen in das Gesicht, kriecht in die Kleider und läßt einen widerlichen, lang haftenden Geruch zurück. Die Kakerlaken benagen Alles, was eßbar ist und lassen auch daran den Geruch, den sie selbst haben, zurück. Etwas kann man dagegen thun, wenn man die benagten Stücken abschneidet. Doch ist dieses wiederum kaum

möglich, weil die Menge derselben so groß ist, daß nur der sorgfältigste Verschluß in Glas oder in Metallgefäße die Speisen vor ihrer Zudringlichkeit schützen kann.

Ein noch viel lästigeres Insekt ist die weiße Ameise, ein Thier von der Größe einer Wespe, welche so starke Freßwerkzeuge hat, daß sie Möbel, ja die Häuser selbst verzehrt, aushöhlt und ohne äußerliche Verletzung doch so zerstört, daß ein mäßiger Wind genug ist, um das ganze Haus zum Zusammenbrechen zu bringen. Man sucht daher auf den Sunda-Inseln überhaupt die festesten Holzarten, das des Eisenbaumes oder der Casuarina, auf, besonders um daraus die Schwellen und die Hauptstützen des Gebäudes zu machen. Die armen Malayen und die Dajaks bedienen sich des Bambusrohres, welches eben so widerstandsfähig ist und von ihnen nicht angegriffen wird; sonst bohren sie sich mit einer unbegreiflichen Schnelle in einen Balken, einen Ständer hinein, fressen ihn hohl, um durch die gebildete Röhre weiter in das Innere zu gelangen. Sie gehen von Balken zu Balken, von Latte zu Latte, allmälig wird die noch übrig bleibende Rinde dünner, und wenn sie fertig sind mit ihrer Arbeit, so hat der Mensch alle Ursache, schleunigst auszuziehen, wenn er nicht will, daß ihm die übrig gebliebenen Stücke seines Hauses über dem Kopfe zusammenstürzen sollen.

Ist das Holz ihnen zu hart, so gehen sie auswendig daran hinauf, aber indem sie dieses thun, bilden sie sich einen bedeckten Weg. Wahrscheinlich mit irgend einer schleimigen Substanz, welche sie aus ihren eigenen Körper schöpfen, bilden sie thonhaltige Erde zu einem steinfesten Kitt, den sie fortschreitend um sich her ansetzen, dadurch Gänge fertigen, ohne sich im geringsten gegenseitig zu stören, mit unbeschreiblicher Emsigkeit auf und nieder wandernd, um auf solche Weise an den harten Pfosten vorbei bis unter das Dach zu gelangen, wo sie dann mit ihrem Zerstörungswerk beginnen, alles zernagen, was von ihren eisenartig festen Kinnbacken erfaßt wird. An diesen Gängen aber kann man sie erkennen und kann dazu thun, ihr Zerstörungswerk zu hindern, was nicht möglich ist, wenn sie im Innern der Balken arbeiten; denn es geschieht ohne irgend welches Geräusch und dabei stets in jener merkwürdigen Weise, daß sie die Außenseite der Gegenstände vollständig unbeschädigt lassen, was sogar noch geschieht, wenn es Möbel sind, an denen sie ihre Arbeit versucht haben. Sie lassen die äußerste Rinde mit einer Sorgfalt stehen, welche dem größten Künstler in solchen Sachen, welche dem geschicktesten Ebenisten Ehre machen würde; wir wollen lieber sagen, welche er in keiner Weise auszuführen im Stande sein würde.

Manchmal kommen sie durch eine kleine Oeffnung im Boden; man hat von ihrer Anwesenheit wie immer keine Ahnung, denn sie arbeiten nur des Nachts oder vielmehr nur im Finstern, sie scheuen das Licht und verkleben jede Oeffnung gleich den Bienen. Wenn sie so in die Wohnung und nicht in die Balken gedrungen sind, so haben sie keine feindselige Absicht, sie wollen sich nur häuslich niederlassen und diese Niederlassung machen sie dem Bewohner als ein

kleine Mosquitonetz, da ihm das große nicht erlaubt ist, d. h. er nimmt ein Glas Genever oder Wachholderbranntwein, um sich zu betäuben und er trinkt allmälig so viel, bis er damit schlafen lernt, trotz der impertinenten Mückenstiche, und so wird mancher arme Soldat lediglich dadurch zum Säufer, daß man ihm den Gebrauch des Mosquitonetzes versagt.

Viel übler als die Mosquito's ist eine kleine, kaum sichtbare Art von Stechfliegen, deren Verwundung durchaus nicht gefühlt wird, welche aber nach wenigen Minuten den verletzten Theil schwellen macht und große, äußerst schmerzhafte Beulen verursacht. Gegen sie schützt kein Mosquitonetz und keine jener Vorsichtsmaßregeln, welche man gegen die giftigen Stiche der Thiere anzuwenden pflegt. Diese fast mikroskopisch kleinen Thiere werden von den Malayen Agas genannt, die brennenden Geschwülste, welche sie hervorrufen, dauern gewöhnlich drei Tage lang und verursachen während dieser Zeit ganz entschieden schlaflose Nächte. Eine schreckliche Unbequemlichkeit verursacht ein kleiner brauner Käfer, der weder beißt noch sticht und sich nicht einmal auf empfindliche Theile des Körpers niedersetzt, sondern gewöhlich in die Haare fliegt. Ließe man ihn dort ruhig sein Wesen treiben, so würde er gehen, wie er gekommen ist, aber man schlägt nach ihm und zerquetscht ihn und aus Rache versetzt er den Uebelthäter in einen sehr schlechten Geruch, in den der Wanze in allerhöchster Vervollkommnung, in einen so entsetzlichen und anhaltenden Wanzengeruch, daß man seiner trotz des Waschens mit Seife vor einer Stunde nicht los wird.

Dieser Käfer ist eine Landplage, denn er erscheint oft in großen Schwärmen und vernichtet die schönsten Reisernten, nicht, wie die Heuschrecken, dadurch, daß er die Pflanzen verzehrt, sondern dadurch, daß er Alles, worüber er gekrochen ist, ungenießbar macht. Er sondert eine klebrige Feuchtigkeit ab, welche überdies auf die Pflanzen giftig wirkt und zarte Theile derselben zum Absterben bringt. Die Malayen kennen ihn wohl, den bösen Käfer, und wenn ein Schwarm naht, so suchen sie denselben durch Fackeln zu verscheuchen, was wohl auch gelingt, wenn Wald in der Nähe ist. Ist aber dies nicht der Fall, so lassen sich diese Thiere nicht verscheuchen und die Ernte ist dann immer verloren.

Auch die sogenannten Kakerlaken sind eine wahre Plage, unausstehlicher als Tiger und Rhinocerosse, wovor man so sorgfältig gewarnt ward. Dieses Thier (Blatta orientalis) oder Bäckerschwabe ist in den heißen Gegenden, in denen man fast nur aus Holz baut, entsetzlich lästig, kommt Abends in großen Schwärmen zum Vorschein, umflattert die Lichter und löscht sie aus, wenn sie nicht durch Glocken geschützt sind, fährt überall umher, fliegt den Menschen in das Gesicht, kriecht in die Kleider und läßt einen widerlichen, lang haftenden Geruch zurück. Die Kakerlaken benagen Alles, was eßbar ist und lassen auch daran den Geruch, den sie selbst haben, zurück. Etwas kann man dagegen thun, wenn man die benagten Stücken abschneidet. Doch ist dieses wiederum kaum

möglich, weil die Menge derselben so groß ist, daß nur der sorgfältigste Verschluß in Glas oder in Metallgefäße die Speisen vor ihrer Zudringlichkeit schützen kann.

Ein noch viel lästigeres Insekt ist die weiße Ameise, ein Thier von der Größe einer Wespe, welche so starke Freßwerkzeuge hat, daß sie Möbel, ja die Häuser selbst verzehrt, aushöhlt und ohne äußerliche Verletzung doch so zerstört, daß ein mäßiger Wind genug ist, um das ganze Haus zum Zusammenbrechen zu bringen. Man sucht daher auf den Sunda-Inseln überhaupt die festesten Holzarten, das des Eisenbaumes oder der Casuarina, auf, besonders um daraus die Schwellen und die Hauptstützen des Gebäudes zu machen. Die armen Malayen und die Dajaks bedienen sich des Bambusrohres, welches eben so widerstandsfähig ist und von ihnen nicht angegriffen wird; sonst bohren sie sich mit einer unbegreiflichen Schnelle in einen Balken, einen Ständer hinein, fressen ihn hohl, um durch die gebildete Röhre weiter in das Innere zu gelangen. Sie gehen von Balken zu Balken, von Latte zu Latte, allmälig wird die noch übrig bleibende Rinde dünner, und wenn sie fertig sind mit ihrer Arbeit, so hat der Mensch alle Ursache, schleunigst auszuziehen, wenn er nicht will, daß ihm die übrig gebliebenen Stücke seines Hauses über dem Kopfe zusammenstürzen sollen.

Ist das Holz ihnen zu hart, so gehen sie auswendig daran hinauf, aber indem sie dieses thun, bilden sie sich einen bedeckten Weg. Wahrscheinlich mit irgend einer schleimigen Substanz, welche sie aus ihren eigenen Körper schöpfen, bilden sie thonhaltige Erde zu einem steinfesten Kitt, den sie fortschreitend um sich her ansetzen, dadurch Gänge fertigen, ohne sich im geringsten gegenseitig zu stören, mit unbeschreiblicher Emsigkeit auf und nieder wandernd, um auf solche Weise an den harten Pfosten vorbei bis unter das Dach zu gelangen, wo sie dann mit ihrem Zerstörungswerk beginnen, alles zernagen, was von ihren eisenartig festen Kinnbacken erfaßt wird. An diesen Gängen aber kann man sie erkennen und kann dazu thun, ihr Zerstörungswerk zu hindern, was nicht möglich ist, wenn sie im Innern der Balken arbeiten; denn es geschieht ohne irgend welches Geräusch und dabei stets in jener merkwürdigen Weise, daß sie die Außenseite der Gegenstände vollständig unbeschädigt lassen, was sogar noch geschieht, wenn es Möbel sind, an denen sie ihre Arbeit versucht haben. Sie lassen die äußerste Rinde mit einer Sorgfalt stehen, welche dem größten Künstler in solchen Sachen, welche dem geschicktesten Ebenisten Ehre machen würde; wir wollen lieber sagen, welche er in keiner Weise auszuführen im Stande sein würde.

Manchmal kommen sie durch eine kleine Oeffnung im Boden; man hat von ihrer Anwesenheit wie immer keine Ahnung, denn sie arbeiten nur des Nachts oder vielmehr nur im Finstern, sie scheuen das Licht und verkleben jede Oeffnung gleich den Bienen. Wenn sie so in die Wohnung und nicht in die Balken gedrungen sind, so haben sie keine feindselige Absicht, sie wollen sich nur häuslich niederlassen und diese Niederlassung machen sie dem Bewohner als ein

fait accompli bekannt; derselbe sieht nämlich in irgend einem Winkel seiner Wohnung einen drei auch wohl vier Fuß hohen Erdkegel, welchen sie sich als überirdischen Theil ihrer Wohnung in einer Nacht erbaut haben. Auch die Matten, mit denen man die Fußböden zu bedecken pflegt, müssen aufgehoben und irgend wie in Sicherheit gebracht werden, ja sie greifen sogar Metalle an, wenigstens haben dies holländische Kassenbeamte mehrfach versichert, denn es ist öfter vorgekommen, daß von diesen Thieren den unglücklichen, verantwortlichen Beamten viele Tausende von silbernen und goldenen Münzen aufgespeist worden sind!

Zur Zeit der Paarung wachsen ihnen Flügel und die Insekten suchen einander in diesem Zustande auf, es ist der der vollständigsten Ausbildung des Insekts, dasselbe hat alsdann seine volle Größe erreicht und in ihrer völligen Reife ziehen sie in großen Schaaren aus ihren Wohnungen, um neue Colonien zu gründen. Aber gerade in diesem Zustande werden sie von Menschen und Thieren am stärksten verfolgt und von Millionen, welche ausgezogen sind, bleiben immer nur wenige zurück, denn nicht blos Vögel, kleine Schlangen, Eidechsen stellen ihnen nach, sondern sogar größere Thiere scheinen auf sie angewiesen und die Menschen essen sie als Delicatesse, fangen sie in Calebassen, in Töpfen auf, rösten und essen sie so oder rühren sie mit Mehl zu einem Teige zusammen und backen denselben. Und ihre eigenen Verwandten, andere kleinere Ameisen, schleppen jetzt die völlig hilflos gewordenen, sonst so bösartigen Termiten in ihre Nester als Proviant für ihre Colonie. Die eigenen, dem Stocke angehörigen Termiten pflegen nun gewöhnlich ein paar solcher Thiere in ihren Bau zu schleppen und daselbst scheint die Paarung, die Befruchtung, vor sich zu gehen, nach welcher das Weibchen, welches man Königin zu nennen pflegt, zu einem riesigen Monstrum aufschwillt, so daß dieses Thier bis gegen 30,000 Mal mehr Masse hat, als eine gewöhnliche Ameise dieser Gattung.

Der Leib dieser Thiere hat neun Hornringe, welche durch Haut von einander getrennt sind. Diese Haut wird so ausgedehnt, daß jede Abtheilung einen halben Zoll Länge erhält, das ganze Thier hat dann fünf bis sechs Zoll und ist so dünne geworden hinsichtlich seiner Umkleidung, daß man die Eingeweide und die Eierstöcke in dem über einen Zoll dicken Leibe ganz deutlich sehen kann. Da solch eine gnädige Frau Mama in einem Tage 80,000 Eier legt, kann man sich vorstellen, daß eine einzige ausgeflogene, zur vollkommenen Reife gelangte Brut genügend wäre, um das Land unbewohnbar zu machen, denn Millionen sind es, die ausfliegen, und viele Millionen sind es, die ein einziges Paar erzeugt, wo bliebe da Platz für andere Geschöpfe. Doch so, wie es die Natur angeordnet hat, erhält sich Alles in einem natürlichen Verhältniß, man sucht übrigens mit vollkommenem Grund, auch diese noch zu tödten, die von solch einem übrig gebliebenen Paare abstammen; man sucht die Termitennester auf, umgiebt sie mit Feuer und zerstört sie alsdann, worauf diese gefähr-

lichen Ameisen in ungeheuren Massen hervorquellen und sich in's Feuer stürzen, wie es scheint, lediglich um dasselbe zu löschen, und dadurch wird der Stock entvölkert.

Dies sind die Landplagen der in den tropischen Gegenden gelegenen Inseln, nicht Tiger, große Schlangen, blutsaugende Fledermäuse &c.

Vierundfunfzigstes Kapitel.

Das Christenthum auf den Molukken und die Art und Weise, wie die Holländer dasselbe verbreiten. Rechte, welche den Neubekehrten erwachsen und nachtheilige Folgen, welche daraus für sie entstehen. Geschichte der Entdeckung der Molukken durch Pigafetta.

Die Holländer sind sehr stolz darauf, behaupten zu dürfen, auf allen ihren Besitzungen habe das Christenthum feste Wurzeln geschlagen. Es ist nicht zu leugnen, daß viele der Eingeborenen getauft worden sind, ob das Christenthum ist, will ich dahin gestellt sein lassen, es scheint mir beinahe, als glaubten viele Geistliche dies wirklich, als glaubten sie, der Säugling, das neugeborene Kind, käme ohne Taufe in die Hölle, durch die Taufe aber in den Himmel. Gut, es sei so mit Kindern, sie mögen neugeboren sein oder nicht. Ist es denn mit Erwachsenen auch so, sollen sie nicht zuerst wissen, was das Christenthum ist, sollen sie nicht in den Moral- und Religionsgesetzen der christlichen Kirche unterrichtet werden, bevor man sie tauft?

Nun hier ist es nicht so, die Taufe ist vor allen Dingen das Wesentliche und Hauptsächliche und die Lehren, welche der Missionsprediger giebt, sind völlig unverständlich. Man hat das Vaterunser allerdings in die malayische Sprache übersetzt, in die Schriftsprache natürlich, aber diese ist etwas so ganz Appartes, daß nur ganz vornehme Malayen sie verstehen. Auch die Bibel hat man in hochmalayischer Sprache. Sehr gut für Java, vielleicht sogar noch für Sumatra, aber für den ganzen ostindischen Archipel von Borneo über Celebes nach Neu-Guinea versteht kein Mensch, selbst die Fürsten nicht, diese Sprache, in der man ihnen Morgen-, Mittags- und Abendgebete und Psalmen zu sprechen und zu singen giebt. Diejenige Sprache, die auf den Molukken am mehrsten verbreitet, ist die Bohassa, ein vom hochmalayischen so abweichender Dialekt, wie der platte des Bewohners der Nordsee von dem Dialekte des Oberdeutschen in Schwaben oder der Schweiz; man kann einen rechtgebildeten Württemberger und einen rechtgebildeten Mecklenburger zusammenbringen und man sagt zu Beiden, sie sollen sich der Schriftsprache enthalten und lediglich so sprechen, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist, so wird keiner von Beiden ein Wort von dem verstehen, was der Andere sagt, und zwar nicht etwa blos in den Haupt-

wörtern, sondern in den allergewöhnlichsten und allergebräuchlichsten Nebenwörtern; „nein“ heißt in Schwaben „noi“ und in Mecklenburg „ne“; „was“ heißt in Schwaben „waas“, in Hamburg aber „wat“. „Du weißt“ heißt in Schwaben „Du woischt“ und in Bremen „Du weetst“ und so geht das fort.

Viele von den Malayen und anderen Eingeborenen haben durch langjährigen Umgang mit den Holländern oder durch Dienste, welche sie bei ihnen genommen, holländisch gelernt. Ich habe sogar einen jungen Malayen gekannt, welcher holländisch schreiben konnte und der es in dieser edlen Kunst so weit gebracht hatte, daß er die kurzen Handelsbriefe seines Principals abschrieb, aber er verstand nicht das allergeringste von dem, was er schrieb, er konnte sich dieses von ihm Abgeschriebene nicht selbstständig in seine eigene Sprache übersetzen, und nun glaubt man, daß die Leute, welche erträglich holländisch verstehen, die Gebete des Predigers in der Kirche und die Lieder die er singen läßt, verstehen werden.

Der Unterricht ist über alle Begriffe mangelhaft und ungenügend, keines der Gesetze, welche unsere erhabene und reine Religion vorschreibt, ist den Leuten verständlich gemacht, kein altes Vorurtheil ist ausgerottet. Die Malayen sind äußerst abergläubig, wie alle rohen Völker; die Lehrer der christlichen Religion haben noch nicht einmal den Glauben an Hexen und an böse Geister beseitigt. Unzählige von den sogenannten christlichen Malayen hielten meine Uhr für etwas Lebendiges und da ich ihnen dies zu widerlegen suchte, die Uhr öffnete, den Mechanismus zeigte, hielten sie das krause Stück Gold, so nannten sie die Messingräder, für behext.

Einen sehr schlimmen Erfolg hat nun aber bei diesen Leuten der Begriff des Christenthums, die Meinung, der Christ sei etwas Vornehmeres als ein Anderer und einem Christen sei es nicht erlaubt zu arbeiten. Dies hängt nun allerdings mit der unbeschreiblichen Trägheit der Holländer, welche wirklich nicht arbeiten, innigst zusammen. Die Christen, deren unter allen holländischen Besitzungen gerade auf den Molukken die mehrsten sind, werden niemals belehrt, daß man arbeiten müsse, um zu leben, sie werden nur belehrt, daß man beten solle und sich taufen lassen müsse, und nun thun sie beides und sind dadurch Christen und vornehm.

Die christliche Religion giebt den Eingeborenen ein Recht, sich europäisch zu kleiden und wer, sei er auch noch so dürftig, es einmal dahin gebracht hat sich europäisch zu kleiden, raubt und mordet lieber wenn es ihm zu fernerer Beschaffung der abgetragenen Kleidung fehlt, als daß er die frühere malayische Kleidung wieder anlegte oder daß er arbeitete, um sich das nöthige Geld zu verschaffen. Arbeiten hält der Malaye nun einmal für eine Schande, sobald er Christ ist, vorher nicht, dann aber allerdings. Eine getaufte Dame, möge dieselbe gelb, weiß oder braun von Farbe sein, würde sich schon dadurch, daß sie auf den Markt ginge, für unauslöschlich beschimpft halten, selbst wenn ihre Die-

nerschaft zu Dutzenden hinter ihr herliefe, um das Gekaufte zu tragen. Ebenso wenig würde ein malayischer oder dajakischer Christ seinen Sonnenschirm oder Regenschirm selbst tragen, er muß unter allen Umständen einen Diener bei sich haben, der dies Geschäft besorgt; den Schirm zu tragen mit eigenen Händen würde eine beschimpfende Arbeit sein.

Das böse Beispiel geht gänzlich von den Holländern aus, welche ihre Kinder, ihre Knaben, so erziehen lassen, daß sie durchaus keine Arbeit verstehen, nur dazu da sind um sich bedienen zu lassen, zu ungeschickt um den Nachbarn eine Tasse Thee zu präsentiren. Die Eingeborenen welche Christen sind und sich dadurch für ebenbürtig mit den reichen Holländern halten, ahmen sie hierin nach, sie thun nichts und wollen, daß ihre Kinder auch nichts thun sollen, sie kennen keinen Unterschied zwischen den Menschen als den, welchen sie sich jetzt selbst gemacht haben. Früher gab es Malayen und Dajaks oder Malayen und Alfurs, jetzt giebt es Christen und Nichtchristen, die letzteren sind zum Arbeiten bestimmt, die ersteren zum Befehlen.

Die Folge von diesem unsinnigen Christenmachen ist wirkliches Elend bei diesen Unglücklichen und immer stärker hervortretender Mangel an Arbeitern bei den Holländern, und die Folge hiervon ist wieder die Einführung von Sklaven, allerdings unter ganz anderen Titeln, denn die Sklaverei hat aufgehört, ist abe nirgends so schrecklich als gerade da, wo sie aufgehört hat.

Diejenigen, welche noch wirklich ein wenig arbeiten und zugleich Christen sind, findet man in den oberen Theilen der Inseln, es sind die Besitzer von Muskatgärten oder Nelkengärten, Zimmetgärten, aber obwohl diese Leute blutwenig thun, etwa nur das Pflücken der Früchte oder der Blüthenknospen beaufsichtigen (nicht selbst vollziehen), nennt man sie schon deswegen spöttischerweise Orangunong, d. h. Bergmenschen, und bezeichnet sie als höchst unkultivirt, als dumm, als nicht begreifend, was ihnen zusteht. Findet man in Java überall die nöthigen Arbeiter (Kuli's), so fehlen diese auf den Molukken fast gänzlich. Auf der Insel Banda hat ein Erdbeben im Jahre 1852 viele steinerne Häuser der Holländer zerstört. Es war ganz unmöglich, dieselben wieder aufzuführen, man fand keine Arbeiter und das holländische Gouvernement sah sich gezwungen, chinesische Maurer und Zimmerleute von Java nach Banda zu schicken, eine Reise von 250 deutschen Meilen, in der That kein Spaß.

Die christliche Moral hat übrigens bei den Holländern auch nicht besonders tiefe Wurzeln geschlagen. Bei den jungen unverheiratheten Männern ist es eine ganz allgemeine und sogar nirgends verübelte Sitte, daß sie sich mit einer hübschen Malayin für einige Zeit verbinden. Auch für den Europäer ist dabei gar keine Gefahr, wie eifersüchtig sonst die Malayinnen auch auf den ungetheilten Besitz eines weißen Mannes sind, man muß nur in dem mit ihnen zu schließenden Accord erklären, daß man sie nicht für immer, sondern nur für zwei, drei — mehr oder weniger Jahre heirathen wolle, man giebt den Eltern ein Ge-

schenk, das Hochzeitsgeschenk, und nun ist das Mädchen für die ausbedungene Zeit die Haushälterin und Ehefrau des Weißen, und sie geht ohne Murren nach Hause, sobald ihre Zeit abgelaufen ist.

Nun aber tritt sehr häufig der Fall ein, ja man kann wohl sagen, er tritt jedesmal ein, daß, so wie der junge Mann selbstständig geworden ist, er eine Weiße heirathet. Oft vergeht von dem Tage der Bewerbung, von dem Tage des erhaltenen Jaworts noch ein halbes, noch ein ganzes Jahr, bis die Verheirathung vollzogen wird. Während dieser ganzen Zeit bleibt die bisherige Haushälterin unangefochten in ihrem Rechte, sie bleibt die Hausfrau des Bräutigams bis zu dem Tage, an welchem die Trauung vollzogen werden soll, und nun sage man noch, das seien nicht tolerante Leute. Weder die Töchter, welche sich verheirathen wollen, noch ihre Eltern, noch Bekannte oder Verwandte finden darin etwas Unerlaubtes. Das ist christliche Moral.

Ueberhaupt aber muß man fragen, was ist denn Moral? Ich weiß nicht, wie die Antwort eines Holländers ausfallen wird, aber unsere Begriffe davon hat er wenigstens nicht.

Ein Kassenbeamter eines holländischen Regiments wurde beschuldigt, große Summen Geldes unterschlagen zu haben. Er behauptete, daß dieses Verleumdung sei (wahrscheinlich hatten die Termiten ihm das Geld aufgefressen) und die gegen ihn eingeleitete Untersuchung ergab als Resultat nur einen mangelhaften Beweis, er wurde daher nicht förmlich bestraft, nicht in's Gefängniß gesetzt, sondern nur seines Amtes entsetzt nnd ehrlos erklärt. Er war sehr zufrieden damit, und er ließ das Urtheil in den Zeitungen veröffentlichen, um sich zu rechtfertigen.

Sehr gerührt hat mich das Bestreben des Missionairs — nicht doch das des Obermissionairs Roschkot auf Amboina, welcher für den Unterricht der malayischen Jugend höchlichst besorgt, Landkarten von Palästina mit malayischen Namen anfertigen ließ, damit die unschuldigen Kindlein eine recht innige Anschauung von dem Lande bekämen, in welchem Christus gewirkt hat.

Ich hoffe nicht, daß irgend Jemand so verrucht sein wird, zu behaupten, eine Landkarte von Amboina wäre ihnen dienlicher gewesen.

Nach kurzem Aufenthalt segelte der „van der Kapellen" auf der andern Seite von Gilolo abermals an der Insel vorbei, nordwärts um Menado auf Celebes zu erreichen.

Ich habe mich vergeblich bemüht, zu erfahren, wer diese Inseln entdeckt haben möge, aber höchlich interessirt hat mich, was Pigafetta, der Nachfolger Magelhaen's, über die Inseln und die ganze Meeresgegend erzählt. Bekanntlich war Magelhaen ein Portugiese, gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts geboren und im Heere angestellt, in welchem er sich verschiedentlich auszeichnete, er diente fünf Jahre in Ostindien und hat sich bei der Eroberung von Malakka hervorgethan (1510). Wie die Portugiesen es gewöhnlich machten, so geschah es auch

ihm. Obwohl einer der tapfersten Offiziere und einer der kühnsten Seefahrer, so wurde er doch und vielleicht gerade deshalb, auf das Gröblichste zurückgesetzt und so trat er in spanische Dienste, dem Kaiser versprechend, daß er die Molukken auf dem Wege nach Westen entdecken wolle. Die Molukken, die Gewürzinseln, waren bis dahin als ein Theil des portugiesischen Reiches angesehen worden, es war aber ein sonderbarer Compromiß zwischen den beiden großen Seemächten entstanden und durch den damaligen Papst bestätigt oder festgesetzt, daß nämlich alle diejenigen Länder, welche östlich vom ersten Meridian entdeckt werden würden, den Portugiesen, diejenigen Länder aber, die auf dem Wege nach Westen entdeckt würden, den Spaniern gehören sollten. Die Gewürzinseln, auf der Fahrt um das Kap der guten Hoffnung entdeckt, gehörten den Portugiesen, konnten sie aber über Amerika hinaus nochmals entdeckt werden, so gehörten sie den Spaniern, und darauf bauend, bot Magelhaen Karl V. seine Dienste an, vergessend, daß die Spanier in ihrer Dankbarkeit die rechtmäßigen Erben der Portugiesen seien.

Magelhaen fuhr, wenn man so sagen darf, quer durch Amerika hindurch, er entdeckte die nach ihm benannte Straße, welche das Feuerland von dem Festlande trennt und ging über das große Weltmeer, entdeckte viele der dort gelegenen Inseln, verlor nach und nach durch Noth einen großen Theil seiner Leute, verlor mehrere Schiffe und endlich auch auf einer der Philippinen sein Leben.

Pigafetta übernahm den Befehl über das einzig zurückbleibende Schiff und gelangte nach einem Zeitraume von drei Jahren weniger 13 Tagen nach Spanien, wo er am 7. September 1522 in Sanct Lucca einlief. Er hat die Reise mit großer Sorgfalt und, wie es scheint, mit einem Reichthum von Kenntnissen, wie er in damaliger Zeit höchst selten war, beschrieben, wurde aber durch die Eifersucht, durch das Mißtrauen der spanischen Regierung an der Veröffentlichung gehindert, das Manuscript verschwand und er wurde ein Jahr, nachdem er seine große Reise beendet, zum Johanniterritter gemacht und als ritterlicher Mönch auf Rhodos begraben. Das Manuscript seiner Reisebeschreibung war verloren, bis es in neuerer Zeit auf der herzoglichen Bibliothek in Mailand entdeckt wurde. Der Entdecker war ein gelehrter Mönch Amoretti, welcher 1741 geboren, schon in seinem sechzehnten Jahre in den Augustiner-Orden trat. 1797 ward er Bibliothekar der ambrosianischen Bibliothek zu Mailand, wo er im Jahre 1816 starb, während seines Amtes aber mit eisernem Fleiß alle Fächer der Bibliothek durchsuchte und hierbei auch mit vielen anderen hochwichtigen Werken das gesammte Manuscript des Pigafetta entdeckte und dasselbe nebst anderen höchst wichtigen Funden herausgab. Man möchte fast sagen, daß dieses Werk, welches 1808 beendet wurde, noch immer das beste sei, was man über die Molukken hat, wenn schon die Anschauungsweise nicht ganz mit der unsrigen übereinstimmt.

Pigafetta erzählt, nachdem er über die bis dahin gesehenen Inseln berichtet: „Wir nahmen den Weg wieder auf, um endlich unser Ziel, die Inseln Malucco (die Molukken) aufzufinden, weshalb wir überhaupt die ganze Reise unternommen hatten. Wir gelangten nach Zolo (Sulu), woselbst, wie man uns sagte, die schönsten Perlen gefunden würden, dort sind auch die beiden hochberühmten Perlen gefunden worden, welche der Sultan von Burne (Borneo) besitzt, zu denen er übrigens auf eine eigenthümliche Weise gekommen ist. Er hatte eine Tochter des Königs von Sulu geheirathet und dabei in Erfahrung gebracht, daß sein Schwiegervater zwei überaus große Perlen besitze. Um sich dieselben zu verschaffen, rüstete er eine Flotte von 500 wohlbewaffneten Schiffen aus, überfiel damit Sulu, nahm seinen Schwiegervater und zwei seiner Söhne gefangen und versicherte, dieselben nicht eher frei geben zu wollen, als bis man ihm die beiden Perlen auslieferte, was denn auch geschah.

Wir fuhren fort, die verschiedenen Inseln zu umschiffen; auf dieser Reise hatten wir ein schweres Unwetter zu bestehen, wir rafften alle Segel ein und baten Gott inbrünstig, unser Schifflein zu schützen, da ließen sich denn auch gnädiglich unsere Schutzheiligen zu uns hernieder. St. Elmo setzte sich auf den Mittelmast, der heilige Nicolaus auf den Besansmast und die heilige Clara auf den Fokmast und zerstreuten die Dunkelheit durch ihr Licht und befreiten uns aus der Gefahr. Wir zündeten ihnen Weihrauch an und versprachen jeden derselben einen Sklaven zu schenken."

Diese elektrische Erscheinung, deren schon die ältesten lateinischen Schriftsteller erwähnen und welche sie Castor und Pollux nannten, wird natürlich von den christlichen Seefahrern den Heiligen zugeschrieben, die drei gedachten sind die Schutzpatrone der Seefahrer und die Erscheinung selbst hat davon auch ihren Trivialnamen, das Sanct Elmsfeuer.

„Unsern Weg fortsetzend, kamen wir an einen Hafen, woselbst wir viele Leute fanden, die zwar nackend gingen, wie alle in diesen Gegenden, die sich aber doch äußerst höflich und fein gegen uns benahmen. Wir führten zwei derselben mit Gewalt hinweg, damit sie uns als Führer nach den Molukken-Inseln dienen sollten. Wir kamen auf solche Weise nach und nach an einer großen Menge von Inseln vorbei, bis wir am 6. November Angesichts einer großen Insel waren, welche uns die Piloten als die ersten der Molukken zeigten. Dies erfüllte uns mit großer Freude, wir dankten Gott auf unsern Knieen und zum Zeichen unserer Erkenntlichkeit ließen wir alle Geschütze einmal lösen" (wie Gott sich da gefreut haben mag). „Man wird sich nicht wundern, daß wir so große Freude äußerten, noch auch, daß wir uns so erkenntlich zeigten, wenn man bedenken will welch eine Zeit wir auf die Auffindung verwendet haben, welche Meeresstrecken wir durchforscht und welch eine unendliche Menge von Inseln wir besucht haben, immer lediglich in der rühmlichen Absicht, die Molukken noch einmal für unsern Herrn, den Kaiser, zu entdecken.

Die Portugiesen haben ausgesprengt, daß diese herrlichen Kleinode des Meeres fast unnahbar sind wegen der vielen Bänke und Riffe, welche man überall findet und wegen der düstern, stets mit Nebeln erfüllten Atmosphäre; wir haben aber das Gegentheil gefunden, der Himmel ist heiter, die Luft ist gesund und das Meer tief, so daß wir niemals bei weniger als hundert Faden ankerten.

Am achten des Monats November gelangten wir nach einer Insel, welche man Tador (Tidor) nennt, wir ankerten vor derselben und begrüßten die im Angesichte des Schiffes liegende Stadt mit unserer Artillerie. Am folgenden Morgen kam der König der Insel in einer Pirogue, wir fuhren ihm in unseren Schaluppen entgegen, er ließ uns in sein Boot steigen und hieß uns niedersetzen. Er selbst befand sich unter einem ungeheuren Schirme von schwerem Seidenzeuge, welcher ihn ganz beschattete. Vor ihm stand sein Sohn, welcher das Scepter hielt, hinter ihm befanden sich seine Diener, deren einer ein goldenes Gefäß mit Wasser hielt, worin er sich oft die Hände wusch. Ein anderer trug kleine Kästchen mit Betelblättern und Arikanüssen.

Der König eröffnete uns, daß er schon lange Zeit wisse, daß wir kommen würden, denn er habe wiederholt von uns geträumt, von Schiffen, welche ihn zu besuchen kämen. Um zu erfahren, ob diese Träume wirkliche Bedeutung hätten, habe er den Mond gefragt, welcher ihm erwidert habe, daß solche Schiffe allerdings ankommen würden und daß er danach uns mit Bestimmtheit entgegen gesehen habe. Es ergiebt sich hieraus, daß der König sehr gelehrt und ein großer Astrolog ist."

Fünfundfunfzigstes Kapitel.

Geschichte der Entdeckung der Molukken durch Pigafetta (Fortsetzung). Wunderbare Ansichten des spanischen Seefahrers. Seine Schilderung der Einwohner. Die heilige Dreieinigkeit muß ausgeflickt werden. Endliches Schicksal der spanischen Expedition.

„Wir baten nunmehr den König, auch auf unser Schiff zu kommen, was er gnädigst bewilligte, oben angelangt, küßten wir ihm die Hände und führten ihn zur Kapitainskajüte, in diese trat er jedoch nicht ein, weil er sich hätte in der Thüre bücken müssen, was jedenfalls gegen seine Würde gewesen wäre, darum stieg er auf das Dach und ließ sich durch die Luke von oben her in das Innere hinab" (gewiß bei weitem königlicher und würdevoller). „Hier nahm er Platz auf einem mit rothem Sammet überzogenen Stuhl, welcher ihm außerordentlich gefiel. Um ihm noch mehr unsern Respect zu erweisen, schenkten wir

ihm eine lange Schooßjacke von gelbem Plüsch und darauf setzten wir uns ihm gegenüber auf dem Boden nieder.

Nachdem wir ihm auseinandergesetzt, wer wir seien und was das Ziel unserer Reise wäre, erklärte er, daß er und seine Völker ganz zufrieden wären, Vasallen des Königs von Spanien und römischen Kaisers zu sein, er werde uns wie seine eigenen Kinder behandeln, wir dürften beliebig an's Land gehen und daselbst wohnen wie in unseren eigenen Häusern und er verlangte daß von jetzt ab seine Insel nicht mehr Tador, sondern Castilien genannt werde.

Nach dieser ersten erfolgreichen Unterhandlung machten wir ihm ein Geschenk mit dem Stuhl, auf welchem er gesessen, mit der Sammetjacke, wir gaben ihm auch vier Ellen scharlachrothen Tuches, mehrere Ellen von gelbem Damast, mehrere indische Gewebe von Gold und Seide, ein ganzes Stück weißer Leinwand, zwei Mützen, sechs Schnüre Glasperlen, zwölf Messer, drei Spiegel, ein halbes Dutzend Scheeren, eben so viel Kämme und mehrere Glasgefäße mit Gold verziert. Auch sein Sohn und seine vornehmsten Begleiter wurden reich beschenkt, sogar die letzten Personen in dem Boote, bis er uns erklärte, es sei nun genug und wir möchten mit dem ferneren Schenken nur aufhören. Er bedauerte dabei, nichts bei sich zu haben, was werthvoll genug wäre, um es dem großen Könige anzubieten, er könne daher nichts weiter thun, als sich selbst diesem Herrn zur Verfügung stellen. Nunmehr erhob er sich, um heimzukehren, dabei rieth er uns, größerer Bequemlichkeit wegen, näher an das Ufer zu rücken und wenn irgend Jemand der Seinen während der Nacht versuchen sollte, zu uns an Bord zu steigen, so sollten wir denselben nur ohne alle Umstände todtschießen. Nunmehr kletterte er wieder zur Kajüte hinaus, lediglich, um nicht den Kopf zu neigen, was er auch nicht that, wenn wir uns vor ihm bis zur Erde verneigten" (hier hatten die Spanier also Jemanden gefunden, der einen noch größern Stolz hatte, als sie).

„Der König ist ein Maure (das will sagen, ein Malaye), er zählt etwa 45 Jahre und ist ein Mann von großer Schönheit. Seine Kleidung bestand in einem langen Hemde von sehr feiner Leinwand" (bekanntlich tragen die Orientalen gar keine Hemden, was Pigafetta hier meint, ist das lange Untergewand, über welches der Kaftan kommt, dasselbe wird nicht in die Beinkleider gesteckt, sondern fällt über dieselben herab, es ist auch von oben bis unten offen und wird angezogen, wie man einen Schlafrock anzieht).

„Ueber diesem Hemde, dessen Aermel mit schöner Goldstickerei verziert waren, trug er einen seidenen Rock, welcher bis auf die Füße herabging, ein seidener, mit Gold gestickter Schleier bedeckte sein Haupt. Sein Name und Titel ist Radscha Sultan Manzor.

Am zehnten des Novembers, der ein Sonntag war, hatten wir eine neue Unterhaltung mit dem Könige, in welcher er uns bat, ihm eine spanische Flagge und ein königliches Siegel zu schenken, denn nur unter dieser Flagge wolle er

in Zukunft Krieg führen, Reiche für den König von Spanien erobern und die Verträge mit dessen Petschaft besiegeln. Sollte er einmal im Kampfe unterliegen, so wollte er auf seinem eigenen Schiff nach Spanien reisen und Petschaft und Flagge dem Könige wieder abgeben. Er bat ferner, daß einige von uns auf der Insel bleiben möchten, deren Anwesenheit würde das Andenken an den großen König in seinem Herzen länger erhalten, als alle Geschenke, die wir ihm machen könnten.

Es giebt fünf Inseln, auf denen die Gewürzbäume wachsen, um derentwillen die Molukken so berühmt sind. Ternate ist davon die bedeutendste (die



Rhede von Ternate auf den Molukken.

Zeichnung giebt die Rhede von Ternate nach dem Atlas von d'Urville). Der König dieser letzteren beherrscht die anderen, nur Tidor, vor welcher wir lagen, ist eine Insel, welche einen selbstständigen König hat, er befindet sich häufig mit den übrigen im Kampf. Ein paar der Inseln sind Republiken (d. h. sie haben keinen König), diese liefern den Beherrschern der anderen so viele Krieger als sie bezahlen können (wie es noch jetzt so in der Schweiz gehalten wird). Die ganze Reihe dieser Inseln, woselbst die Gewürzpflanzen wachsen, begreift man unter dem gemeinsamen Namen der Molukken" (nur mit dem Unterschiede, daß dieser Inseln nicht fünf, sondern wenigstens 150 sind, Rienzi zählt 162. Dieser berühmte Reisende, welcher selbst jene Gegenden lange Zeit befahren und ein großes Werk darüber herausgegeben hat, glaubt, ihre Gesammtfläche umfasse

ihm eine lange Schooßjacke von gelbem Plüsch und darauf setzten wir uns ihm gegenüber auf dem Boden nieder.

Nachdem wir ihm auseinandergesetzt, wer wir seien und was das Ziel unserer Reise wäre, erklärte er, daß er und seine Völker ganz zufrieden wären, Vasallen des Königs von Spanien und römischen Kaisers zu sein, er werde uns wie seine eigenen Kinder behandeln, wir dürften beliebig an's Land gehen und daselbst wohnen wie in unseren eigenen Häusern und er verlangte daß von jetzt ab seine Insel nicht mehr Tador, sondern Castilien genannt werde.

Nach dieser ersten erfolgreichen Unterhandlung machten wir ihm ein Geschenk mit dem Stuhl, auf welchem er gesessen, mit der Sammetjacke, wir gaben ihm auch vier Ellen scharlachrothen Tuches, mehrere Ellen von gelbem Damast, mehrere indische Gewebe von Gold und Seide, ein ganzes Stück weißer Leinwand, zwei Mützen, sechs Schnüre Glasperlen, zwölf Messer, drei Spiegel, ein halbes Dutzend Scheeren, eben so viel Kämme und mehrere Glasgefäße mit Gold verziert. Auch sein Sohn und seine vornehmsten Begleiter wurden reich beschenkt, sogar die letzten Personen in dem Boote, bis er uns erklärte, es sei nun genug und wir möchten mit dem ferneren Schenken nur aufhören. Er bedauerte dabei, nichts bei sich zu haben, was werthvoll genug wäre, um es dem großen Könige anzubieten, er könne daher nichts weiter thun, als sich selbst diesem Herrn zur Verfügung stellen. Nunmehr erhob er sich, um heimzukehren, dabei rieth er uns, größerer Bequemlichkeit wegen, näher an das Ufer zu rücken und wenn irgend Jemand der Seinen während der Nacht versuchen sollte, zu uns an Bord zu steigen, so sollten wir denselben nur ohne alle Umstände todtschießen. Nunmehr kletterte er wieder zur Kajüte hinaus, lediglich, um nicht den Kopf zu neigen, was er auch nicht that, wenn wir uns vor ihm bis zur Erde verneigten" (hier hatten die Spanier also Jemanden gefunden, der einen noch größern Stolz hatte, als sie).

„Der König ist ein Maure (das will sagen, ein Malaye), er zählt etwa 45 Jahre und ist ein Mann von großer Schönheit. Seine Kleidung bestand in einem langen Hemde von sehr feiner Leinwand" (bekanntlich tragen die Orientalen gar keine Hemden, was Pigafetta hier meint, ist das lange Untergewand, über welches der Kaftan kommt, dasselbe wird nicht in die Beinkleider gesteckt, sondern fällt über dieselben herab, es ist auch von oben bis unten offen und wird angezogen, wie man einen Schlafrock anzieht).

„Ueber diesem Hemde, dessen Aermel mit schöner Goldstickerei verziert waren, trug er einen seidenen Rock, welcher bis auf die Füße herabging, ein seidener, mit Gold gestickter Schleier bedeckte sein Haupt. Sein Name und Titel ist Radscha Sultan Manzor.

Am zehnten des Novembers, der ein Sonntag war, hatten wir eine neue Unterhaltung mit dem Könige, in welcher er uns bat, ihm eine spanische Flagge und ein königliches Siegel zu schenken, denn nur unter dieser Flagge wolle er

in Zukunft Krieg führen, Reiche für den König von Spanien erobern und die Verträge mit dessen Petschaft besiegeln. Sollte er einmal im Kampfe unterliegen, so wollte er auf seinem eigenen Schiff nach Spanien reisen und Petschaft und Flagge dem Könige wieder abgeben. Er bat ferner, daß einige von uns auf der Insel bleiben möchten, deren Anwesenheit würde das Andenken an den großen König in seinem Herzen länger erhalten, als alle Geschenke, die wir ihm machen könnten.

Es giebt fünf Inseln, auf denen die Gewürzbäume wachsen, um derentwillen die Molukken so berühmt sind. Ternate ist davon die bedeutendste (die



Rhede von Ternate auf den Molukken.

Zeichnung giebt die Rhede von Ternate nach dem Atlas von d'Urville). Der König dieser letzteren beherrscht die anderen, nur Tidor, vor welcher wir lagen, ist eine Insel, welche einen selbstständigen König hat, er befindet sich häufig mit den übrigen im Kampf. Ein paar der Inseln sind Republiken (d. h. sie haben keinen König), diese liefern den Beherrschern der anderen so viele Krieger als sie bezahlen können (wie es noch jetzt so in der Schweiz gehalten wird). Die ganze Reihe dieser Inseln, woselbst die Gewürzpflanzen wachsen, begreift man unter dem gemeinsamen Namen der Molukken" (nur mit dem Unterschiede, daß dieser Inseln nicht fünf, sondern wenigstens 150 sind, Rienzi zählt 162. Dieser berühmte Reisende, welcher selbst jene Gegenden lange Zeit befahren und ein großes Werk darüber herausgegeben hat, glaubt, ihre Gesammtfläche umfasse

300 Quadratmeilen und sei bevölkert von mehr als 200000 Menschen. Andere Geographen nehmen nur den vierten Theil davon an, da es dort weder Geburts- noch Sterberegister giebt, so ist natürlich nichts darüber festzustellen).

„Als wir in Tidor waren, erzählte man uns, daß acht Monate früher ein Mann, ein Europäer, Namens Serano, hier gestorben sei, welcher Generalkapitain des Königs von Ternate gewesen und den Krieg, der zwischen diesem und dem Könige von Tidor stattgefunden, durch einen Vergleich beendet habe" (dieser Serano war ein Halbbruder des Weltumseglers Magelhaen, ein Mann von großer Gelehrsamkeit und großem Muthe, man darf ihn als denjenigen betrachten, der die erste Weltumsegelung, der die Reise des Magelhaen vorbereitet und befördert hat). „Dieser Mann hatte den Frieden allerdings nur unter harten Bedingungen vermitteln können, der König von Tidor mußte dem Könige von Ternate seine Tochter zur Gattin und dazu noch alle Söhne der berühmtesten Krieger der Inseln als Geißeln geben, dies konnte ihm der König von Tidor niemals vergessen, er trug Rache in seinem Herzen und führte sie schließlich aus, indem er ihn durch einen Betelbissen vergiftete, als er, von Ternate nach Tidor kommend, bei dem Könige wohnte. Er wollte ihn nun auch dort verscharren lassen, allein seine Dienerschaft widersetzte sich dem und verschaffte ihm ein christliches Begräbniß. Serano hatte in Java geheirathet und hinterließ einen Sohn und eine Tochter, deren ganzes Erbe in einigen Säcken Gewürznelken bestand. Dieser Serano war es, welcher Magelhaen damals in Malacca von dem großen Schatze unterrichtete, der in diesen Gewürzinseln verborgen liege. Als Magelhaen nun den König Emanuel von Portugal bat, seine Stellung zu verbessern und seinen Gehalt zu erhöhen, schlug dieser die Bitte, welcher er wegen der großen Verdienste Magelhaen's hätte zuvorkommen sollen, rund ab und dieses bewog Magelhaen, den Dienst zu verlassen, nach Spanien zu gehen und dem Könige und dem Kaiser die Eroberung der Molukken anzutragen.

Am Montag, den 11. November, kam der Sohn des Königs von Ternate auf unser Schiff, um uns die Kinder und die Wittwe des ermordeten Serano an Bord zu bringen. Da wir indessen wußten, daß er ein Feind des Königs von Tidor sei, so wollten wir ihn nicht ohne Erlaubniß dieses letzteren empfangen und frugen deshalb an, und der König ließ uns erwiedern, wir dürften nach unserm Gefallen handeln, der Prinz aber, welcher Verdacht geschöpft hatte, war bereits vom Schiffe abgestoßen. Wir sendeten ihm die Schaluppe mit einigen Geschenken nach und erfuhren durch ihn, daß der König von Ternate gesonnen sei, sich dem Könige von Spanien gleichfalls zu unterwerfen. Auf der Insel befand sich damals Alfons de Lorosa, welcher von Banda nach Ternate gekommen war, nach Serano's Tode. Durch einen Diener des Letztgenannten erfuhren wir dieses und wir sendeten an ihn einen Brief, in welchem wir ihn baten, uns über die Lage der Sache etwas nähere Auskunft zu geben,

wir werden späterhin sehen, auf welche Weise er diesem Wunsche nachgekommen ist.

Während meiner Anwesenheit suchte ich mich über die Sitten und Gebräuche, welche hier herrschen, zu unterrichten. Ich erfuhr, daß der König so viel Frauen nehmen könne, als ihm beliebe. Er hat außerhalb der Stadt einen ausgedehnten Palast, in welchem 200 sehr hübsche und junge Frauen wohnen, eine jede derselben hat eine Dienerin oder Sklavin, welche für ihre Bedürfnisse sorgt. Der König speist immer allein oder mit einer seiner Frauen, wobei er auf einer Erhöhung sitzt und die sämmtlichen übrigen Frauen rings um ihn her am Boden ruhen. Wenn der König sein Mahl beendet hat und er es erlaubt, so speisen nunmehr alle Frauen miteinander in dem großen Saale, wenn er es jedoch nicht ausdrücklich befiehlt, so zieht sich eine jede in ihr Gemach zurück, um allein zu essen. Dem Hause, in dem die Frauen sich befinden, darf bei Todesstrafe sich kein Mann nähern. Ueberträte Jemand dieses Verbot, so würde er ohne irgend eine gerichtliche Procedur sofort in Stücken zerhauen werden.

Um das Serail des Königs stets vollzählig zu erhalten, ist eine jede Familie verpflichtet, ihm eine oder zwei Töchter, und zwar immer die schönsten, zu liefern. Auch andere Große dürfen viele Frauen haben; in Tidor wohnt eine Art Bischof" (ein muhamedanisch-malayischer Priester, den Pigafetta sehr naiv einen Bischof nennt), „welcher deren vierzig hat und eine noch viel größere Anzahl von Kindern.

Am nächsten Tage, den 12. November 1521, ließ der König einen großen Schuppen bauen, in welchem wir unsere Tauschgegenstände niederlegen sollten, es wurden Preise festgesetzt und die Handelseinheit ward ein Sack Gewürznelken von etwas mehr als 4 Centnern an Gewicht. Für 10 Ellen rothes Tuch erhielt man einen solchen Sack. Das Gewicht von 4 Centnern heißt Wahar. Eben so viel erhielt man für 15 Ellen Mitteltuch oder für 15 Aexte oder für 35 Gläser oder für 35 Ellen gewöhnlicher Leinewand oder für 25 Ellen feiner Leinewand. Auch 50 Messer oder 50 Scheeren, 40 Mützen oder für einen Centner Kupfer erhielt man ein Wahar Gewürznelken. Aus unseren Spiegeln hätten wir großen Vortheil ziehen können, aber die mehrsten waren zerbrochen und der König bemächtigte sich der ganz gebliebenen. Im Uebrigen machten wir ein vortreffliches Geschäft, denn unsere sämmtlichen Waaren hatten wir nicht gekauft, sondern einigen chinesischen Handelsjonken abgenommen, dennoch konnten wir nicht allen Vortheil aus dem Handel ziehen, indem wir einen großen Theil des Raumes für unsern Proviant benutzen mußten, auch das Trinkwasser nahm vielen Raum weg, dieses war ganz vortrefflich, es war außerordentlich heiß beim Austritte aus der Quelle, wurde aber in kurzer Zeit ungewöhnlich kalt. Seine große Hitze hat es von den Nelkenbäumen, die bekanntlich dieses hitzige Gewürz liefern, und ihre Wurzeln, ihre Temperatur dem Wasser mittheilen. Da aber diese Hitze des Gewürzes nur eine leichte und

sehr flüchtige ist, so kühlt sich das Wasser viel schneller ab, als solches, das durch Kohlen zum Sieden gebracht wird, obschon dieses hitzige Wasser der Molukken bei weitem heißer ist, als gewöhnliches kochendes Wasser."

Man kann dem guten Pigafetta diese wunderliche Meinung nicht gerade übel nehmen, lebte er doch 200 Jahre vor Erfindung des Thermometers, und behaupten ja jetzt noch Viele, obwohl das Thermometer zu Jedermanns Diensten ist, daß die heißen Wasser von Karlsbad oder Teplitz viel länger warm blieben, als gewöhnliches gekochtes Wasser, ein Unsinn, welchen ein Arzt wohl nicht verbreiten sollte, was thut man aber nicht, um das Renommé seines Badeorts zu erhöhen und dadurch mehr Patienten anzulocken. Allerdings kühlt eine hölzerne Badewanne voll heißen Wassers langsamer ab, als eine Theetasse eben so heißen Flußwassers, aber dieses würde auch stattfinden, wenn man die Theetasse mit Mineralwasser und die Badewanne mit gewöhnlichem Wasser von gleicher Temperatur füllen wollte. Um dergleichen zu bestimmen, müssen die Versuche mit gleich großen Mengen in gleich beschaffenen Gefäßen und bei gleich hohen Temperaturen sowohl des Wassers als der Luft, die es umgiebt, gemacht werden, aber man macht sie nicht mehr, um sich, sondern nur noch, um Andere zu unterrichten; denn die Thatsache selbst steht seit langer Zeit fest und ist über jeden Zweifel erhaben. Völlig unsinnig ist es, zu glauben, daß die Wärmequelle Einfluß auf die Höhe der Temperatur haben könne; es ist ganz gleichgültig, ob man Steinkohlen- oder Wasserstoffgas oder Schwefel unter einem Gefäß mit Wasser verbrennt oder ob man es erhitzt, indem man es auf eine Metalltafel setzt, die durch heftige Reibung zu einer hohen Temperatur gebracht ist, das Wasser wird unter allen Umständen dieselbe Temperatur annehmen, wird niemals weiter als bis zum Sieden kommen und dieser Siedepunkt wird unter gleichen Umständen immer gleiche Höhe haben. Daß die Gewässer auf Tidor durch die Hitze der Gewürznelkenbäume erwärmt werden, ist, wie begreiflich, auch nicht wahr, solche Irrthümer muß man dem Zeitalter, und der mittelalterlichen Anschauungsweise zu gut halten.

„Am nächsten Morgen sandte der König einen seiner Söhne nach einer benachbarten Insel, um die Bewohner derselben zu veranlassen, daß sie uns Gewürznelken zur Vervollständigung unserer Ladung bringen sollten. Bei dieser Gelegenheit bat er uns um eine Gunst. Die Indier, welche wir mitgenommen hatten, um uns den Weg zu zeigen, mußten Gelegenheit gefunden haben, mit dem Könige zu sprechen, denn er bat uns, ihm dieselben zu überlassen, er wolle dieselben mit einigen anderen, die hierher verschlagen wären, in ihre Heimath zurückschicken, sie würden dann den Ruhm des Königs von Spanien verbreiten, seinen Namen überall mit Achtung und Verehrung nennen und ihm also gewiß großen Vortheil bringen. Wir erfüllten seine Wünsche, weil wir die Leute doch zu nichts mehr brauchen konnten, da ihnen die Meere, denen wir entgegen gingen, gänzlich unbekannt waren.

„Der König bat uns noch um eine andere Gunst; er wünschte nämlich, wir möchten alle Schweine tödten, welche wir an Bord hätten, die muhamedanischen Malayen verabscheuen nämlich dieses Thier als unrein, welches gewiß sehr sonderbar ist, indem dasselbe von den Spaniern und Portugiesen unbedenklich gegessen wird, ohne daß sie dadurch aufhörten, die besten Christen der Erde zu sein. Wir erfüllten indessen seinen Wunsch, wir schlachteten die Schweine und salzten sie ein, welches wir um so leichter thun konnten, als der König uns versprach, für jedes geschlachtete Schwein vier lebende Ziegen an Bord zu schicken. Nun konnten wir uns auch erklären, warum die Malayen, wenn sie an Bord kamen, sich immer die Nase zuhielten" (dies kann auch einen andern Grund haben, da an Bord lauter Spanier waren).

„An demselben Abende kam Alfons de Lorosa an Bord unsers Schiffes, um selbst auf den Brief zu antworten. Er gab uns die vortrefflichsten Aufschlüsse über Alles, was uns interessiren konnte und dies vermochte er um so mehr, als er schon sechzehn Jahre lang in Indien, von diesen aber zehn Jahre auf den Molukken zugebracht hatte. Er war mit den ersten Portugiesen, welche sich hier niedergelassen, angekommen. Bis jetzt war über die ganze Entdeckung das tiefste Schweigen beobachtet worden, Alles war in den dunklen Mantel des Geheimnisses gehüllt, um so mehr fühlte er sich überrascht, als vor etwa einem Jahre ein großes Handelsschiff, von der Halbinsel Malacca kommend, die Nachricht gebracht habe, daß von Spanien aus eine Flotille von fünf Schiffen unter den Befehlen des Ferdinand Magelhaen abgegangen sei, um die Molukken für den König von Spanien in Besitz zu nehmen, was für den König von Portugal um so widerwärtiger sei, als es einer seiner Unterthanen gewesen, welcher ihm auf diese Art zu schaden gesucht, der König habe deshalb auch mehrere Schiffe nach verschiedenen Richtungen ausgesandt, um diesen Magelhaen mit seinen Schiffen aufzufangen, wo man ihn begegnen möge, besonders in dem Meere der Menschenfresser woselbst dann alle die Verräther des verdienten Todes gestorben wären."

(Wir sehen hier recht christliche Gesinnungen durch den lieben Emanuel, König von Portugal, ausgesprochen und in's Werk gesetzt. Die Bemannung von fünf Schiffen den menschenfressenden Papu's zu übergeben, lediglich damit sie, eines fremden Königs Unterthanen, also an ihm keine Verräther, den Verrath, die Molukken zu entdecken, nicht übten.)

„Die ausgesendeten Schiffe waren dem Admiral nicht begegnet; da man nun vernommen, daß Magelhaen einen ganz anderen Weg eingeschlagen habe, um von Osten her zu den Molukken zu gelangen, wurde der Generalkapitain Don Lopez de Sequeira beauftragt, sechs Kriegsschiffe nach den Molukken zu senden, um die spanische Flottille aufzuheben. Allein der Generalkapitain von Indien war benachrichtigt worden, daß die Türken eine große Flotte gegen

Malacca ausrüsteten, wodurch er veranlaßt worden war, sechzig Kriegsschiffe nach der Meerenge von Mekka in dem Lande Juda zu schicken."

Hier ist nicht das Land Juda, sondern die Stadt Jedda am Rothen Meer gemeint, ein Hafenort, mit welchem Mekka lebhaften Handel unterhält. Die gedachte Expedition wurde durch Soliman dem Großen unternommen, welchen die Venetianer aufgehetzt hatten. Es sollten durch dieselbe die Besitzungen der Portugiesen in Indien verwüstet und womöglich sie alle bis auf den letzten Mann abgeschlachtet werden. Die Venetianer hatten nämlich durch die Entdeckung des Weges um das Vorgebirge der guten Hoffnung beträchtlich in ihrem Handel verloren, welcher früher über das Rothe Meer, das Mittelmeer nach Venedig ging und sich jetzt ganz auf den zwar weitern, aber bequemern Weg gewendet hatte. Die Venetianer hatten zur Ausrüstung der türkischen Schiffe alles Holz und die gesammte Bewaffnung geliefert, sie verloren aber Alles, denn die Expedition schlug fehl und der große Sultan war nicht der Mann, der sich von den Venetianern hätte zur Bezahlung zwingen lassen. Die Portugiesen fanden die ungeheure türkische Flotte nahe bei Aden gelagert, griffen sie an und verbrannten sie bis auf das letzte Boot.

„Hierdurch wurde er gehindert, den Befehl gegen die spanische Flotte auszuführen, aber bald nach seiner Rückkehr hatte er eine Galione mit zwei Reihen Kanonen unter den Befehlen von Francisco Faria ausgesendet, aber auch dieses Schiff ereilte die Spanier nicht und es kehrte, wahrscheinlich in der Besorgniß vor den nicht vorhandenen Bänken, in den Hafen zurück, von welchem es ausgelaufen. Alfons de Lorosa fügte hinzu, daß vor kurzem eine portugiesische Caravelle mit zweien Jonken bei Ternate gelandet und daß die letztern auch sehr viele Gewürznelken geladen hätten, auf diesen Jonken befanden sich sieben Portugiesen, welche sich sehr viele Freiheiten gegen die Frauen herausnahmen und sich davon selbst durch die ernsthaftesten Ermahnungen der Häuptlinge nicht abhalten ließen. Nun sind die Malayen sehr empfindlich im Punkte der Ehre ihrer Frauen und so wurden denn die frechen Portugiesen, welche sich sogar Gewaltthätigkeiten erlaubten, alle zusammen ermordet, was den Commandeur des portugiesischen Schiffes dergestalt in Schrecken jagte, daß er die Anker kappen, die Segel losmachen und das Schiff eiligst zur Rückkehr wenden ließ, wobei die Jonken, mit einer Ladung von 400 Wahars und Waaren um noch einmal so viel zu kaufen, zurückblieben.

Er sagte uns auch, daß alle Jahre mehrere Jonken von Malacca nach Banda ausliefen, um dort Muskatnüsse zu holen, dieser Gewürzhandel, sagte Lorosa, sei der einträglichste, den der König von Portugal überhaupt treibe, daher die große Besorgniß, denselben zu verlieren.

Was Lorosa uns bis jetzt mitgetheilt hatte, war für uns von größtem Interesse und wir suchten ihn zu bewegen, mit uns nach Spanien zurückzukehren,

indem wir ihn hoffen ließen, daß der König von Spanien ihn sehr reich belohnen und ihn sehr auszeichnen werde.

Freitag, den 15. November, sagte der König uns, er wolle dahin gehen, wo die Portugiesen ihre Ladung mit Gewürznelken gelassen hätten, um dieselben uns zu überliefern; hierzu bedurfte er aber mehrerer Geschenke, die er im Namen des Königs von Spanien dem dortigen Häuptlinge geben wolle. Natürlich erhielt er dieselben.

Der König war sehr neugierig, besonders wollte er unsere Waffen kennen lernen, vorzüglich die weithin treffenden. Wir zeigten ihm also eine Armbrust und ein Feuergewehr, mit der erstern that er mehrere Schüsse und ich kann mir denken, daß er es in kurzer Zeit zu einer gewissen Fertigkeit würde bringen können, allein ein Feuergewehr anzurühren, gefiel ihm nicht, man konnte dazu ihn nicht bewegen.

Gegenüber Tidor liegt eine andere viel größere Insel Giailolo (Gilolo oder Halmahera), welche durch Mauren (Malayen) und Wilde bewohnt ist. Die Mauren haben zwei Könige, von denen einer 600 Kinder, der andere 525 gehabt hat, wie uns der König von Tidor versicherte. Die Eingeborenen andern Stammes haben nicht so viele Frauen als die Mauren und sind auch wieder abergläubig. Das erste Ding, was sie am Morgen beim Austritt aus ihrer Hütte sehen, bleibt der Gegenstand der Anbetung für den ganzen Tag.

Der König dieser Eingeborenen nennt sich Rajah Papua. Er ist sehr reich an Gold und wohnt im Innern der Insel. Hier wachsen zwischen den Felsen Sträucher, welche so dick sind, wie das Bein eines Mannes, sie sind gefüllt mit einem klaren Wasser, welches vortrefflich zum Trinken ist. Diese Insel hat einen solchen Umfang, daß man vier Monate brauchen würde, um dieselbe zu umschiffen. (Dies dürfte wohl mit einem kleinen Boote der Fall sein, ein Schiff aber, das erträglich günstigen Wind hat, würde kaum eine Woche dazu gebrauchen, die Insel ist 45 Meilen lang und ihre größte Breite kann man zu 10 Meilen anschlagen, dies gäbe ungefähr einen Umfang von 100 Meilen und ein Schiff dürfte nur eine Meile in der Stunde machen, um die Umschiffung in vier Tagen zu vollenden.)

Am 16. November kam einer der malayischen Könige, von mehreren seiner Schiffe begleitet, zu uns, wir machten ihm ein Geschenk mit einem Kleid aus grünem Damast, fügten dazu zwei Ellen rothen Tuches und viele andere Kleinigkeiten, unter denen auch vergoldete Gläser waren, welche ihm außerordentlich gefielen.

Der König sagte uns mit großer Freundlichkeit, daß, da wir Freunde des Königs von Tidor seien, wir auch seine Freunde sein müßten, denn er liebe diesen König, als ob er sein Sohn wäre. Er lud uns ein, sein Land zu besuchen und versicherte, daß er uns die größten Ehren erzeigen würde. Er ist ein mächtiger König, ist auf allen benachbarten Inseln sehr hoch geehrt und gilt

für äußerst weise, weil er bereits ein sehr hohes Alter erreicht hat. Der Name dieses Fürsten ist Rajah Jussuf (Joseph).

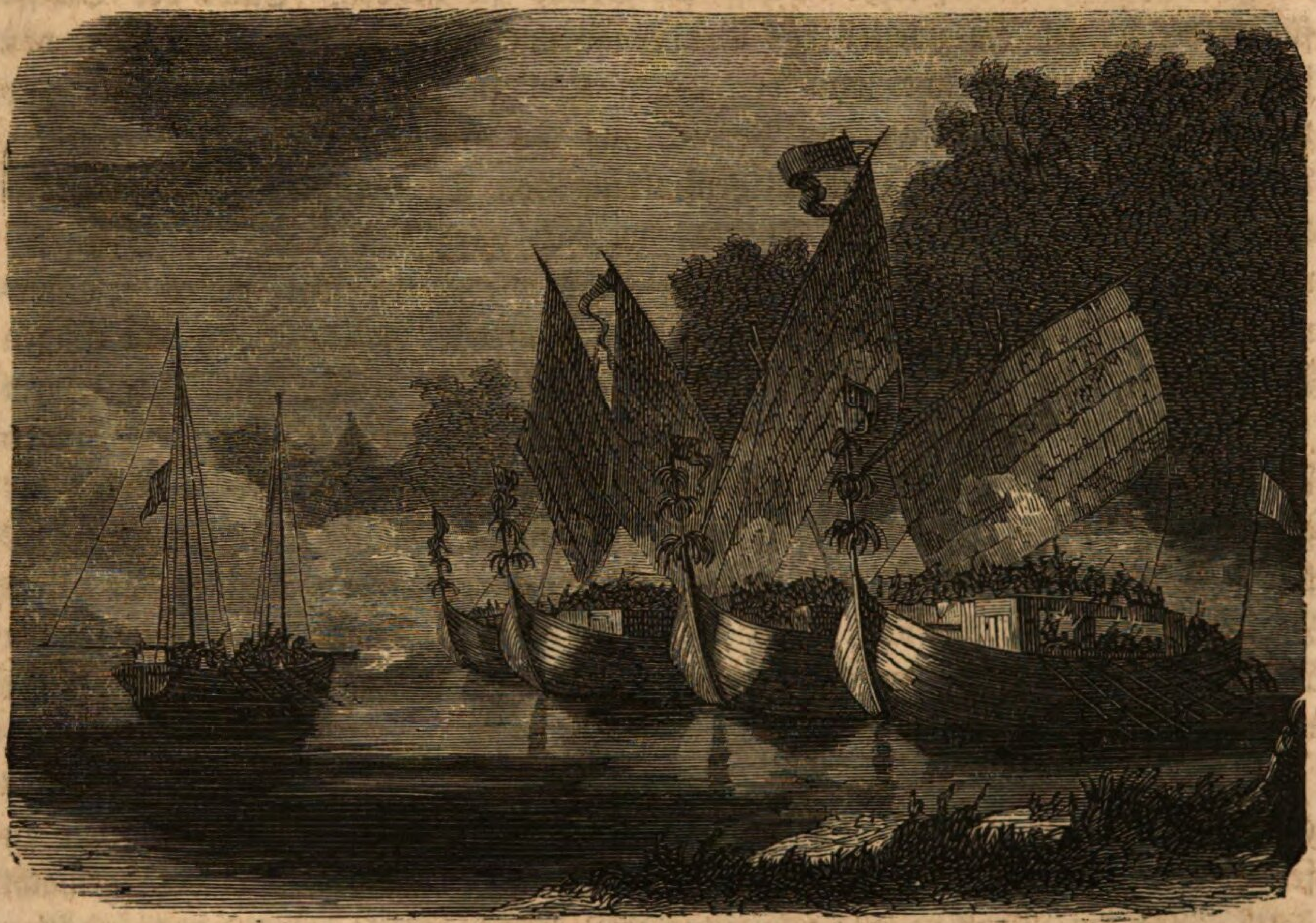
Am nächsten Morgen kam der König wieder an Bord, in der Absicht, uns manövriren zu sehen. Wir schossen mehrmals unsere Kanonen ab, was ihm zur großen Satisfaction gereichte; der König blieb bis spät Abends bei uns und erklärte dann, daß er den Seinigen befohlen habe, uns mit Allem zu versehen, was wir nur irgend wünschen könnten. Die Ernsthaftigkeit seines guten Willens bewies er uns schon durch seinen Besuch, weil es auf diesen Inseln durchaus nicht Sitte ist, daß ein König das ihm gehörige Land verläßt, aber er that es, um uns desto früher in Stand zu setzen, unsere Heimreise anzutreten und dem Könige von Spanien seine Unterwerfung anzuzeigen, durch dessen Hilfe er hoffe, seinen Vater zu rächen, den man auf der Insel Buru getödtet und dessen Körper man in's Meer geworfen habe.

Der König war immer auf unser Schiff gekommen, ohne die mindeste Besorgniß zu zeigen, was uns von seiner Tapferkeit eine sehr gute Meinung beibrachte. Nicht Alle hatten in gleicher Weise vertrauensvoll gegen uns gehandelt und daß wir so schnell mit unserer Ladung fertig waren, konnten wir auch seiner Freundlichkeit zuschreiben. Allein dies gab dem Könige von Tidor Anlaß zur Eifersucht und er lud uns zu einer großen Festlichkeit ein, bei welcher wir, wie uns in's Geheim gesagt worden war, sämmtlich ermordet werden sollten. Die Aussicht war nicht angenehm und deshalb lehnten wir die Einladung ab; gleichzeitig hatten wir erfahren, daß vor kurzer Zeit drei Portugiesen, welche Wasser einnehmen sollten, von den im Busch befindlichen Eingeborenen getödtet worden seien, was natürlich unsern Verdacht vermehrte und uns bei dem Entschlusse, nicht an's Land zu gehen, verharren ließ, obschon die Wege und Straßen des Dorfes für uns geebnet und gereinigt wurden.

Wir baten demnach den Herrn König, die ihm versprochenen Sklaven und uns entlassen zu wollen. Alsbald kam er selbst an das Schiff und versicherte, daß er sehr empfindlich sei über unsere plötzliche Abreise, da doch sonst die Schiffe einen Monat zuzubringen pflegten, um ihre Ladung zu vervollständigen, er sagte ferner, daß die Jahreszeit nicht gerade günstig sei, um dieses Meer zu befahren, daß wir ferner auch leicht portugiesischen Schiffen begegnen könnten, welche uns dann gefangen nehmen würden.

Als er sah, daß dieses Alles nicht geeignet sei, uns zurückzuhalten, so erklärte er, daß er genöthigt sei, sämmtliche Geschenke, welche wir im Namen des großen Königs ihm gemacht, zurückzugeben, denn da wir ihm nicht Zeit ließen, Gegengeschenke zu bereiten, welche seiner würdig wären, so müßten die sämmtlichen Herrscher der umher gelegenen Reiche ihn für einen Geizigen halten, auch würden sie sagen, daß unsere plötzliche Abreise nur aus Besorgniß einer Verrätherei stattfinde und er würde sein ganzes Leben hindurch den Namen eines Verräthers behalten.

Als wir hierauf schwiegen, ließ er sich den Koran bringen, küßte ihn, legte ihn vier oder fünf Mal auf sein Haupt, Gebete murmelnd, und sagte, er habe bei Allah auf den Koran geschworen, daß er immerfort ein getreuer Freund des Königs von Spanien bleiben und seine Unterthanen schützen wolle; dies bewog uns endlich, seinen Bitten nachzugeben, aber unser Verdacht war wenigstens im Allgemeinen nicht unbegründet; einige Häuptlinge der Insel hatten ihm ernstlich angerathen, uns sämmtlich zu tödten, was ihm großen Dank von Seiten der Portugiesen verschaffen würde, welche ihn besser zu unterstützen im Stande seien, als die Spanier, der König von Tidor aber hatte erklärt, daß Nichts ihn be-



Schiffe der Malayen zur Zeit der Entdeckung der Molukken durch Pigafetta.

wegen solle, solch eine Verrätherei zu üben, nachdem er dem Könige von Spanien Treue geschworen hatte. Wir beschlossen, nunmehr noch vierzehn Tage hier zu bleiben und wir nahmen daher auch noch reichliche Mengen Gewürz ein.

Einige Tage später kam der König von Ternate mit dreien seiner Frauen zu uns an Bord, nur den Königen ist es erlaubt, Frauen mit sich zu nehmen. An demselben Abende kam auch der König von Gilolo, um nochmals unsere Kanonen abschießen zu sehen. In dieser Zeit kam auch Alfons de Lorosa mit Frau und Kindern und allen seinen Besitzthümern an Bord, um mit uns nach Europa zurückzukehren.

Am nächsten Tage erschien der König von Bachiem mit seinem Bruder in

den größten maurischen Schiffen, welche ich jemals gesehen, es waren sämmtlich Ruderboote, aber sie führten auch Segel, welche von Matten zusammengenäht waren. Auf dem Vordertheil der Schiffe erhoben sich Stangen, welche mit den prächtigsten bunten Federn reich geschmückt waren und diesen Fahrzeugen ein wirklich schönes Ansehen gaben, sie waren außerordentlich zahlreich bemannt und machten einen unglaublichen Lärm, schreiend und schießend mit kleinen Gewehren. Die Schiffe hatten eine viel bedeutendere Größe als das unsrige, allein sie waren so schwach von Holz, daß unsere Armbrustbolzen und Flintenkugeln durch die Planken gegangen wären, ein einziger Kanonenschuß hätte demnach ausgereicht, um ein solches Schiff in Grund zu bohren. Eines der Schiffe führte die Musik, ein zweites das Brautpaar und die andern waren bedeckt von jungen Mädchen, welche man der neuen Königin zum Geschenk brachte und welche dann, wie natürlich, zur Vermehrung des Harems ihres Herrn dienten. Der junge Fürst brachte zugleich dem König von Tidor 500 Stücken des köstlichsten in China gearbeiteten Stoffes, welcher ganz aus Gold und Seide gewebt ist und auf den Molukken hoch geschätzt wird. Es war dieses gewissermaßen das Kaufgeld für die Dame, welche nunmehr in den Besitz des jungen Fürsten überging. Bei dem Hochzeitmahle, welches der König von Tidor seinem Schwiegersohne gab, wurde dieser letztere von fünfzig der schönsten jungen Frauen bedient, welche alle vom Gürtel bis zu den Knieen in seidene Gewänder gehüllt waren, jede derselben trug eine große flache Schüssel, auf welcher viele kleine standen, die mit künstlich zubereiteten Speisen gefüllt waren. Zehn ältere Frauen führten die Aufsicht, damit Alles in guter Ordnung gehe, die jungen Mädchen gingen Paar und Paar und zwischen je zweien ging ein Mann, welcher ein großes Gefäß mit Wein trug.

Als die Mädchen ihren Dienst verrichtet hatten, kehrten sie von den Schiffen an's Land zurück, woselbst sich viele Spanier befanden, um die Anstalten zu sehen, welche man zur Bewirthung der vielen Menschen in den Booten gemacht hatte. Da die Mädchen alle sehr jung und hübsch waren, auch durchaus keine Furcht vor den Spaniern zeigten, so machten diese ihnen allerlei kleine Geschenke, welche sie in äußerst höflicher Art erwiderten, so daß beide Theile, die Spanier sowohl als die Mädchen, sehr zufrieden waren."

Pigafetta macht jetzt eine ziemlich genaue Beschreibung von dem Paradiesvogel, von dem er sagt, daß er wahrscheinlich aus dem irdischen Paradiese komme, was auch sein Name anzeige, Bolondinata heiße Vogel Gottes. Er giebt ihm nicht nur keine Füße, sondern erklärt auch, daß er ebenso keine Flügel habe, sondern statt deren lange Büschel von Haaren, ähnlich den Reiherfedern, welche ihn in der Luft hielten, aber nur wenn es windig sei, denn bei Windstille könne er nicht fliegen. Somit ist Pigafetta wahrscheinlich der erste Europäer, welcher den Paradiesvogel beschreibt. Viele Exemplare dieses schönen Thieres befanden sich unter den Geschenken, welche der König von Tidor an

den König von Spanien schickte, nachdem diese alle beschrieben sind, fährt Pigafetta fort:

„Die aufrichtige Gesinnung des Königs ließ sich mit großer Sicherheit aus seinem ferneren Benehmen schließen, so warnte er uns auf das Inständigste, nicht bei Nacht aus dem Hause zu gehen, welches am Lande erbaut war, um als Waarenniederlage zu dienen, denn, sagte er, es gebe auf seiner Insel große Zauberer, welche durch künstliche Mittel verständen, sich so zu verwandeln, daß sie aussähen wie Menschen ohne Köpfe. In diesem Zustande gingen sie bei Nacht umher und wenn sie dann Jemand begegneten, den sie nicht leiden könnten, so berührten sie ihn, wodurch er krank würde und in wenig Tagen sterbe. Wenn ihnen mehrere Personen gleichzeitig in den Weg kämen, so berührten sie diese zwar nicht, aber sie wüßten sie dergestalt zu erschrecken, daß sie gleichfalls krank würden und stürben. Er, der König, habe schon mehrmals solche Leute hängen lassen und er hoffe, sie nach und nach alle auszurotten, vorläufig aber sei es noch nicht so weit, wir möchten uns daher bei unseren Ausgängen wohl hüten.

Wenn man bedenkt, daß dieser König eigentlich gar kein Mensch ist, da er nicht an den Sohn Gottes, noch an dessen Mutter glaubt, so muß man zugestehen, daß er sich in der ganzen Angelegenheit ziemlich gut aufgeführt hat. Die Einwohner alle sind noch schnöde Heiden und haben das Christenthum nicht erkannt, das sieht man an ihren sonderbaren Ceremonien, wenn sie z. B. ein neues Haus gebaut haben, so machen sie rund um dasselbe Feuer, dann hängen sie an das Dach alle möglichen Früchte und Wurzeln, getödtete jagdbare Thiere, Fleisch von Ziegen und Hühnern, kurz alles, was sie für besonders gut und wünschenswerth erachten und sie glauben, daß unter solchen Umständen in ihrem Hause niemals Mangel sein wird an Allem, was draußen daran hängt.

Wir beeilten nunmehr unsere Abfahrt, indem wir dem Könige noch einige Gewehre, ein paar schlechte Feldstücke und chinesisches Pulver, welches alles wir den chinesischen Jonken abgenommen hatten, schenkten. Aber kurz vor unserer Abfahrt begegnete uns noch ein Unglück, als nämlich die Victoria bereits in See gegangen war, die Dreieinigkeit aber noch nicht loskommen konnte von ihrem Ankerplatze, bemerkten die Matrosen, daß im Boden ein Leck sein müsse. Die Victoria kehrte zurück, um der Dreieinigkeit beizustehen, die letztere wurde halb ausgeladen und dann auf die Seite gelegt, allein es war vergeblich, man konnte das Leck nicht finden. Da sandte der König Taucher herbei, welche lange Zeit unter Wasser zu bleiben vermochten, in der That blieben sie auch mehr als eine halbe Stunde unter Wasser.“ (Das macht man ihnen selbst auf Ceylon nicht nach, wo die geschicktesten Taucher sein sollen, welche aber doch nicht länger als den zehnten Theil der angegebenen Zeit unter Wasser zu bleiben vermögen).

„Es kamen nun Andere, welche sich aber zuerst die Haare ganz los banden, ganz frei ließen, so daß sie ein Spiel des Wassers wurden; nunmehr tauchten

sie unter und folgten dem Zuge ihrer Haare, wo nämlich das Wasser in das Schiff drang, da konnten die Haare zuerst hineingezogen werden und da war also das Leck. Allein obwohl diese Leute mehr als eine ganze Stunde unter Wasser blieben, so wurde doch nicht das Mindeste gefunden." (Wir verstehen auch dieses gegenwärtig besser, man bringt nämlich ein Segel unter das Schiff, so daß dasselbe einen Ueberzug von Hanfleinen erhält, wie es vielleicht vorher einen solchen von Kupfer hatte. Dieses Segeltuch quillt im Wasser so stark auf, daß es für dasselbe undurchdringlich wird, wie wir von den hanfenen Spritzenschläuchen wissen, hierdurch wird das Leck, wo es auch sei, zugedeckt und dieses genügt, um dasselbe zu stopfen, so kann man dann durch Pumpen das eingetretene Wasser herausschaffen und dann von innen her zu dem Leck zu gelangen suchen.)

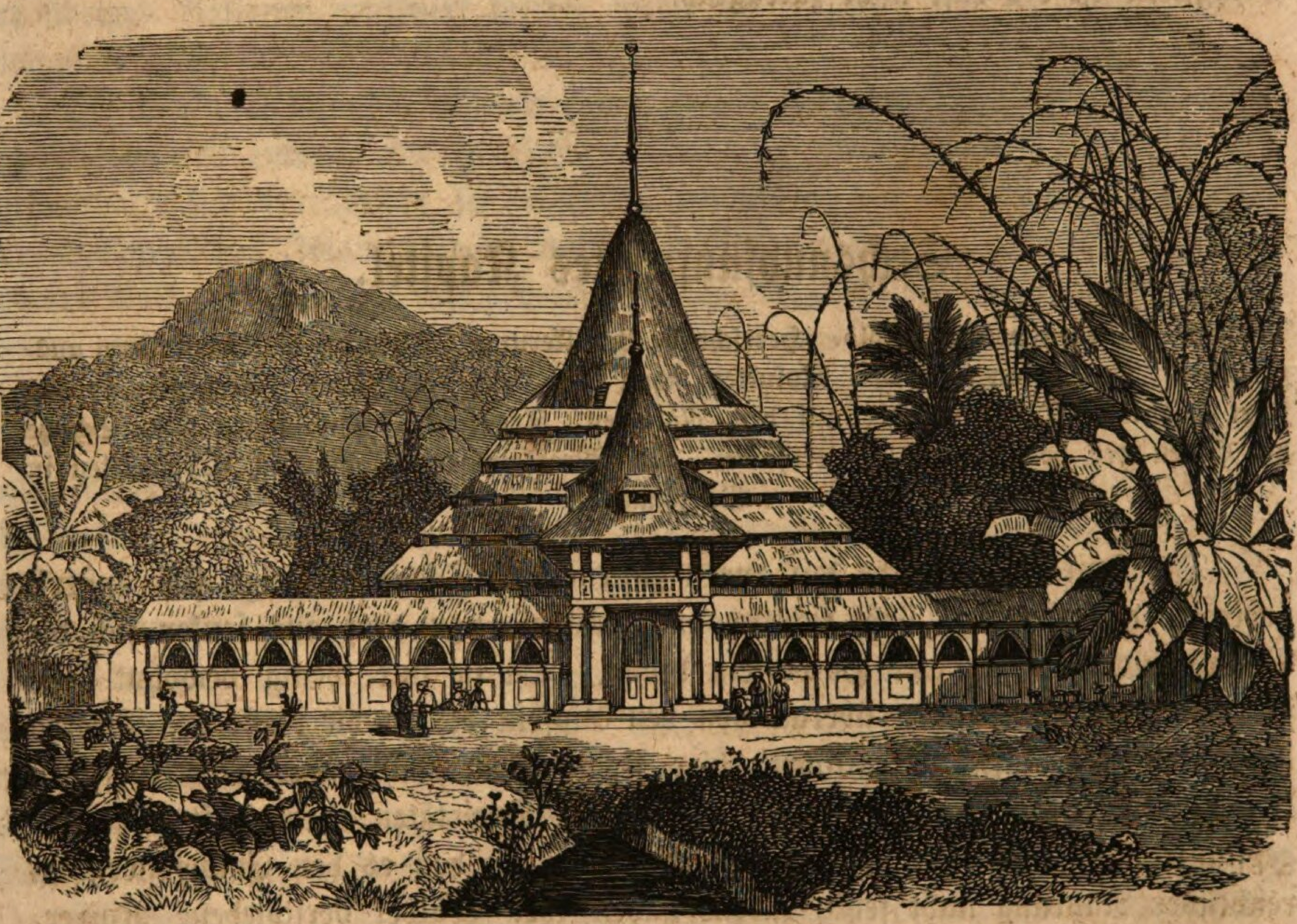
„Der König war untröstlich über das Unglück, das uns begegnet, und er erklärte, daß er mit uns nach Spanien reisen und dem Könige erzählen wolle, welch ein Unglück uns betroffen habe, damit er uns nicht zürne. Wir erwiderten ihm, daß es einer solchen großen Güte nicht bedürfe und daß wir mit der Victoria allein zurückkehren würden, um die günstigen Winde zu benutzen, daß aber in derselben Zeit die heilige Dreieinigkeit ausgeflickt werden könne, um uns dann wieder seetüchtig zu folgen, er versprach uns dabei, 250 Zimmerleute zu stellen, welche unter Leitung unserer Matrosen arbeiten sollten und daß diese behandelt werden würden, wie seine eigenen Kinder. Er seinerseits erklärte, daß er das Gefühl habe, wie ein Kind, das von der Mutter Brust gerissen würde.

Wie beschlossen, so wurde es ausgeführt, auch schickten wir noch 60 Centner Nelken zurück in das Land, woselbst die Besatzung der Dreieinigkeit wohnen sollte. Aber auch von der Victoria blieben viele am Lande zurück, weil sie die gewaltige weite Seereise fürchteten und besorgt waren, daß wir durch Hunger und durch Wassersnoth heimgesucht würden, wie dieses schon auf unserm Wege bis hierher geschehen war.

Sonnabend, den 21. Dezember, am Tage des heiligen Thomas, brachte uns der König zwei Piloten an Bord, welche uns bei vortrefflichem Winde aus den vielfältig durcheinander geworfenen Inseln führen sollten; zurück blieben 53 Europäer unter dem Befehle von Johann Carvalho und mit mir gingen 47 Europäer und 13 Indier."

Durch eine jener wunderbaren Fügungen, welche die großen Expeditionen des sechzehnten Jahrhunderts heimsuchten, befand sich gerade das Schiff, welches Magelhaen selbst bis zu seinem Tode geführt, nunmehr unter dem Befehle eines ziemlichen unfähigen Menschen, des Gonzalo Gomez von Espinosa, welcher zum Glück als Steuermann den vorhin genannten Juan de Carvalho bei sich hatte. Die heilige Dreieinigkeit wurde vor Tidor ausgebessert und wollte auf dem Wege von Panama über das Stille Meer nach Europa zurückkehren. Mehrere

Monate kreuzte er auch von Insel zu Insel, aber sein Schiff war in einem so elenden Zustande, der Weg so wenig bekannt, die Stürme und die große Sterblichkeit machten die Heimkehr so sehr problematisch, daß Espinosa sich glücklich schätzte, sich den Portugiesen ergeben zu dürfen. Antonio de Brito hatte auf Ternate am 24. Juni 1522 den Grund zu einem Fort gelegt, hier war nach fruchtlosem Hin- und Hersegeln die heilige Dreieinigkeit fest gehalten. Die ganze Equipage belief sich noch auf 17 Mann und sie ward in der entstehenden Festung eingeschlossen, vergeblich stellte Espinosa Reclamationen gegen diese Gewaltthätigkeit an, man drohte ihm, daß man ihm die Antwort auf einer Stange



Moschee auf Ternate.

bringen würde, was auf gut castilisch heißt, daß er gehängt werden solle, wenn er sich nicht ruhig verhalte. Nach vielen vergeblichen Bemühungen um Aenderung seines Schicksals, wurde er endlich nach Cochin gebracht und Vasco de Gama, damals Vicekönig von Indien, gab ihm nicht die Freiheit, sondern sandte ihn nach Lissabon, wo man ihn mit noch zweien, welche von der Equipage übrig geblieben waren, in das Gefängniß steckte, worin er sieben Monate blieb, dann aber frei wurde, ohne daß einer der damaligen Schriftsteller uns das Wie oder sonst irgend etwas von seinem ferneren Schicksal erzählten.

Auf der Insel Ternate, welche damals noch in hoher Cultur stand, befindet sich jetzt eine Stadt mit mehreren hundert Einwohnern, mit einer christ-

lichen Kirche und einer muhamedanischen Moschee, wovon unsere vorstehende Zeichnung ein Nachbild giebt, dieselbe ist als sehr heilig in der ganzen Umgegend berühmt. Ternate selbst, obschon bei weitem nicht die größte der Inseln, ist doch jetzt der Mittelpunkt des Archipels. Die ganze Insel besteht aus einem einzigen Berge, der ein Vulkan ist und sich von unten bis oben stark bewaldet zeigt. Der jetzige König bekennt sich zum Muhamedanismus, welcher seit dem fünfzehnten Jahrhundert von den Malayen angenommen worden ist. Auch ein großer Theil von Dschilolo gehört ihm, sowie der nordöstlichste Theil von Celebes. Die Insel ist sehr fruchtbar, scheint aber nicht gesund zu sein, den Europäern wenigstens ist die Luft nicht zuträglich.

Sechsundfünfzigstes Kapitel.

Aeußeres Ansehen von Dschilolo. Herrschende Bevölkerung. Versuche, die Seeräuberei auszurotten. Der Islam auf den Molukken schon sehr frühe herrschend. Ternate und das Fort Oranien. Die Holländer auf den Molukken. Treffliche Einrichtungen zum Schutze der Erben der holländischen Unterthanen. Die Weeskammer. Holländische Erbschaften in Württemberg.

Die Insel, auf welche wir zuerst zusteuerten, Dschilolo, zeigt sich äußerst gebirgig, das Centrum steht sichtlich am höchsten, von dort aus senken sich die Gebirgsrücken in die vier Halbinseln hinab. Da sie nur wenig bewohnt sind, so reichen die Waldungen überall von den Gipfeln bis in die Nähe des Meeres hinab, nur die Küste ist cultivirt; hier findet man auch außer den tropischen Früchten noch Orangen von sehr verschiedenen Varietäten, demnächst aber angepflanzt Reis und viele der eßbaren Wurzeln, so daß es den Einwohnern an reichlicher Nahrung nicht fehlt, zudem haben ihre Wälder verschiedene Rinderspecies, theils indische Büffel, theils solche, wie die ersten portugiesischen Seefahrer sie hierher gebracht haben, auch Rothwild und Schweine giebt es in Menge in den Wäldern, von den letzteren ungeheuer viel, weil dieselben von den Malayen als unrein verachtet werden. Ziegen sind gleichfalls sowohl wild als zahm vorhanden. Die Küsten werden fast ausschließlich von Malayen bewohnt, das Innere der Insel dagegen von der Papua-Race. Auf Neu-Guinea hatten sich die Papua's des Meeresstrandes bemächtigt, hier sind ihnen aber die Malayen überlegen, welche gleichzeitig die stärkeren und wirklich klügeren sind. Ihre Schiffe sind auch viel besser gebaut, wie wir schon aus der oben angeführten Zeichnung entnehmen können, sie treiben einen lebhaften Handel mit den Chinesen und den Siamesen, trotz dessen, daß die Holländer dies auf das Strengste verboten haben. Nebenbei treiben eben diese Malayen die Seeräuberei im aus-

gedehntesten Maße und man muß sich ja nicht einbilden, daß Holländer oder Engländer dieselbe wirklich ausgerottet hätten. Daß es möglich wäre, unterliegt wohl keinem Zweifel, aber wie es mit den Raubstaaten von Afrika war, so fügte sich Europa lieber der Schande und Schmach eines Tributs an die Barbaren, als daß es dieser Bestialität ein Ende gemacht hätte, bis der verhängnißvolle Fächerschlag, den der Dey von Algier dem französischen Consul gab, seinem Reiche ein Ende machte und mit ihm auch die übrigen Raubstaaten ihr abscheuliches Gewerbe aufgeben mußten. So scheint es mir, als ob die Eifersucht der Engländer diese malayischen Räuber duldete, vielleicht unterstützte, damit der Handel der übrigen Nationen erschwert werde, wenn die Malayen nur die engländische Flagge respectirten.

Die Molukken wurden erst am Anfange des sechzehnten Jahrhunderts von den Portugiesen entdeckt und in Besitz genommen, aber schon ein Jahrhundert vorher hatte sich der Islam so allgemein verbreitet, daß die Portugiesen fast nur Bekenner des Islam fanden, welche sie Mauren nannten. Früher soll ein anderes Volk dort gewohnt und geherrscht haben, wahrscheinlich eben die Papua's, welche man noch im Innern findet. Dort sollten denn viele Könige neben einander wohnen und jedem derselben stand eine Art von Minister zur Seite. Der Oberkönig aber zählte vier solcher Volksvertreter in seinem Gefolge, welche des höchsten Ansehens genossen und sogar befugt waren, den König abzusetzen, so wie sie auch einen neuen wählen durften, wenn der bisherige mit dem Tode abging. Eine solche Art zu regieren, ist in jenen Ländern etwas durchaus Ungewöhnliches und die ganze Nachricht beruht vielleicht auf einer überaus falschen Auffassung, wie dieses bei den Schriftstellern vom Ende des Mittelalters gar häufig bemerkt wird. Seit der Einführung des Islam weiß man mit Bestimmtheit, daß, wie überall bei den Muhamedanern, der absoluteste Absolutismus von dem einzigen Herrscher, von dem Despoten, dem erblichen Sultan oder Rajah ausgeht.

Die Molukken, welche zuerst durch die Portugiesen und dann durch die Spanier in Besitz genommen wurden, kannten keine anderen Herrscher als diese, sie bauten Festungen und Kirchen und führten das Christenthum auf ihre Weise ein. Im Jahre 1605 aber eroberten die Niederländer Tidor und legten darauf alsbald die Festung Oranien an. Bis zum Jahre 1663 dauerte der sehr nachlässig geführte Kampf zwischen den Holländern und den früheren Eroberern, dann aber verließen letztere freiwillig alle Stationen, welche sie bis dahin noch inne hatten. Nun bezwangen auch die Holländer die eingeborenen Fürsten, nahmen sie unter ihre liebende Obhut, aber benahmen ihnen so viel als irgend möglich die eigentliche Regentenmacht, sie führten nun den Gedanken aus, sich das Monopol des Gewürzhandels zu sichern, rotteten daher auf allen Inseln die Gewürzbäume aus und ließen sie nur auf Amboina, Banda und Ceram stehen und gaben den Fürsten kleine Pensionen unter der Bedingung, daß sie sowohl die

Gewürzbäume, welche sich in ihren kleinen Staaten noch auffinden sollten, ausrotteten, als auch den Handel mit deren Früchten unterließen. Zwei Jahrhunderte lang ist dieses verabscheuungswürdige System befolgt worden, sie mußten zuerst während des großen Continentalkrieges ihre sämmtlichen Besitzungen verlieren, um sich zu überzeugen, daß eine solche Handlungsweise weder vernünftig noch vortheilhaft sei. Sie hatten es aber nicht blos auf den eigentlichen Gewürzinseln gethan, sondern sogar auf den an der Nordküste von Neu-Holland gelegenen, auf denen sie überall kleine Festungen errichteten, um die Einwohner an der Benutzung der ihnen verliehenen Geschenke ihres Bodens zu hindern. Und sonderbar, die Menschen hatten sich an die Herrschaft der Holländer so gewöhnt, daß nach einem Zeitraume von 25 Jahren, während dessen sie von den Holländern verlassen waren und keine andere Nation sich um sie bekümmerte, sie sich noch immer für holländische Unterthanen hielten und das erste Schiff, welches durch den Marine-Lieutenant Kolff befehligt, im Jahre 1826 dort eintraf, noch die holländischen Kanonen im brauchbaren Zustande, die Häuser der Residenten zwar verfallen, aber keineswegs zerstört oder geplündert sah.

Die Großen der malayischen Bevölkerung theilten die Ansichten der von ihnen verachteten Papua's nicht, sie fügten sich nur sehr ungern der holländischen Oberherrschaft, mußten aber doch schließlich deren Herrschaft anerkennen, weil sie das bekannte römische „divide et impera“ sehr gut zu befolgen wußten, überdies aber auch eine vortreffliche Artillerie hatten, gegen welche die chinesischen Kanonen im Besitze der Malayen nicht aufkommen konnten. Im Jahre 1778 schlossen vier der mächtigsten Häuptlinge von Tidor, Matschian, Batschian und Motyr ein Bündniß zur Abwerfung des holländischen Joches, zogen da hinein eine große Menge kleinerer malayischer Fürsten und begannen nunmehr einen offenen Krieg gegen die Niederländer, jedenfalls ihr Hauptfehler; hätten sie sich damit begnügt, ihren Handel zu zerstören, so wären sie zum Ziele gelangt, denn dieses ist die empfindliche Achillesferse der Holländer. Da sie aber Schlachten zu liefern versuchten, so waren ihnen natürlich die Holländer bei weitem überlegen und der Krieg endete mit der vollständigsten Niederlage und mit der Unterwerfung unter holländische Befehle dergestalt, daß die eigene Machtvollkommenheit bis auf einen bloßen Schatten herabsank.

Der „van der Kapellen“ hatte einen großen Theil von Dschilolo umschifft und war dann zuerst in Ternate angelangt, wo ich das schon oben berührte, niederländische Fort Oranien mitten in der Stadt stehen sah, ganz geeignet, um dieselbe jeden Augenblick durch Handgranaten in Brand zu stecken. Der Palast des jetzigen Sultans liegt außerhalb der Stadt und ist groß genug, um ihn und viele seiner Sklavinnen und Frauen zu beherbergen, auch er ist ganz abhängig von Holland, aber das verderbliche Vertilgungssystem hat er nicht befolgt, im Gegentheil wird viel Handel mit Gewürzen getrieben, welche jetzt den Holländern als gekaufte Waare weit weniger kosten, als im vorigen Jahrhun-

dert, wo sie vier verschiedene Heere von Beamten, Soldaten, Matrosen und Spionen besolden mußten, um ihr unsinniges Monopol aufrecht zu erhalten.

Die Stadt ist amphitheatralisch ansteigend gebaut und ungefähr von 6000 Menschen bewohnt. Der Boden scheint außerordentlich fruchtbar und bringt alle Schätze der Tropenländer von selbst hervor, die Einwohner scheinen durchaus nicht gefährlich, vielmehr gutmüthig, aber zugleich faul, wie überall, wo die Natur Alles in zu reichem Maße bietet und der Mensch also nicht zu irgend einer Anstrengung gezwungen wird, doch macht man hier ziemlich hübsche Geschirre von Thon, welche als Handelsartikel eine ziemlich weite Verbreitung über die Nachbarinseln gefunden haben.

Ternate ist immer als einer der wichtigsten Punkte in den Molukken betrachtet worden und zwar sowohl von mercantilischer als von militairischer Seite. Fort Oranien ist eine Grenzfestung der niederländisch-malayischen Besitzungen, der Posten hat sich auch während der Kriege vom Anfange dieses Jahrhunderts gegen mehrere Angriffe keck behauptet und Ternate würde eine Perle in der holländischen Krone sein, wenn man seine Schätze und Hilfsmittel zu benutzen wüßte. Es befindet sich hier eine niederländische Regierung, repräsentirt durch einen königlichen Residenten, einem Secretair und zwei Attaché's, es besteht ferner hier eine Magistratur, ein Gerichtshof und eine Waisenkammer. Zugleich ist Ternate dadurch merkwürdig, daß der Supercargo Meyer hier keine Colonie anlegte.

Bei Erwähnung der Waisenkammer fällt mir ein, wozu dieselbe eigentlich ist: seit Jahrhunderten hat sich das Militair in den holländischen Besitzungen, sowohl in Afrika und Indien als auch in Surinam, der holländischen Guiana in Südamerika, aus Deutschland rekrutirt. Früher verkauften bekanntlich nicht blos die Schweizer, die Vorkämpfer der Freiheit, ganze Regimenter um gutes Geld an die Könige von Frankreich, von Spanien, von Baiern, an den Kaiser von Oesterreich und sogar an den Papst (obwohl sie Protestanten und die sämmtlichen Käufer Katholiken waren), sondern auch andere Staaten, wie die Herzogthümer Württemberg, Baden, Nassau, die beiden Hessen rc. verkauften Regimenter an Holland und England, welche von den ersteren nach dem Cap und Batavia, von den letztern aber nach Nordamerika gegen ihre eigenen Nachkommen in den Colonien geschickt wurden.

Von diesen letzteren ist nicht viel zu sagen, bekanntlich kann ein engländischer Soldat es nie zu etwas Höherem bringen, als zum Unteroffizier, denn die Offizierstellen sind ja sowohl als die geistlichen Pfründen ganz ausschließlich zum Gebrauch der jüngeren Söhne vornehmer Familien bestimmt. Wenn nun solch ein Unteroffizier stirbt, so wird er eingescharrt und damit ist seine Geschichte beendigt.

In Holland war dieses anders. Die Holländer haben nicht viel Neigung zum Soldatenspielen, ihre reichen Kaufleute stiften auch keine Majorate, es giebt

daher auch keine jüngeren Söhne, welche durch ein Lieutenantspatent beglückt werden könnten, dem Soldaten der sich für Indien bestimmt, steht, wenn er tapfer ist und etwas gelernt hat, der Weg nicht nur zu einer Lieutenantsstelle, sondern zu jeder andern Militaircharge offen und da nun theils die Offiziere besser besoldet sind, als hier auf dem Festlande von Europa und ihnen ferner Mittel und Wege zu Gebote stehen, sich auf mancherlei Art Geld zu machen, so ist ihre Geschichte noch nicht zu Ende, wenn sie sterben, denn sie hinterlassen etwas. 100,000 Gulden ist etwas so Gewöhnliches, daß man dieses kaum der Rede werth findet, das Dreifache, oft das Zehnfache davon ist nicht selten die Hinterlassenschaft eines solchen Abenteurers.

Wem gehört nun dieses Vermögen? Dazu ist die Weeskammer, die Waisenkammer, da, sie soll die nächsten Verwandten des Verstorbenen ermitteln, bis dahin sein Vermögen verwalten und wenn die Ermittelung gelungen, dasselbe den Hinterbliebenen übermachen.

Man wird fragen, haben sich denn diese Leute, die mitunter zwanzig, auch dreißig Jahre in den holländischen Besitzungen lebten, nicht verheirathet?

O ja, meistentheils, aber nach Landessitte, sie haben eine junge und hübsche Malayin gefragt, ob sie ihre Hausfrau sein wolle, das Mädchen hat ja gesagt, die Ringe sind gewechselt, sie zieht zu dem wohlhabenden und immer reicher werdenden Weißen, sie ist seine Frau, sie ist die Mutter seiner Kinder und welch eine Frau und welch eine Mutter!

Nun frägt die Weeskammer nach dem Taufscheine, ein solcher ist nicht vorhanden. — Nun dann ist die Frau auch keine Frau, sondern eine Concubine, die Kinder sind also nicht eheliche Kinder, haben keinen Theil an der Erbschaft, werden unbarmherzig aus dem bisher bewohnten Hause gejagt und die Weeskammer nimmt das Vermögen in Verwahrung. Sie macht nun in einer holländischen Zeitung bekannt, daß Der und Der da und da gestorben ist und einiges Vermögen hinterlassen hat, die gesetzmäßigen Erben mögen sich melden.

Ja, wer liest in Deutschland eine holländische Zeitung und wer kommt darauf, in derselben die gerichtlichen Bekanntmachungen aufzusuchen, und so bleibt denn das schöne Vermögen im Besitz der Weeskammer wahrscheinlich nicht unbenutzt, denn dazu sind die Holländer zu gute Kaufleute und sie verwalten ja ihr eigenes Vermögen, denn auf ihrem Grund und Boden ist es erworben und Niemand wird danach fragen, aber mitunter frägt doch Einer danach.

Von den württembergischen Herzögen sind viele Tausende der geduldigen Unterthanen an die Holländer verkauft und obwohl dies letztere nicht mehr geschieht, wie es im Anfange dieses Jahrhunderts geschah, so gehen dennoch freiwillig viele Schwaben, denen es in ihrem schönen Lande zu enge wird, in holländische Dienste und davon kommt hin und wieder einer zurück, wenn auch nicht übermäßig reich, aber doch immer im Besitze einer Summe, welche ihn für seine Zukunft sicher stellt. Solche Leute können auch holländisch und lesen holländische

Zeitungen und machen dann wohl die Kinder eines frühern Bekannten darauf aufmerksam, daß Der und Jener dort gestorben ist und sie geben ihnen die Wege an, welche sie einzuschlagen haben, um sich der Erbschaft zu gewissern. Ach, ihr armen Menschen, die ihr auf eine solche Erbschaft rechnet, wie werdet ihr gefoppt werden, was werdet ihr zu dulden haben, bevor ihr nach vielen Jahren erfahret, daß alle eure Hoffnungen Chimairen gewesen sind und daß ihr euer gutes Geld, vielleicht euren ganzen Reichthum, an die elendeste, nichtsnutzigste Sache vergeudet habt!

Mir sind selbst einige Fälle bekannt, welche abschreckend genug einen Jeden warnen sollten, auch nur daran zu denken, solche Unternehmungen zu wagen, allein die Thorheit der Menschen ist zu groß und überdies giebt es gerade in Württemberg Leute, welche auf dergleichen Speculationen reisen. Sie wissen irgend welchen Namen eines nach Java Gegangenen, sie haben erfahren, daß er dort unter Hinterlassung von einer Million Gulden vor 120 Jahren gestorben ist. Sie wissen, daß dieses kleine Vermögen von der Waisenkammer verwaltet worden ist und sich jetzt auf 256 Millionen Gulden beläuft. Die Sache verhält sich nämlich so, daß bei 5 Prozent Zinsen, welche ein Jeder zu beanspruchen hat, das Capital sich binnen vierzehn Jahren verdoppelt, wenn man Zinsen auf Zinsen legt, wie dieses nothwendigerweise stattfinden muß, da dieselben nicht consumirt werden. Binnen 28 Jahren sind also aus der einen Million schon vier geworden, binnen 42 Jahren acht, da nun aber 120 Jahre verflossen sind, so schenken wir der holländischen Regierung noch eine schöne Summe von einigen hundert Millionen, wenn wir nur eine achtmalige Verdoppelung annehmen, da wir ja eine acht und eine halbmalige beanspruchen können. Die holländische Regierung, mit solch einem schönen Rabatt höchst zufrieden, wird uns das ungeheure Kapital sofort auszahlen, wenn wir nur erst die nöthigen Schritte gethan, die weitläuftigen Wege aufgefunden und endlich eingeschlagen haben. Aber freilich diese Wege sind kostbar, der Unternehmer ist außer Stande, seinen Schatz zu heben, er bittet daher wohlhabende Personen, sich an seiner Unternehmung zu betheiligen, und was ist dabei nicht zu gewinnen, wer möchte es ablehnen, wenn er sich auf so leichte, auf so sichere Weise bereichern kann, denn der Unternehmer sichert einem Jeden auf einen Stempelbogen das Zweihundertfache von dem zu, was er zur Betreibung der Unternehmung eingezahlt hat; will Jemand sich mithin ein Vermögen von 20,000 Gulden verschaffen, so darf er nur 100 Gulden zu der Unternehmung beisteuern und sobald die Gelder flüssig sind, so werden ihm die 20,000 Gulden unweigerlich ausgezahlt. Will er sich mit 300 oder 500 Gulden betheiligen, um so besser, so wird er 60,000 oder 100,000 Gulden bekommen. Das ist kein Lotteriespiel, bei welchem man möglicherweise auch einen geringen Gewinn machen oder auch nur sein Geld wieder bekommen, oder wohl gar auch dieses verlieren kann. Nein, es ist ein ganz sicherer Erwerb und wenn der Unternehmer selbst mehr Geld dis-

ponibel hätte, so würde er sich wohl hüten, diese Summe mit Anderen zu theilen.

Die Unternehmer zeigen Briefe von Advokaten aus dem Haag oder aus Amsterdam, wonach es eigentlich bereits zu spät ist, sich noch zu betheiligen, aber aus Freundschaft für den armen Schuhmacher, der sich gerade 500 Gulden gespart hat, aus Mitleiden mit dem armen Dienstmädchen, welches sich im Laufe vieler Jahre 100 Gulden zusammenscharrte, um sich damit späterhin in's Hospital zu kaufen, machen sie das Unmögliche möglich und gestatten noch den Beitritt.

Auf solche Weise verschaffen dergleichen Schufte lediglich, die Leichtgläubigkeit der armen Menschen benutzend, sich Geld und immer wieder Geld, denn immer findet sich noch Einer, der eben so dumm ist, wie der Vorige und auf diese schändliche, heimtückische, hinterlistige Art wird leichtgläubigen Bauern, Handwerkern und Dienstboten ihr mühsam ersparter Nothgroschen abgelockt und viele Familien in Württemberg leben ganz ausschließlich von diesem schnöden Gewerbe.

Aber abgesehen von diesen betrügerischen Erbschaften, deren Erfinder den Pranger verdienen, giebt es nun auch wirkliche, nachweisbar vorhandene Erbschaften, aber sie sind von solchen Hindernissen umgeben, durch so undurchdringliche Barrikaden verschanzt, von so dichten Schleiern tiefer Intriguen bedeckt, daß dadurch schon ihre Hebung unmöglich wird. Wer solch einem Erbschaftsspeculanten in die Hände fällt, verliert allerdings sein Geld, wehe aber Demjenigen, der selbst Ansprüche zu haben glaubt und diese persönlich geltend machen will, sein Loos ist, auf den Straßen von Amsterdam zu verhungern oder zum Matrosen gepreßt, auf ein Schiff nach dem nämlichen Java gebracht zu werden, wo sein Vorfahre gestorben ist, falls er nicht früh genug gewitzigt die Post nimmt und eiligst, ehe seine Geldmittel erschöpft sind, abreist.

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Celebes. Die Stadt Menado. Gemischte Bevölkerung. Der Supercargo im höchsten Glanz. Eine ceremonielle Vorstellung. Reise in das Innere und die Art, wie die reichen Leute dergleichen besorgen. Eine Riesentreppe. Das Ziel des Marsches für den Supercargo. Unser Frühstück läuft die Treppe hinunter. Umkehr nach der Stadt und fernere Ausflüge. Das Babirussa.

Zu dieser Herzensergießung veranlaßte mich die Waisenkammer von Ternate, möge Gott Jedermann bewahren vor dem Glück, von ihrer redlichen Verwaltung Gebrauch zu machen, ich aber will ihrer ferner nicht gedenken, sondern

mich fein mit meiner Reise beschäftigen, welche bei heiterstem Wetter fortgesetzt wurde und mich in Kurzem nach Celebes brachte. Ohne irgend einen Unfall umsegelten wir das Nordcap von Celebes und gelangten nach der prächtigen Bay von Menado, vor welcher der „van der Kapellen" seine breiteste Flagge aufzog, um zu zeigen, daß er ein Holländer sei und nicht nöthig habe, Ankergeld zu bezahlen, welches hier eine so wunderbare Höhe erreicht, daß Niemand Lust hat, den Versuch einer Ankerung zu machen, es ist als ob die Holländer sich die Luft, die man athmet, bezahlen lassen wollten, es geschieht aber nur, um die Fremden auszuschließen und den Holländern das Handelsmonopol zu erhalten, eine traurige und verkehrte Politik, welche ihnen nicht das Geringste eingebracht hat.

Der Ort ist ein Freihafen, es scheint dies aber nur illusorisch und das alte Prohibitivsystem noch in vollster Blüthe zu sein, denn allen fremden Schiffern, europäischen oder amerikanischen, werden so viele Hindernisse in den Weg gelegt, daß sie wenig oder gar keine Geschäfte machen können und sich deshalb allmälig mehr und mehr zurückziehen, obwohl am Anfange, als Menado für einen Freihafen erklärt wurde, der Verkehr sehr lebhaft zu werden versprach.

Engroshändler mit den Landesprodukten, Cacao, Kaffee, Gewürze, giebt es hier gar nicht, Alles wird in kleinen Parthien zusammengekauft und wird dann meistenstheils nach den Haupthandelsplätzen auf Java oder Sumatra gebracht. Dagegen werden viele Waaren hier eingeführt, wie die europäischen, malayischen oder dajakischen Leute sie brauchen. Der Handelsherr, der sie hierher versendet, will keinen Detailverkauf betreiben, will aber seine Waaren möglichst schnell los sein und verkauft sie deshalb auf Auctionen und mit dreimonatlichem Credit. Während dieser drei Monate sucht der Käufer die Gegenstände wieder los zu werden und das gelingt meistentheils in solcher Art, daß der Käufer das Doppelte, auch das Dreifache des Kaufpreises eingezogen hat, bevor der Termin abgelaufen ist, woraus denn die Möglichkeit, mit sehr geringen Mitteln bald wohlhabend und reich zu werden, hervorgeht. Allerdings verspekuliren sich die Leute auch mitunter und dann giebt es Bankerotte.

Ich bin übrigens vollkommen überzeugt, daß für viele deutsche Waaren hier ein vortrefflicher Markt wäre, so ächte und unächte Silbertressen, große Glasperlen, grobes Tuch, Regenmäntel von Wachstuch oder elastischem Gummi, mancherlei Hausgeräthe, viele Gartengeräthschaften, besonders auch ein= oder zweiräderige Karren und kleine Handwagen, auf denen man 6 bis 8 Centner fortschaffen könnte. Einen vortrefflichen Absatz würden hier auch unsere Liqueure finden. Die Holländer und die Engländer trinken mit Todesverachtung ihren höchst übelschmeckenden Genever oder Ginn und die Malayen äffen dieses nach, wie sie überhaupt europäische Sitten nachäffen, sie halten das Trinken von Branntwein für nöthig, um vornehm zu sein, aber ich habe noch Niemanden gefunden, dem der Genever oder der räucherige Schiedamer=Wachholderbranntwein

daher auch keine jüngeren Söhne, welche durch ein Lieutenantspatent beglückt werden könnten, dem Soldaten der sich für Indien bestimmt, steht, wenn er tapfer ist und etwas gelernt hat, der Weg nicht nur zu einer Lieutenantsstelle, sondern zu jeder andern Militaircharge offen und da nun theils die Offiziere besser besoldet sind, als hier auf dem Festlande von Europa und ihnen ferner Mittel und Wege zu Gebote stehen, sich auf mancherlei Art Geld zu machen, so ist ihre Geschichte noch nicht zu Ende, wenn sie sterben, denn sie hinterlassen etwas. 100,000 Gulden ist etwas so Gewöhnliches, daß man dieses kaum der Rede werth findet, das Dreifache, oft das Zehnfache davon ist nicht selten die Hinterlassenschaft eines solchen Abenteurers.

Wem gehört nun dieses Vermögen? Dazu ist die Weeskammer, die Waisenkammer, da, sie soll die nächsten Verwandten des Verstorbenen ermitteln, bis dahin sein Vermögen verwalten und wenn die Ermittelung gelungen, dasselbe den Hinterbliebenen übermachen.

Man wird fragen, haben sich denn diese Leute, die mitunter zwanzig, auch dreißig Jahre in den holländischen Besitzungen lebten, nicht verheirathet?

O ja, meistentheils, aber nach Landessitte, sie haben eine junge und hübsche Malayin gefragt, ob sie ihre Hausfrau sein wolle, das Mädchen hat ja gesagt, die Ringe sind gewechselt, sie zieht zu dem wohlhabenden und immer reicher werdenden Weißen, sie ist seine Frau, sie ist die Mutter seiner Kinder und welch eine Frau und welch eine Mutter!

Nun frägt die Weeskammer nach dem Taufscheine, ein solcher ist nicht vorhanden. — Nun dann ist die Frau auch keine Frau, sondern eine Concubine, die Kinder sind also nicht eheliche Kinder, haben keinen Theil an der Erbschaft, werden unbarmherzig aus dem bisher bewohnten Hause gejagt und die Weeskammer nimmt das Vermögen in Verwahrung. Sie macht nun in einer holländischen Zeitung bekannt, daß Der und Der da und da gestorben ist und einiges Vermögen hinterlassen hat, die gesetzmäßigen Erben mögen sich melden.

Ja, wer liest in Deutschland eine holländische Zeitung und wer kommt darauf, in derselben die gerichtlichen Bekanntmachungen aufzusuchen, und so bleibt denn das schöne Vermögen im Besitz der Weeskammer wahrscheinlich nicht unbenutzt, denn dazu sind die Holländer zu gute Kaufleute und sie verwalten ja ihr eigenes Vermögen, denn auf ihrem Grund und Boden ist es erworben und Niemand wird danach fragen, aber mitunter frägt doch Einer danach.

Von den württembergischen Herzögen sind viele Tausende der geduldigen Unterthanen an die Holländer verkauft und obwohl dies letztere nicht mehr geschieht, wie es im Anfange dieses Jahrhunderts geschah, so gehen dennoch freiwillig viele Schwaben, denen es in ihrem schönen Lande zu enge wird, in holländische Dienste und davon kommt hin und wieder einer zurück, wenn auch nicht übermäßig reich, aber doch immer im Besitze einer Summe, welche ihn für seine Zukunft sicher stellt. Solche Leute können auch holländisch und lesen holländische

Zeitungen und machen dann wohl die Kinder eines frühern Bekannten darauf aufmerksam, daß Der und Jener dort gestorben ist und sie geben ihnen die Wege an, welche sie einzuschlagen haben, um sich der Erbschaft zu gewissern. Ach, ihr armen Menschen, die ihr auf eine solche Erbschaft rechnet, wie werdet ihr gefoppt werden, was werdet ihr zu dulden haben, bevor ihr nach vielen Jahren erfahret, daß alle eure Hoffnungen Chimairen gewesen sind und daß ihr euer gutes Geld, vielleicht euren ganzen Reichthum, an die elendeste, nichtsnutzigste Sache vergeudet habt!

Mir sind selbst einige Fälle bekannt, welche abschreckend genug einen Jeden warnen sollten, auch nur daran zu denken, solche Unternehmungen zu wagen, allein die Thorheit der Menschen ist zu groß und überdies giebt es gerade in Württemberg Leute, welche auf dergleichen Speculationen reisen. Sie wissen irgend welchen Namen eines nach Java Gegangenen, sie haben erfahren, daß er dort unter Hinterlassung von einer Million Gulden vor 120 Jahren gestorben ist. Sie wissen, daß dieses kleine Vermögen von der Waisenkammer verwaltet worden ist und sich jetzt auf 256 Millionen Gulden beläuft. Die Sache verhält sich nämlich so, daß bei 5 Prozent Zinsen, welche ein Jeder zu beanspruchen hat, das Capital sich binnen vierzehn Jahren verdoppelt, wenn man Zinsen auf Zinsen legt, wie dieses nothwendigerweise stattfinden muß, da dieselben nicht consumirt werden. Binnen 28 Jahren sind also aus der einen Million schon vier geworden, binnen 42 Jahren acht, da nun aber 120 Jahre verflossen sind, so schenken wir der holländischen Regierung noch eine schöne Summe von einigen hundert Millionen, wenn wir nur eine achtmalige Verdoppelung annehmen, da wir ja eine acht und eine halbmalige beanspruchen können. Die holländische Regierung, mit solch einem schönen Rabatt höchst zufrieden, wird uns das ungeheure Kapital sofort auszahlen, wenn wir nur erst die nöthigen Schritte gethan, die weitläuftigen Wege aufgefunden und endlich eingeschlagen haben. Aber freilich diese Wege sind kostbar, der Unternehmer ist außer Stande, seinen Schatz zu heben, er bittet daher wohlhabende Personen, sich an seiner Unternehmung zu betheiligen, und was ist dabei nicht zu gewinnen, wer möchte es ablehnen, wenn er sich auf so leichte, auf so sichere Weise bereichern kann, denn der Unternehmer sichert einem Jeden auf einen Stempelbogen das Zweihundertfache von dem zu, was er zur Betreibung der Unternehmung eingezahlt hat; will Jemand sich mithin ein Vermögen von 20,000 Gulden verschaffen, so darf er nur 100 Gulden zu der Unternehmung beisteuern und sobald die Gelder flüssig sind, so werden ihm die 20,000 Gulden unweigerlich ausgezahlt. Will er sich mit 300 oder 500 Gulden betheiligen, um so besser, so wird er 60,000 oder 100,000 Gulden bekommen. Das ist kein Lotteriespiel, bei welchem man möglicherweise auch einen geringen Gewinn machen oder auch nur sein Geld wieder bekommen, oder wohl gar auch dieses verlieren kann. Nein, es ist ein ganz sicherer Erwerb und wenn der Unternehmer selbst mehr Geld dis-

ponibel hätte, so würde er sich wohl hüten, diese Summe mit Anderen zu theilen.

Die Unternehmer zeigen Briefe von Advokaten aus dem Haag oder aus Amsterdam, wonach es eigentlich bereits zu spät ist, sich noch zu betheiligen, aber aus Freundschaft für den armen Schuhmacher, der sich gerade 500 Gulden gespart hat, aus Mitleiden mit dem armen Dienstmädchen, welches sich im Laufe vieler Jahre 100 Gulden zusammenscharrte, um sich damit späterhin in's Hospital zu kaufen, machen sie das Unmögliche möglich und gestatten noch den Beitritt.

Auf solche Weise verschaffen dergleichen Schufte lediglich, die Leichtgläubigkeit der armen Menschen benutzend, sich Geld und immer wieder Geld, denn immer findet sich noch Einer, der eben so dumm ist, wie der Vorige und auf diese schändliche, heimtückische, hinterlistige Art wird leichtgläubigen Bauern, Handwerkern und Dienstboten ihr mühsam ersparter Nothgroschen abgelockt und viele Familien in Württemberg leben ganz ausschließlich von diesem schnöden Gewerbe.

Aber abgesehen von diesen betrügerischen Erbschaften, deren Erfinder den Pranger verdienen, giebt es nun auch wirkliche, nachweisbar vorhandene Erbschaften, aber sie sind von solchen Hindernissen umgeben, durch so undurchdringliche Barrikaden verschanzt, von so dichten Schleiern tiefer Intriguen bedeckt, daß dadurch schon ihre Hebung unmöglich wird. Wer solch einem Erbschaftsspeculanten in die Hände fällt, verliert allerdings sein Geld, wehe aber Demjenigen, der selbst Ansprüche zu haben glaubt und diese persönlich geltend machen will, sein Loos ist, auf den Straßen von Amsterdam zu verhungern oder zum Matrosen gepreßt, auf ein Schiff nach dem nämlichen Java gebracht zu werden, wo sein Vorfahre gestorben ist, falls er nicht früh genug gewitzigt die Post nimmt und eiligst, ehe seine Geldmittel erschöpft sind, abreist.

Siebenundfünfzigstes Kapitel.

Celebes. Die Stadt Menado. Gemischte Bevölkerung. Der Supercargo im höchsten Glanz. Eine ceremonielle Vorstellung. Reise in das Innere und die Art, wie die reichen Leute dergleichen besorgen. Eine Riesentreppe. Das Ziel des Marsches für den Supercargo. Unser Frühstück läuft die Treppe hinunter. Umkehr nach der Stadt und fernere Ausflüge. Das Babirussa.

Zu dieser Herzensergießung veranlaßte mich die Waisenkammer von Ternate, möge Gott Jedermann bewahren vor dem Glück, von ihrer redlichen Verwaltung Gebrauch zu machen, ich aber will ihrer ferner nicht gedenken, sondern

mich fein mit meiner Reise beschäftigen, welche bei heiterstem Wetter fortgesetzt wurde und mich in Kurzem nach Celebes brachte. Ohne irgend einen Unfall umsegelten wir das Nordcap von Celebes und gelangten nach der prächtigen Bay von Menado, vor welcher der „van der Kapellen" seine breiteste Flagge aufzog, um zu zeigen, daß er ein Holländer sei und nicht nöthig habe, Ankergeld zu bezahlen, welches hier eine so wunderbare Höhe erreicht, daß Niemand Lust hat, den Versuch einer Ankerung zu machen, es ist als ob die Holländer sich die Luft, die man athmet, bezahlen lassen wollten, es geschieht aber nur, um die Fremden auszuschließen und den Holländern das Handelsmonopol zu erhalten, eine traurige und verkehrte Politik, welche ihnen nicht das Geringste eingebracht hat.

Der Ort ist ein Freihafen, es scheint dies aber nur illusorisch und das alte Prohibitivsystem noch in vollster Blüthe zu sein, denn allen fremden Schiffern, europäischen oder amerikanischen, werden so viele Hindernisse in den Weg gelegt, daß sie wenig oder gar keine Geschäfte machen können und sich deshalb allmälig mehr und mehr zurückziehen, obwohl am Anfange, als Menado für einen Freihafen erklärt wurde, der Verkehr sehr lebhaft zu werden versprach.

Engroshändler mit den Landesprodukten, Cacao, Kaffee, Gewürze, giebt es hier gar nicht, Alles wird in kleinen Parthien zusammengekauft und wird dann meistenstheils nach den Haupthandelsplätzen auf Java oder Sumatra gebracht. Dagegen werden viele Waaren hier eingeführt, wie die europäischen, malayischen oder dajakischen Leute sie brauchen. Der Handelsherr, der sie hierher versendet, will keinen Detailverkauf betreiben, will aber seine Waaren möglichst schnell los sein und verkauft sie deshalb auf Auctionen und mit dreimonatlichem Credit. Während dieser drei Monate sucht der Käufer die Gegenstände wieder los zu werden und das gelingt meistentheils in solcher Art, daß der Käufer das Doppelte, auch das Dreifache des Kaufpreises eingezogen hat, bevor der Termin abgelaufen ist, woraus denn die Möglichkeit, mit sehr geringen Mitteln bald wohlhabend und reich zu werden, hervorgeht. Allerdings verspekuliren sich die Leute auch mitunter und dann giebt es Bankerotte.

Ich bin übrigens vollkommen überzeugt, daß für viele deutsche Waaren hier ein vortrefflicher Markt wäre, so ächte und unächte Silbertressen, große Glasperlen, grobes Tuch, Regenmäntel von Wachstuch oder elastischem Gummi, mancherlei Hausgeräthe, viele Gartengeräthschaften, besonders auch ein- oder zweiräderige Karren und kleine Handwagen, auf denen man 6 bis 8 Centner fortschaffen könnte. Einen vortrefflichen Absatz würden hier auch unsere Liqueure finden. Die Holländer und die Engländer trinken mit Todesverachtung ihren höchst übelschmeckenden Genever oder Ginn und die Malayen äffen dieses nach, wie sie überhaupt europäische Sitten nachäffen, sie halten das Trinken von Branntwein für nöthig, um vornehm zu sein, aber ich habe noch Niemanden gefunden, dem der Genever oder der räucherige Schiedamer-Wachholderbranntwein

geschmeckt hätte. Unsere gewürzreichen und dabei fuselfreien Liqueure würden ihnen unzweifelhaft besser munden.

So viel ich bemerkte, fehlt es hier fast gänzlich an Gemüsen und die Kartoffeln, welche man von Java hierher bringt und mit einem holländischen Gulden jede 5 Pfund bezahlt, sind sehr gesucht, sie halten sich aber nur ganz kurze Zeit. Da ich nun aber auf europäischen Schiffen die Kartoffeln als Schiffskost gefunden habe, so ist das ein Beweis, daß dieselben sich sehr gut halten, auch in tropischer Hitze. Was würde ein deutscher Landmann sagen, wenn ihm der Scheffel Kartoffeln mit zehn Thalern bezahlt würde!

Wenn man auf Menado, ich meine die Stadt dieses Namens, zusteuert, so bemerkt man nichts Besonderes, nichts Anziehendes, sie stellt einen Haufen hölzerner Hütten mit schrägen Dächern dar, hinter denen sich ein paar Häuser von größerer Höhe erheben, in denen der holländische Resident wohnt. Diese Häuser sind von einer Mauer und einem darauf geschütteten Erdwalle umgeben, über dessen Rand einige Kanonen schauen und hinter denen auch ein schlanker Mast sich erhebt, auf dem die niederländische Flagge weht.

Die Bauart dieser Häuser, so weit sie zunächst dem Strande stehen, bietet nicht das geringste Bemerkenswerthe dar, die Häuser der reichen Malayen aber zeichnen sich durch ihre Größe aus. Sie sind gleich denen, welche wir bisher sahen, auf Pfählen erbaut, welche zwei Mann, auch drei Mann hoch sich erheben, bevor Querbalken ihre Köpfe verbinden, um darauf den Fußboden des Hauses anzulegen und die Wohnungen pflegen selten mehr als 7 Fuß hohe Wände zu haben, das Dach aber steigt von diesem wohl doppelt so hoch auf, dergestalt, daß ihre Wohnungen sehr luftig sind, überdies haben sie auch noch Galerien, welche vom Dache überragt werden und mitunter das ganze Haus umgeben, zum mindesten aber auf zwei Seiten zu sehen sind. Die Holländer selbst haben es nicht versucht, eine andere Bauart einzuführen und dieses dürfte sehr vernünftig sein, denn der vulkanische Boden trägt wahrscheinlich steinerne Häuser nicht.

Die Bevölkerung ist malayischen Ursprungs, aber wahrscheinlich hat sie sich nicht rein erhalten, das sieht man an der Physiognomie, an der Hautfarbe, an den Haaren, welches alles den eigentlichen malayischen Typus nicht hat, die Hauptfarbe ist heller und reiner, das Gesicht ist von einem schönern Oval, die Backenknochen markiren sich nicht sehr; merkwürdig wollte mir scheinen, daß, als ich nach dem Gebirge gelangte, ich diesen Unterschied noch auffallender hervortretend fand. Ich hätte namentlich, was die Hautfarbe betrifft, dieselbe viel dunkler erwartet, denn man hält die Ureingeborenen von Celebes für Papua's, d. h. für jene halbfabelhaften Harfur's, von denen Jedermann träumt, die aber Niemand gesehen hat.

Hier hatte Herr Meyer wieder seine gute Laune, er wußte, daß man den reichen Mann, von welchem das Schiff seinen Namen hatte sehr gut kannte,

er wußte, daß derselbe eines hohen Grades von Achtung genoß, weil er in einem hohen Grade reich war. Was auf Erden kann mehr Hochachtung gewähren, als der Reichthum? Er hatte sich hierin auch nicht geirrt und als er in seinem eleganten Ghik landete und seinen Diener mit der Meldung, „der Schwiegersohn des Herrn van der Kapellen bitte um eine Audienz“, zum Residenten schickte, kam dieser sofort mit einem zahlreichen Gefolge an das Ufer des Meeres herab, um den reichen Mann, den großen Mann zu empfangen.

Seines Sieges gewiß, hatte er sowohl mich als die Volontairs eingeladen, ihn zu begleiten. Nachdem er sich nun dem holländischen Residenten vorgestellt, stellte er auch uns demselben vor, die sämmtlichen jungen reichen Leute nach ihrem Range, d. h. nach der Größe ihres Geldbeutels, mich aber, der ich keinen Geldbeutel hatte, also ein namenloses Ding war, mich stellte er natürlich nicht vor. Der Resident, welcher glaubte, der Supercargo habe dieses blos aus Vergeßlichkeit gethan, frug, auf mich zeigend, höflich: „und dieser geehrte Herr?“

Der Supercargo sah mich über die Schulter an und sagte: „Der? O das ist nur unser sogenannter Naturforscher.“

Darauf wandte sich der Holländer mit der Bewegung des Kopfes, die das „Ach so“ ausdrückte, von mir ab und ich war für immer abgethan.

Aber höchst interessant war mir doch das Glück, den Herrn Supercargo auf einem Ausfluge begleiten zu dürfen, den der dicke Holländer für ihn veranstaltete. Nach einem solennen Mittags- und einem nicht minder solennen Abendessen wurde der Nachtruhe in dem weitläuftigen Gebäude gepflegt, am nächsten Morgen aber ein Marsch in die Berge angetreten. Man pflegt hier zu Pferde zu reisen und die Thiere haben die seltene Geschicklichkeit der Esel in den europäischen Alpengegenden, sie können klettern wie die Ziegen und das ist nöthig, denn obschon die Wege breit und gut unterhalten sind, steigen und sinken sie doch mitunter in so auffallender Weise, daß man genöthigt ist sie stufenförmig einzuhauen, d. h. also wirkliche breite Treppen anzulegen. Hier aber wurde die Cavalcade, welche sonst gewöhnlich ist, in eine Fußpromenade verwandelt, denn weder Herr Meyer noch der dicke holländische Resident verstanden zu reiten, sie ließen sich also in Palankins tragen, welche im reinsten Holländisch Pickelkasten heißen. Die anderen, Dii minorum gentium, und natürlich ich, der Niedrigste von Allen, der ich blos Naturforscher war (ich muß doch ein sehr eitler Esel sein, daß mich des Herrn Supercargo Bezeichnung ärgert, und zwar so ärgert, daß ich es bis jetzt, wo ich dieses schreibe, noch nicht vergessen habe — es wird wohl Menschennatur sein), wir gingen zu Fuß; denn obschon die ganze Escorte, welche uns umgab, wenigstens fünfzig Mann zählte, so hatte doch jeder dieser Leute so viel zu thun, daß von einem Palankintragen außer für die beiden Hauptpersonen, nicht die Rede war. Es ist überhaupt schwer zu begreifen, wie die Leute ihren beschwerlichen Dienst aushalten können, ich sah einen, der trug eine Bouteille mit Arac, einen Andern, der trug eine

Tabakspfeife, einen Dritten, dem das Kästchen mit Betel und Areka aufgebürdet war, dessen sich der holländische Resident nach malayischer Sitte bediente. Ein Mann hatte einen Fächer, um dem dicken Herrn gelegentlich Luft zuzuwehen. Zu diesem Dienste waren vier Leute ersehen, welche damit abwechseln mußten,



Celebes, die große Treppe.

da einer es nicht ausgehalten haben würde. Ich sah einen Malayen, der das Schnupftuch des holländischen Pascha's trug, einen andern, der ein Fläschchen mit wohlriechendem Wasser hatte, welches er dann und wann schwenkte, um einige Tropfen in den Pickelkasten seines Herrn fallen zu lassen. Aber das Schrecklichste war, daß zwei Malayen Sonnenschirme zu tragen hatten, natürlich waren die sechzehn Mann noch am mehrsten zu bedauern, die den Elephanten-

dienst zu leisten hatten, den Palankin selbst zu tragen, aber es geschah auch nur bis zum Fuße der großen Treppe, welche unser Bild darstellt, dort setzten sie die Palankins nieder und wer nun die Schönheiten da oben sehen wollte, der mußte zu Fuß hinauf, und das wollte natürlich weder der Supercargo noch der Resident, der nur ein einziges Mal in seinem Leben, als er noch nicht so viel wog, diese gefährliche Fahrt gemacht hatte und bekannte, daß es nun für immer genug sei.

Die reichen Leute, und in deren Gefolge auch der arme Naturforscher, überschritten die bedeckte Brücke, welche über eine mit Wasser gefüllte Schlucht führte und stiegen die 400 Fuß hohe Treppe hinan; nachdem ein Dutzend der malayischen Begleiter zur Bedienung der beiden Herren unten geblieben war, hatte ein Jeder von uns noch wenigstens vier derselben, welche jedoch Nichts thaten, als daß sie hinter oder neben uns hergingen.

Wir gelangten nach einem halbstündigen Marsche an ein Dorf oder eine Stadt Tawangan, woselbst der Dorfälteste uns erwartete, aber offenbar sehr bestürzt war, daß er nicht den holländischen Residenten unter uns sah, bei der darauffolgenden Erklärung entschloß er sich kurz: das Frühstück, welches unserer wartete — es war ihm nämlich unsere Ankunft am vorigen Tage angezeigt worden — wurde einigen vierzig Leuten auf den Kopf gepackt und er an der Spitze derselben stürmte eilig die Riesentreppe hinunter, um sich zu dem Residenten zu begeben, damit derselbe des köstlichen Frühstücks nicht verlustig gehe, welches für ihn mit Sorgfalt vorbereitet worden war. So endete mein erster Spaziergang im Gefolge des Supercargo, und ich hatte vorläufig von der Insel Celebes noch nichts gesehen, als eine jener Treppen, welche die gebirgige Beschaffenheit des Landes nöthig macht, allein dies setzte mich nicht in Verlegenheit, denn der Supercurgo hatte sich viel zu wohl gefühlt am verwichenen Abende, um nicht zu erklären, daß er nun doch endlich wieder einmal unter Menschen gewesen sei und daß er dieser Wohlthat sich nicht so schnell entschlagen wolle. Gott, der Arme, wie entsetzlich muß es ihm geworden sein, diese ganze Zeit lang ohne menschlichen Umgang auszuhalten!

Die ganze Gesellschaft kehrte zurück, um noch zur rechten Zeit wieder beim Frühstück im Hause des Residenten zusammen zu kommen, ich aber benutzte das mir zustehende Recht, über meine Zeit nach Gefallen zu verfügen, zu Ausflügen, welche ich entweder allein oder in ganz geringer Begleitung machte. Der nächste Morgen sah mich wieder auf der Höhe, welche wir gestern betreten, und ich stellte hier zuerst Vergleiche an über die Physiognomie der Bevölkerung. Das Nächste, was mir auffiel, war namentlich bei dem weiblichen Geschlecht ein zusammengedrückter, von oben nach unten mehr als billig verkürzter Kopf und zur Auszeichnung eine mehr als billig verlängerte Oberlippe, so daß der Raum zwischen der Nase und dem Munde viel zu groß wurde. Er soll doch höchstens ein Drittel des Raumes zwischen Kinn und Nase einnehmen, aber er nahm

sicherlich die Hälfte, wenn nicht mehr, von dieser Entfernung ein, eine Eigenthümlichkeit, welche durchaus nicht verschönert und welche an die Physiognomie der Cretins in den Alpen erinnert. Beinahe noch auffallender ist es, daß die Augen durchaus nicht das Feuer haben, welches man gewohnt ist bei den Bewohnern dieser Gegenden zu finden; wie es mir schien benahmen sie sich auch ziemlich so, wie diese schläfrigen Augen es voraus setzen ließen, nämlich dumm, gedrückt, untergeordnet. Sie sind die eigentlichen Sklaven der Männer. Sind sie nun so unschön, weil sie Sklaven sind oder sind sie Sklaven, weil es ihnen an der Fähigkeit fehlt, etwas Besseres zu sein, dies allerdings vermag ich nicht zu unterscheiden, weil mein Aufenthalt doch ein zu kurzer war, aber gewiß ist, daß sie sich auf höchst ungünstige Weise von denjenigen Malayen unterschieden, welche ich auf meinem Wege kennen gelernt.

Entfernt man sich einige Meilen weit von dem bereits oben gedachten Dorfe so beginnen die gewaltigen Wälder, welche das Innere der Insel bedecken und welche überall undurchdringlich sind, wo nicht die Holländer Straßen durchgehauen haben; dieselben sind übrigens ganz zweckmäßig geführt, denn sie übersteigen die Gebirge jederzeit nur, um zwei Hafenorte auf verschiedenen Seiten des Gebirgszuges über Land mit einander zu verbinden, so Menado mit Belang, Macassar mit Boni u. s. w.

Diese Wälder erinnern auffallend an die von Neu-Guinea. Der Boden bringt dieselben Bäume hervor, überhaupt die nämliche Vegetation und diese nährt dieselben Thiere, so das berühmte Schwein mit den gewaltigen Hakenzähnen, das Babirussa, eine Hirschgattung, eine besondere Art von Rindern, welche hochbeiniger ist, als die anderen indischen; ferner gewöhnliche wilde Schweine in Menge, im Uebrigen auch das Zebu, das graue indische Rind, welches ich allerdings auf Neu-Guinea nicht gefunden habe, dasselbe ist grau, ist zwar sehr schwach aber wollig behaart und ist nicht gezähmt worden, wenigstens bis jetzt sah ich es noch nirgends als Hausthier, als welches es in Indien auf dem Festlande beider Halbinseln allgemein verbreitet ist. Das Wildschwein, welches diese Berge bewohnt, steigt in kleinen Heerden bis an das Meeresufer hinab und ist ein vortrefflicher Schwimmer, sogar ein Taucher. Seine Neigung, sich zu baden, giebt den Eingeborenen häufig Gelegenheit, es zu tödten, was in den Wäldern, die wohl dieses Thier, aber nicht der Mensch durchdringen kann, beinahe unmöglich sein würde. Nur die Menge der Vögel ist hier nicht so groß als auf Neu-Guinea, woselbst sie wirklich bis an das Staunenswerthe geht.

Achtundfunfzigstes Kapitel.

Wege und Brücken der Insel. Basaltblöcke mit eingehauenen Figuren. Der Menadofluß und ein schöner Wasserfall desselben. Das Dorf Tondano und mein Aufenthalt daselbst. Der See des Menado soll ein erloschener Vulkan sein. Ob dieses möglich.

Nachdem ich einige Meilen auf diesem Wege zurückgelegt, befand ich mich im romantischsten Theile dieser Gegend. Eine Schlucht nach der andern durchschnitt unsern Weg, aber eine jede war leicht überbrückt, so daß man ohne alle



Der Wasserfall des Menadoflusses.

Beschwerde von einem Ufer zum andern gelangen konnte, wenn auch keineswegs ohne Gefahr, denn man darf dem trügerischen Aussehen dieser Brücken durchaus nicht trauen, sie werden aus gewaltig dicken Bambusstangen erbaut und sie halten auch eine ziemliche Zeit lang die Last, die man ihnen zumuthet, allein keine derselben wird jemals anders als durch den Reisenden, der sie überschreiten will, ausgebessert und dieser denkt, „mich wird sie wohl noch tragen", und höchstens legt er, wenn er etwa einen gar zu auffallenden Defect bemerkt, ein Stück Bambusholz darauf. So bleibt die Brücke stehen, bis sie einstürzt, gleichviel ob es geschieht, wenn gerade Jemand darüber hinwegschreitet, oder

wenn sie leer ist. Der Fluß Menado ist es, der diese vielen Hindernisse in den Weg setzt, den zu umgehen man nicht vermochte, deshalb man ihn so oft überschritt als nöthig, bis man auf die Höhe gelangt, auf welcher das Dorf Tondano und der See gleichen Namens liegt, der diesem Flusse seinen Ursprung giebt.

Auf der Ebene, einem Plateau, welches zunächst vor den höheren Gebirgen liegt, befinden sich gewaltige Basaltblöcke, welche mit tief eingeschnittenen Zeichnungen bedeckt sind. Man hält diese Blöcke für Grabdenkmäler, dies ist, was mich weniger befremdet, mehr aber die Skulpturen auf den Steinen, nicht wegen ihrer künstlerischen, wohl aber wegen ihrer technischen Ausführung. Man kann nicht sagen, daß irgend eine künstlerische Hand, daß irgend ein thätiger Geist dabei behilflich gewesen, aber gewiß ist, daß nur Leute, welche mancherlei technische Mittel hatten, diese Arbeit ausführen konnten. Basalt ist ein gewaltig harter Stein, man kann denselben nicht ohne Stahl bearbeiten. Ist es nun doch hier geschehen, so beweist dies, daß die Bearbeiter stählerne Werkzeuge hatten und das setzt eine Kultur voraus, die man bei den gegenwärtigen Bewohnern von Celebes nicht findet. Daß die Denkmale demnächst doch bis 12 Meilen von der Küste gefunden werden, zeigt auch an, daß sie nicht malayischen Ursprungs sind, denn diese haben sich immer in der Nähe der Küsten aufgehalten und angesiedelt.

Auf dieser Fläche macht auch der Menado einen eigenthümlich schönen Wasserfall. Sein Austritt aus dem See mag wohl ursprünglich nur eine Verlängerung dieses Sees zu einem schmalen Arme gewesen sein, der Boden ist Basalt und dieser ist so überaus ungleich gelagert, daß er Vertiefungen, Klüfte, Spalten bildet und eine derselben den Fluß aufgenommen zu haben scheint, denn ganz kurz nach seinem Austritt aus dem See macht er einen Sprung über einen Basaltblock, welcher quer vor ihm liegt und diesen Block hat er nach und nach in der eigenthümlich langsamen und stetigen Weise so ausgehöhlt, daß er sich ein regelmäßig halbrundes Bette verschaffte, von welchem er nun in einen tiefen unterwaschenen Kessel setzt.

Es ist schwer zu sagen, auf welche Weise man diesen Sprung entdeckt hat, denn er ist so unzugänglich, daß er wohl nur durch die ungeheuersten Anstrengungen auf der Wasserbahn selbst erreicht werden kann, indem man aus einer tiefern Stelle stromaufwärts rudert, was bei der raschen Strömung gewiß keine Kleinigkeit ist. Von den Höhen, die den Kessel umgeben, von der Ebene aus, in welcher der Menado fließt, sieht man nichts von dem Sturz, wohl aber hört man auf ziemlich beträchtliche Entfernungen das Geräusch des Falles und dies mag darauf aufmerksam gemacht und Gelegenheit gegeben haben, nach der Ursache zu forschen und so ist denn auf der rechten Seite dieses Sturzes eine äußerst gefährliche Plateform von Bambus so weit hinaus gebaut, daß man den Sturz in seiner ganzen Schönheit sehen kann. Er ist jedenfalls viel über

100 Fuß hoch und mag oben, wo er ganz von dem ausgewaschenen Gestein eingeschlossen ist, 15 bis 18 Fuß breit sein. Die Wassermasse ist aber so groß, daß sie trotz der Höhe des Falles ganz compact zusammenbleibt, sich nicht in Schaum auflöst, sondern erst da schäumend und weiß erscheint, wo das Wasserbecken des Kessels von dem stürzenden Wasser erreicht wird. Es gehört große Verwegenheit dazu, solch eine Plateform in die Luft hineinzubauen, vielleicht eine noch größere, dieselbe zu besteigen, wenn man sie vorher vom entgegengesetzten Ufer gesehen hat, wo sie aussieht, wie ein Schwalbennest. Dieses jedoch nur, weil sie aus dem Felsen heraushängt, gewissermaßen daran angeklebt ist, sonst



Das Dorf Tondano an dem Menadofluß.

müßte man wohl eher sagen, sie sähe aus wie ein Storchnest. Die Schwalben, an welche man übrigens nur denken kann, wenn man sich im indischen Ocean befindet, die Schwalben mit eßbaren Nestern, mit ihrem blauen, atlasglänzenden Gefieder, befinden sich hier in diesem Kessel in großer Menge und in eben so großer Ruhe, welche bis jetzt noch nicht durch beutegierige Kaufleute gestört worden ist.

Das Dorf Tondano, von welchem der See und das Plateau den Namen hat, liegt in langer Linie zu beiden Seiten des Menado-Flusses, in der bisher beschriebenen Art gebaut, doch sind die Häuser viel breiter und geräumiger, als

man sie bei den Eingeborenen gewöhnlich trifft, der Ort soll 2000 Seelen haben, natürlich nicht die paar Dutzend Häuser, welche unmittelbar am Flusse liegen, sondern überhaupt der Distrikt, welcher den Namen Tondano führt und welcher durch den Fluß in zwei ziemlich gleiche Theile zerschnitten wird. Der Name soll herrühren von dem Worte Ton, Mensch, und Dano, Wasser, Tondano bedeutet also Menschen, welche am Wasser wohnen, dies paßt in so fern ganz gut, als die Häuser am Flusse sämmtlich auf Pfählen über dem Wasser stehen, die anderen aber, welche zu dem Distrikt gehören und nicht unmittelbar am Flusse liegen, sind in gewöhnlicher Weise oder wenigstens nicht so hoch erbaut, daß sie in dieser Lage vor Ueberschwemmungen geschützt werden könnten. In früheren Zeiten soll das ganze Dorf im See gelegen haben, in solcher Art, wie ich schon früher dergleichen Dörfer gesehen und beschrieben habe. Aber einmal sollen sie sich sehr entschieden gegen die Holländer aufgelehnt haben, so daß diese Kanonen hierher brachten und die Häuser zusammenschossen. Seit dieser Zeit ist es nun den Harfurs verboten, irgend wo anders als auf dem Festlande zu bauen, im Uebrigen können sie sich dem Wasser so weit nähern, als es ihnen beliebt und deshalb spiegeln sich auch, wo es nur irgend möglich ist, ihre Wohnungen in einem See oder Fluß. In diesem Dorfe befinden sich eine holländische Unterbehörde, eine Art Statthalter, natürlich niedern Ranges, doch für den Bewohner selbst vom höchsten Range, denn eine Appellation an die Entscheidungen des Residenten findet nicht statt, wie denn überhaupt die Holländer sich ihr Verfahren sehr bequem gemacht haben. Auch dieses Haus hat die Bauart aller übrigen, nur ist es von großer Ausdehnung, hat rund herum eine überdachte Gallerie und unter sich einen großen schattigen Raum, welcher den Hausthieren zum Sammelplatz dient.

Von dem Residenten, welcher nicht so dick war als sein Oberer in Menado, würde ich überaus freundlich empfangen, er mußte wohl nicht wissen, daß ich blos ein sogenannter Naturforscher war, sonst würde er sich gehütet haben, sich in Unkosten zu stürzen durch ein kräftiges Mahl von Fischen aus dem See, von Krebsen, welche Fluß und See lieferten, von einem trefflichen Palmenkohl und einem Braten, den ich dem feinsten Rehbraten vorgezogen hätte, der aber keineswegs von diesem leichtfüßigen Wiederkäuer, sondern vielmehr von dem Babirussa herrührte.

Als die Leute im Dorfe nach und nach erfuhren, daß ein fremder holländischer Herr hier sei, beeilten die Vornehmsten sich, ihm ihre Aufwartung zu machen, d. h. sie kamen einzeln zu mir, berührten meine Hand mit ihren Fingerspitzen, küßten diese dann, tranken ein Glas Arac und entfernten sich, um Anderen Platz zu machen.

Ich hatte mich viel zu weit verirrt, um noch an demselben Tage in der Hafenstadt eintreffen zu können, gab daher dem Wunsch des Holländers nach, einen oder ein paar Tage hier zuzubringen, da ich gewiß war, dort nichts zu

versäumen, dort nicht vermißt zu werden. Erstens „dankte der Supercargo ja dem Himmel, endlich wieder unter Menschen zu sein" und wollte sich dieses Glück nicht sobald nehmen lassen, zweitens auch wußte ich, daß, wenn ihn irgend eine seiner Verrücktheiten überfallen solle und er den Befehl zum sofortigen Abfahren ertheilte, der Kapitain mir viel zu gewogen war, um mich hier zurückzulassen, und bei des Supercargo's gänzlichem Mangel an Kenntniß aller Angelegenheiten, welche das Seewesen betrafen, vermochte Waterhoker der Abreise so viel Hindernisse in den Weg zu legen, als ihm beliebte. So blieb ich denn und setzte am folgenden Morgen meine Spazierreise fort.

Das Nächste was ich mir besah, war der See, zu welchem ich in einer von sechs Harfur's geruderten Pirogue und zwar in Gesellschaft des Residenten gelangte. Der Menado fließt aus dem See so sanft und anmuthig her, daß man sich kaum vorstellen kann, er sei muthig genug, um einen Satz von 100 Fuß Tiefe in jenes dunkle Becken zu machen, er bewegt sich durch schöne blühende Gebüsche von Scittamineen, von Blumenrohren, wie wir sie mit Sorgfalt in unseren Gärten cultiviren, von Zuckerrohr, von Tuberosen, von prächtigen Glockenblumen, und alle diese Schätze der tropischen Zone blühen und grünen immerfort unter dem luftigen Dache mannigfaltiger schöner Palmen, auch wohl weit verzweigter Feigenbäume, welche den Eingeborenen heilig sind.

Sobald man den See berührt, öffnet sich plötzlich sein ganzer Spiegel und man überblickt eine Fläche von zwei Meilen mittlerer Breite und sechs Meilen Länge. Nur die Gegend, nach welcher der Fluß austritt, ist eben, um mehr als drei Viertheile des Sees erheben sich Hügel und Berge, welche letztere beinahe alle vulkanisch sind und zwar noch thätig, denn an sehr vielen Punkten sieht man den Bergen Rauch entsteigen. Daß die ganze Insel vulkanisch ist, unterliegt keinem Zweifel, ob aber gerade dieser See selbst ehemals ein Krater gewesen ist, wie manche glauben, welche ihn besucht haben, will ich dahin gestellt sein lassen, ja ich möchte es beinahe bezweifeln und zwar aus einem ziemlich guten Grunde.

Weil mir gesagt wurde, der See sei ein ehemaliger Vulkan, richtete ich meine Aufmerksamkeit auf seine Tiefenverhältnisse und ich fand, daß derselbe über seine ganze Ausdehnung eine gleiche Tiefe von 60 bis 70 Fuß habe, die Ufer ausgenommen, in deren Nähe natürlich der Wasserstand sich immer mehr verminderte. Ich habe den See seiner ganzen Länge nach einmal und der Breite nach zweimal durchschnitten und aus fortwährenden Tiefenmessungen die Ueberzeugung gewonnen, daß wenn man diesen See ablassen könnte, sein Boden eine große, schöne ebene Fläche darbieten würde. Wenn dieser See ein ehemaliger Krater wäre, so müßte er nach der Mitte zu immer tiefer werden und zwar mit zunehmender Geschwindigkeit, denn die Krater sind immer trichterförmig ausgehöhlt.

wenn sie leer ist. Der Fluß Menado ist es, der diese vielen Hindernisse in den Weg setzt, den zu umgehen man nicht vermochte, deshalb man ihn so oft überschritt als nöthig, bis man auf die Höhe gelangt, auf welcher das Dorf Tondano und der See gleichen Namens liegt, der diesem Flusse seinen Ursprung giebt.

Auf der Ebene, einem Plateau, welches zunächst vor den höheren Gebirgen liegt, befinden sich gewaltige Basaltblöcke, welche mit tief eingeschnittenen Zeichnungen bedeckt sind. Man hält diese Blöcke für Grabdenkmäler, dies ist, was mich weniger befremdet, mehr aber die Skulpturen auf den Steinen, nicht wegen ihrer künstlerischen, wohl aber wegen ihrer technischen Ausführung. Man kann nicht sagen, daß irgend eine künstlerische Hand, daß irgend ein thätiger Geist dabei behilflich gewesen, aber gewiß ist, daß nur Leute, welche mancherlei technische Mittel hatten, diese Arbeit ausführen konnten. Basalt ist ein gewaltig harter Stein, man kann denselben nicht ohne Stahl bearbeiten. Ist es nun doch hier geschehen, so beweist dies, daß die Bearbeiter stählerne Werkzeuge hatten und das setzt eine Kultur voraus, die man bei den gegenwärtigen Bewohnern von Celebes nicht findet. Daß die Denkmale demnächst doch bis 12 Meilen von der Küste gefunden werden, zeigt auch an, daß sie nicht malayischen Ursprungs sind, denn diese haben sich immer in der Nähe der Küsten aufgehalten und angesiedelt.

Auf dieser Fläche macht auch der Menado einen eigenthümlich schönen Wasserfall. Sein Austritt aus dem See mag wohl ursprünglich nur eine Verlängerung dieses Sees zu einem schmalen Arme gewesen sein, der Boden ist Basalt und dieser ist so überaus ungleich gelagert, daß er Vertiefungen, Klüfte, Spalten bildet und eine derselben den Fluß aufgenommen zu haben scheint, denn ganz kurz nach seinem Austritt aus dem See macht er einen Sprung über einen Basaltblock, welcher quer vor ihm liegt und diesen Block hat er nach und nach in der eigenthümlich langsamen und stetigen Weise so ausgehöhlt, daß er sich ein regelmäßig halbrundes Bette verschaffte, von welchem er nun in einen tiefen unterwaschenen Kessel setzt.

Es ist schwer zu sagen, auf welche Weise man diesen Sprung entdeckt hat, denn er ist so unzugänglich, daß er wohl nur durch die ungeheuersten Anstrengungen auf der Wasserbahn selbst erreicht werden kann, indem man aus einer tiefern Stelle stromaufwärts rudert, was bei der raschen Strömung gewiß keine Kleinigkeit ist. Von den Höhen, die den Kessel umgeben, von der Ebene aus, in welcher der Menado fließt, sieht man nichts von dem Sturz, wohl aber hört man auf ziemlich beträchtliche Entfernungen das Geräusch des Falles und dies mag darauf aufmerksam gemacht und Gelegenheit gegeben haben, nach der Ursache zu forschen und so ist denn auf der rechten Seite dieses Sturzes eine äußerst gefährliche Plateform von Bambus so weit hinaus gebaut, daß man den Sturz in seiner ganzen Schönheit sehen kann. Er ist jedenfalls viel über

100 Fuß hoch und mag oben, wo er ganz von dem ausgewaschenen Gestein eingeschlossen ist, 15 bis 18 Fuß breit sein. Die Wassermasse ist aber so groß, daß sie trotz der Höhe des Falles ganz compact zusammenbleibt, sich nicht in Schaum auflöst, sondern erst da schäumend und weiß erscheint, wo das Wasserbecken des Kessels von dem stürzenden Wasser erreicht wird. Es gehört große Verwegenheit dazu, solch eine Plateform in die Luft hineinzubauen, vielleicht eine noch größere, dieselbe zu besteigen, wenn man sie vorher vom entgegengesetzten Ufer gesehen hat, wo sie aussieht, wie ein Schwalbennest. Dieses jedoch nur, weil sie aus dem Felsen heraushängt, gewissermaßen daran angeklebt ist, sonst



Das Dorf Tondano an dem Menadofluß.

müßte man wohl eher sagen, sie sähe aus wie ein Storchnest. Die Schwalben, an welche man übrigens nur denken kann, wenn man sich im indischen Ocean befindet, die Schwalben mit eßbaren Nestern, mit ihrem blauen, atlasglänzenden Gefieder, befinden sich hier in diesem Kessel in großer Menge und in eben so großer Ruhe, welche bis jetzt noch nicht durch beutegierige Kaufleute gestört worden ist.

Das Dorf Tondano, von welchem der See und das Plateau den Namen hat, liegt in langer Linie zu beiden Seiten des Menado-Flusses, in der bisher beschriebenen Art gebaut, doch sind die Häuser viel breiter und geräumiger, als

man sie bei den Eingeborenen gewöhnlich trifft, der Ort soll 2000 Seelen haben, natürlich nicht die paar Dutzend Häuser, welche unmittelbar am Flusse liegen, sondern überhaupt der Distrikt, welcher den Namen Tondano führt und welcher durch den Fluß in zwei ziemlich gleiche Theile zerschnitten wird. Der Name soll herrühren von dem Worte Ton, Mensch, und Dano, Wasser, Tondano bedeutet also Menschen, welche am Wasser wohnen, dies paßt in so fern ganz gut, als die Häuser am Flusse sämmtlich auf Pfählen über dem Wasser stehen, die anderen aber, welche zu dem Distrikt gehören und nicht unmittelbar am Flusse liegen, sind in gewöhnlicher Weise oder wenigstens nicht so hoch erbaut, daß sie in dieser Lage vor Ueberschwemmungen geschützt werden könnten. In früheren Zeiten soll das ganze Dorf im See gelegen haben, in solcher Art, wie ich schon früher dergleichen Dörfer gesehen und beschrieben habe. Aber einmal sollen sie sich sehr entschieden gegen die Holländer aufgelehnt haben, so daß diese Kanonen hierher brachten und die Häuser zusammenschossen. Seit dieser Zeit ist es nun den Harfurs verboten, irgend wo anders als auf dem Festlande zu bauen, im Uebrigen können sie sich dem Wasser so weit nähern, als es ihnen beliebt und deshalb spiegeln sich auch, wo es nur irgend möglich ist, ihre Wohnungen in einem See oder Fluß. In diesem Dorfe befinden sich eine holländische Unterbehörde, eine Art Statthalter, natürlich niedern Ranges, doch für den Bewohner selbst vom höchsten Range, denn eine Appellation an die Entscheidungen des Residenten findet nicht statt, wie denn überhaupt die Holländer sich ihr Verfahren sehr bequem gemacht haben. Auch dieses Haus hat die Bauart aller übrigen, nur ist es von großer Ausdehnung, hat rund herum eine überdachte Gallerie und unter sich einen großen schattigen Raum, welcher den Hausthieren zum Sammelplatz dient.

Von dem Residenten, welcher nicht so dick war als sein Oberer in Menado, wurde ich überaus freundlich empfangen, er mußte wohl nicht wissen, daß ich blos ein sogenannter Naturforscher war, sonst würde er sich gehütet haben, sich in Unkosten zu stürzen durch ein kräftiges Mahl von Fischen aus dem See, von Krebsen, welche Fluß und See lieferten, von einem trefflichen Palmenkohl und einem Braten, den ich dem feinsten Rehbraten vorgezogen hätte, der aber keineswegs von diesem leichtfüßigen Wiederkäuer, sondern vielmehr von dem Babirussa herrührte.

Als die Leute im Dorfe nach und nach erfuhren, daß ein fremder holländischer Herr hier sei, beeilten die Vornehmsten sich, ihm ihre Aufwartung zu machen, d. h. sie kamen einzeln zu mir, berührten meine Hand mit ihren Fingerspitzen, küßten diese dann, tranken ein Glas Arac und entfernten sich, um Anderen Platz zu machen.

Ich hatte mich viel zu weit verirrt, um noch an demselben Tage in der Hafenstadt eintreffen zu können, gab daher dem Wunsch des Holländers nach, einen oder ein paar Tage hier zuzubringen, da ich gewiß war, dort nichts zu

versäumen, dort nicht vermißt zu werden. Erstens „dankte der Supercargo ja dem Himmel, endlich wieder unter Menschen zu sein" und wollte sich dieses Glück nicht sobald nehmen lassen, zweitens auch wußte ich, daß, wenn ihn irgend eine seiner Verrücktheiten überfallen solle und er den Befehl zum sofortigen Abfahren ertheilte, der Kapitain mir viel zu gewogen war, um mich hier zurückzulassen, und bei des Supercargo's gänzlichem Mangel an Kenntniß aller Angelegenheiten, welche das Seewesen betrafen, vermochte Waterhoker der Abreise so viel Hindernisse in den Weg zu legen, als ihm beliebte. So blieb ich denn und setzte am folgenden Morgen meine Spazierreise fort.

Das Nächste was ich mir besah, war der See, zu welchem ich in einer von sechs Harfur's geruderten Pirogue und zwar in Gesellschaft des Residenten gelangte. Der Menado fließt aus dem See so sanft und anmuthig her, daß man sich kaum vorstellen kann, er sei muthig genug, um einen Satz von 100 Fuß Tiefe in jenes dunkle Becken zu machen, er bewegt sich durch schöne blühende Gebüsche von Scittamineen, von Blumenrohren, wie wir sie mit Sorgfalt in unseren Gärten cultiviren, von Zuckerrohr, von Tuberosen, von prächtigen Glockenblumen, und alle diese Schätze der tropischen Zone blühen und grünen immerfort unter dem luftigen Dache mannigfaltiger schöner Palmen, auch wohl weit verzweigter Feigenbäume, welche den Eingeborenen heilig sind.

Sobald man den See berührt, öffnet sich plötzlich sein ganzer Spiegel und man überblickt eine Fläche von zwei Meilen mittlerer Breite und sechs Meilen Länge. Nur die Gegend, nach welcher der Fluß austritt, ist eben, um mehr als drei Viertheile des Sees erheben sich Hügel und Berge, welche letztere beinahe alle vulkanisch sind und zwar noch thätig, denn an sehr vielen Punkten sieht man den Bergen Rauch entsteigen. Daß die ganze Insel vulkanisch ist, unterliegt keinem Zweifel, ob aber gerade dieser See selbst ehemals ein Krater gewesen ist, wie manche glauben, welche ihn besucht haben, will ich dahin gestellt sein lassen, ja ich möchte es beinahe bezweifeln und zwar aus einem ziemlich guten Grunde.

Weil mir gesagt wurde, der See sei ein ehemaliger Vulkan, richtete ich meine Aufmerksamkeit auf seine Tiefenverhältnisse und ich fand, daß derselbe über seine ganze Ausdehnung eine gleiche Tiefe von 60 bis 70 Fuß habe, die Ufer ausgenommen, in deren Nähe natürlich der Wasserstand sich immer mehr verminderte. Ich habe den See seiner ganzen Länge nach einmal und der Breite nach zweimal durchschnitten und aus fortwährenden Tiefenmessungen die Ueberzeugung gewonnen, daß wenn man diesen See ablassen könnte, sein Boden eine große, schöne ebene Fläche darbieten würde. Wenn dieser See ein ehemaliger Krater wäre, so müßte er nach der Mitte zu immer tiefer werden und zwar mit zunehmender Geschwindigkeit, denn die Krater sind immer trichterförmig ausgehöhlt.

Neunundfunfzigstes Kapitel.

Freundliche Dörfer um den See her. Bebauung der Felder. Von hier kommt der bekannte Menado-Kaffee. Eine große Festlichkeit. Kriegerische Tänze und Märsche der waffenfähigen Männer. Scheinkämpfe von sehr ernsthafter Art. Etwas von den Bewohnern überhaupt.

Rund um diesen See sah ich sechs Dörfer zerstreut, welche eine große Zierlichkeit verriethen. Der Wohlstand der Leute mochte diese äußere Annehmlichkeit hervorgerufen haben und bei den geringen Bedürfnissen derselben ist es auch leicht über das Nothwendige hinaus bis zum Reichlichen und Angenehmen zu gelangen. Reis, Zuckerrohr, Palmenkohl, Bananen findet man in großer Menge und an thierischer Nahrung fehlt es den Leuten gewiß auch nicht, da ihnen der See mannigfaltiges bietet und sie auch viel Geflügel und andere Hausthiere halten. In einem dieser Dörfer sah ich einige sehr große Bäume niedergestreckt und zu Reisstampfen umgewandelt. Gewöhnlich hat jede Familie hiezu einen mörserartig ausgehöhlten Block neben der Hütte stehen und die Frau oder die älteste Tochter stampfen jeden Abend so viel Reis, d. h. enthülst so viel (denn das harte Reiskorn wird dabei nicht zerkleinert), als erforderlich ist, damit die ganze Familie am folgenden Tage davon zu zehren habe. In diesen langen Blöcken aber waren in einem sieben und im anderen acht große Mörservertiefungen ausgehöhlt, so daß eine gleiche Anzahl von Frauen zur nämlichen Zeit das Stampfen des Reises vornehmen konnten. Man sagte mir, diese Mörser seien heilig und würden nur gebraucht bei großen Festlichkeiten.

Wo nun große Festlichkeiten gehalten werden, da muß wohl Ueberfluß sein, sonst blieben die Festivitäten weg, wenigstens das Schmausen dabei; Zweckessen sind aber doch bei allen Festlichkeiten die Hauptsache, und wie ich sehe, auf Celebes so gut wie in Amsterdam und in Wien. Daß diese Blöcke heilig seien, ging mir nicht allein daraus hervor, daß der gewöhnliche Reismörser vor keiner Hütte fehlte, sondern daß sie auch auf beiden Enden durch Figuren, welche Menschen vorstellen sollten, geschmückt waren. Die unterscheidenden Theile daran waren so riesengroß, wie die Phalli an den griechischen Priapen und wie man die Yonis an vielen indischen Tempeln sieht. Welche sonderbare Verirrung, diese Theile so monströs nachzubilden!

Auf diesen Flächen sah ich außer den Reisfeldern auch ausgedehnte Kaffeegärten. Auf Java bedient man sich der prächtigen, hohen, rothen pyramidentragenden Erythrinen, um den jungen Kaffeebäumen Schatten zu geben; hier hat man statt deren den Pisang gewählt, welcher schneller emporschießt, reichlichen Schatten giebt und zugleich lohnende Ernten liefert, nur leider sind die armen Bewohner gezwungen, diese ihre Ernten den holländischen Beamten gegen einen höchst niedrigen Preis abzuliefern. Dieser Theil der Insel ist es, der den bei uns ziemlich beliebten Menado-Kaffee liefert.

Bei meiner Rückkehr erhielt ich ein schönes Schauspiel durch einen Tanz der Krieger, welche die Häuptlinge auf dem großen Platz des Dorfes zusammenberufen hatten. Ich gebe in dem beigefügten Bilde dreierlei Trachten: die eines Harfur in seiner ursprünglichen Nacktheit, die eines solchen Kriegers in der jetzt gewöhnlichen Tracht für den Fall, daß er nach der Stadt Menado geht und endlich die eines Harfur in Diensten der Holländer. Diese werden von den Eingeborenen noch immer Kompani genannt, weil „holländisch-ostindische Compagnie" der Titel der Handelsgesellschaft war, welche die ostindischen Inseln beherrschte. Dieses hat nunmehr allerdings aufgehört, die Beamten sind königl. niederländische Residenten, Gouverneurs, Statthalter, und die Soldaten stehen



Trachten der Harfur's von Celebes.

ebenso in Diensten des Königs der Niederlande, allein die Leute halten dennoch immer fest an ihrer alten Bezeichnungsweise und übertragen sie von der regierenden Gesellschaft auch auf deren Stellvertreter und deren Unterbeamten, so daß „Kompani" ein sehr streckbares, dehnbares Wort ist, welches unzählige Bedeutungen führt.

An dem Eingange des Dorfes kam mir der Kapala Balak entgegen und bat mich und den „Kompani" ihm die Ehre zu erzeigen, sein Haus zu besuchen und einer Festlichkeit mit beizuwohnen. Auf dem Platze vor demselben sahen wir nun eine Menge Harfur-Krieger in ihrem Nationalcostüm, in ihrer alten

Tracht, welche man nur noch selten zu sehen bekommt, falls man nicht Gelegenheit hat, sie in ihrer Häuslichkeit zu beobachten. Da allerdings gehen sie alle nackend und haben nur eine sehr schwache Bedeckung einzelner Theile, aber sie haben auch nicht den turbanartigen Kopfschmuck, nicht schöne Federn auf dem Turban, nicht Schild oder gefiederte Lanzen, nicht Arm- oder Beinspangen, kurz sie gehen einher, wie es unter gänzlich uncivilisirten Völkern gebräuchlich ist. Bei dem kriegerischen Tanze aber waren alle in der Weise geschmückt, wie es die Zeichnung angiebt, um die Lenden hatten sie ein Tuch geschlungen, eine Art Shawl oder breiter Schärpe, worin auch das gekrümmte, vorn sehr breite Schwert befestigt war und das eine Ende der Schärpe hing wie eine schmale Schürze vorne herunter und verbarg, was nicht gesehen werden durfte; allerlei Gold- und Silberschmuck hing um Hals und Brust her. In der einen Hand hielt ein Jeder seinen starken hölzernen Schild, in der anderen die Lanze.

Etwa 150 Leute in diesem malerischen Aufzuge hatten sich auf dem großen Platze versammelt. Von der Mitte des Palastes des Kapala Balak war durch in die Erde gesteckte Lanzen, die 3 Fuß von einander entfernt standen, eine lange gerade Linie abgesteckt; nun fing der Tanz an. Mehrere hohle Baumstämme mit getrockneten Fellen überzogen, mehrere große Seeschnecken und eine schrecklich zugerichtete blecherne Trompete lieferten die Musik so gräßlich, daß ich mir die Ohren ganz heimlich mit festgekautem Papier zustopfte; so vortrefflich, so entzückend, daß die auf unserer Gallerie anwesenden Malayen und Harfur's meinem schlechten Beispiele nicht folgten, sondern im Gegentheil alle Sinnesöffnungen ihres Leibes weit aufsperrten, um nur keinen Ton der herrlichen Musik zu verlieren, die Ohren wackelten ihnen vor Entzücken, Augen, Mund, Nasenlöcher rissen sie weit auf und ich glaube, sie thaten es unwillkürlich auch mit den Schweißlöchern ihrer Haut, wenigstens bemerkte ich, daß sogar im Freien und auf der Gallerie sitzend, der Geruch den meine freundlichen Wirthe und Festgeber verbreiteten, immer lebhafter wurde.

Ganz nahe an unserem Hause stand der Klumpen der Harfur's in dem kriegerischen Schmuck, bereit, den Tanz zu beginnen. Der Knäuel, scheinbar ganz ohne alle Ordnung, löste sich und es marschirte daraus hervor eine Reihe Krieger im Gänsemarsch, zwischen dem ersten paar Lanzen durchgehend; aus dem Knäuel verlängerte sich die Linie immer mehr, bildete einen großen Bogen und kehrte dann zu der Lanzenreihe zurück, welche bei dem mittelsten Paare durchschritten wurde, worauf sich hier ein zweiter Bogen bildete, dessen Spitze zwischen dem letzten Lanzenpaar hindurchging. In diesem Augenblick sah die Reihe der Krieger aus wie ein sehr großes lateinisches S, dessen erster und letzter Punkt durch die Lanzen wie durch einen geraden Strich verbunden war. Der Knäuel aber war noch nicht zu Ende und der Gänsemarsch wurde noch immer fortgesetzt, bis sich die ganze lange Linie in eine große Achte verwandelt hatte und nunmehr sich auch die beiden Kreise füllten, aus denen diese Achte

besteht. Alles war immerfort in schreitender Bewegung, aber bis zum Wunderbaren ging mir die Regelmäßigkeit, mit welcher die Harfur's im Kreuzungspunkte durcheinander schritten. Ich habe bei Ballets mit kriegerischen Evolutionen selbst auf sehr großen Bühnen nicht eine ähnliche Regelmäßigkeit, nicht ein so künstliches Durcheinanderschreiten gesehen, als es hier stattfand und ich bin doch überzeugt, daß die Harfur's keinen Pariser oder Berliner Balletmeister besolden.

Ohne den geringsten störenden Zwischenfall bildete sich die große Achte, füllte sie sich an, löste sie sich auf, drehte sich die ganze Menschenmasse wieder in den ursprünglichen Knäuel zusammen, löste sich dieser abermals zu einem großen Kreise auf, davon aus acht Punkten die Personen sich näherten, dem Mittelpunkte zu, so daß acht gekrümmte Linien wie große Blätter einer Blume entstanden, davon die Enden plötzlich nach außen aufschnellten, so daß sich ein achtstrahliger Stern bildete und das alles mit solcher Sicherheit und so ohne Commando, daß ich jeden Augenblick in ein größeres Erstaunen gerieth.

Nun theilten sich die Krieger in zwei gleiche Abtheilungen, rückten gegeneinander und jede Partei warf auf die andere sehr ernsthaft die eisenbeschlagene Lanze und jeder Krieger fing die auf ihn gerichtete mit seinem Schilde auf, dann warfen sie die soeben aufgefangene Lanze wieder zurück auf den Feind und nunmehr, statt sie aufzufangen, neigten sie sich seitwärts dergestalt, daß die Lanze vorbeiflog, zwischen jedem Paar Krieger ging eine hindurch. Ich glaube, daß zu Beiden eine ganz ungewöhnliche Geschicklichkeit im Werfen sowohl, als im Auffangen der Waffe erforderlich ist und kann mir nicht recht denken, wie diese Leute so viel Lust und so viel Zeit haben, um dergleichen kriegerische Uebungen so lange fortzusetzen, bis sie in dieser Art vollständig gelingen, daß sie wirklich ein unterhaltendes Schauspiel gewähren. Viele der Insulaner, z. B. die von Tonga, scheinen mir eine heitere, eine glückliche Stimmung zu haben und Neigung zu Scherz und Spiel; dies ist mit den Harfur's gewiß nicht der Fall, unterdrückte und geknechtete Völker sind immer mürrisch und dennoch findet man das Gesagte bei diesen Leuten, oder ist auch dieses Vergnügen nichts weiter als Folge eines Zwanges? Müssen die Harfur's dergleichen Uebungen vornehmen, um ihren Gewalthabern Unterhaltung zu gewähren? Kaum kann ich mir das denken, wiewohl allerdings die Möglichkeit, daß es gerade so sei, nicht in Abrede gestellt werden kann; die sämmtlichen orientalischen Völker stehen alle unter einem so unerhörten Despotismus, daß es allerdings der Portugiesen und der Holländer bedurfte, um zu überbieten, was sie bereits gewohnt waren.

Als das Schauspiel bis hieher gediehen war, verwandelte es sich in das eines allgemeinen Schwertkampfes, wobei die Leute aber nicht, wie bei unseren theatralischen Kämpfen, mit den sich kreuzenden Degen oder Säbeln an einander schlugen, sondern mit der schweren Waffe so unbarmherzig auf einander einhieben, als gälte es mit jedem Schlage einen Schädel zu spalten und das wäre

auch unzweifelhaft jedesmal geschehen, wenn der breite Schild nicht immer den Hieb aufgefangen hätte. Auch hier war die seltene Geschicklichkeit und bei aller anscheinenden Unordnung die große Regelmäßigkeit zu bewundern, mit welcher alles geschah; das wilde Durcheinander löste sich in einen höchst geordneten Waffentanz auf, bei welchem Jeder abwechselnd auf seinen eigenen Schild und auf den des Gegners schlug — ein mechanisches Kunstwerk hätte das alles nicht schöner und pünktlicher durchführen können, wie es hier geschah und wie es ohne Ermüdung bis in die Nacht hinein fortgesetzt wurde.

Ich wiederholte meine Besuche der Gegend mehrere Male und drang auf den, durch die Wälder gehauenen Wegen bei jeder neuen Excursion etwas weiter vor und lernte so die Sitten und Gebräuche dieser Leute immer näher kennen. Diese Harfur's gehören offenbar einer ganz anderen Race an, als die Papua's oder die Malayen. Mit beiden haben sie sehr wenig Aehnlichkeit. Die Haut ist viel heller, weder beinahe schwarz, wie bei den Papu's, noch gelb, wie bei den Malayen, es ist entschieden dasjenige Braun, welches in Europa nur die Andalusier haben. Das Gesicht ist entschieden rund, die Augenlinie läuft horizontal, weicht also von der Stellung der tartarischen Race so sehr ab, wie das lange, dunkle Haar abweicht von dem spärlichen und dünnen der Chinesen, daher kann man auch nicht behaupten, daß sie etwa ein Bastardvolk von diesen und den Ureingeborenen der Insel wären.

Unter einander weicht ihre Hautfarbe ab, insofern als die Strandbewohner dunkler, die Bergbewohner heller sind, alle haben nur wenig Bart, aber Haupthaar außerordentlich stark und durchaus nicht gekräuselt, wie das der Papu's. Die Frauen gehen selten ganz unbekleidet, in den Städten niemals, doch haben sie keine andere Bedeckung, als ein Hemd mit Aermeln, oder ein solches ohne Aermel, in beiden Fällen durch einen Gürtel um die Taille befestigt, oder sie haben nur die untere Hälfte des Hemdes auf die gedachte Art um den Leib gelegt und der obere Theil des Körpers bis zu den Hüften bleibt ganz ohne Bedeckung, so wie es auch mit den Beinen von der Hälfte der Lende abwärts der Fall ist, die Kleidung möge nun die oberen Theile mehr oder minder bedecken. Am leichtesten gehen sie immer auf ihren Dörfern, in der Stadt hat „die Cultur, die alle Welt beleckt" es schon dahin gebracht, daß sie sich nie anders zeigen als im Hemde. Bei uns allerdings höchst unanständig, dort aber schon beinahe bis zum Uebertriebenen decent.

Den Mädchen ist, wie auf den mehrsten Inseln des Großen Oceans gestattet, über sich und ihre Schönheit nach Gefallen zu verfügen, nur wo der Muhamedanismus sich eingebürgert hat, ist dieses anders. Die Folge von der leichten Zugänglichkeit ist eine Bastardrace aus europäischem und diesem feurigen indischen Blute und diese ist von der Natur so wunderbar begabt, daß man darüber erstaunen möchte, wenn man die Sache sich nicht überall wiederholen sähe, denn sogar die Negerrace, die allerhartnäckigste, wird vollständig

umgewandelt durch fortgesetzte Vermischung mit europäischem Blute, nur dauert diese Vermischung doppelt so lange, als bei den indischen, malayischen und nordamerikanischen Eingeborenen, hier nämlich ist sie schon ganz vollständig fertig in der zweiten Generation, bei den Negern immer erst in der vierten.

Sechzigstes Kapitel.

Die Religionsansichten der Einwohner sind sehr schwankend. Ihre Regierungsform. Wohnungen. Häusliche Einrichtungen und sonstige Lebensart der Leute. Zwei Hauptorte der Halbinsel Menado. Glückliches Leben der Einwohner unter der milden, uneigennützigen Herrschaft der Holländer.

Einen eigentlich ausgesprochenen Cultus habe ich bei diesen Menschen nirgends gefunden, viele bekennen sich, wie ich bereits bemerkte, zum Islam, aber allerdings in einer solchen Gestalt, daß der Stifter desselben so wenig wie irgend einer der vielen Sectirer sie als seine Anhänger erkennen würde. Die bei weitem größere Anzahl der Eingeborenen aber bekennt sich zu diesem corumpirten Muhamedanismus nicht. Was ist denn nun ihre Religion? Ich muß gestehen, daß ich nichts davon weiß, ich habe weder Tempel oder Gotteshäuser, noch Stellen, wo sie Gebete verrichteten, noch Götzenbilder, noch Priester oder Zauberer gesehen, ich will damit nicht sagen, daß sie überhaupt gar keine Religion hätten, aber dieses ist mir wenigstens klar geworden, daß sie äußerst einfach sein müsse und wahrscheinlich in nichts weiter besteht, als in einem Glauben an böse Wesen, die einem schaden können und deren Zorn man durch Opfer versöhnen müsse. Viele der ältesten, ziemlich ausgebildeten Religionen der Völker, von denen unsere ganze Cultur ausgegangen ist, haben genau genommen nichts Anderes geglaubt. Ihre mächtigsten Götter oder ihr einziger Gott — sie waren immer zornige, eifersüchtige, rachsüchtige, eigensinnige Dämonen, reichlich ausgestattet mit all den bösen Eigenschaften, welche den Charakter derjenigen Menschen verunzierten, die sich diese Götter erfunden hatten; einzig und allein macht die alte persische Götterlehre eine Ausnahme, sie kennt zwar auch ein böses Princip, einen Dämon der Finsterniß, aber sie stellt ihm wenigstens das Princip des Guten, den Gott des Lichtes gegenüber.

Daß an irgend einen Vergleich mit einer dieser alten Religionen nicht zu denken sei, versteht sich von selbst, sie haben für das Böse nicht einmal einen Namen, sie stellen sich einfach böse Geister, böse Mächte vor und sie legen sich Entbehrungen auf, sie machen sich Schmerzen oder sie stellen ihnen Geschenke hin und sind dann überzeugt, daß sie deren Uebelwollen beschwichtigt. Die

ältesten Leute haben eine Art von priesterlicher Würde. Man fragt sie um Rath über das, was man thun soll und sie selbst fragen die Götter, d. h. sie achten auf den Gesang der Vögel oder sie schlachten ein Thier und betrachten dessen Eingeweide, oder sie stecken den ganzen Kopf in das eben getödtete Thier und ziehen ihn dann ganz mit Blut bedeckt zurück und nunmehr wissen sie den Willen des bösen Geistes und geben ihn dem Fragenden kund.

Bevor die Europäer sich der Molucken bemächtigten, war auch auf dieser Insel, welche man wohl mit Unrecht zu den letztgenannten zählt, eine Regierung vollkommen patriarchalisch, so daß der Aelteste, das Familienoberhaupt, Befehle ertheilte, welche zwar immer freiwillig, aber darum nicht weniger pünktlich befolgt wurden. Die Befehle bezogen sich nur auf Anordnungen der Niederlassung, der Auswanderung, von Verträgen mit anderen Stämmen, einer gemeinschaftlichen Bewaffnung gegen einen gefährlichen Feind und dergl. mehr. Die Aeltesten versammelten sich dann und wann zur gemeinsamen Berathung über das, was viele Stämme zugleich thun sollten und ein Oberhaupt war in der Regel mit der Ausführung solcher Beschlüsse betraut, einen solchen Mann konnte man als den Häuptling eines gewissen Districts ansehen; als die Holländer hieher kamen, ließen sie die alten Einrichtungen scheinbar bestehen, nur unterwarfen sie die Wahl eines Kapala Balak ihrer Bestätigung, so wie sie auch einen solchen bereits gewählten und bestätigten absetzen konnten, wenn es sich nicht mit ihren Vortheil vertrug, denselben länger an seiner Stelle zu lassen. Diese Oberhäupter ernannten auch die Häuptlinge der Dörfer, die Hokums, welche gleichfalls von den Holländern bestätigt werden mußten.

Was noch hätte gefährlich werden können bei dieser Einrichtung, wurde durch eine Menge von sehr sinnreich ausgedachten Maßregeln der Tyrannei unschädlich gemacht. Keine solche Stelle war erblich, von einer jeden konnte der Inhaber durch den holländischen Residenten beliebig entfernt werden, selbst ohne Angabe des Grundes, man hielt sie in einer traurigen, niederdrückenden Abhängigkeit, in einem Gehorsam, der weit übertraf, was Eltern in Europa von ihren jüngsten Kindern fordern und so sind denn die Eingeborenen dahin gebracht worden, unterwürfig wie Kinder und wie Sclaven zu sein, blindlings zu gehorchen und die Kompani als etwas Unwiderstehliches, als etwas Heiliges zu betrachten. Vielleicht denken sie sich die Gesammtheit ihrer bösen Dämonen als Kompani und jeden einzelnen Beamten als einen bösen Geist, den man durch Geschenke mild stimmen müsse, in welcher Ansicht viel Wahres liegt.

Karl XII. soll einmal gesagt haben, er werde seinen Stiefel in den Reichsrath schicken, um demselben zu präsidiren und seine Befehle auszuführen. Was Karl XII. gesagt, das thun die holländischen Residenten wirklich. Wenn zu irgend einem Kapala Balak ein Befehl gesendet und dem Ueberbringer der Rohrstock des Gouverneurs oder Residenten mitgegeben wird, so ist dieser Stock mehr als das große Reichssiegel des Königs, dieser Stock stellt die Person des Re-

sidenten vor, wie der Hut auf dem Markt zu Altdorf den Geßler vorstellte und es giebt dort keinen Tell, der Anblick des Stockes genügt, um dem Befehle die sofortige Ausführung zu sichern.

Bei dem gutmüthigen Charakter dieser Leute hat das alles noch keinen schlimmen Einfluß gehabt, sie leben ruhig und zufrieden und befinden sich in einem Zustande von solcher Glückseligkeit, daß es mir scheint, als sei jeder Wunsch nach einer Verbesserung ihnen ferne, als sei ein solcher noch niemals bei ihnen aufgetaucht. So lange ich mich unter den Eingeborenen aufgehalten, habe ich nie die geringste Klage gehört und wenn Völker zufrieden sind, sind sie auch glücklich, freilich nicht nach unseren, sicherlich aber nach ihren Begriffen. In der Nähe von Menado, d. h. in dem Umkreise, den ich zu besuchen Gelegenheit hatte, fand ich die Häuser der Häuptlinge auch schon etwas besser gebaut als die anderen, sie waren z. B. inwendig mit Matten behängt, wodurch die Wände eine größere Dichtigkeit erhielten; sie hatten auch hin und wieder schon in ihrem Innern eine Art Meublement, ein Brett z. B., das auf vier Klötzen lag, als Entschuldigung für einen Tisch, ein paar zusammengequetschte Bretter, welche eine Bettstelle vorstellten. In einem sehr vornehmen Hause sah ich sogar ein Sopha, allein ich wagte nicht, mich darauf zu setzen, obwohl der Kapala Balak mich dazu nöthigte, es war nämlich so alt, daß ich gewiß glaube, es hat in der Kapitainscajüte des ersten portugiesischen Schiffes gestanden, welches hier landete und ist schon damals ein geachtetes Erbstück in der vierten Generation gewesen. Auch hin und wieder ein zerbrochener Stuhl kann gefunden werden, in der Regel aber bestehen die Meublements der Wohnungen der Häuptlinge, so wie der niedrigsten Eingeborenen lediglich aus Matten und Polstern, um den Kopf oder den Arm darauf zu stützen, denn geschlafen wird nicht auf einem Polster, sondern auf dem bloßen Boden, möge dieser im Freien die Erde oder im Hause die Bambuslage sein, gleichviel.

Da die mehrste Zeit im Freien zugebracht wird, weil das milde Klima und die sehr vernünftige Einrichtung der bedeckten Gallerieen es gestattet, so ist der innere Raum des Hauses eigentlich mehr Magazin als Wohnung. Bei den wohlhabenden Leuten herrscht darin ein ganz unglaubliches Durcheinander, Reissäcke, Matten aus Pflanzenfasern, große Haufen von Cocosnüssen, starke Ballen entweder baumwollenen, aus Europa eingeführten Zeuges, oder desjenigen Zeuges, welches die Eingeborenen aus Bast verfertigten, Säcke mit Kaffee gefüllt, Pflanzen zum Trocknen hingehängt, eßbare Wurzeln, Fische längs der Decke den ganzen inneren Raum tapezierend, dies alles findet sich bunt durcheinander gewürfelt in der wildesten Unordnung so im Hause des Häuptlings wie des wohlhabenden oder armen Landbebauers, der Unterschied liegt nur in der Menge, welche man vorfindet.

Die nördliche Halbinsel, auf deren Spitze Menado liegt, zieht sich fast parallel mit dem Aequator im Mittleren 1° nördlich von demselben verlaufend

von Westen nach Osten. Der Hauptkörper, in welchem die vier Polypenarme von Celebes vereinigt sind, liegt im Westen. Die nördliche Halbinsel, die größte und längste von allen, verläuft in der Form eines liegenden S und ist in ihrer ganzen Länge von einem Gebirgsrücken durchschnitten. Die Halbinsel ist bis zu einer Höhe von 2000 Fuß bewohnt, dies ist etwa die äußerste Höhe, zu welcher die cultivirten Plateaux sich erstrecken. Weiter hinauf bis zu ungefähr 4000 Fuß steigen viel schöne Berge und sie erheben sich auch noch weit über diese Höhe, so wie sie auch bis zum Gipfel hinauf die prachtvollste und üppigste Vegetation zeigen, aber es scheint beinahe, als fänden die Einwohner jene herrlichsten von den Gegenden nicht mehr warm genug für sie, denn dorthin hat sich kein einziger Stamm gewendet, obschon es das beste Mittel wäre, sich der Herrschaft der Holländer zu entziehen. Einer der Berge, welcher in der Landessprache Gunong Empong (Geisterberg) heißt und welcher ungefähr 3500 Fuß hoch ist, wurde von mir bestiegen; von demselben hat man eine wahrhaft wundervolle Aussicht, man überblickt die ganze Bay von Menado, die darin liegenden schönen Inseln, die bebauten oder unbebauten Ränder rings umher und man kann den Lauf des Gebirges beinahe bis zu seiner nordöstlichen Spitze mit den Augen verfolgen. Was könnte aus diesem wahren Feenlande werden, wenn es nicht von barbarischen Holländern oder Engländern, sondern von solchen Leuten regiert würde, die geneigt wären, etwas für das Volk zu thun, oder wenigstens nicht zu hindern, daß es die Früchte seiner Arbeit erndte. Fromme Wünsche, welche wohl nicht in Erfüllung gehen werden, so lange das Sclavenjoch nicht abgeschüttelt und an seine Stelle eine vernünftige Regierung getreten ist, welche den eigenen Vortheil im größtmöglichsten Wohlstande seiner Unterthanen sieht.

Auf meinen Spaziergängen, zu denen mir der Supercargo in seinem Entzücken wieder unter Menschen zu sein, hinlänglich Zeit ließ, besuchte ich noch den Hauptort Goronpala und Kema. Die erstgenannte Stadt giebt wie Menado oder Manado ihren Namen an einen großen District und Kema, weiter aus dem Wege der Schifffahrt gelegen, entbehrt dennoch anerkannter Wichtigkeit nicht. Nur Menado steht ganz vollkommen und direct unter niederländischer Herrschaft. Goronpala und Kama, welche mit Menado (alle drei als Kreise oder Districte betrachtet) die nördliche Halbinsel bilden, stehen unter einem malayischen Sultan. Man glaubt, daß diese nördliche Halbinsel die reichste, die bevölkertste und die am besten cultivirte von ganz Celebes sei. Es hat sich außer der Gewinnung von Kaffee und Reis hier auch noch eine ländliche Industrie gebildet. Die Mädchen und Frauen der Eingeborenen verstehen es, aus erweichten Fasern der Palmenblätter, Pisangstengel, Nesselpflanzen, Matten zu flechten von solcher Feinheit, daß man sie für gute leinene Zeuge hält und auch bezahlt, auch verfertigen sie Schnüre, Seile und Stricke von jeder Stärke bis zu Tauen, welche Widerstandsfähigkeit genug haben, um als Wandten auf großen Schiffen zu

dienen. Die eingeborenen Fürsten haben auch bereits angefangen, ihre Berge zu durchsuchen und im aufgeschwemmten Lande sind Gold und Silber gefunden worden. Ich bezweifle nicht, daß Celebes auch andere Metalle birgt, da die unedlen, jedoch mit seltenen Ausnahmen, nur als Erze, nicht als Metalle vorkommen, so sind sie wohl bis jetzt noch von keinen Eingeborenen erkannt worden.

Der Ort Kema ist klein und unbedeutend, aber er führt doch beträchtliche Mengen Kaffee aus. Die Holländer verstehen die Leute oder vielmehr deren Arbeitskraft auszubeuten, sie haben denselben die Verpflichtung aufgelegt, daß jedes Familienhaupt 50 Kaffeebäume im tragbaren Zustande erhalte und immer so viel nachpflanze, daß die Zahl durch das Altern, Absterben, Unfruchtbarwerden sich nicht verringere, daraus erwächst eine Pflege von etwa 7000 Bäumen. Die schädlichen Insekten und die Unkräuter müssen fortgeschafft, die Bäume müssen von Moos und überflüssigen Zweigen gereinigt, die reifen Früchte müssen gepflückt, getrocknet und enthülst werden, alsdann muß jeder Familienvater seine Erndte nach der Stadt bringen. Hier wird dem Mann für jede 140 Pfund, d. h. für jeden Picul, die unerhörte Summe von 10 Kupfergulden bezahlt, allein er hat davon einige kleine unbedeutende Abgaben, er muß dem Regenten des Ortes ein und einen halben Gulden, dem Aufseher aber einen Gulden Abgaben leisten für jeden Picul, er erhält also in der That nur 7 Gulden, dafür hat er für das Recht sich eine Hütte zu bauen, der Regierung jährlich 6, dem Gouverneur aber 2 Gulden zu zahlen, und sollte er die Rechtswohlthat sich entschlagen wollen, sollte er zu träge sein, das Geld nach der Stadt zu bringen, so wird es durch Execution eingezogen. Man muß sich unter diesem schrecklichen Worte nicht eine mittelalterliche Execution durch das Schwerdt oder den Strang und mit vorhergehenden Daumenschrauben vorstellen, sondern lediglich die jetzt gebräuchliche milde Form, nach welcher dem zu Exequirenden nur Alles genommen wird was er hat, und wenn er nichts haben sollte, er selbst, der dann so lange auf holländischen Besitzungen arbeitet, bis seine Schuld abgetragen ist. Niemals länger! es sei denn, daß die Unterbeamten seiner vergessen hätten.

Im Uebrigen hat derjenige, der in allen diesen Punkten seine Schuldigkeit thut, weiter gar nichts zu leisten, als seiner Hände Arbeit bei dem Bauen von Brücken, Häusern, Palästen für die Beamten und für die Anlage von Wegen und Gärten und ähnlichen für das öffentliche Wohl hochwichtigen Werken herzugeben. Und das nennen die thörichten Schwätzer eine stiefmütterliche Behandlung!

Einundsechzigstes Kapitel.

Vulkanische Beschaffenheit, wunderbare Schönheit der Insel. Die holländischen Missionaire und ihre Wirksamkeit. Unterschied zwischen ihnen und den engländischen Missionairen. Die Frauen der ersteren und die der letzteren.

Ueber die vulkanische Beschaffenheit der Insel blieb mir kein Zweifel, es kommen sogar sehr verschiedene Formen des Vulkanismus vor. Vulkanische Asche, Bimsstein, Sand, Lava wird in Menge und an verschiedenen Punkten gefunden, heiße Quellen sind durchaus nichts Seltenes. Unfern des Sees, den ich besuchte, fand ich sogar zwei nahe bei einander gelegene Schlammvulkane. Der eine derselben war in dem Augenblicke allerdings nicht thätig, doch zeigte man mir die Stelle, auf welcher vor kurzem ein europäischer Reisender eingebrochen, bis über die Hüften in den kochend heißen Schlamm versunken und nach wenigen Tagen nach den gräßlichsten Qualen gestorben sei. Er hatte sich nicht warnen lassen, war auf die trügerische Brücke gegangen, der getrocknete Schlamm war zusammengebrochen und er war ein Opfer seiner Unvorsichtigkeit geworden. Die zweite Schlammquelle ist noch in Thätigkeit, es erheben sich Blasen wie kleine Heuschober über die Fläche des Bodens, sie sind mit Wasserdämpfen gefüllt und wenn von der Wölbung allmälig so viel Schlamm abgeflossen ist, daß sie nicht mehr genügenden Widerstand leisten, so platzt die Blase an der dünnsten Stelle, sie fällt plötzlich zusammen und es entweicht unter lebhaften Brausen und Zischen ein mächtiger Dampfstrahl. Unterdessen fließt der Schlamm in einer Vertiefung wieder zusammen, er wird ein wenig gehoben und gesenkt, wodurch eine recht innige Verbindung der Masse in sich selbst entsteht und nun beginnt dieselbe auch schon wieder unter dem Einfluß der gespannten Dämpfe sich zu wölben, eine Kugelcalotte von immer mehr Höhe zu bilden, bis endlich eine Halbkugel dasteht und das alte Spiel wieder von neuem beginnt und verläuft. Auch Schwefelquellen findet man an verschiedenen Punkten, merkwürdigerweise bedienen die Leute sich derselben zur Bereitung ihrer Speisen, ohne daß sie davon irgend eine nachtheilige Wirkung hätten, unzweifelhaft kommt dies von der allmäligen Gewöhnung und Abstumpfung der Verdauungswerkzeuge her, auf den daran Nichtgewöhnten machen diese Quellen allerdings eine schmerzliche Wirkung.

Wie begünstigt ist dieses Land, wie reich könnte es sein, ohne die Neigung der Menschen einander zu quälen und zu unterdrücken. Welch eine Fülle von Naturschönheiten, welch ein herrliches Klima, welch einen wunderbar fruchtbaren Boden hat dasselbe und wie gutmüthig, fleißig, arbeitsam, reinlich und wie anspruchslos sind die Leute. Die sämmtlichen Dorfschaften sind schön und man möchte beinahe sagen regelmäßig gebaut. Obschon nur aus Holz, ja nur aus

den Rippen der Palmenblätter bestehend, sind sie doch räumlich, bequem, gesund und würden, wenn die Eingeborenen ein wenig mehr Bedürfnisse hätten, auch für den Europäer höchst angenehm sein, nur daß sie gewohnt und zufrieden sind, auf harter Diele zu schlafen, macht daß die Eingeborenen weder Bettgestelle noch Polster haben, nur daß sie gewohnt sind, ihre ganze Zeit im Freien zuzubringen, verhindert sie, das Innere ihrer Häuser so einzurichten, daß es selbst unseren Anforderungen bei einem tropischen Klima entspricht.

Die Dörfer haben sehr häufig viel über 200 Einwohner, aber dennoch stehen die Häuser nicht gedrängt, ein jedes derselben ist durch Bäume und lebendige Zäune von dem anderen geschieden. Nirgends sah ich so prächtige Rosenhecken wie hier, oft ist der ganze untere Raum, derjenige, welcher nur die Träger des Hauses enthält, von solchen üppigen Hecken mit gefüllten Rosen umschlossen, daß Ziegen und Rinder ihre Nächte in einem wahren Feengarten durchträumen, schade, daß sie keinen Begriff davon haben, wie glücklich sie sind, (ich meine nämlich die Rinder und Ziegen), ob auch diese Menschen ihr Glück oder Unglück empfinden, ist mir nicht ganz klar geworden und von sich soll man nicht auf Andere schließen. Wenn es sie glücklich macht, daß sie ihre holländischen Herrn oft zu sehen bekommen, so werden sie wohl sehr glücklich sein, denn in jedem großen Dorfe muß die Gemeinde auf ihre Kosten ein sogenanntes Logirhaus erbauen und im brauchbaren Zustande erhalten, damit die Residenten sämtlich ihrer erhabenen Stellung angemessene Wohnungen haben, falls sie im Lande umherreisen, um nach den Kaffeepflanzungen, nach dem Gedeihen derselben und nach der Erfüllung aller sonstigen Pflichten, welche die guten Unterthanen haben, zu sehen. Und o, sie sind sehr fleißig diese hohen Beamten, denn jede Reise trägt ihnen außer Diäten und dem Ersatz aller Kosten, welche sie an die Eingeborenen nicht zu zahlen brauchen, von diesen auch noch viel große und kleine Geschenke ein.

Es sind hier Missionaire, welche versucht haben, die Eingeborenen zur christlichen Religion zu bekehren. Diese Missionaire sind Deutsche, von der holländischen Missionsgesellschaft hierher gesendet, sie wenden ihre vorzüglichste Aufmerksamkeit darauf, Eingeborene zu einem künftigen Missionsdienst vorzubereiten. Die ersten Missionaire wurden im Jahre 1831 hieher gesendet und man behauptet, daß bis jetzt über ein Drittel der Eingeborenen dieser nördlichen Provinz oder Regentschaft, also ungefähr 40,000 bekehrt seien. Dies ist nun allerdings mehr als ich glaube, vor allen Dingen lassen sich die christlichen Arfaki's oder Alfur's daran erkennen, daß sie nicht mehr nackend gehen, sondern Jacke und Hose tragen, es ist dieses eine Bedingung, welche die Missionaire als unerläßlich den von ihnen Bekehrten auflegen, ob dies vernünftig sei und ob es die Tugend befördert, will ich dahin gestellt sein lassen, wenn schon bekannt ist, daß alles Verborgene mehr reizt, als das Unverschleierte und Lichtenberg ganz Recht hat, wenn er behauptet, daß falls unsere Mädchen und Frauen ganz

nackend gingen und nur den großen Zehen umwickelten, die ganze Aufmerksamkeit der Männer sich auf diesen großen Zehen richten würde, ich will also, wie gesagt, es dahin gestellt sein lassen, ob das Mittel den Zweck wirklich erreicht, aber davon bin ich überzeugt worden, daß wenn Bekleidet sein und ein Christ sein im Zusammenhang mit einander steht, keineswegs der dritte Theil, sondern vielleicht kaum der zwanzigste Theil der Einwohner zu Christen geworden ist.

Im Uebrigen sind die Missionaire hier sehr nützliche Leute, sie sind nicht wie die engländischen überaus reich dotirt und sind daher weder hochmüthig, vornehmthuerig, noch unverschämt, absprechend und faul, sondern es sind an Arbeit und Entbehrung gewöhnte Leute, welche bei einem sehr mäßigen Gehalt, der kaum hinreicht, um ihre aus Europa zu beziehenden Bedürfnisse zu bezahlen (Kleider, Hausgeräth, Bücher, Werkzeuge ꝛc.), sehr fleißig sein müssen, um ihrer Familie eine, wenn auch nur einigermaßen angenehme Existenz zu bereiten. Dies setzt die Eingeborenen mit ihnen auf einen ziemlich gleichen Fuß und dieselben haben Vertrauen zu ihnen und fragen sie in jeder Angelegenheit um Rath und bekommen diesen, häufig auch Hilfe gerne und unentgeltlich, das ist die rechte Art das Christenthum zu verbreiten, so kann es gelingen und Segen bringen, selbst wenn es einem Missionair wunderlicherweise einfallen sollte, den Namen Christi gar nicht auszusprechen.

Etwas Annäherndes findet sich schon hier, indem der Religionsunterricht durchaus nicht damit anfängt, den Sonntag durch Faullenzen zu heiligen, indem hier nicht allwöchentlich zweimal ihre Mitglieder zum Anhören von Predigten versammelt werden, welche sie durchaus nicht verstehen können. Solche Versammlungen der ganzen Gemeinde finden überhaupt nur zweie im Jahre statt, der Unterricht zeigt sich vielmehr darin, daß ein jeder Missionair 6 bis 8 Jünglinge und ungefähr eben so viele Mädchen aus benachbarten Dörfern in seinem Hause hat. Sie arbeiten für ihn und er lehrt sie arbeiten, graben, pflanzen, die Feldfrüchte behacken, die Gartenfrüchte beschneiden und er lehrt sie ferner auch die Hauptsätze der Religion, die Hauptpflichten des christlichen Wandels und sobald er glaubt, daß dieselben begriffen, verstanden, richtig aufgefaßt worden sind, entsendet er sie in ihre Heimath und läßt sie dort durch ihr Beispiel still weiter wirken.

In ähnlicher vernünftiger Weise macht es die Frau mit den weiblichen Eingeborenen, mit den Mädchen, welche sie in ihr Haus aufgenommen hat. Sie lehrt dieselben nicht stricken, denn die Alfur's tragen so wenig Strümpfe als die Malayen, sie lehrt sie auch nicht Kreuzstich oder Perlstich sticken, denn Madam Alfur wird zum Geburtstage ihres Mannes wahrscheinlich keine Brieftasche mit Stickereien und keine Haarbürste mit Perlen zieren wollen, aber sie lehrt die Mädchen grobe Zeuge nähen, lehrt Jacken und Hemden zuschneiden, sie lehrt einfach kochen und die Kochgeschirre reinigen, sie lehrt die leichten Arbeiten im Garten machen, lehrt waschen und dergleichen. Dabei giebt sie so

vernünftige Anleitung für ihr künftiges Leben als Gattin, als Mutter, als Hausfrau, daß diese vollkommen den Moralgrundsätzen der christlichen Religion entsprechen. Wollte Gott, daß die hochnäsigen engländischen Priester, sowie die brutalen Matrosen, welche das Priestergewand angezogen haben, Aehnliches von sich sagen könnten, wie segensreich müßte dann ihr ausgebreitetes Wirken sein, wie thöricht wäre es gegen sie zu schreiben. Aber allerdings gehört das hier Mitgetheilte nur zu den seltenen Ausnahmen und da nur wenige zufällig in den Fall kommen, solche Ausnahmen kennen zu lernen, die engländischen Missionaire aber die am weitesten verbreiteten sind, darf man sich eigentlich nicht wundern, daß man in der Voraussetzung, ihr Verfahren sei das Normale, nicht viel besonders Günstiges über sie sprechen hört und namentlich von ihren vornehmen Lady's, von ihren Frauen nichts wissen will.

Diese letzteren müssen zu Folge dem unvertilgbaren Vorurtheil der Engländer immer von engländischem Vollblut sein, ich glaube, daß noch nie der Gedanke in einem engländischen Missionair aufgestiegen ist, es sei möglich, sich mit einer Frau, die nicht seines Stammes, es sei möglich, sich mit einer Eingeborenen zu verheirathen. Eine Farbige, welche Abscheulichkeit, eine solche ist wohl genügend, um den Lüsten eines Matrosen zu fröhnen, aber nicht um die Frau eines Missionairs zu werden, selbst wenn er ursprünglich nichts anderes als ein Matrose gewesen wäre. Eine farbige Frau — pfui!

Solch ein Hochmuth, solch ein Selbstgefühl, solch ein Bewußtsein der höheren Abkunft findet sich bei den deutschen Missionairen nicht und darum kommt auch bei ihnen im Gegentheil häufig der Fall vor, daß sie eingeborene Frauen heirathen. Vielleicht eine von denen, für deren Belehrung und Erziehung sie das mehrste gethan haben, vielleicht eine solche, die von einem schon früher am Orte gewesenen Missionair oder durch die Frau desselben unterrichtet worden ist. So z. B. war es geschehen mit mehreren der deutschen Missionaire, welche hier in der Regentschaft angesiedelt waren und diese Frauen verstanden es ganz vortrefflich, den vernünftigen Wünschen des Gatten nachzukommen, verstanden es, die Mädchen ihrer Race durch ihr Beispiel zu belehren, zu unterrichten und solche Frauen waren auch nicht immerfort krank, waren nicht genöthigt, alle 2 Jahre kostspielige Reisen nach Europa zu machen, um sich von den Schrecken der Tropenzone, von den Mühseligkeiten, welche das abscheuliche Klima hervorbringt, zu erholen; sie brauchten sich nicht zu akklimatisiren, sie brauchten nicht in jedem Augenblick, wo ihnen ein Eingeborener begegnete, roth zu werden, sie hatten keinen Ekel vor Wunden oder Geschwüren, weil sie die Ihrigen von Kindheit auf in vorkommenden Fällen gepflegt hatten und waren durch alles dieses im Stande, unendlich viel Segen zu verbreiten, was in der That von den engländischen Frauen der Missionaire auf ihren Stationen nicht gesagt werden kann, welche vor allen Dingen das Vorurtheil gegen die Niggers, wie sie alle Farbigen nennen, nicht überwinden können, grausam

gegen dieselben sind, wie die Köchin gegen den lebendig zu schuppenden Fisch und welche sich für immer verunreinigt halten würden, so daß alle Seife Englands den Schandfleck von ihnen nicht würde abwaschen können, wenn sie ein solches schwarzes Vieh angefaßt hätten. — Umgekehrt sich von denselben anfassen, sich bedienen lassen — das ist allerdings etwas Anderes, so läßt sich die prüdeste aller Amerikanerinnen unbedenklich von einem Neger entkleiden, in das Bad heben, darin frottiren, herausheben, trocken abreiben, in ein Bettlaken hüllen und in das Trockenzimmer auf das Ruhebett tragen — Himmel, welch ein Unsinn, darüber zu reden, das ist ja ein Neger, es ist gerade so, als wollte man sich wundern, daß eine schöne Dame in Gegenwart ihres Schooßhundes Toilette macht, oder in Gegenwart eines waidenden Stieres ein Flußbad nimmt.

Die Reisen der Missionairsfrauen und Kinder von der Südsee nach England kostet dem engländischen Missionsfond alljährlich größere Summen, als die Unterhaltung der Stationen selbst.

Von Seiten der holländischen Regierung wird übrigens wenig für diesen Zweck und für den Volksunterricht gethan, dieser letztere scheint überhaupt den Holländern völlig überflüssig, dumme Menschen sind viel leichter zu regieren, es ist wohl möglich, daß die Regierung das Missionswesen gar nicht einmal gerne sieht, aber sie kann ihrer Ehre wegen als christliche Macht nichts dagegen thun. Die Engländer sind schon unabhängiger. Die ostindische Compagnie hat in ihrem Bereich keine Missionaire geduldet, denn sie wollte nicht gegen die Vorurtheile der Einheimischen verstoßen; aber die Holländer sind in der Humanität noch nicht so weit vorgerückt, sie dulden, daß deutsche und holländische Gesellschaften Missionaire auf ihre Besitzungen schicken und das Christenthum daselbst verbreiten.

Zweiundsechzigstes Kapitel.

Wir reisen an der Westküste von Celebes nach Süden. Mangcassar. Portugiesische Gefälligkeiten und Erwartungen. Die Holländer lösen jene ab. Ich mache eine Reise nach dem Innern. Vorbereitungen dazu durch meinen Reisemarschall. Derselbe wird zum Teufel gejagt und ich trete meine Reise mit geringer Begleitung an. Große Gastfreundschaft der Holländer.

Endlich hatte Herr Meyer genug Menschen gesehen, er dachte wieder an den erhabenen Zweck seiner Reise und beschloß durch die Mangcassar-Straße nach dem Süden von Celebes zu gehen und Mangcassar (welches man gewöhnlich, aber fälschlich Macassar schreibt), zu besuchen. Der „van der Kapellen" lichtete demnach seine Anker und steuerte gen Westen, die Nordküste von Celebes

entlang, um bei Buol am Cap Dondo, bei Palos und am Cap Mandhar kurze Zeit anzulegen und dann vor Wlaardingen vor Anker zu gehen, welches Herr Meyer Macassar nannte, einen solchen Ort giebt es aber nicht. Mangcassar war früher ein unabhängiges Reich und es befand sich, wie alle die kleineren oder größeren Fürstenthümer, in stetem Kampfe mit den Nachbarstaaten. Als nun die Portugiesen nach dem großen indischen Archipel kamen, suchten sie sich auf den Hauptpunkten festzusetzen, indem sie sich überall der unterdrückten, der schwächeren Parthei anschlossen und dieser den Sieg über die anderen verschafften. Auf solche Weise machten sie es auch mit Celebes und dem südlichsten Reiche dieser Insel, nämlich Mangcassar; sie wurden mit großem Jubel aufgenommen und bewillkommnet, verschafften dem Reich und dem Sultan den Sieg über die westlichen und nördlichen Nachbarstaaten und man glaubte nun für immer vor jeder ferneren Unterdrückung gesichert zu sein. Vor jeder fremden vielleicht, aber vor derjenigen, die bisher freundlich gehandelt hatte doch nicht, wenigstens nicht in dem Grade, wie gehofft worden; zuerst wurden die Besiegten unter dem Jubel der Sieger in Sclaven verwandelt, ihre Städte wurden zerstört, die kriegerischen Unterthanen als Sclaven in fremde Länder verkauft, die nicht kriegerischen, Ackerbautreibenden, wurden auf ihrem eigenen Grund und Boden als Sclaven gebraucht, als Bearbeiter desselben für die Portugiesen verwendet.

Als dieses schöne große Werk vollbracht war, als die besiegten Völker so gut wie vertilgt, wenigstens ihrer ganzen kriegstüchtigen Mannschaft beraubt war, ging es auch an die Sieger selbst, an diejenigen, denen man beigestanden hatte. Man forderte die unbedingteste Unterwerfung, man forderte für die geleistete Hilfe die Anerkennung der portugiesischen Oberherrschaft und wo sie verweigert wurde, zerstörte man Städte, verbrannte man Schiffe, sperrte man Häfen und kerkerte und mißhandelte man die Könige mit dem empörendsten Muthwillen, verkaufte die Unterthanen als Sclaven und es entstanden Empörungen, wie die Portugiesen es nannten, welche durch Feuer und Schwerdt unterdrückt, durch welche die blühendsten Inseln, die glücklichsten Reiche in Wüsteneien verwandelt wurden.

Nunmehr traten die Holländer auf am Anfange des 17. Jahrhunderts, so wie die Portugiesen am Anfange des 16. Jahrhunderts es gemacht hatten, sie besuchten mit starker militairischer Macht die verschiedenen, von den Portugiesen besetzten Hauptpunkte der Inseln, griffen die portugiesischen Schiffe an und siegten fast immer, da die hartnäckige, zähe, deutsche Tapferkeit dem aufflammenden, aber eben so leicht zur Asche verglimmenden Zorn der Südländer weit überlegen war. Sie kündigten sich den Eingeborenen als ihre Erretter von dem Joche der Fremden an, sie zeigten sich ihnen auch anfänglich von der liebenswürdigsten und mildesten Seite, sie verbanden sich mit den Eingeborenen zum Kampf gegen die fremden Unterdrücker und thaten alles, die erlittenen

Abscheulichkeiten vergessen zu machen, bis sie sich allmälig so weit festgesetzt, die Portugiesen so vollständig beseitigt hatten, daß sie nunmehr hoffen konnten, sich in den neuerworbenen Staaten auch gegen den Willen der Eingeborenen behaupten zu können, und nun waren sie härtere Herren als die vertriebenen, nun waren sie die grausamsten Zwingherren, welche man sich nur erdenken kann, nun wollten sie sich den Alleinhandel mit den Gewürzen sichern und rotteten deshalb die fruchttragenden Bäume aus, so daß nur auf ganz gewissen, voraus bestimmten Inseln diese oder jene Art von Gewürz gebaut werden durfte, auf allen übrigen Punkten aber die Bäume verschwinden sollten bis auf die letzte Spur und verschwunden wären, wenn die Natur sich nicht stärker gezeigt hätte als der Mensch. Nun begingen diese Kaufleute die abscheulichsten Treulosigkeiten. Wo sie die eingeborenen Fürsten nur verjagt, nicht getödtet oder gefangen hatten, da erließen sie schriftliche, von den höchsten Behörden ausgestellte und mit mächtigen Siegeln untersiegelte Begnadigungsbriefe, in denen sie den Fürsten gänzliches Vergessen alles Geschehenen versprachen und sie einladen, wieder zurückzukehren in ihre verwaisten Reiche, ungestörten Besitz zu ergreifen von ihren Staaten und wenn dann die ehrlichen Männer kamen, auf die Versprechungen bauend, so wurden sie alsbald verhaftet als Rebellen, zeigten sie dann das sogenannte Begnadigungsdekret, so ergab sich, daß dasselbe einen Formfehler habe, daß es zwar besiegelt und von dem oder jenem hohen Herrn unterzeichnet, daß es aber nicht von einem andern hohen Herrn gegengezeichnet sei und daß es mithin keine Gültigkeit habe, ja daß man höchst gnädig verfahre, wenn man den Herrn Fürsten nicht köpfe oder strangulire, sondern nur einfach lebenslänglich einkerkere.

Vergeblich war jede Klage über Bedrückung, über Ungerechtigkeit, vergeblich jede Appellation an die Regierung oder den König, nie hat eine vorgesetzte Behörde Kenntniß genommen von diesen Schändlichkeiten, eine privilegirte Kaufmannsgesellschaft führte Jahrhunderte lang die blutigsten Kriege genau so, wie es die Engländer in Indien machten und so wie sie es überall gemacht hatten, so auch geschah es im Süden von Celebes mit Mangcassar. Hierher hatten sich die vertriebenen Portugiesen zurückgezogen, die gleichnamige Hauptstadt des Reiches war einer der reichsten und blühendsten Handelsplätze von ganz Indien, es gehörte zu demselben eine ganze Reihe schöner Inseln, welche dem Könige tributpflichtig waren und auch der größere Theil von Celebes selbst war diesem Reiche unterworfen. Als aber die Holländer auch hierher den Portugiesen folgten, lediglich um den König von der Obergewalt dieser letzteren zu befreien und da diese projektirte Befreiung nun auch wirklich gelungen war, so erklärten sie dem Könige, daß er nun ihr Unterthan sei, und noch auf seinem Grund und Boden ließen sie ihn die Abtretungsakte unterzeichnen, an welcher nun keine Contrasignatur fehlte. Gleichzeitig wurde aber die Stadt verwüstet, verbrannt und es wurde das Fort Rotterdam errichtet, welches allerdings europäischer

Kriegskunst nicht widerstehen könnte, doch den Angriffen der Eingeborenen vollständig gewachsen ist. An das Fort schloß sich nach und nach die Stadt Wlaardingen von etwa 1000 Europäern bewohnt, welche ausschließlich Handel treiben und zu ihrer Stütze eine Garnison von 400 Mann haben sollte, denen ein Gouverneur vorsteht, der zugleich über die anderen Distrikte befehligt.

Daß der „van der Kapellen" hier wieder eine Zeit lang bleiben mußte, damit der Supercargo abermals einige Zeit unter Menschen zuzubringen Gelegenheit habe, versteht sich von selbst und so gelang es mir auch, von hier aus einen großen Theil der Insel zu durchforschen, nur bis Boni an der Ostküste dieser Halbinsel konnte ich nicht gelangen, weil dieser Distrikt noch eine Spur von Unabhängigkeit behalten hat und die Befehle der holländischen Behörden daselbst nicht so unbedingt respektirt werden, wie in den übrigen untergeordneten Theilen.

Nachdem ich mich mit den nöthigen Hilfsmitteln zu einer längern Reise versehen hatte, trat ich meinen Marsch in das Innere an. Ich hatte mir einen Dolmetsch, einen sogenannten Tolck, angeschafft, welcher der verschiedenen Dialekte mächtig war, von denen ich allerdings nur ganz schwache Begriffe hatte. Dazu kam ein sogenannter Kuli, ein Packträger, der meine wenigen Bedürfnisse zu tragen hatte.

Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich am nächsten Morgen, im Begriff die Reise anzutreten, vor meiner Wohnung nicht nur eine große Menschenmasse versammelt sah, sondern in dem Kreise, den diese einschlossen, außer dem Dolmetsch und dem Kuli noch vierzehn Pferde und dreizehn andere Personen erblickte.

Ich ging hinab von meiner Leiter und frug den Dragoman, was das Alles heißen solle, wozu die vielen Pferde und die vielen Menschen seien.

Er erwiderte höflich, dies seien alles seine Diener und die Pferde seien deren Reitthiere. Dann frug er mich sehr höflich, wo denn mein Gefolge sei und wo denn die Pferde, er habe sich schon lange vergeblich danach umgesehen.

Ich frug ihn eben so höflich, ob er ein Narr sei, oder ob er mich für einen Narren halte und denke, der ich die Reise mit einem Kuli und zu Fuß machen wolle, werde für ihn und seine dreizehn Diener Pferde bezahlen.

Immer höchst submiß und äußerst höflich lächelnd antwortete der Mann, wenn europäische Herrschaften wirklich geneigt seien, so große Reisen zu Fuß zu machen und nur einen Diener mit sich zu nehmen, so seien das doch die Leute der warmen Länder nicht gewohnt und er würde sich nicht darein finden können. Im Uebrigen brauche ich für den Unterhalt seines Gefolges nicht zu sorgen, das lebe überall auf Kosten der Dörfer, durch welche man komme, auch besolde er die Leute selbst und ich hätte nur mit ihm zu thun.

Ganz Recht, erwiderte ich, mein Tolk bezahlt seine Leute, aber ich bezahle den Tolk, damit er diese Leute besolden könne und solche Geldsummen, wie dazu erforderlich sind, könne ich nicht aufbringen.

Der Mann war ganz erstaunt über diese Rede und erklärte mir, daß er mich nicht verstehe, er veranlasse gewiß keinen Aufwand, aber ich könne doch nicht verlangen, daß er ohne Koch, ohne Siriträger, ohne Pfeifenträger, ohne Schirmträger und ohne Stallmeister reise, jeder von diesen habe nur einen einzigen Kuli und er nicht mehr als fünf, was ich denn eigentlich wolle, ob man sich bescheidener einrichten könne.

Als ich nun mein eigenes Gefolge, was aus dem erwähnten einen Kuli bestand, mit dem höchst bescheidenen Gefolge eines Dragomans verglich, kam mir doch das Lachen an und ich dachte an jenen spanischen Grande, der von Sevilla auf seine Güter reisen wollte und seinen Barbier frug, ob er mit ihm gehen möge, worauf dieser erwiderte, „sehr gern, wenn Ew. Gnaden mir nur erlauben, meinen Barbier mitzunehmen, denn ich kann mich doch nicht selbst rasiren", welches Ansinnen denn der vornehme Herr bewilligte und hierauf mit einer Escorte von 150 Maulesel berittenen Barbieren die Stadt verließ, da der erste Barbier seinen Barbier mitgenommen hatte, dieser aber die Erlaubniß erhielt, seinen Barbier mitzunehmen, welcher dann wieder seinen Barbier mitnahm, worauf der neunundvierzigste Barbier den funfzigsten mitnahm, und mir noch unbegreiflich ist, wie es der hundertfunfzigste gemacht hat, ohne den hunderteinundfunfzigsten durchzukommen.

Ich schickte den Tolk mit allen seinen Leuten und Pferden zum Teufel, sprach mit meinem Kuli einige freundliche Worte und versuchte, ihn zu veranlassen, ohne einen Dolmetsch die Reise mit mir allein anzutreten. Dies ging nun allerdings nicht, denn er sagte, daß er gar nicht auf der Insel geboren sei, also die Sprache weniger kenne als ich (eine unnöthige Besorgniß, da man in den Städten und sonst größeren Orten, namentlich aber im Unterlande, durchweg mit der malayischen Sprache durchkommt, freilich im Gebirge nicht), aber dafür wußte mein Kuli Rath, er wollte mir einen Kameraden bringen, welcher ein Alfur sei und die Sprache der Malayen sowohl als die der Bugis verstehe. Gegen solchen vernünftigen Vorschlag war Nichts einzuwenden und ich wollte ihn eben entlassen, damit er sich nach diesem seinen Freunde umsehe, aber er sagte mir, außer diesen seinem Freunde wolle er auch noch drei Pferde besorgen, denn ohne solche werde es nicht gehen, weil keine gebahnten Wege nach dem Innern führten und eine große Menge von Sümpfen und kleinen Flüssen das Gehen sehr beschwerlich mache.

Ich frug ihn nun nach dem Preise der Reitthiere und er sagte mir, daß man für ein solches täglich 2 Rupien (etwa 1 Thaler 10 Silbergroschen) zahlen müsse, daß man aber acht bis zehn Pahle von der Stadt nicht mehr als dieses gebe für die Dauer der ganzen Reise, wenn sie sich nicht über eine Woche ausdehne. Nun schlüge er vor, daß wir uns drei Pferde und einen Diener dafür mietheten und sie am Abend zurückschickten, wenn wir das Nachtquartier erreicht haben würden, worauf wir dann den Weg zu einem sehr viel billigeren Preise

fortsetzen könnten; ein Vorschlag, der angenommen und alsbald ausgeführt wurde, ich kehrte in meine Wohnung zurück und der Kuli trollte sich. Heute nun konnte die Reise schon nicht unternommen werden, für den nächsten Morgen fand ich Alles in Bereitschaft und in der That, der Mann hatte Recht, als er mir rieth, Pferde zu nehmen; denn die Reisfelder, welche rings um die Stadt lagen, hatten so wenig den Anschein, sich zu Fuß passiren zu lassen, daß ich sehr zufrieden war, diese Ansicht vom Trocknen aus zu gewinnen, meine gemietheten Pferde, wahrscheinlich solches Weges gewohnt, marschirten, ohne sich zu besinnen,



Eingeborene von Mangcassar.

drauf los, aber nur die wenigste Zeit befanden sie sich mit den Knieen außer Wasser, sie waren dieses Schreitens schon so gewohnt, daß selbst auf ganz trockenem Boden sie die Füße dergestalt in die Höhe hoben, als müßten sie sie fortwährend aus dem Sumpfe ziehen.

Wir machten eine sehr beschwerliche Fahrt durch, einen Ritt, von dem ich durchaus nicht sagen kann, daß er mir angenehm gewesen wäre, und gelangten dann nach dem Orte Maros, welcher der Sitz eines Untercommandeurs ist, eines Mannes, der, von dem eigentlichen Residenten abgeordnet, dessen Stelle vertritt, damit die Leute nicht nöthig haben, große Strecken durchzumachen, wenn sie etwa Gerechtigkeit suchen, die sie jedoch nicht finden.

Ich wurde über alle Maßen freundlich aufgenommen, denn die Holländer sind überglücklich, wenn sie einen Fremden zu sehen bekommen, der ihnen etwas erzählt, was außerhalb ihres Gesichtskreises zuging. Der Herr Unterresident nahm sich meiner auch hinsichtlich der Beschaffung der Pferde an, ließ denjenigen, die ich bis hieher gehabt, Futter geben und schickte sie dann heim, während er meinem Kuli sagte, von wem in der Stadt er andere Pferde zur Weiterreise holen könne. Gern wollte er uns einige Tage hier behalten, das ließ sich aber deshalb nicht thun, weil ich nicht mit Bestimmtheit wußte, wie lange es dem Supercargo gefallen wollte, sich unter Menschen aufzuhalten und ich dem Kapitain nicht muthwillig Unannehmlichkeiten bereiten mochte.

Dreiundsechzigstes Kapitel.

Eine geologische Merkwürdigkeit als Festung benutzt. Die Arbeit der Malayen. Bedrückung derselben durch die Holländer. Sklaven bei den Europäern. Gebirgsreisen sehr beschwerlich in diesem Lande. Gefahren, welche die Krokodille dem Menschen bereiten.

In Begleitung des Holländers besuchte ich eine Merkwürdigkeit der Umgegend. Eine halbe Meile von der Stadt entfernt liegt ein mächtiger, wie vom Himmel gefallener Kalksteinblock von unregelmäßiger Gestalt, der in der Nähe nicht seinesgleichen hat, so daß man sich gar nicht vorstellen kann, wo er her gekommen sein möge, die Gebirge sind viel zu weit entfernt, als daß man ihn von demselben entstammend, etwa herabgerollt annehmen dürfte, die Ebene selbst ist weit davon, einer Kalkformation anzugehören, im Gegentheil besteht sie ganz aus angeschwemmtem Sumpflande, daher sie auch der Reiskultur so höchst günstig ist. Mit der Ernte sahen wir eben zahllose Hände beschäftigt; der Reis, welcher eine gewisse Aehnlichkeit mit dem Bau der Fahnenhirse hat, kann nicht, wie diese, mit der Sense abgehauen werden, da der Stamm nie weniger als einen Finger dick und oft, auf das Drei- und Vierfache gehend, viel zu reich an Kiesel ist und die Sense beim ersten Hiebe stumpf machen würde, abgesehen davon, daß keiner das Hauen fünf Minuten lang aushalten könnte; es werden mithin die Aehren sämmtlich einzeln abgebrochen und später, wenn man Zeit und Lust hat, sich Brennmaterial zu sammeln, werden die Stengel mit den Wurzeln ausgezogen und getrocknet.

Um zurückzukommen auf den gewaltigen Block, so hat derselbe eine Höhle, in welcher man viele Stallactiten sieht, deren Lage aber, weil sie nicht senkrecht ist, den Beweis liefert, daß dieser Block erst lange nach Bildung derselben hierher gekommen, daß er nicht ursprünglich auf dieser Stelle gewesen ist. Stallactiten sind Bildungen des aufgelösten Kalkes, welcher sich an der Decke des Raumes,

durch den die Auflösung sickert, ansetzt. Der Regen fällt oben auf das poröse Kalkgestein, er durchdringt dasselbe und wo er dann eine Höhlung findet, fällt er in dieselbe hinein, oben bei der Stelle, wo er als Wassertropfen den Fels verläßt, einen Theil des aufgelösten Kalkes anzusetzen, dieses muß natürlicherweise Bildungen zur Folge haben, welche kegelförmig ganz senkrecht herabhängen und da es hier nicht so ist, so muß man wenigstens annehmen, daß auch der Ort des Steines sein ursprünglicher, doch die Richtung desselben nicht die anfänglichste ist. Vielleicht hat ein Erdbeben ihn verschoben, nachdem er Jahrtausende gelegen und dem Kalk Gelegenheit gegeben, sich abzusetzen. Die Höhle ist ganz von Fledermäusen bewohnt, welche eine beträchtliche Decke von Unrath darin angehäuft haben, vor einem Jahrhundert oder etwas darüber war sie eine Casematte. Die Engländer, welche sich hier zuerst nach den Portugiesen festzusetzen suchten, haben den Fels als Festung benutzt, Kanonen auf denselben gebracht, die Höhle aber als Wohnung für seine Vertheidiger eingerichtet. Da sie damals den Holländern, den tüchtigsten Seehelden dieser Zeit, nicht gewachsen waren, so mußten sie ihnen weichen und der Fels wurde ferner nicht für ähnliche Zwecke benutzt.

Ich reiste am nächsten Tage ein Dutzend Pahle nach dem Innern. Ein Pahl, d. h. Pfahl, ist der Meilenstein und da dieser aller Viertel deutscher Meilen aufgepflanzt und die Entfernung des einen vom andern mit dem nämlichen Worte bezeichnet wird, so heißt zwölf Pahl weiter nichts als zwölf Viertel Meilen, es ist ungefähr so, als wollte man sagen, Leipzig ist von Dresden zwölf Meilen*steine* weit.

Auf meinem Wege sah ich die Leute sehr fleißig bei ihren Arbeiten. Man sagt, die Malayen seien faul, sie wollten durchaus Nichts thun, dies ist in der That nicht wahr, kann nur allenfalls von den Vornehmen gesagt werden, welche es sich überall bequem zu machen suchen; freilich arbeitet der Malaye nicht wie der norddeutsche Bauer, welcher während des Winters um drei Uhr Morgens aufsteht und mit seinen Knechten zur Dreschtenne geht, um bis Abends neun Uhr sein Getreide zu dreschen, welches er ohne eine solche angestrengte Arbeit während vier Wintermonaten nicht bewältigen würde, aber dafür braucht er auch fünf compacte Mahlzeiten, bei denen drei oder mindestens zwei eine genügende Menge Fleisch liefern, und darin liegt der Unterschied. Das Bedürfniß der Leute ist sehr viel geringer, darum brauchen sie nicht viel zu arbeiten, um doch reichlich zu leben; man darf durchaus nicht sagen, daß die *Malayen* faul seien, es steht überhaupt so, daß die Menschen nur arbeiten, wenn sie müssen und wie viel sie müssen.

Die holländische Regierung entschuldigt den Zwang, den sie den Einwohnern auflegt, mit eben der Behauptung, daß dieselben faul seien und gar Nichts thun würden, wenn sie nicht zur Arbeit gezwungen wären. Hierauf muß man die einfache Frage stellen, wer die Leute denn gezwungen hat zur Arbeit, bevor die

Portugiesen und die Holländer dieses menschenfreundliche System eingeführt, und zu welcher Zeit mehr Malayen auf der Insel gewesen sind: unter der Herrschaft der Europäer oder unter der Herrschaft ihrer eigenen Fürsten. Die Wohlthaten, welche Eingeborene durch Europäer erhielten, sind in der That nicht besonders weit her und daß es die Engländer in Indien bei weitem schlimmer machen, als die Holländer auf ihren Besitzungen, ist eine ebenso haltlose Entschuldigung, als wenn ein Kassenbeamter, der 1000 Thaler gestohlen hat, sich dadurch straflos zu halten glaube, daß er einen Andern nachwiese, der 2000 Thaler gestohlen hat, sie sind Beide Diebe und der eine weder besser noch schlechter als der andere; der Unterschied in der Bedrückung liegt nur in dem Gewerbe der Bedrücker. Die Holländer sind Kaufleute und sie gehen nach den Molukken oder Sunda-Inseln, um sich dort durch den Handel zu bereichern. Die Engländer, welche Indien verwalten, sind meistens jüngere Söhne, welche vom Handel Nichts verstehen, aber sich auch bereichern wollen, darum nehmen die ersteren die Abgaben in Natura, in Handelsartikeln, die letzteren aber besteuern so gut wie die Holländer jedes Landgütchen, jedes Haus, jeden Baum, aber sie wollen die Abgabe nicht in Reis oder in Kaffee haben, oder in Opium, sondern in baarem Gelde, deßhalb übergeben sie das Einziehen der Abgaben einem Pächter, der wieder seine Unterpächter hat und es wird das schöne System, welches in Frankreich unter den Bourbons florirte, in Indien auf die glänzendste Weise fortgeführt. Schlimm sind die Eingeborenen überall daran, aber nicht, weil sie arbeiten müssen, sondern nur weil sie mehr arbeiten müssen als sie gewohnt sind und als für ihre Existenz ihnen nöthig scheint.

Ob die Holländer hier Sklaven haben, will ich ungesagt lassen, Arbeiter, welche nicht bezahlt werden und welche Herren haben, welche Besitzer haben, sind hier allerdings genug und wenn dieses ausreichend ist, um den Begriff der Sklaverei festzustellen, nun so haben sie Sklaven, aber allerdings wird es vorläufig von den Holländern auf das Entschiedenste geleugnet, sie nennen die Leute Kuli's und behaupten, sie seien besoldet. Kann sein, daß die Leute ihre Besoldung in derselben Münze erhalten, wie die Herren ihre Abgaben; kann sein also, daß sie ihre Beköstigung ihnen als Sold anrechnen.

Auf den Privatländereien befinden sich Sklaven, dies ist unzweifelhaft, sie werden gekauft und verkauft, sind ihres Herrn Eigenthum und müssen sich sogar auch ihre Nahrung beschaffen, d. h. sie bekommen ein Stückchen Landes, welches sie in ihren Mußestunden, in derjenigen Zeit, in der sie nicht für den Herrn zu arbeiten brauchen, bebauen. Von diesem Stück Landes müssen sie mit ihrer Familie, wenn sie eine solche haben, leben, nur in den Städten werden die Leute, welche man nicht Sklaven nennt, aus der Küche des Herrn gespeist. Diese Bürger in den Städten, zum größten Theil malayischer Abkunft, haben keine Abgaben zu zahlen, sind ganz frei und dispositionsfähig, in so fern als sie ihre Häuser und sonstigen Besitzthümer verkaufen können, sie sind auch nicht zu

unentgeltlichen Arbeiten an Brücken, Wegen, Regierungsbauten verpflichtet, aber eben diese Bürger gelten für die schlimmsten Bedrücker des Landes und seiner Bewohner. Das Recht, Bürger zu werden, kann ein Eingeborener nämlich nur dadurch erlangen, daß er zwölf Jahre lang im Heere der Holländer in Indien gedient hat. Nun ist in allen Ländern, in denen angeworben wird oder in denen der Militärpflichtige sich loskaufen, einen Vagabonden an seiner Stelle einschieben kann, der Soldat ein Taugenichts, dort ist es keine Ehre, Soldat zu sein, sondern es ist eine Schande, das Militär ist der Sammelplatz aller liederlichen Burschen, aller Spieler und Trinker, aller Faullenzer überhaupt und darum ist es eine schreckliche Schule, eine hohe Schule aller Laster und Abscheulichkeiten und was für Zöglinge aus solch einer Schule hervorgehen, was für gute Bürger es sind, welche die Städte bewohnen, nachdem sie zwölf Jahre lang im indischen Militärdienst gewesen, kann man sich denken.

Mein Weg führte mich weiter, immerfort durch Reisfelder und zwar nicht auf einer gebahnten Straße, sondern auf den Rainen, die sich zwischen je zwei Feldern als Grenzscheide befanden. Diese Dämme sind schmal, ein Pferd kann allenfalls darauf gehen und die hiesigen Thiere sind in solchen Exercitien bewundernswürdig geschickt, aber ausweichen können zwei Pferde einander nicht, wo also eine Begegnung stattfindet, muß eines oder beide in den Sumpf hinein und zwar nicht selten bis an den Bauch, bis an die Brust, so daß der Reiter nur für den Fall trocken bleibt, wenn er im Stande ist auf dem Pferde zu sitzen, wie die Eingeborenen hier, d. h. wie die Seiltänzer. Jeden Augenblick sieht man einen Malayen mit einem Fuße auf dem Rücken des Pferdes, d. h. der Mann sitzt in der gewöhnlichen Art und an der gewöhnlichen Stelle, auch steht ein Fuß des Reiters gewöhnlich im Bügel, aber der andere ist so hoch in die Höhe gehoben, daß er quer vor dem Sitzenden auf der Satteldecke liegt. Kommt man nun in den Fall, daß das Wasser bald die Sohle des Fußes berühren würde, so hebt der Reiter den Fuß auf und legt ihn zu dem andern auf die Satteldecke. Das ist nun allerdings für einen Malayen und einen Seiltänzer sehr leicht auszuführen, aber für unser einen doch nicht und um auf diese Weise reitend nicht ganz naß zu werden, indem ich über den Kopf hinein in das Wasser fiele, zog ich es vor, doch nur halb naß zu werden, indem ich, auf gewöhnliche Weise mein Rößlein reitend, beide Füße herabhängen ließ.

Bei dem zweiten Tagemarsche überschritt ich eine kleine Gebirgskette und kam in ein Längenthal, welches von dieser ersten und einer zweiten, viel höhern gebildet wird, die man Maros nennt und die sich bis auf 4800 Fuß erheben soll. Hier waren keine Reisfelder mehr, denn das Thal hatte zu viel Neigung, um einen Sumpf zu bilden, es ließ sich mithin hier auch angenehmer und bequemer reisen, wiewohl allerdings immer ohne Straße und häufig in der Nothwendigkeit, durch Flüsse zu waten oder wohl gar zu schwimmen, eine Operation, deren man sehr leicht gewohnt wird, welche hier jedoch in so fern mit einigen

Hindernissen verknüpft war, als Krokodille in Menge umherschwammen. Merkwürdigerweise hatten die Leute keine besondere Furcht vor diesen schönen Thieren. Die Krokodille gelten für feig, man soll sich mit ihnen in demselben Bache ohne alle Gefahr baden können, wenn man nur recht vielen Spektakel macht, besonders wenn man zwei große, ziemlich harte Steine, beide unter Wasser gehalten, häufig aneinander schlägt. Das Wasser pflanzt bekanntlich den Schall weiter und in größerer Stärke und Schnelligkeit fort, als die Luft, und das Geräusch des Aneinanderschlagens zweier Steine soll für die Krokodille so unangenehm sein, daß sie davor zu entfliehen suchen und da der Spektakel sie verfolgt das Wasser verlassen und auf das Land kriechen — nun besser kann es ja der Reisende gar nicht verlangen. Die Eingeborenen übrigens brauchen kaum einmal solche Vorsicht, sie sind Muhamedaner, d. h. sie sind Fatalisten, sie glauben an eine Vorherbestimmung, baden sich ohne Ceremonien, wenn es möglich wäre in der nämlichen Badewanne mit einem Krokodile, denn sie sagen, wem es bestimmt ist, von einem Krokodile gefressen zu werden, der vermag sich in keiner Weise dagegen zu schützen, und wem es nicht bestimmt ist, der braucht sich dagegen nicht zu schützen. Dieser schreckliche Glaubenslehrsatz ist es, der die Pest im Orient erhält, kein Mensch thut etwas dagegen, weil dem Schicksal nun einmal nicht entgangen werden kann.

Das Glück wollte uns übrigens wohl, weder einem Menschen noch einem Thiere geschah irgend ein Leid. Im Uebrigen giebt es in Indien zweierlei Krokodile, überhaupt sind sie verschieden von den Krokodilen des Nils und der afrikanischen Ströme, diese sind die eigentlichen Krokodile, die den Ganges bewohnenden sind Gaviale. Von diesen aber erzählen die Eingeborenen, daß es zweierlei gäbe. Die eine Art soll äußerst räuberisch sein, nach Allem schnappen, was es zu erreichen vermag. Die andere Art ist durchaus friedlicher Natur und wenn man in Indien irgend wo über einen Arm des Ganges oder einem Nebenflusse desselben zu setzen genöthigt ist, was natürlich immer schwimmend geschieht, da man Fähren oder Brücken nur in der Nähe der ehemaligen oder jetzigen Hauptstädte findet, so wissen die Eingeborenen, ob die Krokodile den Reisenden anfallen oder nicht. Es ist mir nun zweifelhaft, ob sie die Species kennen oder ob sie nur wissen, daß die Bewohner dieses Flusses oder Armes nicht räuberisch sind. Man behauptet, daß wirklich das Erstere der Fall sei, daß wirklich die und die Art sich so liebenswürdig aufführe. Auch ich habe später Aehnliches erlebt, auch mir haben die indischen Kuli gesagt, daß sie die Ungeheuer zu unterscheiden wissen, Keiner hat mir indessen die unterscheidenden Kennzeichen anzugeben vermocht. Es ist mir auch vorgekommen, daß der Führer sagte, dieses Thier frißt Pferde und Menschen, jenes aber nicht, dennoch war ich nicht im Stande, einen Unterschied zwischen beiden zu entdecken, auch machen die Pferde einen solchen nicht, sie sind eben so scheu und eben so entsetzt vor der einen Art wie vor der andern.

Vierundsechzigstes Kapitel.

Politische Einrichtungen. Ein Fürstenbund, den die Holländer unter ihr Protektorat genommen haben. Kleidung der Malayen. Ihre Reitkunst. Die Schönheit des Körperbaues ohne gleiche Schönheit des Gesichts. Die gelbe Farbe.

Dieser Theil der Insel ist von vielen kleinen Regentschaften eingenommen und ist der reichst bevölkerte, und dennoch ist er nicht stärker bevölkert als Rußland, von welchem man sagt, es ernähre 50 Menschen auf einer Quadratmeile. Der District von Maros hat ungefähr 200 Quadratmeilen Oberfläche und soll bewohnt sein von 100,000 Menschen. Man muß erstaunen über ein solches schreckliches Verhältniß und kann nicht glauben, daß es natürlich sei. Die furchtbare Entvölkerung rührt offenbar von der Verwaltung her, die sich nicht um das Wohl des Volkes, sondern nur um das der Regierung bekümmert, und welche dieses Wohl in der Summe der Einnahmen findet. Im Uebrigen theilen sich die Besitzungen unter die Kinder der Besitzenden in solcher Weise, daß bald Nichts mehr zu theilen sein wird. Die Reiche bleiben nicht compact bei einander, sondern werden immer mehr und mehr zersplittert. Dieses System hatte einst Deutschland bis auf nahe vierhundert Fürstenthümer gebracht und dieses System zerkleinert die Besitzungen in Württemberg bis auf Viertel- und Achtelmorgen und noch weitere Bruchtheile, denn wenn zu dem Achtelmorgen vier Erben sind, so erbt ein Jeder von dem achten Theile eines Morgens ein Viertel. Gewiß sind die Majorate die abscheulichste Erfindung, sie bereichern den Einen, durch die Erstgeburt Bevorzugten und überlassen die Anderen einem traurigen, einem elenden Loose, dem, so lange die Eltern leben, im Wohlstand erzogen zu werden, sobald diese aber dahin geschieden sind, hilflos der Noth zu verfallen. Da sind die norddeutschen Bauern klüger, wenn schon sie keine großen Staatsmänner sind. Einer erbt das Gut, damit die Familie wohlhabend bleibe, die Andern sind gut genährte und gut bezahlte Knechte und Mägde auf diesem Gute bis zu der Zeit, wo einer nach dem andern sich verheirathet, dann hat der Besitzer des Gutes das Erbtheil in Geld herauszugeben, so wird einem Jeden sein Recht und der Grundbesitz bleibt unangetastet.

Die kleinen Fürsten hier auf der südlichen Halbinsel von Celebes haben zum Theil eine Verbindung untereinander zu gegenseitigem Schutz, die holländische Regierung hat sich aber sehr glücklich so einzudrängen gewußt, daß sie den Protector und die Hauptperson bei diesen Bündnissen spielt und auch die Existenz dieser Fürsten von ihrer Bestätigung abhängig macht. Es scheint nicht, als sei die eigentliche Regierung eines solchen Fürstenthumes erblich, der Besitz ist es aber, die Herrschaft nicht, ich kam sogar zu einer Regentenwahl, welche veran-

staltet wurde, während der gegenwärtige Herrscher noch lebte, veranstaltet auf dessen Wunsch, damit die Regierungsfolge bei seinem Ableben gesichert sei. Die Niederländer hatten dazu einen Wahltag ausgeschrieben, bei diesem kamen die sämmtlichen Stimmfähigen zusammen und einer nach dem andern wurde gefragt, wen er zum Regenten haben wolle. Die Wahl war allerdings in so weit beschränkt, als der Gewählte immer ein Sohn oder eine Tochter des Regierenden sein mußte, im gegenwärtigen Falle fiel sie jedoch einstimmig auf den, den der Vater als Thronerben bezeichnet hatte. Es ist begreiflich, daß die regierende Majestät ihren guten Willen dabei im Spiele hatte, hier um so gewisser, als die Wahl völlig einstimmig ausfiel. Der holländische Resident war dieses Mal mit derselben einverstanden, ließ den jungen Prinzen den Eid der Treue schwören, was er that, indem er seinen Krisch zog und ihn auf den Koran legte, der bei einer gewissen Stelle aufgeschlagen war, worauf dann die Bestätigung folgte. Der neue wie der alte Regent verpflichtet sich, die Seeräuber zu bekämpfen, die Gewürzbäume auszurotten (dieses wahnsinnige Gesetz ist übrigens durch den Gouverneur Van der Kapellen abgeschafft, ich weiß nicht genau, wenn aber ich weiß, daß es sehr zum Vortheil der Regierung geschehen ist, denn dieser brachte das Monopol des Gewürzhandels jährlich 2 Millionen Gulden Ueberschuß über den Einkaufspreis, aber die Kosten der Ueberwachung der Insel und der Ausrottung, so wie der Unterdrückung des Handels von Privatleuten betrugen genau die Hälfte mehr als der Handel abwarf, man hatte daher durchschnittlich ein jährliches Deficit von einer Million Gulden). Durch den gedachten Gouverneur, der übrigens kein Schwiegervater des Herrn Meyer ist, wurde der Handel frei gegeben, ein Jeder konnte so viel Gewürze bauen, als er wollte, konnte seine Ernte verkaufen, an wen er wollte, die Gewürze sanken auf den vierten Theil, auf den sechsten Theil ihres frühern Preises, allein die Holländer standen sich unvergleichlich besser, mit der Ermäßigung des Preises nahm der Verbrauch in ungeheurem Maße zu und es hat die Regierungskasse jetzt kein Deficit zu decken, sondern sie hat über alle Kosten des Einkaufs, der Aufspeicherung, des Transports u. s. w. immer noch einen reinen Gewinn von drei Millionen Gulden, in baarem Gelde beträgt der Unterschied also vier Millionen, wenn man aber von dem Verhältniß spricht von jetzt und sonst, so läßt dasselbe sich eigentlich gar nicht ausdrücken, es ist unendlich, denn kein Gewinn und ein großer Gewinn läßt sich in Zahlen nicht geben, man müßte denn die Summe nennen wollen, man hat aber nicht das Verhältniß (von dem die Rede war), und übernimmt überhaupt noch andere Verbindlichkeiten, welche von eben so geringem Werthe sind, indem sie weder wirklich ausgeführt werden, noch auch vielleicht ausgeführt werden können.

Die Eingeborenen, vornehm und gering, gehen hier, so weit sie Malayen sind, nur mit kurzen Badehosen und einem offenen Kaftan, den sie Sarong nennen, er hat ungefähr die Form eines Männerhemdes, ist jedoch ohne Kragen

und ist auch offen, ein Hemde wird darunter nicht getragen, wohl aber ein Gürtel, in welchem Säbel (Parang), der Krisch oder Dolch und auch wohl Pistolen stecken, was Alles nebst der Tasche für die Betelblätter und die Areka-nüsse unter dem Sarong getragen wird, welchen man wohl durch Haken, Knöpfe oder Bänder vorn schließt, wodurch dann die Gestalt eine sonderbar eckige, höchst ungeschickt aussehende wird. Die Frauen tragen meistentheils ein dünnes Hemde, welches bei den unverheiratheten von so durchsichtigem Stoffe ist, daß es gar Nichts verbirgt, die verheiratheten Frauen tragen etwas dichtere, fester gewebte Stoffe. Außer diesem Kleidungsstücke haben sie noch einen Mantel von demselben Zeuge oder von Kattun, bei den ärmeren Leuten ist es eine große, selbst geflochtene Matte, die höchst verschiedenartig getragen wird. Manche heben dieses Stück Zeug von allen Seiten auf und schmiegen sich fest darein, so daß der Umriß der ganzen Gestalt sichtbar wird, Andere werfen es über den Kopf, wodurch im Gegentheil die Gestalt ganz und gar verschwindet und man nichts als einen Haufen in Zipfeln herabhängenden Zeuges zu sehen glaubt, noch Andere nehmen einen Theil über die Schultern, den sie mit dem Arme festhalten, indeß ein großer Streifen im Staube oder im Kothe nachschleppt, gerade wie wir es jetzt in Europa bei den modern gekleideten Damen sehen.

Männer wie Frauen reiten und zwar Beide auf dieselbe Art und Beide sehr geschickt; von einem künstlichen Sattel, von Steigbügeln und von Allem, was bei uns zur Ausstattung eines Pferdes gehört, ist natürlich nicht die Rede. Sie schwingen sich auf das nackte Pferd, auf dessem Rücken, nur wenn die Reiter recht wohlhabend sind, eine lose Decke liegt, die aber zur Haltung nichts beiträgt, indem sie nicht festgeschnallt oder gegurtet ist, als Zügel dient ein dünner Strick, welcher durch das Maul des Thieres gezogen ist, ohne alle Befestigung, den nicht zu verlieren also ein Kunststück genannt werden muß, so reiten Männer, Frauen, Kinder mit großer Sicherheit und noch größerer Gewandtheit, sie verstehen die Kunst des Voltigirens vortrefflich. Ich sah ein junges Mädchen die rechte Hand auf den Rücken eines Pferdes legen, welches sehr unruhig war und nach ihr biß. Mit einem Schwung, den kein Kunstreiter geschickter und mit geringerer Anstrengung machen kann, hatte sie sich auf das Pferd geworfen, indem sie das rechte Bein über den Kopf und den Hals desselben hob, wobei weder der Anstand noch die Grazie im mindesten gelitten hatten, sie hatte sich auf das Pferd gesetzt, bevor ich eigentlich recht wußte, was sie beabsichtige, denn das erste Requisit fehlte ihr, das Pferd hatte keinen Zaum. Als sie auf dem Rücken desselben saß, machte es sehr lebhafte Sprünge, stieg empor, machte eine Lançade, schlug gewaltig hinten aus, ohne daß das Mädchen die mindeste Besorgniß zeigte, ihre Hände waren ganz frei, sie hielt sich nicht an der Mähne, aber sie nahm einen Strick, den sie beim Auflegen der rechten Hand darin gehalten, bog sich mit dem Oberkörper und beiden Armen weit vor, so daß sie ganz neben dem Halse des Thieres lag — nicht auf demselben, und

so brachte sie ihm den Strick zwischen die Lippen und das war nunmehr ihr Zaum. Jetzt richtete sie sich auf, gab dem Thiere einen Handschlag auf den Schenkel und fort ging's im sausenden Galopp. — So sehr mich dieses beim ersten Anblick in Erstaunen setzte, so sehr wurde ich dessen in wenig Tagen gewohnt, denn ich sah es überall mit der größten Leichtigkeit wiederholen, als könne es gar nicht anders sein, als sei dies die einzige und allgemein übliche Art, sich des Pferdes zu bedienen.

Das ganze Volk scheint ein Heldenvolk zu sein, aus den Augen leuchtet ein Feuer, wobei einem oft unheimlich werden kann. Die Körper sind vollendet schön, der Maler und der Bildhauer wird in jedem Malayen, männlichen oder weiblichen Geschlechts, ein Modell finden, vielleicht nicht zu einem Herkules oder zu einer Pallas Athene, gewiß aber zu einem Apoll, einem Merkur, einer Venus oder Hebe, Füße und Hände sind außerordentlich zart und klein, Gelenke sehr fein, die Muskulatur des weiblichen Körpers ist fern davon, üppig zu sein, aber sie ist durchweg schön gerundet und es ist genügende Fülle vorhanden. Bei den Männern sieht man die Muskeln kräftig hervortreten, nicht so wie bei den Athleten und Gladiatoren, von denen wir einige der schönsten Antikennachbildungen besitzen, wohl aber immer so kräftig wie stete Uebung und fortwährender Einfluß einer gesunden Luft sie hervorbringen können. Schade, daß die Gesichter nicht unseren Begriffen von Schönheit entsprechen; obschon man häufig Männer mit prächtigen Adlernasen und hoher gewölbter Stirn sieht, so ist doch der eigentliche Typus nicht der kaukasische, es sind die Nasen, im Allgemeinen genommen, zu breit und es stehen die Backenknochen zu weit vor, um so mehr fällt allerdings dann ein schön geformtes Gesicht auf. Man könnte sich aber auch mit den minder schönen Gesichtern versöhnen um des klassischen Körperbaues willen, wenn die Farbe nicht wäre, diese ist nämlich durchweg ein helles Olivengrün, nicht braun, wie es der Andalusier hat, oder der Calabrese, oder der Perser, dessen Körper übrigens an der dunklen Färbung des Gesichts und der Hände nicht Theil nimmt. Die Farbe ist unschön und krankhaft, auch bei den allergesundesten, dies mögen sie selbst fühlen, darum färben sie sich mit Abkochungen von Kräutern oder Wurzeln, sie streichen sich goldgelb an, entweder mit Curcuma oder mit Alhenna, und behaupten, das sei die schönste Farbe und Gott habe sie ausschließlich für seine edelsten Erzeugnisse aufbewahrt, für die Sonne, das Gold und die Malayen — je nun, was soll man darüber sagen, es ist jedenfalls Sache des Geschmackes, aber warum soll denn dem Malayen das Goldgelb auf dem Antlitze seiner Braut nicht eben so reizend vorkommen, als dem Norddeutschen das frische Rosenroth, und daß bei dem Einen wie bei dem Andern auch Ausnahmen hinsichtlich dieses Geschmackes vorkommen können, das habe ich selbst empfunden, denn eine schöne Malayin fand ich meiner Beachtung werth und sie fand dasselbe bei mir, obschon ich nicht die Farbe des Goldes hatte, die ihrige übrigens, welche nur eine künstliche war, entfernte ich

doch vorher der größern Bequemlichkeit wegen, vielleicht auch nur, um nicht durch meine Lippen, welche leicht die Färbung angenommen hätten, zu verrathen und verrathen zu werden.

Fünfundsechzigstes Kapitel.

Die Bughi's im Innern der Insel. Industrie derselben. Warum die Malayen flache Nasen haben und warum nicht alle. Charakterverschiedenheit zwischen Bughi's und Malayen. Ein Wettlauf und der Siegespreis. Ein wohlbereitetes Abendessen und die darauf folgenden Waschungen.

Es gelang mir nicht, die Ostküste von Boni zu erreichen, doch konnte ich über den Gebirgsstock kommen, welcher die Halbinsel, von Norden nach Süden laufend, in zwei sehr ungleiche Theile trennt, und ich kam bis in die Hauptstadt des Reiches Bajoa, welche nach Angabe meines Führers 8000 Einwohner zählen soll, wie denn überhaupt das Reich Boni am stärksten bevölkert ist, man behauptet, es könne 40,000 Krieger stellen, was auf eine Bevölkerung von 200,000 schließen läßt. Auf diesen Höhen wohnen vorzugsweise die Bughis, welche gleichfalls den Islam bekennen, aber jedenfalls einer andern Race angehören als die Malayen. Wahrscheinlich sind die Bughis hier im Süden, sowie die Alfur's im Norden der Insel die ursprünglichen Einwohner, und die Malayen sind von Indien herübergekommen und sind die Eroberer. Es scheint mir, als seien die Bughis ehemals mehr Schiffer gewesen, denn noch gelten sie für die brauchbarsten unter den in Indien rekrutirten Matrosen, aber die Malayen haben sie von den Küsten zurückgedrängt, und da sie eine sehr thätige, arbeitsame Race sind, so haben sie sich jetzt auf andere Gewerbe gelegt. Sie bereiten zum Verkauf eine große Menge baumwollener Stoffe von verschiedener Farbe, blau, braun, roth, gelb, die beiden letzteren zum Theil aus der von Natur rothen oder gelben Baumwolle, von welcher auch unser echter Nanking gemacht wird, theils brauchen sie Pflanzendecocte zur Färbung; ebenso wissen sie trefflich Seidenzeuge zu bereiten und zu färben, aus verschiedenen Pflanzenfasern flechten sie grobe und feine Matten, drehen sie Seile, welche wegen ihrer Unverweslichkeit hochgeschätzt werden und mit diesen Stoffen besuchen sie von Celebes aus die benachbarten Inseln, ja ich habe dieselben sogar an verschiedenen Punkten von Java gesehen, sie besuchen Borneo und Sumatra, besuchen nicht blos die hinterindische Halbinsel, sondern gehen nach Calcutta, Madras, Pondischery, Goa und Bombay und kommen sogar mitunter nach dem Rothen Meere. Eben diese Bughis gehen nordwärts bis zu den Carolinen und bis nach China und gehen ostwärts bis nach Neu-Guinea und nach Neu-Holland,

um dort Trepang zu fischen und Vogelnester zu suchen. Auf diesen Reisen erlangen sie eine solche Kenntniß des Meeres und seiner Strömungen, der Inseln und ihrer Kennzeichen, daß man sie nicht nur als Matrosen, sondern als Piloten in Dienst nimmt und sehr gut bezahlt.

Meine Wanderungen gaben mir den Schlüssel zu der eigentlich sonderbaren Erscheinung in die Hand, daß die Eingeborenen nicht alle die eingedrückten Nasen haben. Ich bemerkte zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß diese häßlichen Nasen künstliche Verunstaltungen seien. Die Priester nämlich drücken bei einer Ceremonie, die wenige Tage nach der Geburt mit dem Kinde vorgenommen wird, die Nase ein. Das Nasenbein, welches an seiner Wurzel nur schwach befestigt ist und bei einem Kinde vollends, wird durch den Druck des Daumes aus dieser Befestigung gedrückt, es wird an der Wurzel abgebrochen. Wenn nun die Mutter mit dem schreienden Kinde Mitleid hat und das eingedrückte Näschen wieder aufrichtet, emporzieht, so mag sich wohl die Wunde vernarben, eben so mag es vorkommen, daß nicht das Nasenbein, sondern nur der Nasenknorpel eingedrückt wird, was dann gar keine Folgen für die Gestalt der Nase hat. Ich war sehr zufrieden mit dieser Entdeckung, weil ich mein Herz nunmehr beruhigt fühlte. Die Neger haben alle platte Nasen, da gehört es zum Gesetz, zum Typus der Race, wenn dieses bei den Malayen auch der Fall wäre, so dürften sich nicht so häufig Ausnahmen zeigen. Aus dem Angeführten geht nun hervor, daß die platte Nase nicht im malayischen Typus liegt und daher werden auch die vielen Abweichungen von der sogenannten typischen Form erklärlich.

Die muhamedanischen Priester heißen Agguïs, sie stehen den Ceremonien vor, welche in den Moscheen geübt werden, und sie sorgen auch für den Unterricht und die Erziehung der Kinder, trotz dessen haben die Leute keinen frömmelnden Anstrich, sie sind durchaus natürlich heiter, sind leicht zugänglich und obwohl sie ungemein tapfer sind und bei ihren Seefahrten einen Muth in Ueberwindung der Gefahren bekunden, welcher dem gediegensten Seehelden Ehre machen würde, so sind sie doch weder so hitzig aufbrausend, übelnehmend, noch auch so närrisch eifersüchtig, wie die Malayen. Diese letzteren, in steter Unzufriedenheit mit der holländischen Regierung, könnte man wie die Polen bezeichnen, von denen eine sprichwörtliche Redensart sagt: „Wenn zwei Polen mit einander sprechen, sind gewiß drei Verschwörer darunter.“ So ist es auch mit den Malayen hier, welche fortwährend Conspirationen anzetteln. Das thun nun die Bughi's nicht, vielleicht weil sie zu fröhlichen Herzens sind. Die kurze Zeit von etwa acht Tagen, welche ich unter ihnen zubrachte, reicht allerdings nicht aus, um ein Volk kennen zu lernen, das aber kann ich von ihnen sagen, daß ich sie fortwährend beschäftigt, aber auch fortwährend heiter und fröhlich sah, geneigt, die leichte Beschäftigung aufzugeben, sich irgend einen Scherz zu machen, kriegerische Uebungen anzustellen, Pfeile abzuschießen, Speere zu werfen oder auch einen Wettlauf zu Fuß oder zu Pferde zu unternehmen. Die Frauen

pflegen allerdings nicht hieran Theil zu nehmen, wohl aber die Mädchen, d. h. nämlich als Zuschauerinnen, wiewohl ich auch verschiedene Male Mädchen unter jungen Männern den Wettlauf mitmachen sah.

Bei einem solchen versuchte ich meine Kunst gegen eine der hübschen Theilnehmerinnen, welche mir lachend ihre braunroth gefärbten Fingerspitzen hinhielt, damit ich sie anfassen sollte, um mich von ihr ziehen, um mich in's Schlepptau nehmen zu lassen.

Das Mädchen war schon zwei Mal Siegerin in einem Wettlauf gewesen, dies will ich vorausschicken, um nicht für einen Prahler gehalten zu werden, wahrscheinlich würde ich sie bei meinem ersten Wettlauf nicht überboten haben, jetzt aber konnte ich es um so leichter möglich machen, als ich in Deutschland meine ganze Gymnasialzeit hindurch tapfer geturnt und mich während meiner Studienjahre keineswegs davon zurückgezogen hatte, so wußte ich, was Dauerlauf ist, und so brachte ich den Vortheil auf meine Seite.

Die Hand, wenn schon gelb und an den Fingerspitzen roth gefärbt, war zu zierlich, um nicht gern genommen zu werden, aber ich bedeutete ihr in der malayischen Sprache, welche sie sehr gut verstand, daß es nicht darauf ankomme, eine kurze Strecke schnell zu überspringen, sondern eine lange Strecke ohne Ermüdung zurückzulegen. Wir wollten nun mit einander laufen, aber nicht bis zu dem Ziele, sondern um dasselbe herum, wieder zurück und dann wieder hin und wieder zurück, bis eines von uns Beiden nicht mehr weiter könne, sie lachte und nahm die Herausforderung an und sah mir dabei so schalkhaft in die Augen, als sei sie vollkommen überzeugt, mich auslachen zu können. Ich zeigte ihr nun eine schöne Korallenschnur als Preis, wenn ich die Wette verlöre und frug sie, was sie mir gäbe, wenn ich sie gewänne. Sie zeigte auf ihre goldenen Ohrringe, ich aber sagte, ich wollte etwas viel Kostbareres haben, sie sah mich sehr fragend an und ich erwiderte auf diese stumme Frage: „einen Kuß von Deinen schönen Lippen, welche nicht durch Sirikauen und nicht durch das Abfeilen der Zähne entstellt sind.“

Sie schlug die Augen nieder — erröthen konnte sie nicht, das hatte die Natur ihr versagt durch die zu dunkle Färbung der Haut, aber sie sagte wenigstens nicht nein und nun warf ich meine an sich schon leichte Bekleidung von mir, so weit als irgend möglich und dann wurde der Lauf angetreten. Das Mädchen hielt wacker aus, sie kam zwei Mal mit mir hin und zurück, dann wurde sie sichtlich ermüdet, es fehlte ihr an Athem, nun mäßigte ich meinen Lauf, so daß sie mich erreichte und dann hob ich sie plötzlich vom Boden auf und trug sie laufend bis an das Ziel, da setzte ich sie hin, knieete neben sie und nahm mir nun meinen Preis nicht ein Mal, sondern zehn Mal, aber ich gab ihr auch die Korallenschnur, was sie natürlich sehr fröhlich stimmte.

Sie erhob sich nunmehr und wir kehrten mit einander nach den ersten Häusern des Dorfes zurück, von wo der Lauf begonnen hatte und woselbst die

Zuschauer uns beobachtet. Von der Freiheit, die ich mir genommen, war keine Rede, wie ich eigentlich gefürchtet hatte; das Mädchen, obwohl wenigstens funfzehn Jahre, galt doch noch für ein Kind, weil sie durch die Verstümmelung an ihren Zähnen noch nicht in den Kreis der erwachsenen Jungfrauen aufgenommen war, ich hatte also nach den Begriffen der Mangcassaren nichts Unrechtes gethan, daß ich aber der Sieger geblieben, das galt allerdings für etwas Rechtes und ich wurde darüber sehr belobt und mir wurde auf den Kopf zugesagt, daß ich kein Holländer sei, denn diese könnten nicht laufen, sie seien zu dick und zu faul dazu. Sie hatten allerdings Recht, ich bin kein Holländer, aber darin hatten sie Unrecht, daß sie glauben, es gäbe keine, die gewandt wären und ich suchte ihnen dieses begreiflich zu machen, wiewohl vergeblich.

Da ich meinen Aufenthalt in dem Dorfe beliebig wählen konnte, indem es hier keine Wirthshäuser giebt, sondern man freundlich aufgenommen wird, wo es auch sei, so frug ich die kleine Attalante, ob sie geneigt sei, mich in das ihrige zu führen, sie sagte unbedenklich ja und sprang davon, um ihren Vater zu holen, welcher unter den Zuschauern stand, er kam sogleich herbei, erklärte sich sehr erfreut, daß ich sein Haus denen der andern vorzog und lud mich ein, alsbald mit ihm zu gehen. Natürlich zögerte ich nicht und so trat ich denn in Kurzem unter das gastliche Dach des Bughi.

Wenn schon die Leute den Islam bekennen, so ist es doch in einer solchen Weise, daß die ganze strenge Form desselben verwischt ist, namentlich haben die Frauen Nichts von der sonstigen muhamedanischen Strenge zu leiden, in Folge dieser freundlichen Sitte sah ich auch die Hausfrau meines neu gewonnenen Gastfreundes sofort zum Vorschein kommen und sich beeilen, ein gutes Mahl herzurichten. Das ist denn nun allerdings bei dem verwöhnten Gaumen eines Europäers nicht ohne Schwierigkeit, da ich jedoch wieder zu denjenigen gehöre, die sich leicht in die Sitten Anderer zu fügen wissen, so wurde es auch hier mir nicht unmenschlich schwer, den mir zu Ehren mit Curcuma hochgelb gefärbten Reis zu essen, und das um so mehr, als man nicht Unbilliges von mir verlangte, sondern mir selbst überließ, wie viel ich geneigt sein möchte, zu essen, auch der Reis nicht das einzige Gericht bildete, sondern mir eine hübsche Portion gekochten Schildkrötenfleisches und gebratenen Schweinefleisches vorgesetzt wurde, als Getränk bekam ich einen vortrefflichen, d. h. einen sehr jungen Palmwein, der um so lieblicher schmeckte, als man beim Auffangen desselben einige Hände voll Gewürze und die Frucht von einer wildwachsenden Orange in das Gefäß gethan hatte. Während der beginnenden Gährung (ein Stadium, in welchem der Wein getrunken werden muß, weil er später säuert) hatte dieser Palmsaft den Geschmack von den Gewürzen und der Orange angenommen, ohne dadurch herbe geworden zu sein, wie es leicht der Fall ist, wenn man Wein oder gar Arac auf Gewürz gießt. Dieser Palmwein ist äußerst leicht, immerhin geistig genug, um belebend zu wirken, aber nicht genug, um zu berauschen, und

diese fröhliche Wirkung brachte denn der Wein auf uns Alle hervor, so daß wir bald recht lustig durcheinander plauderten, bis Keiner mehr hörte, was der Andere sagte.

Als die Mahlzeit, welche ganz vornehm etwa um sechs Uhr, d. h. zur Zeit des Sonnenunterganges, eingenommen wird, vorbei war, räumte die Frau alle Geschirre weg, bot einem Jeden von uns Wasser zum Waschen an und ein baumwollenes Tuch zum Abtrocknen der Hände, eine allerdings unerläßliche Sache, denn von Gabel und Messer hat man hier gar keinen Begriff, ebenso wenig von einem Löffel, in so fern es sich darum handelt, mit demselben zu essen, löffelähnliche hölzerne Kellen zum Verrühren der zu kochenden Speisen hat man allerdings, aber sie sind ganz flach, ohne Höhlung, so daß damit kaum gekostet, viel weniger gegessen werden kann. Man fährt mithin mit den Fingern in die Schüssel und nimmt daraus, so viel als man in Kurzem zu verzehren gedenkt, das Gewählte — nein, so kann ich nicht sagen, ein Jeder nimmt, was vor ihm liegt, ohne zu wählen — wird auf ein kleines Brettchen gelegt, das mit einem frischabgeschnittenen Stücke eines Bananenblattes bedeckt ist, man kann nicht wohl einen reinlicheren Teller haben, er wird natürlich nach dem Gebrauche weggeworfen und zu jedem Gerichte bekommt man ein anderes Blatt. Das Fleisch ist gerade in mundrechte Bissen zerschnitten, es ist durchaus reines Fleisch, hat niemals Sehnenstücke und die Knochen sind sämmtlich vor der Zerkleinerung ausgelöst.

Da ich diese Sitte kannte, aber doch nicht gern mich gerade ihr angeschlossen hätte, so war ich darauf im Allgemeinen vorbereitet, ich hatte mein Besteck, aus Messer, Gabel und Löffel bestehend, in meiner Tasche, man darf ein solches sehr einfach zusammengesetztes Instrument nur durch eine leichte Verschiebung zerlegen, um jedes Stück einzeln gebrauchen zu können. Das machte nicht wenig Aufsehen. Ich weiß nicht, ob die Leute niemals ihre Aufmerksamkeit auf die Holländer gerichtet haben, die sich ja auch derselben Instrumente bedienen, oder ob sie überhaupt nicht zur Essenszeit bei ihnen waren, denn so gastfrei die Holländer gegen ihresgleichen, d. h. gegen weiße und wohlhabende Leute, so wenig sind sie es doch gegen farbige, die hier wie überall mehr zu den Thieren von menschenähnlicher Gestalt als zu den Menschen gezählt werden — allein wie es auch sei, das zusammengesetzte Besteck wurde von allen Seiten bewundert und da ich deren mehrere hatte, so machte ich meinem Wirthe ein Geschenk damit und setzte ihn dadurch in namenloses Entzücken.

Sechsundsechzigstes Kapitel.

Von der Bestechlichkeit der Frauen und den Mitteln dazu. Ein ländliches Fest mit Tanz und ein darauffolgendes Examen. Weitere Reise in angemessener Begleitung. Der Hof einer jungen Fürstin. Eine Festlichkeit von großer Wichtigkeit, zu welcher ich als Zeuge gezogen werde. Sonderbare Ansichten einer jungen Königin über die Ehe.

Es scheint, als ob die Holländer nicht unvernünftig freigebig wären, wenn dieses der Fall, so könnte unmöglich ein solches Geschenk ein derartiges Aufsehen erregen, oder ist es blos die Eigenthümlichkeit des Gegenstandes und nicht der Geldwerth desselben, genug, ich hatte den Vater der Art erfreut, daß er zu jedem Opfer bereit war, es fehlte nun lediglich daran, die Mutter zu gewinnen, freundlich und nachsichtig zu stimmen, so durfte ich hoffen, meine unbescheidensten Wünsche erfüllt zu sehen. Die Frauen unter den Mangcassaren sind aber eben so gut bestechlich als die unsrigen, nur kostet es nicht so viel und wenn man bei einer schönen jungen Wienerin einen Schmuck von Smaragden haben muß oder Opalen mit Brillanten karmoisirt, so genügt auf Celebes ein seidenes Halstuch, was nicht 2000 Thaler kostet wie jener Schmuck, sondern einen Gulden, auch vielleicht etwas weniger oder mehr, wenn nur die Farben schön sind. Aber ich ging noch weiter, ich schenkte der Frau auch noch eines jener kleinen Reibeisen, deren man sich bedient, um von der Muskatnuß etwas auf die Suppe oder auf ein an sich geschmackloses Bier zu streuen und ich unterrichtete sie in dem Gebrauche, was ihr willkommen sein durfte, da man sehr wohl versteht, sich der Gewürze zu bedienen, keineswegs aber versteht, sie genügend zu zerkleinern. Schon dies gewann meine freundliche Wirthin mehr als ich gedacht hatte und sie zeigte sich dankbar und freundlich über die Maßen und hätte gern sogleich wer weiß was Alles zum Beweise dieser Dankbarkeit gethan oder gegeben, als ich vollends aber mit einem Dutzend grober Nähnadeln und einigen Scheeren herausrückte, da war der Freude kein Ende und der Abend mußte durch ein Fest beschlossen werden.

Tänzerinnen wurden gerufen und ein paar Spielleute mit ziemlich unmelodischen Instrumenten setzten sich in einen Winkel und fingen an zu klimpern, indessen die andere Hälfte der Plateform von den Tänzerinnen eingenommen wurde; Mädchen, deren Gestalten tadellos waren, an deren Nasen man aber doch die Hand des die Natur verbessernden Priesters deutlich erkannte, waren an Armen und Brust und Füßen ganz unbekleidet, hatten dagegen eine eng anliegende Taille, welche den untern Theil der Brust bedeckte, und ein leichtes Gewand, welches bis auf die Knöchel herabging, aber so durchsichtig war, daß es Nichts verbarg. Man kann nicht eigentlich sagen, daß die Mädchen, deren ich eine in nachstehender Abbildung gezeichnet habe, in dem Sinne

tanzten, wie wir das Wort aufzufassen pflegen. Hin und wieder kam allerdings eine Art Sprung vor, im Allgemeinen jedoch bestand der Tanz mehr aus zierlichen Wendungen, aus Verschlingungen der Arme miteinander oder aus Gruppirungen, welche sie mit ihren Shawls oder sonstigen Theilen ihrer Bekleidung machten. Diese Mädchen sind in jedem größern Dorfe in nicht ganz geringer Anzahl zu finden, sonderbar genug, da das doch eigentlich nur Sitte großer Städte ist. Die Mädchen treiben nämlich ein Gewerbe, welches nach ihrer Ansicht von dem der Tänzerin unzertrennlich ist, sie bleiben bei dem Gastfreunde, wenn er es wünscht, über Nacht, und sind zu seinen Diensten in jeder Weise,



Eine Tänzerin, welche auch noch andere Obliegenheiten hat.

ohne daß übrigens ihre Ehre dadurch auch nur im Allergeringsten litte, denn so lange sie nicht verheirathet sind, haben sie keine Verpflichtung irgend welcher Art und wenn sie sich verheirathen, so verstehen sie es sehr wohl, ihren neu übernommenen Pflichten nachzukommen. Kein Mensch macht ihnen über das früher Geschehene einen Vorwurf, ja sie sind häufig gesucht als besonders gute Partieen und das wird dadurch begreiflich, daß die Gunstbezeugungen dieser Mädchen immer reichlich belohnt werden.

Es schien als habe die freundliche Hausfrau die besten Absichten mit mir, denn wiederholt setzte sie sich in meine Nähe und machte mich aufmerksam bald auf Diese, bald auf Jene, bald auf die reizenden Stellungen, bald auf die aus-

gebreiteten Arme und sie frug mich angelegentlich, welche von ihnen mir am Besten gefalle.

Ich erklärte ihr, sie seien alle sehr schön, aber mir gefalle keine; die einzige von den hier anwesenden jungen Mädchen, welche mir gefalle, sei die Tochter derjenigen, der ich diesen Schmuck anstecke. Es war der messingene Schild eines Executors des hochmögenden Gerichts zu Batavia, von dünnem Blech durch eine Stanze ausgeschlagen und mittelst einer großen Nadel am Rocke anheftbar, ich heftete der liebenswürdigen Frau den Schild gerade vor den Nabel, denn höher hinauf fand ich kein Kleidungsstück, welches geeignet gewesen wäre, dieses abscheuliche Ding zu tragen, es machte aber auf Madame Bughi einen solchen Eindruck, daß sie keine Miene verzog bei der Versicherung, nur ihre Tochter gefalle mir.

Der Abend verging sehr schnell und sehr heiter, ich brachte einen Theil desselben an der Seite meiner Attalante zu, und fand, wie es schien, vor ihren Augen Gnade, denn als ich am Morgen mich zu der Weiterreise anschickte, sah ich zu meinem nicht geringen Erstaunen, daß sie äußerst sorgfältig gewaschen und nicht im mindesten, weder an Händen noch an Füßen durch irgend eine Farbe verunstaltet sei, dies kam lediglich davon, daß ich ihr am Abend vorher gesagt hatte, die Mädchen gefielen mir hauptsächlich deshalb nicht, weil sie aus ihrer Hingebung ein Gewerbe machten, was für ein Mädchen immer unehrenhaft sei (nach u n s e r e n Begriffen natürlich, denn nach den ihrigen sei es, wie ich wisse, nichts unerlaubtes), dann aber auch besonders deswegen, weil sie so vielerlei und so viel Farbe auf dem Leibe hätten. Dies hatte das Mädchen aufgefaßt und sie hatte sich nach dem wie gewöhnlich genommenen Bade nicht wieder roth und gelb und braun gefärbt. Als ich ihr sagte, meine Absicht sei jetzt weiter zu reisen, war sie sichtlich sehr betrübt, ja es schien mir, als unterdrückte sie nur mit großer Mühe einen heftigen Ausbruch; die Kinder des Südens sind sehr leidenschaftlich und sind keineswegs gewohnt, ihren Leidenschaften ein scharfes Gebiß anzulegen.

Sie frug, wohin ich denn von hier wolle, ich kannte allerdings nichts dem Namen nach, so daß ich hätte sagen können, ich will da oder dort hin, aber ich suchte ihr zu erklären, daß ich verschiedene Orte besuchen wolle, um die Lebensweise, die Sitten der Leute und um die Pflanzen und Thiere kennen zu lernen.!

„Nun," sagte sie, „wenn Du nicht an einen bestimmten Ort willst, so will ich Dich führen jeden Tag an einen andern Ort, mein Vater hat viele Pferde, ich werde eins derselben besteigen und mit Dir reiten und jeden Abend kehren wir zurück zu meiner Mutter und jeden Morgen machen wir einen anderen Weg, so bleibst Du hier hundert Tage und viele hundert Tage und jeden Tag sollst Du Neues und Schönes sehen und an jedem Abend mache ich Dir ein weiches Lager von den Hülsen des Reis und ich lege Dir die duftreichsten

Kräuter unter den Kopf, daß Du süß schlafen und träumen und neu gestärkt erwachen sollst."

Der Vorschlag war nicht übel, bis auf die vielen, vielen hundert Tage war er mir schon Recht und so beschloß ich denn diejenigen wenigen Tage, welche ich vor mir hatte, in der Weise zu benutzen, wie der kleine Schelm sie mir vorschrieb und der Vater hatte nicht das Geringste dawider. Meine beiden Kuli's und das Mädchen, welches Lariki hieß, und ich waren alle vier gut beritten, denn der beschenkte Vater hatte dafür gesorgt, daß meine mitgebrachten Pferde von den beschwerlichen Wegen durch die Reisfelder ausruhen und wie er sagte, sich die Füße trocknen könnten. Die munteren Thiere brachten uns bald vorwärts und der Weg bis zum nächsten Dorfe war in zweien Stunden zurückgelegt. Hier kam ich zu einem eigenthümlichen Feste. Der Ort oder das Ländchen war von einer Königin beherrscht, das salische Gesetz hat also hieher sich noch nicht verbreitet und die Fürstenthümer sind sowohl Manns- als Kunkellehn. Die Fürstin hatte eine außerordentliche Masse von Hofdamen um sich versammelt. Ich will nicht behaupten, daß sie sämmtlich so schön gekleidet waren, wie die Hofdamen Ludwig XIV., aber desto schöner waren sie und besonders deshalb, weil ihre eng anliegenden Kleider von dem feinsten Stoffe die Bewunderung ihrer Formen vollkommen gestattete. Ueber dem engen Kleide hatten sie alle leichte Kaftans, kurzärmeliche, vorne offene Hemden, von sehr verschiedenen Zeugen, durchweg aber von ungewöhnlicher Feinheit und Sauberkeit des Gewebes. Diese Stoffe sind offenbar durch den Handel hieher gelangt, denn die Eingeborenen haben zwar Webstühle und verfertigen ganz hübsche Sachen, aber allerdings weder Mousselin noch Gaze, und dieses waren die Stoffe der vornehmen Personen, der Begleiterinnen der Königin.

Ich hatte mich müssen melden lassen, wie es an den Höfen dieser kleinen Fürsten Sitte ist und wie es auch an den kleinsten der Höfe, deren Deutschland ehemals gegen 400 zählte, nicht anders Sitte war. Das Angenehme ist nur dabei, daß man als Fremder jederzeit courfähig ist, daß man nicht nach dem Adelsdiplom und dem Stammbaum gefragt wird, ein Vorzug, dessen man sich in Deutschland nicht zu erfreuen hatte, noch auch jetzt zu erfreuen hat.

Ich ward also bei Ihrer Majestät angenommen und sie hielt ihre königliche Würde vollkommen aufrecht, indem sie an der Erde sitzen blieb, während ihre sämmtlichen Hofdamen hinter ihr standen und ich in geneigter Stellung der Winke und Befehle harrte, welche sie mir zu geben gedachte. Der nächste Befehl war denn allerdings sehr gnädig, sie hieß mich niedersitzen und zwar ihr gegenüber. Da ich nicht so geschickt war im Sitzen mit angezogenen Fersen, wie sie und die Ihrigen, so streckte ich meine Beine lang aus, daß sie, da ich sehr nahe vor ihr sitzen mußte, um von ihren Händen erreicht werden zu können, sich zwischen meinen Fersen und den daran hängenden Beinen wie in einer großen Zange befand.

Sie frug mich angelegentlich nach meiner Heimath, ob ich verheirathet wäre und wie viele Frauen ich hätte, und da ich ihr erklärte, daß ich keine Frau habe, sagte sie lachend, ich solle sie heirathen und König werden, aber allerdings dürfe ich nicht noch mehrere Frauen nehmen, auch nicht ihre Hofdamen zu meinen Geliebten erwählen, überhaupt sei es ganz impertinent, daß die Männer mehrere Frauen haben wollten, sie würd es für viel zweckmäßiger finden, wenn die Frauen mehrere Männer hätten.

Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, versuchte ihr jedoch zu erklären, was die Natur bei der Verbindung von Mann und Weib beabsichtige, nämlich die Vermehrung des Geschlechtes und diese könne nicht stattfinden oder wenigstens nur in sehr eingeschränkter Weise, wenn viele Männer nur eine Frau hätten, trotz ihrer mehrfachen Zahl könnte die Frau immer nur jährlich ein Kind bekommen und das würde sehr bald zum gänzlichen Erlöschen des Menschengeschlechtes führen, indessen wenn ein Mann 100 Frauen hätte, ja sogar noch, wenn er 200 hätte, eine jede derselben ihm jährlich ein Kind schenken könne.

Die Königin versicherte, sie habe weder gewußt, noch glaube sie es, daß Menschen sich verheiratheten, um die Welt zu bevölkern, sie wenigstens habe die Absicht, wenn sie sich verheirathe, es lediglich zu ihrem Vergnügen, zu ihrer Unterhaltung zu thun.

Meine lieben Leser werden wohl bemerken, daß diese Dame nicht zu den feingebildeten gehört, sonst würde sie über dergleichen nicht sprechen, auch wenn sie das alles wirklich dächte, aber leider sind die Naturkinder so plump, daß sie sich nicht geniren, selbst wenn — — —

Die Königin sagte mir, ich käme sehr zur rechten Zeit, um ihr einen Dienst zu leisten, heute wäre der Tag, an welchem ihr die Zähne abgefeilt werden müßten. Die junge Dame war wie Christine von Schweden, erst 16 Jahr, als sie ihr Reich antrat, sie war also noch ein Kind, obschon sie bereits vor vier, vor fünf Jahren hätte heirathen können, denn im elften, spätestens im zwölften Jahre erscheinen bei diesen südlich wohnenden Völkern die Catamenien, aber erst das Abfeilen der Zähne giebt das Recht einen Mann zu nehmen, das mag vielleicht sehr vernünftig sein, denn in Indien, wo die Mädchen wirklich im elften Jahre heirathen, sind Frauen von 18, 19 Jahren schon alt und von 25 Jahren wirkliche Matronen; hier aber sah ich viele Frauen, welche sicherlich 30 bereits hinter sich hatten und auch nicht älter aussahen, als Frauen bei uns im gleichen Alter. Der Körper so sehr junger Mädchen muß doch durch die Schwangerschaft und das Stillen der Kinder über seine Leistungsfähigkeit angegriffen werden, obschon dasjenige, was man als Zeichen der Reife zu betrachten pflegt, vorhanden ist.

Siebenundsechzigstes Kapitel.

Die Ceremonie des Zahnfeilens. Worin die Operation besteht und wie sie vollzogen wird. Eine Kanephore. Ein reizendes tête a tête zwischen mir und der Königin, welches mit einem warmen Betelbissen endigt.

Die hohe Herrin erklärte mir, daß sie bei dieser Ceremonie eines Marcuping bedürfe, was ich vielleicht mit dem Worte Pathe nicht ganz unzweckmäßig übersetze; dieser Pathe ist vor allen Dingen ihre Stütze bei der Operation, er muß ihr Haupt in seinen Schooß nehmen und dasselbe mit beiden Händen festhalten, damit nicht Bewegungen desselben den heiligen Mann in Ausübung seiner Amtspflicht hindern, dann liegt ihm aber auch noch die väterliche Fürsorge für die Patientin ob, so daß er darauf zu sehen hat, daß sie von dem Priester nicht gar zu sehr gemißhandelt werde, denn die Operation ist eine wahrhaft grausame.

Es war mir nicht eben Recht, zu dieser Würde des Pathen befördert worden zu sein, allein es war etwas Schmeichelhaftes darin, denn erstens erklärte sie mich durch ihre Wahl für den Vornehmsten unter allen Anwesenden und welcher Deutsche wäre unzugänglich für das erhebende Gefühl der Vornehmheit, dann aber sagte sie mit dieser Wahl zugleich, daß ich ihr unter den Anwesenden der Angenehmste sei, daß ich ihr mehr gefalle als ein Anderer und nun frage ich nochmals, nicht welcher Deutsche, sondern überhaupt welcher junge Mann solchen Verlockungen zu widerstehen vermöge, wenn es eine Königin ist, von der sie ausgeht und wäre ihr Königreich auch nicht größer als das, um welches die Freier der Penelope beinahe den Telemach gebracht hätten, wenn ferner die Königin 16 Jahre alt ist, wunderschöne schwarze Augen und ebenso schöne weiße Zähne hat, um die es mir herzlich leid that.

Ich wollte darum die schöne junge Dame bereden, Gnade über ihre Zähne ergehen und sich dieselben nicht abfeilen zu lassen, aber da kam ich an die Rechte; sie erklärte, daß sie es ganz unmöglich fände, häßlicher zu sein, als ihre Hofdamen und diese hätten alle sich die Zähne abfeilen lassen, dann erklärte sie, daß sie es auch für unmöglich fände, unverheirathet zu sein und sie dürfe doch nicht heirathen, bevor die Zähne abgefeilt wären und endlich sagte sie, daß die Schneidezähne überhaupt ein ganz unnöthiges Möbel seien, weil man damit ja doch nichts beiße und sie nur hinderten, von dem zerschnittenen Fleisch einen ordentlichen Bissen in den Mund zu bringen.

In dieser Bemerkung lag etwas Wahres und so ließ ich mich denn überzeugen.

Es wurde angekündigt, daß der Priester bereit sei und nun wurden auch die erforderlichen Anstalten getroffen. Für mich wurde eine große zusammengerollte Matte hergebracht, auf welche ich mich setzen mußte, so daß ich unge-

fähr in Stuhlhöhe saß; nun setzte sie sich an den Boden zu meiner rechten Seite und legte den Kopf auf mein Bein und hieß mich mit beiden Händen ihr Gesicht in der Gegend der Backen halten. Dann gefiel ihr die Stellung nicht, sie sprang auf und setzte sich zwischen meine Beine, legte den Kopf auf die rechte Seite, dann auf die linke, dann gerade zurück, kurz sie suchte sich die Stellung aus, von der sie glaubte, daß sie ihr die bequemste sei, dabei suchte sie mit ihren kleinen Händchen immer an meinen Kleidern umher und frug, warum ich eine Weste trage unter dem Rocke, warum ein Hemde unter der Weste, warum einen Rock über alle diesem und warum die Beinkleider so lang, wenn sie bis auf die halbe Lende gingen, seien sie schon viel zu lang, dann forderte sie, ich solle mir wenigstens die Beinkleider ausziehen, damit sie ihr Gesicht nicht an dem groben Zeuge scheuere und da ich Umstände machte, nahm sie eine Scheere und war im Begriff, das ihr lästige Kleidungsstück so weit zu verkürzen, als es ihr bequem und ihren Begriffen von Anstand angemessen schien, und ich hatte alle mögliche Mühe, sie an der Vollziehung dieser Operation zu hindern; sie freilich ging leichter angethan als ich und in so fern wenigstens hatte sie Recht, als in diesem heißen Klima zwei von meinen Kleidungsstücken, Rock und Weste, überflüssig und lästig waren, ich hätte mit dem Hemde und den Beinkleidern allein ganz wohl auskommen können.

Nachdem sie jede mögliche Lage versucht und die bequemste festgehalten hatte, wurde der Priester gerufen, der nun erschien und sich zu der Operation vorbereitete. Auch für ihn wurde eine zu einem Ballen zusammengerollte Matte herbeigebracht, daneben stellte man einen Klotz und auf diesen eine Schüssel mit Wasser; nun nahm er aus einer Ledertasche drei Feilen heraus, eine gewöhnliche mit dem Schlichthieb, eine feinere und eine solche, an der kein Hieb mehr zu erkennen war, sondern die nur dadurch eine Feile war, daß ihre Flächen querüber auf Sandstein geschliffen waren, die Feilen waren sämmtlich dreieckig, der wackere Mann legte sie in die Schüssel mit Wasser, rollte nun zwei tüchtige Stücke von einer Arekanuß in ein Betelpfefferblatt und schob ihr dieses so weit in den Mund, daß die Rolle hinter den Backenzähnen auf dem Gaumen lag, wodurch das arme Mädchen gezwungen war, den Mund furchtbar weit offen zu halten. Nun legte sie sich nochmals recht bequem in meinen Schooß, drückte meine beiden offenen Hände mit den ihrigen an die Backen und klopfte dann sanft auf meine Hände, als wolle sie sagen, so sei es ihr angenehm.

Nun setzte der Priester die Feile zwischen die beiden mittelsten Schneidezähne der unteren Kinnlade und feilte unter ziemlich starkem Druck darauf los, so daß die Feile pfiff, was mir recht eigentlich durch den Körper schnitt, es rieselte und grieselte mir durch alle Gebeine. Das Mädchen aber hielt heldenmüthig still und gab keinen Laut von sich.

Als nun ein dreieckiges Loch bis in das hart verwundete Zahnfleisch hineingefeilt worden war, setzte er die Feile zwischen zwei andere Schneidezähne und

dann wieder zwischen ein anderes Paar, bis alle vier Schneidezähne zum größten Theile verschwunden waren und von jedem nur noch eine niedrige, dreieckige Spitze herausstand; auch die beiden Augenzähne waren einseitig angefeilt, die andere Seite, die nach den Backenzähnen zuging, blieb unberührt.

Nunmehr ließ der Priester sie ein paar Schluck Wasser nehmen, um sich den Mund vom Blut zu reinigen, dann setzte er seine Operation mit der feineren Feile fort und zuletzt mit der allerfeinsten, um die Ausschnitte gehörig zu glätten. Die Operation dauerte im ganzen eine Viertelstunde und während derselben hatte das arme Kind den Betelknäuel so tief im Munde gehabt, daß ich immer glaubte, sie würde die Maulsperre bekommen, nur den Augenblick des Mundausspülens hatte sie zur Erholung, aber ich muß sagen, sie hielt sich tapfer, sie zuckte nicht einen Augenblick, sie gab keinen Laut, viel weniger einen Schrei von sich, dies muß aber etwas so Gewöhnliches sein, daß z. B. der Herr Operateur und Priester gar kein Wesens, kein Aufhebens davon machte.



Eine junge Frau von Celebes.

Als Alles vorüber war, wurde dem Herrn Priester ein Geschenk gemacht und zu seiner Erquickung brachte man Ananas herbei, welchen er mit sammt dem Korbe nahm und sich auf die Seite schob; die junge Frau aber, welche dies Geschenk aus dem Garten, an dessen Eingang wir saßen, herbeibrachte, bot mir ein zu freundliches Bild, als daß ich es nicht hätte durch meinen Zeichenstift fesseln sollen. Wenn auch dunkelfarbig, als wäre sie von Bronze, mußte man sie doch wahrhaft schön

nennen in ihrer mehr als gewöhnlichen Größe, in ihrer schlanken Gestalt und den doch zugleich kräftigen und üppig vollen Gliedern, welche beinahe ganz unverhüllt waren, indem sie nur ein faltiges Tuch um die Hüften geschlungen hatte, welches auf einer Seite herabhing, während es die andere bis zum Befestigungspunkte völlig entblößt ließ. Allerdings war ihre Taille nicht so, wie der Schneider sie verlangt, aber die Natur arbeitet nach anderen Gesetzen als die Künstler, ich meine die Kleiderkünstler.

Die junge Frau hatte einen Knaben bei sich, welcher an einem Stück Reiskuchen arbeitete, das beinahe so lang war als er selbst, sein nach den höheren Regionen gewendeter Blick schien zu der trockenen Speise das würzige Naß zu verlangen, das die Mutter in einem langen kegelförmigen Korb auf dem Kopfe trug, nach den Früchten, welche wie das Köstlichste im Menschenleben zwischen zweien Disteln reifen, nach den Ananas, die zum Geschenk für den Priester bestimmt waren.

Der Operateur war abgelohnt, die Spenderin der süßen Früchte hatte uns verlassen und es schien, als sollten wir überhaupt verlassen werden, denn eine Hofdame nach der anderen erhob sich und ging davon, so daß zuletzt nur wir Beiden in dem Gemache waren, dann sagte sie, daß sie sehr müde sei und schlafen wolle, ich werde auch müde sein von meinem Wege sowohl, als davon, daß ich sie so lange in meinem Schooß gehalten, ich soll mich nunmehr von meinem Sitz herab und neben sie verfügen, so wollten wir mit einander schlafen, bis die große Hitze vorüber sei und als sie diese Worte so natürlich und so ohne die geringste Nebenbedeutung gesprochen hatte, als sagte ein dreijähriges Mädchen zu ihrem vierjährigen Bruder dasselbe, glitt sie von meinem Schooß herab und legte sich unmittelbar vor mir nieder, eine Rolle von Matten, welche etwa eine Elle Länge hatte, so zurecht schiebend, daß ihr Kopf auf dem einen Ende ruhte und der größte Theil davon so weit hervorsah als nöthig, damit ich mein Haupt bequem darauf legen konnte, ohne in unmittelbare Berührung mit dem ihrigen zu kommen.

Ich entsprach der freundlichen Einladung und sie rückte so nahe an mich, daß ich glaubte, eine Aufforderung darin zu sehen, so weit zu gehen, als es mir irgend gefallen wollte. Allein darin hatte ich mich vollständig getäuscht, denn der erste Versuch wurde mit einigen ernsten Worten abgewiesen, dennoch schmiegte sie sich wieder an mich und schlief, ihren schönen Arm unter meine Wangen schiebend und mich so recht innig an sich drückend, recht bald ein.

Mir wurde das Einschlafen nicht so leicht, doch war ich fern davon, das kindliche Vertrauen mißbrauchen zu wollen, welches sie mir schenkte und über dem Kampfe zwischen meiner Begierde und meiner Vernunft schlief ich wirklich ein und erwachte nach einer guten Stunde noch immer von ihrem Arm umschlossen, doch schlief sie nicht mehr, sondern sah mir so freundlich und so liebe-

voll in die Augen, daß ich beinahe zu einem neuen Versuch verleitet worden wäre, wenn sie sich nicht gleich darauf erhoben und ihre Dienerinnen durch Händeklatschen herbeigerufen hätte.

Nunmehr sagte sie mir, daß sie mir ein Geschenk schuldig sei und daß sie dasselbe soeben herbeizubringen befohlen habe, denn es ist hier nicht Sitte, daß die Pathen die Kinder beschenken, sondern diese im Gegentheil ihre Gevattern oder Pathen. Für den kleinen Dienst wohl weniger als für die Zeugenschaft, welche ich dabei geleistet, überreichte sie mir ein kleines Kästchen aus dem Holz der Casuarina, ebenso zierlich geschnitzt wie dasjenige, was ich von Neuseeland mitgebracht und es enthielt etwas gleich Werthvolles, neun der schönsten Perlen von der Ausdehnung kleiner wilder Kirschen, also etwas für Europäer höchst Merkwürdiges, wenn schon für die Bewohner von Celebes in so fern von geringerer Bedeutung, als sie von den holländischen Aufkäufern in den Städten noch weniger dafür bekommen, als von den diebischen Chinesen, welche damit herumreisen. Eine solche Pathenstelle ist allerdings nicht zu verachten und wer dergleichen nur ein Jahr lang täglich zu leisten hätte, würde wohl der reichste Mann der Erde sein, denn obwohl der Werth der Perlen wie der Diamanten und übrigen Edelsteine etwas imaginaires ist, da sie keinen rechten Nutzen haben, so werden diese werthlosen Dinger doch immer ungeheuer bezahlt. In meiner damaligen Stimmung wäre mir übrigens ein anderes Geschenk beinahe lieber gewesen.

Die schöne Jungfrau — als solche wurde sie von jetzt an, d. h. nach Abfeilung der Zähne betrachtet, ließ durch ihre Dienerinnen Erfrischungen hereinbringen und während sie einiges davon bereitete mit eigenen schönen Händen, ich aber darauf warten mußte, reichte sie mir als ganz besondere Gunst den Siribissen, den sie eben im Munde hatte. Wie der Mensch überhaupt auf diese ekelhafte Sitte gekommen ist, begreife ich nicht. Der Genuß des Betels an sich hat nichts Ekelhaftes, der Geschmack ist etwas bitterlich, aber äußerst würzig und das Narkotische, welches in dem Blatt des Betelpfeffers und in dem Stückchen der Arekanuß, welche man in das Pfefferblatt einwickelt, enthalten ist, übt die Narkose erst aus, wenn man aufhört, neuen Betel zu nehmen, also am Abend, wo es dann einen erquickenden Schlaf verursacht, ohne im Geringsten die Folgen zu haben, die bei den Opiumessern oder Opiumrauchern auf so zerstörende Weise hervortreten, aber das Ueberreichen des nassen, schlüpfrigen, warmen Betelbissens, den man eine halbe Stunde lang zwischen Wange und Zahnfleisch gehabt, ist etwas so Ekelhaftes, daß ich mir beinahe nichts Schlimmeres denken kann und dennoch gilt dieses zwischen Männern für ein Zeichen von Freundschaft, zwischen einem Mann und einem Weibe aber für ein Zeichen der Liebe und Hingebung, und das Verschmähen desselben ist wohl die größte Beleidigung, die angethan werden kann. Zwischen zweien Männern

führt eine solche immer zum Tode des einen, was in dem zweitgedachten Falle geschieht, weiß ich allerdings nicht, denn ich hütete mich wohl, meinen Ekel kund zu geben, entfernte aber so schnell als möglich den Betel aus meinem Munde.

Achtundsechzigstes Kapitel.

Die Deutschen bei den Holländern. Militairverhältnisse. Wie die Deutschen in Holland angeworben werden, was man ihnen verspricht und was man ihnen gewährt. Verfahren der Holländer sowohl gegen die Einwanderer als die Eingeborenen.

Es wurde Zeit, an die Heimkehr zu denken, denn der Abend in diesen Breiten ist äußerst kurz und durch die Wälder bei Nacht zu ziehen, ganz unmöglich, so bestieg ich denn sehr bald mein Roß und war noch glücklich genug, vor Nacht den Ort zu erreichen, wo ich einmal Station gemacht hatte.

Meine weiteren Ausflüge lehrten mich diesen Theil der Insel als sehr gebirgig und waldreich kennen, die Berge enthalten Kupfer und Zinn, auch Gold wird gefunden, aber alles zusammen wird schlecht bearbeitet, die Holländer verstehen nichts vom Bergbau, da die höchsten Berge ihres Landes die Dünen längs des Meeres sind und Deutsche zieht man lediglich dort hin, um sie als Soldaten durch die mörderischen Fieber in den Niederungen, durch die Cholera oder durch die vergifteten Waffen der unterdrückten Bevölkerung opfern zu lassen.

So weit ich jetzt die holländischen Besitzungen kennen gelernt habe, sind es nur die gutmüthigen Deutschen, welche das Land für die Holländer erobert haben, es mit ihrem Blute für sie düngen und es in immer neuen, aufeinanderfolgenden Generationen erhalten. Allerdings sind von allen Nationen einzelne Repräsentanten vorhanden, die Deutschen aber sind so überwiegend in der Mehrheit, daß jede andere Nationalität als vereinzelte Ausnahme erscheint. Holländer selbst dienen nicht als Soldaten, es sei denn, daß sie zur Strafe an den Verbannungsort geschickt würden, denn als solchen sieht ein jeder Holländer die schönen Inseln an, es sei denn, daß er dahin ginge, um als Kaufmann, als Spekulant sein Glück zu machen. Auch die Offiziere, welche fast sämmtlich mit den allereinzelnsten Ausnahmen Holländer sind, gehen nur darum dahin, um ein wüstes Leben, welches sie an den Rand des Verderbens gebracht hat, da fortzusetzen, wo der Schuldarrest ihnen nicht mehr droht. Junge gebildete Deutsche, besonders wenn sie dem Norden ihres großen, schönen Vaterlandes angehören, lernen die holländische Sprache sehr leicht, da sie in dem Plattdeutsch des Bauern in den nordischen Ebenen die beste Grundlage haben, indem die

holländische Sprache nur eine Verzerrung und Entstellung, nur ein abscheulicher Dialekt der plattdeutschen Sprache ist.

Solchen jungen Männern wird beim Eintritt in das holländische Militair das für Java bestimmt ist, die Versicherung gegeben, daß sie nach kurzer Dienstzeit, wenn sie das erforderliche Examen machen könnten, zu Offizieren befördert werden würden, diese Versicherung aber ist eine durchaus lügenhafte. Sie bleiben Sergeanten, d. h. Unteroffiziere, sie machen das Examen, werden zum Avancement notirt und sie sollen, sobald eine Vacanz eintritt, als Offiziere eingereiht werden. Solche Vacanz aber tritt niemals ein, denn nur sehr wenig Menschen ertragen den Aufenthalt in Java länger als zwei Jahr, in dieser Zeit werden sie jeder möglichen Entbehrung, Strapaze, jedem übelen Einfluß des Klima's auf das Schonungsloseste ausgesetzt, indessen die Offiziere sich möglichst zurückhalten und sich allen solchen Strapazen nicht aussetzen, auch sehr gut im Stande sind, ein wenigstens in so weit vernünftiges Leben führen, daß sie nicht unmittelbar in's Verderben stürzen.

Die Soldaten sind allergrößten Theils Vagabunden, Verbrecher, welche der gerechten Strafe entflohen sind und nun mit falschen Papieren nach einem holländischen Werbeort zu kommen suchen, z. B. Harderwick an der Zuyder See, hier werden sie gefragt, ob sie in ihrem Vaterlande ihrer Militairpflicht genügt hätten und wenn sie dieses mit Ja beantworten, so ist die Sache abgemacht, bei einem unvorsichtigen Nein und in dem Falle, daß zwischen Holland und dem angeblichen Vaterlande des Rekruten ein Vertrag abgeschlossen, werden sie zurückgeschickt, da hilft denn der Feldwebel oder der Secretair des hohen Beamten, er giebt dem Mann, der sich in Verlegenheit befindet, einen Empfehlungsbrief an einen Seelenverkäufer in Amsterdam, der für andere Papiere sorgt, mit denen man nach Harderwick zurückkehrt und nun als Unterthan eines anderen deutschen Staates, mit dem keine Uebereinkunft geschlossen worden, sofort angenommen und eingereiht wird. In die Kaserne gebracht, findet der Vagabund, der Dieb oder der sonstige Verbrecher seinesgleichen in großer Menge, der gebildete junge Mann aber, der vielleicht durch irgend einen romantischen Schwung verführte, der poetische Thor, der glaubt, auf dem wundervollen Java oder sonst einer der Blumen des Oceans, der herrlichen Gewürzinseln, die Fülle aller Schönheiten der tropischen Vegetation oder des animalischen Lebens zu sehen, zu genießen, der findet nur jenen Auswurf der Menschheit, jene Verbrecher oder liederlichen, verwahrlosten, arbeitsscheuen Menschen, welche ihre Freude daran haben, ihn durch die abscheulichsten Rohheiten und Verruchtheiten, durch Neckereien und Kränkungen jeder Art in Verzweiflung zu stürzen.

Und mit solchen Wichten, mit diesem Aussatz der Menschheit zusammengesperrt lebt er so lange, bis ein Transport vollzählig ist und derselbe zur Verladung in eine Seestadt geschafft wird, mit diesem Auswurf zusammenge-

drängt in einen dumpfen, engen Schiffsraum lebt er vier Monat, im ungünstigen Falle auch sechs Monate auf dem Meer in einer Lage, gegen welche diejenige beneidenswerth ist, in welcher sich die afrikanischen Sclaven auf den spanischen Schiffen befinden.

Der schlechteste unter den unglücklichen Deutschen, welche man dorthin sendet, ist noch zu gut, um als holländischer Sclave begraben zu werden, wie nun erst der bessere, der sich durch Lust an Abenteuern, durch jugendliche Schwärmerei, durch Neigung zum Reisen, durch den Wunsch die Welt zu sehen, verleiten läßt, in die Falle zu gehen, die man seiner Unerfahrenheit stellt. Möge ein solcher armer Thor, wenn er seine Reiselust nicht bezähmen kann, lieber unter dem Titel eines wandernden Handwerkers von Land zu Land ziehen, als unter dem Titel eines holländischen Soldaten, unter dem eisernen Gesetz der Kriegsartikel für eine Reihe von Jahren gefesselt — und an wen? Karl Heinzen sagt darüber: „Das holländisch-ostindische Militair hat schwerlich seines Gleichen. Zusammengesetzt aus Menschen jedes Standes, jedes Grades von Schlechtigkeit und Gemeinheit, bildet es ein wahres Pasquil auf diejenigen, denen es dient. Es gleicht beinahe einem Banditencorps. Liederlichkeit und Rohheit, welcher die asiatische Schlaffheit sehr zu statten kommt, machen seinen Hauptcharakter aus und nur der Stock, die gewöhnlichste Strafe, hält dasselbe zusammen und sichert es gegen eine gänzliche Auflösung. Daß dabei auch im Dienst keine Gemeinsamkeit und Ordnung bestehen könne, läßt sich leicht denken. Dies wird indeß ebenso sehr von oben herunter bewirkt, wie von unten herauf, wie die Soldaten sind sehr häufig die Offiziere und wie die Offiziere, so ist die Behandlung. Mit Flüchen wird commandirt, mit Flüchen gehorsamt. Die Leidenschaft sündigt, die Leidenschaft rügt, die Leidenschaft macht den Rapport, die Leidenschaft bestraft, Milde wird Nachlässigkeit, Strafe wird Cujonade, Strenge wird Tyrannei. Dabei wird keine Rücksicht auf Bildung, auf Haltung, auf Menschenwerth genommen, kein Unterschied gemacht, alles gehört in eine Cathegorie, in die Cathegorie uniformirter Sclaven, deren Endbestimmung ist, unseren kaufmännischen Nachbarn ihren Kaffee und Zucker zu sichern. Dieser Ansicht entspricht auch der Standpunkt, von welchem aus die Civilisten in holländisch Indien die subalternen Militairs beurtheilen, bei ihnen hat man so wenig auf die mindeste Achtung, als beim Militair auf die geringste Schonung zu rechnen.

Obgleich die physischen Uebel gegen diese moralischen zurücktreten, so sind sie doch keineswegs zu übersehen. Die Insel Java ist eine große Menschenfalle, ein einziges großes Grab. Wo die Eingeborenen nicht Krieg führen, da kommen ihnen pestartige Krankheiten, namentlich die Cholera zu Hilfe. Ist der Soldat im Felde, so machen schlechte Kost, schlechte Pflege, die Strapazen in der fürchterlichsten Hitze, die Märsche durch das verschiedenartigste, bald ge-

birgige, bald sumpfige Terrain beinahe die Waffen des Feindes überflüssig, das Land selbst scheint sich gegen die Fremdlinge aufzulehnen.

Die Deutschen lernen das javanische Leben erst näher kennen, wenn es zu spät ist, wenn die Klappe an der Falle zugeschlagen ist. Wie sehr sich die Holländer auch in sonstigen Dingen, namentlich in ihrer Handelspolitik gegen Deutschland absperren — wo es gilt, die Deutschen in ihr Netz zu bringen, sie zu ihren Sclaven zu machen, sie nach Batavia zu spediren, da sind sie die zugänglichsten, zuvorkommendsten Leute von der Welt, da öffnen sie die Arme für ganz Deutschland. Es ist unglaublich, wie vielen Deutschen die Holländer in solchem Sinne die Arme geöffnet, wie viele Tausende sie auf Java schon todt gemartert und begraben haben. Kehrt aus ihren Klauen ein einziger Glücklicher vielleicht mit voller Tasche in sein Vaterland zurück, so ist er natürlich nicht geeignet, ein abschreckendes Beispiel zu liefern, die vielen Tausende von Unglücklichen aber, welche solche Beispiele abgeben könnten, sehen ihre Verwandten in Deutschland niemals wieder, entweder sterben sie oder man macht ihnen, wenn sie in seltenen Fällen das Ende ihrer sechsjährigen Dienstzeit lebendig erreicht haben, alle möglichen Schwierigkeiten, um ihnen den Rückweg zu ersparen, um sie zum Capituliren zu zwingen. In diesem Umstande hat man den Hauptgrund, warum so wenig in den Zeitungen zu lesen ist von der unzähligen Menge deutscher Jünglinge und Männer, die als holländische Militairs nach Batavia strömen und über die unendlich Wenigen, die von dort zurückkehren."

Karl Heinzen wird nicht leicht als eine Autorität citirt werden, es sei denn von einem wüthenden Communisten, von einem Republikaner, der sich nicht allein roth, sondern blutdürstig zeigt; Karl Heinzen ist sogar aus der Schweiz mehrere Male ausgewiesen worden und hat nur in England ein Unterkommen gefunden, wo ja auch die Buben von den edlen Geschworenen freigesprochen werden, welche bei dem Mordversuch gegen Napoleon nicht zurückschreckten vor der Möglichkeit, zugleich mit dem ausersehenen Opfer viele Hunderte zu tödten, welche dann auch wirklich 172 Menschen theils ermordet, theils verstümmelt haben. Aber diese seine Schrift über Batavia, aus welcher ich das Obige citire, ist voll der entsetzlichsten, der schrecklichsten Wahrheiten, zu denen ich eine schöne Anzahl anderer Beispiele liefern kann. So ist die Rohheit der dortigen Offiziere wahrhaft staunenerregend. Sie machen sich das Vergnügen, aus ihren Kasernen auf die Hunde zu schießen, welche auf den Straßen umherlaufen und es hat wiederholt Regierungsbefehle bedurft, diesem Unwesen, welches Menschenleben gefährdet, zu steuern.

Der Krieg gegen die Malayen wird mit viehischer Grausamkeit betrieben und man kann durchaus nicht behaupten, daß sie in Friedenszeiten humaner behandelt würden. Bei dem letzten Kriege auf Sumatra bekam man durch tückischen Verrath dreizehn javanische Fürsten in Gefangenschaft. Auf Befehl eines

höheren Offiziers wurden sie sämmtlich in der Nacht durch Soldaten hingeschlachtet, nicht erschossen, die Schüsse hätten gehört werden und Aufsehen erregen können, sie wurden mit Messern abgeschlachtet. Auf den Hafendämmen von Batavia arbeiten Sträflinge in Ketten, zwar meistens verworfenes Gesindel, aber es sind auch Raja's, d. h. Fürsten darunter und die holländische Gerechtigkeitsliebe findet zwischen diesen, welche vielleicht kein anderes Verbrechen begangen haben, als daß sie sich nicht gutwillig haben plündern lassen, und zwischen Räubern und Mördern keinen Unterschied. Die Eingeborenen scheinen durchweg nur dazu vorhanden zu sein, um den Holländern als Sclaven zu dienen und ihre Reichthümer nach Möglichkeit zu vermehren, darum wird auch trotz der pomphaften Ankündigung von Schulen u. s. w. für ihre Erziehung und Ausbildung nicht das Allergeringste gethan, es würde ja der Hauptzweck gänzlich verfehlt werden, Menschen die irgend etwas gelernt hätten, könnten sich unmöglich auf so empörende Art mißhandeln lassen, der Hauptzweck aber ist Bereicherung durch Erpressung. Die Kaufleute zwingen den Eingeborenen die geernteten Gewürze ab, zwingen sie, ihnen den Kaffee zu selbst bestimmten Spottpreisen zu liefern, die Civil- und Militairbeamten erpressen von ihren Untergebenen die nöthigen Summen, um den gewünschten Reichthum nach und nach zu erlangen und damit nach dem schönen Heimathlande zurückzukehren. Wie entsetzlich und wie barbarisch, man sollte beinahe glauben, als hätten sich zur Eroberung sowohl als zur Verwaltung der Colonieen überall nur die schlechtesten Subjekte hergegeben, denn gerade wie die Holländer auf den Sundainseln und den Molukken machen es die Engländer in Indien und der engländischen Guiana, gerade so machen es die Spanier auf Luçon und Manilla, gerade so in Mexico und Peru, und die Portugiesen thaten das nämliche in Brasilien. Das sind traurige Zeugnisse für die Menschheit, um so trauriger, als alle diese Nationen in den von ihnen geknechteten Ländern einzelne Repräsentanten haben, gegen deren Charakter wie gegen deren Liebenswürdigkeit sich nicht das Mindeste einwenden läßt.

Von allen den genannten Völkern machen die Franzosen eine löbliche Ausnahme. Von Acadia an den kanadischen Seen bis zum Ausfluß des Mississippi, der einst ihnen gehörigen Luisianna, von der Insel Bourbon bis nach Pondichery und nach den Inseln des Stillen Oceans, auf denen sie ihre Flagge aufgepflanzt, haben sie überall sich als liebenswürdige Menschen gezeigt und die Völker, welche sich ihnen anvertrauten, waren unberechenbar glücklicher als diejenigen, welche unter den vorhin genannten Nationalitäten standen.

Neunundsechzigstes Kapitel.

Eine eigene Art Bambusrohr und dessen Verwendung. Die sonstige Vegetation von Celebes. Thierstand der Insel. Besonders gefährliche Thiere. Von der Zauberkraft der Schlangen. Die furchtbar giftige Brillenschlange.

Von den Ebenen in der Nähe des Meeres sind die Gewürze verschwunden, der Vandalismus der Holländer hat sie vertilgt, dort sieht man jetzt nur den Kaffeebaum und in den Sümpfen den Reis, die Höhen aber sind mit Wäldern bedeckt, welche das prachtvollste Bauholz liefern. Die Teakeiche, hohe Rosamalabäume, die immergrüne Eiche, die Ceder, der Ahorn, das Gelbholz, das Sandelholz und die Casuarina kommen in den prächtigsten Exemplaren vor. Nächstdem wächst hier ein besonderes Bambusrohr, welches man wirklich baumartig nennen kann; sieht man das gewöhnliche Bambusrohr, welches 80 bis 90 Fuß lang und 6 Zoll dick wird, auch wohl 8 Zoll, so hat man nichts dawider, es Rohr zu nennen, denn man kann nicht leugnen, daß das Verhältniß seiner Länge zu seiner Dicke wirklich dem des Rohres entspricht. Nun aber wächst hier ein Bambus, welcher 40 Fuß hoch wird, aber am Stammende 2, sogar 3 Fuß Durchmesser zeigt. Dieses baumartigen Rohres bedienen sich die Einwohner von Celebes vorzugsweise zum Bau ihrer Häuser, aber da es Knoten hat wie jedes andere Rohr, Knoten, die es querüber abtheilen, so bedient man sich solcher Abschnitte zu Gefäßen und mancherlei Gegenständen. Ein Stück Rohr, an welchem beide Knoten belassen sind, giebt eine vortreffliche Tonne, welche ganz ohne Reifen dennoch der Flüssigkeit genügenden Widerstand leistet. Ein solches Stück, wovon man den einen Knoten weggeschnitten, den anderen daran gelassen hat, giebt ein großes Wassergefäß, oder wenn dasselbe etwa nur einen Fuß im Durchmesser hat, einen Eimer. Ein auf beiden Seiten geschlossenes Stück von geringen Dimensionen nimmt der Jäger mit sich in den Wald, man könnte es eine Feldflasche nennen, hat es größeren Umfang, so dient es statt des Schlauches der Araber oder der beinahe eben so hoch civilisirten Spanier. Ein solcher Rohrabschnitt, von dem die Knoten auf beiden Seiten entfernt sind, wird mit einem enthaarten nassen Fell überzogen und wenn dasselbe getrocknet ist, so hat man eine volltönende Trommel oder Pauke, nimmt man endlich einen Knoten selbst, von dem man zu beiden Seiten das Rohr abgeschnitten hat, so ist dieser Knoten ein vortrefflicher Deckel, auf's Genaueste passend zu demjenigen Gefäß oder Rohrende, von welchem man ihn hergenommen.

An jedem Knoten sitzen rundum Augen, die zur Zeit des lebhaftesten Wachsthums sich sehr rasch entwickeln und schon im Laufe des ersten Jahres zehn bis zwölf Fuß lang werden; sie bilden von Knoten zu Knoten einen ganz gewaltigen Quirl und würden daher eine gewisse Aehnlichkeit mit der Tanne

nicht verkennen lassen, wenn die Zweige nicht vor allen Dingen statt horizontal zu wachsen, sehr stark aufwärts strebten und wenn sie nicht schöne, lange schilfartige Blätter hätten statt der Nadeln. Aus diesen dünnen Rohren machen sich die Eingeborenen gleichfalls vielerlei Gegenstände und der ganzen oder gespaltenen Blätter bedienen sie sich zum Flechten von Matten. Die Hauptanwendung finden diese Zweige aber, wenn sie noch Keime sind, sie schießen fingerdick und beinahe einen halben Fuß lang hervor aus den Ansätzen, ehe sie Blätter zu zeigen beginnen. Wenn sie solche Größe erreicht haben, aber noch keine Spur von Blattentwickelung zeigen, werden sie abgebrochen und gekocht und geben ein Gericht zartester Art, welches dem Spargel auffallend ähnlich schmeckt, nur hat man Ursache, beim Einsammeln, beim Abbrechen behutsam zu sein, denn unter jedem Schößling setzt sich auch ein Dorn an, der bei größeren, mehr ausgewachsenen Exemplaren sehr wohl gesehen werden kann, denn er mißt 6 Zoll und darüber, wenn aber der abzubrechende Keim noch keine größere Länge hat, so ist der Dorn, an seiner unteren Seite verborgen, ganz kurz, äußerst scharf und wehe dem, der mit dieser Gewalt, welche erforderlich ist, den Keim abzubrechen, jenen Dorn sich in die Hand jagt.

Alle Fruchtbäume der heißen Zone und eine große Menge derjenigen, welche dem warmen Theil der gemäßigten angehören, wachsen hier auf dieser glücklichen Insel, die verschiedenen eßbaren Palmenfrüchte sind sämmtlich vertreten, der Brodbaum, der Mango- und Mangustinbaum nicht minder, daß die Bananen hier in üppigster Fülle vorkommen, versteht sich von selbst, Orangen aller drei Varietäten sind auf den Höhen vertreten, demnächst köstliche Nußbäume, an denen die warmen Gegenden sehr reich sind. Zuckerrohr und Reis, sowohl der, der unter dem Namen Bergreis bekannt ist, als der in viel reicherer Menge ausgebende Sumpfreis wird hier gefunden; Kaffee und Baumwolle gedeiht vortrefflich, eben so der Betelpfeffer und die Arekapalme; was mich besonders wunderte, war übrigens ein mächtig hoher, riesiger türkischer Weizen, welcher in europäischen Gärten unter dem Namen Zea gigantea bekannt ist und der jedenfalls von Amerika hierher verpflanzt sein muß. Den Tabakbau haben zweifelsohne die Holländer hier eingeführt, Zucker wurde früherhin nicht aus dem Zuckerrohr, sondern aus dem Safte der Aureng-Palme bereitet. Unter den werthvollen Bäumen ist noch derjenige zu nennen, welcher das Benzoeharz liefert, auch wird hier ein Oel gewonnen, welches seinen Namen von der längst verschwundenen Stadt Mangcassar (verdorben in Macassar) entlehnt hat. Es ist nicht gerade übermäßig wohlriechend, wird aber wegen seinen Eigenschaften, den Haarwuchs zu befördern, sehr geschätzt. Diese Eigenschaft hat die europäische Industrie auf den Namen zu übertragen geglaubt, man hat gewöhnliches Mandel- oder Olivenöl durch die Alcanna-Wurzel roth gefärbt, hat dieses Oel ein wenig parfümirt und es dann unter dem Titel Macassar-Oel zu ungeheuren Preisen verkauft und es ist auch eine große Menge von Thoren bereit gewesen,

dieses treffliche Oel zu benutzen; allein obschon auf dem Zettel, welcher die Gebrauchsanweisung enthält, ein schwarzes Frauenzimmer abgebildet ist, welches Haare von solcher Länge hat, daß sie gleich dem Barte des alten Kaisers in dem Kyffhäuser-Berg zweimal um den großen Steintisch geschlungen werden könnten, so ist doch nach dem so verkauften Oel noch kein Haar länger gewachsen, als es von der Natur aus bestimmt war, woraus man sieht, daß der Name allein es wirklich nicht thut.

Auch was die Thierwelt betrifft, sieht man Celebes sehr begünstigt. Die hiesigen Pferde sind durch ganz Indien wegen ihrer großen Schönheit, Leichtigkeit und großen Ausdauer berühmt, und dieselben werden in beträchtlicher Menge nach Java, nach Indien und selbst nach den französischen Besitzungen im indischen Meer, nach Madagascar und Isle de France gebracht und wohin man sie sendet, sie finden überall ihre Abnehmer. Schon in Java sah ich Abkömmlinge dieser Celebesrace mit der dortigen gekreuzt und ich sah Pferde aus dieser Kreuzung hervorgegangen von außerordentlicher Schönheit; auch die engländischen Offiziere in Indien sind sämmtlich beritten gemacht durch die Celebesrace, welche für die Tigerjagd ihres Muthes wegen unübertrefflich sein soll.

Nächst diesem schätzbaren Thiere finden sich auch die übrigen Hausthiere in schönen Racen und Varietäten vor. Das Rind, die Ziege, das Schaf, das Schwein sind vorhanden, theils gezähmt, theils in wildem Zustande; die Wälder wimmeln von wilden Schweinen, Babirussa's, von Hirschen, die Felder von Hasen und eine wahre Landplage sind die Affen, deren Bosheit und wenn sie groß sind, deren Gefährlichkeit sie zu sehr schlimmen Nachbarn macht. Zum Glück haben sie einen entsetzlichen Feind in der Boa, welche, wie es mir scheint, eine ganz hübsche Portion derselben jährlich vertilgt und ihrer zu großen Vermehrung Schranken setzt. Wo sie eine Boa wittern, suchen sie sich zu entfernen, was ihnen wie begreiflich um so leichter gelingt, als sie sehr leichtfüßig sind, eine Boa aber zu den ziemlich schwerfälligen Ungeheuern gehört, allein mit der Witterung ist es ein eigenes Ding. Die Ausdünstung der Schlange ist nicht stark riechend und sie kann nur empfunden werden, wenn man unter Wind steht, die Schlange scheint dies zu wissen, so wie alle Raubthiere, glaube ich, es wissen, sie gehen immer gegen Wind, wenn sie auf Raub gehen, dann sind sie gewiß, daß kein Thier sie wittert. Würde ein Löwe oder Tiger mit dem Winde auf die Jagd gehen, so würde ihre außerordentlich starke und lebhaft riechende Ausdünstung verhindern, daß sie irgend eine Beute bekämen.

Die Boa nun macht es ebenso, sie schleicht sich langsam auf einen Baum, rollt sich dort zusammen und wartet, gegen den Wind gerichtet, bis ihr eine Beute nahe genug kommt, um sie durch einen Sprung zu erreichen; da kommt es denn nun oft genug, daß der gaukelnde Affe oder der mächtige, schwerfällige Urang-Utang für sie erreichbar wird und dann ist er natürlich verloren.

Man spricht viel von der Zauberkraft der Schlange, beim Himmel! ich

halte das alles für dummes Zeug, ich habe es auch mit angesehen, daß eine Schlange von 10 bis 12 Fuß Länge einen Affen oder einen großen Vogel bezaubert, aber was ist dieser Zauber anders, als Todesangst und diese Angst läßt die Mittel der Rettung vergessen. Begeht doch der Mensch, das vollkommenste Wesen der Schöpfung, so dumme Streiche, wie kann es uns an einem Thiere wundern. Ein ganz vernünftiger Mann fällt von einer Brücke in's Wasser, er weiß, daß er leichter ist als das ihm nicht zusagende Element, er weiß, daß wenn er ganz ruhig auf dem Rücken liegt, er nicht untergehen kann, aber in der Todesangst vergißt er dieses, streckt die Arme zum Wasser heraus und sinkt nun um so sicherer unter. Ein Anderer hört mit Schrecken, daß es in seinem Hause, wohl gar in seiner Wohnung brennt, er rettet nicht sein Geld und seine Werthpapiere, er rettet nicht seine Bücher, sein Gold und Silber, den Schmuck seiner Frau — er rettet das Spielzeug seiner Kinder, er rettet ein Paar alte Stiefel, wenn es hoch kommt, so wirft er sein Glas- und Porcellangeschirr zum Fenster hinaus, damit es nicht verbrenne. Geschieht dies mit dem klugen Menschen, warum soll es denn mit einem Affen oder Papagei nicht geschehen? Die Schlange ist ein so entsetzlicher Feind, ein so furchtbares Ungeheuer, daß dem armen Thiere, welches plötzlich in seine Nähe kommt, wohl Angst werden mag, was ist da zu verwundern, wenn in dieser Todesangst das arme Thier zittert, aber nicht flieht. Da ist gar kein weiterer Zauber, es kommt nicht angehaucht von der Schlange, ihr näher und näher, sondern es bleibt derselben gegenüber in quälender Angst sitzen, es bebt an allen Gliedern und es wagt doch nicht davon zu eilen, denn der Tod, der ihm so ruhig sitzen bleibend, langsam naht, würde bei einem Versuch zu entfliehen plötzlicher eintreten, die Schlange würde aufspringen und das Thier, welches den Versuch macht zu entfliehen, ergreifen, bevor die Flucht wirklich eingetreten wäre.

Und welch ein furchtbarer Feind ist die große Boa. Ich sah ein getödtetes Thier, welches volle 25 Fuß maß. Der Urang-Utang ausgewachsen mehr als 6 Fuß messend, ist ein so gewaltiges Thier, daß waffenlos sechs Menschen, vielleicht auch zehn nicht hinreichen würden, um ihn zu bezwingen, aber für eine Boa ist er mit all seiner Riesenkraft doch nur ein Spielzeug. Auch Hirsche und selbst die furchtbaren wilden Eber werden ihre Beute. Die letzteren wehren sich mächtig, mäßig große Schlangen greifen sie sogar an, aber eine ausgewachsene Boa bricht dem stärksten Stier das Kreuz und die Rippen entzwei und so stark wie eine Boa ist vielleicht selbst der große bengalische Tiger nicht; im Uebrigen bezweifle ich beinahe, daß dieser von einer Boa angegriffen werden wird, das Kleid der Schlange ist nämlich keineswegs unverwundbar, wie das des Crocodils und ein Tiger hat gar scharfe Klauen, während hinwiederum die Schlange kein Gebiß hat, was tödtlich verwunden könnte. Ist ein Tiger angegriffen und nicht beim ersten Ansatz zweimal umschlungen, so dürfte er die Muskulatur der Schlange doch so vielfältig durchschneiden, daß sie aufhören

müßte gefährlich zu sein. Auf der Leinewand nimmt sich das Alles ganz schön aus, die Maler haben eine große Gewandtheit darin, solche gefährliche Scenen zwischen Löwen und Schlangen oder Tigern und Schlangen plausibel darzustellen, in der Natur macht sich das ganz anders; es ist auch mit den Dichtern so, welche sich sehr geschickt zeigen, Löwen in die afrikanische Wüste zu bringen, ein Anderer als ein Dichter hat aber so etwas niemals zu sehen bekommen und wenn man einen Araber fragt, ob es Löwen in der Wüste gebe, so antwortet er gleichfalls mit einer Frage: Können denn die Löwen bei Euch Staub fressen und Luft trinken? Bei uns können sie das nicht.

Neben den großen Riesenschlangen, deren Rücken schwarz geringelt ist und gelbe Flecke hat, welche im Sonnenschein lebhaft wie Gold glänzen, giebt es noch viele andere Schlangen, welche gleichfalls nicht giftig sind und dennoch bei ihrer bedeutenden Länge zu sehr gefährlichen Feinden werden. Es soll durchaus nicht angenehm sein, einer Schlange, welche 4 Zoll im Durchmesser und 12 Fuß Länge hat, zu begegnen, besonders wenn sie hungrig ist. Von diesen mäßig großen Thieren werden unzählig viel Affen vertilgt. Eine der flinksten ist die sogenannte göttliche Schlange, oder vergötterte Schlange, Abgottschlange, sie hat vielerlei Namen, welche gleich unsinnig sind, denn sie ist weder ein Abgott, noch wird sie vergöttert oder angebetet, höchstens könnte man sagen, es würde ihr weniger nachgestellt als anderen, weil sie weniger gefährlich ist, denn trotz ihrer 10 Fuß Länge lebt sie doch meist von Ratten, Mäusen und ähnlichem Ungeziefer und ist daher vielmehr nützlich als schädlich.

Bei weitem mehr gefürchtet als die Riesenschlange ist die Brillenschlange, ein Thier von der Stärke eines Kinderarmes, einer Schoppenflasche und von 5 bis 7 Fuß Länge, von der diejenigen, welche nicht sehen können, welche selbst einer Brille bedürfen — behaupten, daß sie einen ungeheuer breiten Kopf und eine große Brille um die Augen gezeichnet habe.

Der Kopf ist nicht nur keineswegs groß, sondern im Gegentheil ist er im Verhältniß zur Größe der Schlange klein zu nennen, aber hinter dem Kopf, ja hinter dem Halse sind die Rippen beträchtlich länger, als an dem übrigen eigentlichen Leibe der Schlange; im gewöhnlichen Zustande nimmt man dies kaum wahr, wird sie aber gereizt, geräth sie in Zorn, so spreizt sie diese Rippen auseinander und auf dem braunen Rücken tritt alsdann die beinahe schwarze Zeichnung einer Brille hervor, deren runde Flächen bei einem ausgewachsenen Exemplar beinahe die Größe eines Handtellers annehmen.

Dieses scheußliche Unthier ist entsetzlich giftig und da die Farbe desselben der alten, verwelkten Laubes oder vertrockneter Zweige gleich ist und sie mit solchen Zweigen vermischt, oft so am Boden liegt, daß man sie gar nicht erkennt, unterscheidet, so ist nichts leichter, als mit derselben in todtbringende Collision zu kommen. Es ist ein Mißverständniß und ließe die Schlange demjenigen, der sie feindlich berührt hat, Zeit, eine Entschuldigung vorzubringen,

etwa „geehrteste Frau Cobra von Capello, ich habe Sie nicht beleidigen wollen, ich trat Sie nicht aus Verachtung, sondern weil ich Sie für einen Zweig hielt," so würde sie vielleicht erwidern: man solle seine Augen hübsch aufsperren und anständige Leute nicht in der Mittagsruhe stören und dann wäre die Sache damit abgemacht, aber die Brillenschlange wartet diese Entschuldigung nicht ab, sie fühlt sich verletzt, fährt auf den verletzenden Gegenstand zu und ist dieses der nackte Fuß eines Eingeborenen, so hat der Arme sein Todesurtheil empfangen und keine Begnadigung zu hoffen, dieser Gerichtshof, der als Beleidiger zugleich Richter und Vollstrecker des Richterspruches ist, verfährt schneller, als das österreichische Militair im Belagerungszustande. Wenn der Biß kräftig war, so erfolgt der Tod in vier bis fünf Minuten, welche indessen voll der gräßlichsten Qualen sein sollen. Aber auch schon eine ganz leichte Verwundung führt den Tod eben so sicher herbei, nur dauert der Todeskampf länger.

Siebzigstes Kapitel.

Fabeln über das Vergiften der Waffen. Der Giftbaum. Fatalismus der Eingeborenen, der sie hindert, Vorsichtsmaßregeln irgend welcher Art zu treffen. Rache, welche ein Chinese an einem Crocodil genommen.

Man sagt, daß die Eingeborenen sich des Giftes dieser Schlangen bedienen, um ihre Waffen damit zu vergiften, namentlich die verschiedenen Dolche (Krisch), man sagt auch, daß sie diese letzteren durch Arsenik und Citronensaft vergiften und daß sie, um dasselbe immer thätig zu erhalten, sehr häufig mit Citronensaft abwaschen. Dies Letztere ist zwar wahr, es hat aber einen ganz anderen Grund, Arsenik gehört zu denjenigen Giften, deren verderbliche Wirkung durch Aufnahme in den Körper sich zeigen, äußerlich thun sie wenig oder gar keinen Schaden, die Anwendung des Citronensaftes hat eine völlig andere Bedeutung, nicht die Vergiftung ist es, welche sie bewerkstelligen oder erhöhen wollen, es ist nur die Zeichnung des damascirten Stahles, welche hervorgehoben werden soll. Dieser indische Stahl (von welchem man auch fälschlich behauptet, er sei aus Eisen und Stahldraht zusammengeschweißt), hat ein fadenförmiges, ein sehniges Gefüge. Diese Sehnen oder Fäden bilden vielfältige Verschlingungen, mannigfaltige Figuren. Ist der Säbel oder das Messer, ist der Dolch daraus geschmiedet, gehärtet, geschliffen und polirt, so sieht man von diesem faserigen Gefüge nicht das Geringste. Bringt man aber eine Säure darauf, so treten die Zeichnungen dieses Gefüges sofort hervor. Citronensaft ist eine verdünnte Säure, es ist diejenige, welche den Malayen am nächsten

zur Hand ist und sie bestreichen ihren Krisch so oft damit, um die Zeichnung desto tiefer zu markiren, desto deutlicher sichtbar zu machen.

Ist aber das Vergiften mit Arsenik auch unwahr und das Vergiften mit dem tödtlichen Safte aus der Giftblase der Cobra Capello mir mehr als zweifelhaft, so ist es doch die Vergiftung selbst keineswegs und zwar ist diejenige Substanz, deren alle die Insulaner sich bedienen, von so entsetzlicher Wirkung, daß sie sich sehr gut mit dem Schlangengifte vergleichen läßt, wenn sie dasselbe nicht noch übertrifft. Ich sah einen gewaltigen Tiger von dem leichten Pfeil getroffen, den ein Malaye mittelst eines Blaserohrs auf denselben abschoß. Der Pfeil war ein spitz geschliffener Splitter von Bambusrohr, woran die äußerste Rinde auf das Sorgfältigste geschont war, weil sie glashart ist (sie besteht nämlich aus reinem Kiesel) und sich also am feinsten schleifen läßt, wie sie am besten geeignet ist, das Fell eines Thieres zu durchdringen. Weiter ist aber nichts nöthig. Der Tiger den ich von solch einem, höchstens 4 Zoll langen Pfeil getroffen sah, brüllte sofort vor Schmerz auf, versuchte aber nicht, sich zu rächen, seinen Gegner zu zerreißen, obwohl er ihn sehen konnte, er versuchte nicht, auf ihn loszuspringen, sondern er winselte, nachdem der erste Schmerzensschrei vorüber war, sank dann mit den Hinterbeinen zusammen, saß nicht auf beiden zugleich, sondern fiel auf eine Seite, während er noch auf den Vorderbeinen stand, aber zitternd wie ein Verbrecher im Augenblick der ihn ereilenden Todesstrafe, dann sank er auch mit den Vorderbeinen zusammen, streckte die Zunge lechzend heraus, zuckte unter mächtigem Zittern einigemal gewaltsam zusammen, streckte sich dann ebenso zitternd in furchtbarem Starrkrampfe aus und verendete. Dies Alles hatte noch nicht zwei Minuten gedauert, da war der gewaltige Räuber wirklich eine Leiche.

Dies entsetzliche Gift wird auf Java und Sumatra, wird auch auf Borneo aus einer Pflanze bereitet, entweder aus dem Safte des Bohon upas (d. h. Baum des Giftes und Upasgift ist ein Pleonasmus, welcher Giftgift bedeutet), oder aus dem Tjeteck, einer Schlingpflanze, einer Liane. Beide Säfte haben dieselben giftigen Eigenschaften und sie werden noch erhöht dadurch, daß man sie einkocht, concentrirt und dabei verschiedene Gewürze, Pfeffer u. dergl. anwendet, welches wahrscheinlich den furchtbaren Schmerz verursacht, den die Verwundung mit einer vergifteten Waffe jederzeit bereitet.

Auch über diese Giftbäume ist so viel gefabelt, daß man ganze Bücher davon schreiben könnte, ich will das oft Gesagte nicht wiederholen, wer sich genauer davon unterrichten will, der sehe in „Zimmermann, das Todesthal auf Java“ nach; hier sei nur bemerkt, daß es zwar möglich sei, Waffen mit Schlangengift zu versehen, aber nicht wahrscheinlich und daß die Vergiftung durch Pflanzensäfte überall verbreitet ist, wo wilde Völkerschaften mit vergifteten Waffen kämpfen.

Eine schlechte Zugabe zu allen diesen giftigen, räuberischen Thieren ist auch die abscheuliche Eidechse, welche man Crocodil nennt; in allen Sümpfen findet man sie in großer Menge und sie sind um so gefährlicher, als sie zum größten Theile im Schlamme verborgen liegen und man des Feindes nicht früher gewahr wird, als bis man von seinen Zähnen erfaßt und rettungslos verloren ist. Diese Bestien kosten den großen süd-asiatischen Inseln alljährlich Hunderte von Menschen und gegen sie kann man sich nicht schützen; weshalb aber mehr durch die giftigen Schlangen sich tödten lassen, kann ich mir nicht enträthseln, weil es ein ganz leichtes Mittel dagegen giebt. Nicht solche unfehlbare Mittel, wie sie mein Busenfreund Reickhart bei sich hatte, sondern ein ganz simples Hausmittel, nämlich eine Lederbekleidung des Fußes, Schuhe oder Stiefeln. Bevor die Holländer sich hier niedergelassen hatten, würde man dieses nicht haben anrathen können. Was wissen Papua's und Malayen von Stiefeln und selbst die Portugiesen, welche diese Inseln zuerst besuchten, gingen wohl in Schuhen und Strümpfen, aber nicht in Stiefeln, es sei denn, daß sie Ritter oder Reiter gewesen wären, die deutsche Race aber liebt die Stiefeln und bringt sie sogar dahin, wo ihre Anwendung nicht ganz zweckmäßig ist. Jetzt ist seit Jahrhunderten der Stiefel unter allen Europäern, welche diese Inseln besuchen, Deutsche, Holländer, Franzosen, Engländer zu Hause und es würde nicht die geringste Schwierigkeit machen, sich damit zu versehen; es kommt nur darauf an, daß man einen Markt dafür hat, so ist auch der begehrte Gegenstand dafür zu haben. Aber die Malayen selbst denken nicht daran. Europäische Kleidung ist ihnen etwas sehr wünschenswerthes, sie bezahlen dieselbe theuer und sind sehr stolz, wenn sie auf den nackten Leib eine Matrosenjacke, oder einen Frack, oder nur ein Oberhemde, was die Hälfte der gewöhnlichen Länge hat, ziehen können, sie vertauschen auch wohl thörichterweise ihren leichten breitkrämpigen Strohhut mit dem Dinge, was wir Hut nennen und was sich seit Jahrhunderten immer in der Form einer eisernen Ofenröhre erhalten hat, der Mode nur unterworfen hinsichtlich der Größe und der Biegung des Dinges, das man Hutkrämpe nennt. Wie viel zweckmäßiger wäre es, wenn sie sich statt solchen lästigen Firlefanzes Stiefeln kaufen wollten, welche sie gegen den Schlangenbiß sicherten, aber die Stiefeln fallen nicht in die Augen als Putz, das thut eine rothe Weste oder eine hellblaue Jacke, zudem haben sie einen rührenden Köhlerglauben. Ich habe Männer, von denen man sagen kann, sie hätten für ihre Verhältnisse einen nicht geringen Grad von Cultur, hierüber gesprochen, ich habe sie gefragt, warum sie nicht solche Fußbekleidung trügen wie ich und habe sie auf die gefährlichen Schlangen aufmerksam gemacht. Vor allen Dingen erwiderten sie mir, es sei thöricht, zu glauben, daß so etwas helfen könnte. Wem bestimmt sei, von einer Schlange gebissen zu werden, der könne unmöglich durch ein Stück harten Leders gerettet werden und derjenige, dem es nicht bestimmt sei, bedürfe eines solchen vorausgesetzten Schutzes nicht, dann aber erklärten sie,

mit Stiefeln zu gehen sei sehr unbequem, mit bloßen Füßen zu gehen sei im Gegentheil sehr bequem — nun da ist freilich nichts zu machen.

Die Crocodile pflegen sich am Tage wenig oder gar nicht zu zeigen, sie werden nur dann gefährlich, wenn man zufällig in ihre Nähe kommt, Nachts aber verlassen sie ihre Sümpfe und schleichen still und gierig umher, suchen nach den Hausthieren, die sich gerne unter den Pfählen aufhalten, welche die Hütte tragen. Das einfachste Mittel wäre nun allerdings, diese Räume fest einzuzäunen, wiewohl das eine schwierige Aufgabe sein mag, denn das Crocodil übersteigt einen niederen Zaun, zerbricht einen schwachen und gräbt sich unter einem hohen und festen Zaune durch.

Die Eingeborenen thun nichts dergleichen und sind daher vielen Verlusten ausgesetzt, aber wenigstens versuchen sie die Crocodile zu fangen und zu tödten und da das Fangen sehr leicht ist, so werden jährlich viele Hunderte ein Opfer ihrer Beutegier und bei größerer Umsicht sollte es wohl gelingen sie zu vertilgen, sowie es gelungen ist, in den Grenzen Deutschlands die Wölfe zu beseitigen und wenn sich einmal ein solcher in der Nähe des Rheines oder der Weichsel zeigt, so kommt er jedenfalls aus Frankreich oder aus Polen. Indessen ehe es so weit kommt, wird wohl noch manche Woche verstreichen, vielleicht auch ein Tag länger; die erste Bedingung zur Vertilgung der Raubthiere ist die Vermehrung der Bevölkerung bis zu dem Grade, daß die wilden Bestien an Terrain verlieren. So lange dies noch nicht der Fall ist, sind Crocodile und sonstige Raubthiere ein nothwendiges Glied in der Kette der Wesen, denn ohne sie würde die Zahl der anderen Thiere so steigen, daß sie sich unter einander auffressen müßten.

Die Eingeborenen fangen die Crocodile dadurch, daß sie einen Hund tödten und in seinen Körper einen tüchtigen an einem Seil oder an einer Kette befestigten Angelhaken bringen. Das Unthier kommt bald herbei, wenn es Beute wittert und dann verschlingt es diese sofort und natürlich auch den Angelhaken, welcher nun in seinen Eingeweiden fühlbar zu werden beginnt. Sobald das Seil sich gespannt zeigt, ziehen die Wächter desselben langsam daran, bis das Unthier zum Vorschein kommt, das dann mit Knüppeln und Keulen todtgeschlagen wird. Auch kehrt man wohl das Thier um, indem man seine Klauen mit Schlingen faßt, um es von der Seite her oder von unten durch Lanzenstiche zu tödten.

Man erzählte mir hier eine schreckliche Geschichte von der Rache, die ein Chinese an einem Crocodil genommen, das ihm ein Söhnchen von sechs Jahren geraubt.

Das Thier war ein ungeheures und es war den bisherigen Nachstellungen entweder durch seine Schlauheit oder durch die Furcht der Eingeborenen vor dem Unthiere entgangen. Jetzt aber gab der schläfrige Chinese sich Mühe, dasselbe zu fangen. Er schrie nicht, er klagte nicht, er gerieth nicht in Verzweif-

lung, er duldete ganz still, aber er sann auf Rache und er übte sie aus, wie nur ein pflegmatischer Chinese dieses kann. Ein ganzes Dutzend Hunde immer einer nach dem anderen wurde geopfert. Man fing Crocodile genug, aber nicht dasjenige, von welchem der Chinese wußte, daß es sein Kind geraubt. Die Geduld des Chinesen überwand alle Schwierigkeiten. Immer auf der Lauer, gelang es endlich, nach dreißig vergeblichen Versuchen das Unthier zu fangen. Nun wird man vielleicht denken, daß der Chinese es seine nächste Sorge sein ließ, die riesige Eidechse zu tödten, dies war aber keineswegs der Fall, er verschaffte sich mehrere tüchtige Seile, legte sie um den Nacken, um den Schweif und um die Beine des Ungeheuers und nun fing er an, dasselbe zu martern. Er machte ganz nahe vor ihm ein Feuer an und darin mehrere Eisenstangen glühend und diese glühenden Eisen drückte er an verschiedenen Stellen dem Thiere ein. Am Abend nahm er dasselbe Experiment vor, am folgenden Morgen wieder. Jetzt hatte das Ungeheuer schon eine Verbindung machen gelernt zwischen dem Feuer und den Schmerzen, welche es gleich darauf erlitt, es brüllte daher, es schrie auf eine wahrhaft entsetzliche Art, als es das Feuer erblickte und der Chinese frohlockte, denn das Thier wurde wieder an zehn oder zwölf Stellen gebrandmarkt. Nun aber wollte der Chinese sein Opfer nicht gar zu bald aufgeben, er ließ daher das Thier sorgfältig füttern, kaufte Hunde und Schweine auf und ließ dieselben der Bestie reichen, aber am nächsten Tage begann das Martern von Neuem und so hat der abscheuliche Mensch das Unthier, wie man sagt, sechs Monat lang alltäglich gebrannt.

Dergleichen charakterisirt die Bestialität dieser Chinesen recht deutlich. Das Crocodil ist ja kein Verbrecher, es hat ja nicht mit dem Bewußtsein, einen Mord zu begehen, das Kind verschlungen, es hat ganz einfach einen appetitlichen, saftigen Bissen zu sich genommen. Mir ist höchst begreiflich, daß der Vater des armen Kindes das räuberische Crocodil tödtete. Mir wäre begreiflich, daß er seine ganze Thätigkeit, daß er sein ganzes Vermögen daran wendete, so viel Crocodile wie möglich zu tödten, aber mir ist ganz unfaßlich, wie man das arme Thier martern kann, um sich durch diese Marter Satisfaction zu verschaffen für den Verlust, den ihm dasselbe zugefügt hat, da es ja nichts weiter beabsichtigte, als sich einen guten Bissen zu verschaffen. Man hat sehr Unrecht, wenn man solch einen Menschen ein Thier, eine Bestie nennt, beim Himmel, die Gefühle eines Thieres sind viel nobler, als die eines Chinesen. Wenn der Jäger der Löwin sein Junges raubt, so schlägt sie den Jäger todt und bringt ihr geraubtes Kind nach Hause, aber sie bindet ihn nicht fest, um ihn tödtlich zu zerkratzen, zu zerreißen, noch weniger füttert sie ihn, damit er es länger aushalte. Pfui! über den Menschen, der sich an Großmuth — ach was Großmuth — an natürlichem Gefühl so weit übertreffen läßt.

Einundsiebzigstes Kapitel.

Ein neuer Besuch bei der abgefeilten Königin. Ein Kuß mit Betel und ein verschmähter Königsthron. Große Reinlichkeit der malayischen Mädchen. Der Aussatz und seine Verbreitungsart. Gebirgsbewohner und Strandbewohner.

Auf meinen Kreuz- und Querwegen mit der freundlichen Lariki, meiner muthigen Atalante, war ich nachgerade in die verschiedensten Regionen der Umgegend ihres Dorfes gekommen. Immer hatte ich die Nächte in dem Hause ihrer Eltern zugebracht und das anmuthige Mädchen hatte mir durchaus nicht gewehrt, sie so viel anzubeten, als ich es für verträglich mit den sonstigen Zwecken meiner Reise hielt und so war ich denn sehr glücklich gewesen, hatte nicht über Entbehrungen zu klagen und konnte allenfalls vergessen, daß auf einem benachbarten Throne noch eine recht zierliche Blume zu brechen sei, doch wie der Mensch ist, ich wollte das nicht vergessen und veranlaßte daher nach kurzer Zeit einen nochmaligen Besuch bei der jungen, abgefeilten Königin. Es schien mir, als habe meine anmuthige Begleiterin dazu durchaus keine rechte Lust, indessen wie die Malayinnen sind, der Mann befiehlt, das Weib befolgt den Befehl, sei es auch noch so sehr gegen eigenen Herzenswunsch, das Weib befolgt ihn mit Aufopferung ihrer eigenen Ansichten, Meinungen und Begierden und so gelangten wir denn auf dem mir bereits bekannten Wege nach Kadi-Bossu, dem Reiche und der Residenz der jungen Königin Amrita (das ist ein schöner Name, er bedeutet Blumenknospe und Göttertrank, Unsterblichkeitstrank, welcher nach der indischen Götterlehre aus dem Dufte des Weltäthers und den Knospen der süßesten Blumen bereitet wird).

Ich schickte einen meiner Kuli's voraus, um mich melden zu lassen und ich erhielt die Antwort, einen Pathen melde man nicht an, der sei immer willkommen zu jeder Stunde, bei Tag und Nacht. Als ich nun zu der jungen Königin eintrat, eilte sie auf mich zu, alle Etiquette (welche man am Hofe von Kadi-Bossu so gut kennt, als am königlich sächsischen Hofe), vergessend und schloß mich so warm und liebevoll an ihr Herz, daß ich fühlte, welch ein Unrecht ich gethan haben würde, wenn ich die junge Königin vernachlässigt hätte.

Das Nächste war nun wieder ein Betelbissen, welchen sie mir mit ungemeiner Geschicklichkeit mittelst eines zauberischen Kusses applicirte. Der Kuß war so brennend und so süß, daß ich ganz des Betels vergaß und denselben im Munde behielt, als wäre ich des Genusses seit vielen Jahren gewohnt, ich erkannte hier recht den Unterschied, den die Person bedingt. Das schöne Mädchen, das mir bei der greulichen Operation mit dem blutigen Munde, wenn auch immer schön, so doch nicht appetitlich vorkam, schien mir jetzt höchst begehrenswerth und als wir nun bei dem freundlichen Mahle und dem sehr lieb-

lichen ermunternden Palmenwein saßen und sie mir allerlei vorredete, von Heirathen und von König sein und mir erklärte, sie wolle Niemanden als mich zum Gatten und Könige haben, da wurde ich mit mir selbst so uneins über das, was ich thun und lassen sollte, daß ich drum und dran war, einen schlechten Streich zu machen und unter der Vorspiegelung einer demnächstigen ehelichen Verbindung Früchte zu pflücken, welche mir nicht gebührten. Zum Glück hatte ich noch so viel Ehre im Leibe, als erforderlich war, stürmischen Wünschen zu widerstehen. Gewiß ist es nicht leicht, in solcher Weise Sieger zu werden und ich will mich durchaus nicht damit rühmen, daß die Ausübung dieser Tugend mir keinen Kampf gekostet hätte, eben so wenig will ich mich in anderer Hinsicht weiß brennen und will Niemanden glauben zu machen suchen, daß ich kein Unrecht begangen, aber dies darf ich behaupten, daß so oft ich auch auf meinen vielen und weiten Reisen des Glücks genossen, das ich für das höchste halte, es doch niemals anders als in gegenseitiger, freundschaftlicher Uebereinstimmung geschehen ist und daß ich niemals ein Mädchen überredet, durch Versprechungen verführt, um seine Ehre beschwatzt habe.

Auch hier habe ich nicht versucht etwas zu erringen, was nur dadurch zu haben war, daß ich einen Thron unter den Alfurs mit in Kauf nahm. Sie täuschen mit unwahren Versprechungen konnte ich nicht und König werden mochte ich nicht, es hat dieses niemals etwas verlockendes für mich gehabt, am wenigsten, wenn ich es hätte unter holländischer Oberherrlichkeit sein müssen.

Nachdem ich einen recht heiteren, an Unterhaltung reichen Nachmittag bei dem anmuthigen Kinde zugebracht, kehrte ich mit Lariki zurück und so ernsthaft und trübsinnig sie auf dem Hinmarsche gewesen, so ausgelassen fröhlich, witzig, heiter war sie auf dem Rückwege. Es kam zwar kein Wort über ihre Lippen, aber es wollte mir scheinen, als habe sie gefühlt, daß sie einer großen Gefahr entgangen sei und ihre herzlichen Umarmungen zeigten mir, wie glücklich sie sich fühle, daß es so sei — armes Kind, wie lange wird es dauern, so macht der Supercargo einen dicken Strich durch deine und meine Rechnung und dein Schmerz wird darum nicht geringer sein, daß du dir sagen mußt: „er hat mir nichts versprochen, er hat mich nicht betrogen.“

An all den Völkern, welche malayischen Ursprungs sind und sich, wenn auch nicht ganz, so doch wenigstens einigermaßen unvermischt erhalten haben, ist höchlich ihre große Sauberkeit zu rühmen. Täglich baden sich dieselben einmal, häufiger noch zweimal, Morgens und Abends. Zwar haben sie die übele, aber durch ihre Lage gebotene Gewohnheit, gleich hinter dem Bade her sich einzuölen, da indessen das Oel immer ganz frisch ist, aber auf dem Körper selbst nur einen halben Tag alt wird, so incommodirt dieses den Geruchssinn gar nicht und man kann auch darauf rechnen, daß die anderen Sinne nicht unangenehm berührt werden, wenn man darüber seine Meinung nur ein einziges

Mal laut werden läßt, denn nichts liebenswürdigeres und zuvorkommenderes giebt es, als ein malayisches Mädchen.

Desto mehr muß es wundern, wenn Leute derselben Abstammung sich so himmelweit von einander verschieden zeigen, lediglich bestimmt durch einige ab=



Die Schweine und ihre Herren essen aus demselben Trog.

weichende Umstände und durch die Armuth. Diejenigen Malayen, welche sich ausschließlich dem Fischfange und der Schweinezucht widmen und die Meeres=ufer bewohnen, gehören zu den unreinlichsten Menschen die es giebt. Gedrückt, gequält vielleicht, durch ihre Armuth und die Fruchtlosigkeit aller ihrer Be=

mühungen muthlos gemacht, werden sie schließlich wohl arbeitsscheu und gelangen dazu, alles gehen zu lassen, wie es nun eben gehen mag, aber warum sie dabei auch aufhören müssen sich zu waschen, sich zu baden, warum sie das frische Oel immer auf ihren Körper streichen, ehe sie das ranzig und staubig gewordene davon entfernt haben, warum sie ihre Mahlzeit nicht für sich einnehmen, sondern mit den Schweinen, welche sie füttern, aus demselben Behälter fressen, ist mir schwer faßlich und hat mir bei dem Anblick solchen Elends um so mehr leid gethan, als sie körperlich durchaus nicht schlechter ausgestattet waren, als die anderen Malayen — dies alles kann ich nicht begreifen.

Die Unreinlichkeit hat übrigens gerade in diesen heißen Klimaten die schrecklichsten Folgen, sie zieht den Aussatz nach sich und da die armen unglücklichen Leute weder ein Mittel dagegen kennen, noch sich vor der Ansteckung an einander nur im allergeringsten hüten, so ist in der Regel sehr bald der Aussatz über die ganze Familie verbreitet. Es ist wahrhaft entsetzlich anzusehen, wie junge blühende Menschen dieser Pest bereits verfallen sind. Irgendwo zeigt sich am Körper eine mehr oder minder große, vertiefte Stelle, welche auf der niedriger i egenden Fläche speckig weiß ist, wie ein syphilitisches Geschwür. Noch scheint der Körper gesund, aber dieses Geschwür zeigt, daß er bereits durch und durch vergiftet ist. Es ist mir unbekannt, ob es ein Mittel gegen den Aussatz giebt, ob man anders als vorsorglich dagegen verfahren könne (man muß sich hüten, angesteckt zu werden, oder dergleichen Dinge vorzunehmen, dergleichen Fehler zu begehen, durch welche der Aussatz hervorgerufen werden kann). Dies aber ist gewiß, daß hier und auf allen außereuropäischen Besitzungen der Holländer, der Spanier 2c. der Aussatz, wenn er einmal ausgebrochen ist, nicht geheilt werden kann. Dies ist gewiß, daß weder in den Händen der Eingeborenen noch der europäischen Aerzte ein Mittel befindlich ist, das der furchtbaren Krankheit Einhalt thäte, sie gilt für völlig unheilbar.

Ansteckung findet namentlich bei denjenigen Arten des Aussatzes statt, die Geschwüre bilden. Es ist sehr möglich, daß die Ansteckung auf eine ganz eigenthümliche, nicht durch die Menschen selbst verschuldete Art hervorgebracht wird, denn der Widerwille gegen die Krankheit ist wohl auch bei den allerunreinlichsten Menschen so groß, daß sie sich nicht ganz muthwillig der Berührung der Kranken überlassen.

Diese eigenthümliche Art der Ansteckung ist folgende: Es giebt eine Fliege — musca lepraea — von schwarzem Körper mit weißen Fühlern und Füßen, mit goldglänzenden Augen, welche dem Bocksgeruch der Aussätzigen nachgeht und ihre Maden in die Geschwüre der Unglücklichen legt. Man glaubt nunmehr, vielleicht nicht mit Unrecht, daß wenn diese Fliege mit ihren verunreinigten Füßen sich auf einen zarteren Theil des menschlichen Körpers setzt — die Ansteckung unvermeidlich sei. Diese scheußliche Fliege ist in den Sumpfgegen-

den dieser Länder sehr verbreitet, und es wäre wohl möglich, daß sie wirklich dasjenige thut, dessen man sie bezüchtigt.

Der Habitus der Strandbewohner ist ein ganz anderer, als der der Gebirgsbewohner. In vielen Fällen sind sie besser daran als diese, da ihnen der Handel aus erster Hand alles bietet, was die Gebirgsbewohner ein für allemal entbehren müssen. Aber sie verstehen diesen Ueberfluß durchaus nicht zu gebrauchen, sie sind zufrieden mit dem Haben und denken durchaus nicht an eine vernünftige Anwendung. Hier unten in den Sümpfen, in denen die Haupthandelsprodukte in größter Menge gewonnen werden, guter Reis und schlechter Zucker, auf dem trocken gelegneren Küstenstrich aber Kaffee und Baumwolle, hier ist an allem, was dadurch eingetauscht werden kann, großer Ueberfluß. Bei den chinesischen Kaufleuten sind unglaubliche Schätze aller Art aufgehäuft. Baumwollenzeuge in großen Ballen, Tabak in Rollen, Tuch in Packeten, Porcellan in den aller verschiedensten Formen und in einem Gebrauch und Verbrauch, der diesen Formen gar nicht entspricht, liegt in unzähligen Massen umher. Auch seidene Zeuge, vielleicht eine ganz werthvolle Waare, liegt doch in eben solcher Weise am Boden, wie der Tabak oder die Matten, oder sonst ein Gegenstand, der zu den Reichthümern dieser Menschen gezählt wird.

Sie wissen z. B. nichts von Löffeln, was um so übler ist, als viele ihrer Speisen suppenartig flüssig sind. Sie könnten wohl Tassen von Porcellan dazu nehmen, denn dieses wird ihnen theils als Geschenk von der holländischen Regierung gegeben, falls sie etwa Fürsten sind und sich die Gunst und Zufriedenheit der Regierung erworben haben, theils wird es ihnen als Gegenstand des Tausches leicht zugänglich, aber sie benutzen die größeren Geschirre zur Stillung von Bedürfnissen, denen sie durchaus nicht gewidmet sind und sie benutzen die Tassen, um den rothen Betelsaft hineinzuspeien. Man kann nicht klüger verfahren in seiner Wahl. Wozu hat man auch die Hände.. Die Suppe ist ja nicht heiß, man verbrennt sich also nicht, wenn man mit den Händen in die Suppe fährt und hinein muß man sie ja doch tauchen, wenn man auf den Grund will, um das Dicke, den Reis, das Fleisch herauszuholen. Die Holländer haben bekanntlich ein kleines Gefäß von eigenthümlicher Form, welches sie Quispeldose oder Quispeldortje nennen. Sie speien da hinein, wenn sie Tabak rauchen. Es ist ihr Spucknapf, der jedoch nicht auf dem Fußboden steht, sondern auf dem schönsten gedeckten oder ungedeckten Tische. Auch dieses Gefäß, den Holländern unentbehrlich, sah ich hier unter den reichen Bewohnern des Gebirges oder des Strandes und ich sah es so angewendet wie in Holland.

Zweiundsiebzigstes Kapitel.

Der Sarong (Bekleidungsstück) bei den Strandbewohnern. Die Wohnhäuser. Etikette bei den vornehmen Leuten. Die Stellung der Frauen bei Vornehm und Gering. Die Bewaffnung und deren Bedeutung.

Kleiden sich die Bewohner der Berge in einer malerischen und vernünftigen Weise, so kann man dieses doch von den Strandbewohnern nicht sagen, bei denen hauptsächlich ein großes viereckiges Tuch zur Bedeckung angewendet wird. Es führt gleichfalls den Namen Sarong, wie das kurze oder längere Gewand, welches die Malayen sonst tragen, aber es hat damit nicht die geringste Aehnlichkeit, es ist eine große, einfache Decke, wird beliebig um den Leib geschlungen und zwar von den Frauen so ungraciös, daß es die Körperformen auf die schlechteste Weise markirt, indem es sie zugleich entstellt. Die gewöhnlichste Art, dasselbe zu tragen, ist die folgende: es wird doppelt zusammengelegt und mit dieser Verdoppelung um die Taille genommen, stramm angezogen, daß vom Rücken bis zum Beginne des Beines alles Umfangreiche, was sich dort vorfindet, gut zu sehen ist. Nun wird die Verdoppelung emporgehoben und entweder über den Kopf gedeckt, was bei lebhaftem Sonnenschein geschieht, oder nur über die Schultern gehängt, der untere Theil aber, die andere Hälfte, hängt von da, wo die Hand sie nicht mehr spannend zusammenhält, herunter und bildet dort eine Schleppe, welche im Staube oder im Schmutze um so mehr nachschleift, je vornehmer die Dame ist, d. h. je mehr Zeug sie zu ihrem Sarong verwenden kann.

Wenn man sich hiervon ein Bild macht, nur mäßig durch die Phantasie unterstützt, so wird man gerne zugestehen, daß es nicht schön sei, vollends ist lästig das immerwährende Zappeln und Halten und Heben mit den Händen, deren eine jederzeit zur Bedienung des Sarong gebraucht wird. Die Männer sind vernünftiger, sie nehmen ein Tuch, was nicht viel größer ist als eine Serviette, dergestalt daß es gerade um den Körper reicht, sie theilen dasselbe gleichfalls in zwei Hälften und die Leine oder Schnur, an welcher es, auf diese Weise getheilt, hängt, wird um die Hüften gebunden und hiermit sind sie genügend und vollkommen dem Anstande gemäß bedeckt.

Die Wohnungen am Strande haben eine größere Ausdehnung als die im Gebirge, sie bestehen jedoch auch nur aus einem einzigen Gemach, wenn schon dasselbe 80 und mehr Fuß Länge und 30 bis 40 Fuß Breite hat. In diesem Raume liegen in der unbeschreiblichsten Unordnung aufgestapelt sowohl ihre verkäuflichen Waaren als diejenigen Gegenstände, welche man dafür eingetauscht hat, und es ist unterhaltend, die Verwendung derselben zu sehen. Ich bemerkte in einem solchen vornehmen Hause einen Mahagonitisch, der gewiß manchen schweren Sack Reis gekostet hat. Er wurde jedoch nicht gebraucht, um daran

zu essen oder zu arbeiten, sondern um darauf die Ballen mit Baumwollenzeug, den Tabak und ein halbes Dutzend Stühle mit Seidenzeugen verflochten, aufzustapeln. Rund herum hatte man Nägel in den schön polirten Rand eingeschlagen und daran hingen Früchte, Gemüse und Fische neben einander, wie sie alsbald gebraucht oder wie sie getrocknet, aufbewahrt werden sollen. Daß die Stühle gemacht seien, um darauf zu sitzen, fiel durchaus Niemandem ein, Alle saßen auf der flachen Erde oder einer untergelegten Matte, Niemand aber dachte daran, daß ein Stuhl einen solchen Zweck habe. Warum sie wohl Tische und Stühle in Kauf genommen haben, begehrt sind sie sicher nicht, ich muthmaße, daß die Holländer sie ihnen als etwas höchst Kostbares aufgeschwatzt haben.

Trotz der Natürlichkeit und der allgemeinen Ungenirtheit der Leute ist doch eine strenge Etikette nicht zu verkennen, so würde es z. B. sehr übel vernommen werden, wollte man das Haus eines Radjah betreten, ohne gemeldet worden zu sein. Von dem Gefolge, welches den Reisenden begleitet, müssen mehrere Personen vorangeschickt und der Reisende muß dadurch dem Fürsten angezeigt werden. Natürlich läßt sich dieser niemals blicken und erklärt, daß der Tuban wollanda ihm sehr willkommen sei (der holländische Herr, einen andern Fremden kennt der Malaye nicht) und nun darf derselbe zu jeder Zeit eintreten. Aber die Zeit zwischen der Anmeldung und dem Eintritt wird immer gebraucht, um einen gräßlichen Staub zu verursachen. Ich glaubte anfangs, der Staub rühre davon her, daß man die im Wege liegenden Gegenstände bei Seite geschafft, Raum gemacht und Alles möglichst geordnet habe; die Ansicht kann jedoch unmöglich die richtige gewesen sein, denn es ist nicht gut denkbar, eine noch größere Unordnung zu machen, als man sie dort findet, ich muß mithin glauben, daß man wirklich nur Staub erregt hat (Matten aufgehoben und geschüttelt), um dem eintretenden Gaste zu zeigen, welche Umstände man seinetwegen gemacht habe, wie sehr man ihn also ehre.

Ein anderer Gegenstand der Etikette ist das Gefolge. Der Fürst muß jederzeit durch eine große Menge von Leuten, die hinter ihm stehen, zeigen, daß er ein Mann von Stand ist, dasselbe findet statt mit vornehmen Damen, auch sie haben jederzeit eine größere oder geringere Anzahl von Mädchen oder Frauen in ihrem Gefolge, welche sich stets hinter ihnen halten. Die beiden Nächsten tragen immer die fürstlichen Insignien, diese bestehen aus zweien Zimbeln und einem geschnitzten Stecken, der das Scepter vorstellt. Die Zimbeln werden von Zeit zu Zeit an einander geschlagen und sie verkünden auf solche Weise das Nahen der fürstlichen Person. Bei den Männern besteht dieses Zeichen der Macht nicht in klingenden Glöckchen, sondern in entblößten Schwertern, welche die beiden zunächst hinter dem Fürsten schreitenden Personen seines Gefolges bald blos zeigen, bald nach verschiedenen Richtungen glänzen lassen und schwingen und zwar mit einem Eifer, der fürchten läßt, sie würden bei nächster Gelegenheit ihrem hohen Herrn den Kopf spalten.

In früheren Zeiten war die Etikette eine bei weitem zusammengesetztere als jetzt, sowie auch die Kleidung eine sorgfältig gewähltere gewesen ist, theils hat die Armuth der Leute, theils hat die Einführung europäischer Kleidung hier Vieles geändert. Jede Klasse der Einwohner hatte ihre besondere Art von Stoffen und von Schnitt bei diesen Stoffen und es gab sehr strenge Gesetze bei der Ausschreitung über diese Vorschriften hinaus, es bestand also eine Kleiderordnung, gerade wie bei uns bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts. Man macht sich allerdings lächerlich, wenn man sagt, eine solche Kleiderordnung sei etwas sehr Gutes, denn die jetzige Zeit will den Handwerker nicht vom vornehmen Mann, das Dienstmädchen nicht von der Frau vom Hause unterschieden wissen, allein dies kann Niemand leugnen, daß der Luxus sich gerade durch den Mangel einer Kleiderordnung in den unteren Ständen derartig eingebürgert hat, daß sehr häufig dadurch ihre häuslichen Verhältnisse zerrüttet werden und daß der Luxus uns eine so prätenziöse, unzuverlässige und ungetreue Dienerschaft zu Wege gebracht hat, denn der Kammerdiener oder das Stubenmädchen können von ihrem Lohne sich nicht so kleiden wie sie wollen und wie sie dürfen, und so bleibt ihnen denn Nichts übrig, als auf Kosten der Herrschaft das Erforderliche zu besorgen. In Nordamerika ist dieses System noch etwas weiter ausgebildet, die Dienstboten schaffen sich nicht besondere Kleider an, sondern sie tragen die der Herrschaft und wenn diese darüber sich tadelnde Bemerkungen erlaubt, so wird sie mißliebig. Ein sehr unangenehmes Wort, ein Wort von großer Tragweite.

Sowie der lächerliche Ueberrest der mittelalterlichen Verkehrtheiten, sowie die Kleiderordnung in Europa gefallen ist, so ist sie auch auf den großen asiatischen Inseln und auf den Molukken gefallen, Jeder trägt, was er hat und was er bezahlen kann, bei alledem hat der Despotismus doch nichts von seiner Gewalt verloren. Das Kopfabschneiden nach Urtheil und Recht haben sich allerdings die Holländer vorbehalten, aber wenn der Fürst es anordnet, ohne Urtheil und Recht, wenn er einem seiner Diener den Kopf abhaut oder abhauen läßt, so hat Niemand danach zu fragen, dem hohen Fürsten gehört Alles, folglich auch das Leben der Unterthanen.

In den Gebirgen, wohin der Handel der Holländer sich nur sehr vereinzelt erstreckt, wird noch manche Sitte aus früheren Zeiten ziemlich unverändert erhalten gefunden, hierher gehört unter Anderen, daß die Frauen alle Arbeiten der Häuslichkeit mit eigenen Händen besorgen. Die Frau kocht für den Mann, sie reinigt seine Kleider, sie webt oder flicht die Stoffe, sie verfertigt die Gewänder und die Frau des Fürsten hat nur darin einen Vorzug vor der Frau des Fischers, daß ihr einige Gehülfinnen zur Seite stehen und sie nicht Alles ganz allein zu besorgen braucht; dabei bemerkt man mit Wohlgefallen, daß die Männer die Verdienste ihrer Frauen anerkennen, daß sie sie rühmen als geschickt in dieser oder jener Sache, daß sie sich die Stoffe zeigen, woraus ihre

Kleider bestehen und daß sie sich rühmen, etwas Besseres uud Feineres zu haben, als Andere. Dieser Werth, den die Männer auf solche Arbeiten legen, mag gerade der Grund sein, warum sie häufig in einer ganz ungewöhnlichen Vollendung gemacht werden. Flechtwerk und Gewebe lassen Nichts zu wünschen übrig, man macht Hüte von Gras, von dünnen Halmen welche keine Knoten haben, in einer solchen Feinheit daß sie den besten, aus Mittelamerika zu uns geführten gleichkommen. Noch feiner sind die Kopftücher für die Männer, welche besonders gefaltet an Stelle des Turbans den der Islam vorschreibt, getragen werden. Obwohl aus feinen Bastfäden geflochten, sind sie doch so weich wie Baumwollenzeug und sie lassen sich auch waschen wie dieses. Sonderbar ist mir der Gebrauch vorgekommen, drei Viertheile seines Körpers zu entblößen, wenn man an den Hof eines Fürsten geht. Bei uns kleidet man sich so gut und so fein als man kann, dort aber entblößt man Arme, Brust, Hals, kurz, den ganzen Oberkörper bis zu den Hüften herab, wenn man sich, selbst ein vornehmer Herr, an den Hof eines Fürsten begiebt. Die Zeichnung auf Seite 351 giebt in der rechtsstehenden Figur nicht sowohl das Kostüm eines Fürsten als vielmehr das eines vornehmen Mannes, der einen Besuch bei einem Fürsten zu machen beabsichtigt. Die hinter ihm stehende Person unterscheidet sich vorzugsweise von der ersteren durch eine leichte Jacke. Mit dieser angethan, dürfte sie vor keinem Fürsten erscheinen. Sowie die Jacke abgeworfen wird, ist die Person courfähig. Bei den Frauen und Mädchen ist der Oberkörper nicht entblößt, wie wir aus der links stehenden weiblichen Figur erkennen. Die neben ihr stehende oder vielmehr schwebende Schönheit ist eine Tänzerin und sie zeigt durch den unbedeckten Oberkörper, daß ihre Schönheiten nicht für eine Person, für ihren Gatten, sondern daß sie für Jeden, der reich genug ist, ihre Gunst zu bezahlen, zugänglich sind.

Zur Kleidung der Malayen gehört als etwas Unerläßliches die Bewaffnung mit für den Stoß eingerichteten Messern, Dolchen, wie man sie nennen will, Krisch ist nicht der rechte Name, denn er bezeichnet nur einen Dolch von einer bestimmten Form und Länge, jedes dieser Messer aber hat seinen besondern Namen.

Zum vollständigen Staat bei einem Besuche oder wenn ein Mann überhaupt sich öffentlich zeigen will, gehören für den unverheiratheten zwei, für den verheiratheten Mann drei Dolche. Der eine ist immer ein Erbstück von den Vorfahren, wird hochheilig gehalten, darf nicht verkauft und muß, wenn er verloren, von dem Finder eingelöst werden und sollte es das Vermögen des Mannes kosten, der die kostbare Waffe verloren hat. Der andere Dolch ist von dem Besitzer gekauft, er darf nicht fehlen, sonst würde man den Mann für arm halten, was auch nicht sein darf. Der dritte endlich ist ein Geschenk des Schwiegervaters und ist dem jungen Ehegatten an dem Tage der Hochzeit von dem Vater gegeben worden. Es würde für Jedermann eine Schande sein, diese ver-

schiedenen Waffen nicht zu haben, und sie zu veräußern, ist eine solche Unmöglichkeit, ist so undenkbar, daß die bloße Zumuthung schon für eine Beleidigung gilt.

Für Diejenigen, welche sich im Gefolge des Fürsten befinden, ist noch eine Waffe von Wichtigkeit, ein Schwert, ein gekrümmter Säbel, es ist gewissermaßen das Zeichen der höchsten Macht und deutet an, daß Derjenige, der dasselbe trägt, befugt sowohl als verpflichtet ist, Alles niederzuhauen, was der Fürst niedergeschlagen haben will, eben so gut einen Baum wie einen Menschen und in früheren Zeiten wurde von diesem Rechte des Fürsten mannigfacher, schrecklicher Gebrauch gemacht, jetzt nur noch da, wo die Holländer sich nicht der Souverainität bemächtigt haben, aber im Innern des Landes besteht die alte löbliche Sitte, die Menschen als Dinge zu betrachten, immer noch.

Dreiundsiebzigstes Kapitel.

Sitten und Gebräuche, welche viel Aehnlichkeit mit den alttestamentarischen (israelitischen) haben. Hochzeitsfeierlichkeiten und Gebräuche. Was geschieht, wenn ein Kind geboren wird. Sonderbare Veranstaltungen, um das Entwischen der Seele zu verhindern.

Die Malayen lieben alle außerordentlich Wohlgerüche und ich glaube, wenn Treu und Nuglisch Commanditen auf Borneo oder Celebes, auf Java oder Sumatra errichteten, sie bald fragen könnten, was ein halbes Dutzend deutscher Herzogthümer koste, und ein Fläschchen wohlriechenden Oeles oder einer solchen geistigen Flüssigkeit, welche ich hin und wieder bot, war immer ein Preis, dem nicht widerstanden werden konnte, was auch gefordert wurde, der Besitz eines solchen Fläschchens war zu verlockend. Diese Leute zeigen übrigens in der Auswahl der Wohlgerüche einen Geschmack, den ich ihnen nicht zugetraut hätte, ihnen war z. B. das Eau de Portugal und das Eau de lavande ambrée, welche beide nach Moschus riechen, unangenehm, sie nannten das nicht Wohlgeruch und ein Mädchen gab dafür nicht das Armband her, welches sie selbst aus den Haaren der Aureng-Palme geflochten hatte; die übrigen *wirklichen* Wohlgerüche aber hielt man für das Köstlichste, was es giebt, und galten immer für geschenkt, wenn sie auch noch so theuer bezahlt waren.

Unter den Alfur's fand ich manche Gebräuche, welche an die ältesten jüdischen erinnern, so z. B. wird die Frau von den Eltern gekauft (viel Töchter bringen Reichthum, sagen die Juden) und es findet um die Tochter ein förmlicher Handel statt. Dies ist um so sonderbarer, als die unverheiratheten Personen, wie bereits öfter bemerkt, ganz unbeschränkt über sich verfügen können, der junge Mann also vielleicht ein Weib erhält, welches im besten Falle bereits ihm an-

gehört, im schlimmern Falle schon seit Jahren einen oder beliebig vielen Andern angehört hat, was jedoch in jenen Gegenden nicht die allergeringste Unehre nach sich zieht.

Will ein junger Mann sich um ein Mädchen bewerben, so senden die Eltern des Bräutigams den Eltern der zu hoffenden Braut ein Geschenk zu, was Sinupang heißt — den Mund öffnen, ist die Bedeutung des Wortes; das Geschenk soll die Eltern der Braut bewegen, den Mund zu öffnen zur Meinungsäußerung über die projektirte Verbindung. Nunmehr machen die Eltern des jungen Mannes denen des Mädchens einen Besuch und jetzt wird förmlich um den Preis des Mädchens gehandelt.

Gerade so geschah es im alten Judenthume, nur nahm man sich damals einige kleine Betrügereien nicht übel. Der Erzvater Jakob diente sieben Jahre um die schöne Rahel und der Herr Papa schob ihm bei der Hochzeit die häßliche Lea unter und Jakob mußte um Rahel abermals sieben Jahre dienen, das ist ein gewaltiger Kaufpreis. Manche Zahlungen geschehen in baarem Geld und in Feldfrüchten, wie z. B. Hosea's Frau 15 Silberlinge kostete und anderthalb Omer Gerste (Hosea 3. Kapitel, die ersten vier Verse). Dies war aber nicht ein Kaufpreis, der den Eltern gegeben wurde, sondern den sie selbst nahm als Preis für ihre Buhlerei. Es gab auch noch ganz besondere, von der Laune des Verkäufers abhängige Preise; so verlangte Saul von David für seine Tochter Michal die Kleinigkeit von hundert Vorhäuten der Philister und der arme David mußte sich vielfältig der Lebensgefahr aussetzen in den Kämpfen um die Vorhäute der Philister, ehe ihm sein nachmaliges Hauskreuz, die schöne und böse Michal übergeben wurde.

Wenn bei den Alfur's der Kaufpreis festgesetzt ist, so bringen die Eltern des Bewerbers diesen selbst in das Haus der jungen Dame und nun beginnt des Anstandes wegen ein etwas unanständiges Mäkeln. Die Geschenke werden förmlich taxirt, es werden Einwendungen gemacht, das Geschenk oder der Kaufpreis ist zu gering, die Eltern legen dann zu und thun es abermals und nochmals, bis beide Parteien zufrieden gestellt sind. Es geschieht der Ehre wegen, denn die Eltern der Braut wollen zeigen, daß die Tochter ihnen nicht gleichgültig, daß sie etwas Ordentliches werth sei, und die Eltern des Bräutigams wollen zeigen, daß ihnen der verlangte Preis nicht zu hoch scheint. Je höher der Kaufpreis, desto größer die Ehre auf beiden Seiten und der Kaufpreis wird von den Empfängern nicht nur überall herumgezeigt, sondern auch so heilig gehalten, daß nur die äußerste Noth sie dazu zwingen kann, diesen Schatz zu veräußern oder zu verbrauchen.

enn diese Angelegenheiten beseitigt sind, so macht man Anstalten zur Hochzeit und der Waliang, der Priester, beginnt die Trauungsceremonien. Die Hochzeitsgäste setzen sich in einen großen Kreis um eine niedergelegte, besonders schöne Matte, auf der die Brautleute sitzen. Der Priester bringt eine Siridose herbei und bietet jedem der beiden Verlobten einen Siribissen (Betel), welchen

sie in großer Andacht kauen, bis zu dem Augenblicke, wo sie genöthigt sind, den gerötheten Speichel auszuwerfen, alsdann sagt der Priester höchst feierlich: „Die Ehe ist geschlossen! Ich wünsche Euch viele Kinder, vielen Reis und viele Jahre, um ihn miteinander zu verzehren.“ Nunmehr beginnt das Hochzeitsmahl, bestehend aus dem Besten, was die Familie zu liefern vermag und es wird dazu sehr viel Saguer getrunken, das ist der frische berauschende Saft der Aureng-Palme. Berauschend durch einen narkotischen Stoff, denn gegohren ist das Getränk nicht und wenn es in Gährung versetzt wird, so geht es sofort in Essig über.

Von jetzt an bleibt der junge Ehemann einige Tage bei den Eltern seiner Gattin, in manchen Fällen wird der sonderbare Gebrauch beobachtet, daß das Ehepaar in eine finstere Kammer eingeschlossen und drei Mal vierundzwanzig Stunden darin gefangen gehalten wird, ein Gebrauch, der mir etwas unbequem scheint, obwohl es den Brautleuten nicht an Speise und Trank fehlt. Ist dieses vorüber, so zieht das Ehepaar nunmehr in die eigene Heimath, wohin es von den Eltern der Braut begleitet wird, bevor sie aber in die Wohnung des Bräutigams gehen, muß derselbe ihnen so viele Geschenke machen, als sie Flüsse oder Bäche überschritten haben. Ist dieses geschehen, so treten sie zwar ein, setzen sich aber nicht zu Tische, bevor sie abermals ein Geschenk erhalten haben. Demnach ist das Heirathen unter den Alfurs eine ziemlich kostspielige Sache.

Mir wollte das Glück wohl, so daß ich zu diesen, nur vom Hörensagen beschriebenen Hochzeitsfeierlichkeiten noch ein Geburtsfest begehen sah, also dasselbe aus eigener Anschauung zu schildern vermag.

In dem Hause meiner Freundin Lariki entstand an einem Morgen ein sehr buntes Treiben, es kam mir drollig vor, daß eine herbeigerufene Frau den verschiedenen Thieren, welche in und außer dem Hause waren, den Affen, Katzen, Pferden, Papageien, Rindern ꝛc. mit Schnüren den Mund umwickelte, so fest zuband, daß sie nicht pfeifen, schreien oder brüllen konnten.

Nachdem dieses Geschäft vollendet, wurde das Haus auf das Sorgfältigste untersucht, jede Ritze, jede Oeffnung auf das Sorgfältigste verstopft, sogar diejenige, durch welche der hölzerne Riegel von außen vorgeschoben werden kann, damit Niemand das Haus besuche, auch wenn es ganz verlassen ist, also das Schlüsselloch. Den Haken, mit dem das Oeffnen und Schließen bewerkstelligt wird, drückt die Hebamme der Mutter mehrmals auf die Stirn und auf die Brust.

Die Feierlichkeiten, von denen dieses Verstopfen, Verschließen und Verbinden aller Oeffnungen begleitet ist, beziehen sich lediglich auf den Gedanken, daß die Seele des Kindes, so wie es geboren wird, verloren gehen könnte durch eine dieser Oeffnungen, also auch möglicherweise in ein Thier fahren könne. Damit dieses nun aber auch nicht mit einem Menschen geschehe, so sind alle Anwesenden, Verwandte, Bekannte oder Freunde verpflichtet, ihrerseits den Mund zu halten, auch ohne daß er verbunden würde. Die Mutter selbst hält während der gan-

zen Operation den Mund geschlossen, damit nicht sie selbst die Seele ihres neugeborenen Kindes in sich aufnehme und dasselbe alsdann ohne eine Seele sei.

Ich habe nachher Lariki gefragt, warum man nicht auch den anwesenden Personen und der Mutter selbst die Nasenlöcher verstopfe, das seien ja auch Oeffnungen, durch welche die Seele des neugeborenen Kindes in einen fremden Körper gelangen könne, das Mädchen sagte aber ganz ernsthaft, durch die Nase zöge man sie ein und stieße sie aus, die Seele habe also keine Zeit, sich festzusetzen, sie werde alsbald wieder hinausgewehet.

Die Gesundheit dieser Naturmenschen ist so fest, daß der Akt der Geburt, soweit ich es beurtheilen kann, sehr leicht und glücklich von statten zu gehen scheint. Kurze Zeit, nachdem der Akt vorüber war, erhoben sich die Hebamme und die Frau und schritten zu der wieder geöffneten Hütte heraus zu dem Priester, welcher vor derselben in Gesellschaft eines Schweines und eines Huhnes wartete. Die Mutter trug das Kind, übergab es dem Priester und dieser berührte mit den Füßen des Kindes das Schwein, dann nahm er das Huhn und berührte damit drei Mal den Kopf des Kindes, dann wurde das Schwein geschlachtet, schnell geöffnet, das Herz herausgeschnitten und damit das Inwendige der rechten Hand des Kindes berührt, so daß das Blut in dieses Händchen fließt. Jetzt wird das Herz mit größter Aufmerksamkeit untersucht und nach verschiedenen Richtungen hin aufgeschnitten und dann wird erklärt (dies geschieht immer), daß in demselben nichts Ungewöhnliches, nichts Unglückverheißendes vorgefunden worden sei und hierauf geht der Priester mit dem geschlachteten Schwein nach Hause und verzehrt es dort in Gesundheit, dies ist die Gebühr für den Priester, wie wir sehen ist dieselbe höher als bei uns, denn den Preis eines guten Schweines zahlt man in Europa wohl nur äußerst selten.

Hat sich der Priester entfernt, so geht die Mutter mit der Hebamme und dem Kinde nach dem Bache, um das Kind zu baden. Der Vater geht auch dahin und wenn die Mutter mit dem Kinde zurückgekehrt ist, so legt er seine Kleider ab und badet sich selbst. Nunmehr aber nimmt er seine Waffen, unter denen sich immer Bogen und Pfeile befinden müssen, auf und eilt nach Hause, eilt um so mehr, als seine guten Freunde am Ufer warten, um ihn mit Rohrstöcken nach Hause zu treiben. Er darf nicht geschlagen werden, aber es wird immer so gethan, als ob man ihn schlagen wolle und er muß dabei versuchen, so viel von den Rohrstöcken der ihn Verfolgenden zu gewinnen, daß er wenigstens drei derselben hat, die er dann über das Dach seines Hauses hinwegschießt, wodurch er hofft, dem Neugeborenen alles künftige Unheil zu ersparen, indem er die bösen Geister, welche um das Haus her schwärmen, von demselben verscheucht hat.

Sind diese Ceremonien vollbracht, so beginnt das Festmahl. Zuerst wird dem Priester eine Schüssel mit Reis gereicht, mit dieser geht er zu der Mutter und stopft ihr etwas davon in den Mund, so auch thut er es mit dem Kinde,

er wünscht dann Beiden Glück und entfernt sich mit seiner Schüssel, deren Größe (das sind seine Accidenzien) von seinem guten Glück und von dem Wohlstande der Eltern abhängt.

Hat er die Schüssel nach Hause gebracht, so kehrt er zu dem Schmause zurück und sucht von demselben so viel zu erringen, als irgend möglich, es wird tapfer gezecht unb befindet man sich in der Nähe der holländischen Niederlassungen, so darf es am besten, d. h. schlechtesten, fuselreichsten Schiedamer Wachholder-Branntwein nicht fehlen.

Ich nahm wahr, daß die Wöchnerin sich auch nicht die geringste Arbeit erließ, daß sie sich nicht schonte, daß sie kochte, die Gäste bediente, als ob nichts Beschwerliches vorgefallen wäre. So sehr ich dieses für thöricht halte und so sehr ich überzeugt bin, daß dieses Nichtschonen ein wesentlicher Grund des frühen Alterns der eingeborenen Frauen sei, so glaube ich doch, daß darin ein Kennzeichen äußerster Kräftigkeit zu finden ist. Ich habe Aehnliches unter den Bauerfrauen in Polen und Ungarn gesehen, ein verzogenes Stadtpüppchen wird es wohl bleiben lassen, besonders wenn dasselbe recht früh durch die kluge Mama an das Schnürleib gewöhnt worden und dadurch der nächste Raum über dem Becken gehörig verengert worden ist, so daß, wenn das wachsende Kind den ihm gebührenden Raum in Anspruch nimmt, dieser entweder gar nicht vorhanden oder so viel als möglich beschränkt ist durch das unvernünftig lange fortgesetzte Zusammenschnallen der obern Theile, wodurch denn die Gebärmutter auf eine gefährliche Weise abwärts gedrückt wird, Fehlgeburten entstehen, und wohl gar ein Vorfall die Möglichkeit, einem Kinde das Leben zu geben, für immer abschneidet — vergebliche Bemerkungen, wann hätte wohl jemals ein vernünftiger Rath, die Gesundheit betreffend, zur Folge gehabt, daß man nur e i n e r verderblichen Mode entsagt!

Vierundsiebzigstes Kapitel.

Leichenfeierlichkeiten höchst sonderbarer, auch wohl schauerlicher Art. Füttern oder Speisen der Seelen. Heiligkeit der Leichen. Die Religion der Ureinwohner, die Priester derselben und die Mittel, welche die Missionaire anwenden, um die christliche Religion zu verbreiten.

Auch die Beisetzung einer Leiche habe ich gesehen und ich muß sagen, ich wundere mich, daß von Verwandten, daß von den nächsten Angehörigen des Verstorbenen so verfahren werden kann, wie ich es hier bemerkt. Es werden nämlich die erforderlichen Proceduren mit der Leiche unmittelbar nach dem muthmaßlichen, wirklichen oder scheinbaren Tode vorgenommen. Die Leichen werden nicht begraben, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes beigesetzt. Jede Fa-

milie hat ein ihr zugehöriges Begräbniß, eine aus Stein oder erhärtetem Thon bereitete Höhlung, welche groß genug ist, um mehrere Menschen in sitzender Stellung aufzunehmen

Hat der Kranke geendet, glaubt man, er sei gestorben, so bringt man ihn alsbald in diese sitzende Stellung, umwickelt ihn mit Binden, Schnüren, Tüchern, Matten und macht ein großes dreieckiges Knäuel daraus, dem man nicht ansieht, was dasselbe enthält. Nun versammeln sich die Verwandten und es wird ein



Begräbnißplatz der Alfurs.

entsetzlicher Lärm begonnen, Trommeln und Becken werden geschlagen, hat man metallene Schilde, so dienen auch diese zur Vermehrung des Lärms, besitzt irgend Jemand ein chinesisches Tamtam, so versteht sich der Gebrauch desselben von vornherein. Endlich erscheinen die Klageweiber, welche ein so unerhörtes Geheul erheben, daß es nur durch Böller und Flintenschüsse überboten werden kann. Dieser Lärm ist mir eine Art von Trost für den Verstorbenen, ich glaube, ein Scheintodter müßte davon aufwachen, sonst wäre das schnelle Zusammenschnüren und Beerdigen ein sehr sicheres Mittel, recht viel Scheintodte zu wirklichen Todten zu machen.

Hat man lange genug geschrieen, so wird die Leiche zum Hause hinausgetragen, wobei das Geschrei in einer Weise erhoben wird, daß man es halbe Stunden weit hören muß. Die Träger der Leiche begeben sich nunmehr nach dem Orte, wo das Begräbniß stattfinden soll; nur die männlichen Bewohner der Hütte begleiten die Leiche, es sei denn, daß der Mutter eine Tochter gestorben ist, in welchem Falle sie zwar auch nicht mitgehen soll, es sich mitunter doch nicht nehmen läßt, wo denn auch die Klageweiber folgen, welche im andern Falle zurückbleiben.

Die Leiche wird nun drei Mal um das Haus herumgetragen, dann geht es nach dem Begräbnißplatze (s. die vor. S.) und der Leichnam wird in die geöffnete Tombe gesetzt. Wir sehen, daß diese Bauten sehr verschieden sind, einige sind über der Erde, einige senken sich in dieselbe, immer aber macht man sie so fest als möglich, um den Termiten den Eingang zu verwehren, einer großen, weißen Ameisengattung, welche Alles zerstört, was nicht von Stein oder hartem Thon gemacht ist.

In die Höhlung wird die Leiche geschoben, der Raum ist so niedrig, daß Menschen kaum kriechend hineingelangen könnten, aber man schiebt die Leiche so, daß sie mit dem Gesichte gegen Morgen gewendet ist. Nun wird der Deckel vorgesetzt, der immer auch von Stein ist, und mit Thon verklebt.

Am nächsten Morgen gehen die Verwandten zu dem Grabe, öffnen dasselbe ein wenig, so daß die Seele heraus kann, und vor das Grab setzen sie allerlei Gegenstände, welche dem Todten im Leben angenehm waren und von denen man glaubt, er würde sie auch in jener Welt brauchen können: Bekleidungsstücke, Waffen, Nahrungsmittel.

Nachdem sich die Seele mit diesen Gegenständen hat befreunden können, macht man das Grabmal wieder zu, verklebt es um der Insekten willen sehr sorgfältig und kehrt dann heim, jedoch mit Zurücklassung der hergebrachten Gegenstände. So wiederholt man tage- und wochenlang den Besuch bei dem Grabe, man bringt Früchte herbei, Kleider, wohl gar europäische Kleider, wenn man dem Verstorbenen eine rechte Ehre erweisen will und den Preis dafür erschwingen kann. Auch Geschenke an Gold, an Waffen und anderen werthvollen Gegenständen fehlen nicht und noch nie ist der Umstand eingetreten, daß etwas in dieser Weise dem Todten Dargebrachtes gestohlen worden wäre. Das ist auch einer von den vielen schönen Zügen, welche die sogenannten Wilden vor uns hoch civilisirten Europäern voraus haben. Viele Leute glauben, viele Andere behaupten wenigstens, wenn sie es auch nicht wirklich glauben, daß nur die christliche Religion zur Civilisation führt. Gewiß und über allen Zweifel erhaben ist die Thatsache, daß die Lehren der reinsten Moral von Niemandem auf Erden, von keinem Religionsstifter und von keinem Reformator so rein und so vollkommen gegeben worden sind als von Christus, aber leider ist eben so wahr, daß alle diese erhabenen Lehren gerade von den Bekennern des Christenthums am

wenigsten befolgt werden, sie beten oft genug das Vaterunser und rufen: Herr, vergieb uns unsere Schuld, wie wir vergeben unsern Schuldigern. Wie viele Flüche werden mit diesem Worte herausgefordert und heraufbeschworen — und welchen engländischen Leichenräuber hätte die christliche Religion wohl gehindert, Leichen auszugraben, um sie an die Anatomen zu verkaufen, welchen Todtengräber, falls er sonst ein Spitzbube ist, hätte die christliche Religion gehindert, die Gräber zu öffnen und den Leichen die mitgegebenen Kostbarkeiten, ja wohl gar die einfachen Bekleidungsstücke zu stehlen? Dergleichen kommt bei den Malayen und den Harfur's doch nicht vor. Und was die Civilisation betrifft, so behaupten Alterthumsforscher, daß sie zur Zeit des Sokrates, des Plato, des Aristoteles, daß sie zur Zeit der berühmten Philosophen, Gelehrten, Dichter, Bildhauer, Baumeister größer gewesen, als sie jetzt ist. Es giebt gute und schlechte Menschen überall und der gewaltige Glaubenseifer, welcher die Bekehrungsmorde in Amerika und Indien hervorgebracht, scheint eben nicht das Löblichste an der christlichen Religion, doch darin haben allerdings die mosaische und die mohamedanische nichts vor der unsrigen voraus, denn diese wie jene haben ihr Bekenntniß auf Kosten von Millionen Menschenleben über die Anderen herrschend zu machen gesucht.

Ueber eine Religion der Harfur's habe ich wenig oder nichts erfahren können, dies Eine aber scheint mir klar geworden zu sein, daß sie ein höchstes Wesen unter dem Namen Empong verehren und daß sie glauben, die Seele des Menschen gehe nach dem Tode desjenigen, den sie bewohnt, zu diesem Empong über und werde dort ein Diener und Gehilfe desselben. Von diesem Empong, diesem höchsten Wesen und Gotte, zu dem Alles zurückkehrt, ist auch Alles ausgegangen, es findet ein fortwährender Kreislauf statt. Alles ist schon dagewesen, ein Jeder hat schon viele Male denselben Weg durchgemacht, jeder Fürst war schon früher mehre Male auf der Erde, jeder Diener hat schon früher seinem Herrn bedient.

Es ist schwer verständlich, aber es ist eine Thatsache, daß die Alfur's, gleich den christlichen Geistlichen, die Erde für ein Jammerthal erklären und das Leben darauf für ein mühevolles, jämmerliches, und das daraus hervorgehende Resultat ist der Gedanke, daß seinem Freunde, ja selbst seinem Sohne oder Vater den Kopf abzuschneiden, keine Gräuelthat, sondern eine Wohlthat sei! geschieht es in Folge des Umstandes, daß der Geschlachtete im Dienste eines Fürsten stand und daß dieser Fürst eben gestorben ist, man also ihn zu Ehren die Abschlachtung unternahm, so ist diese Handlung in jeder Hinsicht höchst verdienstlich, denn dadurch erhält man ja den Abgeschlachteten in seiner natürlichen Stellung als Diener des Fürsten. Der Gang der Dinge auf Erden ist nur das Abbild derer im Himmel, wenn wir so sagen wollen, ist nur das Abbild derjenigen Erscheinungen, welche in dem von ihnen vorausgesetzten Jenseits stattgefunden haben und stattfinden werden.

Die Priester erhalten nach Möglichkeit diesen Glauben aufrecht. Das gemeine Volk braucht nicht bearbeitet zu werden, es denkt überhaupt nicht, es lebt in den Tag hinein, ohne eine Spur von Ueberlegung, von Schauen in die Zukunft. Alles, was geschieht, ist vorher bestimmt, Nichts kann der Mensch thun, die Bestimmung thut Alles, und es ist nirgends davon die Rede, daß wenn Einer Böses thut, er ein Verbrechen begehe. Dasjenige, wozu er in diesem Augenblicke aufgelegt ist, das ist es, wozu die Bestimmung ihn treibt. Solche Leute als Verbrecher zu betrachten, ist wirklich Unrecht, aber solche Leute zu belehren, ist eben so thöricht wie jenes Unrecht ist, denn sie sind völlig unfähig eine Lehre anzunehmen oder aufzufassen, etwas Anderes ist es bei den vornehmen Herren, bei den Häuptlingen. Diese sind zwar eben solche Fatalisten, wie die letzten von ihren Untergebenen, die Lehre wird daher bei ihnen auch nicht viel fruchten, aber Etwas macht sie dem Christenthume höchst abgeneigt. Unsere Missionaire sprechen immer davon, daß der Tod Alles gleich mache, das ist es ja gerade, was die vornehmen Malayen und Alfur's nicht wollen, nicht begreifen, ja, was ihnen im Gegentheil überaus entsetzlich ist! wie werden sie, die es jetzt zu beschwerlich finden, eine Pfeife, ein Schwert, eine Betelbüchse, einen Sonnenschirm zu tragen, sie, die jetzt nöthig haben für jeden dieser und zwanzig andere Dienste einen besonderen Untergebenen hinter sich zu haben, wie können sie den Gedanken fassen, daß der Tod Alles gleich mache und daß sie sich folglich werden die Tabakspfeife und den Beutel, die Beteldose und das Schießpulver, die Kugelbüchse und das Riechfläschchen 2c. 2c. 2c. selbst tragen müssen. Davon, daß man alles dieses Firlefanzes in jenem Leben nicht bedarf, wird kein Missionair jemals einen Häuptling überzeugen und erhebt die Bekennung des christlichen Glaubens wirklich die Untergebenen über die Verpflichtung nach dem Tode, so ist ja Derjenige, der den Fürsten seiner Dienerschaft für das Jenseits beraubt, nicht sein Freund, wie er behauptet, sondern sein Todfeind.

Demnächst werden auch Priester, welche sich von ihrer Macht und ihrem Einflusse nicht gern trennen möchten, das Ihrige dazu thun, theils um die Lehrer der christlichen Religion in jeder Weise zu verdächtigen, theils und hauptsächlich werden sie die Lehren als falsch darzustellen suchen. Soll unter diesen Umständen und bei diesen Leuten eine Lehre verbreitet werden, welche ihnen heilsam und welche rein und besser ist als die ihrige, so gehe man langsam zu Werke. Man unterrichte die Frauen und die Kinder in nützlichen Arbeiten, bringe ihnen Kenntnisse bei, welche für sie von Vortheil und also von Wichtigkeit sind und man lasse die Religion vorläufig ganz aus dem Spiele, wenn die herangewachsenen Knaben werden rechnen und schreiben können und sich nicht mehr brauchen von den holländischen Mäklern auf das Schamloseste betrügen zu lassen, wenn sie mit Geschicklichkeit und leichter Mühe ihren Ackerbau betreiben, ihr Vieh ernähren, wenn sie mit verbesserten Werkzeugen ihre Häuser errichten, ihre Waffen verfertigen können — wenn ihre Frauen das Spinnrad oder die Spindel hand-

haben werden, statt mit der Hand die Fäden zu drehen, wenn sie am einfachen Webstuhl ihre Zeuge weben werden, statt sie mit den Fingern zu flechten, und man ihnen sagen kann, dieses Alles — ihr ganzes jetziges bequemeres und behäbigeres Dasein wäre die Frucht der christlichen Religion, dann werden sie mit Freuden sich derselben ergeben und dann wird es Zeit sein, die eigentlichen christlichen Religionslehren zu offenbaren. Der Weg wird zwar ein längerer sein, aber ein sichrerer, sie werden die christliche Religion als eine Wohlthäterin ansehen und dieselbe wird es ihnen auch wirklich sein, indessen sie es jetzt keineswegs ist, da Alle diejenigen, welche sich nicht zu derselben bekennen, die neuen Christen mit Haß und Grimm betrachten und anfeinden wo es irgend möglich ist. Auf jenem andern längern Wege fortschreitend, werden die neuen Bekenner auch Gründe angeben können, werden darüber sprechen, werden Freunde belehren können, was bei dem jetzigen Stande der Dinge wohl ganz unmöglich sein dürfte, da selbst die deutschen Missionaire, welche die unvergleichlich vorzüglicheren sind, welche weit über den engländischen oder jesuitischen stehen, doch vor allen Dingen mit ihren übersinnlichen Dogmen anfangen, ganz und gar vergessend, daß ihr Religionsunterricht nicht schulgebildeten Confirmanden, sondern ganz rohen Leuten ertheilt wird, die von alle dem, was den Missionairen wohl bequem und geläufig, nicht die leiseste Idee haben.

Die Citation von Bibelstellen thut es nicht, denn dieses Buch ist den Neuzubekehrenden kein heiliges, wie es den Lehrern ist, ich glaube, sie würden wohl besser thun, ihre Sätze auf den Koran zu stützen, den zwar dort auch Niemand kennt, selbst die Priester der Malayen nicht, obgleich sie sich sämmtlich Muhamedaner nennen, welcher aber doch allgemein und ohne Widerrede als das heilige Buch, sowohl von Malayen als Alfur's, anerkannt ist, und wenn der Koran sagt, thue dem Feinde, der bittend dein Haus betritt, nichts Böses, oder wenn er sagt, die Wohlthat, welche du dem Armen erzeugst, wird dir angerechnet, als habest du sie Allah selbst erzeugt — wenn ferner der so Belehrte dieses begriffen hat und danach handelt und ich ihm nun erklären kann, daß die nämlichen erhabenen Lehren schon ein halbes Jahrtausend früher von den Propheten der Christen gegeben worden sind und der Mann wird dadurch christlich gesinnt — so kann ich auch nicht einsehen, daß er dadurch ein schlechterer Christ sein müsse, als wenn er dieselben Lehren ohne eine solche vorhergegangene Grundlage erhalten hätte.

Fünfundsiebzigstes Kapitel.

Goldwäschereien auf Celebes. Mittel, die Unterschlagungen zu verhindern und Mittel, diese Verhinderung unwirksam zu machen. Eine bestrafte Sklavin und bestrafte freie Arbeiter.

Auf meinen Streifereien wurde ich durch Lariki auch zu einem Golddistrikt geführt, zu einem Dinge, welches die Holländer ein Bergwerk und die Portugiesen oder Spanier eine Mine nennen, was aber keines von Beiden, sondern einfach eine Goldwäscherei ist.

Das ganze Innere der Insel ist von Gebirgen durchzogen, welche in unzählige Klüfte zerspalten und von eben so unzähligen Flüssen durchzogen sind. Diese Gebirge enthalten viel Quarz und bei der Verwitterung desselben kommt das Gold in Körnern oder Blättchen zum Vorschein und wird durch Regen und Sturm heruntergewehet und gewaschen. So findet man es denn abgelagert in den zum Theil hoch liegenden Plateaus, zum Theil in den näher am Meere gelegenen Ebenen oder endlich in den sich verflachenden Flußbetten selbst, und aus diesen Lagerungsorten wird es ausgewaschen.

Die Berge sind sämmtlich mit mächtigen Waldungen bedeckt und diese geben zahlreichen Bächen und Flüßchen Nahrung, und besonders zur Regenzeit führen diese nebst dem Kieselsande und dem ausgewaschenen Golde große Massen Humus herab, welche sich mit dem Sande vermischen und so irgendwo an ebenen Stellen oder in Seebecken Ruhe finden bis der Mensch diese stört, indem er den schätzbaren Inhalt der Erdschicht aufsucht.

Hier haben nun wieder die Zauberer oder Priester ihr Spiel: ohne den Waliang kann keine Goldablagerung gefunden werden und je nachdem man ihn gut besoldet, wird man auch gut bedient. Diese Leute haben sich durch eine vielfältige Uebung eine gewisse Praxis angeeignet und sie sagen mit einer ziemlichen Sicherheit, welche sich auf die Beschaffenheit des Bodens und der Erde stützt, ob hie oder da Gold zu finden sei; im Uebrigen könnten sie dies unbedenklich von jedem Flußbette sagen, denn überall findet man in solchen wirklich Gold, nur die Menge und die Leichtigkeit, mit welcher man dazu gelangt, ist verschieden.

Die Arbeiter sind durchweg Eingeborene, aber freilich haben sie selbst keinen Anspruch auf das, was sie erwerben, es sind die Häuptlinge, welche das ausgewaschene Gold für sich behalten als Herren des Bodens, zu dessen Bearbeitung der Malaye verpflichtet ist. Etwas besser steht es um diejenigen, welche unmittelbar unter holländischem Commando arbeiten, denn sie erhalten doch wenigstens Nahrung und Tagelohn, was bei denen, die unter dem eingeborenen Häuptling arbeiten, durchaus nicht der Fall ist, aber im Allgemeinen stehen die Leute sich erträglich gut.

Die Verfahrungsweise wird weder angegeben noch beaufsichtigt, ein Jeder thut, wie es ihm gefällt, ein Jeder, wie er glaubt, daß er am Besten fortkomme, d. h. mit der geringsten Arbeit das Mehrste sammele. Für die wackeren Alfuren würde der erste Gedanke schon allein maßgebend sein. Wer auf der Welt hätte Lust, viel zu arbeiten? Der zweite ist schwieriger zu fassen. Sie wollen möglichst viel gewinnen, man muß bescheidentlich fragen, warum, es kommt ihnen ja nicht zu Gute, denn sie werden Alles dessen, was sie gesammelt haben könnten, entledigt, bevor sie die Arbeit verlassen, man könnte sagen, sie würden untersucht, wenn sie Kleidungsstücke an hätten, das ist jedoch, wie wir bereits wissen, bei ihnen gar nicht der Fall — doch ja, mir fällt ein, sie haben ein solches, es ist dasjenige, was die freundliche Bewohnerin von Viti Levu (Theil I, Seite 319) von ihrem schönen Leibe nahm (wiewohl hinter einem Busche) und was sie mir verehrte und worauf sie denn so erschien, wie die schaumgeborene Göttin, als sie aus dem Meere stieg.

Dieses Kleidungsstück, so geringfügig es auch sei, wird allerdings den Goldwäschern abgenommen und untersucht, denn man will durchaus Nichts von dem edlen Metall verlieren. Aber den Goldsuchern kann man wieder nicht verübeln, daß sie etwas von diesem edeln Metall behalten wollen, in welchem gegenseitigen Bestreben sich demnach ein starker Widerspruch manifestirt.

Die Eingeborenen, die Alfurs, behalten hierbei immer Recht, sie haben doch eine Gegend an ihrem Körper, welche nicht untersucht wird, das ist der herrliche Haarwuchs, der sie schmückt. Wir wissen, daß dieselben mit einem langen, ziemlich krausen, doch keineswegs wolligen Haar gesegnet sind, welches sie eben sehr auffallend von der Negerrace unterscheidet. Dieses Haar stark toupirt, ineinander gewirrt, pflegt eine reichliche Bevölkerung zu haben und deshalb wird vielleicht Niemand von den mit der Untersuchung Beauftragten seine Hände daran legen wollen. Dieses Haar ist aber das Handtuch der Alfur's oder Arfaki's. Wenn sie gegessen haben und die Hände voll Reisbrei sind oder voll von dem fetten Safte des Schweinefleisches, so trocknen sie sich dieselben an diesen Haaren ab. Haben sie ein Wild erlegt und sie weiden dasselbe aus, so trocknen sie die Hände an den Haaren ab, haben sie sich eingesalbt, mit rothem oder braunem Ocker und Cocosöl mehr als nöthig bemalt, so wischen sie die Hände an den Haaren ab. Das thun sie natürlich auch, wenn sie Goldstaub daran haben und da sie sehr gut wissen, daß Gold etwas Werthvolles ist, so wischen sie die Hände so oft als möglich an ihrem schönen Haarschmuck ab.

Wenn sie nun heimkommen, breiten sie eine Thierhaut unter sich aus und die würdige Hausfrau wäscht das Gold aus den Haaren heraus und vom Felle wird dasselbe nachher sorgfältig aufgesammelt. So kommt es denn, daß die Goldsucher zu einer gewissen Reinlichkeit gelangen, welche ihnen sonst ganz fremd zu sein scheint, sie sind jedenfalls nicht Diejenigen, welche die mehrste Einquartirung haben. Aber da das Cocosöl sehr wesentlich zur Befestigung des

Goldstaubes beiträgt, so unterlassen sie nicht, gleich nach dem Waschen reichliche Mengen desselben wieder in ihre Haare zu bringen.

Der Goldstaub muß verkauft werden, an Wen? Nun, natürlich an die holländischen Beamten und bei den eingeborenen Fürsten, an diejenigen, welche die Visitation vornehmen. An diese muß man das Gold sehr wohlfeil verkaufen, aber man hat doch immer seinen Gewinn dabei, da es Nichts kostet, und die Visitatoren haben ihren Gewinn dabei, da es ihnen nur sehr wenig kostet und darum sind sie sehr nachsichtig bei der Untersuchung und lassen vor allen Dingen den schönen Haarschmuck immer ganz unberührt. O wie wahr ist das schöne Sprichwort, welches man schon zu den Zeiten des Satyrikers Horaz (der nach preußischem Landrecht gewiß so viele Prozesse als Pasquillant zu tragen gehabt hätte, als er Satyren geschrieben) kannte: manus manum lavat, eine Hand wäscht die andere.

Aus diesen Golddistrikten gehen sehr viele reiche Leute hervor. Obgleich die Arbeit sehr schlecht betrieben wird und obgleich alles gefundene Gold an die Fürsten oder an die holländische Regierung abgeliefert werden muß, so kommen doch die einzelnen Aufseher nach einigen Jahren im Besitz von 30 bis 50 Tausend und mehr holländische Gulden in ihre Heimath zurück.

Die Ausbeute müßte, wie oben bemerkt, sehr viel größer sein, wenn nur irgend vernünftig gearbeitet würde. An Wasser fehlt es nicht, eine unendliche Menge von Bächen, größeren und kleineren Flüssen entströmt den Gebirgsreihen, welche die vier Halbinseln bilden. Celebes, in der Aequatorialgegend gelegen, hat immerwährenden Regen, es kann also hieran durchaus nicht fehlen, allein theils macht es die Trägheit, theils der Aberglaube der Leute, daß sie so wenig aus dem Gold führenden Sande zu ziehen wissen. Die Priester nämlich erhalten das Volk in einem an's Wunderbare gehenden Aberglauben. Kein Goldgräber geht an die Arbeit, ohne den Priester um seine Meinung gefragt zu haben und dieser hat alle möglichen Einwendungen zu machen. Die Sonne muß einen gewissen Schein haben, der Mond eine gewisse Stellung, der Wind eine gewisse Richtung, die Wolken eine gewisse Färbung und so geht es fort bis zu den Haushähnen, die auf eine gewisse Art krähen müssen, wenn nicht Alles im Ungewissen bleiben soll. Durch diese Einwendungen wird den Goldwäschern zum mindesten die Hälfte ihrer Zeit gestohlen. Diese Priester sind wahre Narren. Die Erlaubniß wird ihnen immer bezahlt, die Verweigerung der Erlaubniß nicht, sie könnten mithin fünf Mal so viel Geschenke bekommen, als sie erhalten, wenn sie die Fragen immer mit Ja beantworteten, und doch ist keiner von ihnen noch auf den Gedanken, so zu handeln, gekommen. Um sich rar zu machen, würde es genügen, die Erlaubniß einmal um's andere zu versagen, aber ich habe Goldwäscher gesprochen, welche versicherten, sie hätten Unglück, sie könnten neun bis zehn Mal anfragen, ehe sie ein Mal eine günstige

Antwort bekämen. Vier- bis fünfmal abschlägig beschieden zu werden ist das allgemein Uebliche.

Man hat zwar viel davon gesprochen, daß die Aufhebung der Sklaverei eigentlich ganz unnöthig gewesen, weil die Holländer ihre Sklaven niemals so grausam gemißhandelt haben, wie die Sklavenbesitzer des angelsächsischen Stammes. Ich will hierüber keine vergleichenden Daten aufsuchen, aber ich habe doch Fälle von Barbarei gesehen, welche ich kaum für möglich gehalten hätte. Man darf nämlich nicht vergessen, daß wirkliche Gesetze zum Schutze der Sklaven vorhanden sind, nur freilich darf man auch nicht vergessen, daß eine Krähe der andern die Augen nicht aushackt und daß sämmtliche Weiße (welche die Sklavenhalter und Gerichtspersonen sind) unter sich im freundschaftlichen, geselligen oder verwandtschaftlichen Verhältniß stehen. Wer die Güte und Liebenswürdigkeit der Herren Holländer danach beurtheilt, daß beinahe gar keine Klagen von ihren Sklaven oder ihren gemietheten Dienern gegen ihre Herrschaften vorkommen, der wird allerdings ein sehr günstiges Vorurtheil für die Holländer mit sich nehmen, aber es entsteht die einfache Frage: bei wem sollen die Gemißhandelten sich beschweren? Bei dem Bruder ihres Herrn, oder bei seinem Schwager, oder bei seinem Sohn, seinem Compagnon &c. Dies sind die Verhältnisse und die Gemißhandelten kennen sie zu gut, um nicht zu wissen, daß jede Beschwerde fruchtlos wäre.

Ich fand bei einem Spaziergange eine Sklavin mit einem Knebel im Munde an einen Baum gebunden. Arme und Beine der unglücklichen, nackenden Person waren mit nassen, braunen Zucker bestrichen, damit Insekten davon angezogen würden und die Peinigung übernähmen, welche die Hausfrau selbst zu vollziehen zu zartfühlend war. Ameisen und andere Insekten machten dem unglücklichen Mädchen die gräßlichsten Schmerzen und sie konnte nicht einmal schreien, sie konnte nur wimmern und eine Menge gaffender Kinder, einige erwachsene Leute und auch ein paar europäische Soldaten standen in der Nähe und Keiner hatte den Muth, die Unglückliche zu befreien. Ich that dieses sofort und hörte zu meinem nicht geringen Entsetzen, daß die Unglückliche bereits drei Stunden dieser Folter unterworfen war.

Ich war dem armen Mädchen behilflich, die zwickenden, kneifenden Ameisen zu entfernen, welche die Haut eben so gut wegnagten als den Zucker, hörte aber, indessen ich damit bemüht war, manches mißbilligende Wort über meine Kühnheit und gleich darauf kam ein Aufseher herbei, der mich zur Rede stellte und frug, wie ich es wagen könne, eine zu züchtigende Person in meinen Schutz zu nehmen, eine Person, welche ganz andere Strafe verdient habe, im Uebrigen frug er weiter: „Sind Sie denn etwa der Herr oder ist es Madame van der Flint, welche sie heute Morgen mit ihrem Manne auf demselben Lager gefunden und sie mir zur Bestrafung hergeschickt hat, welche ich dann gerade so vollzog, wie sie es angeordnet?"

Ich schnitt seinen Redefluß durch die Versicherung ab, ihn und seine Auftraggeberin den Gerichten anzuzeigen und beide der ernstlichsten Bestrafung zu empfehlen. Ich that dies zwar nicht, aber ich weiß auch, daß dieses ganz überflüssig gewesen wäre. Dennoch am nämlichen Abend war die Geschichte in der ganzen Stadt herum. Der Mann wurde ausgelacht, weil er sich hatte ertappen lassen, der Frau und ihrem barbarischen Gehilfen geschah auch nicht das Geringste. Wer sich nun in die Lage des unglücklichen Mädchens denkt, wird finden, daß sie schrecklich genug ist. Wollte sie ihrem Herrn Widerstand leisten, so würde dieser sie peitschen lassen, leistet sie nicht Widerstand, so thut es die Frau.

Nicht die Sklaven allein, sondern auch die gemietheten Diener und Tagelöhner, welche man hier Vrywerker, Freiwirker, Freiarbeiter nennt, sind ganz ähnlichen Mißhandlungen ausgesetzt, werden von ihrem Herrn nach Belieben bestraft, wie z. B. ganz vor Kurzem ein Herr van Kempen einen kranken Tagelöhner von zweien Leuten so lange schlagen ließ, bis er seine Cigarre ausgeraucht hatte, an welcher wahrhaft russischen Behandlungsweise der Unglückliche auch nach zweien Tagen starb, ohne daß der Uebelthäter irgend wie zur Verantwortung, viel weniger zur Bestrafung gezogen wurde.

Die Tochter eines Plantagenbesitzers wollte die Folgen des unerlaubten Umganges mit einem Commis ihres Vaters beseitigen. Auf diesen schönen Inseln bestehen noch nicht jene zweckmäßigen Anstalten, welche in den Zeitungen aller großen Städte der Vereinigten Staaten ihre Dienste anbieten zur möglichst frühzeitigen Verwischung solcher Folgen. Sie verstand davon nichts und trug daher ihrer Dienerin, einer jungen Malayin auf, das neugeborne Kind zu tödten, was dieses Mädchen auch sofort ausführte.

Das Verbrechen blieb nicht verschwiegen und das Fräulein mitsammt der Dienerin wurden eingezogen und Beide in dasselbe Gefängniß gesetzt, lediglich daß sie sich nicht fürchten sollten. Als man sie am folgenden Morgen über den Thatbestand befrug, leugneten Beide das ganze Factum, nannten die Anklage eine Verleumdung und hierauf wurden sie wie natürlich mit einer Ehrenerklärung wieder entlassen.

Hieraus scheint denn doch hervorzugehen, daß weder die Rechte der Sklaven, noch überhaupt die Gesetze besonders beachtet würden. Auch der Advokatenstand ist nicht danach angethan, großes Zutrauen zu erregen. Die Advokaten haben keine Gebührentaxe, sondern sie machen mit den Parteien Accorde und wer am mehrsten zu bieten hat, gewinnt, handelt sich's um Geld, so pflegt der Accord auf ein Drittel der Summe geschlossen zu werden, der gewinnende Advokat erhält dieses Drittel, der verlierende erhält nichts. Man sieht wohl ein, zu welcher Demoralisation des ganzen Standes dieses führen muß.

Sechsundsiebzigstes Kapitel.

Goldwäschereien. Das Verfahren der Eingeborenen dabei. Urtheile der Holländer über diese Methode und über den Aberglauben der Alfur's. Noch ein Besuch bei meiner königlichen Pathin. Ein keuscher Joseph, welcher deswegen in große Gefahr kommt.

Die Alfur's, welche den Bau betreiben, verfahren folgendermaßen: Wenn es ihnen irgend möglich ist, so suchen sie zuvörderst Wasser zu stauen, um es über den Platz, welcher das Gold enthält, zu führen; sie bilden für dieses Wasser nach der Stauung ein neues Gerinne, werfen in dasselbe immerfort von der goldführenden Erde und rühren darin so, daß das klar eintretende Wasser schmutzig und schlammig fortgeht. Allgemach entsteht ein Teich, zuerst von ganz kleinen, dann aber von immer mehr wachsenden Dimensionen, die Austiefung wird immer weiter und länger, immer mehr Menschen sind beschäftigt, die große Wasserfläche gleichzeitig zu durchrühren und in aufgeregten Zustand zu erhalten, während immerfort dafür gesorgt wird, daß das getrübte Wasser abfließe, oder mit anderen Worten, daß der Canal, wodurch es entweicht, mehr und mehr vertieft werde.

Diese sehr vernünftige Methode die Verringerung der Masse zu bewerkstelligen ist zwar nicht mühelos, allein der Rückstand, den man nun nicht mehr auf dieselbe Weise reduciren kann, hat höchstens den fünfzigsten Theil räumlicher Ausdehnung, welchen die ganze Masse vor der Bearbeitung hatte und in diesem fünfzigsten Theile befindet sich immer noch all das Gold, was vorher in der ganzen, viel größeren Menge von Erde enthalten war.

Jetzt beginnt die eigentliche Goldwäscherei. Auf eine Schüssel von etwa 18 Zoll Durchmesser nimmt man eine Portion der goldführenden Erde, stellt sich damit an oder in den Bach und schwenkt innerhalb des Wassers den Sand so lange, bis nur sehr kleine Quantitäten der ausgewaschenen Masse übrig bleiben, diese kleine Menge wird auf eine Rinderhaut oder auf eine Matte gestürzt und dann wird von neuem gewaschen. Manche von den Arbeitern setzen dieses Waschen so lange fort, bis sie nur noch die gelben Goldkörnchen oder Blättchen auf der Schüssel haben und um dies lohnender zu machen, schöpfen sie zu dem ausgewaschenen Sande immer neue Mengen hinzu, es geht begreiflich hiebei außerordentlich viel verloren, denn das heftige Schwenken der Schüssel entfernt allerdings vor allem die leichteren Theile, dann aber auch die leichtesten, nämlich die kleinsten Goldtheile, die mit dem Sande recht eigentlich fortgerissen werden. Vernünftiger wäre es, die Wascharbeit nicht so lange fortzusetzen, sondern das mit dem Golde zurückbleibende schwarze Kieselgestein zu zerpochen und dadurch die darin enthaltenen Goldtheile zu gewinnen, dies liegt aber den Leuten zu fern und darum waschen sie das fein vertheilte Gold, was sie schon auf der Schüssel haben, weg um die größeren Körnchen zu gewinnen.

Wenn sie dieses haben, schütten sie es in eine Cocosnuß, will sagen, in die steinharte Schale derselben und stellen diese in die Asche des abgehenden Hüttenfeuers. Hier verdunstet das Wasser, und das Gold auf ein Bananenblatt geschüttet, kann nunmehr durch Reiben zwischen den Händen und durch Wegblasen von dem Staube befreit werden. In diesem Zustande kann es sofort geschmolzen werden und es ist außerordentlich rein, ist nur mit sehr wenig Silber legirt. Ich glaube, daß unermeßliche Schätze dieses Metalles in diesen Gebirgen liegen, allein von einem rationellen Betreiben der Goldgewinnung ist gar keine Rede, man überläßt dieselbe gänzlich den Alfur's, in deren Gebiete die Wäschereien alle liegen und nimmt nur in Empfang, was sie nach den Niederlassungen bringen. Die Bearbeitung des Goldsandes durch die Eingeborenen hängt jedoch, wie bereits bemerkt, ganz ausschließlich von dem guten Willen der Priester ab und sobald diese sagen, man dürfe an dem oder jenem Platz nicht weiter arbeiten, oder man dürfe da oder dort keine neue Grube eröffnen, so wird unbedingt Gehorsam geleistet, denn Krankheit oder Verarmung oder wohl gar der Tod wäre die sichere Folge des Ungehorsams.

Die Holländer, welche ich über diesen Gegenstand sprach, zeigten sich allerdings indignirt über die Trägheit der Bearbeiter, über die Dummheit derselben, über den Aberglauben, der den Priestern eine so große Macht giebt. Man erzählte mir halb mit Lachen, halb mit Entrüstung, daß wenn einem Alfur eine schwarze Schlange über den Weg laufe, er gewiß umkehre und sein begonnenes Geschäft aufgebe, man erzählte mir, daß es schon genüge zu niesen, wenn man ausgehen wolle, um den Ausgang zu unterbrechen und daß es viele Vorbedeutungen von heil- und von unheilbringender Art gebe und man brachte dieses mit dem Heidenthum in Verbindung. Ich mußte lachen, als ich solche Aeußerungen hörte. Sehr möglich, daß diese Aberglauben alle aus dem Heidenthume stammen, denn das Heidenthum ist unzählig viel Jahre älter, als das Christenthum und lange vor Begründung desselben waren solche und andere Aberglauben sehr im Gange und wurden geflissentlich genährt, aber leider hat das Christenthum bis jetzt noch nicht vermocht, sie auszurotten. Die eigentlichen Bergleute gehören wohl zu den strengsten und gläubigsten Christen und wie stecken sie voll Aberglauben selbst in dem aufgeklärten Deutschland! Die äußerst frommen Christen, welche Alt-England bewohnen, sind doch vollkommen überzeugt, daß der Freitag ein Unglückstag sei und daß man an demselben nichts beginnen dürfe, d. h. keine Arbeit *anfangen*, kein Unternehmen *einleiten*, weil ein solches durchaus unglücklich verlaufen *müsse*. Aber nicht einzelne Stände oder einzelne Nationen sind mit dem oder jenem Aberglauben behaftet, er ist so allgemein verbreitet, wie die Menschen selbst es sind. Sie haben es beniest, sagt man zu Jemandem, der bei der Angabe eines Anderen in Niesen geräth und scherzhaft oder ernsthaft nimmt man es für eine Bestätigung. Wer auf dem Lande früh morgens einen Ausgang macht, glaubt Unglück zu haben, wenn ihm

eine alte Frau begegnet, welche er in seinem Aerger sehr unhöflich ein altes Weib nennt. Der würtembergische Bauer vergräbt, wenn er irgend es kann, ohne Aufsehen zu machen, bei Gründung seines Hauses einen lebendigen Hahn unter einem Eckstein, der Bürger in der kleinen Stadt veranlaßt, wenn er eine neue Wohnung bezieht, daß man vorher von Seiten eines Bekannten Brod und Salz in diese Wohnung trägt, damit es ihm nicht an Brod fehle. Der Handwerker und der Krämer, selbst in dem aufgeklärten Berlin, nagelt ein gefundenes Hufeisen auf die Schwelle seiner Ladenthür, das bringt ihm Glück, aber das Hufeisen muß mit der Krümmung nach dem Innern der Wohnung gerichtet sein, steht es umgekehrt, so bringt es Unglück, d. h. es entfernt die Kunden, es weist sie ab — doch wozu die Beispiele häufen, wiewohl sich viele Hunderte aufzählen ließen, so sind diese wenigen doch genug, um zu beweisen, daß es uns klugen Europäern durchaus nicht an genügendem Aberglauben fehle und dennoch sind wir so viel als gerade erforderlich arbeitsam. So viel als erforderlich und dies richtet sich nach dem Bedürfniß; werden die Alfur's einmal mehr Bedürfnisse haben, so werden sie ganz unabhängig von ihrem Aberglauben so viel thun, als erforderlich, um diese Bedürfnisse zu befriedigen und mehr arbeitet ja leider kein Mensch. Wo nun so außerordentlich wenig Bedürfnisse sind und wo dieselben spielend befriedigt werden, was bedarf es da vieler Arbeit. Der Cacaobaum liefert den Leuten ein vortreffliches, nahrhaftes weißes Mark, in welchem die dunklen, höchst gewürzreichen Bohnen, die Cacaobohnen, eingebettet liegen. Der Brodfruchtbaum giebt die das Brod vollständig ersetzende, mehlreiche Frucht, die Banane trägt vierzigmal so viel Nahrungsstoff, als Kartoffeln tragen würden, wenn man denselben Raum, den die Bananen brauchen, damit bepflanzte. Das Zuckerrohr und die Aurengpalme liefert ein angenehmes Getränk, das erstere sogar einen sehr starken Wein, wenn man den ausgepreßten Saft gähren läßt. Reis liefert tausendfältige Frucht, der Kaffeebaum und die Gewürzbäume liefern die Tauschmittel, um sich europäische Waaren zu beschaffen. Dies Alles wächst den Menschen von selbst und so ohne alle Mühe in die Hand, in den Mund, für dies Alles brauchen sie nichts zu thun und nichts zu arbeiten. Die animalische Nahrung aber liefern ihnen die Heerden, die Jagd und der Fischfang, auch keine Arbeit, sondern eine Unterhaltung. Was in aller Welt brauchen diese Leute? selbst ihre Hütten wachsen ihnen zu, sie brauchen kein Bauholz zu behauen, keine Latten zu schneiden, keine Dachziegel zu machen, das Alles liefert ihnen ihr schönes Bambusrohr. Und solchen Leuten will man von der Nothwendigkeit der Arbeit sprechen, sollte das nicht wirklich sehr thöricht sein?

Der Tag meiner Abreise rückte heran und ich sagte zu meiner kleinen Freundin, daß ich noch einen Besuch bei meinem Pathchen machen wollte, bei der jungen Fürstin, welche unter meinem Schutze sich die Zähne hatte zurecht feilen lassen. Lariki widerrieth mir diese Reise, indem sie sagte, die Fürstin sei un-

zweifelhaft auf mich erzürnt und ich begebe mich in Gefahr, wenn ich sie noch einmal besuchte. Diese Meinung kam mir kindisch vor, ich sah darin nichts anderes, als die Eifersucht eines heißblütigen, eines dem Orient angehörigen Mädchens, ich redete ihr daher die Besorgniß aus, lehnte auch die Anmuthung, mich wenigstens sehr gut zu bewaffnen, ab und so wurde denn der Marsch angetreten, ich nahm mit, was ich Hübsches besaß, um es theils als Schmuck, theils als Unterhaltungsmittel meiner kleinen Freundin zurückzulassen.

Lariki hatte vollkommen Unrecht mit ihren Befürchtungen, ich ward nicht nur freundlich, ich ward mit Jubelgeschrei empfangen, die jungfräuliche Königin flog mir entgegen, flog die Treppen ihres Hauses hinab und mir gewissermaßen auf der Straße um den Hals und rief jubelnd aus: „Nun ist Alles gut, nun ist mein Kummer, mein Schmerz gestillt, ich habe Dich wieder.“ Dann zog sie mich in das Haus, ließ mich neben sich sitzen, nachdem sie sich und mir eine Art Thron bereitet hatte, was sie so eilig und mit solcher Freude that, daß sie nicht einmal auf die Hilfe ihrer Dienerinnen wartete, sondern ganz unköniglich selbst Hand anlegte.

Es wurden nun alle möglichen Erfrischungen, über welche sie irgend gebieten konnte, herbeigebracht und es fehlten auch die aus den an sich ungenießbaren Früchten frisch bereiteten Confitüren nicht. Das Mahl verging in großer Fröhlichkeit und am Schlusse desselben bot sie mir den unvermeidlichen Betel. Ich hatte mich desselben bereits bedienen gelernt, weil der mäßige Genuß, besonders wenn man den Kalk wegläßt, durchaus nichts Unangenehmes, nichts Nachtheiliges hat, sondern im Gegentheil angenehm und leicht aufregt, ohne daß die narkotische Abspannung darauf folgt, ich hätte aber auch den Betelbissen angenommen, wenn ich nicht welchen zu genießen verstanden hätte, denn, wie ich oben bereits gesagt, es ist nicht gleichgiltig, das Anerbieten abzulehnen, wie man wohl bei uns die dargebotene Priese ablehnt, sondern es ist eine Beleidigung. So dankte ich denn meiner jungen, zärtlichen Freundin, nahm den Betelbissen und erweckte dadurch bei ihr eine nicht sowohl sich laut kundgebende Freude, sondern auch unter den anwesenden Mädchen ein fröhliches Gekicher und Händeklatschen.

Nach kurzer Zeit mußte ich mich des Speichels entleeren, in demselben Augenblicke that auch sie das Nämliche und dann fiel sie mir mit solcher Gluth um den Hals, daß ich meinen ganzen Stoicismus aufbieten mußte, um eine mir so auffallend und absichtlich dargebotene Gelegenheit nicht zu benutzen und in der That diese war da, denn das Gemach war verlassen, die sämmtlichen Dienerinnen hatten sich entfernt und wir saßen oder lagen vielmehr allein auf derselben Matte, auf welcher vorhin unser Mittagsmahl aufgestellt gewesen war.

Die junge Königin schien mit meiner Enthaltsamkeit durchaus nicht zufrieden. Ich muß wiederholen, daß der Maßstab unserer Moralität nicht der richtige ist für diese Leute. Ein wohlgezogenes Mädchen von 17 Jahren, eine

Deutsche von guter Familie, weiß in diesem Alter in der Regel noch nicht, welche Rechte die Verheirathung dem Manne giebt. Ein Mädchen desselben Alters unter dem Aequator geboren, selbst wenn es eine Fürstentochter ist, wird dies nicht nur wissen, sondern wird dieses schon seit sechs oder sieben Jahren wissen, dazu kommt die Ungenirtheit der Ehegatten, welche mit erwachsenen oder nicht erwachsenen Kindern in demselben Gemache wohnen und dazu kommt ferner noch die Dispositionsfähigkeit, welche die jungen Mädchen über sich selbst haben und die zwar bei den Fürstentöchtern um ein geringes minder weit geht, als bei denen des Volkes, aber thatsächlich doch auch vorhanden ist, so wunderte mich in dem gegenwärtigen Falle nur das Eine, daß sie jetzt so hingebend, ja beinahe herausfordernd war, indeß sie bei meinem vorigen Besuche meine Bitten und Wünsche nicht gewähren wollte und ich sprach darüber unumwunden mit ihr. Wer beschreibt mein Erstaunen, als ich den ganz natürlichen Grund erfuhr. „Ja, damals," sagte sie, „ja damals waren wir auch noch nicht verheirathet."

„Verheirathet?" rief ich im höchsten Erstaunen.

„Nun freilich," sagte sie ganz freundlich und glücklich, „bist Du denn nicht deswegen gekommen, ich habe Dir angeboten, mein Reich zu theilen, jetzt bist Du der Radjah und ich bin Deine Gattin, wir haben ja mit einander Siri aus derselben Dose genommen."

Ich sprang auf von einem nicht geringen Schreck ergriffen, gleich darauf lachte ich, in dem Gedanken jetzt ein Fürst zu sein, eine schöne junge Frau zu haben, welche nur darauf wartete, daß ich von meinen Rechten Gebrauch mache, aber alsbald fiel mir auch wieder ein, daß die Sache sehr ernsthaft werden könne und daß ich wahrscheinlich Ursache habe, zu bereuen, meiner treuen Lariki nicht Folge geleistet zu haben.

Mir blieb allerdings ein Mittel, die Sache ganz friedlich zu lösen, es war weiter nichts nöthig, als das unschuldige Mädchen zu betrügen, ihr weiß zu machen, daß ihre Wünsche die meinigen seien und darauf den Ort und die Insel für immer zu verlassen, sonderbar, mir fiel diese Lösung des Räthsels gar nicht ein, ich setzte mich blos auf die Hinterfüße, ich wurde ärgerlich gefoppt zu sein, was ich im Grunde gar nicht war, denn die ganze Geschichte erschien als vollkommen ernsthaft und redlich gemeint und erklärte schließlich, daß ich jetzt des Spaßes genug habe und nun meinen Wanderstab weiter setzen müsse.

Das gab eine sehr ernsthafte Scene, nicht verstehen, fragen, auseinandersetzen, weinen, um den Hals fallen, schluchzen und schreien, bitten und drohen und endlich kam ein wüthender Zorn, in welchem die junge Fürstin nach der Wand der Hütte sprang, dort einen Krisch aus der Scheide riß und denselben hoch schwingend auf mich zustürzte, um mir denselben in das treulose Herz zu stoßen.

Aus der Art, wie sie ihr tödtliches Messer führte, konnte man sehen, daß

ich der Erste war, gegen den sie dasselbe schwang. Ein hochgehobener Arm ist im Augenblick des Stoßes leicht aufgefangen und entwaffnet, es gelang mir ohne die geringste Mühe ihr den Krisch zu nehmen, ich darf nicht einmal sagen, zu entwinden, denn sie ließ denselben leicht und ohne Widerstand in meine Hand fallen, brach von neuem in Thränen aus, umarmte mich wieder und wollte durchaus geheirathet sein. Auf meine ernsthafte Weigerung, ihren Wünschen Gehör zu geben, gerieth sie von neuem in Zorn, zertrümmerte die mitgebrachten Spiegel und die leichten messingenen Schmucksachen, trat mit Füßen darauf und hatte sich ganz ungebührlich, rief schließlich ihre Dienerschaft herbei, um mich gefangen zu nehmen, um mich zu binden.

Während die Leute herbeikamen, verließ ich schleunigst das Haus, sprang die Treppen herab und wollte mich eben mit Lariki auf die bereitgehaltenen Pferde werfen, als ich auch schon zunächst von den Dienerinnen der Fürstin, gleich darauf aber auch von einem halben Dutzend recht handfester, wohl bewaffneter Alfur's umringt und am Besteigen des Rosses gehindert war.

Ich war im Begriff die Drehpistole, welche mich niemals verließ, zu ziehen, meine Freiheit zu erzwingen, oder sie wenigstens theuer zu verkaufen, als Lariki mir zuflüsterte, ich solle mein Leben nicht unnöthig opfern, ich solle thun, was sie, die junge Königin, wolle und solle dann, um die Hochzeitsgeschenke zu holen, mit ihr zurückkehren.

Dies schien mir ein erträglich guter Rath, wiewohl ich nicht behaupten will, daß er der beste gewesen, doch lag eine Art Sicherung meiner Person unzweifelhaft darin und so kehrte ich denn um, ging auf die schöne Königin zu, welche jedoch stolzer und spröder war, als ich glaubte, mich nicht mit offenen Armen empfing, sondern die sehr beleidigte Herrin mit vielem Ausdruck spielte, mich von sich wies und sagte, ich sei jetzt nicht ihr Gatte, sondern ihr Gefangener.

Es wurde mir schwer, mich alsbald in den so veränderten Standpunkt zu finden, allein ich nahm die Sache nunmehr gleichfalls ernst, um so mehr ich dachte, auf diese Weise vielleicht den Kopf aus der Schlinge ziehen zu können; ich erwiderte ihr also: „Du hast gesagt, daß ich mich mit Dir vermählt habe, als ich Siri aus derselben Dose mit Dir genommen, jetzt sagst Du, ich sei nicht Dein Gatte, sondern Dein Gefangener; Du hast zwei Zungen, die eine sagt so und die andere sagt so, eines von beiden ist unwahr. Bin ich Dein Gatte, nun gut, so hast Du gewisse Anforderungen an mich und ich will sie erfüllen, bin ich aber nicht Dein Gatte, wie Du jetzt sagst, so bin ich auch nicht Dein Gefangener und Du hast nicht das geringste Recht, einen fremden Mann, der zu den Holländern gehört, also zu den Beherrschern, mit Gewalt und gegen seinen Willen hier zurückzuhalten."

Dieses schien dem Mädchen einzuleuchten, sie ward ein wenig nachdenkend, dann kam sie auf mich zu, bot mir die Hand und zeigte sich wieder entschieden

weich und elegisch gestimmt. Ich kehrte mit ihr zurück in das Haus, aber ich muß ehrlich gestehen, so schwer es mir vorhin wurde, eine sehr lebhafte Aufregung zu bekämpfen, welche mich mit großer Macht zu dem schönen Mädchen hinzog, so war doch der ganze ideale Schwung, der mich bis dahin gehoben, vollständig entwichen und ich sah in dem Mädchen nicht mehr das begehrenswerthe, sondern nur noch das begehrliche Weib. Ich bin überzeugt, daß ich ihr sehr Unrecht that, allein ich war außer Stande, einen anderen Gedanken zu fassen und es ist überhaupt sehr störend, wenn man in solcher Lage Gedanken hat, sie mögen sein welche sie wollen. Wenn man sich in der richtigen Stimmung befindet, so hat man keine Gedanken, darum suchte ich nach Vorwänden und siehe, es gelang mir, einen solchen zu finden und ich muß gestehen, daß auch hier wieder das junge Mädchen sich vollkommen ehrenhaft zeigte.

Mir war bekannt, daß bei allen diesen Völkern, von den Muhamedanern bis zu den letzten Heiden der Südsee-Inseln, die Religion etwas Geachtetes sei und daß die Versicherung, dieses oder jenes sei gegen Jemandes Glaube, ein genügender Grund sei, von den brennendsten Wünschen abzustehen. Ich wollte nun allerdings dieses nicht auf die Spitze treiben, nicht sagen, es sei gegen meinen Glauben, sie zur Gattin zu nehmen, dies würde vielleicht nicht richtig aufgefaßt worden sein, allein ich erklärte ihr, mein Glaube verbiete mir eine Verheirathung ohne den Beistand eines Priesters meines Glaubens zu schließen, auch bei ihr fände dasselbe statt, ihr Priester habe noch nicht den Segen über uns gesprochen und so wie dieser es thun müsse, damit die Ehe von ihrer Seite Gültigkeit habe, so müsse ein Aehnliches auch von einem Priester meines Glaubens geschehen, zudem aber verböte mir mein Glaube an einem Unglückstage eine Ehe zu schließen, der Waliang selbst thue es nicht und der Waliang oder Priester der Wollanda noch weniger. Sie selbst werde wohl wissen, wie gefährlich es sei, an einem Unglückstage etwas so hoch Wichtiges, wie eine Ehe zu begründen, zu beginnen.

Sie gestand dieses zu und besann sich glücklicherweise darauf, daß nach ihrer Ansicht der heutige Tag wirklich ein Unglückstag sei. Nichts konnte mir willkommener, nichts mir bequemer sein und ich ließ es dabei, nur frug sie mich, warum ich mich überhaupt so gesträubt hätte, als ich erfahren, daß wir verheirathet wären. Da galt es nun wieder etwas zu erfinden, aber diese glücklichen Naturmenschen sind so vertrauensvoll, daß es nicht schwer wird, etwas ihren Begriffen Entsprechendes zu erfinden und so sagte ich denn, daß es mir erschrecklich gewesen, mich nicht unter Darbringung der üblichen Geschenke um sie beworben und daß ich mit meiner schleunigen Abreise nichts weiter gewollt, als die erforderlichen Stoffe zu fürstlichen Kleidern und den goldenen Schmuck und die zur Trauung nöthigen Ringe zu holen, daß ich ferner beabsichtigt, bei meiner Rückkehr den holländischen Waliang mitzubringen, damit derselbe die

Trauung nach unserer Sitte vollzöge, wie der ihrige es nach der Sitte der Alfur's thun müsse.

Dies Alles leuchtete ihr ein und sie wurde von neuem so zärtlich und liebevoll, daß ich alle in dem Augenblicke gehabten Unannehmlichkeiten vergaß und gar wenig fehlte, daß ich auch meine guten Grundsätze vergessen hätte. Ich weiß überhaupt nicht, ob ich Recht daran gethan habe, mich aus dieser Angelegenheit zurückzuziehen, ja ich muß sogar hinzufügen, ich weiß nicht, ob ich klug genug oder dumm genug — wie soll ich sagen — gewesen wäre, diese Ehe nicht zu schließen, wenn das Mädchen die wunderschönen Zähne behalten hätte, die es vor der Operation gehabt Unzweifelhaft würde der holländischen Regierung ein Verbündeter in dieser Bergregion, wohin ihre Macht noch keineswegs gedrungen ist, ein höchst wünschenswerther gewesen sein und sie würde viel gethan haben, um mir das Leben so angenehm und so bequem zu machen als möglich. Was läßt sich hier nicht alles erreichen, wenn man nur einige Mittel hat, wie leicht ist es, einen Palast aus Bambus zu erbauen, der alle europäischen Bequemlichkeiten mit denen vereint, welche die heiße Zone bietet, wie leicht wäre es gewesen, sich alle Bedürfnisse des Leibes und des Geistes zu verschaffen. Ein Dutzend Muskat- oder Nelkenbäume liefert mir den jährlichen Zuschuß zur Vergrößerung meiner Bibliothek, ein anderes Dutzend liefert mir Musikalien oder musikalische Instrumente, ein kleiner Abschnitt meines Kaffeegartens genügt für die Bekleidung, ein anderer für Waffen und Schießbedarf, ein dritter für die Nahrungsmittel die Europa uns bietet, wenn es überhaupt nöthig sein sollte dergleichen zu kaufen, wo man die zuträglichsten, dem Klima angemessenen Nahrungsmittel in Menge zur beliebigen Auswahl hat — und wie segensreich hätte ich wirken können, wie viel des Guten stiften, vielleicht das ganze kleine Völkchen, vielleicht seine Nachbarn civilisiren, zu fleißigen Ackerbauern und Handwerkern umbilden, jedenfalls hätte ich sie besser civilisirt, als es die engländischen Matrosen auf den Inseln des Stillen Oceans gethan haben. Es ist nicht geschehen und da Alles das, was ich gesagt habe, sich hinter ein fatales Vielleicht verstecken läßt, so wäre es sehr thöricht, wenn ich mir darüber graue Haare wollte wachsen lassen, sie werden schon von selbst kommen.

Im freundlichen und ruhigen Gespräch über unsere Zukunft, unsere Einrichtung, den Schmuck und die Geschenke, welche ich herbeiholen wollte, verging eine Stunde, während welcher allmälig meine ganze frühere Leidenschaftlichkeit erwachte so daß ich fühlte, ich müsse, wenn ich ihr nicht unterliegen wolle, den Rückmarsch antreten. Daß mir von Seiten der jungen Fürstin kein Hinderniß in den Weg gelegt werden würde, schien mir um so gewisser, als sie die Hingebung selbst war und durch ihren Wink die Dienerschaft unaufgefordert entfernt hatte. Ich riß mich los und ging mit dem Versprechen, zwei Tage später mit einem holländischen Waliang zurückzukehren, von dannen und ging

jetzt ganz ungehindert, mit dem Beweis der größten Zärtlichkeit entlassen, mit dem Siribissen, den mir die schöne Verlobte mit dem Abschiedskusse in den Mund schob, davon.

Siebenundsiebzigstes Kapitel.

Rückkehr nach der Stadt. Gefahren, denen mich meine große Enthaltsamkeit aussetzt. Lariki warnt mich. Ein Meuchelmörder dringt in meine Wohnung ein. Glücklich bestandener Kampf mit demselben. Uebersiedelung auf das Schiff.

Lariki war nicht wenig überrascht, mich so schnell aus den Armen meiner schönen, jungen Frau zurückkehren zu sehen. Auf dem Heimwege erzählte ich ihr alles, was vorgefallen und sie war überglücklich zu vernehmen, daß ich die Heirath noch nicht vollzogen und sie schenkte mir bei unserer Heimkunft dafür doppelte Zärtlichkeit und dreifachen Ersatz, aber ach, was sagte sie, als ich am nächsten Morgen zurückkehren wollte nach der Stadt, zurückkehren ohne sie, denn sie war der vollen Ueberzeugung, daß ich nicht einen Schritt thun könne oder wolle ohne ihre Begleitung.

Hier hatte ich eine große Mühe und eine bei weitem größere, als ich sie am vorigen Nachmittage überstanden, denn es galt ein wackeres, liebes Mädchen nicht zu täuschen, nicht zu hintergehen, durch das Versprechen des Wiederkommens für einen Augenblick zu beruhigen, um sie dann einer nicht endenden schmerzlichen Erinnerung zu überlassen, es galt im Gegentheil sie zu überzeugen, daß eine Trennung und für immer nothwendig sei. So etwas läßt sich einem Manne wohl sagen, denn er sieht ein, er begreift, ein liebendes Mädchen aber sieht nicht ein, es fühlt nur und je herzlicher und je reiner es liebt, desto weniger ist es von der Möglichkeit einer Trennung von dem geliebten Gegenstande zu überzeugen.

Lariki wollte lange nicht hören, nicht fassen, was ich ihr sagte, sie glaubte, ich könne so in ihrer Nähe bleiben, täglich mit ihr auf die Jagd gehen, Bäume und andere Pflanzen untersuchen, Wild erlegen und die Häute davon aufspannen und trocknen, und als ich ihr sagte, daß meine Kleider und mein Schießbedarf nachgerade daraufgingen und es mir an Geld fehle neue zu kaufen, da wollte sie Hüte und Matten flechten, Kaffee- und Nelkenbäume abernten und arbeiten für mich wie meine Sclavin, wenn ich nur bleiben wollte, bleiben in ihrer Nähe, immer, mein ganzes Leben lang! Der einzige Grund der Stich hielt, war mein Glück und meine Ehre; ich erklärte ihr, daß ich meine Ehre verpfändet habe, auf einem großen Schiffe eine weite Reise zu machen, ich er-

klärte ihr, daß ein Mann sein Wort halten müsse, daß man ihn nicht achte, nicht ehre, wenn er dieses nicht thäte, und ich erklärte ihr, daß die pflichtmäßige Erfüllung meiner Versprechung mir großen Ruhm und großen Vortheil bringe, daß ich ein hoch angesehener Mann unter den Männern meines Volkes würde und siehe, das begriff sie, das war ihr genug; sie hörte mit Bitten und Vorstellungen auf, sie fügte sich, um mein Schicksal nicht zu kreuzen, in das ihrige, sie gab mir schweigend die Hand zum Abschiede und machte mir nicht einmal das Herz schwer durch Thränen, obwohl ich sah, welchen Kampf gerade diese Selbstbeherrschung der Armen kostete.

So waren denn die Tage großen Glückes, vielfältiger Genüsse und Freuden entflohen, so war denn ein idyllisches Leben fern von allen Wünschen, wie fern von allen Widerwärtigkeiten, die das Leben unter den civilisirten Menschen leider nur in all zu großer Menge bietet, entwichen und ich war wieder reducirt auf die allergewöhnlichste traurige Alltäglichkeit, ja ich hatte nicht einmal den Trost, sofort auf das Schiff und mit demselben in See zu gehen, denn der Herr Supercargo hatte noch bei weitem nicht all die Ergötzlichkeiten durchgekostet, die ihm von den reichen Holländern geboten wurden, ihm dem Sohn des reichen Mannes. Ich für mein Theil hätte wohl auch an diesen Ergötzlichkeiten Theil nehmen dürfen, denn was auch Albernes über meine Abhängigkeit durch den Supercargo geschwatzt wurde, so wußte ich doch, daß der Kapitain dieses reichlich ausglich durch seine freundschaftlichen Aeußerungen über mich, allein es lag mir nichts daran, das Leben in der Natur und in der einfachsten Häuslichkeit, wie sie mir auf meinen Reisen schon öfter geboten worden war, hatte für mich etwas unbeschreiblich Anziehendes, keineswegs aber jenes Schlemmen und Prassen, dem sich die reichen Holländer hingeben und welches sie unbedenklich mit einer mehr als gewöhnlichen Gastlichkeit auf alle diejenigen Europäer übertragen, welche ihnen entweder an Rang (das will sagen Reichthum) ebenbürtig sind, oder welche ihnen gut empfohlen werden. Soll man aber nicht sofort ihre Gunst verlieren, so muß man Gefallen an ihrer schlemmerischen Lebensweise finden, man muß mit ihnen essen bis zur Ueberfüllung, spielen bis zum Ruin, hübsche Malayinnen zu Orgien um sich versammeln bis zur Abstumpfung aller Sinne und schließlich trinken bis das Bewußtsein schwindet. Das ist das glückliche Leben der holländischen Residenzen, wie es den Eingeweihten oder den der Einweihung Würdigen geboten wird. Das gerade war es, welches mich nicht reizte, sondern mit Ekel erfüllte, denn das nenne ich nicht Genüsse, sondern Abscheulichkeiten. Schwelgerei, welcher Art sie auch sein möge, ist immer etwas Verwerfliches, es kann nie beglücken, es erfüllt immer mit Reue.

Meine Ausflüge konnten jetzt nur kurz sein und in das Gebirge hinauf durfte ich mich gar nicht mehr wagen, die kleine Königin würde in ihrem Zorne alles mögliche Unheil über mich verhängt haben und sie hätte in ihren Unter-

gebenen bereitwillige Vollstrecker ihrer Befehle gefunden, bis an das Meeresufer aber und bis in die holländischen Besitzungen reichte ihre Macht nicht. Diese kurzen Ausflüge indessen hatten nichts Interessantes für mich, da die sumpfigen ungesunden Gegenden durchaus keine Abwechselung boten.

Am dritten Tage meines Hierseins hatte ich die freudige Ueberraschung, Lariki zu sehen, sie war von ihren Gebirgen herabgekommen, um mich zu warnen. Sie erzählte mir, daß die junge Königin, nachdem der Tag der versprochenen Rückkehr vergangen war, in entsetzlichen Zorn gerathen sei und mir Rache geschworen habe. In ihrem gewaltigen Grimm wären die Häuptlinge zu einer Versammlung berufen worden und sie hätte verlangt, daß die sämmtlichen waffenfähigen Mannschaften zum Kriege gegen die Holländer, d. h. natürlich gegen mich aufgeboten werden sollten. Da habe der Priester Einsprache gethan und die Bemerkung gemacht, zwei oder drei einzelne Leute vermöchten gegen die Holländer viel mehr, als ein großes Heer von tapferen Kriegern, es sei also besser, einige Leute mit vergiftetem Krisch oder mit vergifteten Pfeilen gegen den Verräther abzusenden, als ein Heer, welches vielleicht viele Holländer treffe, aber nicht den rechten, nicht denjenigen, der der Verbrecher sei an der vortrefflichen Fürstin.

Dieses hatte Gnade gefunden vor den Ohren der Fürstin und so war denn beschlossen worden, mich irgend wie umzubringen, sei es nun durch ein vergiftetes Messer oder durch einen ebenso vergifteten, durch ein Blasrohr abgesendeten Pfeil. In dem einen wie in dem anderen Falle ist ein Hautritz genügend, um die beabsichtigte Wirkung hervorzubringen. Das gute Mädchen bat mich, meine Wohnung nicht zu verlassen, das würde das Sicherste sein, es habe ihr unendliche Mühe gemacht, mich zu finden und sie sei doch durch die Liebe geführt worden, so möge es den Anderen noch viel mehr Mühe kosten, da sie keinen so guten Führer hätten.

Gewiß hatte das brave Mädchen vollkommen Recht und ich beschloß vorläufig diesem Rathe zu folgen, dann aber mich auf das Schiff zurückzuziehen, bis wohin — so hoffte ich — der Krisch der erbitterten Königin mich nicht verfolgen werde.

Die nächsten paar Tage verflossen mir in meiner Gefangenschaft so ziemlich ruhig, ich hatte viel zu ordnen und meine treue Lariki, schon gewöhnt, meinen Arbeiten zu folgen, half mir in ihrer stillen Thätigkeit nach besten Kräften. Ich hatte denn auch bald das Nöthige so weit zurecht gebracht, daß es nur der Verpackung bedurfte, hierzu holte mir Lariki alles zusammen, aber das war gerade das Fehlerhafte, das war dasjenige, was mich verrieth, denn auf sie, welche man immer an meiner Seite gesehen, wurde man aufmerksam, ihr folgte man und so wurde meine Wohnung entdeckt; ich hatte am Tage vor meiner Abreise das Vergnügen, einen der Anhänger der jungen Fürstin bei mir zu sehen. Ich muß nun ehrlich gestehen, daß dieses gar kein Spaß war, denn

die Eingeborenen sind satanisch tapfer und ich allein wäre ohne Zweifel mit dem wackeren Herrn nicht fertig geworden, allein ich hatte einen Schutzengel an meiner Seite; Lariki zögerte keinen Augenblick, mir zu erklären, dieser sei abgesendet von der Königin, um mich zu tödten und ich dürfe, ohne mich zu besinnen, mein Gewehr auf ihn abschießen, würde ich es nicht thun, so würde ich im nächsten Augenblick seinen Krisch empfinden.

Der Alfur mochte die holländisch gesprochenen Worte wohl verstanden haben, denn sein erster Angriff galt nicht mir, sondern gerade dem armen Kinde, welches sich mir gewidmet hatte, allein dem Himmel sei Dank, ich vermochte dem mörderischen Burschen zuvorzukommen. Ich riß meinen Uniformdegen aus der Scheide und drang auf ihn ein, Lariki hatte sich mit einem Krisch bewaffnet und der verwegene Bursche stand nun zwischen zweien bewehrten Personen. In diesem Augenblicke mochte er wohl denken, daß seine Hauptaufgabe sei, mich zu tödten, darum wandte er sich alsbald ganz gegen mich, Lariki nicht beachtend. Hierin hatte er nun freilich sich verrechnet, denn während ich in alberner Gewissenhaftigkeit nur an die Nothwehr, nicht an den Angriff dachte, er aber mit seinem niedrig gehaltenen Krisch in gefährlicher Weise auf mich eindrang, mein entgegengehaltener Degen ihn auch nicht hindern konnte, das giftige Instrument nach mir zu werfen, war Lariki auf ihn zugesprungen und hatte ihm einen furchtbaren Stich in den Rücken versetzt, der ihn um so mehr wehrlos machte, als sie das Messer in der Wunde stecken ließ, was natürlich jede Bewegung des Angreifenden hemmte. Sein Arm war mit dem Schulterblatt durch den Stich zusammengeheftet und ich sprang auf ihn zu, um ihm den vergifteten Krisch zu entreißen, doch bevor ich dies ausführen konnte, hatte er den Dolch in die linke Hand genommen, diese rasch erhoben, um nach mir zu stechen, aber auch hier rettete Lariki mich zum zweiten Male, indem sie den Arm ergriff und denselben trotz der Kleinheit ihrer Händchen so fest umspannt hielt, daß der Meuchelmörder sich nicht befreien konnte und es mir gelang, ihm das Messer zu entwinden.

Nunmehr wurde der Bursche gebunden und hinausgetragen, ich aber verlangte in der That nichts weiter, als die Stadt so eilig als möglich zu verlassen und da ich dem edlen Mädchen so vielen Dank schuldig war, so wollte ich sie mit mir auf das Schiff nehmen und lieber sie heirathen, als die rachsüchtige, junge Fürstin, ich wußte, daß es nichts auf Erden gab, was sie mehr beglücken konnte als dies, aber Lariki war entschwunden — wie die Schutzgeister es zu machen pflegen, so hatte auch sie es gemacht, ich war gerettet, ich bedurfte ihrer weiter nicht, was sollte sie noch in meiner Nähe, vielleicht umschwebte sie mich noch jetzt, ohne daß ich ihrer gewahr werden konnte, aber sich mir zeigen zu wollen schien sie nicht.

Es wäre vergeblich gewesen, mit den geringen Hilfsmitteln, welche ich aufbieten konnte, sie zu suchen, ich ergriff daher den einzigen vernünftigen Ausweg,

der für mich selbst übrig blieb, ich schickte einen der mir dienenden Malayen zum Kapitain und ließ denselben bitten, mich an Bord zu schaffen, was sofort durch dessen Ghik geschah. Ohne fernere Abenteuer gelangte ich an das Wasser, wurde nebst meinen Koffern, Kisten, Gewehren u. s. w. in das Boot getragen, und dann ging es auf den „van der Kapellen" los, der in stolzer Ruhe sich auf der Rhede wiegte.

Kaum 500 Schritt vom Lande, so sah ich ein leichtes Boot, nur von einem Ruder geführt, auf das Ghik zueilen. Es war Lariki, welche von mir Abschied nehmen wollte.

Wer beschreibt die Freude, mit welcher ich sie aus ihrem Nachen in mein Boot hob, die Freude, mit welcher ich sie in meinen Armen hielt, um sie nie wieder zu verlassen, so dachte ich, hatte aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht. All die Gründe, welche ich ihr angeführt hatte, um sie zu überzeugen, daß eine Trennung nöthig sei, gab sie mir zurück und es blieb mir nichts übrig, als ihrem vollkommen ernsten Willen nachzugeben und sie zu entlassen. Das Beste was ich besaß an ächtem Goldschmuck und an bunten geschliffenen Steinen wollte ich ihr als Dank für meine Rettung geben, doch auch dieses nahm sie nicht an und erst als ich eine lange Locke von meinem Haupthaar abschnitt und damit den Schmuck zusammenknüpfte, wurde sie zur Annahme bewogen, indem ich ihr erklärte, daß sie diese Locke nur bekommen könne, wenn sie auch den Schmuck nehme. Es war dabei auch ein kleines farbiges Bild von mir, ich glaube, dies wird das edle Mädchen mehr gefreut haben, als alles Andere.

Achtundsiebzigstes Kapitel.

Borneo, das nächste Ziel für den „van der Kapellen". Ich mache geographische und historische Studien. Versuche der Engländer und der Franzosen in das Innere zu dringen. Gebirgszüge der großen Insel und die dazwischen liegenden fruchtbaren Ebenen.

Ich würde vielen Kummer und vielleicht unbeschreibliche Langeweile gehabt haben, wenn ich nicht zu meinem stets wohlthätigen Hilfsmittel, zur Arbeit gegriffen hätte; ich setzte in Spiritus, was hineinkommen mußte, ich ordnete mein Herbarium, ich entfleischte die Gerippe von Vögeln, Fischen und Reptilien, ich versuchte mich im Ausstopfen der Vogelbälge, ich schrieb meine Beobachtungen auf und endlich studirte ich die Geographie und Geschichte von Borneo, welches, so viel mir der Kapitain vertraut hatte, das nächste Ziel unserer Reise war.

Leider wissen wir von dieser größten Insel der Erde (falls man Neuholland als Continent betrachtet) äußerst wenig. Kaum ist man weiter hinaus,

als über eine annähernde Längen- und Breitenbestimmung, über die geographische Lage und über die Größe, die man auch mehr nach Quadratgraden, als nach Quadratmeilen zu schätzen vermag. Borneo hat ungefähr 13,000 der letzteren. Da das Kaiserreich Frankreich nur 9600 deutsche Quadratmeilen zählt, so ist Borneo um mehr als ein Viertel, nämlich als 4300 Quadratmeilen größer als Frankreich und die Insel Sicilien würde ungefähr 30 Mal darin Platz haben. Derjenige, dem an großen Zahlen liegt, kann statt Quadratmeilen preußische Morgen nehmen und er wird alsdann 322 Millionen solcher Morgen erhalten, ein recht hübscher Flächenraum zur Colonisation. Falls es wahr ist, daß ein Mensch von einem Morgen fruchtbaren Landes leben kann, so würde Borneo genügen, um die Bevölkerung von ganz Europa aufzunehmen.

Borneo wird durch den Aequator in zwei ungleiche Theile zerschnitten. Der nördliche Theil liegt etwa 7° vom Aequator (Cap Torong) und der südlichste 5° (Cap Salatan). Am mehrsten nach Osten erstreckt sich ein Ausläufer des Sakuru-Gebirges mit dem Cap Kanjungang und das Krimbang-Gebirge sendet nach dem äußersten Westen das Vorgebirge Api aus. Da die Insel überhaupt sehr gebirgig ist, so finden sich außer den vier genannten noch eine unendliche Menge von anderen Vorgebirgen, welche sämmtlich aufzuzählen darum unmöglich ist, weil noch lange nicht die Hälfte derselben benannt ist, denn unsere Kenntniß von Borneo liegt noch völlig im Argen; warum man übrigens die Insel so nennt, wie ich eben beschrieb, ist mir nicht bekannt. Bei den Eingeborenen führt sie zwar verschiedene Namen, aber ganz allgemein verstanden wird Kalemantang, worunter alle die verschiedenen Völkerschaften und ihre Districte doch das große Land begreifen, welches zwischen den oben angegebenen geographischen Grenzpunkten liegt, die übrigens auch noch keineswegs als vollkommen richtig betrachtet werden dürfen; die Karten betreffend, findet man leider sehr bedeutende Abweichungen.

Von einem Reiche zu sprechen oder von einer Hauptstadt, von Borneo, ist so unstatthaft, als wollte man über eine Hauptstadt von Amerika reden, die Insel ist zwar nicht so groß wie dieser Welttheil, aber sie ist zum mindesten unter eben so viele große und kleine Herren getheilt und vielleicht rührt der Name Borneo nur von einer Verdrehung der Worte Brunai und Baruni her, dies letztere ist der Name eines Flusses und einer Hauptstadt auf der Insel, also auch der Hauptstadt eines Reiches, aber keineswegs der ganzen Insel.

Sonderbar genug muß uns erscheinen, daß diese Insel seit mehr als drei Jahrhunderten durch Europäer besucht und theilweise besetzt, noch immer zu den allerunbekanntesten Theilen der Erde gehört. Das Centrum von Afrika ist besser bekannt, als das Centrum von Borneo und es ist um so schwerer erklärlich, als in dieser letzteren Insel mehr des Wunderbaren zu finden ist und des Interessanten, des Nützlichen, des Reichthümer Versprechenden, als dort indessen die Gefahr nicht größer, sondern im Gegentheil viel geringer ist. Man

spricht von den Menschenfressern — mag davon wahr sein was da will, so wird man immer erst getödtet, ehe man gefressen wird und getödtet wird man auch in Afrika und zwar mit mehr Wahrscheinlichkeit, als in Borneo. Es will mir beinahe einleuchten, als seien die Schrecknisse, von denen mit so großer Vorliebe gesprochen wird, mehr gemachte, als wirkliche, denn die Holländer verfolgen in dieser Hinsicht noch immer ihr altes Princip, sie hassen alle Forschungen in ihren Besitzungen und wenn Java, das Cap der guten Hoffnung, nicht eine Zeit lang den Engländern gehört hätten (eventualiter noch gehörte), so würde man Beides noch so wenig kennen, als vor 50 Jahren.

Ebenso ist es mit Borneo, obschon sie dort keineswegs die herrschenden sind. Sie haben immer einige Niederlassungen und dieses genügt für die Voraussetzung, daß sie die Besitzer und Herren der Insel seien und daß ein jeder Andere gehindert werden müsse, sich dort festzusetzen, und dies kann ja nicht besser geschehen, als indem man Furcht erregt, vor allen Dingen die Furcht, geschlachtet und gefressen zu werden und man muß gestehen, falls man gewisse historische Erinnerungen zu Hilfe nimmt, so fehlt es nicht an Beispielen, die abschrecken können. Im Jahr 1769 wurde ein engländischer Schiffskapitain Padler nebst vielen seiner Leute strangulirt, im Jahre 1774 versuchten die Engländer sich festzusetzen, wurden aber verjagt, im Jahre 1788 wurde ein anderer Engländer in gleicher Weise behandelt. Im Jahre 1800 fiel das französische Schiff der Rubin in eine ihm gestellte Falle und die Mannschaft entging nur wie durch ein Wunder der Ermordung. Im Jahre 1803, 1806, 1810, 1811 wurden ähnliche Versuche gemacht, Borneo aufzuschließen, aber immer vergeblich. Sonderbar genug waren es immer nur Franzosen oder Engländer, welche solchem traurigen Schicksale unterlagen, niemals Holländer, außer wenn etwa ein einzelner, naseweißer Reisender sich zu weit wagte! Man behauptet nämlich (ich will nicht untersuchen, ob mit Recht oder Unrecht), daß die Holländer alles Mögliche gethan haben, um fremde Eindringlinge abzuweisen. Dies Eine ist wenigstens gewiß, daß zu derselben Zeit, wo die Engländer in und bei Palembangang strangulirt und niedergemetzelt wurden, die Flüchtlinge von den Varus sich gut und gastfreundlich aufgenommen fanden, ihnen auch ein Platz zu einer förmlichen Niederlassung angewiesen wurde, wovon allerdings die Engländer keinen Gebrauch gemacht haben, was mir bei ihrer Neigung, in fremden Ländern festen Fuß zu fassen, durchaus räthselhaft erscheint. Späterhin ging ein holländischer Juwelier durch die Hoffnung, Edelsteine zu billigen Preisen zu erhalten, dahin, durchreiste freilich gänzlich ohne Nutzen für die Wissenschaft einen großen Theil von Borneo nach verschiedenen Richtungen und kam mit Schätzen beladen zurück, allerdings nur mit rohen Edelsteinen, welche ihren hohen Preis erst durch den Schliff erhalten, das aber ist es ja gerade, was die Holländer vor allen Dingen verstehen. Alle Diamanten werden in Holland in Rosetten, Dicksteine oder Brillanten verwandelt. Daß dieser Holländer unangetastet durch

die unbekannte Insel zog, scheint zu beweisen, daß die Leute doch nicht ganz so schrecklich sind, als man sie abmalt und daß es am Ende wohl möglich sein dürfte, das Innere der Insel zu erreichen, wenn man als Naturforscher sich nur nicht schämen will, zugleich den Handelsmann zu spielen, hat es doch eine Frau — Ida Pfeifer — vermocht. Ueberhaupt kann man ziemlich allgemein annehmen, daß die feindseligen Handlungen gegen Europäer von diesen selbst verschuldet sind, darum die rohen auch immer mehr unterliegen, als die gebildeten Reisenden. Wer sich enthält, über den Gottesdienst (möge man es meinetwegen Götzendienst nennen) zu spotten, wer die Ehre dieser Leute und wer ihre Weiber nicht angreift, ihre Eifersucht nicht erregt, der geht so ziemlich sicher; allein allerdings muß man versuchen, sich den Sitten, den Nahrungsmitteln und der Tracht dieser Leute anzubequemen und man muß ihre Sprache lernen, um ihnen begreiflich zu machen, was man beabsichtigt, sie wollen nicht im Geringsten die Erforschung ihrer Wälder verhindern, sie haben nicht die Absicht, uns die Bekanntschaft mit ihren Thieren abzuschneiden, haben auch nichts dagegen, daß man dieselben abledert oder in Spiritus setzt, wohl aber lieben sie ihr Vaterland und haben durchaus keine Freude daran, dasselbe erobert und unter fremde Herrschaft gebracht zu sehen. Im Uebrigen muß man sich nicht vorstellen, daß die Untersuchung von Borneo etwas gar so leichtes sei, wie der berühmte d'Urville zu glauben scheint; derselbe legt unter Anderem in dem Flusse Banjermassing an und bleibt vom Morgen bis zum Nachmittag dort und erklärt (Theil VI, Seite 226), daß, wenn es leichter gewesen wäre, die Wälder zu durchdringen, er gerne 24 Stunden seinem Aufenthalte zugelegt hätte, um die natürlichen Erzeugnisse des Innern der Insel kennen zu lernen. Ja wenn Borneo binnen 24 Stunden kennen zu lernen wäre, wie der sanguinische Franzose meint, so würden wir allerdings nicht so bodenlos unwissend darüber sein.

Nach den malayischen Traditionen ist die Insel Kalemantang aus vielen verschiedenen Stücken zusammengesetzt, welche nach und nach zusammengewachsen sind. Rienzi sagt, daß der Berg Kandang, im Innern des Distriktes Landag, neun Meilen von der Küste gelegen, wirklich das Resultat einer solchen Erdanhäufung durch die großen Flüsse des Innern sei. Diese Aeußerung ist mir völlig unverständlich. Ein Sumpf kann wohl das Resultat der Alluvionen sein, Holland z. B. ist entstanden aus den Ablagerungen des Rheins, so wie die Louisianna aus den Ablagerungen des Missouri und Mississippi, oder Aegypten aus denen des Nil, aber wie daraus ein Gebirge entstehen kann, ist wahrscheinlich nur Herrn Rienzi klar. Daß die Gebirge, wie derselbe Schriftsteller anführt, die ganze Insel zu durchkreuzen scheinen, wie es denn auch die Karten auf gut Glück so angeben, scheint gleichfalls der Annahme, daß die Insel durch Zusammenwachsen verschiedener Theile entstanden sei, günstig. Rund um die Insel aber sieht man Sümpfe sich ausbreiten in größter Bequemlichkeit und

diese sind allerdings durch die Flüsse entstanden, sie sind dasjenige, was die Verwitterung von den Bergen gelöst und was der Regen herabgeschwemmt hat in die Flüsse, welche wiederum die Zerkleinerung des Gesteins fortsetzen durch fortgesetztes Aneinanderreiben der nachgeschwemmten Steinbröckel, welche dadurch allmälig in Gerölle und immer kleineres Geschiebe verwandelt werden, bis sie am Schlusse ihrer Wanderung den feinsten Formsand bildend, liegen bleiben, im Laufe der Jahrhunderte zwar immerfort an Masse zunehmen, aber niemals sich über das Niveau des Wassers erheben, da schon in dem Augenblick des Gleichstehens mit demselben jedes fernere Wachsthum aufhört. Eine Erhebung über die Wasserfläche kann nur auf zweierlei Weise stattfinden. Dadurch nämlich, daß die bildenden Gewässer sich verlaufen, ihr Wasserstand sich erniedrigt, oder dadurch, daß plutonische Kräfte den Erdboden erheben. Dieses bildet Gebirge, nicht die Ablagerung des Schlammes und Sandes aus den Strömen, und wenn nun auf diese einzig mögliche Weise Gebirge entstehen, so werden sie auch nicht den Bodensatz der Flüsse auf ihren Gipfeln tragen, sondern dieser wird die Seiten des neu gebildeten Bergzuges, ja wird wohl gar nur den Fuß desselben überlagern. Was den eigentlichen Gebirgsstock, was den Kern desselben bildet, wird immer dasjenige sein, was beim Erheben des Bodens durch die unterirdischen Kräfte aus der gespaltenen Erdrinde gequollen ist und dieses sagt auch Rienzi selbst, er nennt die im Innern von Borneo vorkommenden Bergzüge Urgebirge. Nicht solche, welche von der Urzeit der Erde vorhanden waren, sondern solche, bei denen das Ursprüngliche der Erde von innen herausgeworfen über die Oberfläche gelagert worden ist. Dieses schließt übrigens den Vulkanismus durchaus nicht aus, so erhobene Bergzüge können möglicherweise Vulkane enthalten, wie z. B. die amerikanische Bergkette, allein es ist gar nicht nothwendig, denn die Alpen und die Pyrenäen und das Himalaya-Gebirge zeigen keine Vulkane, so ist es auch mit Borneo, obschon rings umher ganze Ketten von Vulkanen gefunden werden. Java allein zählt deren 22.

Der höchste Berg von Borneo ist der Kini-balu, welcher unter dem 6.° nördlicher Breite liegt. Er hat ungefähr 10,000 Fuß Höhe und sein Schooß scheint eine Menge der köstlichsten Mineralien einzuschließen. Eisen und Zinn, Zink und Kupfer, Gold und Silber, unerschöpfliche Mengen von Antimon und viele köstliche Edelsteine, unter ihnen sehr schöne, große Diamanten, welche an Reinheit denen von Golconda gleichkommen, werden hier gefunden. Gold liefert dieser Theil von Borneo etwa 10,000 Pfund jährlich, d. h. für drei Millionen Thaler.

Der größte Strom von Borneo, der Capuas, bildet von Taijang abwärts ein sehr bedeutendes Delta, welches ziemlich gleichzeitig und jederseits etwa 15 Meilen lang ist, also zu vergleichen wäre mit dem sogenannten Werder innerhalb der Weichsel zwischen Danzig, Elbing und der Montauer Spitze. Es muß dieses billig in Erstaunen setzen, da die Weichsel einer der größten Flüsse

von ganz Europa ist, nun gilt der gedachte Fluß auf Borneo zwar auch für den größten der Insel, allein wenn selbst wahr wäre, was Rienzi darüber sagt, daß er mehr als zwei Drittheile von Borneo durchströmt, so müßte eine solche Anhäufung von abgeschwemmtem Boden außerordentlich erscheinen, wie viel mehr nun, da dieser Fluß in der That kaum die Hälfte von Borneo durchströmt und sein Stromgebiet noch nicht den zehnten Theil der Gesammtfläche von Borneo umfaßt. Noch mehrere recht bedeutende Ströme durchziehen die Insel. Der Bensijad-massing eilt von der Mitte der Insel nach dem Süden, der Baruni hat gleichfalls seine Quellen in der langen Gebirgskette, welche die Insel in ihrer größten Länge nach durchzieht, der Reyang entspringt aus den Bergen des Südens und aus dem See Danao-Malayu.

In dem Reiche von Borneo, welches Sukadanya (irdisches Paradies) heißt, befinden sich fünf schiffbare Ströme, welche so tief und wasserreich sind, daß sie Schiffe tragen können, welche 14 Fuß Tiefgang haben, d. h. also immer noch keine Kriegsschiffe, wohl aber ziemlich die schwersten Handelsfahrzeuge.

Der See Kini-balu, welcher die Grenzen des Reiches der Dayamaruts bespült, kann als der größte See des fünften Welttheils betrachtet werden, sein Umfang beträgt 90 Meilen und seine Tiefe 24 bis 50 Fuß. Ein anderer See, Danao-malayu, fast im Mittelpunkte der Insel gelegen, ist 8 Meilen lang und 4 Meilen breit und dieser, gleich dem anderen vorgenannten See, zeigt sowohl die reizendsten Ufer als paradiesisch schöne Inseln, deren jede eine kleine Colonie, ein abgesondertes Dorf enthält.

Die Ufer der Insel rund um bieten die vortrefflichsten Häfen, reich an Fischen, an Früchten aller Art, an Wild, an Bäumen zum Schiffbau, aber der nördliche Theil ist doch der schönste der ganzen Insel, alle köstlichen Gewächse der tropischen Zone erscheinen hier in einer Vollkommenheit und in einem Reichthum von Exemplaren, daß jeder Schritt den Wanderer in neues Erstaunen versetzt. Hier könnte die herrlichste Colonie der Erde angelegt, hier könnte ein neues Reich, ein Océanien gebildet werden, welches vielleicht schon existirt hat, nur untergegangen ist in den Kriegen der Völker unter einander, die statt ein großes, mächtiges Reich zu bilden, sich lieber unter einander zerstört und vernichtet haben. Hier haben sich auch schon ungefähr vor 60 Jahren etwa 1000 Bewohner von Kambodja (Cochinchina, oder vielmehr zwischen diesem Reiche und Siam gelegen) niedergelassen, angezogen durch die Fruchtbarkeit der Gegend und durch die Gelegenheit alle die Schätze durch den Handel zu verwerthen. Es ist wohl möglich, daß diese Colonie einst eine größere Bedeutung erhält, als China hat, denn sie kann die Vermittlerin zwischen diesem Lande und Indien und die Niederlage europäischer Waaren für Beide werden.

Neunundsiebzigstes Kapitel.

Der Supercargo besetzt seine Volière neu. Das Schiff wird frisch verproviantirt. Die Mangkassar-Straße. Der Sulu-Archipel. Ein entmastetes Schiff mit Wilden bemannt. Es wird angerufen. Der tätowirte Kapitain. Gastlicher Empfang auf dem Schiffe.

So weit war ich in meinen Studien über Borneo gekommen, als der würdige Supercargo sich für befriedigt erklärte und die Weiterreise beschloß. Auf dem Schiffe ging eine kleine Veränderung vor, die junge Malayin, welche er auf der Insel Bali für einen Sack Reis gekauft hatte, schlug er hier in der holländischen Niederlassung wieder los, sie wurde ihm mit 120 Matten bezahlt, was eigentlich nur sehr mäßig genannt werden muß, da sie sich in guter Hoffnung befand, der Käufer also gleich zwei Sklaven hatte. Im Uebrigen ergab sich, daß der Supercargo durchaus nicht die Absicht gehabt, seinen kleinen Harem zu reduciren, er hatte sich im Gegentheil mit zwei anderen Personen versehen, es war ein hübsches Dajak-Mädchen von sehr dunkler Farbe und die Tochter eines holländischen Matrosen, die er in einer Fischerhütte der Alfur's am Strande fand. Die letztere konnte man als einen entschiedenen Gewinn für seinen Serail ansehen, die erstere war nicht übermäßig schön, aber sie war sehr jung, hatte die prächtige Körperausstattung aller dieser Stämme, welche sich durch Kleidung nicht entstellen und ihre schwarzen, überaus lebhaften Augen verriethen eine große Leidenschaftlichkeit, etwas, das der Supercargo vielleicht suchte, da sein ziemlich kaltes Schwabenblut eines solchen Reizmittels bedürfen mochte.

Es war unterdessen auch an Wasser und an Lebensmitteln und Vorräthen auf dem Schiffe alles erneuert worden, was die Insel irgend des Brauchbaren bot, so daß wir für unsere kurze Fahrt nach Borneo des gesalzenen Fleisches der trockenen Gemüse und der zahnbrechenden Zwiebäcke allenfalls entbehren konnten. Das sind immer Festtage für die Mannschaft und ein vernünftiger Kapitain sucht dieselben zu vermehren so viel er kann, weil sie doch die gute Laune der Matrosen aufrecht erhalten helfen.

Wir fuhren mit einem guten Winde aus Süden auf den Sulu-Archipel zu, welcher der nördlichste von den Borneo umringenden ist. Allerdings hatten wir dabei die ganze Mangkassar-Straße ihrer Länge nach zu durchschneiden, so wie wir auch noch durch die Sulu- oder Celebes-See gehen mußten, eine Reise von 10° aufwärts von Süden nach Norden, da wir eigentlich nur quer über die Straße von Osten nach Westen zu gehen brauchten, um Borneo zu erreichen und zwar gerade die holländischen Besitzungen, welche auf der Südhälfte liegen, indessen wir uns nach der nördlichsten wendeten, wo nur unabhängige Völker wohnen. Doch des Herrn Supercargo souverainer Wille bestimmte es

so, daher mußte es hiemit sein Bewenden haben; die ganze Reise hin und her war so plan- und zwecklos eingerichtet, daß, wenn ich mein Tagebuch darüber zu Rathe ziehe, ich nichts anderes sagen kann, als — man sieht überall, daß nur die Caprice eines Einzelnen die Bestimmungen getroffen hat.

Die Mangkassar-Straße ist beinahe so gefährlich als die Torres-Straße und sie ist sechs Mal so lang. Nicht mäßig große Inseln liegen in dieser Straße, wohl aber unzählige kleine Koralleninseln, Felsenriffe, theils verborgen, theils wirklich über die Fluthhöhe hervorragend, und es gehört eine nie rastende Aufmerksamkeit dazu, diese Straße ungefährdet zu passiren. Unser Kapitain ließ es zwar nicht an dieser Aufmerksamkeit fehlen, allein man muß doch dem guten Glücke einen großen Theil des Erfolges unserer Reise zuschreiben.

Mehr als vierzehn Tage lang schwebten wir auf dieser See mit mäßigem Winde nordwärts steurend, niemals viel über eine Meile während der Stunde zurücklegend und so täglich ungefähr um einen Grad weiter nordwärts vordringend: es war nämlich die Vorsicht geboten, während der Nacht beizulegen, da es höchst gefährlich war, ohne aussehen zu können, den Weg fortzusetzen, besonders wenn etwa bewölkter Himmel die Sterne bedeckte, so daß man nicht in jedem Augenblicke die geographische Breite festhalten konnte, man mußte sich mithin auf das Auge verlassen und dies war natürlich bei Nacht völlig unthunlich. In manchen Fällen, bei starkem Winde, hielt der Kapitain es sogar für nöthig, vor Anker zu gehen, weil das Schiff von seinem Wege abgetrieben werden konnte.

In solcher Weise rückten wir denn langsam nordwärts und überschritten dabei den Aequator zum vierten Male auf der kurzen Strecke von Neu-Guinea bis Borneo.

Als wir in dem Sulu-Archipel angelangt waren, wurde die Vorsicht, welche wir bisher angewendet hatten, selbstverständlich verdoppelt, denn hier waren außer den gefährlichen Felsenriffen auch noch ungezählte Inseln vorhanden, welche bewohnt waren von Leuten, die man nicht eben für die allerliebenswürdigsten auszugeben pflegte. Zwei ganze Tage hatten wir zwischen diesen Inseln zuzubringen, bevor sie von Süden nach Norden durchstrichen waren, aber zu meiner Freude muß ich es sagen, die verzweifelte Reise lief so glücklich ab, daß auch nicht das geringste Nachtheilige uns begegnete, daß wir einen Reichthum der schönsten Ansichten genossen, vielleicht haarscharf bei einer gefährlichen Klippe vorbeifahrend, ohne sie bemerken zu können, aber überall so glücklich durchkamen, als wenn wir mitten auf einer spiegelblanken, gefahrfreien See gewesen wären.

Unweit der nördlichsten dieser Inseln Pangutarang bemerkten wir ein fürchterlich ungeschicktes Ding von Schiff auf dem Meere schwanken, das so viel Holz außer Wasser hatte, wie ich noch nie gesehen. Bei jedem Schiffe ist dies von ganz besonderer Wichtigkeit, daß es seinen Schwerpunkt möglichst tief unter dem Wasserspiegel habe, daher sind alle Schiffe in ihrem untersten Raume

mit so viel Ballast entweder in Eisen oder Bleibarren (in manchen Fällen auch nur mit Kies) versehen, daß auch unbeladen der Schwerpunkt tiefer liegt als die Wasserlinie, denn nur in seltenen Fällen ist die hinzukommende Befrachtung des Schiffes schwerer als Wasser, das Schiff wird also dadurch nicht tiefer herabgezogen, als wenn es eine gleiche räumliche Menge Wasser geladen hätte. Das Schiff, welches wir sahen, stand aber so hoch aus dem Wasser heraus, daß es ganz unmöglich schien, es habe eine gleiche Tiefe unter der Wasserlinie, auch schwankte es unter den wenigen Segeln, die es führte, so sonderbar, daß es mir immer schien, als besinne es sich bei jedem mühsamen Wiederaufrichten des Rumpfes, ob es ihm nicht bequemer sei, sich völlig auf die Seite zu legen und für immer schlafen zu gehen. Es hatte zwar noch gewöhnliche Masten, wie sie auf europäischen Schiffen gebräuchlich sind, aber die Stengen daran fehlten, die Verlängerungen der Masten fehlten, es mußte also Haverey erlitten haben, auch waren die Segel so sonderbar gestellt, so klein und von so schlechten Formen, daß man sie für Nothsegel halten mußte.

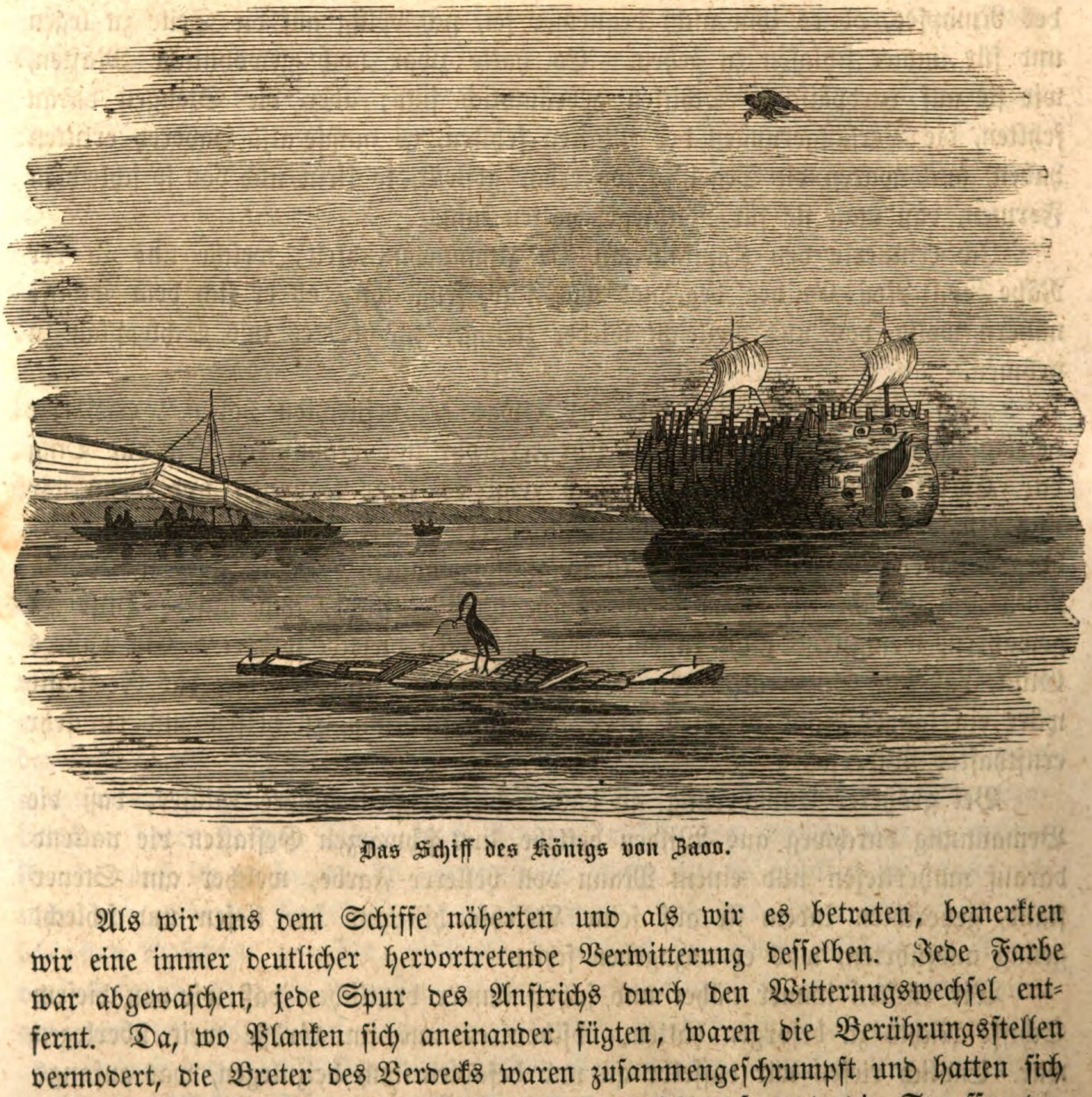
Ich erinnerte den Kapitain an die Unannehmlichkeit, welche uns in der Nähe [von Neu-Guinea begegnet war und frug ihn, ob er sich dem Schiffe nähern wolle, das uns vielleicht wieder zwingen möchte, es in's Schlepptau zu nehmen.

„Ich glaube nicht, daß wir hier etwas zu befürchten haben," erwiderte der Kapitain, „nehmen Sie einmal Ihr Fernrohr und examiniren Sie das Ding da. Es ist offenbar ein Wrack, auch zeigt es keine Kanonen und wenn wir uns etwas außer Kanonenschußweite halten (es könnte dergleichen ja doch verborgen haben), so wird es uns Nichts anthun können. Da es aber sichtlich in Noth und Gefahr ist, so halte ich es für meine Pflicht, ihm unsere Hilfe zu gewähren, wenigstens nicht zu entziehen, wenn es dieselbe fordert." Ein wahres Glück, daß der Supercargo von diesen Aeußerungen Nichts hörte, das Geringste wäre ein langer Zank gewesen über die Verpflichtung, zu helfen und ein sehr ernsthaftes Widersetzen.

Bei größerer Annäherung an das Schiff zeigten unsere Gläser, daß die Bemannung durchweg aus Wilden bestehe, aus schwarzen Gestalten die nackend darauf umherliefen und einem Mann von hellerer Farbe, welcher am Steuer stand, gehorchten indem sie auf seine Befehle hin und her liefen und schlecht genug ausführten, was er anzugeben schien.

Wir rückten immer näher und sahen immer deutlicher, daß wir von diesem Schiffe Nichts zu besorgen hatten, obschon es uns an Größe weit überlegen war. Endlich riefen wir dasselbe an und befahlen ihm, beizulegen, was anfangs nicht beachtet wurde, worauf der Kapitain einen Kanonenschuß lösen ließ und den Befehl wiederholte, dem nun auch Folge geleistet wurde, indem die Segel, theils aus Kattun, theils aus Matten gemacht oder wie Jalousieen aus Holzstreifen zusammengesetzt, niedergelassen wurden.

Der Kapitain setzte ein Boot aus und fuhr in meiner Gesellschaft hinüber, er hatte jedoch außer sechs Ruderern noch zwölf Mann mit Gewehren in seinem Boote, da das Ganze ihm nicht geheuer schien; jedenfalls war das Eine gewiß, daß die jetzigen Bewohner des Schiffes demselben ursprünglich nicht angehörten, daß sie wahrscheinlich Seeräuber, malayische Piraten, das Schiff angegriffen, überwältigt und daß sie mit einem solchen Ungeheuer nicht vertraut, außer Stande es zu regieren, sich jetzt in Verlegenheit befanden so daß wir ihnen vielleicht eine sehr willkommene Erscheinung waren.



Das Schiff des Königs von Baoo.

Als wir uns dem Schiffe näherten und als wir es betraten, bemerkten wir eine immer deutlicher hervortretende Verwitterung desselben. Jede Farbe war abgewaschen, jede Spur des Anstrichs durch den Witterungswechsel entfernt. Da, wo Planken sich aneinander fügten, waren die Berührungsstellen vermodert, die Breter des Verdecks waren zusammengeschrumpft und hatten sich alle geworfen, die Taue hingen schlaff, waren nicht gespannt, die Sprossen der Wandten, der Strickleitern, welche vom Schiffsbord zu den Marsen führen, hingen zerrissen und in Fetzen umher, die Rahen bestanden aus Bambusstangen, waren mithin nicht am stärksten in der Mitte und dünner an beiden Enden,

sondern sie verliefen in ungleicher Dicke von Anfang bis zu Ende, waren folglich äußerst schlecht zu regieren und zeigten sich unzweifelhaft als ein bloßer Nothbehelf. Das Verdeck hatte übrigens von einem Ende zum andern ein Dach aus Rohr und Palmblättern, was sein ungeschicktes Aussehen noch sehr vermehrte, indem es der an sich bedeutenden Höhe über Wasser noch ein gutes Stück zulegte.

Waterhoker wandte sich an die schwarze Mannschaft und verlangte den Kapitain zu sprechen, derselbe stand schon vor ihm, es war ein großer kräftiger Mann von auffallend hellerer Farbe als die übrigen, welcher eine so wunderbare malerische Ausstattung hatte, daß sie uns nicht wenig in Erstaunen setzte. Er war wie die Uebrigen alle so gut wie ganz nackt, aber indessen die Anderen sich mit einem ziemlich mittelmäßigen Schmuck begnügten, hatte er etwas ganz besonders schönes von Schmuck, nämlich eine gewaltige Schlange, die sich von seiner Brust um seine Schultern und um seinen Hals geschlungen hatte, als sei sie im Begriff, ihn zu erdrosseln. Ihr Kopf mit dem geöffneten Rachen und den grünen Augen, mit den scharfen weißen Zähnen und rother Zunge, waren auf Wange und Lippe gezeichnet und zwar mit einer seltenen Kunst, denn es sah aus, als sei die Schlange nicht nur im Begriff, ihn durch ihre Windungen zu erdrücken, sondern ihm gleichzeitig einen tödtlichen Biß am Munde beizubringen. *) Die ganze Zeichnung war nicht gemalt, sondern mit Punkten tätowirt und die Farben waren lebhaft und unvertilgbar in die Haut eingewachsen.

Zu meinem nicht geringen Erstaunen sagte dieser braune Wilde in sehr gutem E n g l i s c h, er sei der Befehlshaber dieses Schiffes und er bitte zu sagen, was zu unsern Diensten stände.

Der Kapitain war nicht wenig verwundert, diesen Mann in einer europäischen Mundart und zwar so geläufig sprechen zu hören; ohne daher die Frage zu beantworten, fragte er seinerseits, wie er, der er ein Europäer zu sein scheine, auf dieses abgetakelte Schiff und zu dem Befehle über solche Leute und endlich zu dem wunderbaren Schmuck komme, der seinen Hals und sein Gesicht auszeichne.

„O, mein Herr," erwiderte Jener, „das sind lange Geschichten, die sich nicht so im Augenblick und mit wenigen Worten beantworten lassen, aber wenn es Ihnen gefällig ist, sich bei mir niederzulassen und einige von den Erfrischungen anzunehmen, welche ich armer Wilder Ihnen bieten kann, so werde ich mich bemühen, Ihren Fragen entgegenzukommen."

Mit diesen Worten führte uns der sonderbare Mann nach dem Hintertheile des Schiffes, wo unter dem Dache von Palmblättern noch ein zweites, eine

*) Adventures of a younger son. London. Der Verfasser, auf dem Titel des Buches nicht genannt, heißt Trelawney und ist derjenige, welcher Byron als Modell zu seinem Giaur und Corsar gesessen hat.

Art Zelt von Matten aufgeschlagen war, dann rief er ein paar Worte nach dem Innern des Schiffes, worauf alsbald mehrere junge braune Frauen oder Mädchen heraufkamen, welche Früchte, gekochten Reis, mit Zucker versüßtes Reiswasser und Raki, d. h. gegohrenen Palmsaft, herbeibrachten. Dann erzählte er uns, wie folgt:

Achtzigstes Kapitel.

Geschichte des Königs von Zaoo, der ein ländischer Schiffsjunge war.

„Ich bin der König der Insel Zaoo; die Sie hier sehen, sind einige von meinen Frauen und diese Leute dort sind einige von meinen Unterthanen, aber damit Sie dieses Alles richtig auffassen, muß ich zuerst erzählen, auf welche Weise ich hierher gekommen. Ich bin der Sohn eines engländischen Kaufmannes, in dessen Comptoir ich in ziemlich frühen Jahren schon das kaufmännische Wesen, das Rechnen, das Buchhalten erlernte, das meinem unruhigen Geiste wenig zusagen wollte. Mir waren die Seeleute stets ein angenehmer Anblick und eine bei weitem liebere Gesellschaft als diejenige, welche ich zu Hause an Comptoirdienern, Marktgehilfen und Kaufleuten hatte. Die Seemänner waren immer ausgelassen lustig, liefen von Schenke zu Schenke, sahen über alle Maßen glücklich aus, so daß ich Nichts wünschte, als immerdar in ihrer Gesellschaft zu sein. Wer malt mein Entzücken, als eines Tages mein Vater mich frug, ob ich wohl geneigt sei, eine Reise nach Ostindien zu machen. Nichts konnte mir willkommener sein als dies und mit dem fröhlichsten Herzen sagte ich ja.

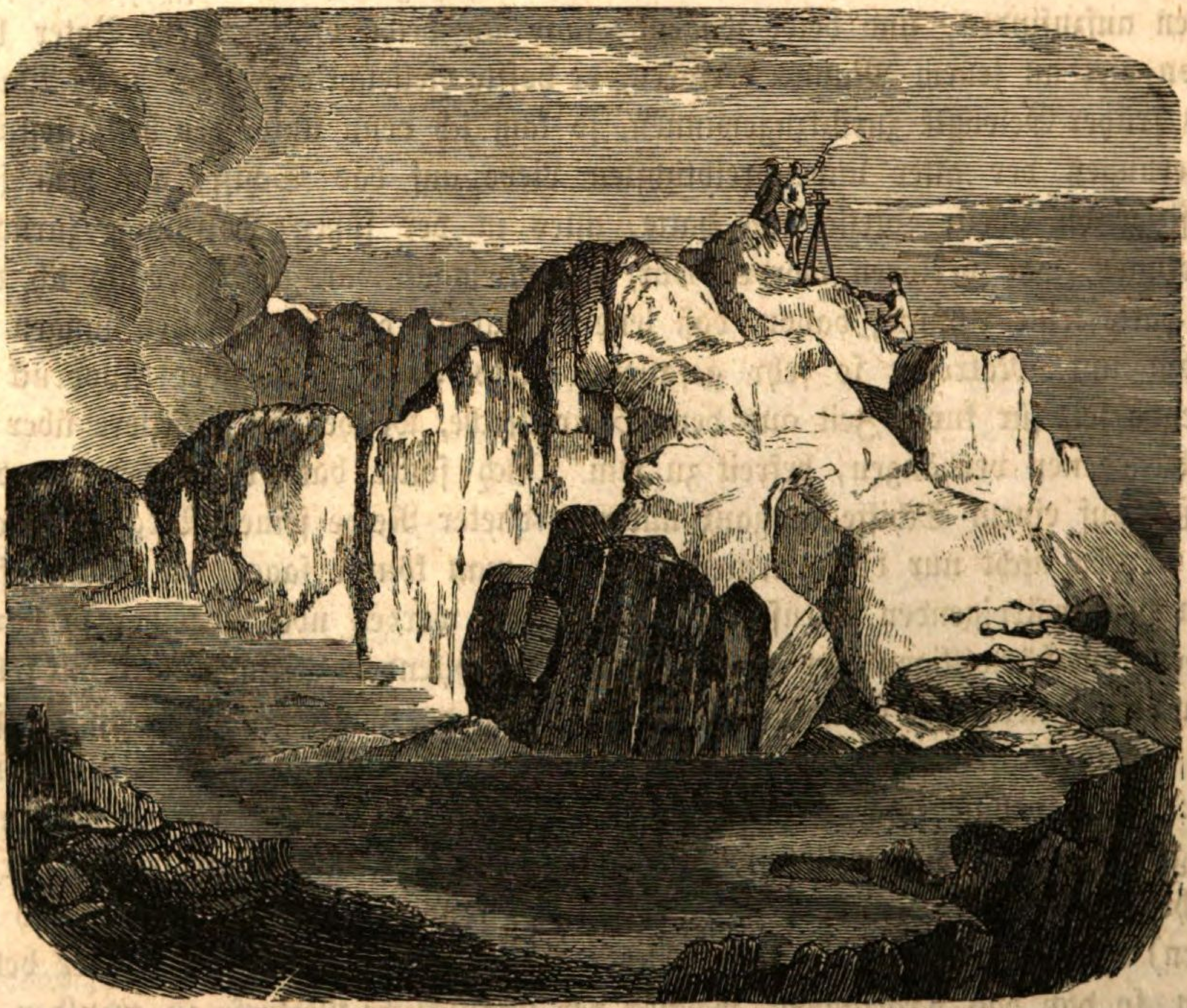
„Die Sache verhielt sich folgendermaßen: mein Vater hatte eine Geschäftsverbindung mit dem zweiten Offizier eines gewaltigen Ostindienfahrers, ich könnte wohl richtiger sagen, mein Vater hatte diesem Offizier große Geldsummen vorgestreckt und sie waren dann so verrechnet worden, als wäre durch Gewinn und Verlust Vieles ausgeglichen. Nachgerade war mein Vater dieses sehr unvortheilhaften Lotteriespiels überdrüssig geworden und er hatte die Absicht, nicht viel mehr in dieses Geschäft zu stecken. Der Offizier, der seinen Vortheil dabei hatte, war mit dem Entschlusse keineswegs zufrieden und er suchte ihn wankend zu machen. Da mein Vater nicht zu den Unerschütterlichen gehörte, so gelang es um so mehr, als der würdige Offizier meinem Vater anbot, mich mit ihm zur See zu schicken, wodurch zweierlei geschehen konnte. Vor allen Dingen eine Einweihung in den Seedienst, etwas, was einem Engländer niemals fehlen darf, zweitens eine Garantie für die Sicherheit eines abermals vorzustreckenden Kapitals.

„Mein Vater ging in diese grob gestellte Falle ein. Den Seedienst hätte ich auf jedem andern Schiffe besser lernen können, als auf einem der verruchten ostindischen Compagnie und was die Beaufsichtigung eines achtzehnjährigen Knaben über einen vierzigjährigen Lieutenant und Vorgesetzten zu bedeuten hat, sieht sich leicht ein, höchstens kann man darüber sagen, die Verblendung meines Vaters sei unbegreiflich gewesen. Vielleicht dachte er in dem Augenblicke an Bassanio, im Kaufmanne von Venedig, welcher zu Antonio sagt: „wenn ich in meiner Jugend einen Pfeil verschossen hatte und ihn nicht wiederfinden konnte, so schickte ich einen zweiten nach derselben Richtung ab, nur besser achtend, um jenen aufzufinden, und beide wagend, fand ich beide oft.“ Mein Vater hatte schon viel an jenem Manne verloren, er hoffte vielleicht durch das neue Wagniß das früher Gewagte zurückzugewinnen, so kam ich denn unter den heiligsten Versicherungen der aller unbeschreiblichsten Liebe auf das Schiff, auf dem jener Offizier die zweite Stelle inne hatte, alles in der süßen Hoffnung, zurück zu gewinnen, was verloren worden war, und Niemand war glücklicher als ich, denn ich hatte keine Ahnung davon, daß jene Lustigkeit, die mir an den jungen Kadetten und Matrosen so sehr gefallen, nichts Anderes als der Ausdruck der Freude sei, für kurze Zeit aus dem Sklavenjoche, welches die Offiziere über ihre Untergebenen verhängen, befreit zu sein. Ich sollte bald empfinden, was es heiße, auf einem Schiffe in ganz untergeordneter Reihe seinen Weg zu machen, es werden nicht nur die allerniedrigsten, ja man könnte sagen, die beschimpfendsten herabwürdigenden Dienste verlangt, ja sie werden noch in einer so harten, rohen und böswilligen Art gefordert und die vollendete Leistung wird mit solcher gesuchten Härte und Grausamkeit kritisirt, daß der ganze Schiffsdienst thatsächlich etwas Entsetzliches, Abscheuliches, etwas alle Selbstständigkeit Vernichtendes hat. Gott behüte jeder Mutter Sohn vor dem Gedanken, ein Schiff zu besteigen und daß die englische Marine immer noch genug Matrosen hat, rührt wahrlich nicht von dem Reiz des Seedienstes, sondern (oder ich müßte mich sehr irren) von der Bestialität, mit welcher unsere Schulmeister die Kinder behandeln, so daß das Tractament welches der unglückliche Matrose zu erdulden hat, eben so ist als das welches der zweite Sohn des Lord so und so auf der Schule erduldete. Für den e r s t e n Sohn des Herrn sind allerdings andere Verhältnisse vorhanden.

„Voll Freude über das namenlose Glück, den Contobüchern zu entfliehen, ging ich zu Schiffe und während der ersten vier Stunden hatte ich es nicht zu bereuen, denn unbeschreiblich war die Zuvorkommenheit des wackern Mannes, dem mein Vater mich anvertraut. Ich glaube nicht, daß es irgend etwas gegeben hätte, was in diesem schönen, nur leider sehr kurzen Zeitraume mir unerreichbar gewesen wäre, als wir jedoch den Hafen verlassen hatten und uns, wie man zu sagen pflegt, im blauen Wasser befanden, da sah die Sache allerdings anders aus. Bis zu diesem Augenblicke war es allenfalls noch möglich,

daß meines Vaters Jolle uns einholte, von da an aber, wo die Wahrscheinlichkeit eines solchen Ereignisses aufhörte, hörte auch mit einer ganz augenblicklichen Plötzlichkeit die Liebenswürdigkeit des Lieutenants auf, der nun sehr unliebenswürdig wurde. Mich, den er unter seine Obhut genommen, hudelte er sehr geschickt und brachte mich bald zu dem Entschlusse, den Reizen der Seefahrt unter seinen Befehlen zu entsagen.

„Jedenfalls war dies sehr viel schneller gedacht als ausgeführt. Vom Meere entflieht man nicht so leicht und jener Deserteur, der auf dem atlantischen Ocean



Ein einsamer Beobachtungsort.

aus dem ungeheuren Kriegsschiffe Friedrich's des Großen entfloh und den Regimentstambour mit zur Flucht veranlaßte, lediglich weil der Kerl für 30,000 Pfund Sterling silberne Tressen auf seiner Uniform hatte, vollführte ein größeres Kunststück als Herr von Münchhausen, da er in der Luft von einer Bombe auf die andere sprang.

„Ich armer Knabe mußte aushalten trotz aller Quälereien, die man mir anthat, ich mußte jeden Schimpf und jede Erniedrigung erdulden und hatte nur dann und wann Gelegenheit, meinem verruchten Peiniger irgend einen Possen spielen zu können, wie es denn auch geschah, als wir unfern der capverdischen

Inseln zur Aufnahme der Sonnenhöhe beilegten. Hier war ein schöner Felsen, mitten aus tiefem Meere aufsteigend, sehr wohl geeignet, um ein astronomisches Instrument aufzustellen; diesen benutzte unser grimmiger Lieutenant und wie immer, hatte er mich auserseyen, mitzugehen um mich von seinen Launen quälen zu lassen. Oben angelangt auf dem schönen Felsen mit zweien seiner Begleiter, gab er mir im Boote ein Zeichen und ich verstand dieses dahin, daß ich fortsegeln sollte, was ich mit Vergnügen that, indem ich das keineswegs niedergelassene Segel in den Wind brachte und in solcher Eile davon fuhr, als ob der Teufel selbst hinter mir wäre. Da saß nun mein satanischer Quälgeist auf einem ganz isolirten Felsen und beim Himmel, er hätte dort bleiben müssen bis zum Weltuntergange, wenn mich nicht die beiden Andern gedauert hätten. Er winkte viel, aber ich verstand durchaus nichts von all den Winken, sondern ging ruhig an Bord des wenigstens zwei Meilen von dem Felsen entfernt liegenden Schiffes. Hier aber gab ich an der Lieutenant habe mir gewinkt, ich solle ihm einen Compaß hinüberbringen und ich ließ mir denselben geben, bat aber zugleich um ein paar Matrosen als Gehilfen, weil ich das Boot nicht würde zurückführen können. Vielmehr aber wollte ich sie als Zeugen haben, daß ich ohne irgend eine Anmerkung, welche auf einen beabsichtigten Schelmstreich schließen ließe, den mir übertragenen Befehl ausgerichtet.

„Ich kam denn auch ganz glücklich davon, indem ich sogar behaupten konnte, alle die mir nachgesendeten Winke mit seinem Taschentuche nur dahin gedeutet zu haben, daß ich mich sehr beeilen solle, was ich denn auch gethan und ich hatte nachher die Genugthuung zu erfahren, daß er in wirklicher Todesangst gewesen, daß er geglaubt habe, er müsse verhungern auf dem kahlen Felsen im Meere, der nicht die geringste Spur von Vegetation, der nicht die feinste Wasserader zeigte; und in der That ist solch eine Besorgniß keineswegs ungerechtfertigt sondern im Gegentheil, sie kann zur Wahrheit werden da die Schiffe sich gern möglichst weit von solchen Felsenriffen entfernt halten und aus ein paar Meilen Entfernung die Winke einzelner Menschen kaum erkannt werden, da die Höhe eines Mannes bei einer Entfernung, die 8000 Mal so groß ist als diese Höhe, dergestalt zusammenschrumpft, daß sie selbst durch ein gutes Fernrohr kaum mehr wahrgenommen werden kann.

„Was half mir mein Streich? obschon der würdige Mann mir Nichts beweisen konnte also außer Stande war, mich von Rechtswegen zu bestrafen, so unterließ er es dennoch nicht, dergestalt vielfältig an mir herumzuscheeren und zu rütteln, daß ich meinen Streich wohl bereut haben würde wenn das überhaupt in meinem Charakter gelegen hätte.

„Wir kamen endlich, nach vielfältigen und schrecklichen Leiden von meiner Seite, an das Cap und ein halbes Jahr darauf nach Indien, wo ich wieder von Neuem in Contobücher sehen mußte, bis der edle Schiffslieutenant das von meinem Vater entnommene Geld nach seiner Weise angelegt, dann reiste er

nach Java, dann nach Neu-Holland, dann nach China, und so war ich neunzehn Jahr geworden als es mir gelang, mich zu befreien. Wir befanden uns in dem südlichen Theile des Philippinen-Archipels und hatten eben die Insel Dumarang berührt, um nach San Jose überzusetzen, als der Lieutenant mir befahl, mich in das ihm gehörige Boot zu setzen, welches am Hintertheil des Schiffes befestigt war, um dasselbe zu bewachen, damit es sich nicht während der Nacht losmachen könne. Ich sprang hinein, denn mir war Alles willkommen, was mich von meinem Plagegeiste um ein paar Schritte weiter entfernte. Ich hatte mein Abendessen mitgenommen, um es dort unten einsam, geschaukelt von den Wellen des Kielwassers, zu verzehren, als mir plötzlich der Gedanke kam, jetzt sei die beste Gelegenheit, zu entfliehen. Im Boote lag ein leichter Mast mit dem Segel daran, ich bemerkte auch, daß ein Fäßchen mit Wasser darin war, denn man hatte dasselbe am verwichenen Tage gebraucht, um an's Land zu gehen und da man niemals wissen kann, ob Trinkwasser in der Nähe sei, aus der immer nothwendigen Vorsicht ein Fäßchen mitgenommen.

„Dieses und mein Stück Salzfleisch schienen mir hinlänglicher Vorrath, um damit durchzukommen, bis ich irgendwo Land sähe. So war denn die Sache beschlossen und bald genug wurde sie ausgeführt.

„Als es dunkel war, löste ich das Seil, an dem das Boot mit dem Schiffe zusammenhing und ich war eben im Begriff, es loszulassen, als mir einfiel, daß man mich möglicherweise wieder auffangen könne und dann entsetzlich bestrafen würde, wenn sich nachweisen ließe, daß meine Entfernung von dem Schiffe eine beabsichtigte gewesen. So befestigte ich denn die Leine wieder an den Bug des Bootes, zog sie etwas besser an mich, bis ich eine schadhafte Stelle fand und nun begann ich, dieselbe an einem Nagel tüchtig durchzuscheuern, so daß binnen einer Viertelstunde die zwei Stücken derselben gelöst waren. Nun konnte ich abziehen, denn fand man mich wieder, so ergab sich aus der Befestigung des Knotens an dem Bug, daß es weder Nachlässigkeit noch böser Wille war, wodurch das Boot sich vom Schiffe getrennt.

„Voll fröhlicher Hoffnungen auf eine glückliche, freie Zukunft trieb ich ab von dem Schiffe, bis ich glaubte, gewiß zu sein, daß man mich nicht mehr sehen könne, dann richtete ich meinen Mast auf, faltete das Segel auseinander und nahm den Wind auf, um mich so viel als möglich von dem Schiffe zu entfernen. Dies ging auch ganz gut, ja man kam mir sogar vom Schiffe aus zu Hilfe, früher als mir lieb war; es mußte bemerkt worden sein, daß mein Boot sich nicht mehr im Stern befand, man hing eine Laterne über Bord und bald darauf sah ich die mir wohlbekannten Signallichter, welche ich oft genug selbst angezündet hatte, um während der Nacht uns begegnenden Schiffen zur Warnung zu dienen. Ich sollte mich nach diesem Signal richten, ich sollte dem Schiffe nachzukommen suchen. In einer Hafenstadt geboren und erzogen, mußte es mir ein Leichtes sein, dem Segel die Stellung zu geben, welche erforderlich

war, um mich dem Schiffe zu nähern, welches ohne Zweifel beigelegt hatte, wenn auch nicht meinetwegen, so doch des Bootes wegen das dem Lieutenant gehörte.

„Sie hatten in Allem recht gerathen, nur nicht darin, daß ich die Lichter zur Rückkehr benutzen würde, im Gegentheil benutzte ich dieselben um mein Schifflein so zu führen, daß es sich so viel als möglich von dem gewaltigen Bau entfernte, auf dem ich so viel Pein und Noth erlitt, und dies glückte mir so gut, daß ich die immer von Neuem angezündeten Lichter doch immer weniger sah und sie zuletzt als ein kaum erkennbarer Schimmer meinen Augen entschwanden.

„Nun war ich sicher, nicht mehr aufgefunden zu werden, wenn nicht durch einen wunderbaren Zufall, denn auch das beste Fernrohr konnte in solcher Entfernung, in der ich die rothen Salpeterlichter nicht mehr sah, einen Menschen oder ein Boot unmöglich erkennen und jubelnd und in die Hände klatschend setzte ich meinen Weg fort."

Einundachtzigstes Kapitel.

Der König von Zaoo als Accoucheur einer Schildkröte. Der König gelangt unter erschwerenden Umständen in sein Reich.

„Die Sicherheit meiner Lage, das will nämlich sagen, die Gewißheit, nicht mehr wiedergefunden zu werden von meinen Peinigern, machte mich sehr glücklich, ich dachte nicht an Schlummer, ich war in einer freudigen Aufregung, immerfort hatte ich den Gedanken im Sinne, daß der Lieutenant meinem Vater verantwortlich sei für mich und daß, um solcher Verantwortlichkeit zu entgehen, er genöthigt wäre, dem herrlichen Alt-England zu entsagen. Ich dachte in diesem Augenblicke allerdings nicht daran, daß ich mich selbst in die Nothwendigkeit versetzt hatte, demselben ebenfalls zu entsagen, allein ich hatte es freiwillig gethan und so fühlte ich den Kummer keineswegs und hatte nur das Gefühl der gestillten Rache, und dies beschäftigte mich so sehr, daß ich nur darauf sah, mich immer weiter zu entfernen, um immer sicherer zu sein, nicht mehr unter das alte Joch genommen zu werden und so mag ich in dieser Nacht wohl manche schöne Meile zurückgelegt haben, bevor ich müde geworden, meine Segel zusammenraffte und mich auf den Grund des Bootes niederlegte, um zu schlafen. Ich hatte es über mich vermocht, von meinem mitgenommenen geringen Vorrath Nichts zu essen, ich war auch klug genug gewesen, mir die Jacke über das Gesicht zu decken, um nicht durch die heftige Erkältung der Augen, welche man sich

leicht zuzieht, wenn man bei der Klarheit des tropischen Himmels unbedeckt schläft, blind zu werden, denn ich wollte leben und gesund bleiben, recht lange und recht glücklich leben, meinem Peiniger zum Trotz.

„Als die Strahlen der Sonne mich weckten, fühlte ich doch einigen Hunger und ich griff nach meinem Salzfleisch, um es zur Hälfte zu verzehren, ich zernagte auch die Hälfte von meinem Zwieback und setzte das Fäßchen Wasser an den Mund und trank daraus, ohne es zu filtriren, nicht danach fragend, was es enthalte an zwölf= und vierundzwanzigbeinigen Geschöpfen, war es doch Wasser und das genügte vorläufig.

„Ich segelte den ganzen Tag fort in der brennendsten Sonnenhitze, wohin denn — ja, das mochten die Götter wissen. Ich füllte die Segel mit dem Winde, der da war, nicht fragend, woher er komme und wohin er gehe, ich hatte nur die unbestimmte Hoffnung, daß derselbe mich doch irgendwo würde hinbringen müssen in diesem inselreichen Meere.

„Der Abend nahte, ich hatte meinen Hunger zwar mächtig bekämpft, endlich aber verzehrte ich die andere Hälfte des Fleisches und es war die höchste Zeit, am folgenden Morgen würde ich es nicht mehr haben verzehren können, in der tropischen Hitze verdirbt so etwas sehr bald, wenn es nicht mehr in der Salzlake liegt.

„Die untergehende Sonne beleuchtete meinen Gesichtskreis sehr lebhaft und ich sah mit der größten Anstrengung rings um mich, um eine Bergspitze, um eine Cocospalme, welche ein Koralleneiland verrathen hätte, zu erspähen. Nichts zeigte sich in dem vollkommen reinen Himmelskreise und als die Sonne untergegangen war und die Nacht mit unglaublicher Schnelligkeit den Himmel verdunkelte, als auch das letzte Sternchen, was dem bloßen Auge sichtbar ist, erschien, da fühlte ich zum erste Male die Trostlosigkeit meiner Lage. Ich kann zwar nicht behaupten, daß ich es bereuet hätte, das Schiff verlassen zu haben, wohl aber bereute ich, es so unvorsichtig, so thöricht, so ohne alle Vorbereitung gethan zu haben und ich sah mich schon als ein Opfer des Grauenvollsten, des Hungertodes, und ich kann nicht in Abrede stellen, daß ich weinte, wie ein durchgeprügelter Schuljunge.

„Mein eigenes Schluchzen ward durch ein ähnliches und durch etwas, das klang wie ein Seufzer, unterbrochen, mein Schreck war nicht gering, wer konnte hier mitten auf dem Meere seufzen oder schluchzen außer mir, was konnte mein Echo sein? Der Schreck hatte mich plötzlich zur Besinnung gebracht, ich blickte aufmerksam um mich und ward zu wiederholten Malen durch ein Patscheln im Wasser und durch ein Schmatzeln, das in der That wie Seufzen klang, bewogen, über Bord zu sehen, denn von dort her, von draußen, außerhalb des Bootes kam das Geräusch. Da gewahrte ich denn eine gewaltige Schüssel, eine runde Tafel neben dem Boote schweben und schwanken, anfangs dachte ich an jenes gräuliche Seeungeheuer welches man Teufel, Seeteufel nennt, an den

Mantelfisch, der den Badenden einwickeln soll in seine ungeheuren Flossen, um ihn zu ersticken (nicht zu verzehren, das kann er nicht), nur schien mir das Ding zu klein, es müßte denn ein junger Teufel sein; endlich sah ich daß es eine Schildkröte sei, das war ja mein Rettungsanker! die Schildkröte mochte einen Centner an Gewicht haben, nach ihrer Größe zu urtheilen, so faßte ich denn ganz leise über Bord, sah nach, wo sie den Kopf hatte, um demselben auszuweichen, denn obschon sie keine Zähne hat, so beißt sie mit ihren Knochenplatten doch ein Stück aus dem Arme oder aus der Hand, als wäre es mit einem Stemmeisen herausgeschlagen.

„Als ich mich orientirt hatte, faßte ich nach ihrem Hinterfuß und so sehr sie auch zog, ich hielt sie fest. Zwar sträubte sie sich dergestalt, daß sie mein Schiffchen seitwärts zog, trotz des Segels, allein die Noth, die Todesangst gab mir Kräfte. Die Schildkröte konnte mein Dasein für ein paar Wochen fristen; ich hob sie glücklich über Bord und um durch ihr Umherkriechen nicht belästigt zu werden, legte ich sie auf den Rücken, wo sie dann mit ihren vier Flossenfüßen und ihrem Kopfe, der dem einer Schlange täuschend ähnlich sieht, herumzappeln mochte, so viel sie wollte. Aber jetzt, da ich etwas zu essen hatte, fiel mir meine hilflose Lage erst recht ein, ich konnte bei alledem verhungern mitsammt meiner Schildkröte, denn ich hatte kein Messer um sie zu schlachten, um ihr Hornschild abzulösen, ich vermochte nichts gegen sie und wenn sie auf den Beinen gewesen wäre, so war sie mir bei weitem überlegen, denn ich konnte mich gegen ihren rasch eingezogenen und hervorgeschossenen Kopf nicht vertheidigen.

„Die zweite Nacht verging mir trostlos, zwar machte ich noch einen glücklichen Fang, indem ich in dem leuchtenden Meerwasser einen Fisch erblickte, der von der Größe eines mäßigen Hechtes neben mir her schwamm, die Infusionsthierchen die das Meer beleben, zum Leuchten bringend, aber auch er konnte mir wenig helfen, da ich ihn nicht zu schlachten, nicht zu öffnen wußte.

„Hierin unterrichtete mich nun der dritte Tag, denn als derselbe vorübergegangen, ohne daß ich das Geringste an Nahrungsmitteln zu mir genommen hatte, es sei denn, daß man das lebendige Trinkwasser hätte dazu zählen wollen, da merkte ich, daß man in den Zähnen auch eine Waffe habe und ich biß dem Fische den Schwanz ab und fing an, ihn auszusaugen, sog mich so nach und nach bis zu seiner Mitte und schließlich bis zu seinem Kopfe hin, wobei ich fand, daß die Köche große Esel sind wenn sie dem Fische irgend eine Zubereitung außer dieser natürlichen geben, die keine ist. Nie hat mir eine Speise besser geschmeckt, als dieser rohe, ungesalzene Fisch. Er stärkte meine Zuversicht und in der Hoffnung, doch bald zu einer Insel gelangen zu müssen, schlief ich ein, träumte von der Insel der Glückseligen und erwachte gehörig durchnäßt, denn der Wind hatte sich gedreht, stand nicht mehr hinter mir, sondern seitwärts und legte das Schiff dergestalt auf die Seite, daß es bereits halb mit Wasser gefüllt

war, wenig hätte gefehlt so war auch meine Schildkröte entschlüpft, denn sie hatte in dem überhand nehmenden Wasser sich umzukehren vermocht und schritt jetzt langsam, halb schwimmend, halb gehend auf mich zu.

„Das Erste war das Lösen des Seiles, welches dem Segel die Richtung gab. Es flatterte im Winde und das Schiff richtete sich auf. Ich nahm meine Mütze, um damit das Wasser auszuschöpfen, wobei ich einige Male dem Kopfe der Schildkröte so nahe kam, daß ich daran denken mußte, sie unschädlich zu machen, und so versuchte ich denn, sie todt zu treten, indem ich, als sie eben mit ihrem Kopfe und langgestreckten Halse nach meinem Beine schnappte, ihr die nägelbeschlagene Ferse auf das Haupt setzte und so derb zudrückte, als nur irgend möglich.

„Ich glaube wohl, daß ich ihr den Hirnschädel zerdrückt habe, die Thiere haben indessen ein so unglaublich zähes Leben, daß ich mich mit dieser Kleinigkeit nicht zufrieden geben konnte, ich schlang daher ein Paar der Refbänder zusammen, machte eine Schlinge daraus, die ich ihr um den Hals legte und zog sie, schleppte sie dann nach dem Vordertheil des Bootes, woselbst ich das andere Ende des Refbandes durch ein Loch steckte und daran band.

„Nunmehr befestigte ich das Segel an dem Maste, ich raffte es ganz zusammen, dann schöpfte ich mein Boot vollends aus und alsdann überließ ich mich von Neuem dem Schlummer, der mir aber in nassen Kleidern nicht schmecken wollte, worauf ich sie alsbald auszog, das Segel abnahm und mich darein wickelnd in der Nähe des festgebundenen Steuers niederlegte.

„Was soll ich Euch langweilen mit der Erzählung alles Dessen was ich erlitten habe! genug, mein Hunger erreichte im Laufe mehrerer Tage eine solche Höhe, daß ich zuletzt nur noch Sinn für die Schildkröte hatte und Nichts dachte und nach Nichts trachtete, als zu ihrem Fleisch und Blut zu gelangen.

„Die Landschildkröten können Kopf und Füße einziehen, die Seeschildkröten nur den Kopf, denn sie sind in der Lage, diese Flossenfüße immer brauchen zu müssen, daher die Einziehbarkeit dem Thiere nichts helfen konnte und die Natur rüstet kein Thier mit Eigenschaften aus, welche ihm wirklich unnütz wären. Die Flossenfüße sind in einer Oeffnung zwischen Bauch und Brustschild beweglich, können aber nicht eingezogen, noch weiter hinausgeschoben werden, außer in sehr geringen Grenzen, und so waren diese in meiner Gewalt. Aber was versuchte ich Alles, um zu dem Fleische zu gelangen. Sie sind mit einer Haut umgeben von solcher Zähigkeit, daß ich glaube, ein Haifisch würde sich daran die Zähne verderben, dieselbe Haut, nur noch etwas dicker und zäher, verbindet die Flossen mit dem Schilde, ich versuchte dort, mit den Fingern, mit den Nägeln eine Oeffnung zu machen, aber ganz vergeblich, endlich schien mir noch immer das Zugänglichste der Hals des Thieres, welches noch keineswegs todt war, sondern bei jedem Angriff auf dasselbe gemäßigt zu schwimmen begann, in der Luft natürlich, denn das Wasser hielt ich sorgfältig aus meinem Boote fern.

„Endlich drangen meine Zähne durch, ich hatte die Halshaut zerbissen und so kalt das Thier an sich war, so fühlte ich doch etwas Warmes meine Lippen benetzen, es war das Blut, welches dem Thiere entströmte und welches mein Leben verlängern sollte. Als ich mich mit Wollust daran gesättigt, dachte ich vor allen Dingen daran, diese Quellen nicht versiegen, das Thier sich nicht verbluten zu lassen. Ich käute also ein Stückchen Papier, das ich in der Tasche meiner Jacke fand, in ein Knäuel und band denselben auf die Wunde, so fest als ich es vermochte und dann sah ich getrosten Muthes wieder um mich, denn ein Mensch mit vollem Magen denkt durchaus anders als derselbe mit leerem Magen.

„Noch mehrmals zapfte ich die arme Schildkröte an, bevor sie in meinen Armen den Geist aufgab, dann suchte ich mit den Fingern in die Halsöffnung zu kommen, um Fleisch daraus zu graben oder zu kratzen und endlich machte ich mich zu ihrem Accoucheur, es war eine weibliche Schildkröte und ich vermochte durch Drücken und Pressen ein Ei nach dem andern zum Vorschein zu bringen; sie zerbrechen nicht, denn sie haben keine harte Kalkschale, sondern eine pergamentartige zähe Haut.

„Obgleich ich, mit unserm Schiffe segelnd, fast in jeder Stunde eine andere Insel bemerkt hatte, so lange wir in diesen Gewässern segelten, so war mir doch jetzt schon nach so langer Zeit kein Land vor Gesicht gekommen, daß ich meine Rechnung, d. h. die Zahl der Tage, welche ich in diesem jammervollen Zustande verlebte, vergessen hatte. Dies mochte wohl daher kommen, daß ich so außerordentlich niedrig stand, mein Auge war nicht 4 Fuß über dem Meeresspiegel erhaben, es mußte schon eine bergige Insel sein, wenn ich sie aus der Entfernung von 20 englischen Meilen sollte sehen können. Auf dem Verdeck eines Schiffes befindet sich das Auge 15 bis 20 Fuß; auf dem Hauptmars befindet es sich wohl 100 Fuß über dem Meeresspiegel, wodurch denn der Gesichtskreis gewaltig erweitert wird.

„Endlich doch — ich weiß durchaus nicht, am wievielsten Tage — sah ich Land und ich schrie vor Entzücken auf, als ich seine ersten Spuren im Horizonte bemerkte. Alsbald stellte ich meine Segel, um den Wind so zu fangen, daß ich schnurgerade drauf zuging; ich hatte eine solche unbeschreibliche Freude, daß in diesem Augenblicke alle erdenklichen Schätze des Erdbodens mir nicht eine Ausgleichung dafür gewesen wären. Der Wind war stark aber ich gebrauchte keine Vorsicht, ich füllte mein Segel so gewaltig an, daß ich es als ein Wunder betrachten mußte, wenn mein kleines Boot nicht umstürzte. Es flog wie ein Pfeil über die Wellen, aber es flog mir immer noch nicht schnell genug, ich stampfte auf den Boden um seine Eile zu beschleunigen, ich schlug in meinem Wahnsinne mit der Leine des Segels auf die Planken des Bootes, als ob es ein Thier wäre das ich durch den Schmerz hätte antreiben können schneller zu laufen, ja ich vergaß sogar meinen Hunger, immer nur daran denkend, daß ich

Eile habe, um nach meiner schönen Insel zu kommen und so stieg sie denn weiter und weiter vor meinen sehnsüchtigen Blicken empor bis sie am Abend in ihrer ganzen Ausdehnung dalag. Es kam mir vor als dächte ich, sie könne mir geraubt, gestohlen, sie könne mir irgendwie abhanden gebracht werden und darum dachte ich nicht daran einen Hafen, eine Bucht, eine Einfahrt zu suchen sondern ich steuerte schnurgerade drauf los, trotz der Brandung welche, wie ich jetzt sah, sich vor der Insel hinzog. Auch das brachte mich nicht zur Besinnung, ich dachte nicht daran daß diese Brandung eine Umsäumung der Insel mit Korallenfels verrathe, ich richtete meinen Kiel so gerade darauf zu, als ob es gälte ein Mühlwehr zu durchschneiden. Blindlings segelte ich heran, wo die Brandung am Höchsten brauste und befand mich plötzlich mitten zwischen Felsriffen über denen die Wellen unaufhörlich mit furchtbarem Ungestüm brachen. Ich hatte, um dem Tode des Verschmachtens im Meere zu entgehen, mich dem Tode durch die Zertrümmerung meines schwachen Körpers auf den viel gefahrvolleren Klippen Preis gegeben.

„Jetzt sah ich das Unsinnige meiner Handlung ein, jedoch zu spät, ich löste das Seil, welches das Segel hielt und dies flatterte wild im Winde, kreischend umflogen mich die Meervögel als wollten sie meiner kleinen Barke einen Grabgesang bringen, sie war fast begraben im Spritzwasser, welches auf mich niederstürzte als wäre es Hagel, es war mithin das kleine Boot bald so mit Wasser angefüllt daß ich kaum wußte, ob ich noch im Boote sei oder schon im Meere schwimme. Da schoß es von einer hohen Welle mit wüthender Schnelligkeit gegen einen Felsen, an dem es nothwendig zerschellen mußte, aber in dem Augenblicke prallte diese Woge wie ein Ball von dem Felsen zurück und schleuderte die kleine Barke auf die gegenüberstehende Klippe und dann ging es wieder vorwärts und wieder rückwärts, als triebe ein böser Dämon sein höhnendes Spiel mit dem Nachen.

„Das Land lag dicht vor mir, aber es war unmöglich, dasselbe zu erreichen; der Raum zwischen mir und den grünenden Bäumen war weiß und schäumend, wie überkochende Milch; das Tosen des Windes und der Donner der Brandung war betäubend, war grauenerregend. Plötzlich versank das Boot unter meinen Füßen und nun ward ich allein, ohne den Schutz, den mir die Planken bisher gewährt hatten, auf den Korallen umhergerollt und geschleudert. Ich konnte schwimmen, aber meine ganze Anstrengung war vergebens, hatte ich mich einem Felsen bis auf Armeslänge genähert und glaubte ich, ihn nun gewiß zu erreichen, so ward ich zurückgeschleudert und wieder in den Schaum und auf die spitzigen Zacken geworfen, welche wie Lanzetten, welche wie scharfe Kiesel durch die leichte Bekleidung in meinen Körper drangen und denselben aus unzähligen Wunden bluten machte.

„Nach und nach wurde ich immer mehr und zuletzt so vollständig erschöpft, daß ich kein Glied meines Körpers mehr regte, ich fühlte, daß ich unterging und

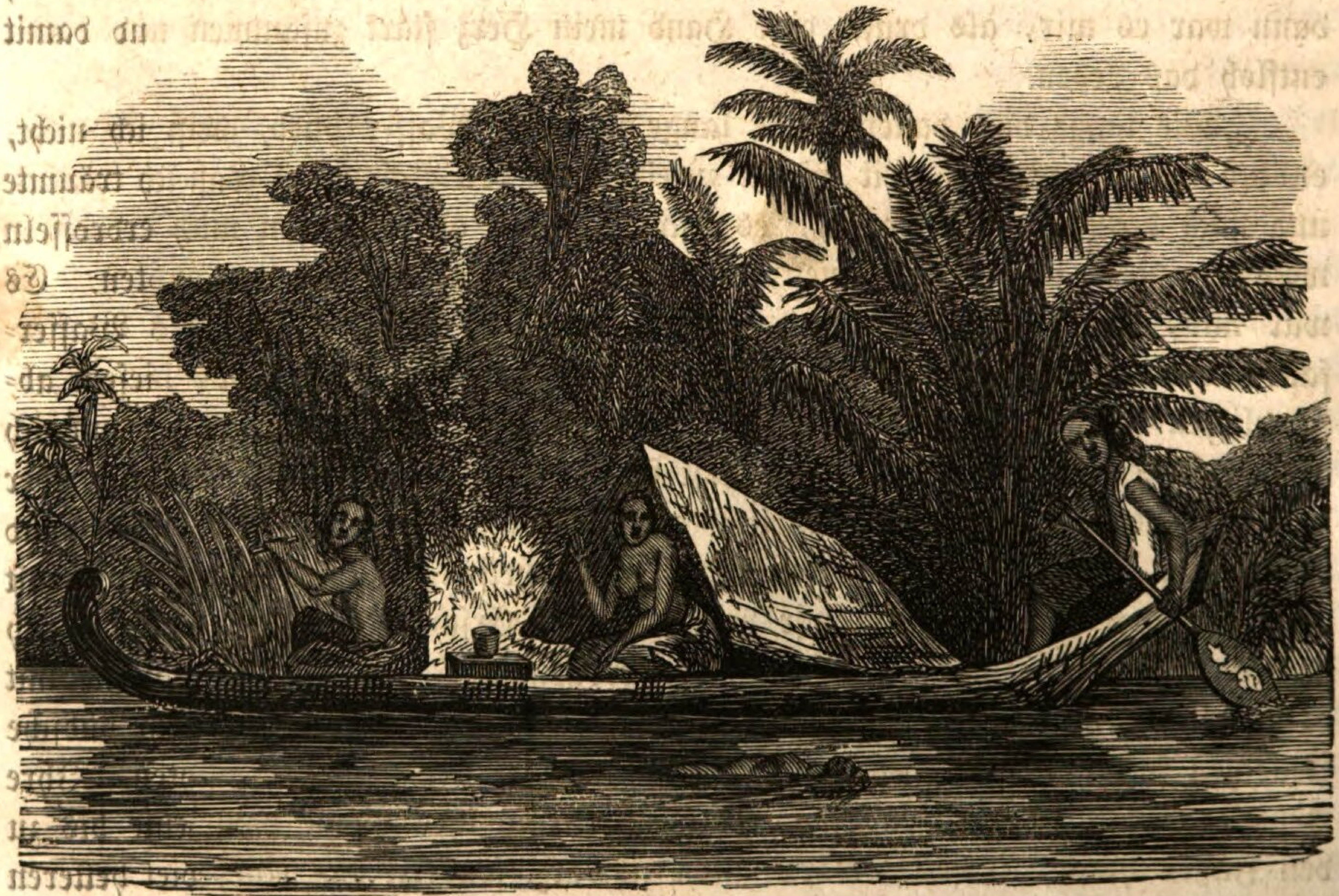
ich glaubte, daß mein Ende gekommen sei, ich muß dabei bemerken, daß der Tod durch Ertrinken nicht so gräßlich ist, als er dargestellt zu werden pflegt; vielleicht erschien er mir deshalb weniger schrecklich, weil er nach so langen schmerzlichen Leiden und nach dieser letzten furchtbaren Anstrengung unter völliger Erschöpfung meiner Kräfte auf mich zu trat, vielleicht auch deshalb, weil in diesem Augenblicke mir vorschwebte, in welcher hilflosen Lage ich mich befinden würde, selbst wenn ich das Land erreichte, kurz, es überkam mich eine Empfindung von Ruhe, welche sich beinahe bis zum eigentlichen Wohlbefinden steigerte. Das Wasser schlug über meinem Kopfe zusammen, es schien mir, als ob mich etwas unter Wasser festhielt, so daß ich nicht heraufkommen, aber auch nicht versinken könne, dann war es mir, als drücke eine Hand mein Herz stark zusammen und damit entfloh das Leben.

„Wie lange dies dauerte, wie lange ich unter Wasser blieb, weiß ich nicht, endlich kam ich doch so weit wieder zu einer Art von Besinnung, daß ich träumte und mich bemühte zu erwachen, es war mir, als ob Menschen mich erdrosseln wollten, indem sie mich in einen Wasserfall mit dem Kopfe untertauchten. Es war mir, als wolle ich schreien, es übertöne aber das Rauschen des Wasserfalles meine Stimme. Endlich, indem ich mich zerarbeitete, um aus diesem abscheulichen Traume herauszukommen, kam ich wirklich zur Besinnung und ich unterschied einige Gestalten von äußerst fremdartigem Aussehen, welche sich über mich beugten, mich ganz freundlich ansahen, mit ihren Händen rieben und streichelten, um mir wieder zum Leben zu verhelfen, ich fühlte heftigen Frost meine Glieder durchschauern, mir war übel zum Erschrecken und doch konnte ich bemerken, daß ich im Sonnenscheine auf trockenen Matten lag und daß ich mit baumwollenen Gewändern bedeckt war und daß drei sehr junge und sehr hübsche Mädchen fast nackend neben mir knieeten und sich um mich bemühten. Ihre Arme waren mit schwarzen Linien bezogen, ebenso ihre Beine vom Knie bis zu den Füßen herab, sie selbst waren nicht schwarz, sondern von einer viel helleren Farbe als die Wilden gewöhnlich in dieser Gegend sind, obschon, wie Ihr wohl wißt, die Racenverschiedenheit groß ist und danach auch die Farbe. Die Gesichter waren nicht verunziert, außer etwa durch große Ringe in der Nase und in den Ohren, auch an den Knöcheln der Hände und Füße trugen sie solche Ringe und es schien mir, als seien die Ringe von Gold.

„Das Alles sah und bemerkte ich in dem Augenblicke, da ich die Augen aufschlug, aber furchtbarer Heißhunger überwältigte bald alles Andere. Sie schrieen auf vor Freude, als sie sahen, daß ich zu mir gekommen war und da sie meine Zeichen verstanden, so sprangen sie alle drei davon, um mir etwas zu holen, was meinen Hunger stillen könnte, es wurden mir Früchte gebracht, die ich nicht verzehrte wie ein vernünftiger Mensch, sondern verschlang wie ein wildes Thier, so daß sie davor erschraken und sich gegenseitig auf diesen unerlaubten Appetit aufmerksam machten. Ich richtete mich nunmehr auf und blickte um

mich und fand, daß ich am Rande eines Baches in der Nähe schöner schlanker Bäume, doch auch noch sehr in der Nähe des Meeres befindlich sei, obschon ich dasselbe nicht sehen konnte, weil eine hohe Felswand es meinen Blicken verbarg.

„Wie ich gerettet worden, begreife ich eigentlich noch nicht, damals vermochte mir Niemand Aufschluß darüber zu geben, denn ich verstand die Leute nicht und sie verstanden mich nicht, späterhin erfuhr ich, daß zwischen diesen höchst unregelmäßig vertheilten Korallen häufig Wirbel entstehen, Strudel und mächtige Strömungen, welche mit unwiderstehlicher Gewalt nach einer oder der



Die Retterinnen des Königs von Baoo.

andern Seite hindrängen und Alles, was sich darin befindet, mitreißen, selbst ausgewachsene Haifische sind nicht im Stande, einem solchen Strome zu widerstehen. Ein solcher Wirbel hatte mich erfaßt und an die Mündung des Baches getrieben, an dem ich jetzt lag, der sonst so stille ist wie ein Teich, auch vom Meere nicht gesehen werden kann, da Gebüsche, die bis zum Strande herabgehen, ihn verbergen. In diesen stillen Gewässern sammeln sich zur Zeit heftiger Stürme vom Meere aus unendlich viele Fische und die Eingeborenen kommen überall, wo sich solche Erscheinungen ergeben, an das Meer, um die Fische zu stechen. So war es auch diesmal geschehen und drei junge Eingeborene waren gerade am Ufer des Baches, als der Strudel mich in denselben hineinwarf und ich wieder an die Oberfläche kam. Die wackern Kinder wurden weder

durch den Schreck noch die Ueberraschung abgehalten, mir zu Hilfe zu eilen, sie sprangen in das Wasser, um mich an das Ufer zu bringen, allerdings hielten sie mich für eine Leiche, aber doch suchten sie alle ihre geringen Hilfsmittel hervor, um ein Leben, wenn es noch vorhanden sein sollte, zu erhalten, zu erwecken. Sie machten ein Feuer an, in dessen Nähe sie mich hinlegten, sie rieben mich mit ihren Händen an Brust, Hals und an den Pulsadern, sie deckten den übrigen Körper zu, um dadurch die Wärme desselben möglichst zusammen zu halten und ich bin überzeugt, daß es gerade dieses war, was mich wieder zu mir selbst brachte.

„Nachdem sie mich so freundlich gepflegt und reichlich genährt, machten sie mir von trockenem Laub ein frisches Lager und deckten mich mit ihren baumwollenen Tüchern zu und als ich am nächsten Morgen erwachte, befand ich mich in einer höchst wohlthätigen Transpiration, trotz der geringen Bedeckung, denn ich lag zwischen zwei der jungen Mädchen und sie hatten mir ihre Wärme so reichlich mitgetheilt, daß ich noch lange davon zehren konnte.

„Alsbald, so wie ich erwacht war, gaben sie mir Reiswasser zu trinken und boten mir Bananenscheiben, welche geröstet waren und mit frischem Cocosöl bestrichen, dann versuchte ich aufzustehen, was mit Hilfe der drei guten Kinder auch wirklich gelang, um mit ihnen an das Flüßchen hinabzugehen und so in ihr Dorf zu gelangen.

„Ich hielt mich zwar mühesam auf den Beinen, so unterstützt aber kam ich doch bis an's Ufer, allein der Anblick des Wassers erregte solchen Widerwillen, ja ich kann sagen, solche Angst, daß ich mich nur ungern bewegen ließ, in ihr kleines Boot zu steigen. Das Fischstechen war vor sich gegangen während der Nacht, ohne daß ich das Allergeringste davon wahrgenommen hätte; die Familien, zu der die Mädchen gehörten, waren schon vor Tagesanbruch fortgegangen, nur diese waren bei mir zurückgeblieben. Sie hoben mich nunmehr lachend auf und setzten mich in das Boot, da ich nicht hineingehen wollte, nun begannen sie zu rudern und sehr bald war die klare breite Mündung verlassen und es ging nach dem Innern zu stromaufwärts. Hier standen die Bäume und die himmelhohen Bambusrohre von allen Seiten so dicht, daß man keinen Fuß auf den Boden hätte setzen können und daß die Zweige sich oben dergestalt ineinander verschlangen, daß man den Himmel nicht durchschimmern sah. Von den Bäumen hingen neben den vielen schönen Früchten auch eine solche Menge kleiner Affen herab, daß ich diese anfangs für Früchte ansah, bis ich durch die Bewegung meine Täuschung einsah. Die kleinen, braunen Thiere waren zusammengerollt kaum so groß wie zwei zusammengedrückte Fäuste.

„Weiter hinauf hörte das Sumpfige und damit die Ueberfülle der Vegetation auf, der üppige, prächtige Blätterschmuck ließ doch etwas Licht durch und ich konnte wahrnehmen, wie die drei Mädchen mich mit den freundlichsten, liebe-

vollsten Blicken betrachteten, was vielleicht eben so viel zu meiner Heilung beitrug, als die süße, balsamische Luft, welche von den blühenden Schlingpflanzen auf mich herabwehte."

Zweiundachtzigstes Kapitel.

Der König von Zaoo vermählt sich vier Mal hintereinander, ohne wegen Polygamie verklagt zu werden. Er wird Kapitain eines verwesten Schiffes.

„Der Fluß hatte viele Krümmungen und in jeder derselben sah man einen Bach zu dem Hauptgewässer treten. Zwei Stunden lang fuhren wir an einer Menge solcher Bäche vorüber. Warum die Eingeborenen so weit vom Meere wohnen, da sie dessen doch zu ihrer Existenz bedürfen, erfuhr ich erst später. Die Malayen der größeren Inseln, fast durchweg Seeräuber, plündern die Niederlassungen, welche unfern des Meeres gelegen sind, tödten die Männer und führen die Knaben und Mädchen als Sklaven davon, aber meilenweit in das Land hinein wagen sie sich entweder nicht oder sie wollen nicht so viel Zeit daran wenden, als dies verlangen würde und solchergestalt sind denn die, welche mehrere Meilen vom Meeresufer entfernt wohnen, so ziemlich sicher vor den Angriffen dieser gefährlichen Piraten.

„Endlich bogen meine Führerinnen von dem Hauptstrome ab in solchen Bach ein und nach etwa einer Entfernung von 500 Schritt landeten sie an einer Stelle, wo ich in dem üppigen Grase keine Spur eines Pfades erkennen konnte. Die Mädchen stiegen aus, winkten mir, ihnen zu folgen, gingen eine Zeit lang im seichten Flußbette hin, dann bogen sie in einen jetzt allerdings sichtbar werdenden Pfad und nun gelangte man auf einen Platz, der von Unterholz gesäubert war und wo mehrere zierliche Hütten nahe bei einander standen. Hier klatschten sie in die Hände und alsbald kamen mehrere Personen zum Vorschein, namentlich eine Menge alter Frauen, viele Mädchen und eine noch größere Anzahl Kinder, welche mich alle passabel neugierig umstanden und die Mädchen um Aufschluß über die fremde Erscheinung baten. Da jetzt viel geplaudert wurde, so glaube ich daraus schließen zu können, daß die verlangte Auskunft gegeben wurde, eines der Mädchen, es schien die ältere, nahm mich bei der Hand und führte mich zu einem schönen, abgesondert stehenden Haus, welches sie mir zur Wohnung anwies. Hier wurde ich mit einem großen Ueberfluß von Lebensmitteln versehen, was die guten Kinder irgend Begehrenswerthes hatten, wurde mir gebracht, und es waren nicht blos ihre Früchte, sondern es war auch wohlschmeckendes Fleisch und gut gekochter Reis, so daß es mir nicht

an den nöthigen Nahrungsmitteln fehlte und ich mich auch sehr bald erkräftigt fühlte. Was mich hiebei indeß wunderte, war, daß ich gar keine Männer erblickte, indessen ich mir nicht vorstellen konnte, in eine Amazonenrepublik gerathen zu sein, dazu sahen mir die Frauen nicht aus, dazu sah ich auch zu viele Kinder. Später erfuhr ich, daß die Männer zu einem großen Jagd- und Fischzuge ausgezogen seien, den sie gewöhnlich gemeinschaftlich zu machen pflegen und in welchem Falle dann lediglich Frauen und Kinder zurückbleiben, da auch der letzte Mann durch seine eigene Arbeit verdienen muß, was er für seinen Haushalt braucht und er sich nicht wohl auf das verlassen darf, was seine Nachbarn und Freunde ihm etwa mitbringen.

„Einige Tage hatte ich so in aller Ruhe mich pflegen lassen und da fühlte ich denn doch, daß ich so wohl wieder hergestellt, so ganz zu meinen Kräften gekommen sei, daß ich mich einer ferneren weibischen Unthätigkeit nicht hinzugeben brauchte und ich erklärte meinen freundlichen Beschützerinnen und Pflegerinnen, daß ich jetzt im Stande sei, mich selbst ernähren zu können, falls sie mir nur Waffen geben wollten, um etwas zu erbeuten.

„Es war allerdings sehr schwer, den guten Kindern dies begreiflich zu machen und am Ende kam ich zwar so weit, allein nun ergab sich, daß es ihnen selbst an Waffen fehlte, da diese von den Männern auf den Zug mitgenommen waren. Meine Erklärung, daß ich gesund sei, hatte aber eine andere Folge. Das Haus, in dem ich mich bis jetzt befunden, war das größte und schönste, der Herr Papa mochte daher ein angesehener Mann sein; dies war vielleicht auch der Grund, daß es mir und den Mädchen durchaus nicht an Nahrungsmitteln fehlte, im Uebrigen zeichneten sich weder die Wohnung, noch auch die Mädchen durch bessere Kleidung aus, trotz dessen aber gewahrte ich, daß sie sehr frei und selbstständig schalteten, also wohl Niemanden zu fürchten haben mochten, was ihnen ein gewisses Uebergewicht der Stellung zu geben schien. Dieses freie Schalten zeigte sich zum ersten Male in auffallender Weise dadurch, daß in der Nacht desjenigen Tages, an welchem ich mich selbst für gesund erklärt hatte, eine Berathung zwischen den drei Kindern stattfand, nach welcher zwei das Gemach verließen und die Dritte mit größerer Sorgfalt als gewöhnlich mein Lager zurechtmachte und mich darauf einlud, neben ihr Platz zu nehmen. Mit kurzen Worten: sie erklärte sich für meine Frau.

„Ich war jung, ich war wieder ganz bei Kräften, das junge Mädchen gefiel mir, ich hatte also nicht das Geringste gegen das Arrangement einzuwenden, aber ich suchte mich doch dahin mit ihr zu verständigen, ob ihr Vater oder ihre Mutter dies gut heißen werden. Sie nickte mit dem Kopfe bei dem Worte Vater, sie schüttelte mit dem Kopfe bei dem Worte Mutter, aber nicht, weil diese gegen die Verheirathung sein würde, sondern weil sie überhaupt nicht mehr war, weil sie gestorben war. So fand ich mich denn ohne das geringste Bedenken in den mir sehr angenehmen Gebrauch, durch den man, wie ich später-

hin erfuhr, einen Fremdling zu ehren sucht und es ist mir niemals leid geworden.

„Nach einigen Tagen kamen die Männer zurück und es ergab sich, was ich gemuthmaßt hatte, es war das Haus des Häuptlings, in welchem ich wohnte und es war eine seiner Töchter, die mich geheirathet hatte. Er zeigte sich zwar sehr überrascht über den Besuch, doch ebenso sichtlich erfreut darüber, daß ich sein Schwiegersohn geworden; ich lebte sehr glücklich und sorgenfrei, da ich aber die Waffen, die man mir gab, nicht in solcher Weise zu führen verstand, daß ich mir damit hätte eine Jagdbeute verschaffen können, so suchte ich mich auf andere Weise nützlich zu machen.

„Ich hatte von Kindheit auf Neigung zu mechanischen Arbeiten und war selbst während meiner Comptoirzeit jede Stunde, die ich frei hatte, bei einem Handwerker gewesen, um demselben etwas abzulernen; so verstand ich denn vielerlei, was den Leuten hätte nützlich werden können, falls sie nur die Werkzeuge dazu gehabt, Hobel, Sägen, Drehbänke und dergleichen. Dies fehlte nun allerdings gänzlich, da sie aber verschiedene Male bereits mit den Malayen in unangenehme Berührung gekommen waren, so fehlte es ihnen doch nicht an einigen höchst nützlichen Werkzeugen, an Beilen, Meißeln, Bohrern, Messern, wie sie denn überhaupt stählerne Hiebwaffen hatten; wenn die Malayen nämlich landeten und dieses vorher bemerkt worden war, so hatte man Hinterhalte gebildet unfern der Flußmündungen und die Angreifer angegriffen, da dieses meistentheils aus sehr dichten Rohrgebüsch geschah, so waren häufig Einzelne erlegen, indessen die Anderen sich zurückzogen. Auf diese Art hatte man Waffen und Utensilien erbeutet, welche mir nun zu Gebote standen und die ich anwandte, um die Leute bessere Boote machen zu lehren, als sie bisher geführt und bessere und dichtere Hütten und so vieles Andere, was mir bald nicht nur die größte Gunst des Häuptlings selbst, als auch der anderen Männer und Frauen eintrug und zwar in solchem Grade, daß ich bald mehr Frauen bekam als ich brauchen konnte. Nach Verlauf eines Vierteljahres ließ die nächst älteste Schwester meiner Gattin ihrem Vater keine Ruhe, als bis er mich ihr zum Manne gab, einen Monat später wurde ich auch der Mann der dritten Schwester.

„Nun wollte mich der Vater als seinen Nachfolger im Regiment erklärt wissen, dazu fehlte mir jedoch ein unerläßliches Requisit, ich war nämlich nicht tättowirt. Ein untättowirter Schwiegersohn — nun das geht allenfalls, aber ein untättowirter Häuptling — das würde sich nicht haben machen lassen und so mußte ich mich denn dieser peinlichen Operation unterwerfen, was ich allerdings ungern that, was ich aber thun mußte, wenn ich meine Popularität nicht verlieren wollte, man würde mich für muthlos gehalten haben, man würde geglaubt haben, daß ich den Schmerz fürchte. Nichts ist in den Augen dieser Leute herabwürdigender, als eine solche Furcht.

„Nun ich hielt die Operation aus ohne zu schreien, dreimal mußte ich mich

dem unterwerfen, zuerst an den Armen, dann an den Beinen und schließlich, wie Sie sehen, am Halse; dafür erhielt ich auch sofort die Fürstenwürde und die vierte Frau, indem der angesehenste und reichste Mann des Dorfes mir seine Tochter antrug.

„Ich lernte hiebei wieder eine eigenthümliche Sitte kennen, welche einerseits viel Gutes, andererseits auch ihr Unbequemes hat. Der Mann kann sich zwar um ein jedes Mädchen bewerben, allein ein jedes Mädchen kann auch um ihn sich bewerben, nun darf ein Mädchen zwar die Bewerbung ablehnen, wiewohl es nicht häufig geschieht, sie darf es thun unter dem Vorgeben, daß sie sich bereits einem Anderen verlobt oder versprochen habe; nicht so der Mann, dieser darf das sich ihm anbietende Mädchen nicht zurückweisen, weil es eine tödtliche Beleidigung für sie sowohl als für das elterliche Haus wäre. Das Mädchen kann sagen, ich bin versagt und ich kann doch nicht zweien Männern angehören, der Mann kann diese Antwort nicht geben, denn er gehört nicht zwei oder Frauen an, sondern die zwei, drei oder sechs gehören ihm. Das Mädchen kann auch nicht bei zweien Männern wohnen, die vielen verschiedenen Frauen aber wohnen alle bei einem Mann und auf diese Weise wird es denn erklärlich, warum die eine Bewerbung sehr wohl, die andere aber nicht abgelehnt werden kann.

„Auf diese Weise kam ich nach und nach zu einer ganz hübschen Anzahl Frauen und ich zähle jetzt deren neun und habe mit ihnen fünfzig gesunde und wohlgenährte Kinder; natürlich kann dieses nur stattfinden, wo man der Lebensmittel eine solche Fülle hat, wie wir sie auf diesen glückseligen Inseln sehen. Früchte aller Art und mehlreiche Wurzeln, der nahrungsreiche Reis und der türkische Weizen, die saftstrotzende Banane, der Brodbaum und die Cocosnuß, sowie unzählige mandelartige Gewächse liefern eine unglaubliche Menge von Nahrungsmitteln, das Meer wimmelt von Fischen und die Insel ist ziemlich wildreich, zwar nur an Vögeln, Fledermäusen und Affen, welche indessen sehr wohlschmeckend sind. Auf der ganzen Insel, welche 30 Meilen Durchmesser hat und bis zu deren bergiger und bewaldeter Mitte noch kein Sterblicher gedrungen ist, ist nur diese einzige bewohnte Stelle, es sind zwölf Familien hier mit der meinigen und Sie können denken, daß es noch lange dauern wird, bevor es unserer Nachkommenschaft an Platz fehlt."

Ich konnte nicht umhin zu sagen, daß unter den Umständen, wie er sie an sich selbst erprobt, die Zeit sich würde berechnen lassen, in welcher es mehr Menschen auf der Insel geben würde als Bäume, er dagegen sagte, sein Fall stehe durchweg ausnahmsweise da, es gehöre so viel Liebenswürdigkeit dazu als er besitze, um zu veranlassen, daß so viele Mädchen sich ihm antrügen. Er glaube, es läge hauptsächlich in seiner auffallend hellen Farbe, die bei allen braunen Völkerschaften ein Empfehlungsbrief und gewissermaßen ein Siegel, ein Stempel edlerer Abkunft sei, die Anderen hätten alle nur zwei oder drei

Frauen, selbst der Häuptling habe nicht mehr gehabt, obwohl ihn Niemand gehindert hätte, wenn er deren zwanzig hätte nehmen wollen.

Ich sagte, daß mir die Einrichtung besonders deshalb gefiele, weil die Mädchen dabei ziemliche Gewißheit hätten unter die Haube zu kommen, nicht als alte Jungfern sitzen zu bleiben — das scheint die gute Seite davon. Wenn nun aber ein liebenswürdiger junger Mann genöthigt ist, eine Jede zu nehmen, die sich ihm antragen läßt, so ist das eine sehr bedenkliche Sache, besonders in Beziehung auf unsere Verhältnisse. Stellen wir uns vor, daß ein junger Assessor, Lieutenant, Handwerker, Kaufmann, Fabrikbesitzer, selbst wenn er ganz wohlhabend ist, nach und nach aus Anstand gezwungen wird, ein halbes oder ein ganzes Dutzend Frauen zu nehmen — wo in aller Welt will dies hinaus, wie will er sie alle ernähren, wie deren Kinder, gar nicht an die Reifröcke zu denken und an die seidenen Stoffe, die darüber gezogen werden müssen.

Der Kapitain lachte über diesen Gedanken, äußerte aber doch sehr vernünftig, daß es nie so schlimm kommen könne, indem Männer und Frauen in ziemlich gleicher Anzahl auf der Welt seien, sich mithin alles sehr schön ausgleiche und man höchstens die Besorgniß haben könne, der Mann von Rang und Vermögen werde mehr Frauen haben müssen als ihm lieb sei, ein solcher könne sie aber auch ernähren und dahin, wo das Vermögen fehle, würden sich wohl nicht gar zu viele Mädchen wenden.

„So ist es," sagte bestätigend der tättowirte Engländer, „auch in unserem kleinen Kreise sehen wir dieses und ein anderer Umstand läßt mich wegen der Besorgniß, die Sie hegen, wegen der baldigen Uebervölkerung ganz ruhig schlafen, nämlich die Fruchtbarkeit, welche sich in meiner Familie zeigt, existirt in meinem ganzen Reiche nicht mehr und wie ich aus meinem eigenen Beispiel vielleicht nicht mit Unrecht entnehme, so sind die Männer die weniger fruchtbaren, sonst könnte ich nicht einsehen, warum jede meiner Frauen jährlich ein Kind bekommt, während die Frauen der Eingeborenen selten mehr als zwei und durchaus niemals mehr als drei Kinder haben."

Der Kapitain frug den Herrn König, wie er denn [aber] mit seinen geringen Hilfsmitteln im Stande gewesen sei, ein so großes, ein so gewaltiges Schiff zu bauen, oder vielmehr, da dieses nicht wahrscheinlich sei, nur zu erobern.

„Keines von Beiden ist geschehen, ich habe zwar die Eingeborenen bessere Kähne machen gelehrt, als sie bis dahin machen konnten, allein trotz dessen würde es mir unmöglich gewesen sein, einen solchen Bau wie der gegenwärtige zu vollenden und ebenso wenig einen solchen Bau mit den Waffen in der Hand zu erobern. Unser gutes Glück hat uns dies Ungeheuer als Wrack zugeführt.

„Vor einigen Jahren sah ich, nach dem Meere gehend, dieses Schiff auf den Riffen gestrandet liegen; ich bestieg mit meinen Kameraden dasselbe und wir waren nicht wenig entsetzt, den unteren Raum mit Leichen erfüllt zu finden. Zuerst schon hatte uns befremdet, daß sich Niemand auf dem Verdeck zeigte,

denn das Schiff lag ganz ruhig und aufrecht stehend zwischen den Korallenriffen, es wäre also leicht möglich gewesen, sich auf demselben zu erhalten, so wie es möglich war, durch Boote von demselben zu entkommen. Beim Oeffnen der Hauptluke sahen wir aber den Grund dieser Unbewohntheit mit Abscheu und Entsetzen vor uns, der Raum war von Leichen erfüllt, welche schon zum größten Theil verwest waren, ein wahrer Pestgestank qualmte uns entgegen, eine große Menge Ratten und einige Katzen lebten in unbeschreiblicher Gemüthlichkeit neben einander und zehrten von diesem scheußlichen Mahle. Aus den Kleidungsstücken, die halb zerrissen, halb verwest an den Leichen umherhingen, konnte man sehen, daß es Spanier waren, die hier auf eine so schreckliche Weise ihr Ende gefunden. Auf Borneo sowohl als auf der Hauptinsel des Sulu-Archipels, auf Palawan, welche eine bedeutende Ausdehnung hat, ferner auch auf einigen anderen der hierher gehörigen Inseln, auf Tawitawi, Wasilan, Solo ꝛc., auf Tagayan und Bankawang wohnen nur Seeräuber, meistens Malayen, hin und wieder auch von geraubten und zu Sklaven gemachten Eingeborenen unterstützt. Diese Bösewichter leben ausschließlich jedes anderen Erwerbszweiges nur von Raub und Mord, sowohl auf den Inseln, als auf dem Meere. Sie plündern die Häuser, sie ernten die Felder ab, sie nehmen die reifen Cocosnüsse und sie führen die Eingeborenen als Sklaven mit sich. Auf dem Meere verfahren sie noch schlimmer, sie greifen die schwach bewaffneten Kauffahrer von allen Seiten an und wenn diese etwa Kanonen haben, so verstehen sie es sehr gut, sich in solcher Entfernung zu halten, daß sie nicht von den Kugeln erreicht werden, sobald sie aber bemerken, daß die Schüsse seltener zu werden beginnen, sobald sie gewiß zu sein glauben, daß der Pulvervorrath, der bei solchen Schiffen niemals groß ist, erschöpft sei, so beginnen sie ihren Angriff von Neuem, entern, machen Alles nieder, plündern dann das Schiff, indem sie mitnehmen, was ihnen irgend werthvoll erscheint, dann vernageln sie die Luken, um den etwa noch nicht getödteten, sondern nur tödtlich Verwundeten das Entkommen unmöglich zu machen und nun überlassen sie das Schiff seinem Schicksal.

„So geschieht es denn, daß ein solches bei einem heftigen Windstoß umgelegt wird und in das Meer versinkt. So findet man aber auch Schiffe entmastet, wenn sie schwer genug mit Ballast versehen waren, um sich nicht so leicht umlegen zu lassen; andere Schiffe, die keinen Sturm zu bestehen hatten, findet man doch aller Segel beraubt, weil dieselben nach und nach durch das Hin- und Herschlagen zerfetzt werden, bis nur noch schmale Streifen davon an den Raaen hängen.

„In solchem Zustande werden nicht selten die Schiffe weit umhergeführt, bis sie irgend wo an einem Felsen zerschellen. Das Schiff, auf welchem Sie sich jetzt befinden, wäre diesem Schicksal auch nicht entgangen, wenn das Meer unruhig gewesen wäre, als es sich unseren Küsten näherte. Da dieses nicht

stattfand, so muthmaße ich, daß es zur Zeit der Fluth auf das Riff geglitten ohne Schaden zu erleiden und daß es nun von der Ebbe ebendaselbst niedergesetzt und festgefahren worden. So hätte es wahrscheinlich bei dem nächsten heftigen Windstoße seine Endschaft erreicht, denn sobald Wellengang eingetreten wäre und die Brandung in Thätigkeit gekommen, hätte das Schiff auf den Riffen zersplittert werden müssen, aber in ruhigem Wasser fand ich dasselbe und so gelang es mir, es wieder flott zu machen.

„Zuerst wurde es von allen Seiten gelüftet, dann wurde es gereinigt und nun drang ich mit meinen Begleitern hinab in das Innere, um zuerst alles heraufzuholen, was uns irgend brauchbar war, worunter das gesammte Werkzeug des Schiffszimmermanns und seiner Gehilfen nicht das Unwichtigste war.

„Nun stieß ich mit meinem wohlbeladenen Kahne von dem Wrack ab, barg die Schätze und holte von den Dorfbewohnern zusammen, was irgend rührige Hände hatte. Mit diesen kehrte ich an das Schiff zurück, vermochte durch Hilfe derselben die Boote in das Meer zu setzen, welche zwar sämmtlich so zusammengetrocknet waren, daß sie Wasser zogen und keinen Mann getragen hätten, welche indessen am folgenden Morgen sich wieder in brauchbarem Stande befanden und nun benutzt werden konnten, um viel reichlichere Massen der Ladung aufzunehmen.

„Ich ließ nichts in dem Schiffe, was mir irgend brauchbar schien, wiewohl die Seeräuber selbst schon dafür gesorgt hatten, daß die eigentlichen Schätze der Ladung, das Geld und die Tauschhandelgegenstände, auf ihre Schiffe expedirt wurden. Dadurch wurde das Schiff etwas erleichtert und es machte sich ein Schwanken desselben bemerkbar sobald die Fluth herankam, sie vermochte dasselbe jetzt zu heben, was vorher nicht der Fall gewesen. Jetzt trat ein Zeitpunkt der Gefahr für das Schiff in erhöhtem Maße ein, so lange es unbeweglich war, konnte nur ein Sturm ihm schaden, jetzt aber konnte es auch die Fluth, indem sie es hob und beim Ebben auf die Felsenunterlage niedersetzte, wodurch es begreiflicherweise sehr bald zerschellen mußte. Ich hätte mir das Schiff gerne erhalten und suchte daher einen Weg für dasselbe mit dem Senkblei in der Hand und ich war so glücklich einen Canal zu entdecken, durch den ich es durch tieferes Wasser warpen und bugsiren konnte.

„Als es jetzt bei sinkender Fluth für ungefähr 10 Stunden festlag, brachte ich alle Kräfte zusammen, über welche ich gebieten konnte, um den Ballast aus dem Schiffe zu entfernen und in dieser Zeit einer unablässigen, angestrengten Thätigkeit, bei welcher auch Frauen und Kinder helfen mußten, kam es wirklich so weit, Sand und Kies in so beträchtlicher Menge aus dem Schiffe zu entfernen, daß es schon bei beginnender Fluth sich hob und in kurzer Zeit 3 Fuß über dem Grunde seines Felsenbettes stand und nun mußte noch die letzte Kraft angestrengt werden, um das Schiff von dem Riff hinwegzuziehen. Ich hatte meine Leute schon über den Gebrauch des Wurfankers belehrt, derselbe wurde

möglichst weit hinausgetragen, dann fallen gelassen und nun wurde das Seil angeholt, glücklich kam das Schiff in tieferes Wasser und nach dem zweiten Warpen hatte ich erst in sechs Faden Grund, also wenigstens 26 Fuß Wasser unter meinem Kiel und so wurde denn das Schiff mittelst mehrerer Wurfanker festgelegt. Natürlich konnten wir weder einen eigentlichen Anker, noch ein Kabel regieren, die Befestigung war mithin eine sehr schlechte Versicherung auch gegen einen mäßigen Wind, doch war es immer besser als gar nichts und es durfte wohl halten, bis es mir gelingen mochte, den mächtigen Bau in die Flußmündung zu bringen, in welcher man mich aufgefischt hatte.

„Nachdem wir von unserer übermäßigen Anstrengung uns 24 Stunden lang erholt hatten — die Leute sind weder gewohnt, noch geneigt viel zu arbeiten — brachten wir das Schiff glücklich in Sicherheit und nun begann das Ausbessern, das Anfertigen von Segeln, davon Sie die schönsten Muster hier vor sich sehen, das Anfertigen von Seilen aus den Fasern der Cocosnüsse oder auch aus den langen Fäden, welche die Stämme und Zweige der Aurengpalme umgeben, und endlich fühlte ich mich im Stande, einen lang gehegten Plan durchzuführen.

„Die Insel ist am fruchtbarsten in der Nähe des Meeres, hier aber dürfen wir uns der räuberischen Malayen wegen nicht niederlassen, so sehen Sie mich denn jetzt mit meinem Schiffe auf der Reise nach irgend einer engländischen Niederlassung in Indien, vielleicht sogar nach Calcutta, um mir Kanonen, Schießgewehre und hinlänglichen Schießbedarf zu erbitten. Ein Hauptübelstand ist auch noch der, daß nicht allein die Malayen, sondern sogar die Spanier von den Philippinen her uns verschiedentliche Besuche gemacht haben, um zu rauben und zu plündern. Sind wir vor den Malayen sicher, wenn wir uns ein paar Meilen weit in das Land zurückziehen, so ist dieses den Spaniern gegenüber doch keineswegs der Fall, sie kommen mit Feuergewehren die Flüsse hinauf, so weit ihre Boote nur irgend tragen und sie haben schon viele von unseren jungen Leuten, namentlich die hübschesten Mädchen und jungen Frauen geraubt, um sie als Sklaven zu verkaufen. Nun hoffe ich, wird der Gouverneur von Indien mir es nicht abschlagen, wenn ich ihn bitte, eine Batterie von acht Kanonen und die nöthigen Mannschaften auf unsere Insel zu senden, sie für die Königin von England in Besitz zu nehmen und so uns zu schützen gegen die ewigen Mißhandlungen durch die räuberischen Schufte."

Der Kapitain sagte: Es ist ein wahres Glück für Sie, daß unser Supercargo nicht hier an Bord ist, sonst würde er ganz gewiß darauf dringen, daß ich im Namen der holländischen Regierung Ihre Insel in Besitz nehme und 12 von meinen 8 Kanonen, sowie 150 Mann von meinen 30 Seesoldaten auf Ihre Insel brächte, sie von allen Seiten befestigte, und zehn Forts anlegte um sie gegen alle Spanier, Amerikaner und Engländer zu schützen und zu wahren. Da er nun nicht hier ist, können wir freundschaftlich über die Sache reden und

so will ich Ihnen denn rathen, den Vorsatz, nach Calcutta zu gehen, aufzugeben, denn die engländische Regierung wird Ihrem Verlangen nicht nachkommen, wodurch würden Sie im Stande sein, die Regierung zu bewegen, Ihnen Hilfe zu leisten, glauben Sie, daß ein Fleckchen Landes mitten im Ocean, wenn es nicht Vortheile bietet, lockend genug sei, um große Kosten daran zu wenden?

„Könnte wohl etwas in die Wagschale legen und ich werde es thun, wenn man mir willfahrt."

Das ist etwas Anderes, sagte der Kapitain, dann will ich Sie an Ihrem Glück nicht hindern, aber wie wollen Sie nach Calcutta gelangen in diesem gebrechlichen Fahrzeuge, ohne Seekarten und Compaß, ohne Chronometer und Sextanten?

Der Fremdling erwiderte: „Karten und Compaß fehlen mir nicht, sie waren auf dem Schiffe, freilich die anderen Instrumente besitze ich nicht, wenn schon die nautischen Kenntnisse, um sie zu gebrauchen, mir nicht abgehen. Wüßte ich, wo ich dergleichen erhielte, würde ich sehr glücklich sein."

Der Kapitain war nach seinem freundlichen Rathe aufgestanden und nach vorne gegangen, um zu sehen, ob das Schiff irgend geeignet sei, eine so lange Reise zu machen. Ich befand mich daher mit dem Fremden allein und so sagte er zu mir: „Dem Herrn, der sich als ein holländischer Schiffskapitain erweist, will ich es nicht sagen, womit ich die engländische Regierung zur Anlegung eines Forts bewegen kann; aber Sie scheinen mir kein Holländer und haben mithin auch keine Verpflichtung gegen dieses Land, Sie werden mich nicht verrathen, wenn ich Ihnen sage, daß meine Insel an Perlenmuscheln vielleicht reicher ist als Ceylon." Mit diesen Worten wandte er sich zu dem Compaßhäuschen, öffnete dasselbe, griff mit der Hand in eine Schublade, holte sie gefüllt mit den schönsten Perlen heraus, die kleinsten waren wie gequollene Erbsen, die größten wie kleine Büchsenkugeln, in seiner Hand hielt er vielleicht eine halbe Million Gulden.

Um Gottes Willen! rief ich ihm leise zu, verwahren Sie diese Perlen und zeigen Sie sie keinem Europäer, Sie sind sonst ein Kind des Todes und wenn Sie den Engländern die Kunde von diesen Schätzen Ihrer Insel verrathen, so bleiben Sie keine Stunde mehr im Besitz Ihres Königreichs, aber ich sehe wohl ein, daß Sie unter solchen Umständen sich gerne gegen Piraten schützen möchten, so verkaufen Sie denn eine Perle nach der anderen (ja nicht Hände voll) und kaufen Sie dafür Waffen und Munition. Aber wie nach Calcutta kommen, oder nur nach der nächsten holländischen Besitzung, nach Banjermassing, oder nach Pontanak, wo man sie Ihnen eben so gut, ja vielleicht noch ehrlicher bezahlen wird, als bei den Engländern — wie dahin gelangen ohne Seeuhr und ohne Sextanten?

Der Mann bot mir die gefüllte Hand hin und sagte: „Wollen Sie mir Beides verschaffen, so opfere ich mit Freuden diese Perlen."

Ich nahm eine der größeren und sagte: Ich will es, aber diese Perle ist genug, sie bezahlt zehnfach meine Auslagen.

„Nicht doch," erwiderte er, „hier nehmen Sie, ich habe des Zeuges genug und ich kann in jedem Augenblick mehr bekommen, denn meine Perlenbänke sind noch nicht erschöpft."

Dreiundachtzigstes Kapitel.

Der König von Zaoo nimmt Vernunft an und nimmt Abschied.

So war ich auf einmal im Besitz unermeßlicher Schätze und nun galt es für mich eben so schweigsam sein, als für ihn, was ich ihm nochmals auf das Dringendste anempfahl.

Ich sagte nunmehr zu dem sich uns nähernden Kapitain, der Häuptling wünscht unser Schiff zu sehen und sich über einige der neuesten Einrichtungen in Kenntniß zu setzen, er möchte uns daher in einem seiner Boote begleiten und bittet um Ihre gütige Erlaubniß. Diese wurde natürlich nicht verweigert und so gelangte denn der junge Mann mit uns auf den „van der Kapellen". Hier führte ich denselben umher, weil der Kapitain sich nicht viel um ihn bekümmerte. Ich aber ging gelegentlich in meine Cajüte, holte mein Chronometer und einen kleinen, aber sehr brauchbaren Sextanten, welche Beide mir für meine Untersuchungen nicht unerläßlich nöthig waren, hervor und gab sie dem wackeren Mann, worauf derselbe mir so lebhaft und dringend dankte, als ob ich ihm die unerhörteste Wohlthat erwiesen, indessen er mir doch das viel Tausendfache von dem gegeben hatte, was diese Instrumente mir kosteten; es war nämlich kein Nürnberger Tand, den man mir, oder vielmehr der naturwissenschaftlichen Expedition des Herrn van der Kapellen geliefert hatte, sondern es waren Apparate von wirklichem Werthe aus Pistor's Werkstatt und mir gehörig, denn ich hatte sie mir selbst angeschafft vor meiner Reise nach Batavia, sie waren also mein Privateigenthum.

Vor seiner Entfernung sagte mir der Sulu-Engländer: „daß er wohl einsehe, wie sehr ich Recht habe und daß er meiner Warnung gewissenhaft Folge leisten werde, er wolle nach irgend einer der europäischen Besitzungen gehen und sich, ohne irgendwo die Regierung einzumischen, als Privatmann Gewehre, Munition und Kanonen kaufen und so sein Eigenthum zu sichern suchen. Er für seinen Theil fühle sich übrigens auf der Insel so glücklich und zufrieden, daß er nicht daran denke, zurückzugehen nach England, denn es möchte ihm doch wohl gar zu drollig vorkommen, wenn er in seiner jetzigen Gestalt wie ein

Wunderthier angestaunt von Salon zu Salon geführt werden sollte, bloß damit die Leute etwas zu zeigen und zu schwatzen hätten, er habe als junger Mensch Gelegenheit gehabt, das schreckliche Loos kennen zu lernen, was einem solchen Löwen des Tages werde, nachdem er einmal aus dieser Sphäre habe herabsteigen müssen, nachdem er überall gezeigt und bewundert worden, ihn schließlich Jedermann gesehen habe und zuletzt kein Mensch mehr ihn habe sehen wollen. Aber seine Verwandten wünschte er wenigstens davon in Kenntniß zu setzen, daß er lebe und sich wohl befinde, ja daß er so glücklich sei, wie ein Mensch auf Erden werden könne, allein er beabsichtige nicht einmal, diesen seinen Verwandten in solcher Weise genau zu sagen, wo er sich befinde, daß sie ihm nachzukommen, bei ihm niederzulassen vermöchten, denn er habe allen möglichen Respect vor der Civilisation, welche die Europäer verbreiteten. Seine Erfahrungen seien allerdings nur die eines ganz jungen Menschen und gehörten nur dem kurzen Zeitraume von drei Jahren an, sie seien aber bitter genug gewesen und seine und meine Ansicht gerechtfertigt." Mit diesen Worten wären wir von einander geschieden, wenn ich nicht gewünscht hätte, noch einige Aufschlüsse von ihm zu verlangen über die Lage und Bevölkerung und die sonstigen Verhältnisse des Archipels, zu dem sein kleines Reich gehörte.

Er sagte mir, daß er erfahren habe, es gebe eine Insel, die den Namen des ganzen Archipels habe, oder vielmehr ihren Namen diesem Archipel gegeben habe und auf dieser Insel wohne der eigentliche Herrscher der ganzen Inselgruppe und auch wohl noch mehrerer anderer Inseln, welche die Schulgeographie nicht zu dieser Gruppe zähle, so sollte eine Insel Basilan vorhanden sein, welche die größte der von dem Sultan beherrschten Inseln wäre, was indessen, so viel mir bewußt, keineswegs richtig ist. Basilan gehört schon zu Mangindanao, in dessen unmittelbarster Nähe es liegt und hat ungefähr 20,000 Einwohner, indessen Palawan entschieden zu der Gruppe gehörig und in derselben liegend 420 Quadratmeilen groß ist und zum mindesten 160,000 Einwohner zählt, also acht Mal so viel als Basilan.

Das Klima soll ein wundervolles sein und in der That, so viel ich davon weiß, entwickeln sich dort alle Tropengewächse in vollster Ueppigkeit, aber der Häuptling erzählte mir auch, daß andere als tropische Pflanzen, sofern sie nur keines eigentlichen Winters bedürften, sondern halbjährig seien, dort in äußerster Pracht wüchsen; auch an Nahrung aus dem Thierreiche fehlt es ihnen nicht, denn sie haben Pferde, verschiedene Arten Rinder, sowohl die indischen als europäischen, sie haben Ziegen mit seidenweichem Haar und Schafe mit sehr grober Wolle, sie haben Schweine, wilde und zahme, unzählige Affen, sehr viel Vogelwild und würden beträchtliche Massen Fleisch ausführen können, wenn die große Hitze nicht hinderlich wäre. Als Handelsartikel könnten sie Perlmutterschalen (natürlich auch Perlen, was jedoch die Einwohner nicht wüßten), Schildkrötenschalen, tropische Früchte, Hölzer aller Art u. s. w. anbieten und bei den Haupt-

inseln sähe man auch jährlich eine ziemliche Menge Schiffe aller Nationen anlegen, theils um sich mit Wasser und Lebensmitteln zu versehen, theils um die für sie brauchbaren Waaren einzunehmen und gegen solche einzutauschen, welche den Eingeborenen von Wichtigkeit seien.

Ueber die Geschichte dieses Archipels erinnere ich mich gelesen zu haben, daß die Spanier am Ende des vorigen Jahrhunderts einen Versuch mit der Unterwerfung gemacht, daß derselbe ihnen jedoch nicht gelungen ist. Es war im Jahre 1798, daß sich die Nachricht davon verbreitete. Wirklich waren die Spanier dort gelandet, hatten die Hauptinsel schön genug gefunden, um sich festzusetzen und begannen dieses damit, daß sie Hand an die königliche Familie legten, sie auf ein Schiff packten und nach Mindanao in die Jesuitenschule schickten, wo sie den Islam abschwören und sich taufen lassen mußten. Der Wehrlose kann der rohen Gewalt nichts weiter als List entgegensetzen, das that der Fürst von Sulu denn auch, er lieh sein Ohr willig allen Forderungen der Jesuiten, die Lehren derselben mögen aber nicht gar tief gedrungen sein, denn es ergab sich nach kurzer Zeit, daß seine Schwester in guter Hoffnung war.

Der schändliche Mensch behauptete nun zwar seine völlige Schuldlosigkeit, er behauptete, daß die Priester nur deshalb seine Schwester bei ihm gelassen haben, um unter dem Vorwande, er sei der verruchte Missethäter, das unglückliche Kind zu schänden, allein dies ist eine so lächerliche Ausflucht, daß Niemand sie glaubte, außer etwa einigen der Hölle verfallenen Ketzern. Um nun aber ihrerseits zu beweisen, daß der Fürst wirklich Strafe verdiene, wurde er nach Möglichkeit gestraft, er wurde eingekerkert und körperlich gezüchtigt, indessen die unglückliche Schwester Zuflucht bei einem hohen Ordensgeistlichen fand.

Man sagt, durch ihre Hilfe, da sie den unwürdigen Verderber ihrer Jugend noch immer liebte, sei es dem jungen Fürsten gelungen, zu entfliehen und zu seiner Insel zurückzukehren, von wo er alsbald die Spanier verjagte, tödtete, was nicht entfloh und sich völlig unabhängig von den Spaniern machte; allein mehrere Jahre später gestattete er Handelsschiffen anzulegen und Handel zu treiben, nun kamen die Chinesen in Schaaren nach dem Hauptort, mit ihnen aber kehrte der Betrug ein, sie verfälschten die werthvollen Waaren auf die schaamloseste Weise. An Stelle der Goldbarren, mit denen sie zu bezahlen pflegten, schoben sie Messingbarren unter, welche mit Gold umgossen waren, also einen werthlosen Kern enthielten, und sie verfuhren dabei so außerordentlich geschickt, daß man eine solche fingerdicke und halbfußlange Barre an beliebiger Stelle durchschneiden konnte, überall Gold fand und doch um die Hälfte des Preises betrogen war. Der Kern bestand nämlich nicht aus einem Stück, sondern aus zweien Stücken von sehr verschiedener Länge, welche durch eine feine Goldschicht getrennt war. Der Verkäufer hatte sich an jeder Barre ein durch die Hand fühlbares Zeichen gemacht. Ohne darauf zu sehen und mit dem Käufer sprechend, nahm er die richtige Stelle zwischen die Finger und sägte

dort die Barre durch, den Käufer so auf die unbefangendste Weise überzeugend, daß die ganze Stange aus Gold bestehe. Ebenso verfälschten sie die berühmten Vogelnester, eine Handelswaare, welche zwar mehr Raum einnahm als Gold aber wirklich dem Gewichte nach mit dem Golde gleich bezahlt wurde. Ja es ging so weit, daß sie die Perlen in so täuschender Weise nachahmten, daß schließlich nur sie selbst die ächten von den unächten unterscheiden konnten und Recht ist gegen solche Betrügereien nicht zu bekommen, sonach hüte Dich, Käufer, denn was geschehen ist, ist geschehen.

Wie viel die ursprüngliche Bevölkerung von den Chinesen profitirt hat, will ich ununtersucht lassen, doch habe ich ein gewisses Vorurtheil für sie. Die Leute sind nämlich außerordentlich tapfer und wirklich kriegerische, kampflustige Nationen, pflegen sich mit den Gemeinheiten des Betruges nicht abzugeben, daß sie aber wirklich tapfer sind, zeigt ihre bisher erhaltene Unabhängigkeit. Sie fürchten die europäischen Waffen nicht, ja sie trotzen ihnen sogar und haben die Engländer, Spanier und Franzosen, welche sich wechselsweise bemühten, die Inseln unter ihre Herrschaft zu bekommen, stets mit gleichem Glücke abgewiesen. Der Sultan von Sulu tödtete mit eigener Hand den Kapitain eines engländischen Schiffes, der sich in der Audienz ungebührlich benommen hatte, er ließ aber, was seine Furchtlosigkeit zeigt — die Mannschaft nicht über die Klinge springen, das Schiff nicht verbrennen, um die Spuren seiner That zu verwischen, sondern er gestattete demselben die Fortsetzung des begonnenen Handels, gestattete die Vervollständigung der Ladung und verhinderte die Abreise nicht. Ich weiß nicht, ob dieses eine gewisse Achtung erzwang, aber ich weiß, daß man dem Sultan Nichts anhatte.

Im Uebrigen nennt man den Sulu-Archipel das Algier des stillen Meeres, eine unzählige Masse von kleinen, überaus schnellen Segel- und Ruderschiffen, lediglich auf Raub ausgehend, durchstreicht alle Meere, verwüstet die Philippinen, wagt sich in das ganze chinesische Meer und streckt ihre verderbliche Räuberei weit hinaus bis zu den Sunda-Inseln, immer zurückkehrend bis nach diesem unangreifbaren Zufluchtsorte, der ohne alle Festungswerke sicher und uneinnehmbar ist, weil die Gewässer den großen Schiffen, den Kriegsschiffen, durchaus jeden Zutritt verwehren.

Der Häuptling nahm nunmehr Abschied von mir und von dem Kapitain und kehrte zu seinem Schiffe zurück, um seine Reise nach Calcutta fortzusetzen, indeß der Kapitain mich sehr questionirte über den Verkauf meiner beiden Instrumente. Er wollte durchaus wissen, was ich dafür bekommen. Zum Glück hatte ich ein kleines Säckchen Goldstaub im Werthe von etwa 100 Gulden, welches ich ihm als den Erlös für Sextanten und Seeuhr zeigte, er schüttelte zwar mit dem Kopfe, weil ich mich hatte mit offenen Augen betrügen lassen, allein er gab sich doch zufrieden und ich war auch zufrieden, denn ich hatte den Häuptling nicht verrathen.

Vierundachtzigstes Kapitel.

Ein Mann verunglückt durch einen Haifisch. Jagd auf denselben und sein Fang. Noch mehr Unglücksfälle. Entsetzlich zähes Leben dieses Unthieres. Mißstimmung der Mannschaft durch die gedachten Ereignisse.

Der Fremde setzte seinen Weg fort und wir den unseren. Wir lenkten glücklich um die Nordküste von Borneo und befanden uns in so friedlichem Wasser, daß der Kapitain glaubte, einige Reparaturen an dem Schiffe ausführen lassen zu dürfen. Es waren einige Kupferplatten losgegangen und diese konnten jetzt, da wir in spiegelblankem Wasser waren, leicht dadurch befestigt werden, daß wir die Ladung ein wenig veränderten, wodurch das Schiff eine Neigung bekam, so daß die abgelösten Platten sichtbar wurden und der Schiffszimmermann sie festnageln konnte. Dieser Mann erhielt ein Tau, welches ihm um die Brust geschlungen wurde, in seinem Gürtel steckten acht mehr als fußlange kupferne Nägel, in der Hand hatte er ein tüchtiges Beil, so ließ man ihn an der Schiffswand hinab, bis er, halb darauf liegend, halb in einem unter seinen Füßen fortlaufenden Tau stehend und mit diesen nur eben im Wasser an der verwundeten Stelle des Schiffes war und seine Arbeit begann.

Plötzlich hörten wir ein furchtbares Geschrei und ein wüthendes Schlagen im Wasser, wir eilten sofort dahin, wo der Matrose arbeitete und hatten ein schreckliches Schauspiel. Ein gewaltiger Haifisch hatte den Unglücklichen an einem Beine gefaßt und hatte ihn dergestalt gepackt, daß selbst die wüthendsten Hiebe, welche er mit dem Beile nach dem Kopfe des Ungeheuers führte ihn breite klaffende Wunden versetzend, das Ungeheuer nicht bewogen, loszulassen. Ich sah zu, wie das Beil vier oder fünf Mal bis an den Holzhelm in den Kopf versank, aber der Haifisch hielt fest, ja ich muß sagen, ich sehe eine Art Wunder darin, daß er dem Zimmermanne nicht das gefaßte Bein abriß. Während dieses geschah, flogen Wurfspieße und Harpunen auf den Seetiger los, indessen er mit dem Schweife das Wasser zu Schaum schlug, um sich dadurch zurückzubewegen und seine Beute mitzunehmen.

Endlich ließ er fahren und der arme, auf das Furchtbarste beschädigte Matrose wurde heraufgezogen und untersucht. Das Bein war völlig zermalmt, es mußte sofort über dem Knie abgenommen werden. In solchen Fällen sind die Kameraden des Verunglückten von einem furchtbaren Grimme gegen den Veranlasser eines solchen Unglücksfalles erfüllt und das Nächste war, daß man das abgenommene Bein an einen fußlangen eisernen Haken band und an einer Kette in's Meer warf, um womöglich den Haifisch zu fangen, was auch alsbald glückte, indem derselbe sofort zum Vorschein kam und die Beute verschluckte.

Die Kette wurde angezogen und der Haifisch war schon zur Hälfte aus dem Wasser, als zu den vielen Wunden, die er bereis hatte, noch eine kam, welche

dort die Barre durch, den Käufer so auf die unbefangendste Weise überzeugend, daß die ganze Stange aus Gold bestehe. Ebenso verfälschten sie die berühmten Vogelnester, eine Handelswaare, welche zwar mehr Raum einnahm als Gold aber wirklich dem Gewichte nach mit dem Golde gleich bezahlt wurde. Ja es ging so weit, daß sie die Perlen in so täuschender Weise nachahmten, daß schließlich nur sie selbst die ächten von den unächten unterscheiden konnten und Recht ist gegen solche Betrügereien nicht zu bekommen, sonach hüte Dich, Käufer, denn was geschehen ist, ist geschehen.

Wie viel die ursprüngliche Bevölkerung von den Chinesen profitirt hat, will ich ununtersucht lassen, doch habe ich ein gewisses Vorurtheil für sie. Die Leute sind nämlich außerordentlich tapfer und wirklich kriegerische, kampflustige Nationen, pflegen sich mit den Gemeinheiten des Betruges nicht abzugeben, daß sie aber wirklich tapfer sind, zeigt ihre bisher erhaltene Unabhängigkeit. Sie fürchten die europäischen Waffen nicht, ja sie trotzen ihnen sogar und haben die Engländer, Spanier und Franzosen, welche sich wechselsweise bemühten, die Inseln unter ihre Herrschaft zu bekommen, stets mit gleichem Glücke abgewiesen. Der Sultan von Sulu tödtete mit eigener Hand den Kapitain eines engländischen Schiffes, der sich in der Audienz ungebührlich benommen hatte, er ließ aber, was seine Furchtlosigkeit zeigt — die Mannschaft nicht über die Klinge springen, das Schiff nicht verbrennen, um die Spuren seiner That zu verwischen, sondern er gestattete demselben die Fortsetzung des begonnenen Handels, gestattete die Vervollständigung der Ladung und verhinderte die Abreise nicht. Ich weiß nicht, ob dieses eine gewisse Achtung erzwang, aber ich weiß, daß man dem Sultan Nichts anhatte.

Im Uebrigen nennt man den Sulu-Archipel das Algier des stillen Meeres, eine unzählige Masse von kleinen, überaus schnellen Segel- und Ruderschiffen, lediglich auf Raub ausgehend, durchstreicht alle Meere, verwüstet die Philippinen, wagt sich in das ganze chinesische Meer und streckt ihre verderbliche Räuberei weit hinaus bis zu den Sunda-Inseln, immer zurückkehrend bis nach diesem unangreifbaren Zufluchtsorte, der ohne alle Festungswerke sicher und uneinnehmbar ist, weil die Gewässer den großen Schiffen, den Kriegsschiffen, durchaus jeden Zutritt verwehren.

Der Häuptling nahm nunmehr Abschied von mir und von dem Kapitain und kehrte zu seinem Schiffe zurück, um seine Reise nach Calcutta fortzusetzen, indeß der Kapitain mich sehr questionirte über den Verkauf meiner beiden Instrumente. Er wollte durchaus wissen, was ich dafür bekommen. Zum Glück hatte ich ein kleines Säckchen Goldstaub im Werthe von etwa 100 Gulden, welches ich ihm als den Erlös für Sextanten und Seeuhr zeigte, er schüttelte zwar mit dem Kopfe, weil ich mich hatte mit offenen Augen betrügen lassen, allein er gab sich doch zufrieden und ich war auch zufrieden, denn ich hatte den Häuptling nicht verrathen.

Vierundachtzigstes Kapitel.

Ein Mann verunglückt durch einen Haifisch. Jagd auf denselben und sein Fang. Noch mehr Unglücksfälle. Entsetzlich zähes Leben dieses Unthieres. Mißstimmung der Mannschaft durch die gedachten Ereignisse.

Der Fremde setzte seinen Weg fort und wir den unseren. Wir lenkten glücklich um die Nordküste von Borneo und befanden uns in so friedlichem Wasser, daß der Kapitain glaubte, einige Reparaturen an dem Schiffe ausführen lassen zu dürfen. Es waren einige Kupferplatten losgegangen und diese konnten jetzt, da wir in spiegelblankem Wasser waren, leicht dadurch befestigt werden, daß wir die Ladung ein wenig veränderten, wodurch das Schiff eine Neigung bekam, so daß die abgelösten Platten sichtbar wurden und der Schiffszimmermann sie festnageln konnte. Dieser Mann erhielt ein Tau, welches ihm um die Brust geschlungen wurde, in seinem Gürtel steckten acht mehr als fußlange kupferne Nägel, in der Hand hatte er ein tüchtiges Beil, so ließ man ihn an der Schiffswand hinab, bis er, halb darauf liegend, halb in einem unter seinen Füßen fortlaufenden Tau stehend und mit diesen nur eben im Wasser an der verwundeten Stelle des Schiffes war und seine Arbeit begann.

Plötzlich hörten wir ein furchtbares Geschrei und ein wüthendes Schlagen im Wasser, wir eilten sofort dahin, wo der Matrose arbeitete und hatten ein schreckliches Schauspiel. Ein gewaltiger Haifisch hatte den Unglücklichen an einem Beine gefaßt und hatte ihn dergestalt gepackt, daß selbst die wüthendsten Hiebe, welche er mit dem Beile nach dem Kopfe des Ungeheuers führte ihn breite klaffende Wunden versetzend, das Ungeheuer nicht bewogen, loszulassen. Ich sah zu, wie das Beil vier oder fünf Mal bis an den Holzhelm in den Kopf versank, aber der Haifisch hielt fest, ja ich muß sagen, ich sehe eine Art Wunder darin, daß er dem Zimmermanne nicht das gefaßte Bein abriß. Während dieses geschah, flogen Wurfspieße und Harpunen auf den Seetiger los, indessen er mit dem Schweife das Wasser zu Schaum schlug, um sich dadurch zurückzubewegen und seine Beute mitzunehmen.

Endlich ließ er fahren und der arme, auf das Furchtbarste beschädigte Matrose wurde heraufgezogen und untersucht. Das Bein war völlig zermalmt, es mußte sofort über dem Knie abgenommen werden. In solchen Fällen sind die Kameraden des Verunglückten von einem furchtbaren Grimme gegen den Veranlasser eines solchen Unglücksfalles erfüllt und das Nächste war, daß man das abgenommene Bein an einen fußlangen eisernen Haken band und an einer Kette in's Meer warf, um womöglich den Haifisch zu fangen, was auch alsbald glückte, indem derselbe sofort zum Vorschein kam und die Beute verschluckte.

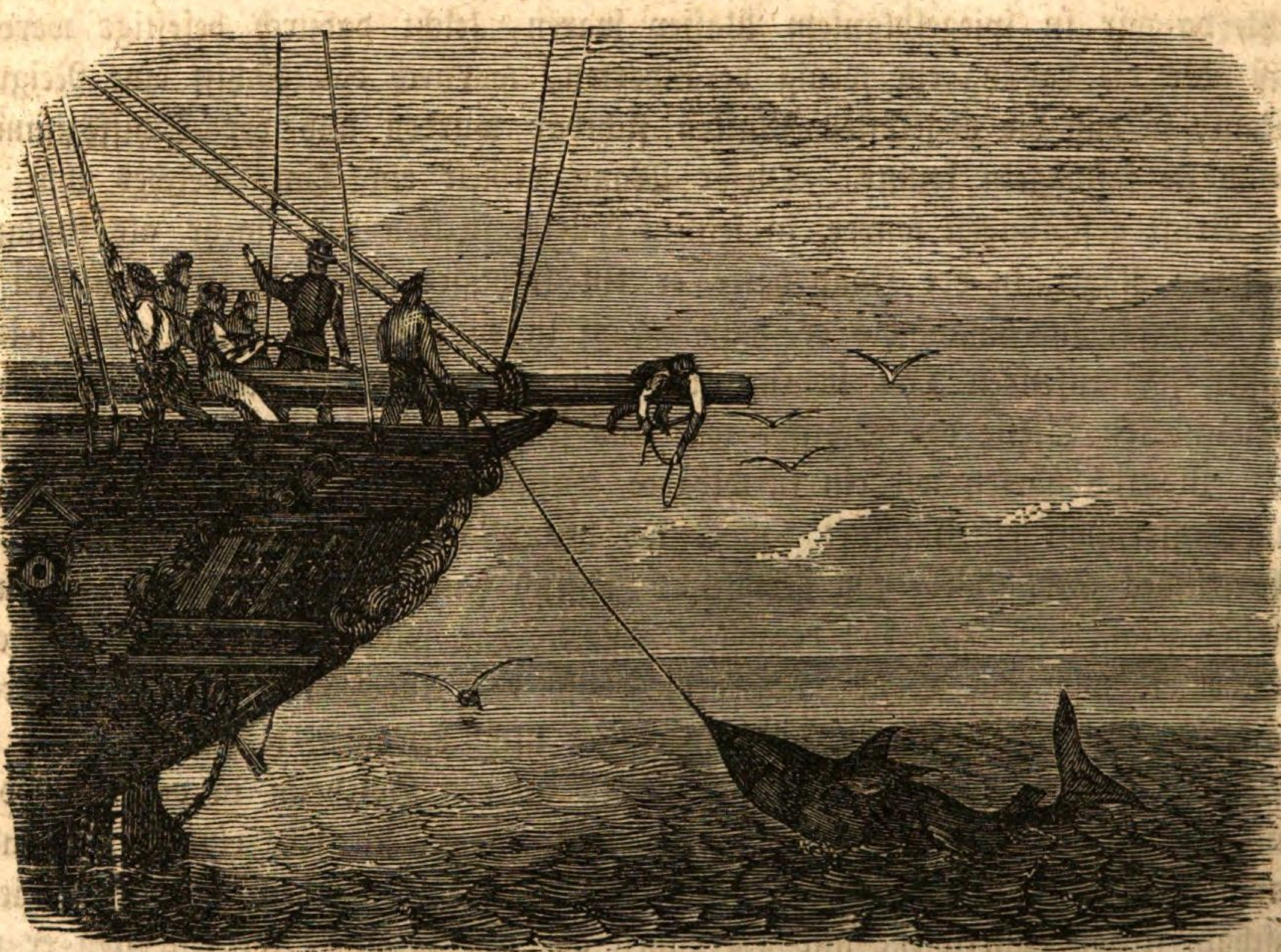
Die Kette wurde angezogen und der Haifisch war schon zur Hälfte aus dem Wasser, als zu den vielen Wunden, die er bereis hatte, noch eine kam, welche

 Fortsetzung siehe 468 →

ihn befreite. Der Haken riß sein Maul aus und blieb an der Kette hängen, während der Hai zurückruderte.

„Geschwind noch etwas und noch ein Haken in entgegengesetzter Richtung mit dem zusammengebunden," sagte der zweite Steuermann, der zunächst der Angelkette stand.

Ein Hammel, welcher soeben verendet, wurde nunmehr an dem doppelten Angelhaken herabgelassen und siehe, die Freßgier des Unthieres war so groß, daß es sich wirklich nochmals anlocken ließ, die Beute ergriff und da man ihm nunmehr Zeit ließ, sie verschlang sammt den beiden Eisenhaken. Jetzt war sein



Ein verwundeter Haifisch an der Angel.

Todesurtheil gesprochen. Man begann ihn langsam aufzuwinden, auf einer Spiere über dem Steuer hinaus kletterte ein Matrose mit einem Tau und einer großen Schlinge, um sie dem Hai über die großen Brustflossen oder wenigstens über eine zu werfen und ihn dann so aus dem Wasser zu heben. Die Arbeit gelang vollkommen und als man ihn auf dem Verdeck hatte, kannte die Wuth der Matrosen gar keine Grenzen, ein jeder wollte die Verwundung des Unglücklichen an dem Haifisch rächen und so bekam derselbe unzählige Messerstiche, so daß sein Fell so durchlöchert war, daß nicht eine Handgroß zur Chagrin-Bereitung mehr brauchbar gewesen wäre, aber auch ein paar Beinbrüche kamen dabei vor, denn obwohl die Matrosen sonst klug genug dabei zu Werke gehen, wenn es sich um

tend, daß dadurch eine Art Sprachrohr entsteht und die Stimme weiter getragen wird. So umhergehend ruft er:

„Betet und arbeitet, arbeitet um zu leben und betet um selig zu werden, das Gebet ist besser als der Schlaf, betet, betet, Allah ist Allah, es giebt keinen Allah als Allah (Gott) und Mahomed ist sein Prophet."

Es will mir scheinen, als mache dieser verständliche Aufruf von einer kräftigen, sonoren Stimme vorgetragen, einen tieferen Eindruck, als unsere Kirchenglocken, besonders einen besseren als die kleinen, rasch hintereinander bimmelnden, wie sie zum Gebete gewöhnlich geläutet werden. Die großen, herrlichen Kirchenglocken wie sie bei Feierlichkeiten erschallen, haben ihres tiefen, sonoren Klanges wegen allerdings auch etwas mächtig Ergreifendes, aber bei diesem Aufruf des Muhets, den die Chinesen so wenig verstanden als die Europäer, sah ich Beide bescheidentlich ihre Arbeiten einstellen, indessen ich dieses von Chinesen an Orten wo Christen wohnen und wo es Glocken giebt, niemals wahrnehmen konnte.

Die Stadt Varuni gilt für die wichtigste Handelsstadt der Insel. Sie führt Kampfer, Goldstaub, edle Steine, Elfenbein, Wachs, verschiedene Gewürze, Sago, Reis, Harz und verschiedene ganz vortreffliche Hölzer zum Bau der Häuser und Schiffe, wie zu der feinsten Tischlerarbeit aus, meistentheils geht dieses nach den Hauptniederlagen der holländischen Besitzungen, um von dort weiter geschafft zu werden, vieles geht aber auch nach engländischen Besitzungen, von wo zum Tausche baumwollene Stoffe, Baumwollensammet, Kattune, Eisen und Stahl, Haushaltungsgegenstände von Kupfer und der leidige Branntwein nach Borneo zurückkehren.

Von den Molukken werden alle möglichen Spezereien bezogen, von Sumatra Zucker, Flachs, Reis, Rohr zu Flechtwerk, Arekanüsse, Benzoe und Vogelnester. Von China Porcellan, Thee, Zucker, Zink, Quecksilber, Sammet und andere Seidenstoffe, feine, weiße, gefärbte und gemalte Papiere, Baumwollenstoffe, besonders Nanking und allerlei trockene und saftreiche Confitüren.

Eine wahre Landplage sind hier die Crocodile, das will sagen, nicht viel mehr der Stadt Borneo, als in vielen anderen Theilen des großen Staates, aber sie sind es doch in solchem Maße, daß man sagen kann, sie fordern mehr Menschenleben als die Tiger und sie sind noch dazu viel weiter verbreitet, als diese, welche nur auf dem Festlande und einigen der größten Inseln vorkommen, indeß die Crocodile eben dort zu finden sind, im Uebrigen aber auf allen mäßig großen Inseln des Archipels bis zu so kleinen Punkten wie Amboina und Banda herab.

Ich habe nur ganz kurze Zeit hier zubringen können, denn nachdem sich herausstellte, daß den Bedürfnissen des schwer beschädigten Schiffes hier nicht abgeholfen werden könne, wurde sofort das Meer aufgesucht, um in einen anderen Hafen zu gelangen, aber während dieser kurzen Zeit begegnete ich auf

der Strecke von einer Meile Weges mehr als zwanzig Crocodilen und mir wurde gesagt, daß man in einem kleinen Dorfe innerhalb dieses Zeitraums doppelt so viel tödte, wenn etwa ein Unglück vorgekommen ist und auf die Thiere gejagt wird.

Die ungeheure Menge derselben setzt in nicht geringes Erstaunen und man begreift nicht, wie diese schrecklichen Thiere bestehen können, ohne die übrigen Thiere in den Gewässern zu vertilgen, denn sie sind ungeheuer gefräßig, allein ich fand die Flüsse so fischreich, daß ich nicht glauben kann, sie seien es je in einem höheren Grade gewesen.

Unser stark bemanntes Schiff lag in einem Arm des Borneo-Flusses und es wurde aus der Combüse eine ganz beträchtliche Masse von Abgang in das Wasser geworfen, vier Crocodile umschwärmten es, so wie die Haifische es im Meere zu thun pflegen und paßten unaufhörlich auf den Auswurf an Knochen, unbrauchbarem Fleisch und an Fellen, man hätte meinen sollen, daß es genug gewesen wäre, um zwanzig Crocodile zu sättigen, dennoch fraßen diese vier Burschen alles weg und fischten gelegentlich auch noch auf, was an todten und halb verwesten Thieren den Fluß herunterkam, so wie ein Fisch vor eine solche Bestie kam, schoß das Crocodil darauf zu und verschlang ihn; trotz dieser Gefräßigkeit und Gier wimmelt das Meer und die Flüsse und Canäle von Thieren.

Eine sonderbare Erscheinung bemerkte ich hier, die Crocodile fressen faustgroße und größere Steine. Das sind nicht im Magen dieser Thiere vorkommende Conglomerate von unverdauten Speisen, sondern es sind wirkliche, abgerundete Stücke von Granit, auch tüchtige Klumpen von Steinkohle. Da die Eingeborenen diese Thiere essen, so ist es ihnen durchaus nicht unbekannt, daß dieselben Steine im Magen haben und sie pflegen diese an sich unbestrittene Thatsache dadurch zu erklären, daß sie sagen: Wenn die Crocodile über Land wandern, so verschlingen sie bei jedem Dorfe, an dem sie vorüberkommen, einen Stein, gewissermaßen zum Andenken an dieses Ereigniß. Malayen und Dajaks glauben dieses wirklich, mir kommt es ein klein wenig anders vor.

Das Thier ist, wie bereits bemerkt, ungeheuer gefräßig und in seiner Nahrung nicht wählerisch, ein Crocodil legt sich dicht am Ufer auf die Lauer, ganz im Wasser verborgen, nur mit der Nase und den Augen daraus hervorsehend. So bleibt es unbeweglich liegen, bis eine Beute naht, ohne das geringste Lebenszeichen. Wenn nun ein Vogel, ein Huhn, ein Strandläufer in die Nähe des Thieres kommt, so bleibt dasselbe dennoch völlig ruhig liegen, wie der Vogel auch hin und her laufen mag, aber in dem Augenblicke, wo derselbe ihm sprungrecht, gerade gegenüber ist, schießt das Crocodil mit einer Elasticität und viel schneller als ein Tiger oder Löwe springt, hervor auf seine Beute und verschlingt sie.

Bei diesem Sprunge streift die untere Kinnlade immer den Boden, indessen die obere auf das ergriffene Thier fällt. Liegt nun auf dem Wege vor oder

hinter dem Thiere ein Stein, so wird er von der unteren Kinnlade wie von einer Schaufel erfaßt und mit in den Schlund gebracht. Dies wird allerdings nur selten vorkommen, aber gerade deshalb findet man auch nur in wenigen Thieren solche Steine und man findet auch selten mehr als zwei oder drei. Ob sie die aufgeschluckten wieder von sich geben können, ob sie den gewöhnlichen Verdauungsweg durchmachen, ohne verdaut zu werden, oder ob sie dieselben vielleicht auf irgend eine andere mysteriöse Art los werden, weiß ich allerdings nicht zu sagen.

Die außerordentliche Schnelligkeit, mit welcher die Thiere geradeaus schießen, ist wahrscheinlich ein Ausgleichungsmittel für die mangelnde Beweglichkeit. Das will sagen, das Thier ist keineswegs steif, wie man behauptet, das schnelle Rudern im Wasser allein widerlegt schon diese Fabel, denn dasselbe geschieht nicht mit den kurzen und im Verhältniß zu der Größe des Thieres machtlosen Füßen, sondern durch die gewaltige Bewegung seines großen Ruders, seines Schwanzes. Auch wenn es auf dem Trockenen angegriffen wird, haut es mit diesem Schwanze fürchterlich umher und wehe dem Unglücklichen, der dabei in dessen Nähe käme, er würde durch solch einen Schlag zermalmt werden; aber dies hat seine Richtigkeit, daß ein Crocodil sich nicht umdrehen kann, etwa nur wie ein Tiger, ein Leopard, sondern nicht einmal so kurz und schnell als ein Pferd und deshalb ist ein jedes Thier, welches nicht in gerader Richtung vor dem Crocodil steht, vollkommen sicher. Ich weiß nicht, ob es dem Crocodil unmöglich wäre, einen solchen Angriff zu machen, allein dasselbe scheint seinerseits der Ansicht zu sein, es macht einen solchen Angriff nie, darum gehen die Thiere des Waldes auch in ziemlicher Sicherheit zur Tränke; ich habe allerdings einen Hund beobachtet, der sich dem Wasser mit äußerster Vorsicht, mit eingekniffenem Schwanze und fortwährendem ängstlichen Umsichblicken näherte und der endlich nahe genug am Wasser plötzlich unter heftigem Zittern zur Seite sprang und ein paar hundert Schritt fortlief, offenbar weil er seinen eigenen Schatten erblickte und sich davor erschrak, er bellte dann noch lange gegen die Stelle hin, wo er gestanden hatte, denn offenbar war ihm die Sache nicht klar geworden; aber dies war auch ein Hund, unzweifelhaft neben dem Elephanten das gescheidteste Hausthier, die anderen sind nicht so pfiffig und auch nicht so ängstlich. Man kann wohl nicht sagen, daß es eine böse Erfahrung gewesen, welche diesen Hund so klug gemacht, denn solche Erfahrung macht man nur einmal in seinem Leben, man möge Hund oder Mensch sein, von einer Rettung ist niemals die Rede und wenn sie auch in äußerst seltenen Fällen möglich ist, so wird doch das Leben des Geretteten niemals erhalten.

Die Thiere leben von frühester Jugend an vereinsamt und ungesellig, nur der Begattungstrieb führt sie zusammen und sobald dieser gestillt ist, trennen sich auch die Thiere wieder, das Weibchen legt späterhin die befruchteten Eier in eine Grube und überläßt der Sonnenwärme die Ausbrütung, kommt aber

wiederholt an die Stelle, um sie zu untersuchen und um zu sehen, ob nicht etwas vorgefallen, was ihrer Nachkommenschaft Schaden bringen möchte; von da jedoch, wo die Jungen ausgekrochen und wenn sie nicht sofort von einem anderen Crocodil, oder wie man sagt, von dem hoch zu verehrenden Herrn Papa selbst verzehrt werden, leben sie vereinsamt, geht ein jedes für sich nach Beute aus und wenn dennoch an manchen Stellen sehr viele Crocodile beieinander sind, so rührt dies nicht von ihrem Geselligkeitstriebe, sondern von dem Umstande her, daß an diesem Orte mehr Beute als sonst gewöhnlich ist.

Im Wasser hat das Thier eine gewaltige Beweglichkeit und Schnelligkeit, es schwimmt mit gleicher Kraft stromabwärts wie stromaufwärts, es durchschneidet nicht nur langsam fließende Canäle, sondern reißende Ströme mit einer Kraft, die in Erstaunen setzt. Sein Aussehen ist überall so abscheuerregend, daß die Thiere mit größtem Entsetzen vor ihm fliehen, lange bevor sie überhaupt von ihm erreicht werden können.

Wenn die Crocodile an's Land gehen, so laufen sie für ganz kurze Strecken sehr schnell, bei größeren kommen sie durch andere Hilfsmittel fort, sie schleudern und schlenkern ihren Körper mit ziemlicher Lebhaftigkeit hin und her, beinahe wie die Schlangen, warum sie es aber thun, ist schwer zu entscheiden; die Heimath des Crocodiles ist das Wasser, wenn es über Land geht, befindet es sich nicht in seinem Element. Nun findet man allerdings diese Thiere nur in Sümpfen, aber doch wohl in solchen, die auch mehrere Meilen von den Flüssen entfernt sind, so daß man sich also fragen muß: was hat das Thier bewogen, eine solche Reise und zwar über Land zu machen? Man muthmaßt, da sich durchaus nichts darüber feststellen läßt, daß es der Begattungstrieb sei, man muthmaßt und weiter nichts. Aber es ist eine Thatsache, daß häufig diese schrecklichen Thiere in Sümpfen gefunden werden, die man bis zu dem Augenblicke der Entdeckung für frei von diesem Ungeheuer hielt.

Die Wanderung geschieht immer nur während der Nacht, daher ist es nicht ganz geheuer, Gegenden zu passiren, welche in der Nähe der Flüsse oder wohl gar in der Nähe von Sümpfen liegen, selbst sumpfig sind. Hat man indessen ein gutes Gesicht und weiß man sich aus der geraden Richtung vor dem Crocodil entfernt zu halten, so braucht man wenig Sorge zu haben. Auf dem Lande ist das Thier auch leichter anzugreifen, allerdings ist es kugelfest, auch die beste Büchse würde seinen Panzer nicht durchbohren, allein das Thier hat immer seine verwundbaren Stellen und es kommt nur auf die Geschicklichkeit des Schützen an, sie zu treffen, eine solche Stelle ist das Auge, sind die Naslöcher und ferner die Seiten des Halses, durch welche man wohl eine Kugel bis in einen der Halswirbel treiben und dadurch seinen Tod herbeiführen kann. Gute Schützen, und natürlich nur solche, können sich auf eine Crocodiljagd begeben und werden nicht in Verlegenheit sein, den rechten Fleck zu treffen. Geschieht dieses nicht, so kehrt das Crocodil natürlich um und sucht so eilig wie möglich

zu entkommen, denn allerdings vermag es sich nicht zu wehren, es kann nur geradezu angreifen oder fliehen; im Wasser dagegen versteht es sich besser auf seinen Vortheil. Aber trotz dieser geringen Fähigkeit, sich auf dem Lande zu bewegen, werden doch die Eingeborenen, wenn es möglich ist, vermeiden, bei Nacht Gegenden zu besuchen, die von Crocodilen bewohnt sind, ja schon bei Sonnenuntergang verlassen sie ihr Haus ungern und nur wenn es unvermeidlich ist.

Derjenige Sinn, welcher bei den Crocodilen vorzugsweise ausgebildet ist, scheint das Gehör zu sein. Sie hören unter Wasser sehr gut und auf große Entfernungen, und das geringste Geräusch, das auf dem Wasser, d. h. an der Oberfläche desselben gemacht wird, verursacht das Auftauchen eines Crocodilkopfes, aber dieses selbst geschieht ohne das mindeste Geräusch, darum sind auch Leute in kleinen Kähnen, mit denen sie in unglaublicher Keckheit all die gefährlichen Flüsse befahren, stets der Möglichkeit ausgesetzt, von Crocodilen ergriffen zu werden. In ihrem Element sind dieselben so außerordentlich keck, daß alljährlich Hunderte von Menschen aus den Kähnen gerissen werden. Eine Hand, welche über den Bord des Bootes hinausreicht, oder irgend ein Theil des Körpers der erfaßt werden kann, ist genug zu solchem Unglück. Die Bewegungen sind so blitzschnell und dabei auch zugleich so außerordentlich leise, daß die Anderen die auf dem Kahne sitzen, nichts von dem Vorgange bemerken. Hier auf Borneo kommt es oft vor, daß Frau, Mann und Kinder in einem Boote über den Fluß setzen und daß, während die Frau nach dem Ufer schaut, vom Hintertheil des Bootes der Gatte in's Wasser gezogen wird und sie nur daran das Unglück bemerkt, daß der Kahn in's Schwanken geräth.

Die Crocodile tauchen mit der gemachten Beute sofort unter, bis dieselbe erstickt ist, dann aber kommen sie wieder herauf, um sie oberhalb des Wassers zu verzehren. Ist die Beute klein, so wird sie alsbald verschluckt, ist sie jedoch größer, ein Mensch oder ein vierfüßiges Thier, so muß das Crocodil damit an's Land, um sie dort zu verzehren, denn es scheint, als ob die Zähne des Crocodils nicht geeignet wären zu zerbeißen, zu zerschneiden. Das Unthier kaut seine Beute nicht, es verschlingt sie. Diese Eigenschaft oder diese Unbequemlichkeit ist es, welche in solchen Fällen dem Ungeheuer manchmal den Tod bringt. Sind mehrere bewaffnete Männer in einem Boote und wird einer davon geraubt, so suchen die Anderen durch äußerste Aufmerksamkeit der Spur des Ungeheuers unter Wasser zu folgen und sobald dasselbe wieder auftaucht, ihm irgend welche tödtliche Waffe zuzusenden, und so gelingt es wohl, ihm einen Speer in das Auge, oder in den Rachen, oder unter denselben in den Hals zu stoßen und die Bestie zu tödten, allein weiter erreicht man damit nichts, denn das Crocodil geht unter und es dürfte wohl ganz vergebens sein, seine Rückkehr zu erwarten. Nach mehreren Tagen allerdings ist die Verwesung so weit fortgeschritten, daß sich Gase entwickeln, die das Thier aufschwellen und emportreiben, aber dann ist es weder für die Dajaks mehr brauchbar, welche im frischen Zu-

stande dasselbe wohl essen, noch für den Naturforscher, der es gerne theuer bezahlen möchte, wenn er es im gesunden und frischen Zustande hätte.

Ich sah ein Crocodil aus dem Wasser auftauchen und an das Ufer eilen, es hatte ein Kalb in seinen gewaltigen Zähnen, damit kroch es auf das Land und nun begann es sein Genick hin- und herzuschleudern, um Stücke davon zu bekommen; merkwürdigerweise bediente es sich der Klauen nicht, doch fällt mir eben ein, daß dies gar nicht merkwürdig ist, es kann nämlich die Beute, die es mit dem Rachen gefaßt hat, mit den Klauen nicht erreichen. Löwe und Tiger, Hund und Wolf vermögen dies sehr wohl, sie können ihren Kopf herabbiegen zu ihren Tatzen oder diese emporheben zu ihrem Kopfe, beides kann das Crocodil nicht, sein Genick ist ganz steif, es kann damit nur rechts oder links schlenkern, nicht aber es abwärts bringen, es wäre dies auch ihm ganz überflüssig, denn es liegt mit dem ganzen Leibe auf dem Boden, wohin also soll es seinen Kopf senken. Im Wasser mag es auch in dieser Hinsicht beweglicher sein.

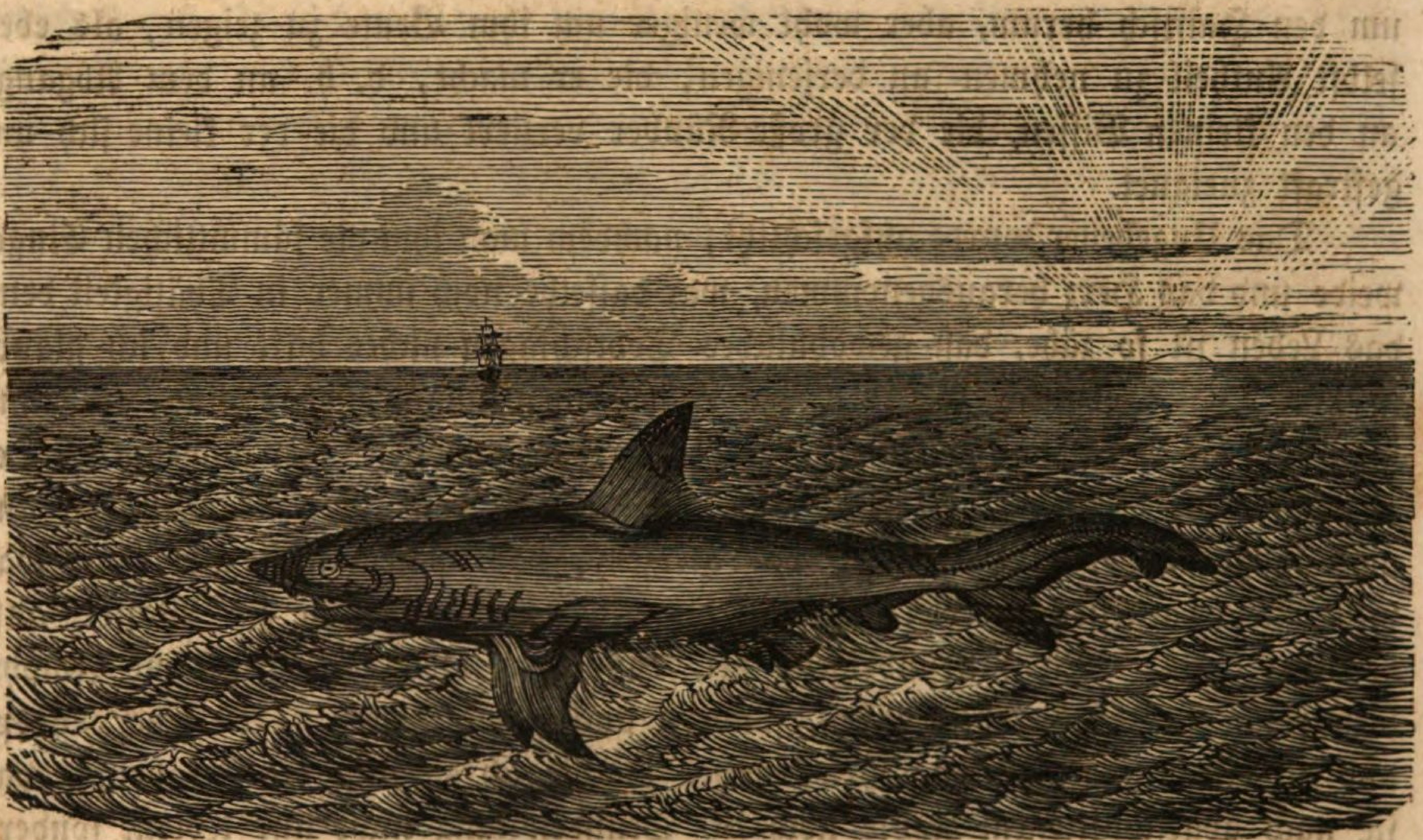
Mir wurde erzählt, daß vor einiger Zeit der Verwandte eines Rajah am Flusse Sunzey Karau von einem Crocodil aus dem Boote gerissen worden sei, der Fürst war deshalb so betrübt als ergrimmt und er befahl alles Mögliche zu thun, um das Ungeheuer zu fangen und zu tödten. Nun haben die Crocodile weder Namen, noch bestimmte Wohnungen, aus denen man sie durch einen Executor holen lassen könnte, es wurde daher sehr vernünftig beschlossen, alle Crocodile zu fangen und zu tödten, deren man würde habhaft werden können. Dies hatte einen sehr guten Erfolg. In den indischen Reichen, sowohl auf den Inseln, als auch auf dem Festlande, giebt es Leute, die sich ganz gut auf Zauberei verstehen, diese Leute nennen sich auf Borneo Pangerang's und sie geben vor, nicht nur Crocodile, sondern überhaupt alle Raubthiere vermöge ihrer Zauberkünste wehrlos zu machen, so daß sie sich von ihnen müssen fangen lassen.

Solche Leute miethete oder nahm in Dienst der Rajah und sie verfolgten die Thiere mit solchem Eifer und solchem Fleiß, daß eine Zeit lang die Gegend erträglich gesäubert war. Ein Crocodil von ganz ungeheurer Größe wurde für dasjenige erklärt, welches den Schaden angerichtet; die Schädel sämmtlicher Crocodile wurden auf Stangen gesteckt und als Trophäen aufbewahrt. Mit dem Fang des großen Thieres war aber auch der Eifer erloschen und man überließ die gefräßigen Ungeheuer wieder ihrer Neigung, so daß nach und nach sich neue zu denselben einfanden und bald hier, bald dort ein Mann oder eine Frau während des Badens, oder ein Kind aus den Händen der Mutter, während sie es im Flusse wäscht, gerissen wird, und kein Dorf existirt, von dem man nicht traurige und erschreckliche Geschichten zu erzählen hätte und nur ein einziger Fall soll vorgekommen sein, wo ein vom Crocodil Ergriffener gerettet wurde.

Vier Dajak's gingen, um zu fischen, nach dem Küstensee Lampur, welcher

den Haifisch handelt, so waren sie ihm diesmal in ihrer Wuth verschiedentlich zu nahe gekommen und wenn er dann mit seinem Schwanz einen Mann traf, so lag derselbe natürlich schwer betäubt am Boden; zweien der Leute aber war es noch schlimmer ergangen, das gewaltige Ruder hatte sie mit seiner hohen Kante getroffen und so war denn einem der doppelte Knochen des sogenannten Unterschenkels zwischen dem Knie und dem Knöchel, dem andern aber der Oberschenkel gebrochen und der Triumph die Bestie gefangen zu haben, war um den Preis dreier verstümmelter Menschen doch zu theuer erkauft.

Der unglückliche Matrose, welcher zuerst von dem Hai angefallen worden, überlebte die Operation nicht lange. In den heißen Zonen ist eine Amputation überhaupt immer gefährlich, es tritt gar zu leicht Fäulniß ein und so war es



Der große Hai oder Menschenfresser.

auch denn leider hier, der unglückliche Mann starb, nachdem er mit der gewöhnlichen Kaltblütigkeit der Matrosen die Operation ertragen hatte, vielleicht eben so gut durch die entsetzlichen Zerreißungen, die er erlitten, wie durch Brand und Fäulniß, welche zu der Wunde traten.

Das gewaltige Ruder, welches dieser gefährlichste aller Raubfische zeigt, ist einseitig, es ist an seiner obern Hälfte viel länger als an seiner untern, es ist nicht symmetrisch, was eine bedeutende Abweichung von dem sonstigen Bau der Fische ist. Die übrigen Flossen, welche dem Thiere zum Schwimmen und Rudern dienen, haben eine mehr als gewöhnliche Länge und besonders die Brustflossen sind hierin ausgezeichnet, auch auf dem Rücken hat er eine große Flosse und da er nahe an der Oberfläche schwimmt, so dient diese gerade, um ihn zu be-

obachten, ihm zu entgehen oder nöthigenfalls ihn zu verfolgen, denn sie schneidet gleich einem Messer das Wasser und steht beinahe um einen Fuß darüber empor. Der Fisch ist wegen dieser mächtigen Bewegungsorgane und wegen seiner schlanken Gestalt (er hat den Bau eines Hechtes) äußerst gewandt, er bewegt sich mit unglaublicher Schnelligkeit eben so gut in einem ganz kleinen Kreise umher wie ein Hund der seinem eigenen Schwanze nachjagt, als er mit unglaublicher Hast geradaus oder seitwärts schießen kann, wenn es gilt eine Beute zu verfolgen oder seinem Todfeinde, dem Schwertfische, zu entgehen. Ebenso schießt er mit seiner ganzen Länge aus dem Wasser heraus und fliegt oft 20 Schritt und weiter durch die Luft. Die Geschichte von dem Piloten, d. h. von einem kleinen Fische, der ihn führen und auf Beute aufmerksam machen soll, halte ich für eine Fabel. Der Pilot ist zwar immer und mehrfach um den Haifisch herum, aber wohl weniger um ihm Beute zu zeigen, als eben selbst Antheil zu nehmen an derjenigen, die er macht, d. h. an dem Abgange an den kleinen Bissen, die der große Räuber verliert und die der kleine sich ungestraft zueignet.

Das Ungeheuer wurde aufgeschlitzt; nachdem man ihm die sämmtlichen Eingeweide und das Herz herausgenommen, war dasselbe noch immer in Thätigkeit denn das Leben ist so zähe, daß gewöhnliches Todtschlagen nichts hilft und ich glaube in der That, obgleich dieselben im Allgemeinen unanwendbar sind, so kann man doch die Vergleichungsstufen „todt, tödter, am todtesten" hier anwenden. Der abgeschnittene Schwanz, 10 Fuß lang, bewegte sich noch nach 24 Stunden und noch länger dauerte das Zucken des Herzens, das man, nebst alle dem, was nicht gleich gegessen werden konnte, für den folgenden Tag im Wasser aufbewahrt hatte. Mir fällt übrigens bei, daß nicht blos die Fische und Amphibien solch ein zähes Leben haben, sondern auch die Insekten. An einer Wespe und an einem sogenannten Ohrwürmchen machte ich zufällig die Erfahrung, daß sie nach abgeschnittenem Kopfe noch 36 Stunden lang nicht nur lebten, sondern wie es mir scheinen wollte, sogar Bewußtsein hatten. Zwei solcher Thiere nämlich waren von mir auf die gedachte Weise, wie ich meinte, getödtet worden, weil sie mir im Zimmer lästig waren, sie blieben auf dem Fensterbrette liegen und als ich sie am folgenden Tage mit einer Feder berührte, bemerkte ich, daß sie sich noch bewegten. Ich richtete nun meine Aufmerksamkeit darauf, ich machte Versuche und da ergab sich mir zur vollen Ueberzeugung, daß bei *diesen* Thieren das Bewußtsein nicht im Kopfe sitzt. Trotz dessen nämlich, daß dieser abgetrennt war, wendeten sich die Waffen derselben, die Zange des Ohrwürmchens und der giftige Stachel der Wespe immer nach der Seite, welche durch mich berührt wurde. Das Thier, dessen Kopf schon vor 24 und dann vor 36 Stunden abgetrennt war, *fühlte*, daß es auf der rechten oder linken Seite berührt wurde und hatte den Willen, die Waffen nach dieser Seite zu richten und führte den Willen aus, als ob der Kopf noch an dem Thiere säße.

Wo sitzt nun das Organ des Bewußtseins des Willens? Das wäre etwas für die Physiologen.

Das Unglück des armen Matrosen hatte die andern in eine sehr düstere Stimmung versetzt. Der unvorhergesehene Tod eines Mannes auf dem Schiffe ist immer ein Ereigniß und zwar ein solches, das auf die Matrosen einen äußerst schmerzlichen Eindruck macht. Sie fühlen sich plötzlich in ihrer Ruhe gestört, aus ihrer Sicherheit aufgeschreckt, und so konnte ich denn auch hier den Eindruck nicht verkennen, den das Ereigniß auf die sonst so harten Herzen der Seemänner machte. Ich bin fest überzeugt, daß wenn wir in einem Kampfe, sei es nun mit den empörten Wellen, einem Sturme, oder mit angreifenden Männern einen unserer Leute verloren hätten, würde dies nur einen geringen Eindruck gemacht haben, dies aber galt für ein schweres, vielleicht für ein selbst verschuldetes Unglück und man war dem Kapitain gewaltig gram wegen seiner Ausbesserung des Schiffes, welche doch übrigens durchaus nöthig war. Ich glaube mich zu dieser Annahme berechtigt, weil ein uns späterhin treffendes Unglück bei weitem nicht den Eindruck machte, den dieser vereinzelte Tod durch den Haifisch hervorgebracht. Die Leute sind in solchem Falle in einer Gesammtthätigkeit, sie haben nicht Zeit, an das zu denken, was um sie her vorgeht, sie folgen dem fesselnden Commando und was über sie hereinbricht, erscheint ihnen als das unvermeidliche Schicksal, hier aber haben sie Zeit nachzudenken und sie sagen, wenn dieses und jenes nicht geschehen wäre, so wäre das und das nicht gefolgt, so schrieben sie denn den Tod des Matrosen geradezu auf Rechnung des Kapitains.

Fünfundachtzigstes Kapitel.

Der Matrose wird begraben. Windstille in der Nähe der Küste. Durchsichtigkeit des Meerwassers. Ein Anker wird ausgeworfen, die Segel werden beschlagen. Ein schöner Abend.

Diese Gewässer gehören zu den gefährlichsten des ganzen Oceans, nicht allein wegen der vielen Klippen, der noch unbekannten Untiefen, der die Fahrstraßen verändernden Korallenbauten, sondern auch der plötzlichen, mit verheerender Wuth auftretenden Stürme wegen, die den Reisenden völlig wehrlos überraschen, man nennt dieselben Fallwinde und vor dem Fallwinde hat der Matrose weit größere Angst als vor einem harten Sturm.

Wir hatten das Unglück, von einem solchen überfallen zu werden, und auch hier geschah es so urplötzlich, so ohne alle Vorbereitung, daß wir einen gewaltigen Schaden dadurch erlitten.

obachten, ihm zu entgehen oder nöthigenfalls ihn zu verfolgen, denn sie schneidet gleich einem Messer das Wasser und steht beinahe um einen Fuß darüber empor. Der Fisch ist wegen dieser mächtigen Bewegungsorgane und wegen seiner schlanken Gestalt (er hat den Bau eines Hechtes) äußerst gewandt, er bewegt sich mit unglaublicher Schnelligkeit eben so gut in einem ganz kleinen Kreise umher wie ein Hund der seinem eigenen Schwanze nachjagt, als er mit unglaublicher Hast geradaus oder seitwärts schießen kann, wenn es gilt eine Beute zu verfolgen oder seinem Todfeinde, dem Schwertfische, zu entgehen. Ebenso schießt er mit seiner ganzen Länge aus dem Wasser heraus und fliegt oft 20 Schritt und weiter durch die Luft. Die Geschichte von dem Piloten, d. h. von einem kleinen Fische, der ihn führen und auf Beute aufmerksam machen soll, halte ich für eine Fabel. Der Pilot ist zwar immer und mehrfach um den Haifisch herum, aber wohl weniger um ihm Beute zu zeigen, als eben selbst Antheil zu nehmen an derjenigen, die er macht, d. h. an dem Abgange an den kleinen Bissen, die der große Räuber verliert und die der kleine sich ungestraft zueignet.

Das Ungeheuer wurde aufgeschlitzt; nachdem man ihm die sämmtlichen Eingeweide und das Herz herausgenommen, war dasselbe noch immer in Thätigkeit denn das Leben ist so zähe, daß gewöhnliches Todtschlagen nichts hilft und ich glaube in der That, obgleich dieselben im Allgemeinen unanwendbar sind, so kann man doch die Vergleichungsstufen „todt, tödter, am todtesten“ hier anwenden. Der abgeschnittene Schwanz, 10 Fuß lang, bewegte sich noch nach 24 Stunden und noch länger dauerte das Zucken des Herzens, das man, nebst alle dem, was nicht gleich gegessen werden konnte, für den folgenden Tag im Wasser aufbewahrt hatte. Mir fällt übrigens bei, daß nicht blos die Fische und Amphibien solch ein zähes Leben haben, sondern auch die Insekten. An einer Wespe und an einem sogenannten Ohrwürmchen machte ich zufällig die Erfahrung, daß sie nach abgeschnittenem Kopfe noch 36 Stunden lang nicht nur lebten, sondern wie es mir scheinen wollte, sogar Bewußtsein hatten. Zwei solcher Thiere nämlich waren von mir auf die gedachte Weise, wie ich meinte, getödtet worden, weil sie mir im Zimmer lästig waren, sie blieben auf dem Fensterbrette liegen und als ich sie am folgenden Tage mit einer Feder berührte, bemerkte ich, daß sie sich noch bewegten. Ich richtete nun meine Aufmerksamkeit darauf, ich machte Versuche und da ergab sich mir zur vollen Ueberzeugung, daß bei *diesen* Thieren das Bewußtsein nicht im Kopfe sitzt. Trotz dessen nämlich, daß dieser abgetrennt war, wendeten sich die Waffen derselben, die Zange des Ohrwürmchens und der giftige Stachel der Wespe immer nach der Seite, welche durch mich berührt wurde. Das Thier, dessen Kopf schon vor 24 und dann vor 36 Stunden abgetrennt war, *fühlte*, daß es auf der rechten oder linken Seite berührt wurde und hatte den Willen, die Waffen nach dieser Seite zu richten und führte den Willen aus, als ob der Kopf noch an dem Thiere säße.

Wo sitzt nun das Organ des Bewußtseins des Willens? Das wäre etwas für die Physiologen.

Das Unglück des armen Matrosen hatte die andern in eine sehr düstere Stimmung versetzt. Der unvorhergesehene Tod eines Mannes auf dem Schiffe ist immer ein Ereigniß und zwar ein solches, das auf die Matrosen einen äußerst schmerzlichen Eindruck macht. Sie fühlen sich plötzlich in ihrer Ruhe gestört, aus ihrer Sicherheit aufgeschreckt, und so konnte ich denn auch hier den Eindruck nicht verkennen, den das Ereigniß auf die sonst so harten Herzen der Seemänner machte. Ich bin fest überzeugt, daß wenn wir in einem Kampfe, sei es nun mit den empörten Wellen, einem Sturme, oder mit angreifenden Männern einen unserer Leute verloren hätten, würde dies nur einen geringen Eindruck gemacht haben, dies aber galt für ein schweres, vielleicht für ein selbst verschuldetes Unglück und man war dem Kapitain gewaltig gram wegen seiner Ausbesserung des Schiffes, welche doch übrigens durchaus nöthig war. Ich glaube mich zu dieser Annahme berechtigt, weil ein uns späterhin treffendes Unglück bei weitem nicht den Eindruck machte, den dieser vereinzelte Tod durch den Haifisch hervorgebracht. Die Leute sind in solchem Falle in einer Gesammtthätigkeit, sie haben nicht Zeit, an das zu denken, was um sie her vorgeht, sie folgen dem fesselnden Commando und was über sie hereinbricht, erscheint ihnen als das unvermeidliche Schicksal, hier aber haben sie Zeit nachzudenken und sie sagen, wenn dieses und jenes nicht geschehen wäre, so wäre das und das nicht gefolgt, so schrieben sie denn den Tod des Matrosen geradezu auf Rechnung des Kapitains.

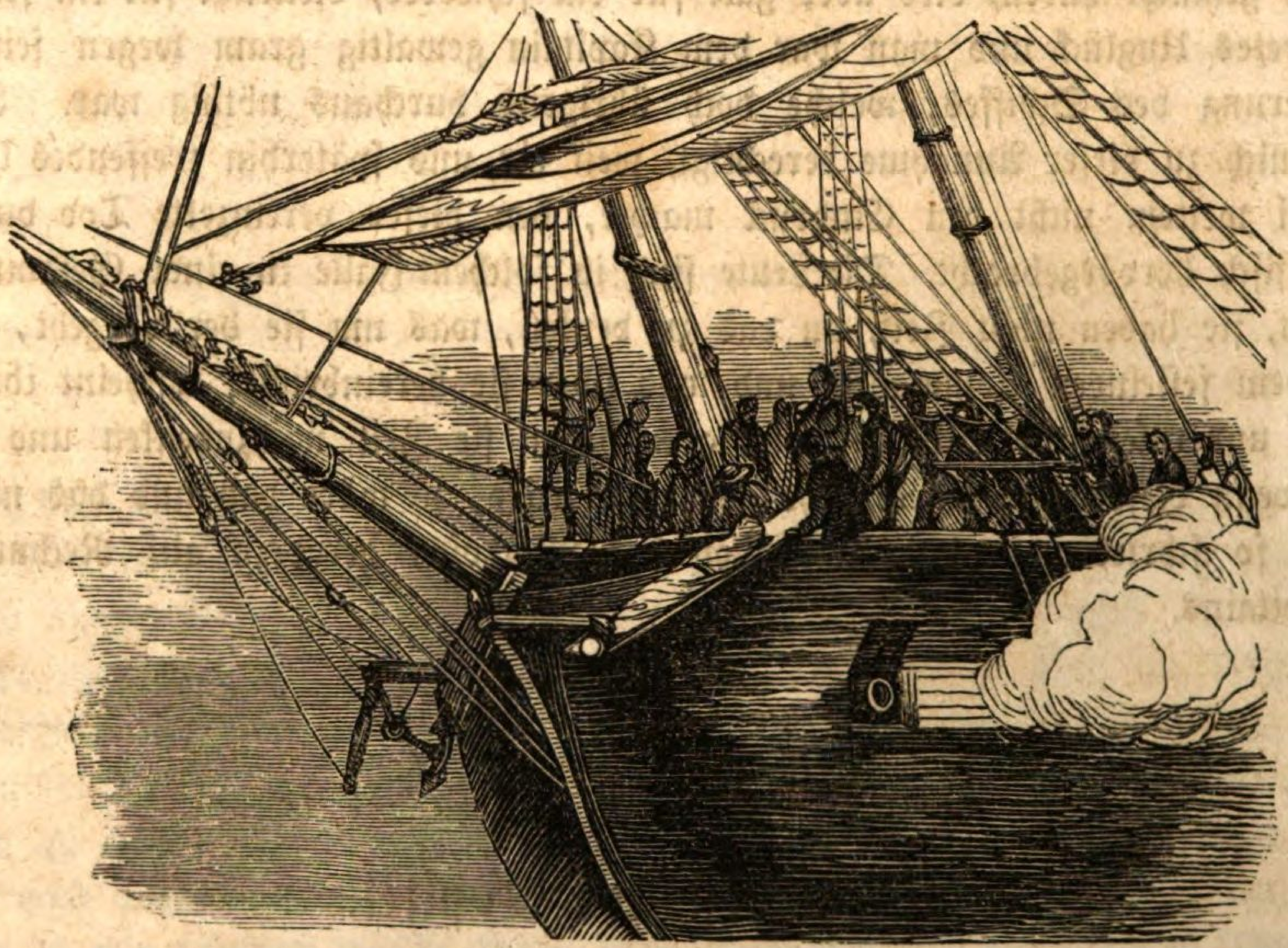
Fünfundachtzigstes Kapitel.

Der Matrose wird begraben. Windstille in der Nähe der Küste. Durchsichtigkeit des Meerwassers. Ein Anker wird ausgeworfen, die Segel werden beschlagen. Ein schöner Abend.

Diese Gewässer gehören zu den gefährlichsten des ganzen Oceans, nicht allein wegen der vielen Klippen, der noch unbekannten Untiefen, der die Fahrstraßen verändernden Korallenbauten, sondern auch der plötzlichen, mit verheerender Wuth auftretenden Stürme wegen, die den Reisenden völlig wehrlos überraschen, man nennt dieselben Fallwinde und vor dem Fallwinde hat der Matrose weit größere Angst als vor einem harten Sturm.

Wir hatten das Unglück, von einem solchen überfallen zu werden, und auch hier geschah es so urplötzlich, so ohne alle Vorbereitung, daß wir einen gewaltigen Schaden dadurch erlitten.

Es war am Tage nach dem Tode des unglücklich amputirten Matrosen, als sein Begräbniß mit einer gewissen Feierlichkeit veranstaltet werden sollte. Die Hitze unter dem Aequator gestattet nicht die längere Aufbewahrung einer Leiche, gestattet nicht die mehrere Tage lange Ausstellung derselben im Sarge und was sonst noch mehr nach der Schicklichkeit, wie sie sich einmal unter den Leuten festgesetzt hat, um dem Anstande und der Ehre derselben Genüge zu thun; wir hatten mithin auch nur 24 Stunden gewartet, dann wurde der brave Mann in ein Stück Segeltuch genäht, auf ein Brett gebunden und somit vorbereitet zum Eingehen in sein letztes Haus, zum Versinken in das Meer. Zu diesem Behufe wird dem Verstorbenen jederzeit ein tüchtiges Stück Eisen, ge-



Der vom Haifisch verwundete Matrose wird begraben.

wöhnlich eine 15- bis 20pfündige Kanonenkugel zu Füßen der Leiche mitgegeben und dann wird sie unter gewissen Ceremonien in das Meer gesenkt. Es versammeln sich die Bewohner des Schiffes in ihren besten Kleidern auf dem Verdeck, einer von ihnen pflegt gewöhnlich den Geistlichen vorzustellen, wenn ein solcher nicht an Bord des Schiffes ist, er hält für den Verstorbenen eine Rede, erzählt natürlich, was für außerordentliche Eigenschaften der brave Mann gehabt hat, dann wird die Leiche auf den Bord des Schiffes gehoben, Alle entblößen die Häupter, beten ein Vaterunser, die Matrosen, welche die Leiche halten, schieben sie weiter hinaus, geben ihr allmälig eine immer mehr senkrechte Richtung und wenn das Vaterunser beendet ist, läßt man den auf das Brett ge-

bundenen Leichnam los und er versinkt sofort tief unter das Wasser. Hat das Schiff Kanonen, so werden ein paar derselben zur Ehre des Verstorbenen gelöst, noch ein stilles Vaterunser wird gebetet und dann kehrt die Mannschaft in feierlicher Stille zu ihren Geschäften zurück.

Wir hatten in dieser Weise der traurigen Pflicht genügt, es war nach und nach eine völlige Windstille eingetreten, die Leute hatten mithin Nichts zu thun, das ist immer das Schlimmste, was der Mannschaft eines Schiffes begegnen kann, besonders nach solch einem Trauerfall; die Menschen sind sich selbst zu sehr überlassen, können nachdenken und kommen dabei auf ganz unnöthige Gedanken; so mochte es auch hier sein, die Leute standen umher einzeln oder in kleinen Gruppen und sahen in das Wasser, der Meeresboden war deutlich sichtbar, das hatte etwas Erschreckendes, wir befanden uns zwar nahe an der an sich sehr flachen Küste des nordwestlichen Borneo, aber man glaubte doch, es müsse eine Bank sein, auf welcher das Schiff stehe. Das Senkblei wurde herabgelassen, es zeigte 13 Faden, d. h. nahezu 80 Fuß, bei solcher Tiefe ist immerhin Nichts zu fürchten. Doch setzte die wunderbare Durchsichtigkeit des Wassers wirklich in großes Erstaunen, man konnte die Pflanzen am Boden des Meeres, die wunderbaren, die langgestreckten Fucus vollkommen deutlich erkennen, man sah die Fische darin hin und her schweben, vor einander entfliehen, einander ergreifen, mit einander kämpfen und man sah mit äußerstem Schrecken sogar den soeben hinabgelassenen Kameraden am Boden des Meeres stehen. Durch das Gewicht an seinen Füßen waren diese letzteren auf dem Grunde des Meeres festgehalten, der Körper aber leichter als das Seewasser und noch leichter durch das daran befestigte Brett schwebte aufrecht und schien hin und her zu schwanken, als wolle er empor zu seinen Kameraden. Dieses erfüllte mit wahrem Grauen, setzte die Leute in Angst und es war, als ob die Hand des Todes sich über Alle ausgebreitet, sich über das Schiff gestreckt habe, denn ein Jeder war in einer Aengstlichkeit, deren Grund er sich nicht angeben konnte und die doch auf die peinlichste Weise auf ihn einwirkte und sich mittheilte, wie eine ansteckende Krankheit.

Der Kapitain sagte, wenn der Teufel uns nur einen kleinen Sturm heraufführen möchte, damit wir etwas zu thun bekämen, allein dazu war kein Anschein vorhanden. Schon vier oder fünf Tage hatten wir äußerst wenig, hatten wir einen sehr schwachen Wind gehabt, nachgerade war er nun ganz erloschen und jetzt bei der eingetretenen Windstille sollte nun eben die Ausbesserung vorgenommen werden. Nun war der Himmel so klar, daß man die weit in die Küsten hinein hinter dem Sumpfe liegenden Bergzüge erkennen konnte als seien sie am Strande gelegen. Der Himmel hatte einen warmen Ton, wie man ihn nicht auf der See sondern auf dem Lande häufig wahrnimmt wenn die Atmosphäre höchst trocken, man möchte beinahe sagen staubig ist. Dies gab auch dem aufgehenden Monde eine auffallend dunkelrothe Färbung, aber dieses Alles machte

auch auf die Matrosen einen ängstlichen Eindruck, wie die Vorahnung eines schweren Unheils, das derselben folgen soll.

Da wir so sehr nahe am Lande waren, da wir die Strömungen des Meeres nicht beurtheilen konnten und da endlich die trübselig Neichtsthuerei der Leute gebrochen werden mußte durch irgend eine Arbeit, so befahl der Kapitain, das Anker fallen zu lassen und alsbald war auch eine gewisse Rührigkeit eingekehrt unter den Leuten, die nur eines solchen Aufrufs bedurft hatten, um zu der gewohnten Thätigkeit zurückzukehren. Daß der Kapitain hierin Recht gehabt, sich vor den Strömungen zu bewahren, bewies der Umstand, daß die Ankerboje, eine mit langem Tau am Anker befestigte Tonne, welche anzeigt, wo der sichernde Eisenklotz liegt, sich alsbald von dem Schiffe entfernte, so daß wir, obschon in völliger Windstille, doch keineswegs ruhig an einem Punkte lagen, sondern von einer unsichtbaren Macht, von der Strömung fortgeführt wurden. Unsichtbar und zugleich unberechenbar in ihrem vorhandenen Wirken.

Die Thätigkeit, in welche die Matrosen versetzt wurden, hatte eine fernere wohlthätige Wirkung, die Schlaffheit, die Gleichgültigkeit ließ nach und es trat an deren Stelle Aufmerksamkeit und die bei den Matrosen und allen Denen, deren Existenz von Zufall und Glück abhängig ist, so allgemein verbreitete Besorgniß um ungünstige Vorbedeutungen. Man sah den klaren Himmel, man sah den rothen Mond, es wurde dunkel und doch leuchteten keine Sterne, kein Wölkchen war am Himmel und doch war derselbe nicht durchsichtig und dazu kam die unbegreifliche Durchsichtigkeit des Meeres — was bedeutet das? Ein Jeder fühlte, da mußte irgend Etwas sein, eine Vorbedeutung, eine Besorgniß erregende Zukunft, von der Keiner wußte was sie bringe und welche doch Jeder fürchtete weil der gegenwärtige Zustand ein unregelmäßiger war, ein ungewöhnlicher, und daher eine erhöhte Aufmerksamkeit auf Alles rings umher, welche zerstreute, welche die unangenehmen Eindrücke der vergangenen Stunden verwischte.

Dem Kapitain, der durch und durch Seemann, folglich ebenso abergläubig war als der letzte Matrose, kam die Stille und Ruhe durchaus verdächtig vor und er frug sich ebenso gut wie alle anderen, was bedeutet das, allein gleichzeitig lag in der Frage doch immer etwas nicht ganz Thörichtes, es konnte möglicherweise diese Windstille, diese unglaubliche Ruhe der Natur einen Sturm bedeuten, sie konnte der Vorbote irgend einer entsetzlichen Revolution in der Atmosphäre sein und er war klug genug, sich darauf vorzubereiten, er ließ mithin die sämmtlichen Matrosen eiligst an eine Arbeit gehen welche man sonst nicht eben dringend nöthig findet, wenn es sehr windstill ist. Die Segel wurden sorgfältig eingenommen, wurden nicht nur gerefft und doppelt gerefft, d. h. mit den Refbändern beschlagen, so daß es einer gehörigen Arbeit bedurfte, um sie wieder zu lösen, sondern sie wurden auch noch mit den sogenannten Seisingen belegt, d. h. breite Leinen oder Salbänder, Gurte von Handbreite und beträchtlicher Stärke wurden um Rahen und Segel zusammengewickelt, so daß

die letzteren nicht an den ersteren hingen, lediglich vermöge der Schleifen, die an einer Seite des Segels blos zu diesem Behufe angenäht sind, in welchem Falle sie allerdings durch einen plötzlichen Windstoß von ungewöhnlicher Stärke abgerissen werden können, sondern durch die spiralförmige Umschlingung mittelst des handbreiten Gurtes eine compacte Masse bilden, in deren Mitte derjenige Querbaum liegt, den man Rah nennt.

So sahen wir mit einer gewissen Ruhe den nächsten Stunden entgegen, obschon keineswegs in einer solchen Stimmung, wie wir gewohnt waren uns deren zu erfreuen. Gedrückt war dieselbe immer, es fühlte ein Jeder, daß irgend Etwas uns bevorstehe und wenn auch Keiner sagen konnte, was, so hatte doch Jeder ein ganz dumpfes, durch Nichts motivirtes Gefühl von einem nahenden Unheil.

Der Abend verging und es wäre allerdings Zeit gewesen, schlafen zu gehen, Einer und der Andere versuchte es, ging hinunter zu seiner Hängematte, kam aber sehr bald auf das Verdeck zurück. Oben auf dem freien Raum nirgends durch ein Segel oder ein Zeltdach geschützt, war es sehr schwül, unter dem Verdeck aber war es nicht auszuhalten. Jedenfalls that die Einbildung viel, sicher war die Temperatur nicht bedeutend höher als oben, aber die Isolirung und die Beschränkung des Raumes that das Ihrige, um den Glauben zu erwecken, dort unten sei es so heiß wie in einem Backofen und man brauchte nur eine Stunde dort auszuhalten, um als gar gekocht heraufgetragen zu werden.

So saßen wir denn ziemlich all zusammen oben, Matrosen und Soldaten vorn, und auf dem größten Theile des Ober- und Halbdecks die Offiziere und Passagiere — sogar zum Verwundern, der Supercargo, seine drei Schönen und sein junger hübscher Bedienter unter ihnen, auf dem Hinterdeck und auf der Kajüte.

Obschon nun die Gesellschaft eine erträglich zahlreiche war, so wollte doch kein rechtes Gespräch in Gang kommen, man saß vereinzelt oder paarweise umher, man schaute in die Wellen, die jetzt ihr nächtliches graues Kleid angelegt hatten, einer und der andere hatte auch wohl eine Cigarre angezündet und sah den Wolken nach, die er entsendete mit Gedanken oder ohne Gedanken, je nachdem — die alte Hieterkeit, welche sonst auf dem Schiffe herrschte, war nicht vorhanden.

Sechsundachtzigstes Kapitel.

Der Fallwind oder Simuhn. Furchtbare Wirkung desselben. Mehr als zwanzig Matrosen über Bord. Rettungsversuche. Das Schiff ist furchtbar beschädigt. Nothdürftige Ausbesserung desselben. Wir suchen einen Hafen, um das Schiff wieder gründlich seetüchtig zu machen.

„Was ist das?" frug der Kapitain, „es ist ja so hell. — Es wird ein Matrose Feuer geschlagen haben, denn die Helligkeit ist schon wieder verschwunden. — Nicht doch, sie kommt wieder. — Ach, es ist Wetterleuchten. — Wie dunkel es plötzlich wird — es senkt sich wie ein schwarzer Schleier auf das Schiff herab — plötzlich wieder hell! Und jetzt rabenschwarz. — Wo sind Sie denn hin, Herr Nachbar, ich sehe Sie ja nicht."

„Mein Himmel, ich stehe ja dicht neben Ihnen, aber freilich sehe ich Sie auch nicht."

„Das ist etwas schrecklich Aengstliches," rief der Supercargo mit zitternder Stimme, „das ist nicht natürlich, wir sind vielleicht Alle plötzlich nachtblind geworden."

In dem Augenblicke trat eine so furchtbare Helligkeit ein, daß ein Jeder bemerkte, er sei nicht blind, es war ein Blitz, nein, es waren Hunderte von Blitzen, die gleichzeitig und ununterbrochen nach einander losbrachen und das Firmament beleuchteten, die uns zeigten, welche schreckensbleiche Gesichter uns umstanden; während Jeder seinem Nachbar dasselbe Schauspiel darbot und die Helligkeit, der des schönsten Sonnenscheins gleich, nur dadurch von derselben zu unterscheiden war, daß sie nicht ruhig, sondern flimmernd erschien, fühlten wir Alle plötzlich das Schiff wie bei einem Erdbeben erzittern, es krachte in allen Fugen, wir auf dem Verdeck Befindlichen wurden sämmtlich zu Boden geworfen, wir klammerten uns Alle an die Wandten und Staggen, an die Schanzen, an das Compaßhäuschen, an die Thüren und die Luken fest, und in der That, es war nöthig, denn das Schiff, welches so ruhig lag, dessen Verdeck so horizontal stand, als wäre dieses durch sorgfältiges Nivellement bewirkt, stand plötzlich so schräg, daß es über die Schanzen Wasser schöpfte. Es richtete sich auf, um sich nach der entgegengesetzten Seite zu neigen und Alles, was darauf stand oder lag, dorthin zu rollen, nun wurde es wie von Geisterhand beim Steuer emporgehoben, wir glaubten Alle, es hinge senkrecht ganz frei in der Luft, mit dem Bugspriet tief in dem Wasser der schneeweiß aufschäumenden Wogen bohrend, da krachte das Schiff abermals in all seinen Fugen und stolz und übermüthig der Gewalt, die es empfunden, spottend, erhob sich der Bugspriet, als wolle er in dem schwarzen Himmel über uns ein Loch bohren, wie er es vorher zu thun versucht in den Meeresgrund unter ihm.

Die entsetzliche Helle, die geisterhaft gelbe und blaue Beleuchtung in fort-

währenden Zuckungen dieses gespenstigen Lichtes dauerte fort und das Schiff schoß dahin trotz zerbrochener Masten und trotz der zusammengewickelten Segel, denn das Ankertau war bei dem letzten Stoße, bei dem Emporschießen des Buges geborsten, gebrochen, als ob es ein verbrannter Faden gewesen, aber daß es ein solcher nicht war, zeigte die furchtbare Erschütterung, die das Schiff erlitt.

Einer jener gräulichen Fallwinde, welche man in den indischen Gewässern Simuhn nennt, war über uns gekommen, ein electrischer Proceß der Atmosphäre, bei welchem vielleicht viele hundert Kubikmeilen vernichtet werden, einen luftleeren Raum zurücklassen, in welchen sich nun von allen Seiten diejenige Luft stürzt, die rings umher gedrückt, von dieser Seite allein ohne eine Stütze ist — vielleicht auch etwas ganz Anderes, als das eben Gesagte, indem noch Niemand in die Geheimnisse der Entstehung dieser furchtbaren Stürme gedrungen ist, welche nur auf einen ganz kleinen Raum beschränkt sind und darum wohl viel hundert Mal öfter vorkommen, als sie bemerkt werden, dort aber, wo sie so auftreten, d. h. wo man unglücklicherweise in ihren Kreis geräth, das entsetzlichste Unheil veranlassen.

Auch bei uns war es schlimm genug hergegangen. Die sämmtlichen Stengen waren rasirt, waren abgebrochen, nur die Maststumpen standen aufrecht, aber selbst die Wandten waren zerrissen, denn die Schanzen, der Rand, welcher das Schiff umgiebt, die Brustwehr rings umher war fortgebrochen, ein wahres Glück, daß diese nicht in einem Stück mit den Rippen des Schiffes fortlief, sonst wäre dasselbe aus allen seinen Fugen gerissen worden, es wäre mitten auf dem Meere zu Grunde gegangen. Ach und das Schlimmere war noch, daß da fast alle Matrosen auf dem Verdeck gewesen waren, die überstürzenden Wogen eine gute Ernte gefunden hatten, eine große Anzahl war über Bord geschwemmt, wie sollte man sie retten?

Das Meer wogte in unzähligen kleinen spitzigen Wellen, wie man sich dieselben unter einer Wasserhose zu denken pflegt, es war weiß von Schaum und höchst unsicher, Boote hinab zu lassen, da kein Bord die zu solchem Behufe am äußersten Rande des Schiffes arbeitenden Leute mehr sicherte und gleichzeitig im Wasser der rettenden Boote Zerstörung harrte, denn die abgebrochenen Maststangen hingen an den daran befestigten Leinen, stießen mit Ungestüm gegen das Schiff und drohten zu zertrümmern, was zwischen diese und die Stengen kam und doch durfte man nicht wagen, die letzteren durch Kappen der Taue zu lösen, da, wie man deutlich erkennen konnte, die vom Verdeck geschwemmten Matrosen sich daran festhielten.

Der entsetzliche Aufruhr in der Atmosphäre hatte sich eben so schnell gelegt als er gekommen war, es machte sich kein Sturm mehr bemerklich, die ununterbrochenen Blitze hörten auf, und nur noch hin und wieder erleuchtete ein solcher die Atmosphäre, das Meer aber war stürmisch, war wüthend aufgeregt und beruhigte sich nicht so schnell als das Element, welches diese Aufregung

hervorgebracht und so mußte man denn, um die Leute nicht zu verlieren, doch Anstalten treffen, was unter den nöthigen Vorsichtsmaßregeln geschah und was auch so weit glücklich gelang, daß man zwei Boote wohlbehalten auf die Oberfläche des Wassers brachte, ein jedes mit sechs Ruderern, und es nun abtreiben ließ mit dem ausdrücklichen Befehl, zuerst diejenigen aufzunehmen, welche nicht Schutz gefunden hatten an einem der über Bord geflogenen Raaen oder Stengen, diesen aber zuzurufen, daß man auch sie einholen werde, sobald die völlig Hilflosen geborgen seien.

So gelang es denn mehr als zwanzig aufzufischen, wozu dann und wann ein Blitz leuchtete, gänzlich ohne Donner, indessen die Schiffslaternen das ihrige thaten, damit die Richtung nicht verloren werden könne. Man mußte nun auch daran denken, einen zweiten Anker fallen zu lassen, denn das Schiff trieb, und da die Segel theils gänzlich entführt, theils so beschlagen waren, daß man sie nicht entrollen konnte, da man bei den zertrümmerten Wandten nicht an den Masten emporzusteigen vermochte, so war das Schiff völlig dem Belieben der Strömung überlassen, es konnte nicht gelenkt werden, selbst wenn das Steuer nicht seine Dienste versagt hätte, welches aber leider geschah, da gleich bei dem ersten Windstoß die Ketten des Steuerrades gesprungen waren.

Der Anker fiel und das Schiff drehte sich in der Strömung ab und richtete seinen Bugspriet dahin, wo bis jetzt das Steuer gestanden hatte; wir lagen auf gutem, weichen Grunde und konnten die Boote einnehmen, welche unter den Geretteten auch zwei Leichen mit an Bord brachten, die, wie sich ergab, völlig zermalmt waren; es scheint, als habe der Simuhn sie mit solcher Gewalt gegen die Schanzbalken geschleudert, daß sie sich daran zerstaucht hatten, vielleicht war es in demselben Augenblick geschehen, wo eben diese Schanzen von dem Schiffe abgerissen wurden.

Die anderen Leute waren sämmtlich mehr oder minder beschädigt, verloren waren überhaupt die beiden an Bord gebrachten Leichen mitgerechnet sechs Menschen, ein herber Verlust — und doch, das war das Sonderbare, wovon ich in dem vorigen Kapitel gesprochen, machte dieser sechsfache Verlust bei weitem keinen solchen Eindruck, als ein paar Tage vorher der Tod des einen Matrosen durch den Haifisch. Dieses war ein Ereigniß, welches mit dem Seeleben gar zu sehr zusammenhing, denn der Tod durch den Haifisch schien keine Schickung, sondern eine Verschuldung eines einzelnen Menschen.

Als der Morgen kam, war das Meer so spiegelglatt und die Luft so ruhig wie vor dem entsetzlichen Ereigniß, nur hatte sie nicht jenes räthselhafte und unheimliche Aussehen, man fühlte, daß gegenwärtig alles in Ordnung sei, daß Windstille, Meer und Atmosphäre so aussehen könne und müsse und Niemand zeigte irgend eine Befürchtung. Die Boote wurden wieder ausgesetzt und nach der Stelle zurückgeschickt, wo unser Anker, der an der Boje zu erkennen, lag und wurde er auch aufgefunden. Der Zimmermann setzte sich und seine Gehilfen

in Thätigkeit, um aus dem vorhandenen Bauholz, das jedes Schiff in gehöriger Quantität mit sich führt, die Schanzen zu verfertigen, die über Bord geworfenen Stengen wurden herangeholt, die Wandten wieder gespannt und mit neuen Sprossen versehen, dann wurden die Stengen emporgebracht, auf den Mars gesetzt, wenn schon etwas verkürzt, da sie bei dem Abbrechen gesplittert waren, nun fügte man auch das Eselshaupt auf die Stengen und befestigte dadurch den zweiten Aufsatz; so ging es allgemach weiter, bis man schließlich das Schiff so erträglich reparirt hatte, daß es wieder als seetüchtig angesehen werden konnte. Der Anker war gefunden, mehrere Boote wurden den Auffindenden zu Hilfe geschickt, er wurde glücklich angeholt, Anker und Kabel wurden gerettet und am Schlusse aller dieser Bemühungen hatte das Schiff wieder ein so erträglich wohnliches Ansehen bekommen, daß ein Unkundiger demselben den erlittenen Schaden wohl kaum ansah, allerdings würde ein Schiffsbaumeister immer gefragt haben, warum die Masten so kurz und das Verhältniß der Stengen ein so sonderbares sei, denn hierin haben die Schiffsbaumeister einen ganz besonderen Scharfblick, aber wenn wir auch gewollt hätten, wir wären dennoch außer Stande gewesen, es besser zu machen, und wir dankten dem Himmel, daß wir so weit glücklich durchgekommen waren.

Unsere nächste Sorge war jetzt, einen Hafen zu erreichen, in welchem die nothdürftig ausgebesserten Havarien wieder vollständig zum Verschwinden gebracht werden konnten und dazu schien der Hafen von Borneo bei der Stadt gleichen Namens auf der Westküste von Borneo am geeignetsten, er war uns jedenfalls der nächste und durfte die erforderlichen Hilfsmittel wohl darbieten, deshalb wurde von unserem Standpunkte unfern des Cap Torong südwärts gesteuert, bis wir den großen Hafen, die Bay von Borneo erreichten, aber leider wurden unsere Wünsche und Hoffnungen so wenig erfüllt, daß wir noch unter der ganzen Last des erlittenen Schadens weiter und immer weiter südwärts steuerten, bevor wir so glücklich waren, ich will nicht sagen einen Hafen, wohl aber eine Flußmündung zu erreichen, in welche einlaufend wir nicht allein gegen die Stürme geschützt, sondern in welcher wir auch so weit mit den nöthigen Baumaterialien versehen wurden, als nöthig, um den erlittenen Schaden vergessen zu machen.

Siebenundachtzigstes Kapitel.

Die Stadt Borneo oder Baruni. Die Einwohner der Hauptstadt. Unglaubliche Menge von Crocodilen. Ein Stückchen Naturgeschichte über dieselben.

Die Stadt Borneo heißt eigentlich Baruni und hat eine gewisse Aehnlichkeit mit Venedig. Sie liegt ungefähr zehn deutsche Meilen von der Mündung

des gleichnamigen Flusses und man bedient sich hier kleiner, schlanker Kähne, um von einem Hause zum anderen zu gelangen. Aber obwohl sie in einem dicken, tiefen Sumpfe liegt, ist sie doch ganz mit einer starken Steinmauer umgeben. Die Häuser, von derselben Bauart, die wir bereits kennen, sind auf beiden Ufern des Flusses erbaut, Ebbe und Fluth entfernen und nähern sie dem Wasserspiegel. Die Festung liegt einige tausend Schritt von dem Flusse entfernt und wird von der Fluth nicht mehr erreicht. Die Häuser sind so leicht beweglich, daß es nicht große Schwierigkeiten macht, sie von einem Orte zum anderen zu transportiren, daher die Eingeborenen, auch wenn sie einen verheerenden Sturm ankommen sehen, ihre Bauten noch rechtzeitig auf diejenige Seite des Flusses bringen, welche unter dem Winde liegt, damit, wenn sie zerstört werden sollten, die Trümmer wenigstens nicht fortschwimmen, sondern vom Boden aufgelesen und zusammengesetzt werden können.

Die Häuser sind übrigens stark bewohnt, ihre Zahl kann höchstens 350 betragen, beherbergt aber 13- bis 14,000 Menschen. Ein Theil von den Einwohnern lebt allerdings nicht in festen Häusern, sondern auf Schiffen, gleich den Chinesen in der Mündung des Kantong-Flusses.

Der größte Theil der Einwohner besteht aus Malayen, der zehnte Theil aus Dajaks, welche aber den Islam angenommen haben. In wiefern dieses mit den eigentlichen Religionsgesetzen der Fall, will ich ungesagt lassen, aber die Gebräuche ahmen sie nach und es ist etwas eigenes um diesen Ernst, mit dem sie es thun. Bekanntlich beten die Moslems bei Sonnenaufgang und bei Sonnenuntergang knieend, indem sie das Haupt nach Mekka wenden. Ob sie das hier wirklich und richtig thun, will ich nicht gerade behaupten, denn ich habe auf Java die Fürsten gerade so gut wie die Bauern mit nach Osten gerichteten Gesicht ihr Gebet verrichten gesehen, ganz in derselben Weise, wie es die Araber in Algier thun, nur mit dem Unterschiede, daß für Algier Mekka wirklich im Osten liegt, für Java aber im Nord-Nordwesten und ich kann gar keinen Grund finden, warum die Malayen in Baruni klüger sein sollten, als die von Djakatara.

Es ist eine fleißige, sehr thätige und rüstige Bevölkerung, sie ist so lange vor Sonnenaufgang schon beim Ruder, beim Fischernetz oder der Angel, als sich wegen des ungenügenden Lichtes irgend thun läßt. So wie aber der Gebetverkündiger auf dem Thurme der Moschee erscheint und seinen Ruf an die Gläubigen erschallen läßt: „Gott ist Gott, es giebt nur einen Gott und dieser ist Gott (Allah) — Gott ist Gott, es giebt nur einen Gott und Mahomed ist sein Prophet," so fallen Alle, die von seiner Stimme erreicht werden, auf ihre Kniee und verrichten ihr Gebet, damit aber recht Viele ihn hören und Keiner das Gebet versäumt, so geht der Wächter auf der Gallerie des Thurmes umher, seinen Spruch wiederholend und dabei die beiden Hände so an den Mund hal-

am linken Ufer des Duson-Flusses liegt und wegen seines Reichthums an Fischen berühmt ist. Auf der Spitze des Bootes stand ein Mann mit dem Auswerfen des Netzes beschäftigt, als plötzlich der Rachen eines riesigen Crocodils aus dem Wasser auftauchte, den Mann bei den Füßen ergriff und unter Wasser zog.

In dem Boote befand sich der Bruder des Geraubten, er suchte die Richtung des zurückgewichenen Crocodils zu erkennen und fuhr demselben nach, wohl wissend, daß es in Kurzem würde auftauchen müssen. Es geschah auch und das Auge des Bruders hatte das Boot so glücklich gelenkt, daß dicht neben dem Kahne das Ungeheuer auftauchte und der Dajak, noch nicht erstickt, die Hände um Hilfe ausstreckte. Der Bruder erfaßte ihn augenblicklich und zog ihn in den Kahn, die beiden Anderen halfen den Unglücklichen festhalten und das Boot war breit genug, um von dem Unthier nicht umgerissen zu werden; da ergriff der Bruder ein scharfes Beil, sprang in das Wasser und versetzte dem Thiere einige so furchtbare Hiebe in den Hals, daß es seine Beute fahren ließ und der Unglückliche noch lebend in das Schiff gezogen werden konnte, doch wohl nicht zu seinem Glücke, denn die Beine waren so furchtbar zermalmt, daß er nach zweien Tagen unter gräßlichen Schmerzen starb. Der tapfere Bruder glaubt das Unthier tödtlich verwundet zu haben, allein es kam weder todt noch lebend zum Vorschein, eine Behauptung, die indessen weiter nichts sagen will, als man hat seiner nicht wahrgenommen.

Trotz dieser immerwährenden Unglücksfälle sind doch die Leute so unglaublich gleichgiltig gegen die Gefahr, daß man sich dies gar nicht erklären kann, wenn nicht dadurch, daß man, wenn auch nicht an solche Scenen, doch an den Gedanken der Gefahr gewöhnt wird. Es mag damit sein, wie mit den giftigen Schlangen, die alle die von ihnen heimgesuchten Völker sehr gut kennen und vor denen sie fliehen, wo sie dieselben sehen, d. h. nicht allein vor den giftigen, sondern vor allen ohne Unterschied. Dennoch gehen sie stets ohne die geringste Vorsicht barfuß durch die Wälder und Sümpfe, welche von den Schlangen wimmeln und es wäre nichts leichter, als sich gegen den Biß dieser Thiere zu schützen, eben durch Bekleidung der Füße mit Leder, aber gerade dieses thun die Eingeborenen nicht und wenn sie in ihrer närrischen Eitelkeit sich die drolligsten Anzüge verschaffen, so geschieht es doch niemals, daß sie sich Schuhe oder Stiefeln kaufen.

Der engländische Missionair und nachherige Bischof Marsden hat viel erzählt von der Zauberkraft der Crocodile, vermöge deren sie sich widerstandslos ihrer Beute bemächtigen sollen. Ich weiß nicht, was der gute Herr sich dabei gedacht hat, vergeblich habe ich mich bemüht, dafür ein Zeugniß aufzufinden. Die Eingeborenen, welche thatsächlich so abergläubig sind, wie nur irgend ein deutscher Bauer, wissen doch nicht das Allergeringste von einer solchen Zauberkraft, sie existirt so wenig wie bei den Schlangen, aber im Kopfe der Leute spukt allerdings Manches, was märchenhaft genug ist. Die Missionaire in Afrika

haben bemerkt, daß, wenn Löwen ein Lager von Reisenden angreifen, sie sich immer die Neger herausholen. Was mag der Grund dieser Erscheinung sein? — Gewiß nicht der Umstand, daß die Neger nackend gehen und die Europäer bekleidet, daß also der Löwe in diesen nackenden Menschen eine ihm natürlichere, näherliegende Beute findet, gewiß auch nicht der Umstand, daß die Ausdünstung der Neger so stark ist, daß sie allein vielleicht den Löwen aus großen Entfernungen herbeilockt, sondern vielmehr das Christenthum. Dieses gewährt, dieses schützt gegen die Raubthiere. Hierbei wäre nun zweierlei zu fragen, warum es in der Zeit seiner größten Reinheit, zur Zeit seines Beginnes einige Jahrhunderte nach Christi Geburt Diejenigen nicht schützte, die eben weil sie Christen waren, in der Arena zu Rom und an anderen Orten den wilden Thieren vorgeworfen wurden und ferner, warum denn die getauften Neger bei einem Anfalle des Löwen ebenso gut angefallen werden, als die nicht getauften — doch das sind allerdings Fragen, die nur ein Missionair beantworten kann.

Achtundachtzigstes Kapitel.

Heilighaltung der Crocodile. Sie sind mitunter die Ahnen einer malayischen Fürstenfamilie. Jagd der Dajaks auf die Ungeheuer. Das Crocodilfleisch eßbar. Zwei Unthiere im Kampf miteinander. Die Kunst, Crocodile zu ködern.

Aehnlich ist es auch mit der sogenannten Heilighaltung der Crocodile. Ich habe allerdings gehört, daß diejenigen, welche im Ganges hausen, heilig sein sollen und daß es besonderen Segen bringt demjenigen, der sich von ihnen fressen läßt, aber selbst dieses ist noch zweifelhaft und viele solche Geschichten rühren nur von der Neigung der Eingeborenen her, dem weißen Mann, der sich für so überaus klug hält, etwas vorzulügen und ihm zu beweisen, daß er eigentlich sehr dumm sei. In Indien kann möglicherweise wenn nicht der wirkliche Glaube an die Heilighaltung der Crocodile, so doch der eines heilbringenden Todes durch dasselbe vorhanden sein. Die Religion der Indier verlangt, daß das Alter der Jugend Platz mache, alte Personen sind ihnen nichts mehr nutz, können nichts mehr leisten, darum ist es verdienstlich, sich, wenn man alt wird, zu opfern, nicht indem man Gift, Dolch oder Strick braucht, sondern indem man sich der Möglichkeit zu sterben aussetzt, man wirft sich unter die Räder des Wagens, der den Gott Jagrenat fährt, man badet in dem heiligen Flusse, dem Ganges oder Bramputr und man wird dabei von einem Crocodil gefaßt, das sind heiligende Todesarten, aber das Crocodil ist darum nicht heilig.

Eine andere Meinung besteht hier indessen faktisch und in dieser Hinsicht fällt überhaupt Manches auf. Unter den Malayen besteht der Glaube, daß es

Crocodile gebe, in welche menschliche Seelen gebannt sind zur Strafe für große Verbrechen, z. B. für Meineid, besonders wenn er bei Leistung dieses (falschen) Eides die Versicherung abgegeben, seine Seele möge in ein Crocodil fahren, wenn das nicht wahr sei, was er geschworen.

Dergleichen Verbrecher werden nun dadurch bestraft, daß sie nach ihrem Tode auf hundert oder ein paar hundert Jahre in ein Crocodil fahren. Solche Crocodile sollen nun auch noch dadurch besonders gefährlich sein, daß sie sich unsichtbar machen, um mit desto größerer Sicherheit für ihre verehrte Person in der Nähe von Dörfern hausen zu können. Aehnliches wird besonders auf Java und Sumatra von den Tigern geglaubt, nur sind diese mit dem Titel Dorftiger bezeichneten Raubthiere nicht gefährlich, sie werden nämlich mit allen Abfällen von geschlachteten Thieren förmlich gefüttert, sind daher nicht mehr räuberisch und fallen die Heerden nicht an, gehen auch ohne Besorgniß durch ein Dorf hin, in dessen Nähe sie hausen und auf solchem Gange werden sie jederzeit mit etwas beschenkt. Zum Dank dafür halten sie nun die Umgegend rein von anderen Tigern und liefern oft blutige Kämpfe gegen dieselben. Solch ein Dorftiger wird nicht angegriffen, er ist, wenn auch nicht heilig, so doch der anerkannte Wohlthäter des Dorfes, allein ein Crocodil dieser Klasse ist eine Bestie, welche ihren hohen Beruf ganz verkennt und ihren menschlichen Inhalt, die Seele des Verbrechers nur benutzt, um mit desto größerer Sicherheit zu rauben und zu morden.

Auf der Insel Timor und zwar in derjenigen Gegend, welche jetzt die Stadt Kupang einnimmt, lebte eine Fürstenfamilie, welche das Glück hatte, von solch einem menschlichen Crocodil abzustammen, daher war es dort Sitte, daß großen Crocodilen von Zeit zu Zeit Thiere zum Opfer gebracht wurden, besonders Schweine mit rothen Borsten. Bei einer jeden Thronbesteigung in diesem Stamme wurden aber Menschen geopfert. An einer gewissen Stelle des Ufers wurden die Crocodile so regelmäßig gefüttert, daß sie gleich den Karpfen in einem Teich auf gewisses Lockzeichen herbeikamen. Am Tage der Thronbesteigung versammelte sich nun der Hof an dieser Stelle, nicht nur die Vornehmen des Reichs, sondern auch Tausende von Zuschauern waren dabei, und wenn der Herrscher erschien, so wurde ein junges Mädchen an Händen und Füßen gebunden, aber mit Blumen geschmückt, in eine Vertiefung des felsigen Ufers gelegt und darauf wurde durch einen der vornehmsten Krieger das Zeichen gegeben, worauf das größte und keckste Crocodil herbeigerudert kam, das unglückliche Opfer unter Wasser zog und dann, nachdem dasselbe ertränkt war, wieder an die Oberfläche kam und es in Gegenwart sämmtlicher Zuschauer verspeiste.

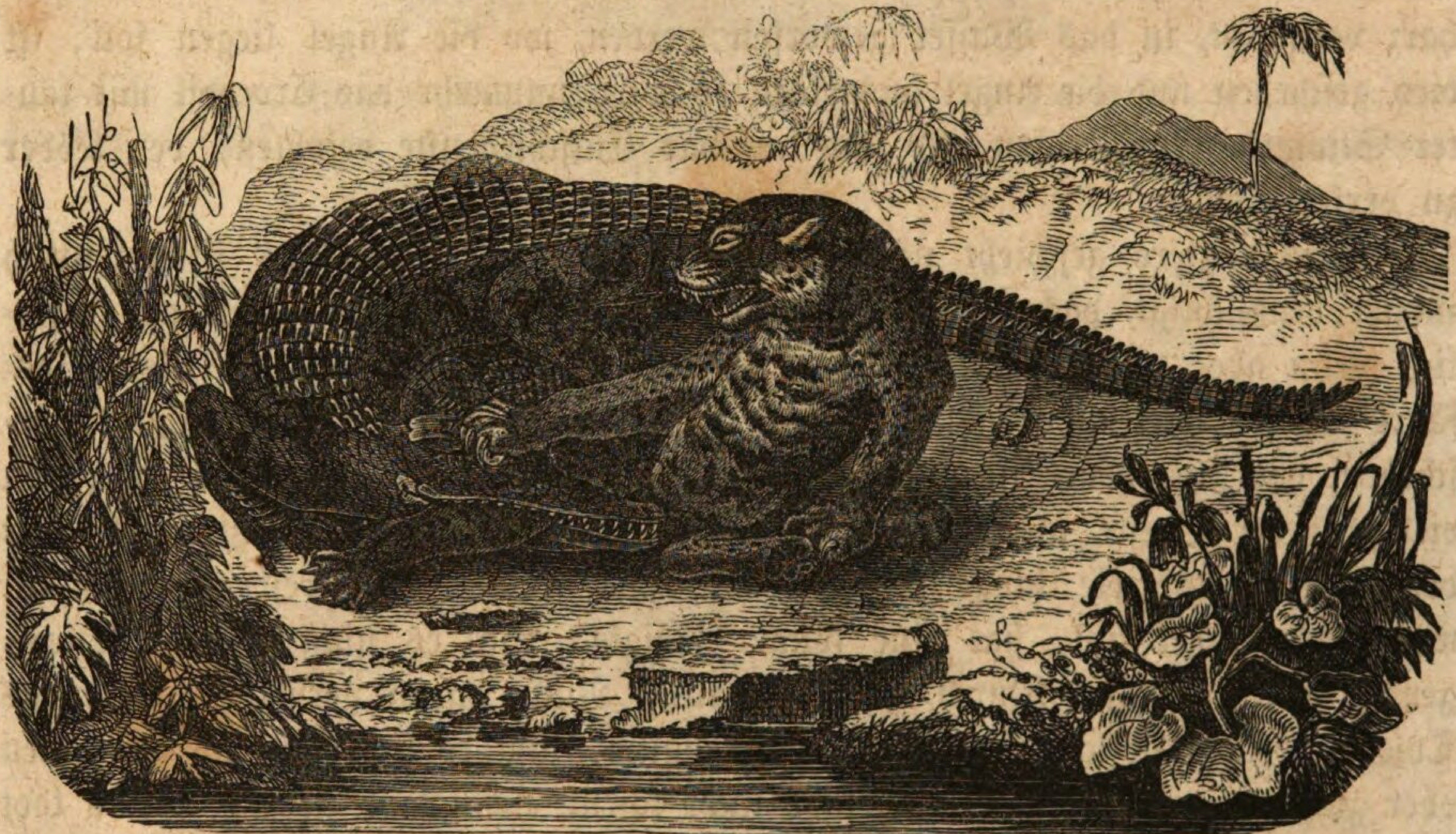
Das letzte abscheuliche Opfer dieser Art wurde im Jahre 1801 zu Kupang gebracht, seit dieser Zeit ist dergleichen nicht mehr geschehen.

Die Dajaks, die nicht malayischen Eingeborenen, verfolgen, wie ich oben angeführt habe, das Crocodil seines Fleisches wegen und in der That haben sie

nicht Unrecht, denn es schmeckt wie das der großen Seeschildkröte. Um es zu erlangen, bedienen sie sich mancher List. Eine der originellsten ist die folgende: Alle wilden Thiere haben bekanntlich ihre bestimmten Plätze, welche sie zu gewissen Zeiten besuchen, der Jäger nennt dieses Wechsel. Solche Stellen haben auch die Crocodile, sie besuchen besonders um die Mittagszeit gern das Land, um sich im Sonnenschein zu braten und sie thun dies stets am selben Orte. Die Dajaks, welche ein Crocodil fangen wollen, bestreichen ein großes langes Brett aus leichtem Holz oder noch besser, sie bestreichen vier oder fünf aneinander befestigte Bambusstäbe mit Harz, welches in der Sonne erweicht, beinahe schmilzt. Diese Veranstaltung wird auf die Stelle gelegt, wo das Crocodil gewöhnlich seinen süßen Mittagsschlaf hält. Dasselbe kriecht nun dahin. Naß wie es aus dem Wasser kommt, würde es nicht ankleben, allein es wischt seinen Körper auf dem Wege nach der Schlafstelle gründlich ab und hat nur noch Sand und Staub an seinem breiten Leibe. Wenn das Thier auf der richtigen Stelle angekommen ist, so läßt man ihm genügend Zeit, um mit den klebenden Harzmassen zusammenzuwachsen, das weiche Harz sitzt sehr bald fest an dem trocken gewordenen Körper und erstarrt unter der niedrigen Temperatur desselben. Wenn man dieses für geschehen erachtet, so kommen die Jäger herbei, um es zu tödten. Auch im Schlaf hört dasselbe gut genug, um die Gefahr zu bemerken, sind die Leute also nicht sehr vorsichtig, so wird es aufgescheucht und entflieht, aber sehr ungeschickt und schwerfällig wie ein Hund, dem ein Knüppel am Halse hängt. Wenn es ihm nun gelingt, in das Wasser zu kommen, so kann es nicht gut untertauchen, die Stiche und Hiebe, die es am Lande nicht erhalten hat, sind ihm, in das Wasser verfolgt, immer noch sicher, aber waren es nicht Bretter, welche man als Falle anwandte, sondern Rohre, so kann es nicht nur keineswegs untertauchen, sondern es wird noch dazu umgekehrt, auf den Rücken gekehrt und die leicht verwundbare Bauchseite ist nun den Lanzenstichen preisgegeben. Diese Methode ist besonders dort eine gut angewendete, wo es den Crocodilen nicht an reichlicher Nahrung fehlt, wo sie also auf den Köder nicht beißen. Wo dieses nicht der Fall ist, wo sie öfters Noth leiden, da pflegt man sie mit Angeln zu fangen, welche übrigens meistens aus Holz bestehen. Es wird ein Doppelkegel ziemlich gut zugespitzt, mit einem starken Tau in der Mitte umwunden, dann wird ein todter Hund oder ein anderes kleines Thier so daran gebunden, daß die beiden Spitzen dadurch verdeckt sind. Nunmehr legt man den Köder an eine Stelle, welche die Crocodile häufig besuchen und läßt sie bis zur Nachtzeit liegen, bei Tage beißen die Krokodile nämlich niemals auf einen Köder. Sobald das Thier die Beute gefaßt hat, bohrt es sich die Spitzen des Holzes durch die Kinnladen und hat es seinen Rachen gehörig weit aufgesperrt, so kann dieses so nahe am Grunde des Rachens geschehen sein, daß es sich beim Zubeißen die eine Spitze bis in das Gehirn treibt. In diesem Falle hat man wenig Arbeit damit. Wenn dieses aber nicht

der Fall, so haut das Crocodil gewaltig um sich und es wird dann höchst gefährlich, ihm zu nahen, man sucht durch vorsichtiges Anspannen des Taues das Unthier aufs Land zu ziehen, wo es sich fürchterlich abarbeitet, um schließlich, wenn es sich völlig ermüdet hat, todtgestochen zu werden.

Wo die Eingeborenen das Fleisch dieser Thiere nicht essen, da es z. B. unter den Malayen für ebenso unrein gilt, wie das des Schweines, da wird auch auf die Thiere nicht Jagd gemacht, es sei denn etwas zu rächen, wenn z. B. ein Rind oder ein anderes Hausthier oder ein Mensch geraubt worden ist, dann versammeln die Malayen sich zu einer lange, oft monatelang dauernden Jagd auf die Crocodile und dann wird alles Mögliche gethan, um die Unthiere zu bestrafen, denn die Malayen sind überzeugt, daß die Crocodile sehr wohl wissen,



Zwei Unthiere im Kampf mit einander.

wie Unrecht sie thun, sehr wohl wissen wie sie sich von Fischen zu nähren, Menschen und Landthiere aber in Ruhe zu lassen haben. Wenn sie nun schändlich und tückisch genug sind, um dennoch solche Raubthaten zu begehen, so können sie es nicht übel nehmen, wenn man sie und ihre Verwandten dafür züchtigt.

Mitunter kommt es vor, daß zwei Räuber zu gleicher Zeit untergehen, einer durch den andern, z. B. ein Crocodil und ein Tiger. Die Zeichnung giebt einen solchen Fall, wo ein Tiger nach dem Flusse kam, um zu trinken und er von dem nach seinem Element zurückkehrenden Crocodil am Hinterschenkel erfaßt wurde. Dieser war allerdings sofort zermalmt, aber der Landräuber gab sich dem Wasserräuber nicht so unbedingt, wenigstens nicht so unbestraft hin, er hieb mit seinen Pranken nach dem Kopfe des Crocodils, was freilich daraus sich nicht

viel zu machen brauchte, wenn nicht zufällig auch in diesem Kopfe die Augen gewesen wären, welche durch die scharfen Krallen des Tigers herausgerissen wurden, so daß das Ungeheuer in seinem Schmerz sich solchergestalt krümmte, daß man glaubte, es habe auf einmal die ganze Steifigkeit verloren. So wurde der Tiger gelähmt und das Crocodil geblendet und Beide wurden für immer unschädlich gemacht.

Das Legen der Köder ist durchaus nicht ohne Gefahr und darum wird es stets mit eigenen Ceremonien unternommen. Derjenige, der es thun soll, muß sich sieben Tage lang hüten, irgend eine Speise zu kauen, weil sonst das Crocodil dasselbe thun und dadurch den Köder abfressen würde, ohne die Angel als gefährliche Zugabe zu berühren; er muß alle Speisen verschlingen, damit das Crocodil dasselbe thue. Nun müssen auch noch Reiskörner, mit Benzoeharz vermischt, in das Wasser geworfen werden, wo die Angel liegen soll; ist dies geschehen und die Angel ausgelegt, so wird nunmehr das Crocodil mit lauter Stimme herbeigerufen und ihm auf das Entschiedenste befohlen, den Köder zu verschlingen.

Dies Letztere geschieht nämlich wirklich oft genug und das ist eigentlich immer beabsichtigt, das Spießen der hölzernen Angel im Rachen ist nur zufällig, wenn aber das Crocodil hungrig ist und in seiner Gier auf die Beute losfährt und sie wirklich verschlingt, dann ist dasjenige, was man beabsichtigt, geschehen, das Ungeheuer ist unter allen Umständen gefangen, denn ein Holz von viel größerer Breite als die Weite seines Schlundes beträgt, sitzt im Körper des Thieres und die lange Kletterpalme, aus welcher das Seil geflochten ist, woran die Angel sitzt, hat eine solche Zähigkeit daß es nicht so leicht durchgenagt werden kann. Durch einige gewaltige Rucke daran verwundet man das Thier inwendig absichtlich so stark wie möglich, läßt es sich innerlich verbluten oder zieht es, wenn man die Gefahr nicht scheut, an's Land heraus um es todt zu stechen und zu schlagen, dies allerdings ist kein Spaß und es wird deshalb auch nur in seltenen Fällen geschehen.

Es giebt verschiedene Species von Crocodilen, nicht allein unterscheiden sich das afrikanische vom amerikanischen und das afrikanische von dem Gangescrocodil, welches ein Gavial ist, sondern es sind auch unter den indischen Crocodilen noch verschiedene Species und ebenso scheint es auf Borneo zu sein. Ich habe zwar nicht Gelegenheit gehabt, viele verschiedene Thiere todt neben einander zu sehen und sie zu vergleichen, aber oft genug habe ich sie hier und an verschiedenen anderen Orten der Insel gesehen, um mich zu überzeugen, daß sie in Form ihrer Schuppen oder Schilder, in Form des Kopfes und des Rachens, daß sie in Stellung ihrer Extremitäten, im Verhältniß der Breite zur Länge und in der Farbe auffallend von einander verschieden waren. Daß es darunter eine Species gebe, welche die Menschen nicht angreife, ist nach meiner Ueberzeugung eine Fabel, wiewohl es Gegenden giebt, wo allerdings die Menschen

sich in vollkommener Sicherheit in dem von Crocodilen bewohnten Flusse baden können, aber nicht weil die dort wohnende Crocodilspecies das Menschenfleisch verschmäht, sondern weil sie eine solche unglaubliche Menge Nahrung findet, daß sie nicht nöthig hat, die Menschen anzugreifen. Die Pangerangs solcher Orte behaupten aber allerdings, daß es ihre Zauberkraft sei, welche die Crocodile hindert Menschen zu ergreifen und sie lassen sich diesen Schutz gut bezahlen.

Neunundachtzigstes Kapitel.

James Broke und seine Wirksamkeit auf Borneo. Er steht einem der Sultane in seinen Kämpfen bei und erhält dafür die Fürstenwürde. Versuch, das Räuberwesen bei den Malayen abzuschaffen.

In dem durchaus elendesten Zustande mußten wir die Stadt Borneo verlassen und uns eine beträchtliche Strecke längs der Westküste von Borneo südwärts bewegen, bis wir endlich in Sarawak, ganz nahe dem Aequator gelegen, einen gastlichen Hafen fanden in welchem Alles geleistet werden konnte, was wir für unsern traurigen Nothfall bedurften. Es befindet sich hier ein europäischer Fürst, ein Engländer, der die malayische Fürstenwürde erhalten hat und der ein großes Stück Landes unabhängig regiert. Der Mann wurde im Jahre 1803 in sehr untergeordneten Verhältnissen geboren, aber nach der thörichten Eitelkeit der Engländer welche so hochmüthig sind auf ihre Freiheit, weiß doch dieser vernünftige Mann seine Abkunft von Baronets und Lordmayors herzuleiten, gerade wie Humfry Davy es versuchte, seine Würde dadurch zu erhöhen, daß er seine Vorfahren zu gewaltigen Freisassen machte, als ob es nicht eine bei weitem größere Ehre wäre, daß der Sohn eines erbärmlichen, heruntergekommenen Holz- und Formschneiders, der nicht einmal die nothdürftigste Schulerziehung erhalten konnte, es zu solchen wissenschaftlichen Ehren gebracht, so daß man seinen Namen mit mehr Hochachtung nennt überall wo die Erde civilisirte Menschen trägt, als wenn sein Vater ein Baronet oder ein Herzog gewesen wäre.

James Broke nahm engländische Seedienste und ging als Cadet nach Indien. In dieser Eigenschaft wurde er auf Borneo verwundet und mußte nach England zurückkehren, um sich dort heilen zu lassen.

Er ging abermals in Seedienst und wieder nach Indien, verließ aber Calcutta im Jahre 1830, um einer Luftveränderung wegen nach China zu gehen. Bei dieser Reise lernte er den indischen Archipel kennen, studirte, um sich zu unterrichten, die besten Werke darüber und fand, daß sie so dürftig waren, daß

des gleichnamigen Flusses und man bedient sich hier kleiner, schlanker Kähne, um von einem Hause zum anderen zu gelangen. Aber obwohl sie in einem dicken, tiefen Sumpfe liegt, ist sie doch ganz mit einer starken Steinmauer umgeben. Die Häuser, von derselben Bauart, die wir bereits kennen, sind auf beiden Ufern des Flusses erbaut, Ebbe und Fluth entfernen und nähern sie dem Wasserspiegel. Die Festung liegt einige tausend Schritt von dem Flusse entfernt und wird von der Fluth nicht mehr erreicht. Die Häuser sind so leicht beweglich, daß es nicht große Schwierigkeiten macht, sie von einem Orte zum anderen zu transportiren, daher die Eingeborenen, auch wenn sie einen verheerenden Sturm ankommen sehen, ihre Bauten noch rechtzeitig auf diejenige Seite des Flusses bringen, welche unter dem Winde liegt, damit, wenn sie zerstört werden sollten, die Trümmer wenigstens nicht fortschwimmen, sondern vom Boden aufgelesen und zusammengesetzt werden können.

Die Häuser sind übrigens stark bewohnt, ihre Zahl kann höchstens 350 betragen, beherbergt aber 13- bis 14,000 Menschen. Ein Theil von den Einwohnern lebt allerdings nicht in festen Häusern, sondern auf Schiffen, gleich den Chinesen in der Mündung des Kantong-Flusses.

Der größte Theil der Einwohner besteht aus Malayen, der zehnte Theil aus Dajaks, welche aber den Islam angenommen haben. In wiefern dieses mit den eigentlichen Religionsgesetzen der Fall, will ich ungesagt lassen, aber die Gebräuche ahmen sie nach und es ist etwas eigenes um diesen Ernst, mit dem sie es thun. Bekanntlich beten die Moslems bei Sonnenaufgang und bei Sonnenuntergang knieend, indem sie das Haupt nach Mekka wenden. Ob sie das hier wirklich und richtig thun, will ich nicht gerade behaupten, denn ich habe auf Java die Fürsten gerade so gut wie die Bauern mit nach Osten gerichteten Gesicht ihr Gebet verrichten gesehen, ganz in derselben Weise, wie es die Araber in Algier thun, nur mit dem Unterschiede, daß für Algier Mekka wirklich im Osten liegt, für Java aber im Nord-Nordwesten und ich kann gar keinen Grund finden, warum die Malayen in Baruni klüger sein sollten, als die von Djakatara.

Es ist eine fleißige, sehr thätige und rüstige Bevölkerung, sie ist so lange vor Sonnenaufgang schon beim Ruder, beim Fischernetz oder der Angel, als sich wegen des ungenügenden Lichtes irgend thun läßt. So wie aber der Gebetverkündiger auf dem Thurme der Moschee erscheint und seinen Ruf an die Gläubigen erschallen läßt: „Gott ist Gott, es giebt nur einen Gott und dieser ist Gott (Allah) — Gott ist Gott, es giebt nur einen Gott und Mahomed ist sein Prophet," so fallen Alle, die von seiner Stimme erreicht werden, auf ihre Kniee und verrichten ihr Gebet, damit aber recht Viele ihn hören und Keiner das Gebet versäumt, so geht der Wächter auf der Gallerie des Thurmes umher, seinen Spruch wiederholend und dabei die beiden Hände so an den Mund hal-

am linken Ufer des Duson-Flusses liegt und wegen seines Reichthums an Fischen berühmt ist. Auf der Spitze des Bootes stand ein Mann mit dem Auswerfen des Netzes beschäftigt, als plötzlich der Rachen eines riesigen Crocodils aus dem Wasser auftauchte, den Mann bei den Füßen ergriff und unter Wasser zog.

In dem Boote befand sich der Bruder des Geraubten, er suchte die Richtung des zurückgewichenen Crocodils zu erkennen und fuhr demselben nach, wohl wissend, daß es in Kurzem würde auftauchen müssen. Es geschah auch und das Auge des Bruders hatte das Boot so glücklich gelenkt, daß dicht neben dem Kahne das Ungeheuer auftauchte und der Dajak, noch nicht erstickt, die Hände um Hilfe ausstreckte. Der Bruder erfaßte ihn augenblicklich und zog ihn in den Kahn, die beiden Anderen halfen den Unglücklichen festhalten und das Boot war breit genug, um von dem Unthier nicht umgerissen zu werden; da ergriff der Bruder ein scharfes Beil, sprang in das Wasser und versetzte dem Thiere einige so furchtbare Hiebe in den Hals, daß es seine Beute fahren ließ und der Unglückliche noch lebend in das Schiff gezogen werden konnte, doch wohl nicht zu seinem Glücke, denn die Beine waren so furchtbar zermalmt, daß er nach zweien Tagen unter gräßlichen Schmerzen starb. Der tapfere Bruder glaubt das Unthier tödtlich verwundet zu haben, allein es kam weder todt noch lebend zum Vorschein, eine Behauptung, die indessen weiter nichts sagen will, als man hat seiner nicht wahrgenommen.

Trotz dieser immerwährenden Unglücksfälle sind doch die Leute so unglaublich gleichgiltig gegen die Gefahr, daß man sich dies gar nicht erklären kann, wenn nicht dadurch, daß man, wenn auch nicht an solche Scenen, doch an den Gedanken der Gefahr gewöhnt wird. Es mag damit sein, wie mit den giftigen Schlangen, die alle die von ihnen heimgesuchten Völker sehr gut kennen und vor denen sie fliehen, wo sie dieselben sehen, d. h. nicht allein vor den giftigen, sondern vor allen ohne Unterschied. Dennoch gehen sie stets ohne die geringste Vorsicht barfuß durch die Wälder und Sümpfe, welche von den Schlangen wimmeln und es wäre nichts leichter, als sich gegen den Biß dieser Thiere zu schützen, eben durch Bekleidung der Füße mit Leder, aber gerade dieses thun die Eingeborenen nicht und wenn sie in ihrer närrischen Eitelkeit sich die drolligsten Anzüge verschaffen, so geschieht es doch niemals, daß sie sich Schuhe oder Stiefeln kaufen.

Der engländische Missionair und nachherige Bischof Marsden hat viel erzählt von der Zauberkraft der Crocodile, vermöge deren sie sich widerstandslos ihrer Beute bemächtigen sollen. Ich weiß nicht, was der gute Herr sich dabei gedacht hat, vergeblich habe ich mich bemüht, dafür ein Zeugniß aufzufinden. Die Eingeborenen, welche thatsächlich so abergläubig sind, wie nur irgend ein deutscher Bauer, wissen doch nicht das Allergeringste von einer solchen Zauberkraft, sie existirt so wenig wie bei den Schlangen, aber im Kopfe der Leute spukt allerdings Manches, was märchenhaft genug ist. Die Missionaire in Afrika

haben bemerkt, daß, wenn Löwen ein Lager von Reisenden angreifen, sie sich immer die Neger herausholen. Was mag der Grund dieser Erscheinung sein? — Gewiß nicht der Umstand, daß die Neger nackend gehen und die Europäer bekleidet, daß also der Löwe in diesen nackenden Menschen eine ihm natürlichere, näherliegende Beute findet, gewiß auch nicht der Umstand, daß die Ausdünstung der Neger so stark ist, daß sie allein vielleicht den Löwen aus großen Entfernungen herbeilockt, sondern vielmehr das Christenthum. Dieses gewährt, dieses schützt gegen die Raubthiere. Hierbei wäre nun zweierlei zu fragen, warum es in der Zeit seiner größten Reinheit, zur Zeit seines Beginnes einige Jahrhunderte nach Christi Geburt Diejenigen nicht schützte, die eben weil sie Christen waren, in der Arena zu Rom und an anderen Orten den wilden Thieren vorgeworfen wurden und ferner, warum denn die getauften Neger bei einem Anfalle des Löwen ebenso gut angefallen werden, als die nicht getauften — doch das sind allerdings Fragen, die nur ein Missionair beantworten kann.

Achtundachtzigstes Kapitel.

Heilighaltung der Crocodile. Sie sind mitunter die Ahnen einer malayischen Fürstenfamilie. Jagd der Dajaks auf die Ungeheuer. Das Crocodilfleisch eßbar. Zwei Unthiere im Kampf miteinander. Die Kunst, Crocodile zu ködern.

Aehnlich ist es auch mit der sogenannten Heilighaltung der Crocodile. Ich habe allerdings gehört, daß diejenigen, welche im Ganges hausen, heilig sein sollen und daß es besonderen Segen bringt demjenigen, der sich von ihnen fressen läßt, aber selbst dieses ist noch zweifelhaft und viele solche Geschichten rühren nur von der Neigung der Eingeborenen her, dem weißen Mann, der sich für so überaus klug hält, etwas vorzulügen und ihm zu beweisen, daß er eigentlich sehr dumm sei. In Indien kann möglicherweise wenn nicht der wirkliche Glaube an die Heilighaltung der Crocodile, so doch der eines heilbringenden Todes durch dasselbe vorhanden sein. Die Religion der Indier verlangt, daß das Alter der Jugend Platz mache, alte Personen sind ihnen nichts mehr nutz, können nichts mehr leisten, darum ist es verdienstlich, sich, wenn man alt wird, zu opfern, nicht indem man Gift, Dolch oder Strick braucht, sondern indem man sich der Möglichkeit zu sterben aussetzt, man wirft sich unter die Räder des Wagens, der den Gott Jagrenat fährt, man badet in dem heiligen Flusse, dem Ganges oder Bramputr und man wird dabei von einem Crocodil gefaßt, das sind heiligende Todesarten, aber das Crocodil ist darum nicht heilig.

Eine andere Meinung besteht hier indessen faktisch und in dieser Hinsicht fällt überhaupt Manches auf. Unter den Malayen besteht der Glaube, daß es

Crocodile gebe, in welche menschliche Seelen gebannt sind zur Strafe für große Verbrechen, z. B. für Meineid, besonders wenn er bei Leistung dieses (falschen) Eides die Versicherung abgegeben, seine Seele möge in ein Crocodil fahren, wenn das nicht wahr sei, was er geschworen.

Dergleichen Verbrecher werden nun dadurch bestraft, daß sie nach ihrem Tode auf hundert oder ein paar hundert Jahre in ein Crocodil fahren. Solche Crocodile sollen nun auch noch dadurch besonders gefährlich sein, daß sie sich unsichtbar machen, um mit desto größerer Sicherheit für ihre verehrte Person in der Nähe von Dörfern hausen zu können. Aehnliches wird besonders auf Java und Sumatra von den Tigern geglaubt, nur sind diese mit dem Titel Dorftiger bezeichneten Raubthiere nicht gefährlich, sie werden nämlich mit allen Abfällen von geschlachteten Thieren förmlich gefüttert, sind daher nicht mehr räuberisch und fallen die Heerden nicht an, gehen auch ohne Besorgniß durch ein Dorf hin, in dessen Nähe sie hausen und auf solchem Gange werden sie jederzeit mit etwas beschenkt. Zum Dank dafür halten sie nun die Umgegend rein von anderen Tigern und liefern oft blutige Kämpfe gegen dieselben. Solch ein Dorftiger wird nicht angegriffen, er ist, wenn auch nicht heilig, so doch der anerkannte Wohlthäter des Dorfes, allein ein Crocodil dieser Klasse ist eine Bestie, welche ihren hohen Beruf ganz verkennt und ihren menschlichen Inhalt, die Seele des Verbrechers nur benutzt, um mit desto größerer Sicherheit zu rauben und zu morden.

Auf der Insel Timor und zwar in derjenigen Gegend, welche jetzt die Stadt Kupang einnimmt, lebte eine Fürstenfamilie, welche das Glück hatte, von solch einem menschlichen Crocodil abzustammen, daher war es dort Sitte, daß großen Crocodilen von Zeit zu Zeit Thiere zum Opfer gebracht wurden, besonders Schweine mit rothen Borsten. Bei einer jeden Thronbesteigung in diesem Stamme wurden aber Menschen geopfert. An einer gewissen Stelle des Ufers wurden die Crocodile so regelmäßig gefüttert, daß sie gleich den Karpfen in einem Teich auf gewisses Lockzeichen herbeikamen. Am Tage der Thronbesteigung versammelte sich nun der Hof an dieser Stelle, nicht nur die Vornehmen des Reichs, sondern auch Tausende von Zuschauern waren dabei, und wenn der Herrscher erschien, so wurde ein junges Mädchen an Händen und Füßen gebunden, aber mit Blumen geschmückt, in eine Vertiefung des felsigen Ufers gelegt und darauf wurde durch einen der vornehmsten Krieger das Zeichen gegeben, worauf das größte und keckste Crocodil herbeigerudert kam, das unglückliche Opfer unter Wasser zog und dann, nachdem dasselbe ertränkt war, wieder an die Oberfläche kam und es in Gegenwart sämmtlicher Zuschauer verspeiste.

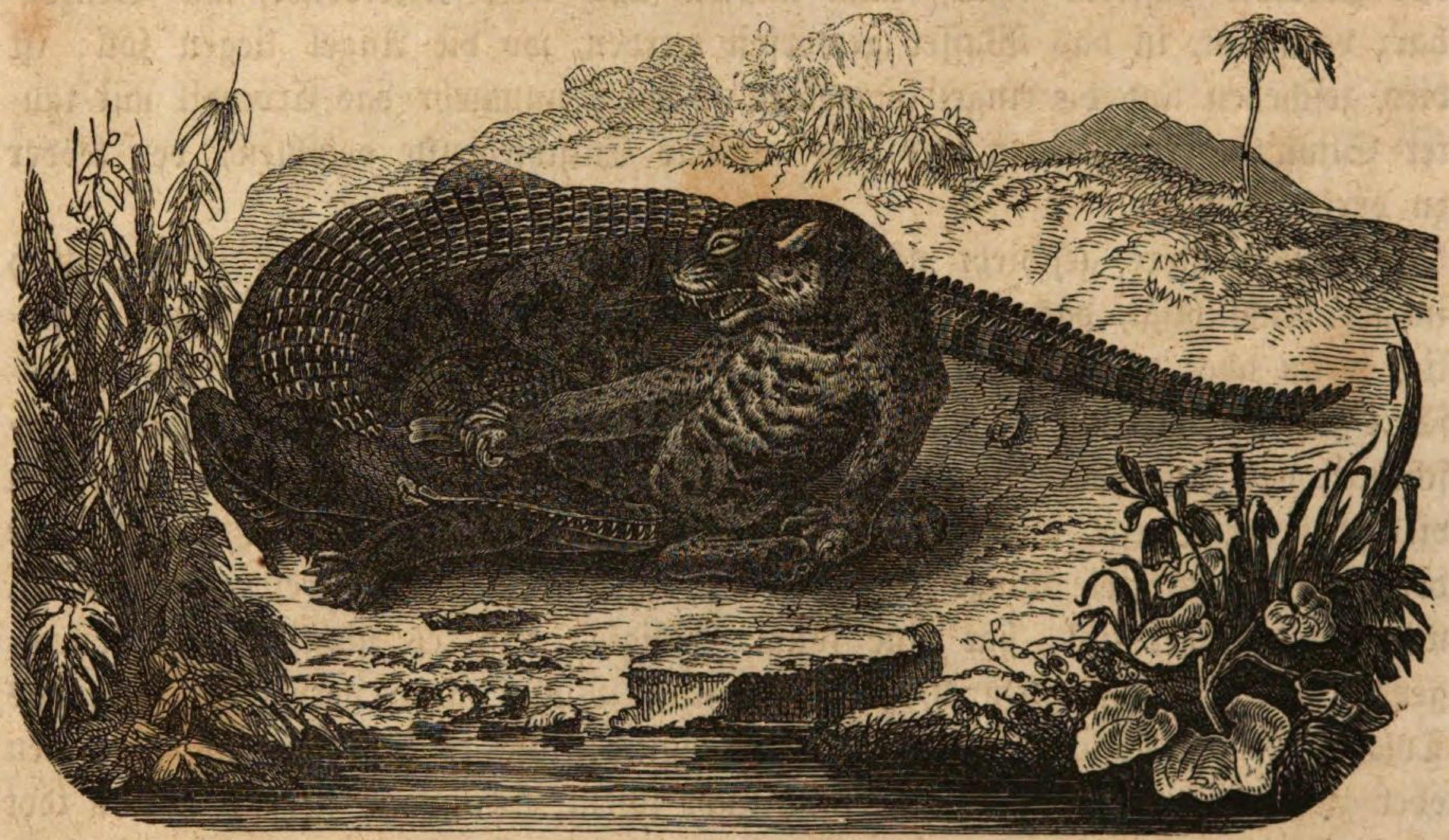
Das letzte abscheuliche Opfer dieser Art wurde im Jahre 1801 zu Kupang gebracht, seit dieser Zeit ist dergleichen nicht mehr geschehen.

Die Dajaks, die nicht malayischen Eingeborenen, verfolgen, wie ich oben angeführt habe, das Crocodil seines Fleisches wegen und in der That haben sie

nicht Unrecht, denn es schmeckt wie das der großen Seeschildkröte. Um es zu erlangen, bedienen sie sich mancher List. Eine der originellsten ist die folgende: Alle wilden Thiere haben bekanntlich ihre bestimmten Plätze, welche sie zu gewissen Zeiten besuchen, der Jäger nennt dieses Wechsel. Solche Stellen haben auch die Crocodile, sie besuchen besonders um die Mittagszeit gern das Land, um sich im Sonnenschein zu braten und sie thun dies stets am selben Orte. Die Dajaks, welche ein Crocodil fangen wollen, bestreichen ein großes langes Brett aus leichtem Holz oder noch besser, sie bestreichen vier oder fünf aneinander befestigte Bambusstäbe mit Harz, welches in der Sonne erweicht, beinahe schmilzt. Diese Veranstaltung wird auf die Stelle gelegt, wo das Crocodil gewöhnlich seinen süßen Mittagsschlaf hält. Dasselbe kriecht nun dahin. Naß wie es aus dem Wasser kommt, würde es nicht ankleben, allein es wischt seinen Körper auf dem Wege nach der Schlafstelle gründlich ab und hat nur noch Sand und Staub an seinem breiten Leibe. Wenn das Thier auf der richtigen Stelle angekommen ist, so läßt man ihm genügend Zeit, um mit den klebenden Harzmassen zusammenzuwachsen, das weiche Harz sitzt sehr bald fest an dem trocken gewordenen Körper und erstarrt unter der niedrigen Temperatur desselben. Wenn man dieses für geschehen erachtet, so kommen die Jäger herbei, um es zu tödten. Auch im Schlaf hört dasselbe gut genug, um die Gefahr zu bemerken, sind die Leute also nicht sehr vorsichtig, so wird es aufgescheucht und entflieht, aber sehr ungeschickt und schwerfällig wie ein Hund, dem ein Knüppel am Halse hängt. Wenn es ihm nun gelingt, in das Wasser zu kommen, so kann es nicht gut untertauchen, die Stiche und Hiebe, die es am Lande nicht erhalten hat, sind ihm, in das Wasser verfolgt, immer noch sicher, aber waren es nicht Bretter, welche man als Falle anwandte, sondern Rohre, so kann es nicht nur keineswegs untertauchen, sondern es wird noch dazu umgekehrt, auf den Rücken gekehrt und die leicht verwundbare Bauchseite ist nun den Lanzenstichen preisgegeben. Diese Methode ist besonders dort eine gut angewendete, wo es den Crocodilen nicht an reichlicher Nahrung fehlt, wo sie also auf den Köder nicht beißen. Wo dieses nicht der Fall ist, wo sie öfters Noth leiden, da pflegt man sie mit Angeln zu fangen, welche übrigens meistens aus Holz bestehen. Es wird ein Doppelkegel ziemlich gut zugespitzt, mit einem starken Tau in der Mitte umwunden, dann wird ein todter Hund oder ein anderes kleines Thier so daran gebunden, daß die beiden Spitzen dadurch verdeckt sind. Nunmehr legt man den Köder an eine Stelle, welche die Crocodile häufig besuchen und läßt sie bis zur Nachtzeit liegen, bei Tage beißen die Krokodile nämlich niemals auf einen Köder. Sobald das Thier die Beute gefaßt hat, bohrt es sich die Spitzen des Holzes durch die Kinnladen und hat es seinen Rachen gehörig weit aufgesperrt, so kann dieses so nahe am Grunde des Rachens geschehen sein, daß es sich beim Zubeißen die eine Spitze bis in das Gehirn treibt. In diesem Falle hat man wenig Arbeit damit. Wenn dieses aber nicht

der Fall, so haut das Crocodil gewaltig um sich und es wird dann höchst gefährlich, ihm zu nahen, man sucht durch vorsichtiges Anspannen des Taues das Unthier aufs Land zu ziehen, wo es sich fürchterlich abarbeitet, um schließlich, wenn es sich völlig ermüdet hat, todtgestochen zu werden.

Wo die Eingeborenen das Fleisch dieser Thiere nicht essen, da es z. B. unter den Malayen für ebenso unrein gilt, wie das des Schweines, da wird auch auf die Thiere nicht Jagd gemacht, es sei denn etwas zu rächen, wenn z. B. ein Rind oder ein anderes Hausthier oder ein Mensch geraubt worden ist, dann versammeln die Malayen sich zu einer lange, oft monatelang dauernden Jagd auf die Crocodile und dann wird alles Mögliche gethan, um die Unthiere zu bestrafen, denn die Malayen sind überzeugt, daß die Crocodile sehr wohl wissen,



Zwei Unthiere im Kampf mit einander.

wie Unrecht sie thun, sehr wohl wissen wie sie sich von Fischen zu nähren, Menschen und Landthiere aber in Ruhe zu lassen haben. Wenn sie nun schändlich und tückisch genug sind, um dennoch solche Raubthaten zu begehen, so können sie es nicht übel nehmen, wenn man sie und ihre Verwandten dafür züchtigt.

Mitunter kommt es vor, daß zwei Räuber zu gleicher Zeit untergehen, einer durch den andern, z. B. ein Crocodil und ein Tiger. Die Zeichnung giebt einen solchen Fall, wo ein Tiger nach dem Flusse kam, um zu trinken und er von dem nach seinem Element zurückkehrenden Crocodil am Hinterschenkel erfaßt wurde. Dieser war allerdings sofort zermalmt, aber der Landräuber gab sich dem Wasserräuber nicht so unbedingt, wenigstens nicht so unbestraft hin, er hieb mit seinen Pranken nach dem Kopfe des Crocodils, was freilich daraus sich nicht

viel zu machen brauchte, wenn nicht zufällig auch in diesem Kopfe die Augen gewesen wären, welche durch die scharfen Krallen des Tigers herausgerissen wurden, so daß das Ungeheuer in seinem Schmerz sich solchergestalt krümmte, daß man glaubte, es habe auf einmal die ganze Steifigkeit verloren. So wurde der Tiger gelähmt und das Crocodil geblendet und Beide wurden für immer unschädlich gemacht.

Das Legen der Köder ist durchaus nicht ohne Gefahr und darum wird es stets mit eigenen Ceremonien unternommen. Derjenige, der es thun soll, muß sich sieben Tage lang hüten, irgend eine Speise zu kauen, weil sonst das Crocodil dasselbe thun und dadurch den Köder abfressen würde, ohne die Angel als gefährliche Zugabe zu berühren; er muß alle Speisen verschlingen, damit das Crocodil dasselbe thue. Nun müssen auch noch Reiskörner, mit Benzoeharz vermischt, in das Wasser geworfen werden, wo die Angel liegen soll; ist dies geschehen und die Angel ausgelegt, so wird nunmehr das Crocodil mit lauter Stimme herbeigerufen und ihm auf das Entschiedenste befohlen, den Köder zu verschlingen.

Dies Letztere geschieht nämlich wirklich oft genug und das ist eigentlich immer beabsichtigt, das Spießen der hölzernen Angel im Rachen ist nur zufällig, wenn aber das Crocodil hungrig ist und in seiner Gier auf die Beute losfährt und sie wirklich verschlingt, dann ist dasjenige, was man beabsichtigt, geschehen, das Ungeheuer ist unter allen Umständen gefangen, denn ein Holz von viel größerer Breite als die Weite seines Schlundes beträgt, sitzt im Körper des Thieres und die lange Kletterpalme, aus welcher das Seil geflochten ist, woran die Angel sitzt, hat eine solche Zähigkeit daß es nicht so leicht durchgenagt werden kann. Durch einige gewaltige Rucke daran verwundet man das Thier inwendig absichtlich so stark wie möglich, läßt es sich innerlich verbluten oder zieht es, wenn man die Gefahr nicht scheut, an's Land heraus um es todt zu stechen und zu schlagen, dies allerdings ist kein Spaß und es wird deshalb auch nur in seltenen Fällen geschehen.

Es giebt verschiedene Species von Crocodilen, nicht allein unterscheiden sich das afrikanische vom amerikanischen und das afrikanische von dem Gangescrocodil, welches ein Gavial ist, sondern es sind auch unter den indischen Crocodilen noch verschiedene Species und ebenso scheint es auf Borneo zu sein. Ich habe zwar nicht Gelegenheit gehabt, viele verschiedene Thiere todt neben einander zu sehen und sie zu vergleichen, aber oft genug habe ich sie hier und an verschiedenen anderen Orten der Insel gesehen, um mich zu überzeugen, daß sie in Form ihrer Schuppen oder Schilder, in Form des Kopfes und des Rachens, daß sie in Stellung ihrer Extremitäten, im Verhältniß der Breite zur Länge und in der Farbe auffallend von einander verschieden waren. Daß es darunter eine Species gebe, welche die Menschen nicht angreife, ist nach meiner Ueberzeugung eine Fabel, wiewohl es G e g e n d e n giebt, wo allerdings die Menschen

sich in vollkommener Sicherheit in dem von Crocodilen bewohnten Flusse baden können, aber nicht weil die dort wohnende Crocodilspecies das Menschenfleisch verschmäht, sondern weil sie eine solche unglaubliche Menge Nahrung findet, daß sie nicht nöthig hat, die Menschen anzugreifen. Die Pangerangs solcher Orte behaupten aber allerdings, daß es ihre Zauberkraft sei, welche die Crocodile hindert Menschen zu ergreifen und sie lassen sich diesen Schutz gut bezahlen.

Neunundachtzigstes Kapitel.

James Broke und seine Wirksamkeit auf Borneo. Er steht einem der Sultane in seinen Kämpfen bei und erhält dafür die Fürstenwürde. Versuch, das Räuberwesen bei den Malayen abzuschaffen.

In dem durchaus elendesten Zustande mußten wir die Stadt Borneo verlassen und uns eine beträchtliche Strecke längs der Westküste von Borneo südwärts bewegen, bis wir endlich in Sarawak, ganz nahe dem Aequator gelegen, einen gastlichen Hafen fanden in welchem Alles geleistet werden konnte, was wir für unsern traurigen Nothfall bedurften. Es befindet sich hier ein europäischer Fürst, ein Engländer, der die malayische Fürstenwürde erhalten hat und der ein großes Stück Landes unabhängig regiert. Der Mann wurde im Jahre 1803 in sehr untergeordneten Verhältnissen geboren, aber nach der thörichten Eitelkeit der Engländer welche so hochmüthig sind auf ihre Freiheit, weiß doch dieser vernünftige Mann seine Abkunft von Baronets und Lordmayors herzuleiten, gerade wie Humfry Davy es versuchte, seine Würde dadurch zu erhöhen, daß er seine Vorfahren zu gewaltigen Freisassen machte, als ob es nicht eine bei weitem größere Ehre wäre, daß der Sohn eines erbärmlichen, heruntergekommenen Holz- und Formschneiders, der nicht einmal die nothdürftigste Schulerziehung erhalten konnte, es zu solchen wissenschaftlichen Ehren gebracht, so daß man seinen Namen mit mehr Hochachtung nennt überall wo die Erde civilisirte Menschen trägt, als wenn sein Vater ein Baronet oder ein Herzog gewesen wäre.

James Broke nahm engländische Seedienste und ging als Cadet nach Indien. In dieser Eigenschaft wurde er auf Borneo verwundet und mußte nach England zurückkehren, um sich dort heilen zu lassen.

Er ging abermals in Seedienst und wieder nach Indien, verließ aber Calcutta im Jahre 1830, um einer Luftveränderung wegen nach China zu gehen. Bei dieser Reise lernte er den indischen Archipel kennen, studirte, um sich zu unterrichten, die besten Werke darüber und fand, daß sie so dürftig waren, daß

sich überall ein reiches Feld für Forschungen aller Art darbot, auch hoffte er nicht, wie unser würdiger Supercargo, alle zehn Schritt weit eine Colonie anzulegen, wohl aber die Menschen, unter denen er sich niederlassen wollte, zu civilisiren in dem besseren Sinne des Wortes, den Sklavenhandel abzuschaffen, den Seeräubereien zu steuern und die Leute, welche bis dahin von Raub und Mord gelebt hatten, zu nützlichen, arbeitsamen und ackerbautreibenden Menschen umzugestalten. Gewiß ein kühnes, aber auch lohnendes Unternehmen. Er ging von China nach England zurück und suchte dort die Erlaubniß der indischen Behörden nach, sich auf Borneo niederzulassen und seinen Plänen so viel als möglich Unterstützung zu verschaffen: dies war nun freilich ein sehr eitles Vornehmen, es handelte sich dabei um etwas den ostindischen Herren von der großen Kaufmannsgesellschaft durchaus nichts Genehmes, allein schließlich wurde es doch möglich, nicht durch die Unterstützung der indischen Kaufmannsgesellschaft, wohl aber durch sein eigenes Geld und das seiner Freunde einen Schooner auszurüsten mit dem nöthigen Material, leider aber vorzugsweise mit Kanonen, Musketen und Schießbedarf zu versehen. Doch es gelang und er kam nach Sarawak in der Absicht, daselbst eine Colonie anzulegen und Handel zu eröffnen. Die politischen Verhältnisse waren seinem Unternehmen durchaus nicht günstig. Er fand den regierenden Rajah Muda Hassim im Streit mit seinem Volke und das Nöthigste war zuvörderst Ruhe zu schaffen, ohne welche kein friedliches Gewerbe gedeihen kann. Durch große Umsicht, durch eine seltene Thätigkeit und durch eine Gerechtigkeit, welche sich einem Jeden, der mit ihm zu thun hatte, sofort aufdrängte, gelang es dem wackeren Manne im Laufe zweier Jahre nicht allein den erwünschten Frieden herzustellen, sondern auch das Vertrauen beider Parteien, der des Volkes und der des Herrschers in so hohem Maße zu gewinnen, daß Beide sich in jedem streitigen Fall um Entscheidung an ihn wandten und sich seinem Ausspruche unbedingt unterwarfen, ein Triumph, wie ihn die Cultur vielleicht noch niemals gefeiert hat denn es war nicht die Gewalt der Waffen, welche das Resultat hervorbrachte, sondern die Ueberzeugung von dem Besseren und Rechten.

Als im Jahre 1841 der Friede zwischen Fürst und Volk auf das Vollständigste wieder hergestellt war, ernannte der Fürst seinen Helfer in der Noth zum Rajah, gab ihm das kleine Reich Sarawak und der Engländer wurde von den umherwohnenden Fürsten als ihresgleichen erkannt, es geschah bald darauf das nämliche von Seiten des Sultans zu Bronni, der diesen großen westlichen Raum von Borneo beherrscht und im selben Jahre erkannten auch die Engländer ihren ehemaligen Landsmann als unabhängigen Rajah von Sarawak an.

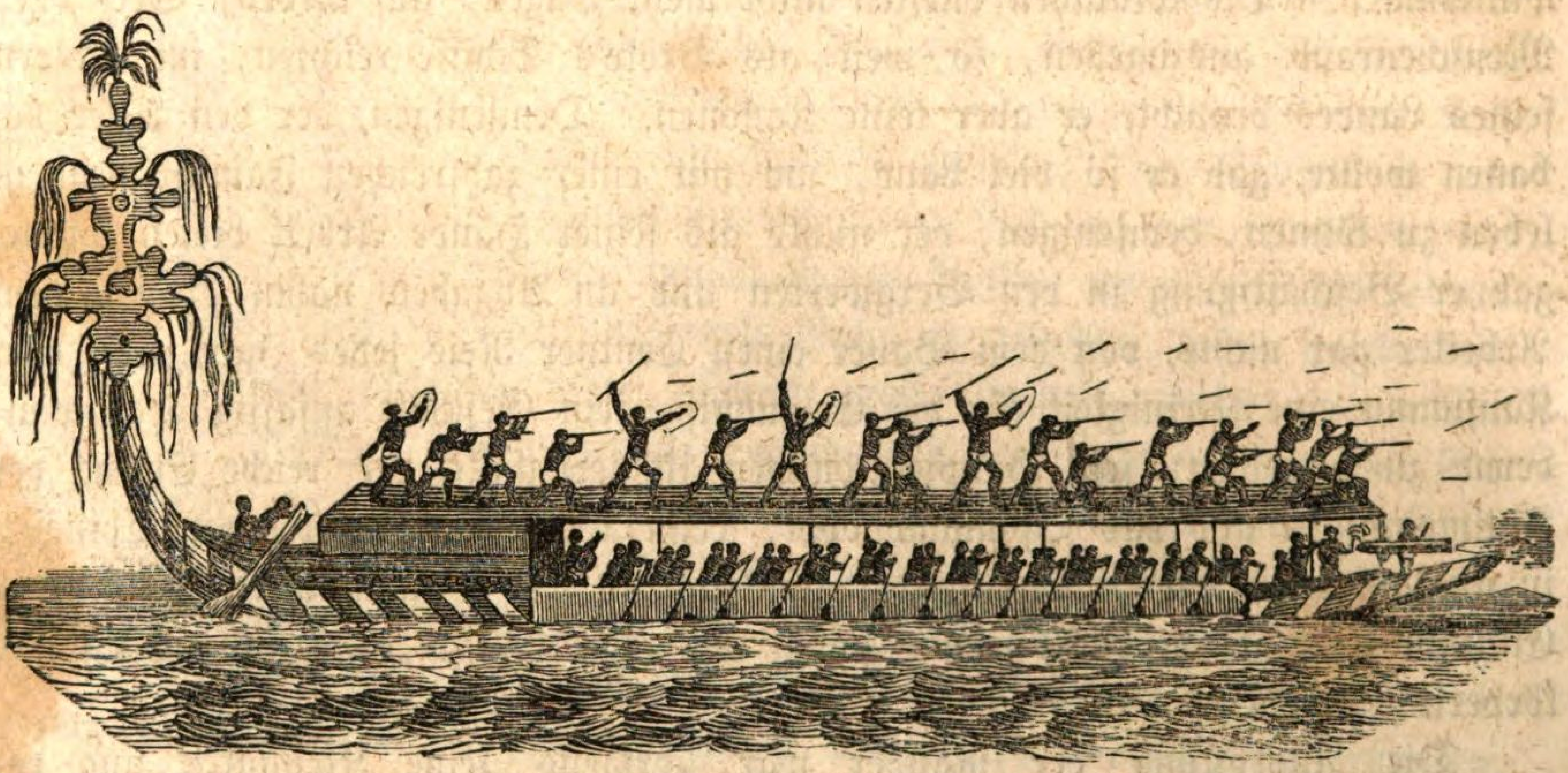
Das nächste Thun des wackeren Mannes war nun die Abschaffung der Räuberei und der Sklaverei. Sein kleines Reich hatte allerdings nur 1500 Einwohner, aber es hatte Raum für 5 Millionen und so war seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet, die blutigen Kriege, die verheerenden Räubereien abzu-

stellen und die Leute an Arbeit zu gewöhnen. Er arbeitete selbst und bewies dadurch, daß Arbeiten keine Schande ist. Er gründete rings umher einen nie geahnten Wohlstand und spornte zur Nacheiferung an; bald wanderten aus den benachbarten kleinen Staaten die Dajaks zu ihm ein, schon in wenigen Jahren hatte sich die Einwohnerschaft verdreifacht, im Jahre 1850 bestand sie aus 10,000 Seelen und im Jahre 1860 aus 30,000. Sein Name, als der Wohlthäter aller Hilfsbedürftigen, verbreitete sich über die ganze Insel, die Dajaks in den Hochgebirgen achteten und verehrten ihn so hoch, wie die Malayen an den Küsten rund um die ganze Insel ihn fürchteten. Wohin man auch reisen mochte im Innern des Landes, es genügte, den Namen des Rajah Broke auszusprechen, um des herzlichsten Willkommens gewiß zu sein, es waren nicht Empfehlungsbriefe und Schutzbriefe oder dergleichen schöne Erfindungen unserer Zeit nöthig, es genügte zu sagen, man komme von Rajah Broke und man war willkommen. Die Malayen durften nicht mehr wagen, auf Mord, See- oder Menschenraub auszugehen, so weit als Broke's Schiffe reichten, im Innern seines Landes brauchte er aber keine Kanonen. Demjenigen, der den Acker bebauen wollte, gab er so viel Land, um mit einer zahlreichen Familie bequem leben zu können, demjenigen, der nichts als seiner Hände Arbeit bieten konnte, gab er Beschäftigung in den Bergwerken und an Abgaben nahm er von dem Arbeiter gar nichts, von dem Bauer einen Centner Reis jedes Jahr, von dem Kaufmann eine Kleinigkeit für die Erlaubniß, sein Geschäft ansässig oder wandernd zu betreiben; sein Haupteinkommen ist jedenfalls der reiche Ertrag der Antimonminen und das Opiummonopol, denn Opium wird von den Chinesen in unglaublicher Menge verbraucht, natürlich in der Gesammtheit, denn jeder Einzelne braucht am Ende wenig genug von diesem Gifte, um sich geistig und körperlich zu Grunde zu richten.

Die Ausrottung der Räuber war übrigens keine Kleinigkeit und der Rajah Broke hat sich dadurch ein großes Verdienst erworben und seinen Namen unsterblich gemacht. Sie war keine Kleinigkeit, denn die Räuber waren unglaublich zahlreich und mächtig. Es gab Flotten von 20 Segeln und alle diese waren immer zugleich mit Ruderern versehen, so daß sie dadurch allein den Segelschiffen überlegen waren, die bei mangelndem Winde keine Bewegung machen konnten, indessen die malayischen Raubfahrzeuge jede beliebige Bewegung ausführten. Die Kähne waren über alle Begriffe leicht gebaut und deshalb so bequem zu regieren, aber sie hatten auch viele Leute an Bord, oft in solcher Menge, daß die Zahl der Ruderer auf 80 und 150 stieg. Zum Dienste an dem Ruder wurden immer nur Sklaven gebraucht und diese Sklaven waren mitunter der Gegenstand, wegen dessen der Raubzug unternommen wurde. Gewöhnlich rüstete denselben ein malayischer Rajah aus und einer seiner Verwandten hat gewissermaßen als Admiral den Oberbefehl, sowie dieser und der malayische Fürst denn auch den Löwenantheil an der Beute erhält, indessen auf

die bewaffneten Theilnehmer alle zusammengenommen kaum ein Fünftheil der Kriegsbeute kommt, am gewöhnlichsten die gemachten Gefangenen. Die Ruderer bekommen natürlich gar nichts von der Beute, denn obwohl sie die ganze Gefahr theilen, so sind sie doch Sklaven und stehen genau in dem Verhältniß mit den Malayen, welche die Expedition ausgerüstet haben, wie die Ruderer auf den Galeeren der Johanniter-Ritter zu Rhodos zu eben diesen Rittern selbst und zu deren Kriegsvolk, zu den Knappen standen.

Durch ihre Kanonen konnten die Räuber den größeren Schiffen nur selten gefährlich werden, denn kein Boot hatte mehr als ein Geschütz und das schwerste derselben war ein Zwölfpfünder. Aber wenn zehn malayische Ruderboote ein Schiff überfielen, so zählten dieselben zum mindesten tausend kampffähige Män-



Eine dajakische Kriegsgaleere.

ner, während das angegriffene Schiff vielleicht hundert hatte und alle diese malayischen Krieger waren von einem wilden Fanatismus, von dem der Muselmänner überhaupt durchdrungen, deren bei dem Tode im Kampfe das offene Paradies mit allen seinen Houris wartet und so stürzten denn diese Menschen mit der vollkommensten Todesverachtung in den Kampf, und sie zu besiegen, vorausgesetzt, daß man vollkommen günstigen Wind hatte und jede beliebige Bewegung machen konnte, gab es nur ein einziges Mittel, nämlich das, den Kampf von Mann an Mann unter allen Umständen zu vermeiden, dagegen zu versuchen, die Prau's entweder durch Kanonenschüsse oder durch Uebersegeln in Grund zu bohren.

Unter diesen gefährlichen, in großer Zahl auftretenden Seeräubern hat die engländische und die holländische Regierung von Calcutta und Malakka aus,

von Sumatra und Java her so ziemlich aufgeräumt, aber Borneo lag noch immer auf das Furchtbarste im Argen und besonders die nach Nordwesten schauende Küste war der Sitz dieses Gesindels, und dem tapferen und umsichtigen Broke ist es durch Anwendung der Dampfschiffe erst gelungen, ihrer Meister zu werden. Sie dehnten lange Zeit ganz ungestraft ihre Raubzüge bis Madras, Batavia, östlich und nördlich aber bis nach Neu-Guinea, Celebes und nach den spanischen Besitzungen auf den Philippinen aus und erst durch Anwendung der Dampfschiffe wurde es dem Rajah Broke möglich, nicht nur die Räuberschiffe, sondern auch die Raubnester auf Borneo und den Sulu- oder Solok-Inseln zu zerstören.

Nun giebt es aber noch eine Klasse von Räubern, welche bei weitem schwerer zu vertilgen ist, das sind diejenigen, die unter der Maske der Fischer ihr schnödes Handwerk treiben. Es ist immer nur ein Boot, welches solchen Raubzug vollbringt und die Räuber sind zugleich Fischer, das ist ihr Schutzbrief, das ist ihr Paß. Die Waffen, die sie immer bei sich führen, können darum nicht als Beweis gegen sie gelten, weil sie unzweifelhaft sowohl berechtigt sind, Waffen zu tragen, wie alle Malayen, als sie auch zu ihrer eigenen Sicherheit genöthigt sind, derselben sich zu bedienen. Werden sie auf der That ertappt, so wird Mann an Mann gehängt, ist dieses jedoch nicht der Fall, so reden sie sich alsbald heraus und was will man denn den Fischern, die auf ihr Gewerbe ausgehen, anhaben?

Vielleicht am verderblichsten sind eben diese malayischen Fischerboote, die jedes unbewaffnete Fahrzeug enternd, erklettern und bis auf diese Stunde unglaublichen Schaden verbreiten, aber nicht minder gefährlich als diese kleinen Boote mit Malayen besetzt für die Meeresufer sind die dajakischen Piraten für das Innere des Landes.

Schon wiederholt habe ich darauf hingewiesen, daß viel weniger die Beute an Gold und Silber, als die Menschenköpfe es sind, die so besonderen Reiz für die Dajaks haben. Auf ihren langen, aus einem Stamme verfertigten Booten, mit 60 und mehr Ruderern versehen (die aber alle gleichzeitig Krieger und freie Männer sind, keineswegs Sklaven, welche nur die Gefahr und nicht den Ruhm des Kampfes theilen), fliegen sie längs den Meeresküsten dahin, immer nur bei Nacht, um nicht gesehen zu werden und doch mit großer Sicherheit, denn sie haben Führer, welche bei Tage den Weg auf das Sorgfältigste erkundet haben. Dann fahren sie in irgend einen Fluß hinein und darin aufwärts, schweigsam, lautlos, um ein Dorf mit seinen im Schlummer liegenden Bewohnern zu überfallen. Diese abscheuliche, allen Dajaks gemeinsame Sitte ist der Grund der eigenthümlichen Bauart malayischer und dajakischer Häuser. Die Einwohner wollen sich dadurch wo möglich gegen die Ueberfälle zu schützen suchen.

Neunzigstes Kapitel.

Ein dajakischer Räuberroman, erlebt durch Oscar v. Kessel.

Oscar von Kessel giebt in der Beschreibung seiner Reise durch den ostindischen und Sunda-Archipel folgenden höchst interessanten Bericht eines solchen räuberischen und mörderischen Zuges, welcher sich gewissermaßen unter seinen Augen zutrug:

„In Sukalanking war die Ernte beendigt, die Männer lagen daher auf ihren geflochtenen Matten, ließen Hähne, oder Wachteln, oder Heuschrecken mit einander kämpfen, oder sie waren auf der Jagd, nur die Frauen, die armen, hatten so viel zu thun wie immer, vielleicht noch mehr, denn es war die Zeit der Feste, bei denen sie nicht nur wie gewöhnlich Holz sammeln und Reis enthülsen, sondern auch noch Kuchen backen mußten aus Reis oder Sago mit Zucker und Cocosöl zusammengeknetet, oder mit dem, was man eher Cocosmilch nennen könnte, als das schon öfter beschriebene fade Cocoswasser, nämlich aus der Emulsion, welche aus dem zerstampften oder geschabten unreifen Kern der Cocosnuß gewonnen wird.

„Der Häuptling des Dorfes, Dato-Abu, saß mit untergeschlagenen Beinen in der Nähe der Kiste, welche seine Schätze enthielt, nämlich einige Pfund Gold, einige Festkleidungsstücke und ein unbezahlbares Kleinod, einen alten Krisch, einen Dolch von ursprünglich dajakischer Arbeit, der ein Erbstück ist und bei aller Unscheinbarkeit doch für den Mann nicht verkäuflich wäre, wollte man ihm auch zu den zehn Pfund Gold, welche er besitzt, noch tausend andere legen, denn es ist nicht nur eine Ehrensache, dergleichen werthvolle Erbstücke zu erhalten, sondern es ist eine unerläßliche Pflicht, sie dem Hause zurückzugeben, wenn sie etwa durch einen Unglücksfall verloren sein sollten. Deshalb hat ein malayischer Fürst solche Kiste, d. h. also seine Schätze auch ununterbrochen im Auge.

„Das Haus hat die gewöhnliche Einrichtung aller malayischen Häuser, das Feuer brennt auf einem großen, in der Mitte stehenden, mit Erde gefüllten Kasten, einige irdene Töpfe stehen umher, einige aus feinem, gespaltenen Rohr geflochtene Körbe enthalten die trockenen Lebensmittel, an der Wand hängen verschiedene Waffen, welche jedoch ihren Glanz schon sehr verloren haben, da sie geräuchert werden als ob es Würste oder Schinken wären. Den Hauptschmuck des ganzen weiten Raumes bilden aber fünf bis sechs von jenen großen chinesischen Vasen oder Urnen, auf welche die Malayen einen so hohen Werth legen.

„Der alte fürstliche Dorfschulze berechnet mit seinem Diener den Ertrag der Reisernte, dieser Diener und jetziger Aufseher war noch vor sechs Monaten

einer der wildesten dajakischen Kopfräuber, dessen Geschwader auf einem Raubzug längs der westlichen Küsten von Borneo durch einen engländischen Dampfer vernichtet wurde, welcher sich an die Windstille nicht kehrte, sondern die langen Kähne eines nach dem anderen überfuhr, so daß nur wenige von der Besatzung sich durch Schwimmen nach dem sehr entfernten Ufer retten konnten.

„Unter diesen war Malas, der Aufseher, mit welchem der alte Abu jetzt rechnete. Dieser Malas war mit einem malayischen Handelsboote den Strom herauf bis nach Sukalanking gekommen und hatte sich in die Dienste des Abu begeben, unter dem Versprechen, dem Seeräuberleben für immer zu entsagen. Der Herr hatte ihm eine Geldsumme vorgestreckt, um frühere Schulden zu bezahlen und war so lange, bis er diese Schuld abtragen konnte, in Abu's Dienste, mußte aber vor allen Dingen das Opiumrauchen unterlassen, welchem er sehr ergeben war.

„Anfangs ging alles vollkommen gut und man hatte keine Klagen, bis die schwer zu bekämpfende Leidenschaft des Opiumrauchens wieder überhand nahm, welches Abu an den übeln Folgen, an der Zerstreutheit, an der Unthätigkeit wahrnahm, denn das Rauchen selbst wußte Malas wohl zu verbergen. Aber das Kaufen des Opiums verlangte immer von neuem Geld, welches Malas von seinem Herrn entnahm und dadurch immer tiefer in seine Schuld gerathen war. Der alte, sehr reiche Mann würde dies leicht übersehen haben, wenn der Dajak nicht die Kühnheit gehabt hätte, seine Augen bis zu der Tochter des Häuptlings zu erheben. Eines Tages verlangte er sie sogar ganz offen zur Ehe, indem er bemerkte, daß er große Reichthümer besitze, die er wohl vergraben habe und zu jeder beliebigen Zeit erheben könnte.

„Die früheren Anspielungen kamen jetzt offen zum Austrag. Der bei der Abrechnung erneuerten Bewerbung wurde ein Ende gemacht, indem Abu sagte: Die Tochter eines Malayen ist zu vornehm für einen Dajak, die Tochter des Häuptlings aber ist unerreichbar für seinen Sklaven. Du bist mir Geld schuldig und so lange mein Sklave, bis diese Summe abgetragen ist; ich aber will Dir diese Summe schenken, gehe und suche Dir einen anderen Herrn, ich bin Deiner Dienste überdrüssig, im Uebrigen mache Dir meiner Tochter willen das Herz nicht schwer, es giebt noch viele Mädchen, Du wirst wohl eine finden, welche Neigung zu Dir hat, meine Tochter hat keine Neigung zu Dir.

„Ist das Dein letztes Wort, Häuptling? frug Malas mit verbissenen Lippen und blitzenden Augen und bleich vor Zorn.

„Mein letztes Wort, erwiderte dieser ruhig, oder vielmehr das letzte Wort meiner Tochter, denn diese will überhaupt nichts davon wissen, eines Knechtes Gattin zu werden und die Deinige am wenigsten. Ein Dajak ist nicht für eine malayische Fürstentochter.

„Malas machte eine heftige Bewegung nach seinem Krisch, aber der alte Malaye hatte dieses bemerkt und sagte ruhig: Laß Dein Messer stecken, das

meinige sitzt auch nur sehr locker in der Scheide und Du könntest leicht damit Bekanntschaft machen, doch — so verbesserte er sich, das wäre wohl eigentlich nicht das Richtige, ich lasse Dich in Fesseln legen und schicke Dich zu dem Sultan nach Pontianak. Ein Wink und zwei malayische Diener waren an seiner Seite, bereit, seine Befehle zu vollziehen, doch Malas bekämpfte schnell seine Aufregung, fiel dem Häuptling zu Füßen, bat ihn dringend um Verzeihung, schalt sich selbst einen Wahnsinnigen und bot dem alten Mann seinen Dolch dar, damit er ihn durchbohre. Dieser aber sagte: Ich will meine Drohung nicht erfüllen, doch mache daß Du fortkommst, Deine Schuld erlasse ich Dir, ich will Dir sogar noch einen Zehrpfennig geben, doch mache daß Du fortkommst, Du bist ein Opiumraucher, solche Leute kann ich nicht brauchen.

„Malas bat auf das Dringendste, ihn nicht zu verjagen, aber der Häuptling erwiderte: Ein Diener, der so schnell nach dem Dolche greift, seinem Herrn gegenüber, paßt nicht für mich. Ich will Dir drei Tage Zeit geben, suche Dir einen anderen Herrn, aber in meinem Hause bleiben kannst Du nicht.

„In diesem Augenblick trat Bungar, die Tochter des malayischen Häuptlings herein und das Auge des Dajak blitzte auf in wildem Feuer, als er das schöne Mädchen sah, mit den feurigen, schwarzen Augen, mit den schwarzen Haaren, mit der wunderbaren Frische, wie sie das Alter von 14 Jahren giebt, mit der schönen, gelben Farbe der Haut, welche den Dajaks, die schwarzbraun sind, so über die Maßen wohlgefällt. Die Augen des Räubers schienen das Mädchen verschlingen zu wollen, was jedoch keineswegs besondere Notiz von ihm nahm, sondern im Gegentheil stumm und verächtlich an ihm vorüber ging. Sie schüttete einen Korb voll Reis, den sie vom Felde gebracht, in ein großes Gefäß von Baumrinde und ging dann wieder hinaus, um mehr davon zu holen.

„Malas eilte dem Mädchen nach und sagte demselben, daß der Vater ihn aus dem Hause gewiesen und er jetzt fortgehen müsse; er sagte, daß er sie zum Weibe begehre und von ihr nicht lassen werde, sie möge daher, da sie doch jedenfalls die Seine werden müsse, es lieber im Guten sein, als gezwungen, ein Anderer werde sie nicht bekommen, dafür werde er zu sorgen wissen.

„Bungar erwiderte, sie verachte seine Drohungen so wie ihn selbst, sie werde sich an ihn nicht kehren, sondern heirathen wen sie wolle; hiemit schritt sie dem Felde zu und mit verbissenem Grimme kehrte Malas nach der Hütte zurück.

„Noch an demselben Abend kam ein malayisches Kaufmannsboot an. Dasselbe verweilte in dem Dorfe, um einige Geschäfte zu machen und Malas ging zu dem Besitzer und bot seine Dienste an.

„Wie viel bist Du schuldig? frug der Malaye. Nichts, erwiderte Malas, mein Herr hat mir die Schuld erlassen. Um Lohn, erwiderte der Kaufherr, kann ich Dich nicht brauchen, willst Du jedoch für die Beköstigung arbeiten,

so kann ich Dich mitnehmen, ich fahre nach Selinbam. Gut, erwiderte Malas, von dort habe ich noch zehn Tagereisen zu den Seribas, ich werde also bis dahin mit Dir gehen. Ein hübsches Ziel, meinte der Malaye, man wird Dir da den Kopf abschneiden. Das befürchte ich nicht, erwiderte Malas, ich bin schon öfter in jenem Dorfe gewesen und kenne die Leute ganz wohl. Ja so — sprach der Besitzer des Schiffes, ich hatte vergessen, daß Du selbst einmal ein solcher Gurgelabschneider warst; nun denn an die Arbeit.

„Malas ruderte tapfer mit den Anderen, hielt Takt mit ihnen und zeigte sich als sehr brauchbar. Der malayische Besitzer des Kahnes war mit seiner Erwerbung zufrieden und die Bewohner des Dorfes waren zufrieden mit der Abreise des Dajaks, denn man hatte ihn als einen ziemlich unruhigen Burschen kennen gelernt und war daher sehr froh, seiner los zu sein.

„Es mochten etwa vier Wochen verstrichen sein seit der Entfernung des dajakischen Dieners aus dem Hause des malayischen Häuptlings, als er nach vielen Kreuz- und Querzügen durch das bergige Innere der Insel in dem Dorfe Tana-Mera, dem Ziele seiner Wanderung ankam. Er kannte den berühmtesten der Häuptlinge des Landes, den furchtbaren Seeadler; mit diesem suchte er einen Racheplan zu verabreden, aber der Seeadler war gerade verschieden. Seine Krankheit war nur von geringer Dauer gewesen, aber um so heftiger, die Beschwörer, die Aerzte hatten sich von den Geistern der Berge heilige Steine geben lassen und den Kranken damit bestrichen — vergeblich. Sie hatten die Geister selbst herbeigeholt durch den Ton der Trommel und sie waren gekommen unter großem Geschrei und unter lautem Schlagen der Tawaks, der Kupferbecken, welche sie immer begleiten, aber weder die Steine noch die Geister hatten geholfen, die Seele des Seeadlers schied aus dem Körper.

„Das Dorf Tana-Mera hatte die Einrichtung aller anderen dajakischen Dörfer. Es waren zwei gewaltig lange Gebäude auf hohlen Pfählen stehend, in deren jedem 70 bis 80 Familien wohnten, während die malayischen Häuser sich von diesen nur dadurch unterscheiden, daß sie gewöhnlich nur Raum für eine Familie haben. In der Entfernung von einer engländischen Meile befanden sich noch drei ähnliche Dörfer, welche alle zusammen den Stamm der Seribas bilden.

„Malas fand die Leute in großer Aufregung, die Frauen waren höchst beschäftigt, um Reis zu stampfen, Palmensaft zu sammeln, Kuchen zu backen, denn bei solch einer Leichenfeierlichkeit geht es gar hoch her und man kann nicht behaupten, daß wir in Europa die schöne Sitte seit gar zu lange verlassen hätten, auf den Dörfern ist sie ja wohl noch im Gange. Von den benachbarten Orten kamen die jungen Männer herbei, um dem Todtenfeste beizuwohnen. Es waren schlanke, kräftige Gestalten, diese nackten, braunen Krieger mit dem untadelhaften Wuchs, den langen, schwarzen Haaren, welche den ganzen Nacken dicht bedeckten, wie ein Schild gegen den Schlag der Kriegskeule oder des Hieb-

messers, das sie wohl abhalten mochten, nur auf der Stirne hatte man das Haar kurz abgeschnitten, so daß die männlich kräftigen, auch sogar schönen Gesichtszüge durch nichts beschattet wurden; nur schade, von Bart war keine Spur zu sehen, derselbe wird immer ausgerupft, sobald sich die ersten zarten Haare zeigen, man läßt ihn nicht aufkommen, man hält ihn für unschön. Als einziges Kleidungsstück diente den Dajaks ein um die Hüfte geschlungenes Stück groben Zeuges, oder eine Matte von zarten Fasern mit eingewebten Verzierungen, eine Kunst, welche die Frauen dieses Stammes ganz besonders verstehen, weshalb die Männer auch unter Vorwand des Handels die Küsten nah und fern besuchen, Elfenbein, Metall oder Kupferdraht eintauschen und dabei die Gelegenheiten ausspähen, um einträgliche Raubzüge zu machen. Auch trugen die mehrsten dieser Krieger bereits die ehrenvollen Auszeichnungen der Kopfabschneider, sie hatten beinahe Alle mehrere Schwanzfedern des Rhinocerosvogels auf ihrem Haarputz, wodurch die Zahl der Menschenköpfe angezeigt wird, welche ein jeder dieser Helden sein eigen nennt. Die Auszeichnung verleiht sich zwar ein Jeder selbst, aber nie ohne sie verdient zu haben, und unauslöschliche Schande würde den treffen, welcher vier solcher Federn tragen wollte, wenn er sich nur dreier abgeschnittener Köpfe rühmen könnte. Viele von den jungen Leuten hatten noch keine solche Feder, es war an ihnen, sich sobald als möglich die Ritterspornen zu verdienen.

„Unter diesen dajakischen Kriegern waren auch malayische Kaufleute, welche sich durch ihre Kleidung sofort von den Anderen unterschieden, demnächst trugen sie nicht langes Haar, sondern dasselbe war abgeschnitten und ein Kopftuch vertrat die Stelle des, bei den Muhamedanern üblichen Turbans. Für diese Tage schienen sie die Vorurtheile welche sie gegen die Dajaks als ein unreines Volk hegen, abgelegt zu haben. Sie aßen und tranken mit ihnen, sie rauchten Opium oder kauten Betel, es war ersichtlich daß sie irgend eine Speculation vor hatten und darum den Sitten der Dajaks schmeichelten. Ihre Anwesenheit war durch einen Mann veranlaßt, der im Hintergrunde der Hütte des Häuptlings auf einer Matte saß, tüchtig trank und Opium rauchte und dabei von seinen Abenteuern erzählte. Dieser Mann war Malas. Er selbst den Dajaks wohlbekannt hatte die „ihnen gleichfalls bekannten malayischen Kaufleute herbeigeholt, um mit ihnen ein großes Unternehmen zu verabreden. Früher führte Malas selbst vier wohlbemannte Kriegspraws, aber seitdem die Blaujacken auf ihren abscheulichen Feuerschiffen herbeigekommen waren, hatte allerdings das herrliche Leben, das Abschneiden der Köpfe, das Niederbrennen der Dörfer, das Wegführen der Sklaven ein Ende.“

Einundneunzigstes Kapitel.

Aufforderung zum Raubzuge. Berathung unter den dajakischen Kriegern. Klagelieder der Wittwen gefallener Krieger. Opfer um die Götter günstig zu stimmen. Nächtliche Meerfahrt auf Flußkähnen. Die Raubmörder langen auf dem Schauplatze ihrer Thaten an. Mordbrennerei.

„Die jungen Dajaks hörten mit Interesse die Erzählungen an, sie hatten bereits von jenen verderblichen Feuerschiffen gehört und es war ihnen angenehm, einen Mann zu sprechen, der selbst all dergleichen gesehen und ihnen also genaue Auskunft über dieselben geben konnte. Dies that denn auch Malas gern und er sagte ihnen gleichzeitig, in welcher Gegend diese Feuerschiffe sich befänden und wie er im Stande sei, einen Zug anzuführen, der diesen Feuerschiffen ausweiche und der, wenn 40 entschlossene Männer ihn theilten, in einer Nacht 60 Sklaven und Sklavinnen und doppelt so viele Köpfe erbeuten könne.

„Dies machte einen gewaltigen Eindruck auf die Hörer, besonders spitzten die jungen Leute, welche noch keine Köpfe aufzuweisen hatten, die Ohren. Dort wäre etwas zu machen und warum sollten sie nicht dort hin so gut wie nach jeder anderen Richtung ziehen, hatten sie doch gleich Malayen bei sich, denen sie die gemachte Beute verkaufen konnten.

„Es begann jetzt eine große Berathung, zu welcher sich die Männer in den Mittelpunkt des Gebäudes begaben, woselbst die Leiche des Häuptlings an einem Pfahle saß, auf dem Haupte 22 Federn des Rhinocerosvogels und rings um ihn her aufgestellt die 22 von ihm abgeschlagenen Köpfe nebst dem Schwert, dem Schild, dem Blaserohr und den Pfeilen, überhaupt den Waffen, wodurch diese Trophäen in Besitz des Häuptlings gekommen waren.

„Zu Häupten des alten Kriegers saßen seine Wittwen und sangen Klagelieder und die Aelteste derselben rief den Anwesenden alle erhabenen Thaten des Seeadlers in's Gedächtniß zurück, sie erinnerte daran, wie oft er ihr Anführer bei den kühnsten, unter ihm aber immer glücklichen Raubzügen gewesen, sie erinnerte daran, wie es nie einem der Ihrigen bei seinem Leichenbegängniß an der nöthigen Anzahl von Opfern gefehlt, wie es aber jetzt wohl dem Tapfersten der Tapferen selbst daran fehlen werde, da es wohl leicht sei, sich Köpfe verschaffen zu lassen, aber schwer, sie selbst zu erwerben.

„Ein solcher Sporn war kaum nöthig, denn ein Jeder wußte sehr gut, was solch einem gewaltigen Manne, wie der Seeadler, gezieme, wußte sehr gut, daß derselbe nicht ohne die nöthige Bedienung die große Reise antreten dürfe, die Berathung sollte also auch gar nicht dazu führen, ob man einen solchen Zug vornehmen wolle, sondern nur, wohin er zu richten sei. Es wurden Vorschläge gemacht, ihre Vortheile erwogen, ihre Nachtheile untersucht, überall glaubte man aber auf Hindernisse zu stoßen, zu bedeutend, um sie übersehen zu

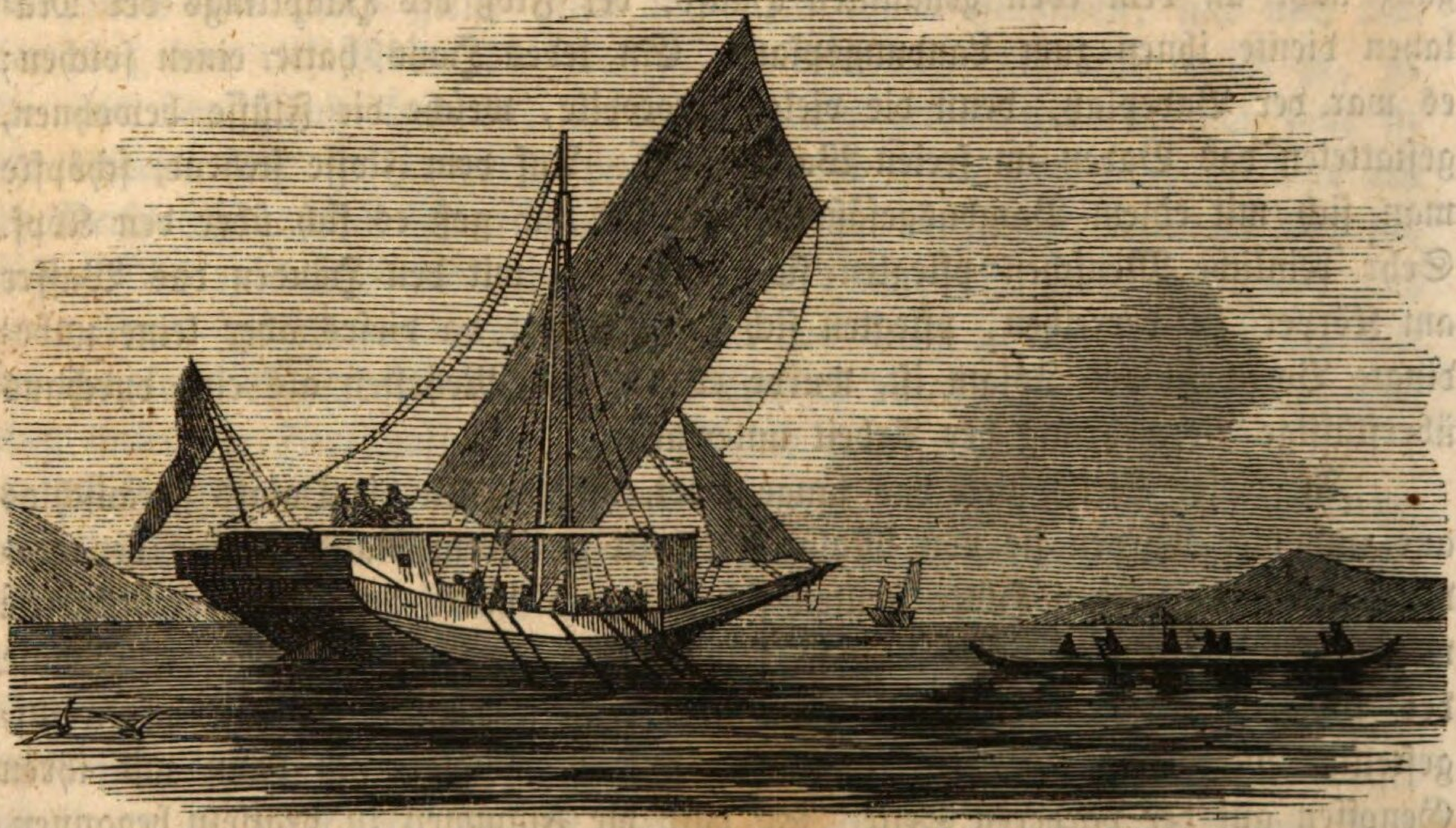
können. Da glaubte Malas, daß der günstige Augenblick gekommen sei, um auch seinerseits Vorschläge zu machen und er nannte ein Dorf, allerdings weit von hier, aber auch reichlichen Lohn versprechend, ein Dorf, an der Westküste einsam gelegen, woselbst man mit größter Sicherheit eine mächtige Zahl von Gefangenen machen und Köpfe bekommen, so viele man tragen könne. Er erbot sich, die Expedition zu führen, wenn man ihm fünf Gefangene und unter diesen ein Mädchen, das er in der Nacht des Ueberfalles bezeichnen werde, als Eigenthum überlasse. Er bedung sich aus, daß diese fünf Gefangenen lebend sein Eigenthum werden müßten und daß Keiner Hand an sie legen dürfe. Als man sich einmal über die Sache selbst verständigt, wurde ihm die Bedingung gerne gewährt und beschlossen, den Zug noch an dem nämlichen Abende zu unternehmen, wenn sich die Zeichen durch das Geschrei der Vögel und den Flug derselben günstig erwiesen.

„Zu dem Behufe, die Götter günstig zu stimmen, oder vielmehr die Geister, denn von Göttern wissen die Dajaks nicht gerade viel, wurden Trank- und Speiseopfer an dem Ufer des Flusses aufgestellt. Das Geschrei der Glück oder Unglück verkündenden Vögel genau beobachtet, es wurde für gut, d. h. für Glück bringend befunden und alsbald auch der Zug angeordnet. Ein schmales, mit Mast und Segel versehenes Fahrzeug von etwa 70 Fuß Länge wurde so besetzt, daß 36 Paar kräftiger Ruderer darin saßen und Malas das Steuerruder führte, oder wenn dieses ein falscher Ausdruck ist, da die Schiffe eines solchen entbehren — die Richtung angab, in welcher gerudert werden mußte. Mit den nöthigen Vorräthen versehen, bestiegen die Krieger das Fahrzeug, ein Jeder wohlbewaffnet mit Lanze und Blasrohr, mit Schwert und Schild und schweigsam, wie es bei den Eingeborenen aller Länder Sitte ist, ging es dem künftigen Blutbade entgegen. Die Ruder wurden im schnellen Takt bewegt und in wenigen Stunden war das Meer erreicht, als gerade die Schatten der Nacht dunkel genug geworden waren, um das Räuberboot spähenden Blicken zu verbergen.

„In den tropischen Gegenden wechseln sehr häufig die wildesten Stürme, die furchtbarsten Orkane mit völligen Windstillen, während solcher kann auch das unbedeutendste Boot das Meer ohne alle Gefahr durcheilen. Ein solches, wie das hier gedachte, geht überdies nur unmittelbar längs der Küsten, beschreitet das Meer nicht in größerer Entfernung, als man das Land sehen kann, bei Nacht vollends, wo man seinen Weg nur dadurch zu machen im Stande ist, daß man die Schatten des Landes auf der einen Seite von der Helligkeit des Meeres auf der anderen zu unterscheiden vermag. So fuhren die Dajaks unermüdlich den größten Theil der Nacht hindurch und hatten eine Strecke zurückgelegt mit ihren kurzen, ungeschickten Rudern, lediglich auf die Flußschifffahrt berechnet, daß ein Segelschiff sie kaum eingeholt haben würde, denn sie ersetzten durch Gewandtheit, durch überaus rasche Bewegung der Ruder, was denselben

an Länge und Hebelkraft abging, im Vergleich zu solchen, wie wir sie gewohnt sind, und so gelangten sie um die Nordwestspitze von Borneo, bogen nach Süden um und wendeten sich nach Pontianak. Doch als es Morgen wurde, suchten sie einen der vielen kleinen Flüsse auf, welche hier in das Meer hinabeilen und die bei ihrer geringen Tiefe sie vor der Verfolgung der Boote der Kriegsschiffe sicherten. In diesen kleinen Flüssen konnten sie auch ihre kurzen Ruder vortrefflich brauchen, während eben hier die langen, weit ausgreifenden Ruder der Europäer ganz unbrauchbar gewesen wären.

„Den Tag über verweilten sie im Schatten der Wälder, lebten von dem mitgebrachten gekochten Reis oder von Früchten, welche sie im Walde fanden, als aber die Dunkelheit das immer mehr abnehmende Dämmerlicht des Tages, welches im Walde selbst nie recht wahrnehmbar wird, das Herannahen der



Ein Ruder- und Segelboot der Dajakischen Räuber.

Nacht zeigte, da schoben sie ihr Boot wieder in das Wasser und kamen mit einbrechender Finsterniß in das Meer; abermals längs der Küste hinfahrend, vorbei an einer Menge in sicherer Ruhe liegender Dörfer, welche wohl nicht ahnten, was für furchtbare Menschen sich ihnen nahten. Durch die Nähe von Sarawak und die Maßregeln des tapfern Rajah Broke war man sicher geworden und es wagte Niemand von den früher so allgemein gefürchteten Malayen mehr einen Kriegszug, einen Raubzug zu unternehmen. Daß Dajaks von der weit entfernten Nordküste der Insel dies wagen würden, war allerdings noch Niemandem in den Sinn gekommen.

„Als die vierte Nacht vorüber, hatten die Räuber, oder wohl besser werden sie Mörder genannt, denn zu Morden war ihr Zweck, den Kapuas erreicht. Der Strom hatte zwei Arme, an deren einen und größeren die Stadt Pontianak

liegt, der andere geht südlicher in das Meer und führt durch gänzlich unbewohnte, vielleicht auch unbewohnbare Sümpfe. In diesem zweiten Theil liefen die Dajaks ein und hier verweilten sie bis gegen Abend, worauf sie die Ruder wieder ergriffen und den Strom aufwärts zogen, sie hatten noch eine bedeutende Arbeit vor sich, aber sie wollten auch nicht früher als um Mitternacht ihr Ziel erreichen. Bei der Rüstigkeit der Arme und bei der Begier, durch welche sie gestachelt waren, konnte es ihnen nicht fehlen, Sukalanking zur bestimmten Zeit zu erreichen.

„Es geschah dieses unter der Leitung Malas', welcher den Weg genau kannte, da er ihn sehr oft bei Tage und bei Nacht befahren. Das Dorf stand zu beiden Seiten des Flusses, Malas ließ auf dem rechten Ufer anlegen, wo das Haus des alten Abu nebst etwa dreißig andern stand. Man war angelangt ganz nahe an dem eben genannten Hause, der Floß des Häuptlings der Malayen diente ihnen zum Landungsplatz. Ein jedes Haus hatte einen solchen; es war der Badeplatz, denn die vielen Crocodile, welche die Flüsse bewohnen, gestatteten das Baden im freien Wasser nicht. Auf dem Flosse stehend, schöpfte man sich mit einem Bambusgefäß das Wasser und goß es sich über den Kopf. Sehr reinliche Menschen pflegten sich auch wohl mit den Händen das Wasser am Körper zu verreiben, pflegten sich zu waschen, da dieses aber keine unbedingte Vorschrift des Islam ist, wurde es von den Mehrsten als eine durchaus überflüssige Vermehrung der Arbeit unterlassen.

„An dieser Stelle hielt das lange Boot, hier stiegen die Dajaks geräuschlos aus und hier wurden sie von Malas vertheilt zu ihrem Raube. Vor der vordern Thür einer jeden Hütte stellten sich ein paar Leute auf, nach der Rückseite wurde ein dritter gebracht; Malas selbst nahm seinen Posten vor dem Hause des Pangerang. Auf ein gegebenes Signal warfen die hinter den Häusern aufgestellten Männer Feuer in die Dächer und vereinigten sich dann mit ihren Genossen auf der vorderen Seite. So bald die Flammen zu prasseln begannen, stürzten die unglücklichen Bewohner hervor auf die Plateform, legten den mit Stufen versehenen Baumstamm an die ihm gebührende Stelle und flüchteten sich auf dieser gefährlichen Treppe; aber unter dem Hause standen die blutdürstigen Dajaks und alsbald ward ein jeder Herniedersteigende von ihnen zu Boden geschlagen. So fielen ohne Ausnahme und ohne Barmherzigkeit alle die Unglücklichen, welche dem Tode durch das Feuer zu entgehen hofften. Man hatte gar nicht die Absicht, Gefangene zu machen, man wollte nur Köpfe, viele Köpfe, gleichviel ob von Männern, ob von kampfunfähigen Greisen oder von Weibern, alle diese oder die Geister, welche in ihren Leibern wohnten, werden ja nach dem Tode des Mörders die Diener desselben, geschont werden nur die Kinder, sie wachsen heran, die Mädchen kann man als seine Frauen brauchen, aber die Alten, an denen als Diener wenig gelegen ist, vermehren geköpft die Zahl der Trophäen.

„So wurde denn geschlachtet, niedergemetzelt was sich zeigte; sprangen zu viele auf einmal aus dem brennenden Hause, um von den zwei oder drei Dajaks erschlagen zu werden, so schoß man nach ihnen einen vergifteten Pfeil aus dem Blaserohr und war sicher, daß der Verwundete nicht zwanzig Schritte weit laufen würde.

„Vor dem Hause des Pangerang stand Malas mit einem jungen Dajak voll wilder Begier und voll Mordlust; er hatte die Lanze in der rechten Hand, um den alten Häuptling lachend zu durchbohren, sobald er sich zeigen würde. Das Herz schlug ihm wild und gewaltig, wenn er daran dachte, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, wo er das schöne Mädchen, das ihn verschmähte, sein nennen, wo er sich ihrer Reize freuen würde. Aber sonderbar, weder der alte Abu, noch die schöne Bungar, noch irgend ein Diener oder eine der Frauen erschien. Bald stand das Haus gleich allen andern in vollen Flammen, und noch kam Niemand; laut rief Malas den Namen der Geliebten, laut rief er ihr zu, sie solle aus dem Hause kommen, ihr werde nichts gethan werden, man solle sie nicht tödten, laut rief er zuletzt den Namen des alten Malayenhäuptlings mit dem Versprechen, auch seines Lebens zu schonen, vergeblich, Niemand ließ sich sehen. Das rasende Element war schnell von dem hintern Ende der Hütte nach dem vordern geschritten, prasselnd stürzte das Dach zusammen, und der alte Abu und seine Angehörigen hatten wahrscheinlich den Tod in den Flammen dem Leben unter der Herrschaft des Dajak Malas vorgezogen.

„Keine Viertelstunde hatte die Feuersbrunst und das furchtbare Blutbad gedauert, alle unglücklichen Bewohner des Dorfes lagen verstümmelt und mit abgeschnittenen Häuptern an der Erde, und sowie ein Haupt vom Rumpf gelöst wurde, so hob der Mörder es auf und ließ das Blut in den Mund strömen, um zu seiner eigenen Tapferkeit noch die des Andern zu fügen und seinem eigenen Gesicht die blutigen Zeichen des Mordes aufzudrücken. Nun eilten die Sieger nach ihrem großen Boote; sie alle waren glücklich, sie alle nahmen freudig Platz auf ihren Sitzen, nur Malas und ein junger Mann, der neben ihm gestanden, waren voll Verzweiflung. Malas war in seinen Erwartungen auf das Fürchterlichste getäuscht worden, und der junge Dajak, der mit ihm vor dem Hause des Pangerang gewartet, war voll Grimm, denn er hatte keinen abgeschlagenen Kopf aufzuweisen, er der Einzige, denn alle andern hatten deren; und während derselben großer Ruhm wartete, während manche aus diesem Kampfe die Ansprüche auf drei oder wohl gar auf vier Federn des kriegerischen Vogels herleiteten, kam er allein ohne einen erbeuteten Kopf heim, und er machte Malas die bittersten Vorwürfe, und durch die ihn auslachenden Freunde noch mehr gereizt, erhob er plötzlich sein langes Hiebmesser und sagte: Dein Kopf ist so viel werth wie ein anderer und man soll nicht sagen, daß ich ohne einen Feindesschädel zurückgekommen sei."

Zweiundneunzigstes Kapitel.

Ein verrathener Verräther. Die Metzelei ist vollendet und die Räuber kehren zurück bis auf den Anstifter des Raubzuges. Siegesfest in der Heimath der Räuber. Die badende Malayin und ihr Verlobter. Aufbruch zur Jagd. Errettung derer, die durch den Raubzug bedroht wurden. Der Sonnenschirm und seine Bedeutung.

„Malas sprang auf und erhob gleichfalls seine Waffe, indem er über den Verrath seiner eigenen Landsleute schalt. So standen die beiden grimmigen Menschen einander gegenüber, im Begriff, sich gegenseitig die Schädel zu spalten, als der Bruder des jungen, ohne Trophäe heimkehrenden Mannes Malas mit seinem Ruder einen Stoß versetzte, so daß er rücklings in das Wasser stürzte; dabei flog das in raschester Bewegung begriffene Fahrzeug pfeilschnell dahin und ließ den Hineingestürzten unter lautem Hohnlachen weit hinter sich zurück. Malas war ein viel zu guter Schwimmer, um durch einen solchen Zwischenfall in Verlegenheit zu gerathen; er war wieder auf dem Gebiet, welches er vor mehreren Wochen verlassen, und er dachte auf irgend eine andere Weise seine Rache zu nehmen, wenn nicht an dem Häuptling selbst oder seiner Tochter, so doch an denjenigen, die auf der andern Seite des Flusses dem abgebrannten Theil des Dorfes gegenüber wohnten. Und so schwamm er nun diesem linken Ufer zu, obwohl er nicht das Geringste, was ihm als Wehr hätte dienen können, bei sich führte, denn sein Schild und seine Lanze waren im Boot liegen geblieben, und das Schwert, welches er in der Hand hatte, war ihm entglitten.

„Schon hatte er das Ufer beinahe erreicht, schon sah er in dem schwachen Schimmer der ersten Spuren nahender Dämmerung einige weiße Gestalten am Ufer, wahrscheinlich Flüchtlinge aus dem unverbrannten Theile des Dorfs, mit welchen er, auch waffenlos, fertig zu werden hoffte, als eben diejenigen, welche er bemerkte, nunmehr ihn wahrnahmen, und gleichzeitig sahen, wie sich unmittelbar hinter ihm der Rachen eines gewaltigen Crocodils theilte und eine Sekunde darauf dieses mit sammt seiner Beute untersank. Ein Ungeheuer war durch ein anderes verschlungen.

„Die Dajaks entkamen mit allen Köpfen in ihre Heimath und feierten ein großes Sieges- und Todtenfest, aber in dem malayischen Dorfe war Jammer und Wehklagen; nur der bei weitem kleinere Theil der Einwohner war am Leben geblieben, diejenigen nämlich, welche an dem linken Ufer des Flusses wohnten. Aufgeschreckt durch die prasselnden Flammen und das Mordgeschrei der Dajaks waren sie alsbald entflohen, hatten sie sich mit Weib und Kind und ihren besten Habseligkeiten in die Wälder geflüchtet, von weitem das gräßliche Schauspiel des Blutbades und der Feuersbrunst mit ansehend. Sie waren wohl so ziemlich gewiß, daß die Dajaks nach Vollendung ihrer Arbeit nicht über

den Strom setzen, ihre Hütten also verschont bleiben würden, denn die Dajaks, welche nur auf das Rauben von Köpfen ausgehen, konnten wohl denken, daß die Bewohner der Hütten sich geflüchtet, ihre Köpfe in Sicherheit gebracht haben würden, und die wenigen Habseligkeiten, welche sich bei ihnen befanden, reizten sie nicht; aber dies war nur ein schwacher Trost für den Verlust so vieler der Ihrigen, und es war ihnen entsetzlich, daß sie nun sich überzeugen mußten, selbst hier im Hintergrunde der holländischen Besitzung oberhalb der Stadt Pontianak seien sie nicht sicher.

„Als es tagte, eilten sie hinüber auf den Schauplatz des gräßlichen Gemetzels und beeilten sich, die Körper der Ermordeten zu beerdigen, womit sie bis gegen Abend zu thun hatten. Sie wollten dem Pangerang und den Seinigen den furchtbaren Anblick der enthaupteten Leichen ersparen, und es gelang, denn als er wiederkehrte waren die letzten Spuren vertilgt, nur die Brandstätte konnte man nicht so schnell beseitigen.

„Ein wunderbarer Zufall hatte ihn und seinen ganzen Haushalt gerettet. Am Morgen desselben Tages, in dessen Mitternachtsstunde der gräßliche Ueberfall gemacht wurde, war ein junger Malaye, der Sohn eines benachbarten Häuptlings, herübergekommen, gerade in der Zeit als Bungar, die schöne Tochter des Häuptlings Abu sich badete, indem sie sich wiederholt mit Wasser übergoß, wodurch die an sich sehr dünne Bekleidung sich so nahe an den Körper anschmiegte, daß ein Maler zufrieden gewesen wäre, die schöne Malayin in diesem Zustande als Modell zu benutzen. Der junge Häuptlingssohn, welcher, wie die Malayen im Allgemeinen, ein großer Verehrer der Schönheit war, freute sich ganz besonders, das Mädchen hier zu sehen, welche einst die Seine werden solle, und die junge Malayin, nicht in unseren Vorurtheilen befangen, gönnte dem zärtlichen Liebhaber den Anblick und unterhielt sich mit ihm über den Zweck seines Hierseins. Issuf sollte ihre ganze Familie zu der seinigen bringen, die Männer wollten eine Tigerjagd veranstalten, denn man hatte in der Nähe ein Paar derselben wahrgenommen, die Frauen und Mädchen sollten indessen beisammen bleiben bis die Männer heimkehrten, was erst am nächsten Morgen möglich war.

„In dieser Weise wurde es ausgeführt und der Häuptling, welcher niemals einen Besuch machen konnte ohne die genügende Anzahl von Leuten, welche ihm seine Pfeife, seinen Betel, seinen Säbel, seinen unentbehrlichen Sonnenschirm nachtrugen, nahm seine ganze Dienerschaft mit, und so war das Haus des Abu gänzlich leer, als der Räuber mit seinen Mordgesellen ankam. Aber zum Unglück für das ganze Dorf hatte er auch seine beiden Hunde, welche sonst gut Wache hielten, und auch die fünf Männer mit zur Jagd genommen, welche Gewehre hatten, also einzig fähig gewesen wären, das Dorf zu vertheidigen, denn die Dajaks kennen das Feuergewehr beinahe nur vom Hörensagen und sind mit Sicherheit zu verscheuchen, wenn man einige gute Schützen hat; aller-

dings war auch die Möglichkeit vorhanden, daß die Hunde auf eigene Hand jagen gingen, dann war das Dorf auch unbeschützt und dann war der Rajah, seine Tochter und sein ganzes Haus gleichfalls ein Raub des Todes — wie dem auch sei, das Gräßliche war geschehen und der Pangerang mit seiner Familie und den fünf zur Jagd beorderten Malayen waren dem Blutbade entgangen, was der Verruchte gerade über sie hatte verhängen wollen."

Ich erwähnte vorhin des unentbehrlichen Schirmes. Dieses Ding heißt in dem ganzen niederländischen Indien Peiong und ist ein durchaus unentbehrliches Möbel; kein Mann und keine Frau kann ohne dasselbe bestehen, denn der Schirm dient sowohl, um die täglich wiederkehrenden Regen, theils auch um in den regenlosen Zwischenstunden die glühenden Strahlen der Sonne aufzuhalten. Dieser Schirm hat aber noch einen andern Zweck, er ist unter den Malayen eine ehrenvolle Auszeichnung, und zwar höchst merkwürdiger Weise eine Auszeichnung, die von den Holländern verliehen wird, indessen das Instrument ein chinesisches ist. Nämlich nicht unsere mit Seidenzeug überzogenen Drahtgestelle werden dazu benutzt, sondern die viel wohlfeileren und dabei zweckmäßigeren Schirme der Chinesen, welche ganz aus Holz bestehen und mit starkem, wohl gefirnißtem Papier überzogen sind. In den Hauptstädten kostet ein Peiong von chinesischer Arbeit so wenig, daß man sie im Detailhandel für den sechsten Theil eines Thalers bekommt, und noch beträchtlich wohlfeiler, wenn man auf einmal größere Quantitäten kauft, die man denn doch mit der Zeit aufbraucht, da der Papierbezug nicht so dauerhaft ist als ein seidener oder einer von farbiger Baumwolle. Die Zweckmäßigkeit der chinesischen liegt erstens in der sehr viel größern Ausdehnung der Schirmfläche, so daß sie drei ganz dicht bei einander stehende Personen vollkommen bedacht. Ein anderer nicht minder wesentlicher Vortheil derselben ist ihre Dichtigkeit, denn sie halten das schlagende Regenwasser vollkommen ab, was mit den seidenen Regenschirmen durchaus nicht der Fall ist; die scharf aufschlagenden Tropfen prallen von dem gefirnißten Papier ab, während sie durch die kleinen Löcher des seidenen Gewebes dringen.

Ein dritter Vorzug dieser Schirme ist ihre Undurchsichtigkeit gegen die Sonnenstrahlen. Ich will zugeben, daß ein seidener Schirm wirklich Schatten verursacht, also den Körper so ziemlich schützt, allein er schützt nicht das Auge. Wenn man mit dem übergespannten Schirm der Sonne entgegengeht, so wird das Auge auf das Unangenehmste geblendet. Der Schirm von starkem Papier ist zwar durchscheinend, aber völlig undurchsichtig, das Auge wird also nicht geblendet, und dieses wird ganz gewiß ein sehr entschiedener Vorzug des chinesischen oder papiernen Werkzeuges sein.

Die Auszeichnung betreffend, welche die holländische Regierung mit der Verleihung dieses Schirmes verbindet, so verhält sich die Sache folgendermaßen:

Da in ganz Indien ein Jeder in möglichst vieler Begleitung geht, so glaubt man beinahe immer, einen vornehmen Mann vor sich zu haben, während es doch

vielleicht nur ein reicher Mann ohne allen Rang ist, nirgends aber wird mehr auf die Ehrenbezeigungen gehalten, welche man dem Range schuldig ist, als gerade in den südasiatischen Ländern. Nun hat man allerdings Epauletts, Orden, Federhüte und dergleichen höchst schöne und höchst zweckmäßige Auszeichnungen, aber da ein Jeder mit aufgespanntem Schirm geht, so verbergen sich diese Auszeichnungen und man ist so klug wie vorher, da ist die holländische Regierung auf den sublimen Gedanken gekommen, die Auszeichnungen auf dem Schirme anzubringen, und dies geschieht folgendermaßen: der Schirm des Provinzialgouverneurs und des Residenten ist über und über vergoldet. Sieht man also einen Mann daherkommen, dem ein Zweiter einen gewaltig großen, auf der äußeren Seite vergoldeten Schirm nachträgt, so weiß man, das ist die erste Person der Provinz, der Regentschaft. Die inwendige Seite ist weiß oder gelb angestrichen.

Der Peiong eines eingebornen Häuptlings auf den Molukken oder den Sunda-Inseln ist auf der oberen gewölbten Fläche grün oder blau lackirt. Der Pangerang hat an dem äußersten Rande des Schirms einen breiten goldenen Streifen. Der Sultan hat einen mit drei Goldstreifen verzierten Peiong. Auf der innern unteren Seite sind diese Schirme gelb bestrichen und mit mancherlei Figuren verziert, der Stock desselben ist zehn Fuß lang, denn er soll nicht nur dienen, um den vornehmen Herrn wenn er zu Fuß geht, sondern auch wenn er zu Pferde sitzt, den Schirm über ihm zu erheben, deshalb immerhin ein Diener neben oder hinter ihm herläuft.

Die durch die Regierung zum Tragen solcher Ehrenschirme autorisirten Personen haben den Rang mit Generalmajors, Obersten, Majors und Hauptleuten und es werden von den Wachen dem Inhaber solches Schirmes die nämlichen Honneurs gemacht wie den Offizieren der gedachten Rangstufen. Die Offiziere tragen ihre militairischen Auszeichnungen selbst, die Civilbeamten oder die vornehmen Malayen thun dies aber nicht mit ihrem Ehrenschirm, daher kommt es nun, daß sehr häufig dem Herrn Provinzialgouverneur keine Ehrenbezeugung erwiesen wird, wohl aber dem mit dem Ehrenpeiong hinter ihm her gehenden oder reitenden Bedienten. Eben so oft kommt es vor daß diese Bedienten mit dem aufgespannten Schirme hinten auf der leeren Kutsche stehen, in welcher sie den Herrn von einem Gastmahl abholen. Dem Bedienten werden jederzeit die größten Ehren erwiesen.

Wie in England, so ist es auch im engländischen wie holländischen Indien erlaubt, daß die Offiziere sich des Regen- oder Sonnenschirmes bedienen und man sieht sehr häufig den Offizier die Ronde machen, oder Berichte empfangen, oder eine Compagnie mustern mit dem Schirme über dem Haupte.

Von den Eingebornen sind namentlich viele Frauen getauft und diese halten sich dann sofort für ganz gleich im Range mit den europäischen Damen. Da sie nun wissen daß mit den Schirmen eine Auszeichnung verbunden ist, so setzen

sie alles daran europäische, d. h. seidene Regenschirme zu bekommen, welche sie sich, immer von einer Dienerin aufgespannt, nachtragen lassen und sie sind dann überzeugt daß ein Jeder ihnen schon sehr von ferne die außerordentliche Vornehmheit ansieht.

Bei einigen Völkern ist es üblich, bei den Leichenzügen Schirme über die Leichenzüge zu halten. Wenn nun der Verstorbene eine distinguirte Person war, so darf der seiner Rangstufe gebührende Peiong gewiß nicht fehlen und wenn der Mann nunmehr begraben ist, so wird der betreffende Peiong über seinem Grabe aufgepflanzt und bleibt darauf stehen bis er gänzlich verrottet ist.

Dreiundneunzigstes Kapitel.

Das Flußnetz und Delta des Sarawakstromes. Unentwirrbares Labyrinth. Die Bewohner desselben, die Urang Utangs. Lügen über diese und möglichst getreue Darlegung alles dessen was ich darüber erfahren.

Um zu der Residenz dieses merkwürdigen Mannes, der mit den Engländern aussöhnen könnte, wenn er nicht gar zu vereinzelt dastände, zu gelangen, brauchte der „van der Kapellen" volle vier Tage. Das Land längs der Küsten ist beinahe durchgängig niedrig, ist durch die Flüsse von den Gebirgen herabgeschwemmt, enthält also durchweg die allerfruchtbarste, aber auch zu gleicher Zeit eine immerfort nasse, sumpfige Erde. Von den Gebirgen herab strömt eine noch gänzlich unbekannte Anzahl von Flüssen die zuerst in wilden Sprüngen die Gebirge verlassen, dann aber, außerhalb derselben angelangt, sich ausbreiten zu einem so verwickelten Netz, daß nicht leicht irgend ein Fluß der uns mehr bekannten Erdtheile ihm ähnlich ist, so ist z. B. das Delta des Rheins und des Mississippi vollkommen bequem zu überschauen im Vergleich mit den nicht Delta sondern mit dem Geflecht von allen möglichen, groß und kleinen sich in jeder beliebigen Richtung spreitzenden Flüssen und Flüßchen, wozu noch hauptsächlich kommt, daß dieselben nicht etwa von vielen Dörfern umgeben, nicht etwa mit Wiesen bewachsen sind, sondern daß undurchdringliche, völlig düstere Wälder sie von beiden Seiten so eng beschatten, daß einmal in das Gewebe eingedrungen es den Unkundigen so schwer oder unmöglich würde, sich daraus zurückzufinden wie dem Verirrten in einem brasilianischen Urwalde. Um diese Strömungen zu begehen, um in diesen sich durchkreuzenden Wasserläufen sich zurechtzufinden, muß man sie von Jugend auf befahren haben und muß man den Instinct der Wilden besitzen, welche ein Auge haben für jede, auch die geringste Einzelnheit in solcher Wildniß.

Man könnte sagen eine Niederlassung liegt an dem zehnten Einfluß in den

Hauptstrom an der rechten Seite. In diesen ebenen Gegenden ist aber der Zustrom von dem Hauptstrom gar nicht zu unterscheiden. Wo die Mosel, wo die Maas in den Rhein fällt, kann man gar nicht zweifelhaft sein, Niemand wird am linken Ufer des Rheines in die Maas einlenken in der Meinung das sei der Rhein; schon ganz anders ist es im Delta des Mississippi, die verschiedenen Arme stoßen nicht rechtwinkelig auf einander sondern sie laufen mitunter nahezu parallel und weichen nur unter sehr spitzen Winkeln von einander ab, so ist es nun auch in dem aufgeschwemmten Lande von Borneo, aber man hat dort doch wenigstens blauen Himmel über sich, wenn man aus dem mexicanischen Meerbusen nach Neu-Orleans will. Auf den Flüssen von Borneo aber ist man von Nacht umgeben, gleichviel, ob die Sonne aufgegangen oder untergegangen ist, düstere Nacht überschattet Alles. Ich möchte beinahe glauben die Einwohner werden vielmehr von einem eignen Instinct als von wirklicher Ortskenntniß geleitet, ich für mein Theil wenigstens konnte selbst nachdem ich mich gut genug an die Dunkelheit des Waldes gewöhnt hatte, niemals die Ursache entdecken, warum sie den Schnabel ihres Schiffes da oder dort hin lenkten, ich konnte kein Zeichen erkennen was mir genügend geschienen hätte eine Veränderung des Weges davon abhängig zu machen.

Nun kommt auch noch dazu daß diese ungeheuren Landstrecken zur Regenzeit vollständig überschwemmt werden, so daß man fahren kann wo man will, indem es nicht möglich ist den Lauf des Stromes zu erkennen. Der Fall ist so gering, daß er dem Strome nicht gestattet, sichtbar zu werden und grade dieses ist der Grund der häufigen Ueberschwemmungen, weiter aufwärts an den nämlichen Flüssen finden solche Ueberschwemmungen durchaus nicht statt, weil eben diese Flüsse einen raschen Fall haben.

In diesen weiten Wasser- und Waldwüsten leben auch die berüchtigsten von allen Affenarten, die sogenannten Urang Utangs, welche man lange Zeit in gewisser Art für fabelhaft gehalten.

Es scheint als ob schon die ältesten Naturforscher Kenntniß gehabt hätten von diesen Thieren, denn die Stelle des Plinius im 2. Capitel des 7. Buches von den Satyren in Indien, welche ein Menschengesicht haben, bald aufrecht, bald auf allen Vieren gehen, sehr bösartig sind und wegen ihrer großen Behendigkeit nur gefangen werden können, wenn sie krank und altersschwach geworden sind, läßt sich auf nichts anderes deuten als auf diesen großen Affen.

Bis in das vorige Jahrhundert hatte man Fabeln die nicht drolliger sein konnten. Wirkliche Naturforscher erzählten von diesen Waldmenschen (homo sylvestris) daß sie alle menschlichen Handlungen ausgeübt und daß ihnen zum Menschen nichts gefehlt habe als die Sprache, sie gingen nie anders als aufrecht, die Weibchen seien bis zum Bewunderungswürdigen schaamhaft wenn unbekannte Leute sie betrachteten, sie seufzten dann, vergössen häufig Thränen, schlügen die Augen nieder, sie bedeckten das Gesicht mit beiden Händen — ich

wundere mich nur, daß sie nicht wie die mediceische Venus die eine Hand vor beide Brüste und die zweite Hand vor einen anderen gewöhnlich auch verborgenen Theil halten, doch kann man allerdings sagen dies sei nicht Sitte bei den Orientalen, eine Türkin oder Perserin hält gewiß, wenn sie im Bade überrascht wird, beide Hände nicht wie die mediceische Venus, sondern sie giebt alles preis nur um das Gesicht zu bedecken.

Andere Fabeln über sie gingen die gewaltige Größe an, sie sollten 7 Fuß messen, sollten eine körperliche Ausdehnung, einen Umfang haben, welcher dem des umfangreichsten, muskelkräftigsten Mannes gleich kam, sie sollten so übermäßig stark und kampfbegierig sein, daß sie die Fremden welche in ihre Wälder kämen, anfielen, entweder durch ihre grimmigen Bisse umbrächten, oder sie mit Keulen, langen Stangen, ja sogar mit Schleudern todt schlügen. Dies alles hat sich als Fabel erwiesen, die größten, welche man hat fangen können, waren fünf Fuß hoch, hatten allerdings eine sehr bedeutende Kraft, so daß es mehrerer Menschen bedurfte um sie zu fesseln, aber die übrigen Angaben sind durchaus unwahr doch auch das Wahre darüber ist schon wunderbar genug.

Man behauptet daß auf Borneo diese großen Affen in zahlreichen Heerden leben, selbst dies ist nicht richtig; der Urang-Utang ist ein einsam wohnendes und einsam lebendes Thier, vom geselligen Zusammensein ist sogar bei einem Paare, bei Männchen und Weibchen nicht die Rede. Nur zur Begattungszeit halten sich beide zusammen auf, so wie diese jedoch vorüber, trennen sich beide Geschlechter wieder und die Sorge um das Junge bleibt ganz allein der Mutter überlassen.

Schon deshalb, weil der Wohnsitz dieser Affen immer nur das ganz nasse, sumpfige Unterland ist, können sie nicht hauptsächlich auf das Gehen angewiesen sein, sie haben nicht zwei Hände und zwei Füße wie der Mensch, sondern sie haben vier Hände und die Hände sind nicht geschickt zum Gehen, sie sind nicht dazu gemacht, nicht dazu eingerichtet. Ich habe späterhin häufig in den Dörfern der Dajaks jung eingefangene Affen gesehen welche sich unter diesen Umständen sehr leicht an die Menschen gewöhnen und besonders eine Zuneigung und Anhänglichkeit seltener Art, einerseits an die Kinder des Hauses, andrerseits an die Frauen zeigen, welche sich viel mit ihnen abgeben und sie füttern. Diese Affen gehen immer nur ganz kurze Strecken lang, etwa quer über das Gemach aufrecht, schon für eine Entfernung von 20 Schritten ließen sie sich auf die Vorderhände nieder. Aufrecht schreitend hatten sie die Art verzogener Kinder, mit krummen Beinen auf dem äußersten Rande ihrer Hinterhände zu gehen, nicht auf den Sohlen, dabei zogen sie die langen Finger krumm ein und die Daumen standen in die Höhe. Dies sind alles Beweise daß der aufrechte Gang nicht ihr natürlicher, sondern nur ein Nothbehelf ist.

Der große Verstand welchen man an ihm rühmt, muß auch gewisse Grenzen haben. Jedes Thier gräbt sich eine Höhle, jeder Vogel baut sich ein Nest,

oft ein überaus künstliches, nicht so dieser große Affe, welcher sich damit begnügt, ein paar Zweige irgendwo im Gipfel eines Baumes zusammenzubiegen und sich mit Händen und Füßen daran zu klammern, um so die Nacht zwischen den Zweigen zu zubringen; daß er sich ein Haus baue, eine bequeme Hütte, ihr wohl gar Thür und Fenster gebe, daß er sich Feuer anmachen könne, ist alles völlig unwahr, beruht entweder auf ganz schlechten Beobachtungen oder auf der sehr oft mit Recht gerügten Neigung der Reisenden Wunderdinge zu erzählen. Dies aber hat man allerdings an ihm bemerkt, daß er sich bei Regenwetter unter das Laubdach eines baumartigen Farren verkriecht, oder daß er, auf einem Baume sitzend, sich Zweige abbricht und sie mit einander verbindet, um sich unter dem Laube derselben zu verbergen. In solchen Fällen rollt er sich aber so zusammen, daß man sein Nest schwerlich für das eines 5 Fuß großen Thieres ansehen würde.

Sehr leicht und geschickt klettern kann das Thier auch nicht, es ist zu schwer und zu plump dazu, auch fehlt ihm der Wickelschwanz welcher die gewöhnlichen Affen so sehr unterstützt bei ihren gewagten Sprüngen. Er geht zwar auf einem Zweige, den er umfassen kann, bei weitem schneller als auf der Erde, noch schneller wenn er an solchem Zweige hängt, aber behend ist diese Bewegung nicht, im Gegentheil ist er vorsichtig, er geht nicht an das Ende eines schwankenden Astes ohne von einem anderen Aste unterstützt zu sein, er macht niemals gewagte Sprünge, und wenn er Früchte, die ihm wohlgefallen, am Ende eines solchen Astes sieht, so prüft er dessen Stärke zuerst sorgfältig, bevor er sich ihm anvertraut.

Die Dajaks auf Borneo sind große Liebhaber von dem Fleische dieser Thiere und gehen sehr häufig auf die Jagd nach demselben, in der Regel nur mit einem Blasrohr und kleinen vergifteten Pfeilen bewaffnet; die Wirkung des Giftes soll ziemlich rasch sein, wenn die Verwundung durch die Haut bis in das Fleisch dringt, die Zahlangaben aber, welche ich darüber hörte, wollen mir um so weniger einleuchten, als ich weiß, wie außerordentlich schnell die Wirkung des javanischen Giftes ist, und dieses wird von denselben Gewächsen genommen, von der Schlingpflanze welche man Tieute oder Tjetek nennt und von dem Safte des Ipu der auf Java Upas heißt.

Der Tod soll unter den heftigsten Convulsionen schon nach einer halben Stunde erfolgen. Solches Pfeilgift kann Niemand brauchen, der Tod muß gewissermaßen mit der Verwundung anfangen und in weniger als einer Minute muß das Thier eine Leiche sein. So wirkt das javanische Pfeilgift. Ein zum Sprunge zusammengekauerter Tiger wird kaum von dem Pfeil getroffen, der nicht länger ist als die Hand eines jungen Mädchens — 4 bis 5 Zoll — in dessen Fell er schwerlich eine halbe Linie tief eindringt, als auch schon seine zum Sprunge gespannten Glieder sich lösen, er zu brummen, bald aber zu winseln beginnt, sich vielleicht auf den Vorderfüßen aufrichtet, den Hintertheil des Leibes

aber nicht mehr erheben kann, als auch schon der ganze Körper zu zittern beginnt und er, der gewaltige König der Wälder, in eine so sichtbare Todesangst verfällt, daß er völlig wehrlos seinem Schicksale erliegt ohne auch nur den Versuch zu wagen, seinen Feind aufzusuchen oder ihm entgegenzutreten, er sinkt seitwärts nieder und er ist noch zitternd schon eine Leiche.

So furchtbar, so entsetzlich ist das Gift, nur der Mensch vermag demselben fünf Minuten lang zu widerstehen, wohl niemals ist es vorgekommen, daß die sonst so sehr übliche Hinrichtung der Verbrecher durch einen vergifteten Krisch länger als fünf Minuten gedauert, länger das Opfer gequält hätte.

Wie dem auch sei, es schadet der Genuß des Fleisches von so vergifteten Thieren nicht, nur muß man alsbald die verwundete Stelle ausschneiden, welche sehr gut kenntlich ist an der schnell dunkel werdenden Farbe. Dies wissen die Eingeborenen sehr gut und sie beeilen sich, das getroffene Thier so bald als möglich in ihre Gewalt zu bekommen, um das Gedachte vorzunehmen; würden sie dieses anstehen lassen, eine halbe Stunde nach dem Eindringen des Pfeils, so würde nicht mehr eine besondere kleine Stelle, sondern das ganze Thier blau oder schwarz und ungenießbar geworden sein. Die große Brauchbarkeit der vergifteten Waffen besteht eben darin, daß die Tödtung so rasch erfolgt und das Thier keine Zeit habe zu entfliehen und sich zu verbergen; in den Zweigen der Urwaldungen möchte es schwer sein, dasselbe zu erlangen.

Wenn man zufälligerweise trocknen Fußes in diese Wälder gelangen kann und man findet einen Urang Utang, so pflegt er — wie alte und neue Schriftsteller wiederholt versichern — nach seinen Verfolgern oder Entdeckern zu werfen. Er bricht mit einer ganz ungewöhnlichen Kraft mächtige Aeste von den Bäumen, aber er zielt damit nicht auf die Nahenden, er wirft nicht nach ihnen, sondern er läßt sie nur senkrecht fallen, er hat also keinen Begriff davon, einen Kampf in die Ferne zu übertragen und es ist ganz leicht, diesen gefährlichen Würfen zu entgehen, man braucht es nur zu vermeiden, sich gerade unter den Affen zu stellen. Auf solche Weise schwinden nach und nach die großen Wunder alle, mit denen die Reisenden ihre geduldigen Leser unterhalten haben, es ist zwar schade um das Romantische, was sich auf solche Weise aus der Naturgeschichte verliert, wie es sich durch die Eisenbahnen aus der Landschaft verloren hat, aber es ist doch so gut, denn statt der Märchen erhält man Kenntnisse.

Bei den Dajaks sah ich den Urang-Utang häufig in Gefangenschaft, er war aber immer ganz jung gefangen und im Hause fortwährend unter Menschen wohnend, aufgezogen worden. Wenn die Dajacks ein Urang-Weibchen mit einem Jungen sehen, so suchen sie das Weibchen zu tödten und bringen dann das Junge in ihre Hütte, hier gewöhnt es sich sehr bald an die neue Umgebung, denn es wird ihm geboten, was es gern hat, besonders Früchte und Süßigkeiten. Will man das Thier aber groß ziehen so hat man alle mögliche Aufmerksamkeit darauf zu verwenden, daß es des Guten nicht zu viel thue, denn

diese Thiere haben eine Neigung zum Fressen welche alles übertrifft was man von anderen Thieren kennt oder sagt, es scheint ziemlich gewiß zu sein, daß Affen die einzigen Thiere sind, welche fortwährend mehr fressen als ihnen dient, auch wenn sie im ganz freien Zustande sind.

Ich hatte das seltene Glück, einen solchen Affen zu erblicken auch ohne Jagd auf ihn zu machen, und ich entwarf flüchtig eine Skizze von ihm, welche ich späterhin etwas genauer ausführte. Das Thier mochte ungefähr 4½ Fuß haben, man sieht auf den ersten Blick den Epicuräer, kein Thier im Naturzustande hat einen Hängebauch. Man sieht ferner, daß die vorderen Extremitäten



Ein Urang-Utang von Borneo.

viel länger sind als die hinteren, und man sieht auch ziemlich deutlich, daß der aufgesetzte Hinterfuß recht eigentlich eine Hand mit abgetrenntem Daumen ist, mit einem Daumen, der nicht wie die große Zeh parallel mit den übrigen Zehen steht, sondern der weit gestreckt und den übrigen gegenübergestellt werden kann, was eben die Hand von dem Fuße ganz besonders unterscheidet.

Man sagte mir, daß Thiere, welche nur leicht verwundet seien gerettet werden könnten, falls man schnell genug dazu gelangen könnte, die Wunde auszuschneiden oder zu brennen, aber das Gift wird keinesweges ganz unwirksam gemacht, die Thiere bleiben siech, schleppen sich kürzere oder längere Zeit hin und erliegen dann auch bei der sorgfältigsten Pflege einer Art Schwindsucht.

Vierundneunzigstes Kapitel.

Dumont d'Urville über die großen Affen von Borneo. Eine kleine Berichtigung über die Behauptung des großen Humboldt. Angenehme Unterhaltung mit einem Crocodiljüngling. Die Haupt- und Residenzstadt Sarawak. Chinesische Heirathen und die Schwierigkeiten, welche sich ihnen entgegen stellen. Die Malayen. Die Malayinnen. Schließen und Trennen der Ehen.

Auf meiner Reise sah ich, daß der ganze Landstrich aus einer unendlichen Menge kleiner Inseln zu bestehen schien, durch Canäle von einander getrennt. Der Boden ist so außerordentlich humusreich, daß das Wasser aller dieser Flüsse und Kanäle schwarz aussah, in ein Glas geschöpft zeigte es sich übrigens vollkommen klar und durchsichtig, aber von jener schönen bräunlichen Farbe, welche man mit dem Namen Familienkaffee zu belegen pflegt. Die mehrsten dieser Kanäle hatten nur 3 oder 4 Fuß Tiefe, übrigens reichlich genug für die Kähne der Eingebornen, welche auch noch bei 1 Fuß Wassertiefe zur Noth fortkommen könnten, selbst ihre Handelsbarken, welche bis zur Hauptstadt des kleinen Reiches gehen, fordern nicht mehr als 3 Fuß.

Ich für meinen Theil muß gestehen, daß ich in diesen wasserreichen Wäldern die großen Affen selten genug gesehen habe, darum will ich doch eine Stelle aus der Reisebeschreibung des berühmten Dumont d'Urville hersetzen:

„Indem wir uns dem festen Boden näherten, kündigten die Matrosen, welche im Vorderbug standen, um Ausschau zu halten, an, daß das ganze Ufer von Wilden bedeckt sei welche, wie es schien, uns mit großer Aufmerksamkeit betrachteten.

„Diese Neuigkeit veranlaßte uns, jede mögliche Vorsicht zu gebrauchen welche unter ähnlichen Umständen nothwendig ist. Unsere Waffen wurden sämmtlich geladen, die kleinen Kanonen, welche wir mit Leinewand bedeckt hatten, wurden von ihren Hüllen befreit und zum Gebrauche vorbereitet und alles in solcher Weise bequem hingestellt, daß wir nur zufassen durften, wenn es Noth thun sollte.

„Die Eingeborenen von Borneo gelten in der That für sehr bösartig, und die Gegenden in denen wir uns befanden, waren berüchtigt und besonders von Piraten bevölkert, welche den ganzen Archipel unsicher machten.

„Alle unsere Vorbereitungen zur Schlacht wurden sistirt als die Matrosen uns erzählten, daß die uns gegenüberstehenden Eingeborenen, welche sie bisher für Mitglieder der menschlichen Gesellschaft gehalten, mit schönen langen Schwänzen versehen seien" (es wird mir schwer faßlich, weshalb denn die Herrn Offiziere nicht selbst hingeschaut haben, mit einem Fernrohr wäre wahrscheinlich alles schon auf den ersten Blick aufgeklärt gewesen) „diese Zierde gäbe ihnen einen ungemein komischen Ausdruck.

„Diese von den Matrosen angekündigte Neuigkeit machte uns herzlich lachen und erinnerte uns an jene Geschichten, welche wir so oft hatten hören müssen, ohne daß wir uns von der Wahrheit hätten überzeugen können, nämlich an die Behauptung, daß auf Borneo eine eigene Race Menschen wohne, welche der Wohlthat eines schönen langen Schwanzes genösse, über den man sich die wunderbarsten Dinge der Welt erzählt.

„Unsere Heiterkeit beruhigte sich endlich in etwas und wir griffen nunmehr zu unseren Fernröhren, durch welche wir erkannten, daß die Küste von einem großen Trupp prächtiger Affen besetzt sei, welche mit großer Herzensangst unsere Boote betrachteten. In der That eilten wir schnell genug auf die Küste zu und die Affen legten sich derselben in einer bewunderungswürdigen Schlachtordnung gegenüber, aber als wir uns so weit genähert, wurde das Feld plötzlich geräumt, die Affen waren auf die Bäume geklettert und hielten sich hier für so sicher, daß sie uns die schönsten Grimassen schnitten."

Diese Erzählung erinnert an eine der drolligsten Erfindungen welche je aus dem Crayon eines geistreichen Zeichners geflossen, an die Illustration zu den Emotions de Polydore Marasquin ou trois mois parmi les singes, am Schlusse des ersten und am Anfange des zweiten Bandes des Journal pour tous, woselbst man den wackern Polydore in Gesellschaft eines recht schönen Völkchens riesiger Affen sieht, deren Schwänze denn auch etwas ganz Bewundernswerthes haben und von ihren Besitzern in höchst geistreicher Weise benutzt werden. Ich wünschte wohl, diese Zeichnungen als Illustration zu d'Urvilles Wunderbeschreibung geben zu können, doch sind sie leider dazu viel zu umfangreich.

Bei unserem Eindringen in die Waldungen empfanden wir den sehr unangenehmen Fäulnißgeruch, den eine Ueberfülle von nassen Humus hervorzubringen pflegt. An mehreren Stellen versuchte ich auszusteigen doch nie ohne bis an die Kniee in den Schlamm einzusinken. Ich setzte mich dann auf den Rand des Kahnes und hielt die Beine ins Wasser, um sie von dem Schlamm zu befreien. Ich that dies ohne Furcht, denn nach Humboldts Versicherung sind alle diese schwarzen Flüsse, welche sich in den tropischen Zonen dreier Welttheile wiederholen, nicht bewohnt, man hat nichts von den Ungeheuern, man hat auch nichts von den lästigen kleinen Thieren, von den Mücken und Mosquitos zu befürchten, man hatte aber auch keine Fische. Auf diese Autorität gestützt, wiederholte ich dies Experiment mehreremal mit Glück, allein ich war sehr nahe daran, es sehr unglücklich zu enden, im gegenwärtigen Augenblick kostete es mich nur einen Stiefel, möge er dem guthmüthigen Crocodil, welches sich mit dieser Kleinigkeit begnügte, wohl bekommen.

Auf dem Rande meines Bootes sitzend, sah ich ein wenig aufmerksamer als gewöhnlich in das Wasser um mich zu überzeugen, ob wirklich keine Fische darin seien, da erhob sich mir gegenüber etwas aus dem Wasser, das kaum

recht sichtbar war, das mir indessen doch so viel Aehnlichkeit mit dem gepanzerten Rücken eines Crocodils zu haben schien, daß ich mich schnell rückwärts in den Kahn warf, nicht schnell genug, um dem kleinen Unthier das Zuschnappen unmöglich zu machen. Sein rasches Vorschießen war aber nicht berechnet auf ein beinahe eben so rasches Zurückziehen meinerseits, und so hatte das Crocodil nur den Vortheil der etwas größeren Schnelligkeit über mich und mit dieser packte es mit äußerster Spitze seines Rachens den Absatz des Stiefels, mit dem im Maule es zurück in die Fluthen sank, indessen ich rückwärts auf den Boden des Bootes fiel; das kleine Thier maß ungefähr 5 Fuß, war also noch sehr jung, doch wäre es wohl mit mir fertig geworden; im Uebrigen beweist es, daß Humboldt's Behauptung über die schwarzen Flüsse, auf Borneo nicht angewendet werden darf.

Trotz der außerordentlichen Weichheit des Bodens wagte ich doch, an einer erträglich trocken scheinenden Stelle an Land zu gehen, denn ich erlitt wahre Tantalusqualen bei Erblickung der vor uns sitzenden Vögel, Affen von anderen Geschlechtern als jene großen Urang-Utangs, von Schlangen, Eidechsen, welche alle zu erreichen unmöglich war, falls ich nicht auf festem Boden stand; wo aber festen Boden herbekommen?

Der Wunsch, zu den Thieren zu kommen, half Vieles überwinden; ich versenkte mich ein klein wenig in den nassen Forst, achtete das Einsinken bis über die Knöchel gar nicht, das bis über die Knie gering, und so geschah es denn, daß ich wirklich auf einen Nachzügler traf, welchen ich mit meiner ziemlich sichern Kugelbüchse erlegte.

Voll Freude sprang ich darauf zu, achtete gar nicht auf den Weg unter meinen Füßen, und versank dann auch glücklich so weit, daß ich keines meiner beiden Beine mehr rühren konnte; ich stak bis über die Hüften in diesem furchtbaren Unrath, hatte nun zwar meinen Affen, aber konnte ganz ruhig warten, bis die Verwesung mich bei lebendigem Leibe erfaßte, wenn es mir nicht gelingen sollte, die Leute im Boote zu errufen. Daran, daß mein lieber Leser dieses liest, wird er schon bemerkt haben, daß es mir gelang; ich war nicht weit genug von dem Flusse, um nicht gehört zu werden, und ein paar Matrosen gingen auf Befehl des Steuermannes ans Land, um mir beizustehen, meine Stimme lenkte sie, und ein glücklicher Instinkt hatte ihnen eingegeben, statt der Waffen ihre Ruder mitzunehmen, diese waren viel wichtiger als Flinten und Kanonen, mit denen man mich wohl schwerlich aus dem Sumpfe geholt hätte.

Als die beiden Matrosen in meine Nähe kamen und mich in dieser Patsche sitzen sahen, wußten sie alsbald, wie mir zu helfen war; sie streckten ihre Ruder her zu mir, gingen auf denselben bis dicht an mich heran, faßten mir unter die Arme und hoben mich so senkrecht in die Höhe und aus meiner Falle heraus. Auf denselben Rudern, auf denen sie hergekommen waren, gingen sie auch zurück mit mir, und so gelangten wir an das Ufer. Jetzt aber streckte ich meine Beine

nicht in das Wasser, denn ich hatte mich doch von der Bewohnbarkeit der schwarzen Flüsse überzeugt — sondern ich ließ mich, auf einer hübschen Baumwurzel am Ufer stehend, so lange mit Wasser begießen, bis die schwarze Sumpferde von mir abgeschwemmt war.

Ziemlich naß, denn in diesen überfeuchten Wäldern verdunstet das Wasser von dem Körper oder von der Wäsche nicht so leicht, gelangte ich nach vier Stunden einer müheseligen Bootfahrt an dem Orte unserer Bestimmung an. Sarawak lag vor uns, zu sehen war es allerdings nicht, denn es liegt eigentlich mehr im Wasser als am Wasser, dennoch erhöht sich in der Stadt das Ufer



Eine Ansicht von Sarakaw.

so weit, um die Hütten auf trocknem Boden erbauen zu können, indessen in der Länge der Flußufer, welche hier weit auseinander treten, befindet sich doch ein großer Theil der Häuser im Wasser, die Hütten sind nicht daran, sondern sie sind hinein gebaut, und stehen hier auf Pfählen, wie es mit allen übrigen Hütten der Fall ist, welche hier ganz und gar die Einrichtung derjenigen haben, die wir bereits an verschiedenen Orten beschrieben haben. Sie stehen auf einer Plateform entweder frei in das Wasser hineingeschoben, oder sie stehen ganz ebenso auf ganz festem Lande, und man erreicht sie durch eine elende Treppe oder Leiter oder auch durch ein schräg gelegtes Brett.

Von Straßen und Plätzen ist keine Rede. Die Häuser stehen unregelmäßig durcheinander und bilden kleine Gruppen, gewöhnlich von einer Familie bewohnt, und diese Gruppen dehnen sich aus, so wie die Familie größer wird, das heißt wenn noch mehrere Mitglieder der Familie sich verheirathen und eigene Wirthschaft bilden, da dann immer zu den vorigen eine neue Hütte gefügt wird.

Die Hütten sind überall mit Vorplätzen versehen, allein es ist höchst gefährlich, sich derselben zu bedienen, denn sie bestehen aus einem äußerst lockern Flechtwerk von Bambus, das kreuzweis übereinander gelegt ist, überall Lücken läßt, und also jeden Augenblick Gelegenheit bietet, daß der Besuchende ein Bein breche, daß er hindurchtrete durch die Oeffnungen, festgeklemmt niederfalle und sehr glücklich ist, wenn er mit abgeschundener Haut oder mit einer mäßigen Quetschung davonkommt. Im Innern sind alle diese Hütten mehrfach mit groben und darüber mit feinern Matten bedeckt, so daß man hier ziemlich sicher geht; wie in allen übrigen Dörfern oder Städten dieser indischen Inselgruppen ist es auch hier Sitte, allen Unrath durch das Gitter hinab unter den Fußboden des Hauses zu werfen, und ich glaube behaupten zu dürfen, daß nur die Trägheit der Bewohner diese Bauart veranlaßt hat, keineswegs aber die größere Sicherheit. Die Chinesen, welche hier wohnen, bauen nicht so und befinden sich dabei nicht übel.

Eine sehr bequeme Einrichtung, welche wohl überall in den tropischen Klimaten nachgeahmt zu werden verdient, sind die Klambus, welche man allenfalls durch die Bezeichnung Mosquitonetze übersetzen dürfte, wenn sie nicht noch etwas Besseres wären, nämlich wirkliche Gemächer, kleine Hütten in der Hütte, meistentheils 6 Fuß lang und hoch und 4 Fuß breit, ganz mit äußerst feinen Netzen aus den schwarzen Fäden der Weinpalme gewebt, überzogen. Diese Netze verhindern das Eindringen der Mosquitos, und da es doch Netze sind, so verhindern sie die Ausdünstung des Körpers nur sehr wenig. Solcher Klambus findet man mehrere in jeder Hütte; sie werden von dem Ehepaar und von den Mädchen der Familie bewohnt und gewähren den Vortheil, daß man nicht nöthig hat, sich den Körper mit übelriechendem Oel einzusalben, allerdings ohne die Klambus eine Nothwendigkeit, aber eine solche, die höchst unappetitlich benannt werden muß, und die mich überall so sehr zurückgestoßen hat, daß ich mich von den mehrsten der jungen malayischen oder sonstigen Damen so weit als möglich entfernt hielt, bis der übelriechende Firniß abgewaschen war.

Die Stadt ist fast ausschließlich von Chinesen und Malayen bewohnt, die sich aber gesondert haben, so daß ihre Wohnungen eigene Campongs bilden; die Häuser der Malayen, dieselben mögen nun Fürsten oder Bettlern angehören, sind vollkommen gleich in ihrer Bauart und unterscheiden sich kaum einmal durch ihre Größe; sie haben gewöhnlich eine Länge von 20 bis 25 Ellen und eine Breite von etwa 15 Ellen. Die reichen Leute, meistens ehemalige Seeräuber, jetzt ganz friedliche Bürger der Stadt, haben in dieser einen Räumlichkeit allenfalls

noch ein paar Abtheilungen, die ärmeren aber keineswegs, und die Klambus sind Armen wie Reichen gemein. Unter dem Hause halten sich gewöhnlich die zwei- und vierbeinigen Hausthiere auf, Ziegen, auch wohl grobwollige Schafe, niemals aber Schweine, welche dagegen wieder in dem chinesischen Antheil reich vertreten sind. Deshalb verabscheuen die Malayen auch dies industrielle Volk als unrein und verbinden sich weder aus Liebe und Zärtlichkeit noch aus Eigennutz mit demselben. Eine junge Malayin würde sich viel eher tödten lassen, als daß sie einen Chinesen zum Gatten nähme; diese sind daher, um sich mit Frauen zu versehen, auf die Urbewohner der Insel, auf die Dajaks angewiesen, welche zwar auch die Verheirathung mit einem Chinesen nicht für eine Ehre halten, aber wenigstens diese Leute nicht für unrein erklären, wenn schon sie ein solches zu den Chinesen übergewandertes Mädchen als nicht mehr ihnen angehörend betrachten und aus der Reihe ihrer Familienglieder streichen.

In Betreff ihrer Heirathen sind die Chinesen wirklich sehr übel daran, der Europäer würde sich niemals dazu entschließen, seine Tochter einem Chinesen zu übergeben. Der Malaye hält sie für unrein, der Dajak für unehrenhaft, worin er übrigens sehr Recht haben mag, und aus ihrem Vaterlande dürfen sie doch keine Frauen mitnehmen, denn die Auswanderung des Mannes schon ist ein großes Verbrechen, die einer Frau oder eines Mädchens wird aber sicher mit dem Tode bestraft, da aber auch die Chinesen, so gut wie die Nürnberger, Niemand hängen, wenn sie ihn nicht haben, so machen sie es so, daß sie die Familie der Ausgewanderten zur Rückschaffung derselben auffordern, und sie, wenn diese nicht auszuführen ist, mit ihrem Leben für die Entwichene verantwortlich machen, das heißt ganz einfach köpfen, hängen oder sonst wie vom Leben zum Tode bringen.

Man sagt, die Chinesen seien der Fluch dieser indischen Inseln, denn sie zögen allen Handel an sich; es ist ungefähr so wie mit den Juden im tiefsten Innern von Polen, aber diese Juden sind ja die Einzigen, welche Handel und Wandel betreiben. Niemand hindert den Polen, es selbst zu thun, Kaufmann zu sein auf eigene Rechnung; aber er ist viel zu träge dazu, selbst wenn er mit seinem Schweine auf dem Markt ist, kann er dasselbe nicht verkaufen, ohne einen Factor, einen Mäkler zu haben, welcher die Mittelsperson ist zwischen ihm und dem Käufer; er würde glauben, der Handel habe keine Gültigkeit ohne den Mäkler, und der deutsche Einwohner in Polen, diese wunderliche Sitte kennend, wendet sich bei jedem Handel, den er abschließen will, an einen solchen Factor.

Ganz so ist es auf allen Handelsplätzen der Sunda-Inseln und den großen, dem indischen Archipel angehörenden Striche; der Malaye handelt und verhandelt nichts ohne einen Chinesen, es würde also ohne Hilfe der sehr thätigen Leute alles im eigenen Fett ersticken, es würde gar kein Handel existiren; die Chinesen sind mithin keine unnützlichen oder schädlichen, sondern im Gegentheil sehr brauchbare und nothwendige Vermittler aller Gewerbs- und Handelsthätigkeit;

daß sie dabei ihr Schäfchen sehr wohl ins Trockne zu bringen wissen, kann man ihnen eigentlich nicht verübeln, und wer sich darüber beklagt, hat die Schuld sich selbst beizumessen.

Die Wohnungen der Chinesen zeichnen sich durch die bei weitem größere Bequemlichkeit und Reinlichkeit vor denen der Malayen aus. Ihre Wohnungen sind sämmtlich in mehrere Gemächer getheilt, Frauen und Männer wohnen von einander gesondert, und sie befleißigen sich auch einer ziemlich anständigen Bekleidung, sie haben Beinkleider und lange Obergewänder; was die Malayen davon haben, könnte man einfach als eine Entschuldigung dafür bezeichnen, und die Dajaks nun vollends gehen ganz ohne alle Kleidung; diese letztern wohnen auch gar nicht innerhalb der Stadt; die dort anwesenden sind entweder als Diener angenommen oder sie sind nur auf kurze Zeit in der Stadt, um etwas zu kaufen oder zu verkaufen.

Zu den wunderbaren Zierden malayischer auch wohl chinesischer Wohnungen gehören ungewöhnlich große thönerne Vasen, deren Nutzen schwer einzusehen sein dürfte; man weiß nicht, woher sie stammen, ich aber glaube es auf den ersten Blick herausbekommen zu haben, es sind alte portugiesische Weingefäße. Noch bis auf diese Stunde ist die Weinbereitung auf der großen iberischen Halbinsel in einem so primitiven Zustande, wie sie nur zu Noah's Zeiten gewesen sein kann, auch in Sicilien und Griechenland weiß man sehr wenig von Fässern, bis auf diese Stunde ist noch Alles wahr, was wir aus Cervantes hochberühmtem satyrischen Roman erfahren; der Wein wird in Schläuchen aufbewahrt. Nun sind aber die Geistlichen in Spanien doch etwas klüger gewesen und sie haben ihre Töpfer gelehrt, sehr große irdene Krüge zu machen, in denen sich der Wein allerdings sehr viel besser aufbewahren läßt als in den Fellen geschlachteter Thiere, welche, mit der Haarseite nach inwendig mit Pech ausgegossen zu diesem Behufe angewendet werden, und natürlich dem Wein einen entsetzlich fauligen Geschmack beigeben, der von unsern Weinhändlern dadurch nachgeahmt wird, daß sie Hammelkeulen oder Kalbskeulen, welche der Fleischer nicht mehr verwerthen kann, da sie Niemand essen mag, in die Madeira- oder Chios- oder Naxos-Weinfässer hängen.

Diese großen Weinkrüge werden noch jetzt in Portugal und Spanien gemacht. Auf der großen Ausstellung in London sind deren bis zu 7 Fuß Höhe gewesen, und solche Weinkrüge sind es auch, die ich hier bei den reichen Malayen gesehen habe, allerdings ohne zu wissen, welchen ungeheuren Werth sie darauf legen.

Die Krüge haben eine Höhe von 2 bis 4 Fuß und gelten alsdann 100 bis 1000 Rupien; wenn ein Malaye in Geldverlegenheit ist, so bekommt er von jedem andern, der es nicht ist, beträchtliche Summen geliehen auf solche uns ganz werthlos scheinende Gegenstände. Man muß dabei nicht glauben, daß die Malayen dergleichen Dinge benutzen, sie stehen nur so da zur Zierde, zum

Privatvergnügen derjenigen, welche sie haben und sehr hochmüthig sind auf deren Besitz, ohne damit irgend etwas anderes anzufangen als eben das Besitzen.

Während der Herr Supercargo seinem Nichtsthun nachging, oder äußersten Falls sich unter den Mädchen umsah, um wo möglich sein Serail noch um etwas zu vergrößern, suchte ich so viel als anging von den hier wohnenden Leuten kennen zu lernen. Ich kann sie nicht schön nennen, die Chinesen so wenig wie die Malayen; die Körper der Letztern sind sehr wohl gebildet, Hände und Füße äußerst zierlich und klein und der Körper überhaupt sehr wohl proportionirt, aber die Farbe ist äußerst unschön, sie ist nicht jenes Braun, was bei den andalusischen Mädchen und Frauen so anlockend erscheint, sie ist ein fahles Olivengelb und scheint die Mitte zwischen Grün, Gelb und Schmutz zu halten; der Schmutz mag auch wohl das Mehrste zur Charakteristik der Farbe beitragen, denn obschon sie nach mohamedanischem Gesetz sich dreimal am ganzen Körper waschen, so ist dieses doch nur eine religiöse Ceremonie und keineswegs eine Reinlichkeitsmaßregel. Sie lassen sich nämlich von einem Gehilfen oder einer Gehilfin einen Eimer Wasser über den Kopf gießen und stehen dann so lange in der Sonne, bis das Wasser abgetrocknet ist, eine nothwendige Folge von dem Mangel an Handtüchern, der wieder eine nothwendige Folge von ihrem Mangel an Industrie ist. Bei diesem Begießen aber halten sie es nicht einmal für nöthig, durch Reiben mit den Händen die Entfernung des Schmutzes von der Haut zu bewirken, es wird also thatsächlich nichts weiter gethan als eine Benetzung des auf dem Oele haftenden Staubes und in Folge dessen die Vermehrung der groben Unreinlichkeit auf der Haut.

Ich hatte Gelegenheit, den Heirathsceremonien im Hause eines vornehmen Malayen beizuwohnen, und ich kann nicht leugnen, daß diese Ceremonien mir höchst unceremoniell erschienen. Fast bei allen Völkern findet man bei der Verheirathung einer Tochter, eines Sohnes mehr oder minder ausgedehnte Feierlichkeiten, hier konnte ich dergleichen eigentlich gar nicht wahrnehmen, und wenn ich irgend etwas als bezeichnend angeben soll, so ist es vielleicht, daß die Brautleute sich im Hause des Vaters, des Bräutigams oder der Braut zu einem Mahle versammeln, bei welchem zuerst und vor allen Dingen viel Reis gegessen und viel Palmwein getrunken wird, demnächst aber die Brautleute mit einander Siri kauen, was bei allen malayischen Völkern die Ehe einleitet. Auch ist das Eheband so äußerst locker, daß nicht selten ein Mann ein halbes Dutzend Frauen oder eine Frau ein ganzes Dutzend Männer gehabt hat; es gehört zur Scheidung gar nichts weiter, als daß der Mann zu der Frau sagt, sie könne zu ihren Eltern zurückkehren, was denn die Frau auch ohne Weiteres thut. Man muß nicht glauben, daß die Frau sich nun todthungert wie eine amerikanische Squaw oder daß sie ihre Zunge verschluckt, das heißt rückwärts so weit niederdrückt, daß sie hinter den sogenannten Zapfen kommt und dadurch den Kehlkopf, also die Luftröhre verschließt und den Tod durch Erstickung herbeiführt — im Gegen-

theil, sie ist dabei ganz wohlgemuth und guter Dinge, sie wartet auf einen andern Freier, ja wenn sie eines reichen Mannes Kind ist, so läßt sie demjenigen, dem sie sich widmen wollte, eine Nachricht zukommen, und es bedarf dann keiner andern Ceremonie als eines Siribissens, um die neue Ehe zu schließen.

Man würde dies bei uns mit Recht sehr liederlich nennen, unter diesen Völkern gehört dies immer schon zu den sehr geordneten Zuständen.

Die Malayinnen sind über alle Maßen träge und haben den größten Theil aller der Laster, welche theils aus der Trägheit, theils aus dem Klima, theils aber auch aus dem Islam entspringen. Die Weiber sind Geschöpfe ohne Seele, blos zum Vergnügen der Männer vorhanden, nicht einmal zum Nutzen derselben, etwa als Hausfrauen, denn die nöthigen Arbeiten besorgt die Sklavin, und so wird sie denn auch von dem Manne nur so lange geachtet, als dieser traurige Begriff voraussetzt, vielleicht so lange als die Neuheit des Besitzes Reiz hervorbringt, nachher ist sie für den Mann werthlos, er trennt sich von ihr und sie übergiebt sich einem Andern, dem sie wiederum neu, also reizvoll ist. Das sind sehr traurige, sehr entsetzliche Zustände, welche alle Familienbande lockern — nein, das kann man nicht sagen, Bande können nur da gelockert werden, wo welche sind, Familienbande sind aber hier nicht vorhanden, die Menschen sind über alle Begriffe gleichgültig unter einander, und wäre unter den Fürsten nicht ein Erbrecht vorhanden, so würde auch bei diesen keine Spur solcher Bande zu finden sein. Die Untergebenen aber stehen alle so vollständig in der Hand des Oberhauptes, daß ihr Leben völlig von seiner Willkür abhängt, und noch hat der Rajah Broke trotz seines guten Willens hierin nichts ändern können; so wie es vor tausend Jahren war und so wie Lord Byron es vor vierzig Jahren beschrieb, so ist es noch jetzt unter allen Mohamedanern.

Fünfundneunzigstes Kapitel.

Die Residenz des Rajah Broke. Bauart und Einrichtung der Häuser und Brücken. Geschicklichkeit der Dajaks. Sümpfe unter den Häusern der Dajaks. Getrocknete Feindesschädel. Der Verfasser avancirt zu einem Genius.

Als ich von der großen Wirksamkeit des Rajah Broke hörte, glaubte ich wenigstens in der Anlage der Stadt den ordnenden Geist erkennen zu müssen; allein dies ist durchaus nicht der Fall. Wie ich bereits bemerkt, theilt sich die Stadt in ganz unregelmäßige Haufen von Häusern malayischer oder chinesischer Bauart und die Wirksamkeit der Europäer sieht man gar nicht auftauchen. Aber allerdings außerhalb der Stadt in der allerliebsten, etwas hügeligen Gegend, deren niedrigster Punkt von den Wirkungen der Ueberschwemmung und des

Hochwassers nicht mehr erreicht wird, sieht man vielleicht ein Dutzend Häuser auf den einzelnen Erhöhungen stehen, die alle, wenn man so sagen darf, von europäischer Bauart sind, freilig durchweg von Holz, aber doch geräumiger als die der Malayen, abgetheilt in große und kleine Gemächer, wie es die Bequemlichkeit der Familie verlangt, demnächst auch mit einem festen Boden versehen, so daß man nicht bei jedem Tritt befürchten muß, durchzufallen, ferner auch mit einer rings um das Haus gehenden sehr breiten und schattigen Veranda versehen. Ueberall sieht man an diesen zwar nur einstöckigen, aber doch im europäischen Geschmack gebauten Häusern sich Gärten schließen, welche alle Prachtstücke der tropischen Vegetation aufweisen und die schönsten und schlankesten Bäume stehen immer zunächst um das Haus, so daß sie es überragen und von allen Seiten Schatten geben.

In gleicher Weise vereinzelt wie diese Häuser steht auch die anglikanische Kirche, das Missionshaus, das Schulhaus, die Gerichtshalle und ein kleines Fort, welches allerdings einige Schiffskanonen, aber gar keine Besatzung hat, so daß es als Vertheidigungspunkt wohl von gar keinem Werthe ist.

Nachdem ich mich einige Tage hier umgesehen hatte, begann ich eine gewisse Neigung zu fühlen, auch das Innere des Landes kennen zu lernen. Die Redensart ist zwar etwas keck, denn das Innere der Insel ist immerhin nicht so geschwind erreicht, als die Absicht ausgesprochen. Doch gelang es mir in der That, ein Dutzend Meilen oder darüber nach dem Innern zu gelangen, und dieses wohl nur vermöge der Sicherheit, welche das europäische Fürstenthum auf dem Boden von Borneo hervorgebracht hat; des Rajah Namen gilt überall als Empfehlung, wohin Nachrichten von ihm gedrungen sind. Man fürchtet ihn nicht, liebt ihn — man besorgt nicht, von ihm bestraft zu werden, sondern man besorgt, ihn zu betrüben; wer könnte sich eines größern Ruhmes, der in diesen wenigen Worten liegt, erfreuen? Es thut mir von ganzem Herzen leid, den ausgezeichneten Mann, der so etwas bewerkstelligen konnte, obgleich er ein Engländer ist, nicht kennen gelernt zu haben. Er befand sich auf einer Reise nach Calcutta, allein seine Beamten und Untergebenen ließen es nicht an der Aufmerksamkeit fehlen, die nur dadurch, daß er sie selbst erwiese, hätte werthvoller gemacht werden können.

Ich reiste zunächst den Fluß aufwärts, so weit es irgend gehen wollte, weil die Fuß- oder Reitwege beinahe gar nicht zu begehen sind, man sich also der Boote des Landes bedienen muß, so hoch hinauf der Wasserstand es irgend möglich macht. Als das Wasser unter dem Boden des Kahnes zu schwinden begann, bestieg ich, von ein paar aus der Stadt mitgenommenen Dajaks begleitet, das Ufer und setzte meinen Weg durch die üppigsten Pflanzungen von Reis und Zuckerrohr fort. In der That, diese Wege sind nicht sehr verlockend, aber wohl ist es lohnend, sie zu verfolgen, denn man bekommt mit jeder Erhöhung, welche erstiegen wird, eine neue, eine reizendere Aussicht; aber freilich gehört

Jugendkraft und Jugendmuth dazu, und an Geschicklichkeit im Klettern darf es nicht fehlen. Die schlimmsten Pfade im südlichen Tyrol und in der südlichen Schweiz, wo mit der deutschen Sprache auch deutsche Gesittung und Cultur aufhört, sind nicht so schlecht, sind nicht so lebensgefährlich als diese Wege, welche lediglich dazu gemacht scheinen, um den Menschen zu beweisen, daß er kein Affe sei, daß er nicht vier, sondern nur zwei Hände habe. Nur zwei Hände, trauriges Loos für denjenigen, der über eine Brücke in Borneo zu spazieren hat. Eine solche besteht nicht etwa aus einer 2 Fuß breiten Bohle von 3 bis 4 Zoll Dicke, oder aus einem hübschen starken Balken, oder gar aus zwei, wie



Eine Brücke in Borneo.

man sie in der Nähe unserer Dörfer auf Fußsteigen findet, oder auch nicht aus einem am Rande des Baches gefällten und abgeästeten Kiefern- oder Tannenbaum, sondern aus zwei, höchstens drei neben einander gelegten Bambusrohren, welche stellenweise die recht anständige Höhe von 80 Fuß erlangen, aber nöthigenfalls dadurch in die erforderliche Länge gebracht werden, daß man zwei kürzere zusammenbindet.

Diese Rohre werden über den Bach gelegt, meistens aber in einer Höhe, welche starke Naturen zum Schwindeln, schwache Naturen zum Ohnmächtigwerden und zum Fallen bringt. Von mehreren Punkten dieser Brücke werden junge Kletterpalmen nach den stärksten Aesten benachbarter Bäume gezogen. Dies ist allerdings unerläßlich, denn sonst würde das Bambusrohr bei einer so weiten Spannung nicht zwei Menschen zu tragen vermögen; aber dennoch traut man

diesen fingerdicken Stämmchen die Fähigkeit, der Brücke Halt zu geben, gar nicht zu. Die Kletterpalmen — diejenigen, aus denen wir viele der allerschönsten unserer kostbarsten Rohrstöcke nehmen, erreichen bei Fingerdicke, mitunter auch etwas mehr, eine Länge von über 400 Fuß; sie werden von den Unkundigen immer mit den Lianen verwechselt, hinsichtlich ihrer Zähigkeit aber sind sie denselben ganz gleich oder noch überlegen, und sie halten und tragen eine Last, die an das Unglaubliche geht und die das, was ein gleichstarkes Hanfseil leistet, wenigstens um das Doppelte übertrifft. Man muß nicht glauben, daß man auf solcher Brücke ganz schutzlos sei, im Gegentheil hat sie ein sehr schönes Geländer, gleichfalls von Bambusrohr, aber ich würde mich nicht unterstehen, auch nur einem dreijährigen Kinde zu rathen, sich an das Geländer zu stützen, ich habe mich sogar mitunter gewundert, daß ein Affe, den ich hätte in die Tasche stecken können, darauf umhergelaufen ist, ohne es umzubrechen, so schwankend und so schlecht ist es; es gewährt daher wohl dem Auge eine Beruhigung, aber dem Fuße nicht die Spur von Sicherheit, und die Befestigungen der Brücke durch die Kletterpalmen machen den Weg darüber insofern äußerst gefährlich, als man kaum weiß, wie man sich drehen und wenden soll, um den Schlingen auszuweichen. Fällt man, so möge man nur unterwegs sein Testament machen, denn ganz kommt man über die Felsblöcke nicht hinab, welche immer am Grunde der Wasserläufe liegen und die Bootfahrt darauf unmöglich machen.

Auch das Emporsteigen an steilen Felsen gehörte nicht zu den bequemsten unter den Vergnügungspartieen; gewöhnlich wurde dieses dadurch bewerkstelligt, daß ein Ding wie eine Hopfenstange an den Felsen gelehnt ward; zu den größten Vorzügen eines solchen gehörte die Befestigung in dem Boden, und wohl gar noch oben auf dem Gipfel des Felsens selbst, und ein Einkerben des Stammes von zwei verschiedenen Seiten, so daß der kletternde Fuß und die Hand allenfalls einen Halt hatten, aber in den mehrsten Fällen, und gewiß, wenn die Höhe des zu ersteigenden Felsens nicht 12 bis 15 Ellen übertraf, fehlte auch dieses, oder war zum Mindesten die Stange nicht im Boden befestigt, sondern rollte unter dem Kletternden hin und her, so daß derselbe gelegentlich einmal nicht auf der Leiter stand, sondern zwischen dieser und dem Felsen, woran sie gelehnt war, hing.

Und auf solchen Wegen steigen nicht nur die Dajaks täglich beliebig viele Male auf und ab, sondern ihre Frauen tragen die Produkte ihres Kunstfleißes oder ihre Gartenerzeugnisse nach den Handelsplätzen, ohne sich an ein Hohes Ministerium des Handels und der Staatsbauten mit der Bitte um Abstellung der schlechten Wege zu wenden.

Ich hatte mit meinen Begleitern eine Höhe von 1500 Fuß zu erklettern gehabt, bevor ich am Abende ziemlich ermüdet in das erste Dorf von dajakischen Eingeborenen trat. Dasselbe bestand aus drei Häusern, deren zweie unfern von einander gebaut waren, indessen das dritte eine ziemliche Strecke weit davon

stand. Die beiden zusammenstehenden waren die Familienhäuser, das entferntere war dasjenige in welchem die jungen Leute, die unverheiratheten Männer, wohnten; diese nämlich, sobald sie mannbar sind, müssen sich von der Familie trennen, was um so sonderbarer ist, als bei diesen Völkern, so wie bei allen Insulanern des stillen Meeres, die Mädchen beliebig über sich verfügen können, und dieses doch immer zu Gunsten junger Leute geschieht, indem eine Verbindung mit einem verheiratheten Mann ein schweres Verbrechen ist.

In diesem für die einzelnen jungen Leute bestimmten Hause sieht man nichts als eine Doppelreihe von Schlafstellen, eine dicht neben der andern, zwischen denen ein Gang läuft, indessen auf beiden äußeren Seiten weitläufige Vorhallen befindlich sind, auf denen in der Regel alle häuslichen Verrichtungen vorgenommen werden, so daß das Innere ganz ausschließlich zum Schlafen bestimmt ist.

Dieser Raum scheint auch noch eine Art Heldenschule, Kriegsschule zu sein. Die jungen Leute wohnen hier unter der Aufsicht eines Häuptlings, welcher sie in Führung der Waffen übt und ihnen erzählt, welche tapfere Thaten ihre Vorfahren begangen; darin unterstützen ihn die Trophäen, welche in diesem Hause, in dieser Kaserne aufgehängt sind, nicht blos Waffen, Beile, Lanzen, sondern auch Feindesschädel. Ich sah an der einen langen Wand drei große Festons, aus den Schädeln erschlagener Feinde gemacht. Es waren nicht die Knochen allein, es war auch die Haut des Kopfes, der Wangen, des Gesichts fest getrocknet und geräuchert, welche diese Trophäe bildete. In den Augen saßen große rund geschnittene Stücke weißer Muscheln, welche einen gräulichen Eindruck hervorbrachten. Unter den Waffen der Eingeborenen bemerkte ich zu meiner Verwunderung gar keine Bogen und Pfeile; es ist dieses wie bei den Neuseeländern, welche auch nur Lanzen, Aexte und Streitkolben führen.

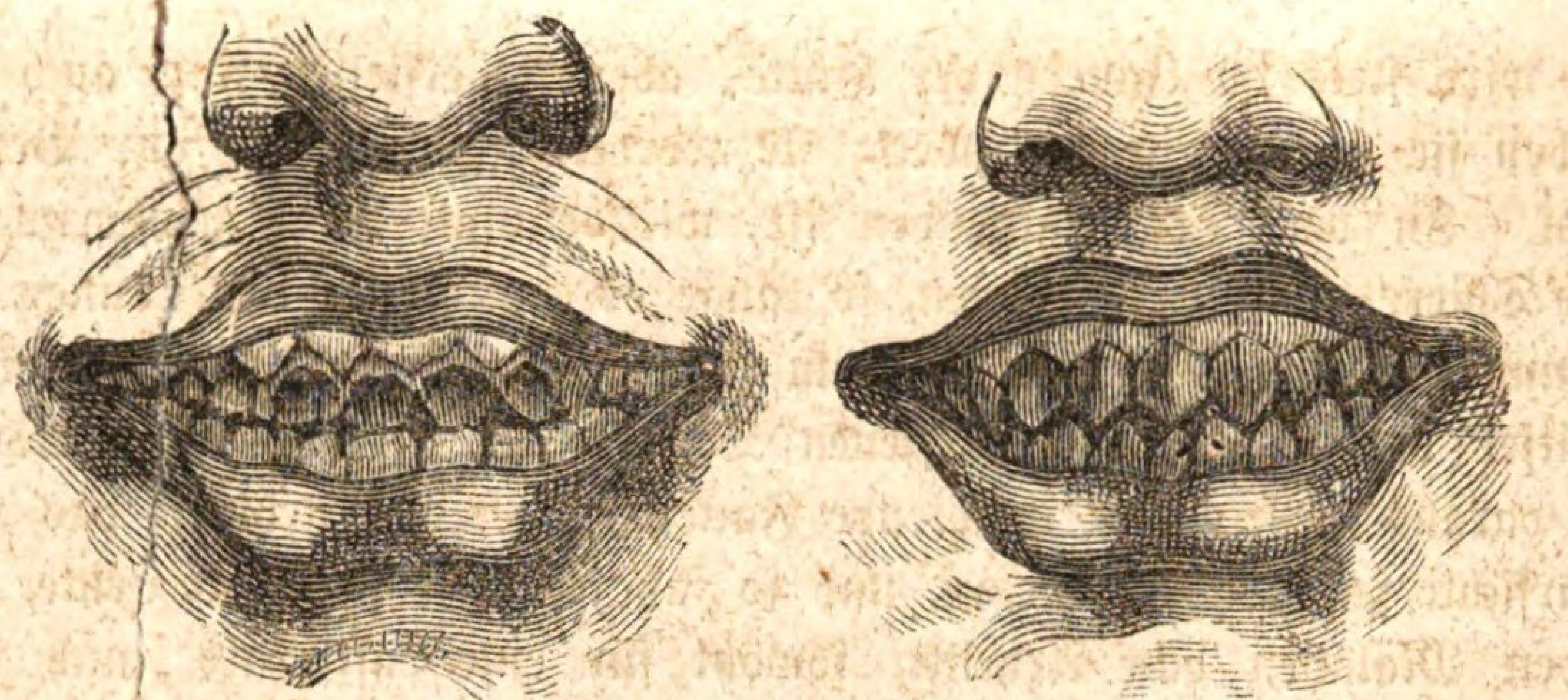
Die beiden Häuser für die Familien maßen mehr als 150 Fuß; sie standen gleichfalls, wie alle Häuser hier, auf Pfählen, und wurden bestiegen durch einen angelehnten, eingekerbten Baum, den man zur Nachtzeit wegnimmt, um das Ersteigen zu verhindern. Eine jede Hütte war in so viele Theile zerlegt, als es Familien darin gab, eine jede Familie hatte auch eine Thüre, welche aus ihrem Gemach in das Freie, d. h. auf den, allen gemeinschaftlichen Vorplatz führt. Auf diesem weithin beschatteten Raum wohnen die Leute während des Tages, hier wird Alles abgemacht, gearbeitet, hier flechten die Frauen und Mädchen Matten, kleine Taschen, schattengebende Hüte, hier flechten sie auch wohl aus sehr feinen Fäden jene dünnen Matten, aus denen sie ihre Kleider machen, wiewohl einige auch höchst einfache Webestühle haben, die mehrsten jedoch ihre Kleiderstoffe durch die Chinesen gegen Vertauschung ihrer Naturprodukte erhalten. Hier sieht man auch die Männer ihre bewundernswürdigen Schnitzarbeiten vornehmen. Hier sieht man sie Büchsen zu Betel, zu Tabak, Köcher zu ihren Blasrohrpfeilen schnitzen, oder Hefte zu ihren Messern und kurzen Schwertern.

Gekocht wird stets im Innern der Hütte, aber Feuerstellen sind auch draußen, doch haben sie einen andern Zweck; sie werden nämlich nur zur Beleuchtung gebraucht. In den Tropengegenden ist, wie bekannt, die Dämmerung äußerst kurz, die Thiere allerdings schlafen, so lange es dunkel ist; das können und das wollen nun die Menschen nicht, darum suchen sie sich ein künstliches Verlängerungsmittel des zu kurz zugemessenen Tages. Sie spalten Bambusrohr und machen daraus vortrefflich leuchtende Fackeln, oder sie nehmen das Harz der Dammarfichte zu gleichem Behuf, und so sah ich diese fleißigen Leute, die nicht gleich den Malayen das Arbeiten sowohl für eine Last, als auch für eine Schande halten, lange bis nach Mitternacht in ununterbrochener Thätigkeit bei einander sitzen und zugleich sich sehr munter unterhalten; nur die kränklichen oder alten Personen pflegen sich früher der Gesellschaft zu entziehen.

Mit der Trennung der jungen Männer von der Familie ist keineswegs ausgesprochen, daß sie während des Tages nicht in ihrem Kreise verweilten. Dies ist durchaus beliebig, nur während der Nacht sind sie getrennt.

Die Wohnungen sind, wie die im Unterlande, stets über einem natürlichen oder künstlichen Sumpfe erbaut. Künstlich insofern, als die Natur lediglich die Vertiefung dazu geschaffen hat, nicht auch das Wasser und den Unrath. Diesen danken die Dajaks stets ihrem eigenen Fleiße. Alles, was an Wasser, an Unreinlichkeiten, an unbrauchbaren Substanzen oder an sonstigen Auswürfen im Hause ist oder sein könnte, insofern es Menschen oder Thiere vorläufig noch bei sich bewahren, wird durch die Fugen des Bodens, durch die Gitteröffnungen desselben hinabgeworfen, und so entsteht unter dem Hause eine Pfütze, welche dadurch noch zur Genüge vermehrt wird, daß alle Hausthiere, wozu bei den Dajaks, welche nicht Mohamedaner sind, auch noch die Schweine kommen, sich dort aufhalten und durch ihre eigenen Auswürfe das Fehlende ergänzen. Es kam mir sehr begreiflich vor, daß diese Leute sämmtlich eine große Neigung zu Hautausschlägen und Geschwüren haben; ich wundere mich lediglich darüber, daß die Krankheiten nicht in viel schrecklicherer Weise auftreten, als ich es hier bemerkte, und daß nicht noch eine große Menge anderer hinzukommen, denn die Ausdünstungen, mit denen man auf eine verschwenderische Weise traktirt wird, sind so abschreckend, daß ich den Aufenthalt im Freien, wenigstens in der Nacht, gerne dem in der Hütte vorgezogen hätte, wenn nicht dort draußen es noch bei weitem gefährlicher gewesen wäre zu schlafen, als es möglicherweise die Ausdünstung in der Hütte macht; es tritt nämlich während der Nacht sowohl eine empfindliche Kälte ein, als es auch wegen der Affen, der Wildschweine und der Bären keineswegs gerathen ist, seinen Aufenthalt außerhalb der Hütte zu nehmen.

Die abschreckende, häßliche und zerstörende Art, die Zähne zu behandeln, sah ich hier recht in ihrer Blüthe, und ich gebe zwei Zeichnungen, welche uns einen Begriff von dieser schönen Mode machen können. Die eine derselben stellt den Mund



Die ausgefeilten Gebisse eines dajakischen Mädchens und eines Mannes.

eines Mädchens dar, dessen Zähne spitz und so viel als thunlich in einander passend gefeilt worden sind. Der andere Mund ist der eines jungen Mannes; bei ihm hat dem Künstler es beliebt, die unteren Zähne zu verkürzen, die oberen Zähne aber so auszuhöhlen, daß die ganze vordere Glasurfläche derselben weggenommen ist.

Man sagt, daß diese abscheuliche Gewohnheit mit der des Betelkauens zusammenhänge, ich kann dafür indessen keinen Grund sehen, Betel läßt sich sehr gut zwischen die Lippe und die Zähne oder zwischen das Backenfleisch und die Zähne nehmen, ohne daß diese abgefeilt werden. Ich selbst habe mich eine Zeit lang an den Betel gewöhnt, und habe durch die Wölbung meiner Zähne durchaus kein Hinderniß empfunden. Allerdings nahm ich den kleinen Ballen nicht zwischen die Unterlippe und die Zähne oder hinter die Oberlippe, wie beides von den Indiern, welchem Volke sie auch angehören mögen geschieht, sondern ich nahm dasselbe in der Art der Matrosen, aber auch wenn man es nicht so macht, kann doch das Abfeilen der Zähne nur wenig dazu beitragen, das Hervortreiben der Lippe zu verringern. Ich verstehe überhaupt nicht recht, weshalb man den Betel vor die Schneidezähne packt, da derselbe hinter den Backzähnen jedenfalls mehr Platz hat; doch sieht man dieses beinahe niemals, und ich muthmaße, daß dies charakteristische Hervortreten der Unterlippe, welches ein sogenanntes Hängemaul bildet, und welches man bei diesen Völkern stets wiederkehrend findet, nur von dieser närrischen Sitte herrührt! ich sah nur bei Kindern vom neunten bis zehnten Jahre den Mund so wohlgestaltet, wie er überhaupt zu sein pflegt, wenn nicht die Racenverschiedenheit dagegen auftritt, wie es denn bei den Negern der Fall ist.

Das Betelkauen will ich keine Unsitte nennen, wie ich das Tabakkauen nennen würde, welches ich verabscheue, obschon ich Jahre lang auf Schiffen zugebracht habe, auf denen alle Matrosen priemten, ich also hätte des Anblicks gewohnt werden können.

Die Arekanuß und das Betelblatt sind beide sehr gewürzhaft, sind beide schwach narkotisch; der Geschmack, den man im Munde hat, ist gewürzhaft bitter

und anfangs brennend, wenn man dessen gewohnt ist aber nur angenehm wärmend, ungefähr so wie nach dem Genuß eines Schluckes Wein, wenn der Weingeschmack selbst vorüber ist. Es tritt keine Berauschung ein wie durch Opium, sondern nur eine wirklich wohlthuende, ganz leichte Aufregung, welche auch nur so lange anhält, als man den Siribissen im Munde hat, was immerhin zwei Stunden dauern kann, bevor seine Wirkung erschöpft ist; gewöhnlich läßt man nunmehr nach Entfernung des Siri eine Stunde vergehen, bevor man einen neuen nimmt; wenn man dieses bis gegen Abend fortgesetzt, also vier oder fünf Bissen genommen hat, und man legt vor Schlafengehen das letzte Siri fort, so versinkt der Körper in ein Gefühl von Abspannung, dessen Wohlthuendes gar nicht zu beschreiben ist; ich möchte es vergleichen mit dem Ausruhen nach einem langen Marsch und einem darauf folgenden erfrischenden kalten Bade. Die thätig gewesenen Muskeln werden auf einmal ihrer Dienste entlassen und sie haben das Vorgefühl der beginnenden Erkräftigung für neue Leistungen. So kam es mir vor, und so weit es mir hat von Europäern beschrieben werden können, so sind sie derselben Meinung. Die Malayen freilich wissen nicht viele Worte zu machen, aber am wenigsten etwas zu beschreiben, was ihnen so natur- und urwüchsig ist, daß sie etwas Anderes gar nicht kennen, also um alle Vergleichspunkte kommen.

Bei den Orientalen hat das Sirikauen noch einen andern Zweck. Der Hauch des Mundes, der Athem, gilt durchweg für unrein und für verunreinigend. Jemandem gegenüber zu treten und mit ihm zu sprechen, ohne Betel im Munde zu haben, gilt für eine Ungeschliffenheit; Betelkauen ist daher gleichbedeutend mit Anständigsein, und das Abfeilen der Zähne geschieht nicht, weil es das Sirinehmen erleichtert, sondern weil es nöthig ist, schwarze Zähne zu haben; nicht schwarz in dem Sinne, wie man getragene Wäsche auch schwarz nennt, wie man eine Spanierin, eine Griechin schwarz nennt, sondern wirklich ebenholzschwarz. Die Leute färben den Knochen des Zahnes, nachdem sie die Glasur des Zahnes entfernt haben, recht eigentlich schwarz und halten dies für schön, und der Europäer mit seinen weißen oder gelben Zähnen wird von ihnen im Stillen ausgelacht (ihn laut auszulachen sind sie zu höflich, das thun nur sehr civilisirte Menschen); sie nennen solche Zähne Affenzähne, Hundezähne, und kein vornehmer Malaye oder Dajak oder Alfur würde sich mit ungefeilten und ungefärbten Zähnen sehen lassen.

Vergebens versuchte ich meine Gastfreunde um einige ihrer Feindesschädel zu beschwatzen. Ich bot Gegenstände, welche ihnen gewiß von Wichtigkeit sein konnten, ich bot sogar für einen solchen Schädel ein Feuergewehr, welches keiner der hier Wohnenden aufzuweisen hatte, allein sie verschmähten es, denn diese Menschenschädel sind ihre Trophäen, und bei einem Kampfe wird vor allen Dingen darauf gesehen, das Haupt eines Feindes zu erobern, um es im Triumph nach Hause zu bringen und für die späteren Zeiten, für die Kinder und Enkel zur Erinnerung an die Thaten ihrer Voreltern aufzubewahren.

Es wollte mir scheinen, als würde ich hier nicht viel Neues zu sehen bekommen, darum kürzte ich meinen Aufenthalt ab, gönnte mir nur die nöthige Nachtruhe, und eilte dann in Begleitung zweier wackern Dajaks weiter, um wo möglich einen Zweig des Gebirges zu übersteigen und nicht wieder zurückkehren zu müssen auf demselben Wege, den ich am Tage vorher gemacht. Man sagte mir, daß ich sehr viele Beschwerden auf dieser Reise haben würde, man rieth mir von der Wanderung ab, da ich noch dazu außer den gewöhnlichen Gefahren von Tigern und andern Raubthieren, noch mit Geistern zu kämpfen haben würde. Die guten Leute hatten sich aber insofern verrechnet, als ich gerade darauf eine specielle Malice habe, mich immer bemüht habe, mit Geistern zusammen zu treffen, ohne daß es mir gelungen wäre, so wollte ich hier, wo mir dieses als gewiß prophezeiht war, wenigstens meinem guten Glücke nicht ausweichen.

Was die Beschwerden des Weges betrifft, so waren diese allerdings größer als am Tage vorher, nur wäre es deshalb weil kein Schritt weit zu Wasser gemacht wird und als nun nach Kurzem auch jede Andeutung eines Fußpfades aufhörte, da die hier wohnenden Dajaks mit ihren nächsten Nachbarn nicht in Verbindung, nicht in freundschaftlichen Verhältnissen stehen, also viel eher vorhandene Pfade ungangbar machen, als daß sie neue bahnen sollten. Nach einer Stunde unbequemen Kletterns erreichte ich eine ziemlich isolirte Felsenkette, auf welcher in einer Vertiefung drei starke strudelnde Quellen mehrere Fuß hoch emporschossen und ein felsiges Becken füllten, das wohl 5 Fuß Tiefe und die Ausdehnung von einem Morgen haben mochte und in dem Schatten der herrlichsten tropischen Bäume mir eine so anlockende Stelle zum Baden darbot, daß ich mich nicht enthalten konnte, davon Gebrauch zu machen. Meine Begleiter theilten diese Ansicht nicht, weil gerade hier die Geister ihr Wesen treiben, weil gerade dieser kleine See von Geistern bewohnt ist; sie halten nämlich das kräftige Emporsteigen der Quellen hoch über die Wasserfläche für eine Thätigkeit der Genien dieses Ortes, allein die Sache ist durchaus nicht selten, im Gegentheil findet man in Gebirgsthälern dergleichen Erscheinungen häufig genug; es giebt ja Quellen, welche, unmittelbar aus dem Felsen hervortretend, große Mühlen treiben, es giebt sogar welche, die unter denselben Bedingungen sofort als Flüsse erscheinen, wie das romantische Krain deren mehrere zeigt, so daß ich daran, daß die hier vorgefundenen Quellen ein Gerinne von 10 Fuß Breite und 4 Fuß Tiefe füllen, gar nichts so überaus Dämonisches sehe.

Dennoch wollten die guten Leute mich aus zweien Gründen in meinem Vorhaben hindern, und behaupteten, die Geister würden dadurch beleidigt, zweitens aber würden sie mich zu sich hinab in den Strudel ziehen. Ich wollte nun es einmal darauf wagen, und so blieb es denn bei meinem kecken Unternehmen; ich erfrischte mich hinlänglich, und die Götter waren mir günstig; ich wurde weder in den Strudel hinabgezogen, noch sonst wie beschädigt, und hieran fanden die Dajaks nun wieder etwas Merkwürdiges; sie erklärten, da ich keinen

Schaden genommen, ein jeder Mensch aber in diesem Falle Schaden nehmen würde, so sei ich kein Mensch, sondern wahrscheinlich ein Verwandter der hier wohnenden Geister, obschon ich weiße Zähne hätte wie ein Schwein.

Ich nahm das Compliment mit Dank an und ich hatte Ursache, sehr zufrieden mit ihrer Wahrnehmung zu sein denn solchen, von den Göttern begünstigten oder ihnen verwandten Menschen schließen Eingeborene sich überall gern an.

Nach der Kenntnißnahme von dieser meiner Standeserhöhung setzten sie die Reise mit frischem Muthe fort, machten keine Einwendungen mehr, sondern machten mich im Gegentheil aufmerksam auf alles Merkwürdige, doch immer mit der entschuldigenden Bemerkung: „doch Herr, das weißt Du ja besser als wir es Dir sagen können," ich wußte nun aber nichts und ließ mir daher jede Weisung gern gefallen.

Sechsundneunzigstes Kapitel.

Hans Heilingsfelsen auf Borneo, d. h. eine in Steinblöcke verwandelte Familie und deren steinerne Nachkommen. Die Kopfabschneider oder unabhängigen Dajaks im oberen Theile von Borneo.

Eine dieser Merkwürdigkeiten sollte ich alsbald zu sehen bekommen. Auf diesem Plateau, welches so recht eigentlich bestimmt zu sein scheint, einem Stamme Schutz zu gewähren in einem so kriegerischen Lande wie das der Dajaks, da es rings umher steil und unzugänglich ist, und an den wenigen Punkten, an denen dieses nicht der Fall wäre, sehr leicht ganz unzugänglich gemacht werden könnte — auf diesem Plateau liegen eine große Menge vereinzelter Felsen, Blöcke, welche man erratische nennen würde, wenn sie abgeschliffen wären und die Spuren des Umherirrens und Treibens durch die Fluthen zeigten. Sie sind aber alle so eckig und scharfkantig, daß man sie von ihrem Ursprungsorte ohne eine beschwerliche Reise hierher versetzt, sich denken muß.

Die Blöcke sämmtlich sind ohne alle Ordnung zerstreut, theils liegend, theils aufrecht, es stehen auch wohl mehrere auf einander, so daß ich mir gar nicht vorstellen kann, wie sie in diese Lage gekommen sein mögen; sehr häufig nämlich steht der größere Felsen auf einem kleinern, und man möchte sagen, es habe eine besondere Geschicklichkeit dazu gehört, diese Aufstellung zu machen Naturspiele, welche auch in Europa an verschiedenen Stellen vorkommen, und vielleicht darin ihren Grund haben, daß die Verwitterung die weichen Theile angegriffen hat, indessen die festeren weniger davon gelitten haben. Es ist möglich, daß der untere Stein der bei weitem größere, der viel weichere

gewesen, so gehört nicht viel Wunder dazu, um zu erklären, wie der größere auf den kleineren Stein gekommen ist.

Die Steine werden alle für verwandelte Menschen gehalten. Eine Gruppe von fünf verschiedenen wurde mir gezeigt als eine Familie, und zwar als diejenige, welche es zuerst gewagt habe, diese Höhe zu betreten; der größte Stein sei der Vater, der kleinere die Mutter, zwei andere seien die erwachsenen Kinder, und der fünfte Stein sei das jüngste Kind, welches die Mutter auf dem Schooße gehabt habe, als der Tod sie ereilte.

Für die Phantasie der Dajaks eine gute Erfindung, denn es ist in der That besonders mit dem letztgenannten Stein so etwas Aehnliches, als ob eine Frau ein Kind auf dem Schooße habe. Der große Stein hat eine längliche, etwas gekrümmte Gestalt und in dieser Krümmung liegt ein kleinerer Stein.

Trotz der vielen großen Felsklumpen (wohlverstanden sämmtlich verunglückte Nachfolger jener ersten verunglückten Familie) ist doch dieser hochgelegene Raum so fruchtbar, daß er eine Menge verschiedener schöner Bäume trägt und auch mit Gebüschen reich geziert ist, so daß man sich billig wundern muß, ein Stück Land von solcher Fruchtbarkeit und gleichzeitig solcher sicheren Lage unbenutzt zu sehen; es mag dies wohl lediglich daher kommen, daß die guten Dajaks noch immer die Anwesenheit der Geister fürchten.

Nach einem höchst beschwerlichen Marsch, nach dreien vollen Stunden, gelangte ich wieder zu einem bewohnten Ort und der Abend sah mich in einer noch ferner nördlich gelegenen Gegend, so daß ich vielleicht in gerader Linie um vier Meilen nordwärts gerückt sein mag, mich also vielleicht gerade unter dem Aequator befand, welches genau zu bestimmen mir allerdings nicht möglich war, da ich Meßinstrumente nicht bei mir hatte.

Ich befand mich auf einem Ausläufer des Batang-Gebirges, welcher von der Hauptkette Batang-Lupar, die sich in einem großen Quadranten von der Westspitze nach der Nordspitze der Insel durch das Land zieht, unter einem sehr spitzen Winkel genau nach Westen streichend, sich abzweigt. Hier fand ich den ersten ganz unabhängigen Kopfabschneiderstamm, und so nennen nämlich die Holländer diese Leute Koppensneller, die Engländer nennen sie Head-hunters (Kopfjäger). Sie unterscheiden sich von den übrigen gewissermaßen gar nicht, es sind Dajaks, wie ich sie vorhin bezeichnete, die unabhängig leben, weder den Holländern oder Engländern, noch den hier am allerweitesten verbreiteten Unterdrückern, den Malayen, unterworfen.

Diese unabhängigen Eingeborenen scheinen mir ein ungemein kräftiger, tüchtiger Menschenstamm; man könnte sagen ein schöner, wenn die Gesichter nicht meistentheils einen Ausdruck von Dummheit hätten, was übrigens daher kommen mag, daß sie die Gewohnheit haben, den Mund offen zu halten, was jederzeit einen Anflug von Stüpidität darbietet, es steht selbst einem geistreichen und schönen Manne sehr schlecht. Das Bild, welches ich hier gebe, stellt den

Häuptling Sumatan von den Dajaks vor, wie derselbe am Tage nach meiner Ankunft sich mir zeigte, um mich im vollen kriegerischen Schmuck weiter zu geleiten; denn meine bisherigen Begleiter gaben mir die ganz glaubhafte Versicherung, daß sie von hier ab gar nichts mehr, nicht einmal die Richtung irgend eines Weges wüßten, viel weniger einen Ort, wohin wir etwa gelangen könnten.


Der dajabische Häuptling Sumatan.

Der Schild, den der Dajak trägt, ist aus aufgerollten Bambusrohren gemacht die sehr künstlich und schön an einander befestigt sind, seine Lanze ist von dem schweren und festen Holze der Casuarina, an der Seite trägt er ein kleines Schwert oder vielmehr ein Hiebmesser, welches im Kampfe von Mann gegen Mann gebraucht wird und dessen schließliche Bestimmung ist, den Kopf des besiegten Feindes vom Rumpfe zu trennen.

Der Häuptling hatte langes Haar, sonst tragen die Männer es viel kürzer geschnitten, die Frauen lassen es dagegen so lang wachsen als es will, und sie lassen es frei über den Rücken herabwallen, ohne es zu flechten. Auffallend ist der Schmuck seiner Ohren; er hat große Ringe von Messing von 2 bis 3 Zoll darin hängen, das Ohrläppchen wird dadurch so gestreckt, daß es weit unter das Kinn herabreicht, die Ringe selbst aber auf den Schultern ruhen oder auf der Brust hängen. Ich sah am folgenden Tage einen tapfern Dajak, der den einen Ohrknorpel, von oben angefangen, acht Mal, den andern neun Mal durchbohrt hatte, in jeder solchen Durchbohrung stak ein Messingring von Federkieldicke ein sehr geschickt zusammengebogener Draht, dessen Enden so genau zusammenpaßten, daß man die vorhandene Trennung nur bei recht genauem Hinsehen bemerkte; die siebzehn Ringe wogen nach meiner Schätzung wenigstens fünfviertel Pfund, denn sie hatten zum größten Theile mehr als zwei Zoll im Durchmesser.

Ich hatte meine Freude an der Gesittung dieser verruchten Kopfabschneider. Gewiß mag ich ihnen nicht gegenüberstehen, wenn sie mit mir im Kriege sind, aber wo dieses nicht der Fall, habe ich die Dajaks hier und die Harfurs oder Arfakis bei weitem anständiger, vertrauenerweckender, redlicher gefunden als ihre Unterdrücker, die Malayen, und — — — —

Man hatte mir im Unterlande auf das Dringendste und Entschiedenste ab-

gerathen, hierher zu gehen, auch die Malayen, welche ich mitnehmen wollte, da ich mich eigentlich nur in ihrer Sprache erträglich verständlich machen konnte, hatten die Begleitung abgelehnt mit der Versicherung, der Versuch, jene Gegenden zu erreichen, werde mir das Leben kosten — und siehe, noch lebe ich, obschon ich bei den unabhängigen Dajaks war. Kommt man den Leuten so viel als möglich waffenlos und kommt man ihnen mit Offenheit und Vertrauen entgegen, so hat man, glaube ich, bei allen wilden Völkerschaften Sicherheit zu erwarten; und bringt man kleine Geschenke mit, auch die freundlichste Aufnahme.

Diese unabhängigen Dajaks schienen mir sehr wohlhabend, schienen mir reich zu sein, gewiß waren sie es, wenn Ueberfluß reich macht. An Nahrungsmitteln, an Utensilien aller Art, an verkäuflichen Gegenständen hatten sie eine solche Menge um sich angehäuft, daß ich erstaunte, und sie mußten sich sicher fühlen vor dem Raub, vor dem Ueberfall einer feindlichen Horde oder vor dem Zug brandschatzender Malayen, denn ihr Reichthum war frei und offen ausgestellt. Wie überall, so war auch hier das Haus keineswegs der Tummel-, sondern nur der Schlafplatz der Bewohner, die vor demselben befindliche Veranda, die damit unter einem Dache fortlaufende breite Gallerie, welche nahezu 200 Fuß lang war, zeigte neun oder zehn Familien, welche ebenso viele Abtheilungen im Innern des Hauses zu Schlafplätzen hat, aber dieser Vorplatz war so überfüllt mit werthvollen Gegenständen, daß ich erstaunt darüber war. Hier sah ich wunderschön geflochtene Matten in großen Rollen über einander gestapelt, und zwar in sehr verschiedenen Farben und mit einem Fleiß in der Ausführung, welche diese Gegenstände für uns in Europa zu sehr werthvollen machen würde, ebenso befanden sich hier theils gewebte, theils geflochtene Zeuge mannigfaltigster Feinheit; Körbe aus fein geschnittenem Bambus von ganz wunderbarer Zierlichkeit, mannigfaltige Gefäße mit einer Kunst geflochten oder geschnitzt, daß sie das Erstaunen jedes Europäers, vielleicht sogar die Bewunderung eines nicht minder geschickten Chinesen erregen würden; Schnitzwerk aller Art, namentlich Griffe für Messer und Schwerter, Kästchen, kleine Bänkchen, Schächtelchen zum Betel und zum Kalk waren in Menge vorhanden, so daß ich glaubte, diese Leute seien Aufkäufer, Handelsmänner, welche den Chinesen vorarbeiteten; aber dies war gar nicht der Fall, denn es wagen sich die furchtsamen Chinesen durchaus nicht bis in diese Gegenden, und die Dajaks bedürfen der europäischen Waaren eigentlich nicht. Die fern treffenden Waffen, die Feuergewehre, sind für ihre dichten Wälder, in denen man nur Mann an Mann kämpfen kann, nicht geeignet, was wahrscheinlich der Grund ist, der sie hindert Pfeile zu führen, die schon durch ein angestreiftes Blatt von ihrem Wege abgeleitet werden. Was sollten sie sonst noch von europäischen Waaren wollen, wenn es nicht Messingringe, oder wenigstens die Drähte dazu sind. Ihre Kleidungsstücke machen sie sich selbst, ihr Lager ist der Erdboden mit einer darauf gedeckten Matte, ihre Speisen werden sie auch nicht von Holland oder

England kommen lassen, und dadurch wird schon ihre Unabhängigkeit erklärt, daß sie der Unterdrücker der anderen in keiner Weise bedürfen.

Des Schmuckes sah ich hier auch genug, er bestand aber meistentheils aus Zähnen von Raubthieren, welche mitunter sehr künstlich zusammengesetzt waren, aus Zähnen von Menschen zu Halsbändern vereint, welche das Kostbarste sind, was man irgend zum Schmucke verwenden kann, aus Federn von verschiedenen Vögeln, bei den Häuptlingen aus denen des prächtigen Argus-Pfauen, und aus Messingringen. Von all diesem war reichlich genug in einer jeden Abtheilung zu sehen. Wenn der Häuptling oder die Bewohner der vier nahe bei einander stehenden großen Häuser meine Herüberkunft hätten ahnen können, so würde ich geglaubt haben, daß meinetwegen Alles so zur Parade ausgelegt worden, denn auch der sämmtliche Schmuck, den ich hier genannt, lag in vielen flachen Kästchen oder Körbchen zur Schau offen da, aber es war nicht möglich, daß sie von meiner Absicht Kunde erhalten; denn ich selbst hatte sie noch vor 24 Stunden nicht gehabt, und ich glaube auch, daß meine Begleiter mich hierher gebracht, war mehr Zufall als Ortskenntniß, um so gewisser, als ich keine Spur eines Fußpfades habe entdecken können.

An den Wänden hingen lange Trommeln, viele aus Messing geschlagene Gongs oder Tamtams, welche wahrscheinlich chinesischen Ursprungs sind; ferner hingen ihre Parangs oder Schlachtschwerter und ihre Hiebmesser an den Wänden und drüber in jeder einzelnen Abtheilung zwei Häupter (nirgends weniger) auch drei, vier, wohl auch noch mehr.

Dieses zeigt deutlich an, daß die Leute sie als Trophäen betrachten und daß sie im Kriege erobert sind, wahrscheinlich — wenigstens wollte es mir aus den darüber gefallenen Aeußerungen so scheinen — wahrscheinlich sind es die Trophäen der einzelnen Leute, im Einzelkampfe errungen; dies wurde mir am folgenden Morgen klar.

Siebenundneunzigstes Kapitel.

Eigenthümliche Art sich anzumelden. Der Häuptling ein großer Kenner von ächten und von verfälschten Weißen. Ein Bad, nebst Vergleichungen, wozu dieses auffordert. Eine unangenehme Abendunterhaltung. Einige wenige Gräuel, und wer es darin weiter gebracht, die Wilden oder die Zahmen. Kriegsthaten und ihre Ursachen.

Meine Ankunft erregte allgemeines Staunen; der tapferste meiner Dajaks war bei der Erblickung des Rauchs der ersten Häuser, der sich in der stillen Abendluft erhob und über den Bäumen sichtbar wurde, vorausgeeilt und hatte großen Spektakel gemacht, hatte geschrieen, gerufen, ich möchte beinahe sagen

gesungen, um die Aufmerksamkeit der Dorfbewohner zu erregen und ihnen zu beweisen, daß er nicht beabsichtige, das Dorf heimlich zu beschleichen, auszuspioniren, und es war ihm, wie begreiflich, gelungen; der Häuptling und mehrere andere Männer waren ihm wohlbewaffnet entgegengekommen. Er hatte ihnen erzählt, daß ein weißer Mann weit über das Meer herübergekommen sei, um die Dajaks zu besuchen, um ihre tapferen Krieger und schönen Frauen abzuzeichnen und mit ihnen Reis zu essen, den er sehr gerne esse, der aber nicht wachse in seinem kalten Vaterlande, weshalb er auch vom Kopf bis zu den Füßen in viele Kleider ganz eingewickelt, einhergehe. Der Häuptling sagte, er habe zwar schon einmal einen weißen Mann gesehen, und er werde sogleich erkennen, ob es ein ächter Weißer sei oder ein nachgemachter, denn die ächten Weißen hätten viele Haare auf dem ganzen Schädel und hätten runde Augen wie die Tauben, die nachgemachten Weißen hätten nur einen Zopf mitten auf dem Wirbel und hätten langgeschlitzte Augen wie die Schweine, welche sie auch immer zukniffen wie diese — er meinte natürlich die Chinesen.

Mein Bote erklärte, daß ich ein ächter Weißer wäre, obschon meine Augen nicht seien wie die einer Taube, sondern vielmehr wie die eines Ochsen. — Ich weiß nun allerdings nicht, warum der gute Mann mir das berühmte epitheton ornans der Juno, die Ochsenäugige, beilegte, aber des Häuptlings Wohlgefallen hatte er doch dadurch erweckt, ein ochsenäugiger Mann mochte ihm immer lieber sein als ein taubenäugiger.

Mit diesem Bericht zufrieden, kamen die Leute sammt meinem Führer mir entgegen, der Häuptling hieß mich willkommen und lud mich ein, seine Hütte zu betreten. Es lag in den Worten und in den Mienen, welche sie begleiteten, etwas so Wohlwollendes, daß es dem gewaltigen Mann, dem Krieger sehr wohl stand. Ich ging mit ihm und denjenigen die ihn begleitet hatten, und meinen Dajaks auf das nicht mehr ferne Dorf zu und ehe ich noch fünf Minuten lang an des Häuptlings Seite geschritten war, konnte ich die vier großen Häuser und einen runden Tempel, der in ihrer Mitte stand, wahrnehmen.

Mit Aufmerksamkeit wurde ich, wurden alle meine Begleiter von den uns Begegnenden betrachtet, doch zeigte sich keine lästige Neugier. Die Leute waren durchweg mit Arbeiten im Felde beschäftigt, aber es waren lauter Frauen, auch hier also verstehen es die Männer, die Beschwerden des Lebens, die Lasten desselben auf die Frauen zu übertragen, indessen es wollte mir vorkommen als seien die Arbeiten doch nicht gar zu lästig; es blieb auch hin und wieder Zeit sich ein wenig zu putzen, weil ein Fremder kam.

Ich gebe hier ein paar Ansichten von Dajakfrauen, deren eine bei meiner Erblickung die Haare zu ordnen begann und mir so lange den Rücken zukehrte, bis dies geschehen war, dann aber mich ebenso freundlich anblickte als die andere Frau, welche eine Schale mit Reis auf dem Kopfe trug, oder die dritte,

der der Wind den unangenehmen Possen spielte, ihre minder graciöse „Westseite" durch Anlegung ihres Gewandes an den Körper mehr zu zeigen, als eigentlich nöthig, und auch mehr als schön, wenn man nicht gleichzeitig den ganzen übrigen Körper sieht. Diese trug einen Abschnitt von Bambusrohr auf



Dajakfrauen aus den Gebirgen von Borneo.

der Schulter, welchen sie mit Wasser gefüllt hatte; mit seinem eigenthümlichen Einschnitt sah dieses Rohr aus wie eine ziemlich große Orgelpfeife. Die eine der Frauen trug eine Jacke ohne Aermel, also eigentlich eine Weste, welche den oberen Theil des Körpers bedeckte, als sie aber in die Hütte trat, zog sie dieselbe, ohne sich einen Augenblick zu besinnen, aus, und sie ging dann wie ihre Nachbarin die sich die Haare zurecht machte, mit ganz entblößtem Oberkörper. Vom Gürtel herab bis an das Knie fiel ein Stück Zeug, welches das allgemeine und auch das einzige Kleidungsstück der dajakischen Frauen und Mädchen ist. Auch dieses legen sie nicht selten ab, besonders wenn sie eine ermüdende Arbeit vorhaben; manche von ihnen tragen das Gewand etwas höher, so daß es ihnen auch einen Theil des Leibes bedeckt, bis unter die Brust geht welche es jedoch vollkommen frei läßt. Ihre Ohrringe waren bei weitem kleiner als die der Männer, dagegen hatten zwei von ihnen einen höchst merkwürdigen Schmuck, um die Hüften nämlich, und gewissermaßen so, als solle dadurch das Gewand festgehalten werden, sind viele fingerdicke Ringe über einander gelegt, sie ruhen

auf den Hüften und drücken das Gewand so weit herunter, bis man den Unterleib etwa eine Hand breit tiefer als der Nabel, sieht. Ich schätze den Schmuck zu einem Gewichte von 12 bis 15 Pfund.

Sonderbar, was thut die Eitelkeit nicht, einen Schmuck von 15 Pfund Messing auf den Hüften tragen — wenn es noch Gold wäre — — — doch würde es dann leichter sein? Würden die 15 Pfund weniger drücken? Ich möchte wohl wissen, ob eine reiche Fürstin sich dazu verstehen würde einen Diamantschmuck von 15 Pfund Gewicht zu tragen, wohl verstanden Tag und Nacht, denn die Ringe können nie abgelegt werden.

Der Häuptling führte mich an das Haus, welches er bewohnte, ging mir mit großer Geschicklichkeit voran auf der gefährlichen Leiter, die aus einem jungen Palmenstamme bestand, welcher von Fuß zu Fuß eingehauene Stufen hatte und auf den ich unter Anwendung aller vier Extremitäten nur mit Mühe kommen konnte, den ich jedoch glücklich überwand, dann reichte er mir die Hand und hieß mich nochmals willkommen, hierauf geleitete er mich zur Mitte der Gallerie, woselbst sein Antheil an dem Wohnhaus sich befand, der sich durch nichts auszeichnete als durch eine größere Anzahl von getrockneten Köpfen, und hier rollte er mir ein gewaltiges Stück Zeug etwas näher zu der Feuerstelle, die aber noch kalt war, und dann bot er mir eine Kürbißschale mit gegohrenem Reiswasser zum Trunk an und fragte mich, ob ich gleich essen oder gleich schlafen, oder was ich jetzt überhaupt wolle.

Ich erklärte ihm, daß ich mich am liebsten waschen, baden möchte was er sehr natürlich fand und wozu er mir wieder voranging, indem er seine rührend künstliche Treppe so sicher beschritt, als wäre es die ebene Erde.

Die Dajaks sind klug genug sich luftige Wohnorte aufzusuchen, sich nicht im Sumpf zu vergraben wie die Malayen, aber sie sind auch klug genug ihre Niederlassung immer so zu wählen, daß ein starker Bach oder ein kleiner Strom dieselbe bewässert, und diese Flüsse haben wieder eine sehr vernünftige Eigenschaft, die nämlich, daß sie keine Crocodile haben, ich glaube nicht, daß es die Höhe ist, denn unter dem Aequator kann bei 1500 und 2000 Fuß Höhe die Temperatur noch nicht so gesunken sein, daß sie dem Crocodil unangenehm wäre, überall wo Pisang und Palme, überall wo die Gewächse der tropischen Zone herrlich gedeihen, kann auch das Crocodil fortkommen, ich glaube, daß es nichts weiter als die geringfügige Menge von Nahrung sei, welche es veranlaßt, die oberen Regionen zu vermeiden, denn allerdings hat es der Fische und der warmblütigen Thiere in den Sumpfregionen so unglaublich viele, daß es sehr überflüssig wäre, wollte es sich bis hier herauf versteigen.

So durfte ich denn, so lange ich unter den Dajaks war, d. h. so lange dieselben hoch genug über dem Meeresspiegel wohnen, mich unbesorgt meiner Liebe zum frischen Wasser überlassen. Ich ging mit dem Häuptling nach dem Flusse und als ich auf seine Frage, ob ich schwimmen könne, mit Ja antwortete,

ließ er unbesorgt mich entkleiden und so weit gehen als ich wollte, aber meine Schwimmkunst war mir durchaus nöthig, denn das Flüßchen, obgleich nicht so breit als die Maas oder die Seine, war doch tief und reißender.

Während ich mich im Wasser befand, betrachtete der Mann meine Kleider mit der größesten Aufmerksamkeit. Er nahm jedes einzelne Stück, Hemde, Jacke, Beinkleid, Strümpfe, Stiefel, Weste &c. auf und untersuchte dasselbe genau. Als ich nun mich erfrischt hatte und vor ihm stand, um mich von der Abendluft trocknen zu lassen, betrachtete er meinen Körper eben so genau und verglich ihn Zoll für Zoll mit dem seinen; er nahm einen langen Grashalm, drehte ihn zwischen den Fingern weich und legte ihn nun messend an seine Waden, Knöchel, Kniee, Lenden, um seine Hüften, seine Taille, seine Brust, um die Arme, um den Hals &c. und that alles Mögliche, um den Vergleich zwischen seinen und meinen Verhältnissen durchzuführen. Dabei sah ich allerdings, wie viel edler er gebaut war denn die Zahlen, welche Maler und Bildhauer als Gesetze männlicher Schönheit aufgestellt haben, waren durch seinen Bau viel präciser dargestellt als durch den meinigen. Knöchel und Handgelenke, Kniee und Ellenbogen waren bei ihm feiner als bei mir, alles in reineren Linien gebogen und geschweift, nur trotz der eisernen Muskulatur zu klein und zu zart, dennoch wäre ich sofort einen Tausch eingegangen, wenn ich mir hätte ausbedingen können, meinen Kopf auf seinen Körper zu setzen, nicht weil ich ihn eben für sehr viel schöner halte, wohl aber, weil doch manches Nützliche darin steckt, wovon ich mit Gewißheit annehmen darf, daß es in dem seinigen nicht zu haben ist.

Nunmehr ging es an das Bekleiden. Ich zog Unterbeinkleider und Strümpfe an, darüber andere Beinkleider und Stiefel — warum so viel? warum das doppelt?

Es war schwer ihm begreiflich zu machen, was Wäsche sei im Gegensatz zu Kleidungsstücken, er konnte den Unterschied nicht fassen. Daß Wäsche zehnmal gewechselt werde, ehe man das Kleid zu wechseln braucht, daß Strümpfe fünfzigmal gewechselt werden dürften, bevor die Stiefeln entzwei gingen, das wollte ihm nicht einleuchten. Nun aber vollends bei dem übrigen Körper drei Kleidungsstücke über einander, zuerst das Hemde, darüber Weste und Unterbeinkleid — darüber noch Jacke und Oberbeinkleid — dieses war gar nicht zu begreifen.

Der Bote hatte ihm gesagt, ich komme aus einem kalten Lande, in welchem kein Reis wächst, weil es eben zu kalt ist — gut das kann sein, das ist begreiflich und daß ich mich dort kleide ist auch begreiflich, schwerer schon, daß ich mich zweimal und stellenweise dreimal bekleide, aber ganz unbegreiflich ist es, daß ich diese vielfache Kleidung beibehalte hier in dem Lande, in welchem es nicht so kalt ist daß kein Reis wachsen könne, in welchem also Kleidung etwas völlig unnöthiges ist und nun sogar so vielfältige. Er hatte auch ein Kleidungs-

stück, aber nur eins, nicht sieben, und dieses eine ließ die Arme nicht gehindert und eingezwängt, unthätig herabhängen, es ließ sie frei und beweglich und alles Uebrige schien ihm unnütz, und in der That könnte man es auch so bezeichnen, wenn unsere Begriffe von Schicklichkeit nicht verschieden wären von denjenigen dieser Leute, welche, wie es mir scheint, lediglich das Zweckmäßige im Auge haben.

Nach dem Bad in dem schönen, reinen und kühlen Wasser fühlte ich mich unendlich erfrischt und neu gestärkt. Der Appetit, welcher sich bis dahin völlig verleugnet hatte, trat jetzt mit einiger Schärfe hervor und ich erklärte dem guten Mann, daß ich durchaus nicht abgeneigt sei, sein Mahl zu theilen; die Frauen hatten dafür bereits gesorgt, denn als wir nach dem kurzen Ausfluge heimkamen, stand ein dampfender Reisklumpen in einem großen Kürbis, welcher quer durchgeschnitten war, auf dem Tische und dazu ein Kuri von Hühnern, ein unter den Bewohnern des indischen Archipels sehr allgemeines Gericht aus klein geschnittenem Hühnerfleisch und vielen Gewürzen bereitet, und könnte man es beinahe eine Hühnersuppe nennen, wenn das Gericht nicht so stark eingekocht wäre, daß nur eine höchst consistente Sauce, aber keineswegs eine Bouillon, eine Brühe darüber stände.

Da die Eingeborenen das Salz verschmähen und ich dieses aus Erfahrung wußte, so führte ich stets Salz bei mir und hiermit machte ich meinen Antheil beider Gerichte so schmackhaft, daß ich ein wirklich sehr gutes Mahl hielt. Als dieses verzehrt war, hatte sich der Abend so weit gesenkt, daß es nothwendig wurde die Feuer anzuzünden, welche sich auf der geräumigen Plateform befanden, und als dieses geschehen, begann ein eigentlich heiteres, fröhliches Leben, es wurden kleine Spiele aufgeführt, der Vater und Großvater erzählten, die Frauen unterhielten sich auf ihre Art, die Kinder schäkerten mit einander und viele der Leute standen einzeln auf, um mich zu besehen, und ich muß sagen, wenn ich an die, an Unverschämtheit grenzende Keckheit der Malayen in den Niederungen dachte, so fiel der Vergleich höchlichst zum Vortheil des wilden Dajak-Stammes aus welchen man bei alledem in der Regel für den viel weniger gesitteten hält. Es ist mir meistentheils so vorgekommen, als sei die einfache Natur die vortrefflichste Lehrerin des Anstandes, denn das, was wir in unserer Ueberverfeinerung für unanständig ausgeben, ist es doch in der That nicht, und wirkliche Unanständigkeit, solche, die auch wir in solcher Weise bezeichnen würden und solche, welche die Handwerksburschen, Soldaten, Bedienten, Matrosen, Bauernknechte u. s. w. jeden Tag zu hunderten begehen, vorzugsweise wenn sie mit Frauenzimmern ihrer Art und ihres Standes zusammenkommen, sieht man unter den Wilden durchaus nicht, diese Abscheulichkeiten sind ein Vorrecht der Civilisation.

Die Männer, die Frauen und Mädchen näherten sich einzeln, setzten sich in kleinen Entfernungen von mir nieder und beschauten mich und hörten auf

den Klang meiner Stimme, suchten auch wohl zu verstehen, was ich in meinem schlechten Malayisch mit dem Häuptlinge sprach, dann machten sie Anderen Platz, so daß der Kreis um mich her nicht leer wurde, indessen ich auch nicht im allerentferntesten eine Belästigung empfand, diese kam erst später, aber nicht von Seiten der mir unbequem werdenden Neugier, sondern durch — wie soll ich es nennen — vielleicht durch eine Neigung zur Prahlerei, vielleicht war es auch dieses nicht, sondern nur ein gewöhnliches Thun, in welchem sie sich durch meine Anwesenheit nicht stören ließen, wahrscheinlich deshalb, weil sie nicht muthmaßen konnten, daß es mir unangenehm sein würde.



Ein Feindesschädel.

Was mich so unangenehm berührte, sieht der Leser hier abgezeichnet, es ist das Haupt eines Dajakkriegers, welches in meiner Gegenwart geräuchert wurde. Als nämlich das Feuer auf acht oder zehn verschiedenen Stellen recht lustig brannte und eine anmuthige, aber etwas räucherige Helligkeit gab, hing man da und dort an verschiedenen Punkten einen Menschenkopf über dem Feuer auf. Dieses sind die Köpfe von Feinden, welche sie im Kriege besiegt und als Trophäe mitgenommen haben. Wenn die Leute von ihren Kriegszügen zurückkehren, bereiten sie diese Trophäen für eine längere Dauer vor, sie schneiden ihnen die Hirnschale ab, nehmen das Gehirn heraus, binden dann dieselbe wieder fest und hängen nunmehr den Kopf in einem Geflechte, wie das Bild es hier zeigt, so hoch über dem Feuer auf, daß das Haar nicht versengt, das Fleisch aber durch den Rauch getrocknet beinahe schwarz und fest wird. Das Gehirn wird immer entfernt, aber nicht immer auf die hier angegebene Weise. Diejenigen, welche kein Werkzeug haben, um die harte Hirnschale zu durchschneiden, entfernen das Gehirn durch die natürliche Oeffnung, nämlich durch das Hinterhauptsloch, indem sie mit löffelförmig geschnitzten Spänen dasselbe in kleinen Partikeln herausholen und dieses hat nie in solcher Weise stattfinden können, daß die Hirnschale nicht noch Reste davon enthielte und der nunmehr über dem Feuer aufgehängte Kopf läßt allmälig Tropfen um Tropfen in das Feuer fallen und das giebt einen ganz entsetzlichen Geruch, und in diesem befand ich mich, diesen einzuathmen war ich für den ganzen Abend verurtheilt und ich durfte mir's kaum einmal merken lassen, denn sichtlich wollte man mir, wenn nicht eine Ehre erzeigen, so doch beweisen, daß ich unter sehr tapfern Leuten sei und wie hätte ich sie beleidigt, wenn ich mir daraus nichts gemacht hätte, denn es ist ja für Jeden ein Glück, tapfere Leute zu Freunden und Genossen zu haben, es blieb mir mithin nichts übrig als den entsetzlichen Geruch einzuathmen und überdies noch große Freude an der Sache zu bezeigen, mich damit vertraut zu machen und dadurch zu beweisen, daß ich ein ihrer würdiger Genosse sei.

Ich ließ mir denn, obschon mit dem äußersten Widerwillen, einen solchen Kopf zeigen; die Augen waren offen und gräßlich eingetrocknet, so daß sie tief in den Höhlen saßen. Die Augenlider hatten sich hinauf und herab zusammengezogen und beschatteten die Höhle nicht mehr, so daß man den gelben Knochen und im Hintergrund den bis zur Größe einer Kirsche zusammengeschrumpften Augapfel sehen konnte; die Lippen waren gleicherweise zusammengeschrumpft, ebenso das Fleischige an der Nase, daher die häßlichen schwarzen Zähne und die unangenehmen Oeffnungen der Naslöcher klaffend aufstanden.

Während der Zeit, daß mir einer oder der andere dieser Köpfe gezeigt wurde, regten sich die Leidenschaften der bis dahin ganz friedlich und gutmüthig aussehenden Leute dergestalt auf, daß sie mir einen Anflug von Entsetzen einflößten; die Augen funkelten, die Fäuste erhoben sich drohend, nachdem sie mir die Köpfe gezeigt, spieen sie ihnen in's Gesicht, und die herzugekommenen Knaben schlugen nach ihnen und spieen dann auf den Boden. Dann wurden sie wieder über die Feuer gehängt und nun wurde mir erzählt, welche Thaten man vollzogen, um sich in den Besitz solcher Köpfe zu setzen.

Man hat wohl Recht, wenn man sagt, darin liege eine entsetzliche Rohheit, die Handlungsweise sei abscheulich, allein man hat sehr Unrecht, wenn man ein frommes „Herr, ich danke Dir, daß ich nicht bin wie dieser Einer" hinzufügt, denn leider sind oder waren wenigstens noch vor Kurzem wir Europäer sehr viel schlimmer als diese Wilden.

Ich will nicht daran erinnern, welche Gräuel im Mittelalter unter dem Schutze der Gesetze verübt worden sind, ich will nicht von den Foltern und von den martervollen Hinrichtungen in Frankreich und England, nicht von den Gräueln der Bekehrung Amerika's und Indiens durch die Spanier und Portugiesen, ich will nicht von den Gräueln der Inquisition und der Religionskriege reden, ich will nur daran erinnern, was durch die Truppen der civilisirtesten Nationen, z. B. der Oesterreicher, noch im Laufe dieses Jahrhunderts verübt worden ist, wo man in eroberten Städten wirthschaftete wie niemals die verruchtesten Wilden gewirthschaftet haben; wo die Säuglinge bei den Füßen gefaßt und gegen die Wände geschlagen wurden, daß der Hirnschädel zersprang und das Gehirn herausspritzte, daran, daß die entmenschten Söldlinge andere Kinder aufspießten auf die Bayonnette oder Lanzen und sie im Triumphe als Trophäen umhertrugen, ich will nur an das Lynchen der höchst moralischen Nordamerikaner erinnern und daran, daß in Südamerika die feindlichen Parteien ihre Gefangenen gegenseitig zu Tode marterten, an die Schweife der Pferde banden und so lange schleiften durch die Straßen der Städte und Dörfer, bis nur noch das entfleischte Gerippe vorhanden war, und daran, daß die Engländer in ihren Kriegen gegen die Ostindische Bevölkerung ihre Gefangenen vor die Mündungen der Kanonen banden und sie auf diese Weise zerreißen ließen, und diese erhabenen Thaten durch herrliche Zeichnungen verewigten, wovon in dem 8. Bande

von Payne's illustrirtem Familien-Journal eine getreue Copie zu sehen, und ich will schließlich sagen, daß diese tapferen Thaten verübt wurden von Denjenigen, die sich rühmen, sehr civilisirt zu sein oder wohl gar auf dem Gipfel der Civilisation zu stehen, und wenn man das bedenkt, so glaube ich, daß die Dajaks, welche nicht die Gefangenen, noch die unschuldigen Weiber und Kinder, sondern nur die in der Schlacht besiegten Feinde und Männer tödten, noch viel herauszubekommen haben und daß wir gar nicht so erschrecklich hochmüthig auf sie herabzusehen brauchen.

Was nun aber die Zahl der Ermordeten betrifft, so ist vollends der Dajakische Krieger oder Häuptling ein wahrer Engel im Vergleich mit dem europäischen. Ich sah das Schädelhaus, welches in der Mitte des Dorfes stand und in welches man mich am nächsten Morgen führte. Es war die heilige Stätte, es war der Ruhmestempel dieses kleinen Stammes, worin sich die Waffen der besiegten Krieger sowohl als auch die Häupter der in einer Schlacht Gefallenen als allgemeine Siegeszeichen aufbewahrt werden, insofern dieselben nicht von einem einzelnen Krieger als ihm gehörig in Anspruch genommen werden, weil er den Feind im Einzelnkampfe besiegt hat.

Ach wie dürftig war dieses Haus bestellt, es waren kaum 50 Köpfe darin! Welche Grube auf einem Schlachtfelde enthielte wohl weniger als 50 Leichen und wie viele Gruben zählt solch ein Schlachtfeld, wenn die aufgebotenen Bauern die Ganztodten und Halbtodten bestatten, damit nicht die furchtbare Kriegspest noch mehr Leichen fordere. Von Moskau bis Paris dehnt sich ein einziger großer Friedhof, auf welchem in einem einzigen Kriege eine halbe Million Menschen begraben wurde, wenn dieses noch ausreichen sollte. Dies war nun allerdings vor 50 Jahren, in einer Zeit, auf welche man gegenwärtig gerne mit einem gewissen mitleidigen Achselzucken herabblickt, aber hat man es denn bei Magenta nicht eben so gut verstanden? Das Handwerk der Menschenschlächter ist ein unter den civilisirten Nationen bei weitem höher cultivirtes und zu fabrikmäßiger Vollkommenheit gebrachtes als bei den uncivilisirten.

Der Tempel, welcher die abgeschnittenen Feindesköpfe enthielt, war zugleich die heilige Stätte, an welcher Gelübde abgelegt wurden, und viele der hier aufgehängten Köpfe waren in Folge eines solchen Gelübdes hieher gekommen. Wenn z. B. ein Häuptling erkrankt, noch mehr wenn ein Fürst, d. h. ein Häuptling über mehrere Dörfer und Distrikte, verwundet wird oder in irgend eine Gefahr geräth, so verspricht man bei seiner Genesung oder bei der glücklichen Errettung aus der Gefahr ein Feindeshaupt zu opfern, auch wohl zwei oder mehrere je nach der Wichtigkeit des Falles. In gegenwärtiger Zeit hat sich dieses auch bereits zum Besseren gewendet; den Bemühungen des Rajah Broke ist es gelungen, Schweineköpfe an Stelle der Menschenköpfe zu setzen und es werden solche Gelübde, wie die gedachten, wenn schon noch häufig genug geübt, doch immer dadurch vollzogen, daß man den versprochenen Kopf nicht einem Men-

schen, sondern einem Schweine abschneidet. Vor Ankunft des die Sitten mildernden Europäers wurde solch ein Gelübde dadurch erfüllt, daß einer oder mehrere dabei Betheiligte sich in einen Hinterhalt legten an einem Orte, welchen, wie sie vermutheten, ein Dajak des feindlichen Stammes berühren würde. Mit großer Geduld harreten sie aus, bis ein solcher kam, der dann überfallen, mitleidslos getödtet und seines Hauptes beraubt wurde. Broke erfuhr dies und that alles Mögliche zur Abstellung der Abscheulichkeiten und es ist ihm vollkommen gelungen.

Dergleichen Thaten führen gewöhnlich zu einem Kriege. Der Stamm, welcher ein Opfer verloren hat, sucht zu erforschen, von woher ihm die Beleidigung gekommen ist und alsbald wird ein offener feindlicher Einfall in das Land gemacht, und der Krieg ruht nicht früher, als bis eine ähnliche oder größere Anzahl von Köpfen, für den oder die verlorenen, erobert worden ist. Dann ziehen die Sieger heim und feiern zu Hause unter großem Jubel und unter vielen Kriegstänzen, die mit großen Schmausereien abwechseln, den glücklich errungenen Sieg, nicht selten dauern diese Festlichkeiten einen ganzen Monat.

Achtundneunzigstes Kapitel.

Allgemeiner Friede zur Erntezeit. Hohe Achtung, in welcher der Name des Raja Broke steht. Wozu das Schweigen gut ist. Ich bin an der Ermordung von zehn unschuldigen Schweinen schuld. Geschickte Kopfabschneider. Weiterreise. Entsetzliche Wege und viele Blutegel.

Ich kam gerade zur rechten Zeit, um einem Friedensschlusse beizuwohnen, welchen der Rajah Broke eingeleitet. Es waren zwei feindliche Stämme jahrelang aneinander gewesen, sie hatten immer nach den Reisernten den landesüblichen kleinen Krieg geführt, hatten sich Hinterhaltsschlachten geliefert, sich gegenseitig einige Köpfe abgeschnitten und waren dann wieder zurückgezogen in die heimathlichen Gegenden, bis nach der nächsten Reisernte ein neuer Kampf angehen konnte. Eine andere Zeitrechnung als die nach dem wichtigsten Ereigniß ihres Lebens kennen sie nicht. Sie rechnen nicht nach Jahren oder Jahreszeiten, sondern nach der Ernte ihres wichtigsten Lebensmittels, alle Unternehmungen verschieben sie bis zu dieser oder bis nach dieser. Wer einen Stamm überfallen wollte während oder vor der Reisernte, würde ihn ganz unvorbereitet finden und hätte mit der Besiegung ein durchaus leichtes Spiel, allein entweder ist es Honettetät, den Feind nicht zu überfallen, wenn er sich selbstverständlich nicht wehren *kann*, oder es ist eine gegenseitige, stillschweigend geschlossene Uebereinkunft, oder endlich es ist die von allen Parteien gleichmäßig gefühlte Nothwen-

digkeit, in der wichtigsten Epoche des Jahres, in der Erntezeit, unbelästigt zu sein — gleichviel, die Zeit der Ernte ist heilig, kein Kampf, kein Unternehmen größerer Art wird ausgeführt, so lange nicht dieses höchst wichtige Geschäft beendet ist. Nun aber kann allerdings wieder etwas losgehen. Soll dieses geschehen, so rüsten sie sich dazu vor allen Dingen durch Bewahrung ihrer Vorräthe in der möglichst sicheren Weise, dann aber durch Aufhäufung so vieler Lebensmittel in kleinen Quantitäten, als es bequem von einem Menschen getragen werden kann, und endlich in Ausrüstung ihrer Familien zu dem Zuge, denn — sonderbar genug, sie nehmen Frau und Kinder auf dem Kriegszuge mit, auch eine Abnormität, welche man sonst bei den uncivilisirten Völkerstämmen nicht findet, bei denen im Gegentheil die Anwesenheit von Frauen und Kindern ein sicheres, ein nie trügendes Zeichen für die friedlichen Gesinnungen des ganzen Zuges ist. Der gegenwärtige Fall hatte — wer weiß was für eine Ursache. Wie in Corsika, wie in Griechenland unter den Albaniern für jeden Getödteten ein anderer Getödteter nachgewiesen werden muß, bis die Zahl der Verluste auf beiden Seiten als gleich sich erweist, so hatte man auch hier ganz gleichviel abgeschnittene Köpfe aufzuzählen, ein Frieden war daher möglich und Broke vermittelte denselben.

Unter den wenigen Beispielen, wo die Civilisation wirklich etwas Gutes bewerkstelligt, steht das nachfolgende vielleicht oben an. Es war in früheren Zeiten Sitte, daß bei einem solchen Friedensschlusse von neuem einige Menschen abgeschlachtet wurden. Von jeder Seite wurden zwei bis drei Personen gestellt, die am Feste des Friedensschlusses geköpft werden sollten. Die Vermittlung des allgemein geachteten Weißen hatte es dahin gebracht, daß Schweine statt der Menschen geopfert werden sollten. Auch diese Sitte war keinesweges neu, im Gegentheil war es sogar häufig so gehalten worden, doch blieb dem Rajah Broke das unbestreitbare Verdienst, für den gegenwärtigen Fall den Vorschlag gemacht und die Leute bewogen zu haben, denselben anzunehmen.

An dem Tage nach meiner Ankunft wurde das schon vor längerer Zeit Besprochene ausgeführt und es hatte beinahe den Anschein, als hätte man auf mich gewartet. Es ist wohl möglich, daß die Leute mich wie einen Sendboten des Rajah ansahen, in dessen Gegenwart der Friedensschluß vollzogen werden sollte. Ich sage absichtlich es ist *möglich*, denn weiter weiß ich nichts dafür anzuführen, man hat den Namen Broke, den ich aussprach, für eine Beglaubigung meiner Person angesehen. Wäre es so, so würde es dem wackern Engländer nur desto mehr Ehre machen.

Der Häuptling, in dessen Haus ich mich befand, schien mir noch am vorigen Abende einige Boten ausgesendet zu haben, um Häuptlinge anderer Stämme zusammenzuberufen. Am Mittag kamen nun von verschiedenen Richtungen her 14 Personen, zwei Häuptlinge, welche sich durch gewaltige Federmassen auf dem Kopfe auszeichneten, und dann sieben andere, welche den Schmuck trugen,

den ich in der Zeichnung Seite 519 beschrieben. Es waren hier offenbar, meinen Gastfreund eingeschlossen, acht Häuptlinge unteren Ranges und zwei höheren Ranges versammelt, die übrigen Personen erschienen als Begleiter der Fürsten, es war demnach eine Art Congreß zwischen zehn Stämmen, davon zwei die mächtigsten zu sein schienen.

Als sie alle beisammen waren, gingen sie in den runden Tempel, der ihre Trophäen enthielt, und mein Gastfreund lud mich ein, bei der Berathung gegenwärtig zu sein, mir wurde ein Platz zwischen den beiden höchsten Personen angewiesen, beide saßen sich gegenüber und hatten mich als trennendes Mitglied der Gesellschaft zwischen sich. Als trennendes und vereinigendes sollte ich wohl sagen, denn ich muß nochmals darauf zurückkommen, es schien mir, als sei ich die Veranlassung zu der Zusammenkunft.

Als ich meinen Ehrenposten eingenommen, begann eine sehr umständliche Unterhandlung, bei welcher Einer der Anwesenden zu den Anderen sprach, die Thaten seines Volkes hervorhob, worauf denn ein Anderer nicht anstand, sehr Schönes über sich und die Seinigen zu sagen, einer nach dem Andern aber sich an mich wendete, um mich gewissermaßen zu einer Art von Entscheidung zu veranlassen. Die Sache kam mir passabel drollig vor, da ich weder Giks noch Gaks verstand von dem, was sie sich und mir sagten, denn die ganzen Verhandlungen wurden in der Sprache der Dajaks geführt, die man nicht grade unmäßig verwandt mit der malayischen nennen kann.

Ich verharrte in einem ernsten, höchst würdevollen Schweigen; nachdem viel hin und herdebattirt war, erhob sich einer der Fürsten und wandte sich nach vorhergehendem Gruß direct an mich und sagte in malayischer, also mir verständlicher Sprache:

„Mein Bruder ist sehr jung, aber er ist sehr weise. Weisheit und graue Haare sind nicht immer mit einander verwandt, unser Bruder hat uns gezeigt, daß man dunkle Haare haben und doch weise sein könne. Unser Bruder hat bei unseren Erörterungen geschwiegen, wie nur der weiseste Mann auf unserer schönen Erde würde gethan haben können; meine Brüder sind ihm dankbar für die freundliche Art sie zu empfangen, für die Geduld sie anzuhören und für die Entscheidung, die er durch sein Schweigen über die Sache gebracht."

Ich für mein Theil muß gestehen, daß es mir nicht ganz klar ist, was für eine Entscheidung ich in dieser schwierigen Sache abgegeben, sie muß übrigens doch nicht ganz ohne Bedeutung gewesen sein, denn alle Anwesenden waren damit zufrieden, mir wurde dieses deutlich gemacht durch den Beifall, welchen alle Anwesenden der Rede des Sprechers gaben — — — wodurch? dadurch, daß sie gleichfalls schwiegen, so wie ich in der Ueberfülle meiner Weisheit geschwiegen hatte.

Ich erfuhr nunmehr nachträglich, daß ich den höchst wichtigen Vorschlag genehmigt habe, daß für die zehn Stämme, welche sich einander im Kriege gegenüber

befanden, zehn Schweine geopfert werden sollten zur Versöhnung der Götter, und daß ich gleichfalls genehmigt habe, daß der Vorschlag des Rajah Broke, in Zukunft immer Schweine statt der Menschen zu schlachten, durchgeführt werde.

Ich bekam einen unendlichen Respect vor mir selbst und vor der Weisheit, welche ich entwickelt, und ich freute mich über die ungewöhnlich leichte Art weise zu erscheinen. — Ist aber dieses wirklich so leicht, haben nicht schon unsere Vorfahren vor vielen hundert Jahren das Schweigen höher gesetzt als das Reden? Ein gerichtlicher Taxator könnte sogar sagen zwölfmal so hoch, vielleicht — wenn man das Agio mitrechnet, dreizehnmal so hoch, denn das alte Sprichwort sagt „reden wo es gilt, ist Silber, aber schweigen wo es gilt, ist Gold."

Da hier malayisch gesprochen wurde, verstand ich und konnte ich auch antworten, und um zu zeigen, daß ich nicht blos schweigen, sondern auch reden könnte, gab ich meine Zustimmung zu dem, was der Häuptling gesprochen und sagte, für ein Volk das mit Europäern umginge, sei das Schlachten von Schweinen viel angemessener als das Schlachten von Menschen, sie möchten also immerhin ihre Schweine niedersäbeln, ihnen die Köpfe abhauen lassen, ich würde mir eine Ehre daraus machen, bei der Mahlzeit ihr Gast zu sein und ich bäte sie, sie möchten mir ein gut Stück von der Leber und wo möglich auch etwas Carbonade verwahren, ich wollte sie dafür unterrichten, wie man Schweinefleisch pökeln und die saftigsten Schinken räuchern könne.

Ich konnte alsbald erfahren, daß mein Reden nicht so viel werth sei als mein Schweigen, denn von Carbonade und Leber hatten die guten Leute nichts verstanden, und das Räuchern hatten sie auf die Köpfe bezogen, was sie besser verstanden als ich. Ich bekam von dem Braten nichts, ich mußte zusehen, wie die wohlgenährten Thiere nach der an ihnen vollzogenen Execution in den Fluß geworfen und den Strom hinabgetragen wurden. Es war mir ein schmerzliches Gefühl, so viel des schönsten Fleisches unbenutzt verschleudert zu sehen, ich allein bin nicht ein so großer Verehrer davon, daß ich all die Wehmuth hätte empfinden sollen, deren die Sache werth ist, aber ich versetzte mich in die Stelle unserer Matrosen, und ich wußte, welche Freude sie ergreifen würde, wenn sie zwölf frisch geschlachtete Schweine wohl zubereitet auf ihren Tisch kommen sehen würden und welcher Kummer, wenn sie solche unverantwortliche Vergeudung der edlen Gabe Gottes erfahren hätten. Sollten sie tausend Schritt abwärts von dem Orte am Flusse gestanden haben, so würden sie ohne allen Zweifel das liebe Gut den Göttern streitig gemacht, aufgefischt und verzehrt haben.

Bei dieser Feierlichkeit konnte ich sehen, bis zu welcher Fertigkeit manche Leute es im Kopfabschneiden bringen, selbst bei ziemlich beschränkten Mitteln. Alle die Köpfe wurden auf einen Hieb vom Rumpfe getrennt. Ein stark gekrümmter Säbel, vorne beträchtlich schwerer als an der Handhabe, wurde mit beiden Händen erfaßt, hoch über den Kopf erhoben, dann wurde der Körper so weit rückwärts gekrümmt, daß die Spitze des hinten niederhängenden Mord-

instrumentes beinahe den Boden berührte und nun wurde durch eine gewaltige Anstrengung die Gesammtmasse aller mitspielenden Muskeln in Thätigkeit gesetzt, der ganze Körper, die Arme und das Schwert gleichzeitig nach vorn geschleudert und so der Kopf des Schweines mit einer Sicherheit vom Rumpfe getrennt, als wäre es durch eine Guillotine geschehen.

Dies gilt für ein sehr gutes Zeichen, es muß also keinesweges immer geschehen, daß es aber hier geschah, lobte man sehr und schob es auf Rechnung des großen Rajah Broke, unter dessen Protectorat dieser Friede geschlossen worden war.

Die Köpfe wurden nunmehr des Gehirns entleert und alsbald über Feuer gebracht, um geräuchert zu werden, was man mir zu Gefallen that, indem man aus meiner Rede entnommen zu haben glaubte, daß ich es für zweckmäßig halte, die lange Dauer der geräucherten Schädel war mit der langen Dauer eines zu erhoffenden Friedens verwechselt worden, und deshalb ward so rasch zum Räuchern der Köpfe geschritten.

Daß nunmehr ein Festessen folgte, versteht sich von selbst; wo auf diesem schönen Erdenrund kommt man noch ohne Festessen durch! In ihrer Häuslichkeit hatten die Frauen alle ein mehr als gewöhnlich reichliches Mahl bereitet, im Schatten der langen Häuser war dasselbe aufgetragen, der Boden war wie durch einen Zauberschlag durch breite und viele Ellen lange Matten bedeckt, eine jede Haushaltung hatte dazu beigetragen. Alle Männer des Dorfes versammelten sich hier und setzten sich hinter ihren Fersen nieder, ganz ebenso machten es die Häuptlinge, nur für mich war mitten unter diesen letzteren ein erhöhter Platz eingerichtet worden und vor mir stand ein Klotz, der bestimmt zu sein schien, einen Tisch vorzustellen. Er entsprach freilich diesem Begriffe nicht ganz, es war unmöglich die Füße unter den Tisch zu stellen, eine bei uns allgemein bekannte Redensart, doch konnte ich hier wahrnehmen, daß es möglich sei zu essen, auch wenn man die Füße nicht unter dem Tisch, sondern den Tisch zwischen den Füßen hat.

Ich lernte die dajakische Kochkunst in ihrer ganzen Pracht und Entfaltung kennen. Außer den beiden Gerichten, von denen ich schon gesprochen habe, kam noch das Fleisch verschiedener Affen auf den Tisch, demnächst auch Schweinefleisch. Die Art ihr Geflügel zu bereiten ist auch nicht ganz ohne Interesse, die Leute werfen nämlich, ohne besondere Umstände zu machen, die Taube, den Papagei oder was sie sonst für ein Vogelwild haben, in das Feuer und sobald die Federn abgesengt sind, halten sie den Braten für fertig, kratzen mit einer seltenen Virtuosität die verbrannte Haut ab und zerreißen dann das Thier in kleine handliche Stücke, so wie sie gerade für einen Bissen passen. Vom Zerkleinern bei Tische ist natürlich nicht die Rede, auch werden sämmtliche Gerichte mit den Fingern genommen und zu Munde geführt, und als ich mein Besteck, aus Gabel, Messer und Löffel bestehend, anwendete, wurde dieses mit

höchstem Erstaunen, aber allerdings auch mit großem Wohlgefallen betrachtet, denn die Leute sind klug genug, um etwas wirklich Gutes sofort zu erkennen, und wenn ich schon überzeugt bin, daß sie am Anfange mit Messer und Gabel sehr ungeschickt umgehen würden, so glaube ich doch, daß sie bald genug sich daran gewöhnen dürften, schon in dem Augenblick, als sie damit mich hanthieren sahen, nahmen sie auch, wenn auch keine dreizinkige, so doch eine einzinkige, nämlich einen spitz geschnittenen Spahn zur Hand, mit welchem sie das Fleisch aus der Sauce aufspießten.

Die Gerichte welche sonst noch erschienen, mochten für die Leute hier höchst außerordentlich sein, für mich aber waren sie geradezu ungenießbar, denn bei allem was nicht Fleisch war, bildete das Cocosöl einen Hauptbestandtheil, und dieses war immer ranzig, schmeckte also nach den Begriffen eines Europäers ganz abscheulich, nur der Reis ist hiervon ausgenommen, derselbe wird blos mit Wasser abgekocht und will man ihn späterhin etwa als Proviant auf eine Reise nehmen, so wird er in Scheiben geschnitten und lufttrocken gemacht, wo er die Stelle des Brotes vollkommen vertritt, nur leider eigentlich geschmacklos ist, da ihm sowohl Salz als der Gährungsstoff, Sauerteig, fehlt.

Als Getränk brachte das Mahl anfangs nur Wasser, dann aber Wasser mit Reis gekocht und in Gährung versetzt, wodurch es weinähnlich wird. Da sie keine Hefen kennen, so bringen sie die Gährung dadurch hervor, daß sie zuckerhaltige Pflanzensäfte, vor allem die der Palme damit vermischen, worauf sich denn bald die Hefenkörperchen bilden und ganz von selbst die Weingährung eintritt. Einige Frauen sind klug genug, den Bodensatz des vor ein paar Tagen bereiteten Weines als Gährungsstoff anzuwenden.

Nachdem das Mahl beendet war, ging es an einen Kriegstanz, der jedoch nicht von Allen aufgeführt wurde, wie ich glaubte, sondern nur von Zweien. In der Regel sind die indischen Tänze vor allen Dingen mit den Händen ausgeführt, die Füße haben dabei gar nichts zu thun, anders ist es hier, indem auch die Füße wirklich eine Rolle spielen, und zwar sah ich zu meinem Erstaunen, daß sie so gut ein plié und ein rélevé machen können, wie unsere Tanzmeister, sie verstehen es sich auf den Spitzen zu erheben, bis sie nur auf den vorderen Rändern der großen Zehen stehen. Daß die Hände dabei auch das Ihrige thaten, versteht sich von selbst. Die Tänzer waren junge Leute von etwa 20 Jahren, sie mußten aber schon als tapfere Männer sich bewährt haben, denn sie trugen an der Seite herabhängend einen geräucherten Menschenkopf, eine Ehre, die nur demjenigen zu Theil wird, welcher wirklich durch eigene Tapferkeit einen solchen erlangt hat.

Mehr als alles wunderte mich ihre Bekleidung, sie trugen ein Gewand vom Gürtel bis zum Knie herabreichend, ganz der Fustanella der Griechen ähnlich, eine eng anschließende Jacke bedeckte den Oberkörper und darüber war eine zweite Jacke mit kurzen weiten Aermeln gezogen, der Kopf war mit dem

Allen gemeinsamen Tuch bedeckt, welches turbanartig um die Stirne gelegt und am Hinterkopfe gebunden ist. Der Kriegstanz, wiewohl sehr friedlicher Natur, da er ganz ohne Waffen aufgeführt wurde, schien doch die anwesenden Helden



Ein kriegerischer Festtanz bei den Dajaks.

und Häuptlinge sehr zu entflammen, denn sie schwangen ihre Parangs, ihre Schilde, sie ballten auch wohl die Fäuste, und ich glaube, wenn sie nicht gerade zusammengekommen wären, um einen Friedenstractat zu schließen, so würden sie alsbald in offene Feindseligkeit ausgebrochen sein.

Begleitet wurde die Musik durch Gongs von geschlagenem Messing, auf welche man mit hölzernen Klöppeln loshämmerte und von kleinen Trommeln, die mit den Fingern gespielt wurden; die Herren Musikanten saßen, die Anderen standen alle umher, nur die beiden Oberhäupter befanden sich neben einander niedergekauert auf einer Decke und vor ihnen stand ein überaus zierlich geflochtenes Körbchen mit einigen Blumen. Zwischen ihnen war eigentlich mein Platz, ich hatte mich indessen absentirt, um die Scene zu zeichnen. Wie wir sehen, sind alle Zuschauer mit Ausnahme der Fürsten unbekleidet, so sieht man sie auch immer gehen, nur ein Streifen Zeug oder eine Bastmatte ist um ihre Hüften geschlungen und hängt mitten vor dem Leibe senkrecht herab, dabei muß man nicht glauben, daß sie des Schmuckes entbehrten, im Gegentheil sind sie alle sehr reich damit versehen, es sind nämlich an ihren Armen Ringe bemerkbar, alle von Messing und wahrscheinlich größtentheils schon in der Jugend

angebracht, denn so viel ich beurtheilen kann, werden die Ringe des Unterarmes nicht über die Hand und die Ringe des Oberarmes nicht über die Ellenbogen herabzustreifen sein.

Die Nacht verging mir höchst unruhig, denn obwohl ich ziemlich fest schlafe, wenn mich einmal wirklich der Schlaf erfaßt hat, so wollte es mir diesmal doch gar nicht gelingen, mit ihm in die erforderliche Berührung zu kommen. Die guten Dajaker machten während der Nacht einen solchen heillosen Lärm, daß alle Versuche vergeblich waren, die Tänze dauerten die ganze Nacht, der Spectakel mit den Gongs selbstverständlich auch, und wenn man sich an denselben gewöhnt hatte, so entstand urplötzlich ein solcher teufelmäßiger Aufschrei, als ob sie alle an einander gerathen wären und dies weckte mich natürlich sofort wieder auf.

Am nächsten Morgen raffte ich meine ermüdeten Gliedmaßen zusammen und setzte meinen Weg weiter fort, nachdem man mir als einem Gesandten des Rajah Broke, eine große Menge Grüße aufgetragen und viele Geschenke für denselben mitgegeben hatte, welche mir selbstverständlich als wohl erworbenes Eigenthum verblieben, denn alle diese Gegenstände hatten zwar für mich einen großen, ich möchte fast sagen unschätzbaren Werth, keineswegs aber für den würdigen Broke selbst, der damit überreich versehen war, ja mir wurde sogar später gestattet, aus der durch Broke angelegten Sammlung mitzunehmen, was leicht zu ersetzen und was nicht als ein für ihn unersetzliches Erinnerungszeichen von seinen Reisen mitgebracht war.

Der Weg, den ich nach dem Gebirge einschlug, war minder beschwerlich und er wurde mir dadurch sehr erleichtert, daß viele von den Bewohnern des Dorfes mit mir und theils mir voran gingen, um so viel als thunlich Bahn zu brechen. Sie durften sich jetzt ohne Sorgen von Haus entfernen, denn es bedrohte sie kein Krieg, ihre Hütten waren gesichert.

Auf diesem Gange gelang es mir viele Insekten zu fangen, wir hatten luftige Höhen zu durchstreifen, auf denen sich die prächtigsten Blumen entfalteten, die nun wieder von eben so prächtigen breitflügeligen Schmetterlingen besucht wurden. In den dunklen Sumpfgegenden der Urwälder findet man dergleichen nicht, denn die Thiere lieben Luft und Licht. Als meine Begleiter sahen, daß ich Insekten aller Art sammelte, halfen sie mir fleißig, obschon über die wunderliche Neigung, wie es schien, erstaunt. Sie frugen mich ob ich sie äße und sie versicherten, wenn ich hungrig wäre wollten sie mir etwas besseres geben. Ich klärte sie über meine Sammlung auf und machte ihnen auch bemerklich daß ein, in den Händen zerquetschter Schmetterling nichts helfen könne, wenn sie mir also dergleichen schöne Thiere bringen wollten, so dürften sie sie nicht verletzen und die Leute verstanden mich so gut, daß ich von jetzt an nur ganz wohl erhaltene Exemplare bekam.

Ich hatte hier wieder einmal Gelegenheit, die Geschicklichkeit und die Erfindungsgabe dieser sogenannten Wilden zu bewundern. Ich war erstaunt über die

Unverletztheit der zarten Geschöpfe, da sie doch keine Netze noch andere Fanginstrumente besaßen. Die Sache war einfach diese. Aus vielen der Bäume der warmen Zone träufelt ein anfangs zwar flüssiges, aber sehr bald erhärtendes Harz. Wenn sie nun eines jener schönen Thiere fangen wollten, so bestrichen sie eine sehr feine Ruthe mit diesem Harz und brachten dieselbe unter die Füße des Schmetterlings, so daß derselbe alsbald daran anklebte und zwar um so fester als er sich loszukommen bemühte, und so erhielt ich die schönsten Exemplare gerade aus den Händen dieser Leute, die vom Schmetterlingsfange nichts verstehen, denn selbst die von mir mit der Scheere gefangenen waren nicht so frei von jeder Verletzung, es war nicht ein Stäubchen von den Flügeldecken abgewischt.

Was mich immerfort in Verwunderung setzte und was mir immer von neuem auffiel, war die ganz außerordentliche Bescheidenheit dieser Naturkinder. Alles an mir war ihnen neu, jede meiner Beschäftigungen so gut wie jedes meiner Werkzeuge war ihnen fremd, mußte ihre Wißbegierde reizen, aber niemals wurden sie mir lästig, sie hielten sich stets in bescheidener Ferne, sie faßten nichts an ohne meine Erlaubniß, ja sie hatten sogar die Rücksicht, mir die Besorgniß abzunehmen, es könnte möglicherweise in meiner Abwesenheit etwas genommen werden. Sobald ich mich nämlich von meinem Gepäck entfernte, thaten sie dasselbe, damit ich nicht glaube, sie würden daran gehen, sobald ich es nicht mehr beobachtete. Ich kann dasselbe nicht von den Europäern rühmen, schon die Malayen waren mir manchmal unerträglich, und daß ich bei meinem Aufenthalt unter ihnen unzählige Male bestohlen wurde, wennschon in Kleinigkeiten, versteht sich von selbst, da diese guten Männer ganz eigenthümliche Begriffe von Mein und Dein haben.

Ich bemerkte auf meinem Marsche, daß die Wege, man möchte fast sagen absichtlich, verschlechtert waren. Sie sind nun wohl schon von selbst passabel schlecht, durch Wasserläufe, durch Felsen, durch Sümpfe, wo aber noch eine Strecke gangbar war, wollte es mir vorkommen, als sei dieselbe absichtlich verdorben worden durch niedergeschlagene Bäume, wohl auch durch Aushöhlungen des Bodens, durch Wolfsgruben, und eine gewisse Berechtigung dürfte diese Annahme haben in einem Lande, in welchem Jedermannes Hand gegen Jedermann erhoben ist. Ich war nun schon zufrieden wenn ich nur nicht mit jenen abscheulichen Sümpfen zu thun hatte, in denen man bis an die Knie und bis an die Schenkel versank und in denen ein entsetzlich reges Leben vorhanden war; ich kann durchaus nicht bestimmen, wie vielerlei blutsaugende Bestien ich fand, sie gehörten durchaus nicht alle zu dem Geschlechte der Blutigel; es waren höchst verschiedene Genera und Species, aber alle hatten Neigung, sich mit ihren Saugnäpfen an die menschlichen Gliedmaßen zu hängen, eine Geschicklichkeit, welche sie auf Kosten der Dajaks und der Malayen sehr leicht üben konnten und welche denn auch so weit ging, daß sie, trotz meiner Beinbekleidung, mir an

den bloßen Körper kamen, sie wußten nämlich die verschiedenen Wege so gut zu finden und sie wußten ihr Geschäft mit einer so seltenen Vorsicht zu üben, daß man ihrer nicht gewahr wurde, bevor das Blut die Lenden herabfloß.

Neunundneunzigstes Kapitel.

Wohlstand der unabhängigen Dajaks. Reichlich genügende Cultur der Nahrungspflanzen. Feiner Körperbau und feine Gesittung dieser Bergdajaks. Ihre Ansichten und Gebräuche — manche derselben durch Broke modificirt. Leidenschaft für Menschenköpfe. Dajakische Räuberbanden.

Die Dajaks, welche sich hier auf den Höhen frei erhalten haben von dem Druck der malayischen Eroberer, befinden sich in einem Wohlstande, der mit jenem der unterjochten Stämme kaum zu vergleichen ist. Sie sind Landbauer, sie behacken ihren trefflichen humusreichen Boden und pflanzen darauf eine Art süßer Kartoffeln, welche sie Ubi nennen und welche den Neid aller Engländer erregen würden, wenn sie dieselben nur einmal neben ihren berühmten Zuckerkartoffeln gekostet hätten. Ich weiß nicht, ob diese Frucht ihnen etwa durch die Europäer zugekommen ist, wahrscheinlich, denn einheimisch ist ja bekanntlich diese Pflanze nur in Amerika. Ebenso ist es mit dem Mais oder türkischen Weizen, welcher jedenfalls von dort herstammt. Diese beiden Pflanzen zeigen an, daß die Leute der Cultur durchaus nicht unzugänglich sind. Die hier heimischen Pflanzen sind vorzugsweise der Reis, die Sagopalme und einige andere verwandte Geschlechter. Reis wird nun auch noch in sehr großer Menge gebaut, aber leider ist sein Anbau auf die Sumpfgegenden beschränkt, ebenso ist es mit dem Zuckerrohr, welches man häufig cultivirt, aber auch nur in den Sumpfgegenden, die es zu seinem Fortkommen durchaus verlangt. Leider haben sie auch schon den Tabak zu bauen angefangen, und sie werden ohne Zweifel dahin kommen wohin wir in Europa durch viele Mühe gelangt sind, sie werden einen der ekelhaftesten und nachtheiligsten Genüsse sich erzwingen, werden ihre gesunden Säfte sich verderben und das Vergnügen haben, ein immer mehr depravirtes und heruntergekommenes Geschlecht zu erzeugen, was allerdings kein Tabakraucher zugiebt, was aber leider nur zu sehr bestätigt ist.

Sie sammeln von der Dammarfichte viel Harz als Leuchtmaterial so wie auch als Tauschmittel. Ein anderer Handelsartikel ist Sago, auch den Reis bauen sie häufig in solchem Ueberfluß, daß sie davon verkaufen können. Die Cocosnüsse, welche man an den Küsten in ungeheuren Mengen zum Verkaufe bringt, wachsen hier nicht so häufig daß sie verkauft werden könnten, aber es

fehlt ihnen sonst durchaus nicht an werthvollen Früchten oder überhaupt an Nahrungsmitteln, zu denen noch natürlich auch die Thiere gezählt werden müssen, deren sie in Menge haben, wennschon sie seltener davon als von Pflanzenkost genießen.

Bemerkenswerth ist auch hier wie bei allen Völkern, welche dieselbe Diät befolgen, daß ihre Körper zarter, feiner, kleiner sind, nur höchst selten erreicht ein Dajak die mittlere Mannesgröße und in dem Falle, daß dieses geschähe, gilt er unter seinesgleichen für groß. Die stickstoffhaltige Nahrung ist so wichtig als die kohlenstoffhaltige und wo beide nicht im Gleichgewicht zu einander stehen, nimmt man immer eine Art von Verkümmerung wahr. Man sieht dies schon bei den Dajaks und Malayen, man sieht dies schon näher an Europa bei den Arabern und den Bewohnern des Nordrandes von Afrika oder der Oasen der großen Wüste, welche alle zwar Fleischnahrung nicht verschmähen, deren aber doch nur wenig und nur selten haben. In höchst auffallender Weise aber spricht dieses sich aus in Indien, wo ein strenges Religionsgesetz alle thierische Nahrung durchaus verbietet, dort sind große und kräftig gebaute Menschen gar nicht zu finden, die eigentlichen Indier sind ein Muster von Zierlichkeit und Feinheit und sie sind es um so mehr, je vornehmer ihre Kaste ist, weil mit der Vornehmheit der Kaste die Strenge der Gesetze gegen die Fleischnahrung zunimmt. Menschen wie die Engländer, welche nur von Beefsteaks leben, stehen wirklich in einem Verhältniß zu den Eingeborenen, wie fabelhafterweise die Patagonier zu den Europäern stehen sollten.

Dem reichlichen Vorhandensein von Nahrungsmitteln, der gänzlichen Unbekanntschaft mit Noth und Sorgen schreibe ich ihre häusliche Gesittung zu, nicht nur sind sie ehrlicher, gutmüthiger und bescheidener als die mehrsten andern Völker, welche ich bis jetzt gesehen, die Neu-Seeländer und die Bewohner des Tonga-Archipels ausgenommen welche ich den Dajaks gleichstellen muß, sondern sie haben auch einen solchen Respect vor den älteren Personen und eine solche Liebe zu den jüngeren, daß man dieses beinahe rührend nennen kann und als ein Zeichen großer und tief greifender Gesittung ansehen muß welche sich auch darin ausspricht, daß die Mädchen im Allgemeinen sehr zurückhaltend gegen Fremde sind, nur die näher an den Küsten gelegenen Gegenden machen hiervon eine Ausnahme, nicht daß sie aufdringlich wären, wohl aber insofern, als es doch wenigstens möglich ist, ja nicht einmal sehr schwer wird, ein junges Mädchen zu gewinnen, entweder durch persönliche Liebenswürdigkeit oder durch sehr kostbare Geschenke, eine Schnur Glaskorallen oder einige messingene Knöpfe, oder ein rothes Tuch und dergleichen. Mich selbst betreffend so muß ich sagen, daß ich zwar nicht auffallend angezogen worden bin durch irgend eine dajakische Schöne, aber auch zugleich muß ich zugestehen, daß ich niemals die leiseste Andeutung erhielt, als würde eine Anfrage eine willkommene sein.

Dies führt mich darauf, daß die Dajaks nicht eigentlich schön genannt

werden können, wie ich wohl vielfältig gelesen habe. Allerdings stehen sie namentlich in der Gesichtsbildung höher als die Malayen, ihre Nasen sind nicht so flach, ihre Backenknochen sind nicht so breit auseinandertretend und nicht so hervorstehend, aber was man sonst bei den Wilden fast ganz allgemein findet, ein schöner Körper, d. h. ein solcher, der den Anforderungen eines Bildhauers entsprechen würde, ist ihnen versagt. Die Körper sind zierlich wie bereits bemerkt, aber zu klein und da sie so sehr viel hocken, so sind ihre Waden schlecht und dürftig und auch die Lenden nicht gut proportionirt, was um so mehr auffällt, als die Arme, als Schultern und Brust sehr wohl ausgebildet sind.

Unter einander sind die Dajaks gleichfalls sittenrein, so viel als es überhaupt bei Völkern welche von Moralgrundsätzen gar nichts wissen, der Fall sein kann; das will sagen fast keine Ehe wird geschlossen, ohne daß die jungen Leute einander nahe genug kennen, um nicht in Zweifel über ihre Fähigkeiten zu sein, allein sobald ein junges Paar sich in Zärtlichkeit und Liebe verbunden hat, wird auch die Heirath öffentlich vollzogen. Die Dajaks dürfen mehrere Frauen nehmen, sie thun es aber äußerst selten, bei den Häuptlingen findet man es noch am ehesten daß sie mehrere Frauen haben, doch keineswegs daß es ihnen vorzugsweise gestattet wäre, denn ein jeder von den Dajaks hat dieselben Rechte und der Häuptling hat nicht einmal eine besondere Hütte voraus, er wohnt mit zehn bis zwölf Familien unter einem Dach; in den beiden Fällen die ich beobachtete, in denen der Häuptling seine Hütte nicht mit anderen theilte, hatte er wenigstens das Vergnügen, alle jungen Männer um sich versammelt unter seiner Obhut zu sehen. Diese Einrichtung trägt sehr viel zur Sonderung beider Geschlechter bei, aber auch wo die Trennung der Jünglinge von den Mädchen nicht gerade in der hier gedachten Weise stattfindet, ist sie doch vorhanden, indem die Mädchen im Innern der Hütte bei den Eltern schlafen, die Jünglinge aber immer draußen in der Vorhalle, gleichviel welche Witterung es sei.

Die Weiber werden von den Dajaks sehr gut und liebevoll behandelt, man muthet ihnen nur die leichten, nur die häuslichen Arbeiten zu, die schweren übernimmt durchweg der Mann. Der eigentliche Ackerbau, der Hausbau, die Fischerei wird von den Männern betrieben, den Frauen liegt die Pflege der Kinder ob und die Bereitung der Speisen, das Flechten der Matten und Körbe und die Sorge für die Aufbewahrung der Vorräthe. Was das Verheirathen betrifft, so wird sehr strenge auf die Reinheit des Bluts gehalten, sie vermischen sich weder mit Malayen noch mit Chinesen und auch nur selten mit Weißen, obschon sie dieses nicht für eine Schande halten. Von den Malayen könnte wohl nur ein Fürst sich rühmen eine dajakische Frau zu haben, mit den Chinesen würde Niemand eine Verbindung eingehen, wenn nicht der Sclavenhandel noch bestände. Broke hat denselben zwar auf seinem Territorium wirklich abgeschafft, die freien Dajaks aber verkaufen in dringenden Fällen allerdings ihre Töchter und so kommt es nun vor daß man dajakische Frauen in dem Hause der Chinesen

gefunden; sie werden aber von ihnen sehr gut gehalten, obschon die Chinesen große Tyrannen sind. Es rührt wohl daher, weil, wie schon oben bemerkt, chinesische Frauen nicht auswandern dürfen und andere Frauen gekauft werden müssen, also ein Capital in Anspruch nehmen.

Ich habe auf meiner Reise nicht erfahren können, welch eine Art von Religion sie haben, ich meine den Glauben, ich meine nicht den Gottesdienst, denn einen solchen haben sie thatsächlich nicht. Sie beten weder die Sonne, noch das Feuer, weder die Erde noch den Mond an. Ich habe zwar aus Holz geschnitzte Bilder gesehen, aber nicht wahrgenommen, daß diesen irgend welche Ehrenbezeigungen dargebracht werden. Von einigen Reisenden werden Götter genannt, so Djath der Obere, der Gott des Tages, der Erde, des Lebens; so Sangjang der Gott der Unterwelt, des Todes, des Vergehens, allein wenn ich diese Namen aussprach, so begriff mich keiner, ebenso war es mit den vielen verschiedenen guten und bösen Geistern, unter denen Budjang Brani gewissermaßen der Kakodämon, der böse Geist vorzugsweise, vielleicht der Fürst der bösen Geister sein soll, allein auch über diesen würdigen Mann konnte ich nichts erfahren und sein Name ging an den Ohren der Hörer so vorüber, als hätte ich in irgend einer Sprache das allergleichgültigste Wort genannt.

Auch bei den Trauungen und Begräbnissen nahm ich wohl Ceremonien wahr, aber keine die mir mit der Religion in Verbindung zu stehen schienen, es müßte denn sein, daß das Abschlachten von Thieren den Gedanken eines Opfers involvirt enthalte, dies wäre aber wiederum nur in einem Falle möglich, nämlich bei Friedensschlüssen, bei anderen Festlichkeiten werden die getödteten Thiere verspeist, können also unmöglich als Opfer für eine Gottheit angesehen werden; bei Friedensschlüssen aber verzehrt man die Thiere allerdings nicht und so könnte man freilich sagen, daß die in's Wasser geworfenen Körper einem anderen, einem höheren Wesen bestimmt seien. Aber auch nicht einmal Priester sind vorhanden, sonst würden diese sich die Opfer aneignen, wie es seit den alterältesten Zeiten in Indien, Aegypten, Palästina und im Abendlande geschah und geschieht.

Das einzige Räthselhafte und Erschreckende in dem Charakter der Dajaks ist ihre furchtbare Leidenschaft für Menschenköpfe und zwar, was am mehrsten in Erstaunen setzen muß, auch für die Köpfe von Frauen und Kindern. Die Dajaks schienen mir in allem übrigen durchaus friedfertiger Natur, was aber ihre Sammlung von Köpfen betrifft, so scheint dies eine nicht zu besiegende Leidenschaft zu sein. Ich erkundigte mich verschiedenemale nach dem Grunde der Abnormität, daß sie Kinderköpfe höher schätzen als die Köpfe von Kriegern, hierüber sagten sie ganz richtig, daß diese mehr Ehre brächten, indem sie schwerer zu erlangen seien, indem jeder Vater das Leben von Frau und Kindern mit mehr Energie vertheidige als sein eigenes; über die Neigung zu den Schädeln überhaupt wußte mir keiner etwas zu sagen, aber sie ist schlimm genug, denn sie geht so weit,

daß es ihnen ganz gleichgültig ist auf welche Art sie die Schädel erhalten, wenn sie sie nur schließlich wirklich bekommen.

In den unteren Gegenden, in den weit gestreckten Reisfeldern, welche von unzugänglichen Wäldern unterbrochen sind, finden sich häufig malayische Räuberbanden von drei bis sechs, auch wohl bis zehn Mann, welche das Land höchst unsicher machen und es vorzüglich auf die einzelnen Landsitze abgesehen haben. Während Alles im tiefsten Frieden ist, fallen sie plötzlich über ein solches Haus her, ermorden die Einwohner, rauben die Waffen und führen Geld und Geldeswerth mit sich fort. Wenn nun die Dajaks keinen Krieg mit einem benachbarten Volke haben, um auf diese Weise ihre Neigung zu Menschenköpfen stillen zu können, so verbinden sie sich mit solcher Räuberbande. Zu einer Bande von acht bis zehn Malayen gesellen sich zwei bis drei Dajaks und machen den Raubzug mit, unter der ausdrücklichen Bedingung, von der ganzen Beute nichts haben zu wollen als die Köpfe der Ermordeten.

Diese Abscheulichkeiten sind ein großes Hinderniß der Civilisation, sie machen den Anbau äußerst unsicher und so lange man den Dajaks ihren Blutdurst und den Malayen ihren Geldgeiz nicht abgewöhnt hat, wird es sehr schwer sein, der Cultur diejenige Ausbreitung zu verschaffen, deren dieses Land sehr wohl fähig wäre.

Hundertstes Kapitel.

Ein Antimonlager und ein Bergwerk darauf. Raja Broke's Haus. Goldwäschereien und Diamantgruben. Abreise nach den niederländischen Besitzungen. Die Stadt Pontianak. Tyrannei der malayischen Sultane. Angenehme Lage der Schuldner und Rechte der Gläubiger.

Es war jetzt Zeit an meine Rückkehr zu denken und es gelang mir, den Weg so zu richten, daß ich östlich von den Ufern des Sarawak immer mehr mich der Stadt gleichen Namens näherte und auf diese Weise jene Höhe zu erreichen, auf welcher einst Broke ein Antimonlager entdeckt, das so vollständig zu Tage liegt wie nur das Eisen im Bergwerk von Danemora oder auf Elba, dergestalt, daß man nichts weiter zu thun hat als das überreiche Erz von oben wegzunehmen. Es werden keine Gänge, keine Stollen, es werden keine Schachte getrieben, man hackt los was sich losbrechen läßt und das alles ist Erz der vollwichtigsten Art, Schwefelantimon, das nur der Schmelzung bedarf und in den bekannten Kuchen zu uns gelangt. Will man allerdings das Antimon*metall* haben, so muß der Schwefel abgetrieben und das Metall auf diese Weise gereinigt werden, eine Procedur die hier nicht gemacht wird, obwohl ich glaube, daß es zweckmäßiger wäre wenn es geschähe, denn jetzt muß das Erz versandt werden statt des Me-

talles und natürlich hat dieses bei gleichem Gewichte einen viel geringeren Werth; indessen ist man ganz allgemein gewohnt, aus dem indischen Archipel nicht geläuterte, nicht Kunstprodukte, sondern lediglich rohe Naturprodukte zu bekommen.

Die Arbeit ist ziemlich roh, man schlägt das Erz los und packt es in Körbe, welche immer zu zweien von einem Manne aus der Grube nach dem Flusse getragen werden; ein Chinese trägt zwei Picul, zwei große chinesische Centner an einer langen Stange, ungefähr so, wie die Russen ihre Lasten tragen, nicht auf beiden Schultern sondern nur auf einer, die Last liegt am Ende der Stange vor und hinter dem Träger, sie schwankt sehr und der Mann ist immerfort im Einknicken mit den Knieen begriffen, soll aber auf diese Weise sehr beträchtliche Strecken und zwar in sehr kurzer Zeit machen können, denn die Gangart ist die eines kurzen Trabes.

Rajah Broke hat sich zwar sehr freundlich, aber doch überaus einfach eingerichtet; sein Haus, welches ich in der Zeichnung gebe, liegt ganz nahe am



Das Wohnhaus des Rajah Broke.

Flusse auf einer schwachen Erhöhung, welche jedoch genügend ist, um gegen das steigende Wasser zu schützen; in diesen weit gestreckten Ebenen haben die Flüsse einen so großen Raum, daß eine Erhöhung von etwa 10 Fuß über dem mitt=

leren Wasserstand vollständig ausreichend ist, um auch den höchsten Wasserstand nicht fürchten zu dürfen und Broke's Haus liegt mit seiner Sohle mehr als 20 Fuß über dem mittleren Wasserstand. Das Haus hat eine gewisse Aehnlichkeit mit den Schweizerbauten, doch ist das Dach ungeschickt hoch. Die Wirthschaftsgebäude sind weit davon entfernt, Kühe, Schafe und Schweine haben ihre gesonderten Stallungen und ihre eigenen Hüter, so fern von dem eigentlichen Wohnhause, damit das Ungeziefer, welches von den Hausthieren in Menge angezogen wird, den Bewohnern nicht beschwerlich falle.

Das Haus hat einen großen Empfangssaal in der Mitte und derselbe ist umgeben von kleineren, angenehm luftigen Zimmern, welche als Schlafgemächer für Broke, seine Familie und als Wohnzimmer für seine Gäste, deren er sehr viele hat, benutzt werden. Der Empfangssaal ist mit Feuergewehren, Schwertern, Dolchen, mit Waffen aller Art, theils europäischen Ursprungs, theils malayischen oder dajakischen geschmückt, sie sind trophäenartig an den Wänden aufgehängt. In diesem Raume giebt der europäische Rajah auch seine Audienzen, hier empfängt er vor allen Dingen die malayischen Fürsten, denen zu imponiren er wohl angemessen finden mag. Sein Haus ist sehr gastfrei, auch wenn er nicht daheim, wird jederzeit um fünf Uhr Nachmittags eine reichliche Mahlzeit aufgetragen und Jeder, der Neigung hat, daran Theil zu nehmen, ist willkommen.

Das Haus ist umgeben von einem starken Staket, welches die Aligators hindert sich demselben zu nähern, eine wahrscheinlich sehr nothwendige Vorsicht. Hinter diesem Staket und hinter dem Hause, vom Wasser abgekehrt, dehnt sich ein großer, schöner Garten aus welcher beinahe alle Pflanzen und gewiß alle Bäume dieses tropischen Klima's enthält. Hier sieht man die Areka, Sago und Weinpalme, hier eine große Menge von schönen Camelien sowohl als die Gewürzbäume, die Hölzer welche ihres Farbestoffs oder welche ihres Wohlgeruchs oder ihres so festen als schönen Holzes wegen, zu Möbeln gesucht werden; dergestalt daß man den Garten gewiß nicht ohne Nutzen besucht wenn man nur ein wenig von der Botanik versteht. Rajah Broke hat sich einen zwar einfachen aber doch überaus reizenden Landsitz geschaffen.

Von Sarawak östlich dem Gebirge zu, welches man die Mts. Krimbang nennt und deren Ausläufer in dem Cap Api und Cap Datu auf der Südwestseite von Borneo liegen, befinden sich die Goldwäschereien welche dem Rajah das Haupteinkommen liefern. Dieselben liegen ganz nahe an einem chinesischen Dorfe Kuchin und es scheint beinahe als ob die Chinesen die Wäscherei gepachtet hätten denn sie liefern weniger das Gold an Broke ab, als sie ihm vielmehr für die Erlaubniß dasselbe zu suchen, jährlich etwa 7000 Thaler zahlen, eine sicher sehr vernünftige Einrichtung denn schwerlich würde er bei eigner Bearbeitung und Beaufsichtigung mehr daraus ziehen, die Arbeit wäre aber eine entsetzliche denn es ist kein Spaß chinesische Spitzbuben am Stehlen und Betrügen zu hindern. Etwas besonderes ist dabei nicht zu sehen wohl aber sind die Chinesen

überaus mißtrauisch, sie gestatten nur sehr ungern daß man in ihre Minen komme, es scheint als haben sie immerfort Angst, man werde sie um einen Gran Gold bestehlen.

Ich reiste von Sarawak ab um etwas weiter gen Norden die Diamantgruben zu besuchen. In diesen Gegenden, d. h. im Unterlande, läßt sich zu Fuß und zu Roß durchaus nicht fortkommen, dazu gehören dajakische Naturen, es wurde mithin ein Boot gemiethet und die erforderliche Menge von Ruderern, und nun ging es Tage lang durch die Sümpfe und Wälder hinaus nach dem Meere, um allmälig längs des Ufers nach Pontianak zu gelangen. Dieser Ort ist die erste holländische Besitzung auf Borneo und er liegt auf der eigentlichen Westküste genau unter dem Aequator. Um denselben von Sarawak aus zu erreichen, muß man um die beiden vorhin genannten Vorgebirge und um die Hälfte der Ausdehnung der Westküste reisen und das beträgt über 50 deutsche Meilen, denn das Cap Datu liegt unter dem 2.⁰ nördlicher Breite und Sarawak liegt eine nicht unbeträchtliche Strecke im Innern des Landes. Der Ort wurde, wennschon in einem ganz offenen Boote, also gezwungen allnächtlich am Lande anzulegen, doch glücklich erreicht.

Der Ort Pontianak, die Residenz derjenigen Provinz, welche man nach der Westküste benannt hat, liegt etwa 4 Meilen weit von der Mündung des Flusses, von dem die Stadt den Namen hat. Die ganze Umgegend ist auf das Dichteste mit Waldung bedeckt, unmittelbar an der Stadt sieht man viele Reisfelder, aber auch dieses ist nichts Ergötzliches, sondern so eintönig wie im Walde selbst, der nur den Vortheil des Tageslichtes raubt. Mehrere größere Flüsse treten hier zusammen und bilden ein großes, zwar höchst fruchtbares, aber eben so ungesundes Delta. Die närrischen Holländer, wahre Frösche hinsichtlich ihrer Natur, haben sich hier wie in ihrem Heimathlande oder in Batavia und ihren übrigen Besitzungen immer die Sümpfe ausgesucht und ich kann gar nicht begreifen, wie es ihnen möglich war, am Vorgebirge der guten Hoffnung auszuhalten, wo es keinen Sumpf giebt. Hier in dieser schönen holländischen Niederlassung findet man dagegen dessen so sehr zur Genüge, daß man keinen Spaziergang von 1000 Schritten findet, den man trocknen Fußes zurücklegen könnte.

Pontianak soll 6000 Einwohner haben, dieselben bestehen großentheils aus Chinesen, auch einige Malayen haben sich hier niedergelassen, die Dajaks dagegen sind nur als Diener und nur zeitweise hier anwesend. Die ganze Masse von Bewohnern wird zusammengehalten durch ein Dutzend Europäer, den Residenten, ein paar Offiziere, ein paar Beamte und einen Arzt. Unfern der Stadt steht ein hölzernes Fort, welches sehr schlechte Erdwälle hat, mit einer Besatzung von 130 Mann versehen, worunter jedoch nur die Unteroffiziere Weiße sind.

Der Stadt gegenüber hat ein eingeborener Herrscher, ein malayischer Rajah seinen Sitz; er läßt sich Sultan nennen, was viel mehr ist als Rajah und was einen Beherrscher über viele andere Fürsten anzeigt. Ob er wirklich andere

Herrscher zu Unterthanen hat, will ich ununtersucht lassen, er selbst aber ist ein Unterthan der Holländer, welche dem armen Mann nichts weiter als den Titel überlassen haben, seiner Macht ihn aber so vollständig entkleideten, wie die Engländer es mit den indischen Fürsten gethan, der Sultan darf nicht einmal seine Residenz verlassen wenn er will, und ohne die Erlaubniß des hier thronenden Beamten darf er die Grenzen seines eigenen Reiches niemals überschreiten, eine Erlaubniß wie die gedachte wird aber nie gegeben, denn die Holländer fürchten immerfort die schrecklichsten Conspirationen, fürchten ihrer angemaßten Macht einmal über Nacht entkleidet zu werden, die Fürsten aber, welche sich diese Ruthe auf den Rücken gebunden, haben es nur aus derselben Furcht gethan. In dem schönen Lande der wildesten und wüthendsten Leidenschaften wüthet ein fortwährender Krieg, theils zwischen den kleinen Gewalthabern zur Vergrößerung ihrer Macht, theils zwischen den Familienmitgliedern eines Fürstenhauses; die Brüder unter einander sind in steter Angst, jeder fürchtet seinen nächsten Verwandten, jeder hat die schreckliche Besorgniß, über lang oder kurz seines Reiches oder seines Lebens verlustig zu werden. Dies ist der Grund, warum die eingeborenen Fürsten selbst die Hilfe der Holländer in Anspruch genommen haben und diese waren sehr zufrieden, einen so außerordentlich geschickten Vorwand zur Vergrößerung ihrer Macht zu haben. Die Engländer allerdings sind in Indien nicht einmal so glimpflich aufgetreten, sie haben nicht gewartet bis die eingeborenen Fürsten sie gebeten, die Last der Regierung auf ihre Schultern zu nehmen, sondern sie haben es höchst großmüthig ganz unaufgefordert gethan. Auch im Uebrigen sind die malayischen Fürsten immer besser daran als die indischen, sie sind blos der Macht, aber keineswegs ihrer Einnahmequellen beraubt, sie ziehen ihre Abgaben von den Unterthanen ein, sie haben ihre Goldwäschereien und Diamantengruben, ja sie haben mitunter sogar von den Holländern Pensionen bekommen, wodurch ihnen ihre Hoheitsrechte abgekauft worden sind.

Man wird fragen, was denn nun die Holländer für sich haben, wofür sie die Fürsten scheinbar beschützen und wofür sie noch Jahresgehalte von 20,000, ja von 30,000 Thalern auszahlen (der Fürst von Pontianak erhält jährlich 48,000 Rupien, das ist beinahe ganz genau 32,000 Thaler) — ein paar Kleinigkeiten, das Salzmonopol, die Opiumpacht und den Alleinhandel mit allem, was die Insel irgend erzeugt.

Der Handel überhaupt wird nur von den Holländern betrieben und man behauptet, derselbe bringe ihnen enorme Summen ein, natürlich können sie die Preise stellen wie es ihnen gefällt; da kein Anderer neben ihnen handeln darf, so giebt auch kein Anderer mehr für irgend eine Waare und was das heißen will, vermag am Ende Jeder zu ermessen, er braucht nicht gerade Kaufmann zu sein.

Die Herren Sultane bedienen sich ihrer Macht auch nicht in allzu mäßiger Weise. Bei allen malayischen Völkern ist der Fürst der einzige Mensch, alle übrigen sind nur Gegenstände, Dinge, vielleicht die Priester ausgenommen. Die

Malayen sind ihrem Herrn sehr bedeutende Abgaben schuldig, sie müssen die bestimmten Mengen ihres Erwerbs vom Ackerbau, vom Fischfang, von ihrem Handelsertrage geben und sie werden seine Schuldner durch ihre Person, so wie man es bei uns durch einen Wechsel wird. Der nicht bezahlte Wechsel zieht bekanntlich Gefängniß nach sich, aber in Europa, ich wollte vielmehr sagen in Deutschland, muß der Gläubiger für die Erhaltung des Schuldners sorgen, er muß für ihn Alimente zahlen und der Schuldner wird frei, wenn diese nicht mehr gezahlt werden (in England bekümmert man sich nicht um den Schuldner, das Gefängnißleben ist über alle Begriffe theuer, es kostet mehr als fünfunddreißigmal so viel wie in Deutschland, es kostet eine Guinee per Tag, und wenn der Schuldner diese nicht auftreiben kann, so verfällt er rettungslos dem Hungertode, das ist auch eine von den gerühmten Trefflichkeiten der englischen Rechtsverhältnisse).

Auf Borneo wird der Gläubiger Herr seines Schuldners, er läßt ihn nicht in das Gefängniß setzen, aber er nimmt ihn in seine Dienste. Derjenige, welcher einem Rajah die schuldigen Abgaben nicht gezahlt, tritt in diesen Fall und zwar, wenn er die Abgaben über drei Jahre hinaus nicht gezahlt hat, ohne Widerrede für immer, nicht auf Lebenszeit, sondern weit über seine Lebenszeit hinaus.

Dies scheint unmöglich, die malayischen Fürsten haben es aber möglich zu machen gewußt. Wenn der Vater nämlich in seinem Dienst als Sclave gestorben ist, ohne die Schuld abzutragen, so tritt dessen Gattin an die Stelle des Verstorbenen, ist eine solche nicht vorhanden, so übernimmt der Sohn oder die Tochter den Sclavendienst, immer wieder mit der Verpflichtung, die Schuld zu tilgen, gelingt es einem Kinde nicht, so tritt der Enkel in die nämliche Verpflichtung. Das traurige Verhältniß bleibt bestehen, so lange Abkömmlinge von dem Schuldner in gerader Linie vorhanden sind. Die Leute bezeichnen diese entsetzliche Grausamkeit mit dem sehr milden Titel Pfandrecht, und die Holländer haben bis jetzt noch nichts gethan, um dasselbe abzuschaffen.

Hunderterstes Kapitel.

Verheerungen durch den Opiumgenuß. Eine Opiumschenke. Erzählung eines engländischen Arztes, Dr. Madden, über die hervorgebrachten Wirkungen des Giftes. Bekenntnisse einer Opiumraucherin. Reise nach den Diamant-Wäschereien. Die werthvollen Goldwäschen, wie sie entdeckt sein sollen, wie man sie betreibt und was sie einbringen mögen.

Viel schrecklicher als diese Unterdrückung, diese Vernichtung aller Menschenrechte, ist die privilegirte Vergiftung der Malayen und Chinesen durch das Opium. Auf die großartigste Weise haben dies jedenfalls die Engländer ange-

fangen, sie haben ja bekanntlich einen blutigen Krieg gegen die Chinesen begonnen und den chinesischen Kaiser in seiner Hauptstadt gezwungen, daß man sein Volk vergifte. Einem jeden Staate auf der ganzen Welt war bis jetzt erlaubt, die Einfuhr schädlicher Substanzen zu verbieten. Den Branntwein besteuert man überall, bei der Ausfuhr, wie im Innern des Landes, wie bei der Einfuhr aus einem anderen Lande. Die Engländer haben dies Recht den Chinesen bestritten und da der Kaiser von China es zu haben behauptete und das Opiumgift verbot, so haben sie ihm viele Tausende von seinen Unterthanen abgeschlachtet, die Häfen gesperrt, die Städte bombardirt bis sie erreicht hatten was sie wollten, die Erlaubniß der Opiumeinfuhr. Besteuern hätte der Kaiser das Gift dürfen, aber nicht verbieten, aber das Besteuern verbot sich von selbst, denn die Engländer hatten den Preis schon so hoch getrieben, daß ein weiteres nicht wohl thunlich war, sie verkauften das Opium mit 12 spanischen Thalern schon in Singapore. In China wird es wenigstens doppelt so hoch gekauft.

Kriege haben allerdings die Holländer des Opiums wegen nicht angefangen, denn keiner der Sultane hat sich im mindesten darum bekümmert, ob seine Unterthanen Opium rauchen oder nicht; aber sie haben auch ohne dieses vermocht, eine hinlängliche, eine genügende Quantität Menschen zu Grunde zu richten. Sie verpachten das Recht eine Opiumschenke zu halten, für enorme Summen. Gewisse Leute, immer Chinesen welche einiges Vermögen haben, werden ausgesucht und ihnen wird die Erlaubniß innerhalb ihrer vier Pfähle Opium zu vertheilen, verkauft; in Pontianak sind sechs solcher Opiumschenken im chinesischen Kampong vorhanden und jeder Besitzer einer solchen zahlt der Regierung einen jährlichen Pacht von 4000 Rupien, das ist über 2600 Thaler und diese Pächter müssen das Gift von der Regierung kaufen, so stellt sich ein Gewinn heraus, welcher dem achtfachen Preise des Opiums gleichkommt.

Ich war in einer solchen Schenke, um mir anzusehen, wie die Leute dies eigentlich machen. In einer Ecke eines finstern Raumes pflegt der Chinese zu sitzen, welcher das Gift verkauft; mit seinem kleinen Antheil, der auf ein Stückchen trocknen Bananenblattes oder auch wohl auf ein Streifchen Taback gestrichen ist, geht der Käufer in ein Gemach, wie wir dasselbe hier abgebildet haben, ein elender dunkler Raum, nur von einigen kleinen Lämpchen erleuchtet, welche zum Dienste der Opiumraucher dastehen. Der Raucher zieht sich zum größten Theile aus, denn er will sich seiner Kleidungsstücke bedienen, um sich damit zuzudecken. Nun füllt er seine Pfeife mit dem köstlichen Präparat. Das Instrument ist kaum entfernt dem ähnlich, was wir eine Tabackspfeife nennen. Es hat ein Rohr von fingerdickem Bambus, vielleicht eine Elle lang, an dessen unterem Ende ein Zoll breiter, ganz flacher Kopf sitzt welcher eine so kleine Bohrung hat, daß kaum eine Erbse hineingeht.

Man dreht ein Stückchen von dem bestrichenen Tabacks- oder Bananenblatt zu einem Kügelchen zusammen und stopft es in die Oeffnung. Nun hält man

das Rohr an den Mund, die Oeffnung des Pfeifenkopfes an das Lämpchen und dann zieht m^n, nicht durch eine Bewegung des Mundes, sondern des Brust-



Eine chinesische Opiumstube auf Borneo.

kastens, den Opiumrauch ein, grade so als wollte man durch das Rohr einen Athemzug thun. In der That gelangt auch der Rauch vollständig in die Lungen, denn diese nehmen bei jedem gewöhnlichen Athemzuge ungefähr 50 Kubikzoll auf, währ^nd das Rohr noch nicht fünf davon enthält. Das kleine Laubkügelchen verbrennt, es wird vielleicht vier, fünfmal so viel Luft, als das Rohr enthält, durch dasselbe eingezogen, somit die letzte Spur des entstandenen Rauches eingezogen, dann aber wird nicht ausgeathmet, sondern man thut alles Mögliche um den eingezogenen Rauch recht lange in der Lunge zurückzuhalten. Wenn es nicht mehr möglich ist, so entläßt man denselben durch die Nase.

Was hiebei empfunden wird, habe ich niemals erfahren können, keiner der Raucher hat genügende Bildung, hat genügende Entwicklung der Begriffe um sich darüber ausdrücken, um erzählen zu können welches Vergnügen er empfände, es muß jedoch sehr groß sein denn man sieht die Opiumraucher mit zurückgelegtem Körper, mit halb offenen, schwimmenden Augen gen Himmel blicken und sich des Genusses erfreuen.

Nach kurzer Zeit wird die vorige Procedur wiederholt, es wird noch ein Knäulchen von dem, mit Opium bestrichenen Blatte gedreht und es wird damit verfahren wie früher. Allmälig gerathen die Raucher in den Zustand, den sie erstreben, in ein Gefühl des Entzückens, was allenfalls ein Türke zu beschreiben vermag, wiewohl auch nur mit dürftigen Worten im Vergleich mit dem, was sie empfinden; ein Malaye mit seiner wenig gewandten Sprache ist indessen gar

nicht fähig solches zu thun, darum will ich anführen was der Doctor Madden, ein englischer Arzt darüber erzählt.

„Ich genoß mein Opium in einem Kaffeehause in Constantinopel und fing mit einem Gran an. Nach anderthalb Stunden zeigte sich noch keine Wirkung, ich nahm einen halben und späterhin noch einen halben Gran, aber erst dritthalb Stunden nach der letzten Dosis wurde ich aufgeregt. Ich kam in einen sehr angenehmen Zustand, der mir wie eine allgemeine Ausdehnung des Geistes und Körpers vorkam, meine Fähigkeiten wurden vergrößert, ich selbst kam mir größer vor, ebenso jeder Gegenstand, den ich ansah, und wenn ich die Augen schloß, so hatte ich das nämliche Glücksgefühl und aus denselben Ursachen, als wenn ich sie offen hielt. Es schien mir, als würden alle Außendinge von der Phantasie ergriffen und zu beglückenden Bildern umgestaltet, es war die verschwimmende Musik eines Traumes im wachen Zustande.

„Ich begab mich so schnell als möglich nach Hause, weil ich fürchtete, daß ich etwas Ungehöriges begehen könne. Ich fühlte kaum daß meine Füße den Boden berührten, so überaus leicht kam ich mir vor, ich glitt die Straße entlang wie von einer unsichtbaren Macht getrieben, es war mir als bestände mein Blut aus irgend einem ätherischen Stoffe und als sei ich leichter als die Luft, in der ich mich bewegte.

„Unmittelbar nach meiner Heimkunft legte ich mich nieder, die entzückenden Bilder mit mir nehmend, eine unbeschreibliche Wonne erfaßte mich und ich empfand dieselbe die ganze Nacht hindurch, aber als ich am Morgen aufstand, war ich gänzlich abgespannt, ich sah bleich und elend aus, mein Kopf schmerzte und mein Körper war so geschwächt, daß ich den ganzen Tag auf dem Sopha zubringen mußte."

Dies sind die ersten Stadien, und wenn man es nicht weiter getrieben hat als zum Genuß so geringer Mengen, so sind die Folgen zwar gleich denen des Rausches lästig, aber nicht gefährlich. Viel schlimmer wird es bei fortgesetztem Gebrauch; man muß, um sich das unangenehme Gefühl des Katzenjammers zu vertreiben, von neuem Opium nehmen, das geht eine kurze Zeit lang, ohne daß man die Dosis zu verstärken braucht. Bald aber muß er um das Doppelte, das Dreifache, das Zehnfache mehr haben als zuerst, ja es kommt dahin, daß ein alter Opiumraucher oder Esser das Hundertfache von dem genießen muß, mit dem er angefangen.

Nach ein paar Jahren des Gebrauchs, wenn man vielleicht erst auf das Zehnfache der anfangs genommenen Dosis gestiegen ist, treten immer ernstere Krankheitserscheinungen ein. Die Verdauung wird schlecht und wird zuletzt ganz gestört, die sonst tägliche Oeffnung kehrt alle fünf, alle acht Tage wieder, es hält die Verstopfung auch einen halben Monat an, was dadurch begreiflich, daß mit dem reichlichen Opiumgenuß die Eßlust aufhört und man nur ein Minimum von Nahrung zu sich nimmt.

Das Auge wird trübe und matt, der Kopf schmerzt immer fort, man hat Schwindel, der den Leidenden nicht mehr verläßt, die Augen und Nase triefen fortwährend, die Harnthätigkeit wird spärlich und schmerzhaft. Die Geschlechtsthätigkeit wird anfangs scheinbar gehoben, aber man bemerkt sehr bald, daß es nur scheinbar, daß die Aufregung zu keinem Ziele führt, aber dazu gesellt sich immer der Wunsch zu einer vollständigen Erreichung desselben und in Folge dessen greift man immer zu Mitteln, die das Gehoffte herbeiführen sollen; deshalb sind in diesen Opiumschenken immer Dirnen vorhanden welche sich bereit zeigen, der dürftigen Natur noch irgend welche Aeußerung abzulocken.

Nach längerer Zeit beginnt der Opiumraucher oder Esser abzumagern; zuerst verschwindet das Fett, indem es sich aus einer festen Substanz allmälig in eine flüssige verwandelt und diese dann so resorbirt wird, daß keine Spur mehr davon vorhanden ist, nun fallen auch die Muskeln zusammen, sie werden anfangs schlaff und dann schwinden sie, der Unglückliche wird zu einem wandelnden, einem schleichenden Gespenst, die Augen liegen tief in ihren Höhlen, die Möglichkeit, sich aufrecht zu erhalten, schwindet, mit geknickten Beinen und tief gebeugtem Rücken wandelt der Unglückliche einher.

Nun kann er auch nicht mehr arbeiten, es verläßt ihn nicht nur die Kraft, es verläßt ihn auch die Neigung dazu, ein dumpfer, nagender Schmerz durchzieht den ganzen Körper und dieser hält Stunden, ja Tage lang an. Um sich von diesem Schmerz zu befreien, nimmt er noch größere Dosen des gefährlichen Giftes, die Schmerzen werden zwar für den Zeitraum der Betäubung unfühlbar aber nicht gehoben, der Schmerz durchfährt den ganzen Körper, der Schlaf verläßt ihn gänzlich, der Magen schmerzt ihn fortwährend, er kann kaum Speise zu sich nehmen, selbst in den geringsten Gaben, ohne daß Erbrechen darauf folgt, Nierenleiden und Krankheiten der Harnblase, heftige Durchfälle, Brustbeschwerden, Beklemmungen derselben, die bis zum heftigsten Asthma gehen, treten nach und nach ein, und unter diesen Qualen erliegt der Unglückliche, obwohl dieselben sich Jahre lang fortsetzen; häufig tritt der Tod erst unter heftigen Ergießungen von Blut aus den Lungen ein.

Dies sind alles so gräßliche Erscheinungen, daß man kaum begreift, wie Menschen, welche dergleichen gesehen, sich dem furchtbaren Laster ergeben können, und doch geschieht es gerade wie in Europa das Trinken, welches auch schließlich zum Säuferwahnsinn führt.

Was am mehrsten auffällt, ist, daß hier auch die Weiber sich dem Opiumgenuß hingeben, und zwar gehen sie gleich den Männern in Opiumschenken, von denen es sehr verschiedene Abstufungen giebt, welche man ungefähr so gradiren könnte, wie bei uns die vornehmen Weinhäuser, die bei weitem minder vornehmen Bierhäuser und die niederen Branntweinschenken, nur ist hier das verabreichte Material überall dasselbe, und in diese Opiumhäuser gehen die Raucher und Raucherinnen, je nachdem sie sich für mehr oder minder vom

Schicksal begünstigt halten und je nachdem sie den dargebotenen Genuß mehr und minder hoch bezahlen und ihn noch durch Nebendinge würzen können.

In den vornehmen Häusern findet man immer junge Frauen, meistens in chinesischer Tracht, aber auch durch ihre Farbe und ihre Augen die Abkunft aus dem himmlischen Reiche der Mitte bekundend. Sie pflegen gleichfalls Opium zu rauchen, da sie aber die Lockvögel sind, doch niemals in solchem Grade, daß sie sinnlos würden gleich den Männern, wiewohl wiederum bemerkt werden muß, daß der Genuß des Opiums dem weiblichen Geschlechte weniger nachtheilig zu sein scheint als dem männlichen, und sie Dosen ertragen können, welche einen Mann bald völlig zu Grunde richten würden.

Die Chinesen überhaupt sind dem Genusse des Opiums bei weitem mehr ergeben als die Malayen. Das Opiumrauchen hat sich bei ihnen unter alle Stände und unter alle Altersclassen verbreitet und es entnervt und demoralisirt die ganze Bevölkerung im äußersten Grade und viel mehr als in den Ländern wo statt des Rauchens, das Essen des Opiums im Gebrauch ist. Man sagt, daß dieser Genuß Männer und Weiber unfruchtbar macht. Ein Engländer, Doctor Little, erzählte mir, daß er in Begleitung eines Agenten der Opiumpächter vier verschiedene Schenken besucht und sie mit Chinesen angefüllt gefunden habe; nur in einer derselben waren auch Malayen. Unter den Anwesenden war eine Frau von dreißig Jahren, welche seit drei Jahren die Gewohnheit hatte, Opium zu rauchen. Ehe sie anfing, hatte sie Kinder, seitdem sie das Laster übte, hatte sie keine. Sie hält es selbst für eine sehr schlimme Gewohnheit und möchte es gerne aufgeben, fürchtet aber die übeln Folgen. Sie behauptet, daß keine Frau, welche längere Zeit geraucht hat, Kinder haben könne, und ihr Zeugniß wurde von sämmtlichen Anwesenden bekräftigt, welche alle sehr elend und kränklich aussahen.

Ein andermal erzählt Little, welchen wir wohl den umsichtigsten Beobachter nennen müssen, daß er in einer Schenke im unteren Raum ungefähr fünfzig Raucher gefunden habe, dann ging er in das obere Stockwerk, welches in viele Schlafgemächer eingetheilt war. Auf einem Bette saß eine Frau und zwei Männer nahe bei einander, welche aus einer Pfeife rauchten und die von der erstern immer wieder gefüllt wurde; bald gesellte sich eine zweite Frau zu ihnen, die erste Frau raucht seit zehn Monaten, die letzte seit zehn Jahren, beide klagen über die schlimmen Wirkungen der schlimmen Angewöhnung. Die ältere von ihnen hatte vier Kinder gehabt und hatte in ihrer Jugend reichlich Nahrung für sie, als sie aber das Rauchen sich angewöhnt, schwand die Milch, so daß die letzten beiden Kinder in Folge dessen starben. Sie sagte: „wenn ich am Morgen aufwache, fühle ich mich wie zerschlagen, wie regungslos; ich kann nichts thun. Meine Augenlider sind wie zusammengeleimt, es ist unmöglich sie zu öffnen; obwohl meine Nase reichlich fließt, fühle ich doch eine Beklemmung zum Ersticken. Meine Glieder sind wund, der Kopf schmerzt mich

und ist schwindelig, ich verabscheue schon den bloßen Anblick der Speise; erst wenn ich wieder Opium genommen habe, erwache ich gewissermaßen aus meinem Elend."

Fleischliche Gelüste waren bei den Frauen sehr vermindert oder gänzlich geschwunden. Weiber, welche lange geraucht haben, sind unfähig zu empfangen, Männer unfähig zu erzeugen, wie sich denn auch bei ihnen die Neigung zum anderen Geschlecht, obwohl anfangs gesteigert, doch bald gänzlich verliert.

Eine Autorität wie diese, welcher wir die Nachrichten entnehmen, ist zu gewichtig, um viel gegen sie einzuwenden, doch muß man fragen, wie kommt es, daß kein Land so bevölkert ist als gerade das chinesische, dessen Uebervölkerung geradezu sprichwörtlich geworden ist, es müßte denn sein daß man behaupten wolle, alle die Sprößlinge, von denen das himmlische Reich der Mitte bis zum Erdrücken voll und übervoll, seien nicht dem reiferen Alter, sondern der Jugend ihrer Eltern entsprossen. Wir wollen dies Kapitel Aerzten und Statistikern überlassen, aber das ist eine Thatsache, daß von hundert Chinesen siebzig Opium rauchen.

Es gelang mir, ein Proa zu miethen, um damit den Pontianak aufwärts nach den berühmten Minen von Landak zu gelangen. Der Weg führt hier von Sarawak dem Gebirge zu durch Sümpfe und Moräste, aber wenn man sich den Gebirgen nähert, so wird der Boden immer höher, die Fahrt bequem, und bei gutem Willen der Ruderer kann man die Reise in ziemlich kurzer Zeit, in fünf bis sechs Tagen zurücklegen, was allerdings sehr von dem Wasserstande abhängt.

Die Chinesen so gut als die Eingeborenen suchen hier die Diamanten aus dem Kiessande und Geschiebe, welches den Fuß des Gebirges bedeckt. Die Eingeborenen verstehen sich sehr gut auf Farbe und Zusammensetzung dieses Geschiebes und beginnen nie eine Mine anzulegen, bevor sie sich überzeugt haben, daß diejenigen Bedingungen vorhanden sind, unter denen sie glauben, den Diamanten begegnen zu müssen. Auch die Malayen und die Chinesen sind sehr eifrig im Diamantsuchen, aber ihre Methode ist eine sehr verschiedene. Die Malayen höhlen Schachte aus welche, oben ziemlich eng, sich weiter abwärts immer mehr erweitern und sie stützen die Wände durch hölzerne Pfosten, aber das eifrige Suchen nach den kostbaren Steinen läßt sie sehr häufig die nöthige Vorsicht vergessen, und dann stürzen die unterhöhlten Massen über ihnen zusammen und oft genug sind Hunderte von Arbeitern, welche schnell reich zu werden gedachten, lebendig begraben worden.

Die Arbeiter nehmen die Diamant führende Erde, sobald sie mittelst ihres Schachtes dieselbe erreicht haben, in Körben auf und bringen sie so zu Tage. Hier wird die Erde gewaschen, so daß Alles, was nicht körniges Gestein ist, durch das Wasser entweicht. Die Chinesen verfahren insoweit anders, als sie die Gruben nicht eng, sondern im Gegentheil möglichst weit machen, wenn sie

die Diamanterde erreicht haben, Wasser hineinschaffen und nach vielfältigem Umrühren dieses mit der darin schwebenden Erde entfernen, so daß sie also die Waschung in der Grube vornehmen, mithin weniger von dem Rohmaterial herauszuheben brauchen. Nachdem das vorläufige Waschen vollzogen ist, wird nun erst das eigentliche Reinigen und das Durchsuchen nach dem köstlichen Stein vorgenommen.

Weiter aufwärts nach dem Gebirge zu, in der Gegend von Landak, aber im Flusse Jamba, findet man gleichfalls Diamanten und zwar die schönsten. Wenn nach langer Dürre der Strom einen großen Theil seines Wassers verloren hat, sucht man in seinem Bette nach, was indessen doch nicht anders geschehen kann, als indem man untertaucht und unter Wasser die Augen öffnet, um die edlen Steine zu erkennen. Diese Arbeit thun nur die Malayen, durchschnittlich sehr geschickte Taucher, während die Chinesen wasserscheu sind.

In diesem Flusse wurden auch die beiden großen Diamanten gefunden, die in Borneo unter den Namen Segema und Sepale bekannt sind. Sie wurden dem damaligen Rajah als Hochzeitsgeschenk gebracht. Bei den immerwährenden Kämpfen der malayischen Fürsten ist der letztgedachte verloren worden, der Segena aber befindet sich jetzt in den Händen des Rajah Gusti Oesenan, eines sehr jungen Fürsten, der aber leider schwachsinnig oder blödsinnig ist.

Es hängen an diesem Diamanten, der übrigens schon längst im Besitze der malayischen Fürsten ist, allerlei abergläubige Traditionen, so unter Anderem, daß Borneo von den Fremden erobert und seine Bevölkerung vernichtet werden würde, sobald man den Stein außer Land giebt, sobald er gestohlen oder verkauft wird.

Sein Werth galt für unermeßlich, und im Jahre 1780 schickte der Generalgouverneur von Batavia einen Beauftragten nach Mattam, um den Stein zu kaufen. Dieser Gesandte, ein Herr Stuart, bot damals zwei vollkommen kriegstüchtig ausgerüstete Schiffe und 5000 Piaster für den Stein, allein vergeblich, derselbe wurde nicht verkauft. Der holländische Resident Gronovius macht folgende Beschreibung davon:

„Als ich im Jahre 1829 Resident an der Küste von Kayong war, hatte ich Gelegenheit den Stein zu sehen, an welchen die Eingeborenen eine so hohe Bedeutung knüpfen, daß es einem Fremden fast unmöglich ist, ihn in die Hand zu bekommen. Ich wurde durch den Zufall unterstützt, indem ich der alten Sultanin, die mit der Hütung des Steines" (ein Drache, der das goldene Vließ bewacht) „betraut war, einen Dienst zu leisten vermochte, wofür sie mir den Stein zu zeigen versprach, indem sie erklärte, ich sei der erste Europäer, der ihn zu sehen bekomme, und selbst der holländische Unterhändler, Herr Stuart, sei nicht so glücklich gewesen.

„Nachdem die Sultanin alle erdenklichen Vorsichtsmaßregeln getroffen hatte, um zu verhindern daß ich mich des kostbaren Steines bemächtige, nachdem sie

rings um ihr Haus hinreichend viele Krieger aufgestellt hatte, welche allenfalls hätten verhindern können, daß man sich mit bewaffneter Hand genaht, wurden nach und nach die Kisten und Schachteln geöffnet, in denen er befindlich war, und wer malt mein Erstaunen, als ich diese große Kostbarkeit nunmehr in meinen Händen hatte, die nichts weiter war als ein hübsches Stück Bergkrystall, auf einer Seite roh, d. h. abgebrochen, auf der andern verschiedenfältig angeschliffen und polirt. Ich würde nicht drei Gulden für diese Kostbarkeit gegeben haben.

„Ich habe wiederholt Widerspruch gefunden, wenn ich die Echtheit des Steines bezweifelte. Ich lasse denjenigen, welche glauben, daß es Diamanten von 367 Karat gäbe, alle mögliche Freiheit*), aber das kann ich versichern, daß wer jetzt den angebotenen Handel übernähme, keine Schwierigkeiten finden und ihn zu einem sehr civilen Preise haben würde. Die eingeborenen Prinzen selbst sind so sehr von der Unächtheit dieses Steines überzeugt, daß sie niemals eine Abschätzung desselben verlangt haben, und der vorige Fürst welcher den Stein besaß, fand sich veranlaßt einen Jeden, der die Aechtheit des Steines bezweifelte, zum Tode zu verurtheilen. Unter der Schwere solcher Argumente war es allerdings möglich, die Aechtheit dieses Steines aufrecht zu erhalten."

Was ich über diese Diamantwäschereien erfahren konnte, sprach nicht unmäßig vortheilhaft für dieselben oder für die ungeheure Größe einzelner Individuen. Die Minen sind nämlich seit dem Jahre 1823 in holländischen Besitz übergegangen und werden unter äußerst strenger Beaufsichtigung für die Regierung ausgebeutet. Im Jahre 1824 sind 8437 Stücke gefunden worden, welche ein Gesammtgewicht von 1921 Karat haben, dies giebt durchschnittlich auf jeden Stein einen Viertelkarat, genau genommen nicht einmal so viel. Nun könnten allerdings bei 8437 Stücken schon eine hübsche Portion von solchen sein, die mehrere, die viele Karat schwer wären; wie kann man erfahren, ob das der Fall gewesen; sehr einfach durch den Preis, wofür sie verkauft worden sind, er beträgt 1500 Gulden, es können also noch nicht 500 Stück von *einem* Karat darin gewesen sein; denn diese allein würden schon mehr kosten oder werth sein, und wenn ein einziger Diamant im Gewichte von 30 Karat unter allen diesen 8000 Stück gewesen wäre, so würde durch *diesen einen* die ganze gedachte Summe, welche für die gefundenen Diamanten gelöst, überboten worden sein. Hieraus kann man ersehen, wie es mit der gewaltigen Größe

*) Der größte Diamant, welcher dem Schatze des Königs von Portugal gehört und 1680 Karat wiegt, von der Größe eines Gänseeies, ist ein großer Topas. Den nächstgrößten außer dem ebengedachten Bergkrystall nennt man den des großen Moguls; er ist als Rosette geschnitten und wurde von dem berühmten, längst vergessenen Tavernier auf 279 Karat geschätzt. Der nächstgrößte Diamant gehört dem österreichischen Schatze und wiegt 139 Karat. Der Regent im Besitze der Krone Preußens 136 Karat, daher der holländische Resident vielleicht mit Recht das Vorhandensein so großer Diamanten bezweifelt.

und überhaupt mit dem Vorkommen großer Diamanten steht. An dem Orte Landak sind noch immer 480 Malayen und 150 Chinesen mit der Diamantwäsche beschäftigt; der früher gleichfalls sehr berühmte Diamantfundort Sangu, beträchtlich weiter im Innern und an dem Flusse Kulu gelegen, beschäftigt nur noch 40 Malayen.

Viel wichtiger als dieses Mineral ist das Gold, und ich glaube bestimmt, daß auf allen indischen und asiatischen Inseln nirgends so viel Gold vorkommt als auf Borneo. Im Innern der Inseln, in den Seen, in den Flüssen, in den isolirt gelegeneren Bergen findet man goldhaltige Mineralien oder findet man das Gold in Körnern.

Schon lange vor Besitznahme dieses Landes durch die Holländer war ihr Goldreichthum bekannt. Die abergläubigen Dajaks widersetzten sich indessen der Ausbeutung durch die Europäer, und sie selbst sind zu faul, um ihre Schätze aufzusuchen. Durch ein Ereigniß, welches zwischen den Jahren 1750 und 1760 statt hatte, gelangten die Chinesen zur Kenntniß des hier vorhandenen Goldes; es war eine Djonke an der Küste gestrandet, und der malayische Rajah, in dessen Bereich die Schiffbrüchigen gelangten, hielt sie als Sclaven zurück und brauchte sie zum Aufsuchen des Goldes.

Mehrere der Schiffbrüchigen wußten schnell genug Gold in solcher Menge zu beseitigen, um als reiche Leute in ihre Heimath zurückzukehren; sie bestimmten sehr leicht viele ihrer Landsleute zu einer Reise nach Borneo, woselbst man durch eine Arbeit von wenigen Wochen sich mit Schätzen beladen könne, und seit dieser Zeit haben die Wanderungen der Chinesen immerfort zugenommen, viele Tausende haben sich auf der Insel festgesetzt, und 60 bis 70 Djonken sind in fortwährender Fahrt begriffen, um die industriellen Schätze von China gegen die mineralischen Schätze von Borneo auszutauschen.

Die malayischen Fürsten haben sich bis jetzt noch immer den Grundbesitz vorbehalten, sie lassen aber die Chinesen willig nach dem Golde suchen, und verlangen nicht einmal einen Pacht von ihnen, aber sie verstehen ihr Handwerk ebenso gut wie die Schank- und Gastwirthe in Californien; die Malayen nämlich untersagen den Chinesen den Ackerbau und die Viehzucht, und zwingen sie auf solche Art, alle ihre Bedürfnisse von ihnen zu kaufen, gegen ihr Goldpulver liefert der Fürst den Reis, den Tabak, das Salz, das Fleisch, das Opium 2c., und er legt auf seine Waaren einen solchen Werth, daß den Chinesen nicht übermäßig viel übrig bleibt.

Es ist außer Zweifel, daß diese theuren Preise, daß die Kosten, welche ihnen die fortwährenden kleinen Kriege mit den Räubern verursachen, und daß die sonstigen schweren Belästigungen ihnen gewaltigen Schaden zufügen, aber welches Volk, das sein Hauptaugenmerk auf Ausbeutung von Goldlagern richtet, hat denn schon großes Glück gemacht? Von den Spaniern, welche durch die Minen von Peru und Mexico zu Grunde gingen, bis zu den

californischen Goldsuchern, sie alle haben kein Glück, sondern unsägliches Elend gefunden, und aus Amerika so gut wie aus Borneo sind die, mit Reichthümern Zurückgekehrten sehr leicht zu zählen, man kann vielleicht kaum einen auf hundert rechnen.

Ich habe hier nähere Nachrichten eingezogen über die Art und Weise der Ausbeutung, welche jedenfalls von großem Verstande und von einer rein kaufmännischen Auffassung des ganzen Geschäfts Zeugenschaft giebt. Wenn eine Mine eröffnet werden soll, so vereinigt sich eine Gesellschaft zur Führung des ganzen Werkes, sie ernennen einen Dirigenten, mehrere Aufseher und mehrere Schreiber; sie vereinigen sich über die Summe, welche zur Ausbeutung nöthig sein wird, und sie beschaffen diese Summe ganz nach Art der Europäer durch ausgegebene Actien.

Ist das Geld flüssig, so werden zuerst die Gebäude errichtet, in denen der Dirigent, der Schreiber und die Arbeiter wohnen sollen, es werden Magazine gebaut, um Lebensmittel darin aufzuhäufen und was sonst die Arbeiter bedürfen sollten. Die Arbeiter werden besoldet, aber von diesem Solde müssen sie ihre Bedürfnisse kaufen, und der Vortheil, welcher daraus erwächst, kommt der Actiengesellschaft zu gute.

Die nächste Arbeit ist nun die Anlage von Canälen, theils um den Boden leichter bearbeitbar zu machen, theils um die ausgegrabene Erde zu waschen. Dies ist eine der wichtigsten und der kostspieligsten Arbeit; die Chinesen haben Canäle ausgeführt, bei denen sie Berge durchbrechen mußten; einige derselben haben eine Länge von 5 deutschen Meilen.

Die Arbeit ist so vertheilt, daß ein Drittheil der Leute mit Spitzhacken und anderen Werkzeugen die Erde löst, auflockert, die andern zwei Drittheile aber die beweglich gemachte Erde in Karren nach dem Orte bringen, wo sie gewaschen werden soll.

Die Arbeitszeit beträgt zweimal fünf Stunden des Tages, von Sonnenaufgang bis eine Stunde vor Mittag und von einer Stunde nach Mittag bis zum Sonnenuntergang. Diese Arbeitszeit wird sehr strenge eingehalten, und wenn Jemand während derselben Zeit ruht oder schläft, so wird ihm ein Theil seines Tagelohnes abgezogen.

Das Herausschaffen der goldführenden Erde ist die schwerste und die am längsten dauernde Arbeit; gewöhnlich verwendet man 40 Tage dazu, bevor man mit dem Waschen beginnt, und dies dauert in der Regel nur einen Tag; so viel schneller geht das Auswaschen als das Ausgraben. Sollte etwas Material zurückgeblieben sein, so wird dieses für die nächste Waschung verwahrt.

Am Schluß des Tages wird die Gesammtmasse des gewonnenen Goldstaubes gewogen, es werden die Arbeitslöhne sofort ausgezahlt, und nun zieht man eine Bilance, um zu sehen, was das Resultat der Arbeit ist. Stellt sich ein Gewinn heraus, so wird derselbe unter die Actionaire vertheilt, findet ein

Verlust statt, so sind zwar die Actionaire keineswegs gehalten, Zuschüsse zu machen, aber man creirt neue Actien, um das Unternehmen nicht sinken zu lassen.

Man unterscheidet verschiedene Arten von Goldpulver, welche nach der Größe der Körner und nach der Reinheit des Goldes classificirt und benannt werden. Die reichsten Minen sind mitunter von 800 chinesischen Arbeitern besetzt; es sind die von Montrado, von Mandur und von Lara. Die andern Bergwerke sind weniger bedeutend, sie beschäftigen zwischen 50 und 150 Arbeiter. Es ist beinahe unmöglich, die Zahl der Goldwäschen anzugeben, auch die Zahl der Chinesen ist so ungewiß als sie schwankend ist, doch kann man annehmen, daß 8000 Chinesen sich mit dem Goldwaschen beschäftigen.

Auch die Menge des Goldes, welches jährlich aus dem Schooße der Erde gezogen wird, ist unbekannt, denn die Chinesen verbergen sorgfältig das Gold, welches sie in ihre Djonken nach China verladen; auch die Aufkäufer des Goldes geben keinen Maßstab für den Gewinn; sie sind Lügner, wie die Wilden meistentheils, sobald sie in Conflict mit den Europäern kommen.

Hundertundzweites Kapitel.

Reichthum der Insel an sonstigen Metallen. Magneteisenstein und Gewinnung sehr guten Eisens daraus. Die Schmelzarbeit. Eine reinliche chinesische Haushaltung. Eine Festung mit zwei Kanonen und eine Besatzung von vielen Schweinen. Geklöbte, nicht geschliffene Diamanten. Schwaners Reisehandbuch.

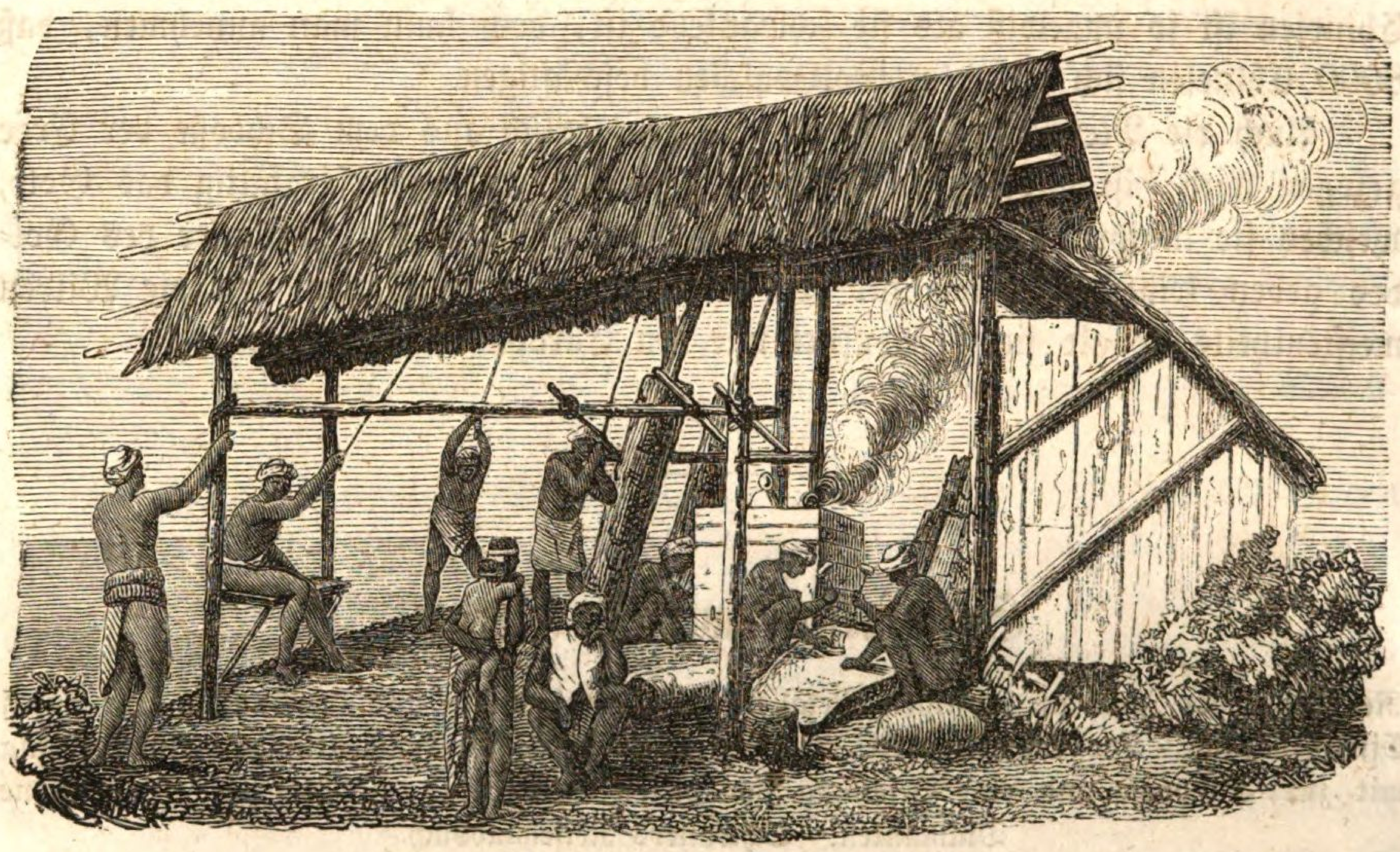
Auf der Westseite von Borneo, auf welcher ich mich jetzt befand, hat man auch Zinn entdeckt, und zwar in der Nähe von Siempang, von Battam und auf den Karimatta-Inseln, allein man hat nirgends versucht, Bergwerke darauf anzulegen. Vor etwa 60 Jahren kam eine Anzahl Chinesen auf den Gedanken, die Inseln zur Zinngewinnung zu benutzen, und ihr Vorhaben wurde mit großem Glücke ausgeführt, ihre Niederlassung wuchs mit reißender Schnelligkeit und die Inseln wurden bald zu einem Hauptsammelplatz für die chinesischen Djonken. Da erschienen malayische Piraten, griffen den Ort an, machten die Einwohner nieder, plünderten die Niederlassung, verbrannten die Häuser, und seit dieser Zeit sind die Zinnbergwerke gänzlich verlassen.

Auch Antimon, welches die Eingeborenen Batu Tjilla nennen, wird in den Flußbetten gefunden, die Stadt Satong hat dadurch eine bedeutende Ausdehnung gewonnen, denn man beladet damit jährlich zehn bis zwölf Schiffe.

In dem Sande der Flüsse findet man häufig schwarze octaëdrische Krystalle, es sind Magnete, natürliche Magneteisensteine in krystallisirtem Zustande. Die

Eingeborenen machen keinen Gebrauch davon, was um so wunderbarer ist, als sie Eisenerz kennen und, was noch wunderbarer ist, es zu bearbeiten und daraus Werkzeuge zu schmieden verstehen, eine Kunstfertigkeit, welche man bei einem Volke, das auf einer so niedrigen Stufe der Cultur steht, wohl kaum erwarten sollte, und noch dazu ist es eine Thatsache, daß die von ihm verfertigten Werkzeuge sehr vorzüglich sind.

Man findet Eisenerze an sehr verschiedenen Punkten der Küste, überall, wo sich die Bergzüge in die Nähe derselben erstrecken, natürlich hält man es nicht



Eine Eisenschmelzhütte auf Borneo.

der Mühe werth, dieses höchst nützliche Mineral aufzusuchen; dazu müßte es denn schon Gold, Silber, oder doch wenigstens Kupfer sein. Weiter nach dem Innern zu sieht man indessen die Eingeborenen sehr fleißig Eisenerz sammeln, es schmelzen und dann zu Schmiedeeisen verarbeiten. Unsere Zeichnung giebt einen solchen dajakischen Hochofen, den man indessen sehr niedrig zu nennen Ursache hat; die Leute mit den Stangen in Händen bewegen die Blasebälge, es sind die aufrechtstehenden, wie Brunnenröhren aussehenden Stämme, meistens von der Sagopalme genommen, die man nicht gespalten, sondern rund wie sie ist, ihres Markes beraubt hat. In dem viereckigen gemauerten Herde befindet sich das Erz mit Kohlen geschichtet, und die Dajaks sind verständig und erfahren genug, um das Erz sehr gut zu verarbeiten, die Schlacke zu entfernen, und ein brauchbares Material zu liefern. Auch die Chinesen haben begonnen, sich auf diesen Industriezweig zu werfen; einige Meilen weiter als Landak, von diesem aus aber nicht zu erreichen, weil man einen Gebirgsarm übersteigen

müßte, liegt der Ort Taijang an dem Flusse Kulu, von welchem man von Pontianak zu Schiffe gelangen kann; dort haben die Chinesen so viel für die Eisenausbeutung gethan, daß sie Kanonen daraus gießen, selbstverständlich auch Kugeln. Sie verfertigen sonst auch noch verschiedene andere Gegenstände, deren Vortrefflichkeit man rühmt, und zwar gleichfalls mit den allereinfachsten Apparaten, so daß unsere Zeichnung auch für diese Arbeiten ein anschauliches Bild giebt; im Uebrigen beschäftigen sie bei diesem Schmelz- oder Gießofen etwa 50 Leute, es ist mithin keineswegs eine übermäßig großartige Gießerei. Die Dajaks arbeiten in der Regel nur für sich allein, sie bezahlen die Contributionen, die Kriegs- und Friedensabgaben mit ihrem Eisen, auf diese Weise kommt dasselbe durch die malayischen Fürsten in den Handel, und man erhält von dorther kommend Stücke von 16 bis 20 Pfund, welche durch ihre Güte ausgezeichnet und darum sehr gesucht sind. Die Ausfuhr beträgt etwa 6000 solcher Stücke, die aber auf sehr verschiedenen Punkten und in sehr kleinen Partien gesammelt werden.

Nachdem ich die Goldwäschereien besucht hatte, kehrte ich nach Pontianak zurück und sah mich, da der „van der Kapellen" noch immer in Ruhe vor Anker lag, bald da, bald dort im Lande um. Zum ersten Mal gewahrte ich dabei eine chinesische Haushaltung, in der es reinlich zuging; es war die eines Kaptay (Capitains), der von den holländischen Behörden als Chef des Dorfes eingesetzt worden war; so wird es hier in der Regel gemacht, und die Stellen sind sehr gesucht und werden auch nur als Belohnung für geleistete Dienste ertheilt; so nämlich werden sie selbst von den Chinesen betrachtet, wennschon sie nicht den geringsten Gehalt einbringen und auch nur auf ein Jahr gegeben werden, obschon die Bestätigung auf ein ferneres und noch ein ferneres Jahr durchaus nichts Ungewöhnliches ist. Die Kaptays genießen unter ihren Landsleuten einer außerordentlichen Achtung, sie gleichen kleinen Fürsten und haben eine unbeschränkte Autorität, sie können belohnen und bestrafen, ja sogar Todesurtheile vollziehen lassen, denn die holländische Regierung kümmert sich um die innern Angelegenheiten nicht im Geringsten, so lange die Chinesen sich nur ruhig verhalten und der Vorgesetzte dafür sorgt, daß der Opiumpacht richtig eingeht.

Nördlich von Pontianak liegt die Niederlassung Mandor, welche zu den größeren gehört und daher auch ein Fort hat, in welchem der Kaptay residirt. Dasselbe ist mit zwei sechspfündigen Kanonen armirt, auf welchen der dicke glaue Chinese mit nicht geringem Stolze sieht. Die in dem Fort belegene Wohnung besteht aus großen und kleinen Räumen, Hallen, Vorplätzen und einigen niederen Schlafkammern. Die größte der offenen Hallen war offenbar der Tempel, denn ich sah eine beträchtliche Menge wunderlich geschnitzter, zum Theile abscheulicher Fratzen, vor denen Altäre befindlich waren, die theils mit Speiseopfern (Früchte, Thee, Arac), theils mit Rauchopfern (eigentlichen Räucherkerzchen, wie wir sie auch kennen, nur von anderer Form, nämlich halb Fuß lange

Stängelchen) und Opium aufgestellt waren. Sonderbar kam mir vor, daß diese Halle zugleich Wohnzimmer und Speisesaal war, worin die Leute es sich ohne die geringste Gêne recht bequem machten. Die Leute stehen folglich mit ihren Göttern auf einem sehr guten familiären Fuß, das ist immer etwas und man kann sich dessen nicht überall rühmen.

In diesem Hause war es, wo ich, wie oben bemerkt, eine gewisse Reinlichkeit wahrnahm, das ist etwas Erstaunenswürdiges bei Chinesen, selbst die Küche war rein, und die Speisen, welche darin bereitet wurden, rochen nicht sämmtlich gleich, nämlich nach verbranntem Fett und Rauch und Spülicht, sondern sie unterschieden sich thatsächlich von einander, man konnte das Schweinefleisch vom Hühnerfleisch, man konnte die verschiedenen Gemüse und Früchte durch das Aussehen und den Geschmack von einander unterscheiden. Reis, zuvörderst gekocht und dann getrocknet, bildete das Brod; alle übrigen Speisen, sowohl die Gemüse als die Braten, hatten gleichfalls ihren Antheil an Reis, doch war er nirgends so vorwaltend, daß er der Speise ihre Eigenthümlichkeit genommen hätte.

Dieser Präsident trieb die Schweinezucht im Großen, die Besatzung seiner Festung bestand hauptsächlich aus diesem nützlichen Vieh. Die Besatzung hatte luftige Ställe, in denen aus Reisstroh ein bequemes Lager bereitet war; auf dem Place d'armes befanden sich mehrere in den Sand gegrabene Dümpel mit Wasser, das durch Zu- und Durchfluß eines kleinen Bächleins stets rein erhalten wurde; die Nahrung bestand aus den Blättern verschiedener Pflanzen gekocht, und aus gekochtem Reis, welcher zu diesem Gemüse im Betrage eines Viertheils der ganzen Quantität gesetzt war. Die Besatzung befand sich dabei so außerordentlich wohl, daß sich mehrere Mitglieder derselben nicht mehr bewegen konnten, und an diesen, als den würdigsten Vertretern seiner Colonie, hatte der Mann eine besonders große Freude, er zeigte mir dieselben mit Stolz und rechnete mir vor, wie viel er davon würde ziehen können, wenn er diese seine Lieblinge glücklich bis nach Pontianak bringe; allerdings fraglich, denn dahin gehen können sie nicht und Eisenbahnen giebt's noch nicht. Es war dies übrigens nicht jene bekannte chinesische Race, deren Beine so kurz sind, daß der Bauch des gemästeten Thieres am Boden schleppt, sie waren hochbeinig, aber dennoch in solcher Weise fett, daß sie das Entzücken eines Preisbewerbers bei einer Thierausstellung gewesen wären.

Der Kaptay lebte unendlich vornehmer und prächtiger als der reichste malayische Fürst, nicht nur was Essen und Trinken betrifft, sondern auch hinsichtlich der ganzen sonstigen Umgebung. Die Gemächer enthielten wirkliche Möbel, seine Frau und seine übrige weibliche Gesellschaft war reich in Seide gekleidet, selbst die fünf oder sechs Säuglinge, welche in dem Alter von drei bis sechzehn Monaten herumgetragen wurden, hatten seidene Kleidchen an. Die Dame, welche er mir als seine Frau vorstellte (die übrigeu, obschon recht

hübsch, so weit es eine Chinesin sein kann, waren doch nicht präsentationsfähig), trug vielen Gold- und Diamantschmuck an sich, die Diamanten aber waren nicht geschliffen, sondern geschlagen, geklöbt. Die Chinesen haben eine große Geschicklichkeit darin, dem gewöhnlich rund gefundenen Diamant seine natürlichen Krystallflächen durch Absprengen der äußeren Rundflächen zu geben, dies ist jedenfalls die älteste Art der Benutzung des Diamants zu einem Schmuckstein, denn der rund gerollte Stein glänzt durchaus nicht. Sonderbar, die sonst so außerordentlich industriellen Chinesen wissen mit den Diamantsplittern nichts anzufangen. Zum meinem nicht geringen Erstaunen hörte ich, daß die Chinesen die Splitter weggeworfen hatten.

Ich kehrte abermals nach Pontianak zurück, und da ich von dem Capitain erfuhr, daß man beabsichtige nach Banjermassing zu gehen, so entschloß ich mich den Versuch zu machen, die Reise den Padangfluß hinauf und den Pekumpai hinab zu machen, wobei ich nur einen einzigen Bergzug zu übersteigen hatte, allerdings keine Kleinigkeit, doch war mir die Reise bereits vorgemacht worden, indem der Doctor Schwaner dieselbe in umgekehrter Richtung gemacht. Sein Werk: Bornéo: beschrijving van het stromgebied van den Barito, en reizen langs eenige voorname rivieren van het zuidoosteliijk gedeelte van det eiland, lag vor mir, ich brauchte ihm folglich nur Schritt für Schritt nachzugehen.

Dieser Doctor Schwaner ward im Jahre 1817 zu Mannheim geboren, nachdem er sehr gut naturwissenschaftliche und ärztliche Studien gemacht, setzte er sich mit der Direction des Museums zu Leyden in Correspondenz und ward in Folge dessen zum Mitglied der naturforschenden Gesellschaft des niederländischen Indiens ernannt, nach Java und von da nach Borneo geschickt, wo er vom Jahre 1843 bis 1848 blieb. Die Resultate seiner großen Thätigkeit wurden in einem Berichte an die obersten Behörden von Batavia niedergelegt und er mit einer zweiten Reise nach Borneo zur Untersuchung der Südost-Gegenden von Borneo aufgefordert, welche er im Jahre 1850 antreten sollte, als im März desselben Jahres ihn der Tod in Batavia ereilte.

Meine Reise mußte immerhin ein paar Monate in Anspruch nehmen, allein der Supercargo hatte in Pontianak noch so sehr viel zu thun und mußte selbstverständlich in Banjermassing, dem viel größeren Orte, so sehr viel zu thun bekommen, daß mir ohne allen Zweifel Zeit genug zu meiner Reise blieb, und ich trat sie denn auch ohne Verzug an.

Hundertdrittes Kapitel.

Eine neue Reise in das Innere. Eine Audienz bei einem malayischen Fürsten. Ein Festmahl mit sonderbaren Gebräuchen. Eine zweite Auflage des Festessens mit denselben Geschirren. Eine dritte Auflage, eine vierte 2c, mit Gefahr zu Tode gefüttert zu werden. Wie man mich bestiehlt und wie der Minister darüber denkt und wie ich mein Eigenthum wiedererhalte. Eine Tigerjagd.

Das Nächste war, mir ein Boot zu verschaffen, welches durch Eingeborene, aber weder durch Malayen, noch durch Chinesen gerudert wurde. Der Chinese ist nicht zu vermeiden, er ist der Unterhändler und man bedarf seiner, also war der einzige Ausweg, den ich nehmen konnte, um mein Ziel zu erreichen, einen Chinesen mit der Besorgung zu beauftragen, wofür ich ihm eine anständige Belohnung versprach. Ich erhielt denn auch ein sehr fest gebautes und doch leichtes Boot, welches 20 Dajaks mit einer guten Ladung ihrer Produkte hieher gebracht hatten, und nach ihrer Heimath, nach den oberen Regionen des Kulu-Flusses führen sollten.

Aus dem Pontianak ging es durch die vielen Canäle, welche die Niederung durchschneiden, in den Hauptstrom hinein, und nach vier Tagen eines ziemlich angestrengten Ruderns erlangte ich Taijang, was nicht möglich gewesen wäre, wenn nicht die Zahl der Ruderer sich auf zwanzig belaufen hätte. Auf diese Weise waren ihrer doppelt so viel als erforderlich und sie konnten sich gegenseitig ablösen, es durfte mithin nicht eine Stunde mit Ausruhen verloren gehen, und da wir überdies, obschon in sehr tiefem Wasser, doch immer in der Nähe der Flußufer waren, so wurden mehr Stangen als Ruder gebraucht und wir konnten jeden Tag beinahe zehn Meilen zurücklegen. Auch dieses wäre nicht nöthig gewesen, denn der Ort liegt nur sechzehn deutsche Meilen von Pontianak entfernt, aber freilich nur auf der Karte, wo man durch Lineal und Bleistift sehr bequem gerade Linien ziehen kann; muß man zu Wasser fahren — wie es denn durchaus nicht anders möglich ist, so hat man der unzähligen Krümmungen wegen einen dreimal so weiten Weg.

Ich hatte eine Empfehlung an den malayischen Fürsten in Taijang und schickte gleich bei meiner Ankunft einen Boten an denselben, um mich zu melden, so elend diese Fürsten nämlich wohnen und leben, so hochmüthig und ceremoniell sind sie doch, keiner würde sich's vergeben, einen Fehler gegen die Etiquette zu machen, aber er selbst würde einem Andern solchen Fehler auch nicht vergeben, es ist daher von äußerster Wichtigkeit, genau zu wissen, wie man sich diesen würdigen Leuten gegenüber zu benehmen hat. Das Nächste ist nun schon, niemals einen Besuch zu machen, ohne sich anmelden zu lassen.

Mein Bote kehrte mit der Nachricht zurück, daß man mich zur Audienz abholen werde. Ich mußte ziemlich lange warten, bevor dieses geschah, endlich

kam eine zahlreiche Bande von barfüßigen Malayen mit Speeren und Sarangs bewaffnet, welche mich zur Erscheinung bei ihrem Fürsten vorbereiteten, ich mußte mich entkleiden lassen, vor allen Dingen wurden Brust und Arme und die Füße entblößt, so daß das Beinkleid mir hoch über die Knie heraufgeschoben wurde, dann schlang man ein Tuch um meine Hüften, hierauf einen Gürtel und endlich hing man eine ärmellose Jacke um meine Schultern und setzte mir ein zusammengewickeltes Tuch auf den Kopf, welches einen Turban vorstellen sollte. Nun mußte ich so mit den bloßen Füßen, was mir gar nicht Recht war, zu dem Hause des Fürsten wandern, welcher mich in einem prächtigen Thronsaale empfing. Der Saal hatte wenigstens 50 Fuß Länge und 40 Fuß Breite, und seine Wände waren groß genug, um vielen Schmuck aufzunehmen, der jedoch nicht vorhanden war, auf dem Boden dagegen war auch nichts zu sehen, was eine fürstliche Wohnung hätte verrathen können, dagegen standen an den Seiten viele malayische Diener in den buntesten Costümen und der mannigfaltigsten Bewaffnung umher. Der Sultan selbst befand sich im Hintergrunde und erwartete meinen Eintritt.

Ich wollte nun auf ihn zugehen, das ward jedoch nicht gestattet, zuerst mußte ihm der schon längst gelesene Empfehlungsbrief in meiner Gegenwart nochmals überreicht werden. Von den Leuten, welche mich abgeholt hatten, trat einer vor mich hin, ging gebückter Haltung mit über den Kopf gehobenen Händen (in diesen hatte er den in ein Stück Seidenzeug gewickelten Brief) auf den Fürsten zu. Sein Körper wurde mit jedem Schritte mehr gekrümmt, zuletzt aber fiel er auf die Knie nieder und rutschte so auf den Fürsten zu. Als er dicht bei ihm war, machte er einen gewaltigen Ruck mit seinen Händen, um den Brief noch etwas höher und dem Fürsten bequemer zu halten, so daß ich wirklich in großer Sorge war, der Mann würde sich beide Schultern verrenken, denn es mag kein Spaß sein, mit gekrümmtem Rücken und ganz auf die Brust gebeugtem Kopfe die beiden Arme hinter sich senkrecht in die Höhe zu halten, allein es wollte mir so vorkommen, als sei die Angelegenheit doch ohne Schaden abgegangen, denn nachdem der Fürst den Brief ihm abgenommen und ihn einem hinter ihm stehenden, halb nackten Manne, wahrscheinlich seinem Premierminister, zum Lesen gegeben hatte, senkte der Briefträger wieder seinen Arm, ohne Schaden genommen zu haben.

Der Minister legte den Brief nach seiner Entfaltung aus dem seidenen Tuche an die Stirn, dann an die Lippen und gab ihm solch einen Kuß, daß er ganz roth wurde, nämlich nicht vor Schreck und Schaam, sondern vom Betelsaft. Nunmehr entfaltete er ihn, gerieth in das äußerste Erstaunen, hielt die Hand vor den Mund und flüsterte seinem Herrn einige Worte zu, worauf dieser gleichfalls in das äußerste Erstaunen gerieth und seiner Umgebung etwas zurief, worauf diese selbstverständlich in das allerunerhörteste Erstaunen gerieth und nunmehr der Fürst aus seiner fernen und ziemlich steifen Stellung heraus auf

mich zutrat und mir einen lebhaften Willkommen bot, indem er die Hand erhob wie zum Segen, die Linke aber in die Hüfte gestemmt, erklärte, es sei ein glücklicher Tag, in welchem Jemand ihn besuche, den der holländische Company (er betrachtete den Company als einen König, nicht als eine Gesellschaft, und gab ihm daher den männlichen Artikel) ihm empfohlen hätte, der würdige Company sei von ihm so geachtet, daß er seinem Abgesandten jeden möglichen Gefallen erzeigen wolle, hätte er gewußt, daß ich ein Empfohlener des Company sei, so würde ich gewiß von ihm selbst empfangen worden sein, so möge ich ihn mit der Unwissenheit entschuldigen (der Schlingel hatte den Brief bereits über drei Stunden in Händen und hatte ohne Zweifel sowohl ihn gelesen, als auf die Lectüre hin die Anstalten zu meinem Empfange getroffen), so möge auch der Company ihn mit der Unwissenheit entschuldigen.


Der Sultan von Taijang.

Er stand nun dicht vor mir, gab mir die Hand und führte mich zurück an den Ort, wo er selbst gestanden, worauf die sämmtlichen würdigen anwesenden Malayen einen Kreis schlossen und mich zu bewundern anfingen, indessen ich hinwiederum den Fürsten mit seiner geblümten Kattunjacke und seiner Decke von Piqué um die Hüften, mit seinem Frauenunterrock und den darunter hervorkommenden weißen Damenbeinkleidern (diese Bestimmung zeigten die Franzen deutlich an) bewunderte.

Während so im Kreise umherstehend die Malayen eine enggeschlossene Masse bildeten, welche kaum den Durchgang einer Maus gestatten zu wollen schien, kam doch auf ungemein künstliche Weise eine Anzahl Diener zum Vorschein, welche in der Mitte des Raumes Matten ausbreiteten und darauf ein wunderschönes Porzellanservice setzten. Die Untertassen enthielten dickgekochten Reis, in den Obertassen befand sich Hammelfleisch in kleinen Stücken, die Theekanne war als Untersatz benutzt worden, sie stand vor mir, die kleinere Sahnkanne diente gleichfalls als Untersatz, sie stand vor dem Sultan; alle übrigen Tassen, für die Anderen bestimmt, welche Theil an dem Mahle nehmen sollten, standen ohne solche Erhöhung auf der Matte; unzweifelhaft war mir mit der Untersatztheekanne eine große Ehre erwiesen worden. Der Fürst ehrte den Empfohlenen des Company höher als sich selbst.

Nur die vornehmsten Würdenträger, welche man an dem nackten Oberkörper erkannte, der zur Hoftracht gehört, nahmen Theil an dem Mahle. Auf ein Zeichen des Sultans setzte man sich bei den Tassen nieder und leerte sie, so gut es gehen wollte, mit den Fingern, mit den Zähnen, und bediente sich schließlich der Zunge zum Reinigen, worauf ein Jeder, so wie er abgegessen hatte, die Tasse über seinen Kopf hielt, um sie sich von Neuem füllen zu lassen. Sie verschwand für einen Augenblick und wurde dann wieder, mit Reis und Fleisch versehen, zurückgebracht; so ging es in großer Schnelligkeit fort, bis die Festivität zu Ende war, worauf ein Jeder den, vor der Mahlzeit weggelegten Siribissen vom Erdboden aufhob und wieder in den Mund steckte.

Es wurde nunmehr heißer Arac in denselben Tassen hereingebracht und von den Malayen getrunken. Mir war dieses ganz unmöglich, Arac auch ganz kalt schmeckt scharf genug, heiß getrunken glaubt man ein Stück Hölle hinunterzuschlucken, aber die Chinesen verstehen dieses außerordentlich gut und die Malayen machen es ihnen mit Glück nach.

Ich erbat mir ein wenig Wasser, um mir Grog daraus zu machen, welcher bei der Feinheit des Produktes auch ohne Zucker gut schmeckt, doch muß ich bemerken, daß der Arac, welchen man hier aus Reis-, Palm- und Zuckersaft bereitet, nicht die entfernteste Aehnlichkeit mit demjenigen hat, der bei uns unter demselben Namen verkauft wird; dieser nämlich ist mit den allerseltensten Ausnahmen ein europäisches Kunstprodukt, im besten Falle aus sehr reinem Weingeist, etwas Zucker und Salpeter- oder Salzäther, wodurch er Obstgeschmack erhält. Im schlimmern Falle ist er aus einem unreinen, fuseligen Branntwein unter Zusatz von mitunter sehr schädlichen Ingredienzien gemacht. Der reine aber, der nach Obst schmeckende, ist um so weniger ächt, je besser er nach Obst schmeckt, denn dieses ist durchaus nicht eine Eigenschaft des batavischen oder indischen Aracs, der allerdings eigenthümlich, aber viel eher nach Terpentin als nach Aepfeln und nach Aether schmeckt, auch niemals süß ist.

Ich wurde nunmehr entlassen, aber der Herr Minister nahm mich in Beschlag und erklärte, ihm sei der Auftrag geworden, mir zu beweisen, daß sein Herr den Herrn Company und jeden von ihm Empfohlenen hoch verehre; somit nahm er mich beim Flügel und führte mich in sein Haus, welches sich von dem des Rajah in weiter nichts unterschied, als daß es ein klein wenig größer war als jenes.

Zu meiner Ueberraschung sah ich hier dasselbe Theeservice stehen, von welchem ich soeben Abschied genommen hatte. Gekochter Reis in den Unterschalen, gekochtes Hammelfleisch in den Obertassen wurde mir abermals vorgesetzt, darauf kam der Arac; der aufmerksame Hauswirth hatte aber bemerkt, daß ich denselben mit Wasser mische, und so hatte er denn angeordnet, daß man dieses unbefohlen thue.

Nach einer halben Stunde übergab mich der erste Minister dem zweiten,

ich bekam dasselbe Theeservice zu sehen, gefüllt mit Reis, Hammelfleisch und Arac. Der zweite Minister übergab mich dem dritten, dieser dem vierten, und so kam ich bei vierzehn Ministern herum, immer hoffend, dieser sei der letzte, und immer in der süßen Hoffnung getäuscht. Ich zählte Kriegsminister, Finanzminister, Minister des Innern, des Auswärtigen, des Cultus, des Handels und der Gewerbe, des Seewesens, das waren nun sieben, als ich dann noch zu einem achten Minister kam, rieth ich auf Polizei, wiewohl diese sonst vom Minister des Innern ressortirt, bei dem neunten rieth ich auf Landesculturangelegenheiten, nun aber war mein Latein zu Ende, denn ein Ministerium der Colonien konnte bei einem malayischen Fürsten auf Borneo schwerlich gefunden werden, und dennoch kam es zu einem zwölften, dreizehnten, vierzehnten Ministerium, bevor ich so glücklich war loszukommen, lange nach Mitternacht, immerfort gemästet mit Reis, Hammelfleisch und Arac, o Himmel, es war eine mühevolle Nacht, besonders wenn man bedenken will, daß der Gast verpflichtet ist zu essen und zu trinken, daß er nicht ablehnen darf. Als ich bei dem vierten Minister war, erklärte ich meine gänzliche Unzulänglichkeit und forderte von seiner Menschlichkeit, daß er abstehe von der Etikette und mich nicht aus Höflichkeit todtstopfe. Er erklärte, dies sei unmöglich, essen und trinken müsse ich, allein er wolle seinen Dienern den Auftrag geben, daß sie, sobald ich meine Schalen über den Kopf halte, dieselben fortnehmen sollten, gleichviel ob voll oder leer, und so gelang es ihm und seinen Nachfolgern, mich am Leben zu erhalten, obwohl die Etikette nicht verletzt, sondern nur ein wenig umgangen wurde.

Man war barmherzig genug, mich nicht allzu zeitig zu wecken, ich konnte bis Sonnenaufgang schlafen, das waren immerhin vier Stunden, in meinen Jahren allenfalls genug, um die verlorenen Kräfte zu ersetzen. Jetzt erklärte der Rajah oder Sultan, mich selbst begleiten zu wollen, um der Ehre zu entsprechen, welche ihm erwiesen, indem man mich an ihn recommandirt.

Ach, ich hatte unterdessen traurige Erfahrungen gemacht und bat dringend um eine andere Art von Beweisen. Chinesen und Malayen hatte ich überall diebisch gefunden, ich kann nur die höchsten Würdenträger unter den Malayen ausnehmen, unter den Chinesen Niemand. Mein Gepäck war trotz allen Verschließens und Verschnürens von vielen Händen geöffnet und durchsucht worden. An jeder Hand war etwas kleben geblieben, und ich fand mich von alle dem entblößt, was für die Bequemlichkeit der Reise werthvoll, man möchte fast sagen unentbehrlich ist, hundert Kleinigkeiten und auch einige Großigkeiten waren mir entwendet worden, ich will nicht behaupten, daß irgend Jemand mich schwer bestohlen habe, aber wenn man fünfzehn Haushaltungen passirt und in jeder wird auch nur etwas von einem Diener gestohlen, so kann die Gesammtsumme des Beseitigten schon ganz erträglich stark genannt werden.

Ich sagte dieses Seiner Herrlichkeit dem Minister Nr. 14 und er fand

meinen Unwillen gerechtfertigt, er erklärte, durch Unordnung könne in einer Haushaltung wohl etwas abhanden kommen, und das könne man auch verschmerzen, aber in fünfzehn Haushaltungen — er müsse selbst gestehen, das könne zu viel werden und er werde den Sultan darum angehen.

Zu meinem Erstaunen glich sich die Angelegenheit auf eine vortreffliche Weise aus, der Sultan hatte nämlich seinen Leuten und denen der Herren Minister anzeigen lassen, daß dem Abgesandten des holländischen Company Sachen abhanden gekommen wären, diese könnten sich nur zufälligerweise in den Händen der Diener befinden, und er wisse gewiß, daß sie solchem Zufall nicht absichtlich Vorschub leisten würden. Was sich von den vermißten Sachen zufällig in Jemandes Händen befinde, möchte sofort zurückgegeben werden, um den Gedanken, es sei gestohlen worden, zu entfernen, gestohlen könne keiner der Seinigen haben, denn er wisse wohl, daß dieses durch Kopfabhauen bestraft würde.

Höchst wunderbar! so viel der Kleinigkeiten auch zufällig verloren waren, sie fanden sich sämmtlich noch vor Ablauf einer Stunde wieder, Bürsten, Geldstücke, kleine Schachteln mit Zahnpulver, Pistolen, Fläschchen, eine Uhr, glänzende Steine, Korallen, Messer, weibliche Schmuckgegenstände, kleine Fernröhre, Gläser und Becher, Theile eines Mikroskopes, es kam alles wieder zu meinen Händen, natürlich, es war ja nichts gestohlen worden, es war ja nur aus Unachtsamkeit von mir verstreut, vergessen worden, welcher Malaye würde wohl stehlen? So etwas ist ja noch gar nicht dagewesen.

Der Sultan sagte mir, nachdem ich mich für vollständig befriedigt erklärt — jetzt sei ich ihm Satisfaction schuldig, und dieselbe solle darin bestehen, daß ich ihn auf eine Tigerjagd begleite.

Eigentlich hatte ich nicht unmäßige Lust dazu, denn ein Tiger soll etwas schlimmer sein als ein Hase, ja sogar schlimmer als ein Hamster, welcher bekanntlich sehr bissig ist, allein es war immer auch etwas des Mitnehmens-werthes, und so erklärte ich denn mich vollkommen bereit, und zwar um so lieber, als der Weg, der dabei eingeschlagen werden sollte, demjenigen entsprach, den ich selbst vor mir hatte, d. h. immer weiter nach dem Innern zu, bis man schließlich sich zwischen den Gebirgen so weit erhoben befindet, daß die Ueberschwemmungen den Boden nicht erreicht, und es mithin an Beute für den Tiger nicht fehlt. Weiter unten in den gänzlich versumpften Gegenden der Flußmündungen fand man nur Wild auf den Bäumen, Vogelwild und Affen, auf welche die Tiger Jagd zu machen nicht geschickt genug sind, und die Büffel, welche sich gleichfalls in den Sümpfen aufhalten, sind dem Tiger zu gefährliche Feinde, denn der hier gefürchtete Räuber ist keineswegs der bengalische oder Königstiger, sondern eine sehr viel kleinere Species des weit ausgedehnten und weit verbreiteten Katzengeschlechts.

Jetzt wurde eine Flotille kleiner Boote bemannt, deren jedes 10 bis 15 Ruderer enthielt, im Ganzen waren mit dem meinigen elf Boote zusammen, das

des Sultans zeichnete sich aus durch eine beträchtliche Größe und durch eine Art von Verdeck, insoweit wenigstens stark genug, daß ein paar Leute darauf einhergehen konnten, welche vermöge des erhöhten Standpunktes eine Art von Ausschau hielten, um zu erspähen, ob irgendwelche Gefahr, sei es von Menschen oder Thieren, uns drohte, da dann natürlich alle Schiffe angewiesen waren, sich um dasjenige, welches den Fürsten trug, zu schaaren.

Die Eingeborenen behaupten, daß jene wilden Katzen, welche allerdings viel Schaden thun, die eigentlichen indischen Tiger seien, und sie geben an, daß dieselben von der Halbinsel Malakka über Singapur und über die anderen indischen Inseln nach Borneo kämen, also über das Meer schwimmen. Dies ist nun wirklicher Unsinn, aber er wird geglaubt. Es handelt sich hierbei um keine Kleinigkeit, bei dem ruhigsten Wetter, ohne im Mindesten gestört zu werden durch Stürme und andere Zufälligkeiten, würde der Tiger fünf Breitegrade zu durchschwimmen haben. Kann irgend ein vernünftiger Mensch glauben, daß ein Landsäugethier sich vierzehn Tage im Meere ohne die entsprechende Nahrung aufhalten und dabei Verstand genug haben könne, um stets in einer und derselben Richtung zu schwimmen — in der That, ich wüßte nicht, auf welche Weise man es fertig bekäme, dergleichen Fabeln zu glauben.

Tiger, indessen von einer kleinen Species, sind allerdings in Menge auf Borneo vorhanden, und sie sind nützliche Mitglieder in der Kette der Wesen, wennschon manchmal ein Malaye oder Chinese von ihnen gefressen werden mag. So lange ein Land nicht von Menschen reichlich bewohnt, so lange es nicht cultivirt ist, muß Raubgethier vorhanden sein, weil sonst die Pflanzenfresser in einer Weise überhand nehmen würden, welche die Existenz der Menschen beeinträchtigte. In den ungeheuern Flächen Nordamerika's, deren Ausdehnung die von Europa zweiundeinhalbmal übertrifft, muß ein jeder Landwirth sein Stückchen Feld mit einem starken hohen Zaun umgeben, weil sonst wilde Schweine, Waschbären, Hirsche, Affen und Hasen ihn der Mühe des Erntens ganz überheben würden. Welchem Bauern in dem schönen Deutschland fiele das ein? höchstens umgiebt er seinen Obstgarten mit einem Zaun wegen der kleinen zweibeinigen Raubthiere, die dem großen genus homo angehören und die man mit dem Trivialnamen Schulkinder, oder auch wohl, besonders in Städten, mit Straßenjungen bezeichnet. Sein Ackerfeld, seinen Waizen, seine Kartoffeln braucht er nicht zu umzäunen, aber Amerika hat auch auf der ganzen Ausdehnung der Union kaum um ein Drittel mehr Einwohner als Preußen. Ein ähnliches Verhältniß findet auf Borneo statt, welches man gewiß bei weitem überschätzt, wenn man ihm drei Millionen Einwohner zuschreibt — was sollte die geringe Bevölkerung auf einem Raume, der ganz Deutschland an Größe weit übertrifft, wohl anfangen, wenn es keine Raubthiere gäbe? darum ist auch jedes Dorf so mächtig umfriedigt, wie es unsere Zeichnung giebt.

Es war nach Allem zu hoffen, daß wir der schönen Thiere genug zu sehen

bekommen würden, und in dieser Voraussetzung war die Anzahl der Speerwerfer und derjenigen, die wohl gar mit dem Krisch Tiger angreifen sollten, nicht gering, viel geringer aber die mit Feuergewehren bewaffnete Mannschaft. Unser Zug führte uns immerfort stromaufwärts und wir hatten wenig oder



Ein malayisches Dorf auf Borneo.

nichts Bemerkenswerthes dabei zu sehen, wenn es nicht die Niederlassungen einiger Bajous waren, die hier gegen einen Tribut an die malayischen Fürsten sich niedergelassen haben, um auf denjenigen Stellen, die obschon reichlich Wasser haben, doch von den Ueberstauungen nicht erreicht werden, Reis zu bauen. Die höher gelegenen Stellen benutzen sie auch zu türkischem Waizen und anderen Kornarten, sowie von selbst auch viele der besten tropischen Früchte hier wachsen, aber freilich weder gepflanzt noch auf irgend eine Weise veredelt werden.

Hier liegen die ungeheuren Moräste, deren Ausdehnung unsere kleinen Königreiche weit übertrifft, welche so überaus gefährlich sind durch ihre fieberverbreitende Luft, daß sich Menschen nur ungern hindurch, niemals aber hinein wagen. Hindurch auf den Wasserstraßen, welche man so eilig wie möglich passirt unter Anstrengung aller physischen Kräfte, denn hier wohnen, wie die Leute sehr ernstlich versichern, unzählige böse Dämonen, welche hier alle Krankheiten und besonders die schreckliche Pest bereiten, recht eigentlich verfertigen und dann als einen lieblichen Extract mitnehmen nach allen Richtungen der Welt, die sie mit ihren Fledermausflügeln unhörbar und unsichtbar überziehen. Um diese bösen Geister zu besänftigen, um sie wenigstens zu bewegen ihre verderblichen, todbringenden Präparate nicht über sie auszuschütten, bringen die Bajous ihnen

vielfältige Opfer, und zwar nicht blos an Lebensmitteln, die Opfer sollen nicht selten einer weniger harmlosen Natur, es sollen sogar Menschenopfer sein, indem die bösen Geister, welche ja selbstverständlich über Alles herrschen und Gewalt haben, sich unmöglich aus Reis oder andern Gegenständen etwas machen können. Menschenopfer, das hat schon eher einigen Sinn, denn um Menschen zu schlachten werden ja die verderblichen, todbringenden Stoffe gesammelt und vorbereitet.

So viel ich auf meine Erkundigungen erfahren konnte, so glauben diese Leute auch an ein gutes Wesen, aber dasselbe ist so vollkommen und so gerecht, daß es vor allen Dingen niemals Böses thut, daß es aber überdies die Frevler, welche versuchen würden, dasselbe durch Geschenke zu bestechen, gerade deshalb strafen würde. Eine Ansicht, die mir bei weitem göttlicher scheint als manche andere weit verbreitete, und sehr viel göttlicher als das Protectionswesen und die häufig sehr unmotivirte Einmischung von Untergöttern oder überhaupt von Gestalten, die in einem Verwandtschaftsverhältniß zu höheren Göttern stehen 2c.

Dieses Land ist offenbar der Bodensatz des von oben herab geführten Abspülichts. Was Verwitterung von den Bergen gelöst, das schwemmen Bäche und Ströme herab und das schlägt sich hier nieder, es ist das noch nicht fertige, noch nicht bewohnbare Deltaland, es ist das nämliche, was Aegypten am Ausflusse des Nils vor 4000 Jahren war, damals blühte ein mächtiges Reich an den beiden Ufern des gewaltigen Stromes und seine Mündung war im Schlammmeer, jetzt ist der obere bewohnbare Theil schon zu trocken geworden für jene heißen Gegenden, dagegen ist das Land um die Mündung her erhöht, bewohnbar, fruchtbar, und es würde ein üppiges, segensreiches Land sein, wenn nicht Türken es bewohnten und Paschas es regierten.

Hier hat man eine andere Ansicht von der Sache. Man nennt die Sümpfe nicht das werdende, sondern das zerstörte Land, und man glaubt, es sei früher hoch gelegen, sehr fruchtbar und reichlich bewohnt gewesen, mächtige Wasserfluthen aber hätten es zerstört, in Morast verwandelt, die Bewohner verjagt und es sei alsdann zu einem Wohnsitz böser Dämonen geworden.

Hundertviertes Kapitel.

Die Flußreise nach dem Sitz der Tiger. Ein Spaß von einem malayischen Fürsten. Ein ähnlicher Spaß von einem andern dieser Fürsten. Die Seeräuberei bei den Malayen vollkommen motivirt. Ein Versuch der Engländer, die Seeräuber in ihrem Neste anzugreifen, scheitert vollständig. Furchtbare Lage der Engländer. Vergebliche Versuche, sich durchzuschlagen.

Die braven Leute, welche die erhöhten Stellen der Flußufer bewohnen, brachten uns häufig die nöthigen Nahrungsmittel an unsere Flotille, sie wiesen uns auch zurecht, wenn wir in den vielen sich kreuzenden Canälen den Weg verloren hatten. Der malayische Fürst behandelte die Armen die so freundlich gegen uns waren, indessen nicht mit besonderer Zärtlichkeit, er schien sie für eine tief untergeordnete Race zu halten und ich habe niemals gesehen, daß er irgend einen Dienst auch nur mit der Andeutung eines Dankes belohnt hätte, wiewohl wir ohne ihre Hilfe kaum dahin gelangt wären, wohin unser Marsch bestimmt war. Dies war nämlich die nächst den Sümpfen gelegene trockene Ebene, welche ehemals eine gewaltige Stadt, die Hauptstadt eines mächtigen Reiches gewesen sein soll; jetzt allerdings ist von dieser Stadt nichts mehr zu sehen, aber in der Phantasie der Eingeborenen waren noch alle Straßen, Moscheen, ja sogar die einzelnen Häuser noch vorhanden, aber freilich nicht mehr von Menschen bewohnt, sondern nur noch von allem möglichen Ungeziefer und und von allen möglichen reißenden Thieren, welche allerdings dort eine reichliche Nahrung fanden, indem es nirgends duftigeres Gras und einen herrlichern Strauch und Baumwuchs gab als dort.

Mehrere Tagereisen hatten wir abermals zurückgelegt, als sich das Land zu heben begann und wir nunmehr in das Reich eines andern malayischen Fürsten kamen, der, wenn auch nicht so mächtig, als Seeräuber doch gewiß reicher und von einer Fülle von Bequemlichkeiten gesegneter war als unser bisheriger Begleiter. Mir wurde gesagt, der Ort, welchen er beherrschte, heiße Schandan oder Schadan; dies war nur seine Residenz, vielleicht nur eine derselben. Sein Reich dehnte sich rings umher bis zu den Gebirgen aus, und durch eine große Prachtentfaltung gab er sich als einen Mann zu erkennen, der zu leben wisse und der die Mittel dazu habe; doch wenn dieses auch der Fall und er reicher sein mochte als ein anderer, so war er doch durchaus nicht minder grausam, so war er doch nicht minder ein Teufel, als es die Malayen überhaupt sind, wiewohl man anerkennen muß, daß sie auch einige gute Eigenschaften haben, sie können aufopfern, sie können großmüthig sein, nur muß man ja nicht glauben, daß sie im Stande sind eine Beleidigung zu verzeihen.

Mir wurde über diesen Mann von dem Rajah von Taijang eine sehr charakteristische Anekdote erzählt.

Derselbe pflegt alle zwei bis drei Jahre mit der Gesammtsumme dessen, was er in der abgelaufenen Zeit von seinen Unterthanen erpreßt hat, nach Batavia zu gehen, um dort diese Gegenstände, welche durchweg in Produkten des Landes bestehen, zu verwerthen. Unter diesen Produkten sind, wie begreiflich, auch edle und unedle Metalle, eine volle Schiffsladung lohnt also schon der Mühe eine Reise zu machen. Der Fürst von Schandan kannte Batavia gut genug, denn er war öfter dagewesen, aber allerdings die Eigenthümlichkeiten seiner Bewohner, der Herren Holländer, kannte er nicht.

Unter diesen Gewohnheiten findet sich auch die übergroße Reinlichkeit, welche ihnen mit Recht nachgerühmt wird, unser Malaye hatte keinen Begriff davon, bis wie weit diese Reinlichkeit gehe, und er bekam davon einen sehr fühlbaren Beweis. Der Fürst war mit seinen Geschäften fertig geworden, hatte die Gelder eingezogen, dafür diejenigen Gegenstände eingekauft, welche er in seiner Residenz vergeblich gesucht haben würde, und er schlenderte nunmehr gemächlich durch die Straßen der Stadt, um zu dem Hauptcanal zu gelangen, in welchem das große Boot lag, welches ihn nach seinem Proa bringen sollte. Es war am Morgen, etwa in der Stunde, in welcher die Holländer nach genossenem Frühstück oder bei demselben ihre erste Pfeife rauchen. Einer der Vertreter Europas, einer der reichsten Mynheers saß an seinem Fenster im ersten Geschoß und rauchte seine erste Morgenpfeife. Dabei kam ihm der Gedanke, dann und wann einmal auszuspeien. Die vorhin gedachte große Reinlichkeit der Holländer verhinderte, ja machte es ganz unmöglich und undenkbar, daß dieses in der Richtung nach dem Innern des Hauses geschähe, entweder man hat seine appetitliche Quispeldose vor sich auf dem Tische stehen, bestimmt den Ueberfluß der sich in die Mundhöhle ergießenden Drüsen aufzunehmen, oder der Auswurf wird zum Fenster hinaus gemacht.

Dies Letztere geschah zum Unglück für einige arme Teufel, es war ihr Todesurtheil.

Der Holländer spie zum Fenster hinaus und eine halbe Sekunde darauf fühlte der malayische Fürst die warme klebrige Nässe in seinem Gesicht.

Wer möchte behaupten, daß darin etwas Angenehmes läge? Auch der Sultan von Schandan fand dieses nicht, im Gegentheil, er fühlte sich beleidigt, riß seinen Krisch aus der Scheide und suchte nach dem Uebelthäter, der, ohne das Geringste von dem zu ahnen, was er gemacht, ganz ruhig 15 Fuß hoch über dem Getroffenen innerhalb seines Zimmers saß und Dampfwolken von sich blies.

Der Malaye schaute wüthend umher, suchte mit den Augen den Beleidiger, seine Blicke wurden immer wüthender und entsetzlicher und plötzlich schrie er auf: Amock! Amock! und nun stürzte er mit hochgeschwungenem Messer die Straße entlang und erstach, was ihm in den Weg kam, und sechzehn Unglückliche wurden erstochen von der furchtbaren Hand des ergrimmten Menschen.

Wie begreiflich drangen dazu bestellte bewaffnete Leute auf ihn ein, allein

ein wüthender Malaye ist nicht so leicht gefaßt oder gefangen. Selbst von denen, die mit langen Heugabeln zum Abwehren und zum Niederhalten der Amockläufer bewaffnet waren, fielen drei von seinen Streichen, und er gelangte glücklich an sein Boot, den Andern weit voraus, welche ihn überdies nur furchtsam verfolgten, und er entkam. Die Malayen in seinem Boote setzten die Ruder ein, und das kleine Fahrzeug flog dahin, wie vom Winde getragen.

Dies war der Mann, in dessen Bereich wir uns jetzt befanden, der Mann, der sich uns anschließen und in dessen wahrhaft schreckenerregender Nähe ich vielleicht zehn oder mehr Tage umherziehen sollte.

Es würde übrigens ungerecht sein, wollte man sich vor so einem Manne mehr fürchten, als vor irgend einem andern Malayen, sie sind alle so ziemlich gleich, höchstens ist der Charakter des einen um ein Geringes empfindlicher als der des andern, er braucht also beim Amocklaufen einige Leichen mehr, bevor er sich beruhigt. Der Eine braucht fünf, der Andere zehn, der Dritte fünfzehn Leichen, und ich kann durchaus nicht dafür stehen, daß der wackere Sultan von Taijang weniger, daß er nicht vielleicht gar zwanzig Morde braucht, um sein Blut abzukühlen. Demnächst liegt etwas Ritterliches in der Handlungsweise dieser grimmigen Helden; gleich denen des Mittelalters, und gleich den so hoch gepriesenen Arabern ist Krieg und Jagd auf wilde Thiere, ist die Falkenbeize ihr Lebenselement und die Liebe der Weiber ihre Erholung; der Unterschied zwischen einem christlichen Ritter und dem muhamedanischen liegt nur in der Zahl der von ihm geliebten Frauen. Der christliche Held des Mittelalters schwärmte für eine, und bis zu dem Augenblicke, wo er diese sein nannte, verlangte er nach keiner anderen. Des Orientalen heißes Blut kann sich damit nicht zufrieden geben, sein Herz ist zu groß, er liebt nicht *ein* schönes Weib, sondern er liebt *alle* schönen Weiber und er versammelt deren zu seiner Unterhaltung, zu seinem Zeitvertreib so viele um sich, als er irgend kaufen, bezahlen, erhalten kann.

Derjenige Malaye, mit dem ich bis hieher gereist, der Sultan von Taijang, hatte ein ähnliches Stückchen vollzogen, wie mir nachträglich der Sultan von Schandan erzählte.

Er war mit seinem Proa in Calcutta gewesen und hatte dort gegen gutes Gold ein Dutzend sehr schlechter Flinten eingehandelt, deren Läufe aus einer Birminghamer Fabrik zwar von Eisen sind, aber mit Zinn gelöthet, und welche unter der Garantie, ewig zu halten, ja nöthigenfalls auch noch etwas länger, verkauft werden. Es scheint als habe man dabei die Absicht, daß jeder Schuß den Tod eines Menschen herbeiführe, entweder desjenigen, auf den geschossen worden oder desjenigen, der da schießt, in dessen Händen das Gewehr zerspringt.

Der Vater des Sultans hatte ein solches Gewehr gekauft und es war beim ersten Schusse trotz aller Garantie geplatzt und hatte ihn getödtet. Das Blut des Vaters mußte gerächt werden. Im Laufe der Nacht erstieg der Sohn das

Schiff mitten im Hafen — wer denkt daran, zu wachen, wenn das Schiff unter der engländischen Flagge in Hugly liegt, das Ersteigen ging mithin ohne die mindeste Schwierigkeit von Statten; seine Mannen waren doppelt so zahlreich als die Matrosen des Schiffes, diese letzteren waren mithin im Augenblick überwältigt, schwer verwundet, zum Theile tödtlich verwundet, der Gnade der Sieger preisgegeben. Die Gnade eines Malayen ist allerdings nicht besonders groß.

Der Sultan wollte für seine schlechten Gewehre einen Ersatz haben; ehe er zum Strafgericht wegen der Ermordung seines Vaters schritt, untersuchte er vorher, was an nützlichen Gegenständen, Aexten, Säbeln, Gewehren, Zeugen ꝛc. das Schiff enthalte. So viel er in sein Boot bringen konnte, wurde dahin verladen, dann wurden die gefangenen Matrosen auf das Verdeck gebracht und der Sultan hieb einem jeden mit wahrer Virtuosität den Kopf ab, 32 waren auf solche Weise geschlachtet worden, sie wurden kreuzweise über einander gelegt, dann wurde der Leichnam seines Vaters aus dem Proa gebracht, auf die Leichname gebettet und nun mit einem Kranze von abgeschnittenen Menschenköpfen umlegt; hierauf aber wurde das Schiff an vielen Punkten angezündet, und ehe noch der Schein desselben den Hugly erreicht, war der Rächer entflohen.

Ich kann gar nicht beschreiben, mit welchem Gefühl von Freude, von Genugthuung, von Begeisterung für den edlen Sultan, der Fürst von Schandan mir diese Heldenthat seines Freundes erzählte; Raub, Mord sind den Leuten kein Verbrechen. Die Europäer plündern, sie saugen die ihnen gehörigen Reiche aus, warum sollen sie nicht ein Gleiches an den Europäern thun. Von jeher ist es vergeblich gewesen, diese unbeugsamen Barbaren zu unterjochen, vielfältig ist es vergeblich versucht und haben es schließlich auch die europäischen Nationen, und zwar ihrer Zeit die mächtigsten, die Portugiesen und die Holländer, vergeblich versucht, bis zuletzt die bärenmäßigen engländischen Matrosen den Kampf aufnahmen, wiewohl auch vergeblich, obschon ihre zähe Tapferkeit in den mehrsten Fällen den Sieg davongetragen hat. Hier bei den Malayen wollte es nicht gelingen, wovon ich eine nicht uninteressante Thatsache erzählen werde.

Die Malayen sind ein zahlreicher Menschenstamm, welcher am häufigsten an der malabarischen Küste und auf den drei großen Sunda-Inseln, Sumatra, Java und Borneo lebt aber allerdings sich auch weithin über die kleineren Inseln verbreitet hat. Diese Malayen finden es durchaus nicht unrecht, den Ueberfluß reicher Fremdlinge zu ihrem eigenen Gebrauch zu verwenden; unter den Naturkindern ist es etwas durchaus Vernünftiges, selbst im Mangel befindlich mit dem Reichen zu theilen, und zwar, wie es der muthige Mann thut, frei und offen und durch die Kraft seiner Arme, nur der Listige betrügt, nur die Memme bettelt, der muthige Mann nimmt, ohne zu fragen, er nimmt, was ihm gefällt.

Die Malayen raisonniren nun so: Die Engländer und Holländer sammeln die Schätze Indiens und Asiens durch List, durch Betrug, durch ungeheure

Uebermacht in ihren Schiffen und führen sie längs den Küsten, welche den Malayen gehören, nach Europa. Würden sie, diese Malayen, nun nicht die dümmsten unter den Barbaren sein, wenn sie nicht ihren Antheil an der Beute nehmen wollten?

Und so thun sie. Sie werden zwar verfolgt, sie werden bekriegt und zu Tausenden von den Geschützen der Europäer zermalmt, und dennoch und trotz der verbrannten Schiffe und der da und dort errichteten Forts nimmt ihre Zahl zu und nehmen ihre Seeräubereien nicht ab, und auf diese Weise immerfort sich rekrutirend, dürfte es ohne einen vollständigen Vertilgungskrieg kaum möglich werden, sich zu Herren über sie zu machen.

Die vorhin angedeutete, die Engländer betreffende Thatsache ist folgende: es war in den dreißiger Jahren oder vielleicht ganz am Ende der zwanziger, denn von Zeitrechnung wissen die Malayen nicht viel, als die Engländer es versuchten, an der Westküste, an den Ufern des Flusses Sambas, eine Niederlassung zu errichten. An diesem Flusse liegt eine große Malayenstadt. Man muß nun unter einer solchen sich allerdings keine europäische Stadt vorstellen. Die Häuser sind sammt und sonders von Rohr erbaut, das man in die Erde getrieben und das man durch Palmenblätter so mit einander verflochten hat, daß doch einigermaßen Wände daraus werden.

Viele Tausende solcher Hütten standen in der größten Unordnung zusammengedrängt auf einem mäßig großen Raum und waren, wie die Eingeborenen glaubten, beschützt durch eine ziemlich bedeutende Masse von Erde und Holz, welche man mit dem ehrenvollen Namen Fort oder Festung belegte.

Weder die Stadt noch die Festung war fähig, eine Belagerung auszuhalten, aber die Stadt war der Sammelplatz von unzähligen Malayenhorden, welche alle dort zusammenkamen, um ihre Raubzüge zu verabreden und sich hier zu rüsten zum Angriff auf vorbeifahrende Schiffe oder Flotten, und darum wollten die Engländer dieses Schlangennest vertilgen. Die Engländer glaubten ein ziemlich leichtes Spiel zu haben. Einige wohl bewaffnete Schiffe von einem Tiefgange, welcher gestattete, in den Hauptstrom einzudringen, waren so weit aufwärts gegangen, als es ohne Gefahr für sie thunlich war.

Die Malayen waren indessen nicht unthätig geblieben. Ihre Anführer hatten sich in die Berge begeben, um die tapferen Nachbarn, die freien Dajaks, die Kapu und die Malu sowohl als die Bajous für sich zu gewinnen, sie zu bewegen, mit ihnen, den Malayen, gemeinschaftliche Sache zu machen, um den andringenden rothhaarigen Barbaren den nöthigen Widerstand entgegenzusetzen.

Nichts leichter als solch ein Unternehmen. Man durfte den Dajaks nur die sämmtlichen abzuschneidenden Köpfe, den andern aber einen guten Antheil Beute zusichern, so war das Gewünschte erreicht und nun begaben sich unzählige Schaaren all der Eingebornen hinab von den Gebirgen, herzu von den Ebenen, vorläufig in die Hauptstadt Sambas, dann aber zum Versteck in die Flüsse und

Canäle, wo die leichten kleinen Boote in ungemessener Zahl und mit sehr vielen Kriegern bemannt durch die Schatten der Wälder abwärts zogen bis dahin, wo sie den Feind vermuthen konnten.

Mit einer mehr als gewöhnlichen Schlauheit verstanden es diese, an einen Vertheidigungskrieg keineswegs gewöhnten Leute, den Angriffskrieg den Fremden zu erschweren. Sie fällten mäßig große Bäume, um sie in den Fahrwassern zu versenken und das Herannahen der Boote zu erschweren, das der Schiffe unmöglich zu machen, und immer neue Schaaren wogten von den Bergen hernieder, alle wie in einem Paroxismus, wie in einem heftigen Fieberausbruch sich geberdend, ihre gellenden Muscheltrompeten blasend, ihre Gewehre abschießend, ihre Schwerter und Schilde zusammenschlagend, und in wildem, wüthendem Geschrei einander überbietend.

Nachdem mehrere Tage hindurch die Versammlung sich mehr und mehr gehäuft und immer zahlreicher geworden war, wurde ein mit der europäischen Kriegsweise bekannter Anführer gewählt, welcher die vortrefflichsten Anordnungen traf in solcher Art, daß sie zur totalen Vernichtung der angreifenden Engländer hätten führen müssen, wenn sie vollständig befolgt, wenn sie nicht durch den kriegerischen Ungestüm der Malayen zum Theile hintertrieben worden wären.

Die verschiedenen Stämme wurden von einander gesondert, jedem Stamme sein eigenes Terrain angewiesen, wo er bleiben, sich verborgen halten sollte, bis die Boote der Angreifer weit genug in's Land gedrungen seien und die Vertheidiger sich im Rücken derselben befinden würden. Das eine Ufer des Hauptstromes, den die Schiffe allein zu ihrem Zuge wählen konnten, war zwar auf beiden Seiten sumpfig, auf der linken aber in solchem Grade, daß es unmöglich war, daselbst Fuß zu fassen, nicht so auf der rechten Seite, wo man, wenn auch mit Schwierigkeiten, doch gehen und sich durchwinden konnte.

Mit großer Schlauheit war gerade dieser Theil von zahlreichen malayischen Banden besetzt, welche durch ihre Erscheinung die Boote zwingen mußten, auf dem anderen Ufer zu bleiben, wo eine Landung unmöglich war. Man wollte nun die Europäer ganz ohne Widerstand durchlassen, bis in die Nähe der Stadt, wo dann die ganze überaus zahlreiche Bevölkerung das weitere Vordringen verhindern, die längs des Flusses stationirten Krieger aber den Rückweg abschneiden sollten.

In einer wohl gewählten Sprache sagte der Hauptanführer: Der Boden der schönen indischen Reiche ist von dem Blute seiner Söhne und Töchter roth gefärbt und schwer gedüngt, seine Sultane sind zu Sclaven gemacht, seine Fürsten sind getödtet, seine Kriegsanführer und die ihnen gehorchenden Schaaren sind geschlachtet, beinahe die ganze Bevölkerung ist ausgerottet worden. Um Gold und Diamanten zu rauben, haben europäische Abenteurer Indien unterjocht und eine Blutschuld auf sich geladen, die zum Ungeheuren angewachsen ist.

Diese Blutschuld zu tilgen, wie es tapfern Männern ziemt, dadurch, daß

man Leben für Leben fordert, ist allerdings unmöglich; aber was wir thun können, wollen wir thun, wir wollen die Ströme unseres Landes für lange Zeit mit dem Blute der Europäer so tief färben, wie sie Indiens Boden mit dem Blute der Unseren gefärbt haben. Sie stellen uns abtrünnige Sepoys, sie stellen uns auch Weiße entgegen, aber wir wollen sie von den schlammigen Ufern in die braunen Fluthen des Stromes treiben und wir wollen sie den Crocodilen und Haifischen übergeben.

Die Rede war nicht in der Schule des Demosthenes gelernt, aber sie wurde mit solcher ergreifenden Heftigkeit gesprochen, daß dadurch nicht blos der Verstand, der Geist seiner Zuhörer aufgeregt wurde, sondern daß ihre Gliedmaßen, ihre Muskeln dadurch in schwingende Bewegung, wie durch die Kraft des Galvanismus, in Zuckungen versetzt wurden.

Nun wurde alles ausgeführt, was beschlossen war. Eine bedeutende Flotte mäßig großer Schiffe hatte sich von Bombay aufgemacht, war in Madras und Calcutta verstärkt worden und zog nun in stiller Majestät die breiten und tiefen Gewässer des Landes herauf; eine große Gefahr schien nicht vorhanden, denn was dem Strome an Wasser abging, wurde durch den Schlamm ersetzt, der seinen Boden bildete.

Als man mit den größeren Schiffen nicht weiter konnte, wurden die Boote ausgesetzt, reichlich bemannt und nun mit diesen die Expedition stromaufwärts fortgesetzt. Im Ganzen waren drei Tage zu dieser weit hinaus berechneten Expedition erforderlich, aber jeder Schritt der ankommenden Fremdlinge war beobachtet worden und überall war das Nöthige vorbereiet, um ihren Rückzug entweder unmöglich zu machen oder doch im höchsten Grade zu erschweren.

Viele der mächtigen Waldesbäume hatte man gefällt und in den Hauptstrom fallen lassen, sie waren längs der Ufer befestigt, so daß sie den Schiffenden kein Hinderniß in den Weg setzten. Nachdem sie weit genug hinauf gezogen waren, ließ man die Bäume schräg in den Strom gehen, so daß sich je zwei und zwei von den entgegengesetzten Ufern nach der Mitte zusammenneigten und sich mit den Zweigen in einander verwickelten. Für Kähne war nun diese Straße nicht mehr gangbar, und da solcher Hindernisse zu hunderten aufgehäuft waren, so wurden sie schließlich selbst für die größten Schiffe ein unübersteigliches Hinderniß, und in der That konnten die Engländer, nachdem sie alle ihre Boote und zwei Drittel der Mannschaft verloren hatten, die Schiffe nur dadurch retten, daß sie mit ihren schwersten Kanonen unter die liegenden Bäume schossen und sie solcher Art zu zerstückeln suchten, worauf denn die einzelnen Theile den Strom hinab trieben und sie denselben folgen konnten.

Der Kampf war furchtbar blutig und hartnäckig. Von den sichtbaren Malayen auf dem weniger sumpfigen Ufer stets nach dem gegenüberliegenden getrieben, konnten die Engländer nicht landen, und so wurden sie ununterbrochen weiter gelockt bis in die Nähe des für sie ausgesuchten Abschlachtefeldes. Hier

wurden sie zum Landen gelassen, aber gleich von einer so unzähligen Menge Eingeborener umringt, daß sie von ihren Feuerwaffen gar keinen Gebrauch machen konnten. Es wurde alsbald ein Handgemenge eröffnet, bei welchem zwar



Engländer im Kampf mit den Dajaks.

viele der Eingeborenen schwer verletzt wurden, die Europäer aber doch, dieser Kampfesweise ganz ungewohnt, sehr bald den Kürzeren zogen und mit blutigen Köpfen zu ihren Booten zurückgewiesen wurden. Diese zu erlangen war aber keine Kleinigkeit, denn das Ufer war mit tapfern Dajaks besetzt, und es galt, sich durch dieselben durchzuschlagen. Verwundete und kampfesmüde Menschen sollten es mit frisch eingetretenen aufnehmen — kaum die Hälfte der Matrosen und Landungssoldaten gelangte zur glücklichen Einschiffung.

Der Angriff war abgeschlagen, und man hätte zufrieden sein können, aber man wollte Vernichtung. Die Angreifer waren von ihren Schiffen abgeschnitten, sie waren durch ein halbes Hundert Barrikaden von ihnen getrennt. Dieses allein wäre genug gewesen zu ihrer Vernichtung, sie mußten hier nothwendig der Sumpfluft und ihren Fiebern, sie mußten den Alligatoren erliegen, welche diese Flüsse bevölkern. Das war aber den tollköpfigen Malayen viel zu langsam, sie wollten auch ihren Theil haben an dem Blute, welches vergossen wurde, und so brachen sie aus ihrem Hinterhalte hervor bei der ersten Hemmung, welche die Boote fanden, sie kletterten in zahlreichen Schaaren vom Ufer aus auf den im Wasser liegenden Bäumen zu den Booten hin, um in dieselben zu springen, und den wüthenden Kampf, den die Dajaks am Lande bestanden, hier wieder aufzunehmen, und das war ihr Verderben. Ihr wilder Muth ließ sie nicht be=

achten, daß die Europäer sich nur wenige Schritte von den hemmenden Bäumen entfernt halten durften, um das Handgemenge zu vermeiden und im Stande zu sein, von ihren Feuerwaffen Gebrauch zu machen.

Dies thaten sie auch nach Möglichkeit. Mehr als 200 Malayen büßten an dieser Stelle ihr Leben ein, indessen die aus dem Gefecht entkommenen Europäer keinen Mann verloren. Die Malayen zogen sich nach diesem entsetzlichen Verluste zurück und die Engländer suchten das niedrige Ufer des Flusses, auf welchem sie keine Feinde wußten, zu erreichen, um dort über die Schranke wegzukommen.

Dies war allerdings nur dadurch möglich, daß man ein Boot nach dem andern ganz entleerte und über den hemmenden Baum wegzuheben suchte; zu diesem Behufe mußte die Kanone, welche sich in jedem Boote befand, geopfert, über Bord geworfen werden.

Dies war nun wieder ein gewaltiger Jubel für die Malayen, welche hofften, sich derselben späterhin bemächtigen zu können, aber die Engländer, wenn sie auch diesen Verlust erlitten, waren doch wirklich im Stande, ihre Personen und ihre Boote zu retten, und fort ging es in solcher Eile, wie die schwach bemannten Ruder es nur irgend zuließen, den Strom hinab, in gleicher Weise über eine zweite und dritte Barrikade hinweg, bis die Arbeit ihnen zu beschwerlich wurde und sie sich entschlossen, auch die Kähne, die Boote zu opfern, um nur sich selbst zu retten.

Man ruderte hinüber bei der nächsten Barrikade an das höhere, weniger sumpfige Ufer, stieg aus und begab sich auf einigermaßen festem Boden längs des Flusses stromabwärts, um, wenn es irgend möglich sein sollte, die Schiffe zu erreichen.

Dies war nun allerdings an sich eine Unmöglichkeit, so wie das Ganze ein thörichtes Unternehmen war, denn in ihren Booten konnten sie sich immer frei von persönlicher Berührung mit den wüthenden Kämpfern halten, indessen auf dem Lande dieses völlig unmöglich war. Doch wurden sie auf ihrem eiligen Marsch nicht belästigt, freilich kamen sie nur halb so weit, als sie gehofft hatten, das an sich schwache Dämmerungslicht der dunkeln Laubwälder wich bald genug einer völligen Nacht, und sie waren gezwungen, in einer ziemlich ungünstigen Lage zu verharren und den Morgen zu erwarten, und zwar, was dem engländischen Matrosen immer das Schrecklichste ist, mit leerem Magen. Ein Engländer läßt sich viel gefallen, so lange er tüchtig zu essen bekommt, so lange es ihm an Rindfleisch und Schweinefleisch, an Erbsen und Häringen nicht fehlt. Ist er aber genöthigt, sich gewissen Beschränkungen zu unterwerfen, ist er genöthigt, mit seinem Magen auf eine unwillkommene Art Abrechnung zu halten, so wird er unbrauchbar, widersetzlich und dann kommen diese blutigen, schrecklichen Meutereien, deren die Geschichte der engländischen Marine so viele aufzuweisen hat, und welche zwar schließlich immer zum Nachtheile der Empörer ausschlagen, sollte

es auch erst nach Jahren sein, welche aber doch durch diese immer eintretende Strafe keineswegs gehindert werden, weil der rohe thierische Hang, die ersten Bedürfnisse zu befriedigen, sich immer hinwegsetzt über die Besorgniß und die Möglichkeit einer eintretenden Strafe.

Hundertfünftes Kapitel.

Ueberfälle durch die Crocodile. Fortsetzung der Flucht der engländischen Eroberer. Gänzliche Niederlage der ausgesendeten Mannschaft. Die Schiffe sind eingeschlossen, der Strom durch Bäume barrikadirt. Die ganze Expedition zur Eroberung von Borneo mißlingt unter den ungeheuersten Verlusten.

Die Nacht verging den Flüchtlingen erträglich ruhig, nur die Außenposten, welche ausgestellt waren, die mögliche Annäherung der Malayen anzuzeigen, fand man am Morgen nicht, und als man die Stellen aufsuchte, nach welchen sie gesendet worden waren, zeigte sich, daß sie eine Beute der Crocodile geworden. Diese Ungeheuer, welche eine am Tage ergriffene Beute immer erst in's Wasser hinabziehen, um sie zu ersticken, thun dies bei Nacht keineswegs, denn jenes Manöver ist nicht etwa in der Absicht ausgeführt, um die Qualen des armen Opfers abzukürzen, sondern wohl nur aus Furcht, diese aber kennen die Ungeheuer zur Nachtzeit nicht, daher gehen sie auch mit ihrer Beute nicht von dem Platze des Ueberfalles fort.

Ein tiefes Entsetzen erfaßte die Flüchtlinge, und sie eilten, so sehr sie konnten, der Station ihrer Schiffe zu. So sehr sie konnten allerdings, allein das war immer nicht besonders denn in solchen, dicht verwachsenen Wäldern ist von eilen, ist von schnell gehen keine Rede, jeder Schritt muß erkämpft werden denn das Gebüsch weniger, als die Masse der Schlingpflanzen und der aus den Gipfeln der Bäume herabreichenden Wurzeln, der Luftwurzeln, ist so groß, daß der Fuß darin sich immerfort verwickelt und das Beil oder die Axt Bahn machen muß, und zwar nicht ohne Gefahr, denn man muß sich diese Wurzeln als handdicke, armdicke hölzerne Stangen vorstellen, welche aus 60 bis 80 Fuß Höhe von den breiten Zweigen der Bäume herabhängen und nun durch die Trennung mit dem Beil plötzlich ihren einen Haltepunkt verlieren und gewaltige Pendelschwingungen zu machen beginnen, und wehe dem Armen, der mit solchem 80füßigen Pendel in Colision geräth, es kann leicht geschehen, daß ihm ein Arm gebrochen oder der Hirnschädel eingeschlagen wird.

Nachdem die Flüchtigen noch einen halben Tagemarsch gemacht, standen sie am Ziele, wennschon nicht an dem ihrer Wünsche. Daß sie bis zu diesem Stadium keine Malayen mehr getroffen, war dem Zufall zu verdanken, daß dieselben

ihre ganzen Streitkräfte unterhalb der Station ihrer Schiffe vereinigt hatten, um diesen die Rückkehr unmöglich zu machen. Jetzt, wo die Flüchtigen sich höchstens noch eine Meile von den Schiffen entfernt befanden, jetzt zeigten sich auch wieder Malayenhaufen, wiewohl in geringer Anzahl, und sofort sich zurückziehend, sobald die Matrosen Miene machten, ihre Feuergewehre zu gebrauchen.

Aber im Walde wurde es mehr und mehr unheimlich, die Häuflein der Malayen erschienen öfter, wurden zahlreicher und man konnte nicht bezweifeln, daß sie sich Signale gaben, welche wahrscheinlich zum Zweck hatten, ihre Macht auf einem Punkt zu vereinigen. Dem konnte gar nichts entgegengesetzt werden, als möglichst eiliges Vordringen, um bis zu den Schiffen zu gelangen, bevor die Malayen ihre Vereinigung bewirkten.

Die Hoffnung war eine vergebliche. Eine Stunde mochten die Engländer sich immer weiter nach den Schiffen zu durchgearbeitet haben, da schwirrte plötzlich, von sicherer Hand geworfen, ein Speer in der Luft und er begrub seine wohl gestählte Spitze in der Stirne eines Matrosen, so daß der Mensch augenblicklich todt niedersank. Die Leute rafften sich zusammen, machten nach allen Seiten Front und griffen zu ihren Feuergewehren, doch ganz vergeblich, denn in dem dichten Walde waren die Malayen zu gut gedeckt, um anders als auf einen Moment gesehen zu werden, nicht lang genug dauernd, um Gelegenheit zum Abfeuern eines Gewehres zu geben. Die Malayen hatten eine zu eindringliche Lehre bei dem Angriffe auf die Boote erhalten, als daß sie diese so schnell hätten vergessen können. Die Europäer hingegen, in einer möglichst geschlossenen Masse, was sie für ihre Sicherheit unerläßlich hielten, standen frei und offen und konnten von allen Seiten ohne alle Schwierigkeit angegriffen werden, und das geschah mit redlichem Eifer.

Jeder Schritt wurde durch einen schwer Verwundeten oder einen Todten bezeichnet, und der grimme Tod hätte die ganze Mannschaft bis auf den Letzten hinweggerafft, wenn der Kampf nicht schließlich in zu großer Nähe von den Schiffen vor sich gegangen wäre. Man hatte auf denselben das Feuern gehört und den Ankommenden eine Patrouille entgegengesendet; diese hatte zwar selbst schrecklich viel von den sie umzingelnden Malayen zu erdulden, allein es gelang ihr, doch noch zehn Mann von den bis auf diese geringe Zahl hin aufgeriebenen Matrosen zu retten und mit ihnen nach dem Schiffe zurückzukehren, nicht ohne selbst dabei mehrere Verluste erlitten zu haben.

Auf den Schiffen hatte man keine Ahnung von dem Vorgefallenen. Erschreckte schon die erste Nachricht, so brachten die Einzelnheiten, so brachte der Verlust der ganzen ausgesendeten Mannschaft, der Boote, der Kanonen ein stummes Entsetzen hervor. Niemand wußte zu rathen, Niemand konnte auch nur einen Gedanken fassen, wie möglicherweise solchem Unheil abzuhelfen wäre. Der Vorfall war so schrecklich, daß man sich in der ganzen Kriegsgeschichte der engländischen Armee keines ähnlichen zu erinnern wußte. Diese Behauptung war

allerdings etwas übertrieben, die engländischen Waffen hatten in Nordamerika so gut wie in Ostindien vielfältig schwere Niederlagen erlitten, waren um so grausamer beschimpft worden, je mehr sich der Uebermuth der sich für unüberwindlich haltenden Söhne Albions eine Niederlage für unmöglich hielt; allein der Glückliche vergißt in den Tagen der Freude gerne alles Dessen, was ihm einmal Kummer bereitet hat, noch lieber dessen, was ihm Schande gebracht, und so mochte es denn kommen, daß die erstaunten Schiffscapitains nichts wußten von erlittenen Verlusten und darum so schmerzlich von dem gegenwärtigen ergriffen waren.

Der erste Gedanke war allerdings Rache! was für ein entzückendes Gefühl mußte es sein, an diesen verächtlichen braunen, grünen oder schwarzen Thieren Rache zu nehmen für den unvernünftigen Widerstand, den sie geleistet. Aber der nächste Gedanke, der sich nunmehr aufdrängte, war friedlicherer Natur. Eine kurze Ueberlegung oder auch nur Ueberzählung zeigte, daß bei weitem mehr als die Hälfte der vorhandenen Mannschaft zur Eroberung der Stadt, zur Vernichtung der Wilden ausgeschickt war, und daß von diesen sämmtlichen Leuten nur zehne wieder zu den Schiffen zurückgekehrt, daß diese aber noch das Opfer von fünf der zu ihrer Rettung ausgesendeten gefordert hatten. Ein neuer Angriff mit dem Rest der Truppen war eben so unmöglich, als er thöricht gewesen wäre, denn es fehlte an den Booten, um den Strom hinaufzukommen, und überdies hatte man schon jetzt kaum genug Mannschaften, um den Strom hinabzukommen. Was sollte aber erst für ein Beschluß gefaßt werden, was für erneuerte Schrecken sollten über die Engländer kommen, als sie gewahrten, daß der Rückzug ihnen abgeschnitten sei.

Man ließ die Schiffe etwa zwei englische Meilen weit hinab treiben, da standen sie an einigen in den Fluß gelegten Bäumen still. Die schweren Massen waren mit dem Strome gegen die Bäume getrieben und hatten so viel Moment, um die Bäume mit ihren Verzweigungen dergestalt in einander und mit ihren Stammenden so tief in das sumpfige Erdreich zu treiben, daß ein ganz ernsthafter Widerstand vorhanden war. Schwere Kriegsschiffe, mit vollen Segeln auf einen solchen losgehend, hätten ihn überwinden können, es ist mehrfach geschehen, daß große gewaltige Ketten, mit denen man Kriegshäfen gesperrt hatte, auf solche Weise gesprengt worden sind, wenn auch mit einigem Schaden für die Schiffe; nicht so, wenn die Bewegung langsam, wenn also kein tüchtiges Moment (die Zusammenwirkung von Masse und Geschwindigkeit) vorhanden ist.

Die Schiffe lagen fest und auf den Bäumen, die weit über das Wasser hingen, im Laub versteckt, saßen nicht etwa Affen, welche den Vorüberfahrenden die Zähne fletschten und sie mit Nüssen bewarfen, sondern es saßen darauf im Schießen wohlgeübte Dajaks und Malayen, welche vom Verdeck hinwegbliesen, was sich darauf zeigte, und auch beinahe noch, was sich darunter verbarg, denn die Büchsenkugeln drangen durch die leichten Bretter der Verdecke hindurch und

verwundeten häufig genug die früher so stolzen und die jetzt so sehr gedemüthigten Sieger.

War es schon schmerzhaft genug, eine retrograde Bewegung machen, oder kürzer gesagt, fliehen zu müssen, so war es doppelt schrecklich, nicht einmal fliehen zu können.

Diejenigen Schiffe, die an der Barriere lagen, vermochten nicht das Geringste zur Verbesserung ihrer Lage zu thun, aber die noch um eine genügende Strecke zurückgeblieben, wurden beordert, mit ihren Geschützen auf die im Wasser liegenden Bäume zu schießen und sie wo möglich zu zertrümmern, was denn auch nach einiger Zeit gelang, worauf die stolze Flotte weiter abwärts zog.

Aber das war nicht das einzige Hinderniß. Von Meile zu Meile fanden sich gleiche vor, und die Schiffe fanden sich bald in der Nothwendigkeit, wenden zu müssen, um ihre schwereren Kanonen, welche gewöhnlich neben dem Steuer unter dem Kastell angebracht sind, brauchen zu können. Eine solche Wendung ist auf offener See bei mäßigem Winde ziemlich leicht durchgeführt, indem Segel und Steuer, richtig gestellt, dieses ohne Weiteres bewerkstelligen. Auf vollkommen stillem Wasser und ohne eine Spur von Wind, eingeschlossen von gewaltigen, die Masten weit überragenden Bäumen, forderte solche einfache Wendung die Anspannung aller Kräfte, und diese mußten sich außerhalb der Schiffe befinden, es mußten Taue von den Klüsen zur Ankerkette nach dem Lande gebracht, sie mußten dort angespannt werden und alles dieses zog wieder Verluste von vielen Menschenleben nach sich.

Es war ein schwerer Tag, der vor den Abziehenden lag, seine ganze Dauer wurde gebraucht, um den Fluß hinab zu kommen, um jedes hineingelegte Hinderniß zu überwinden, und erst als die Sonne im Untergehen begriffen war, sah man das offene Meer vor sich, und die hartnäckigen, Blut gewohnten Matrosen und Seesoldaten dankten ihrem Schöpfer, daß sie aus dem Bereich der schwarzen Wälder und den Büchsen der Malayen entronnen waren.

Bei der ganzen Affaire war kein Pardon gegeben worden, war auch keine Beute gemacht worden, nur die versenkten Kanonen, welche herauszuholen glücklich gelang, und die verlassenen Boote nebst den weggeworfenen Gewehren waren als Trophäen, waren als Siegesbeute zu betrachten. Die Dajaks ernteten Köpfe zur Genüge und die Engländer hatten vollständig genug an dem einmaligen Versuch der Unterjochung von Borneo. Ihre Schiffe hatten nicht eine Spur von Beschädigung erlitten und waren doch viel schlimmer daran gewesen, als bei der hartnäckigsten Seeschlacht. Die Anzahl der Todten oder derjenigen, die schwer verwundet in die Hände der Wilden gefallen waren, und deren Schicksal man sich nicht schrecklich genug vorstellen konnte, war so groß, daß nicht Hände genug da waren, um die Schiffe wieder glücklich in die indischen Häfen zurückzuführen, mehrere derselben scheiterten zwischen den unzähligen Klippen dieser gefährlichen Meere und die anderen mußten zu dem alle Zeit beliebten Hilfs-

mittel des Matrosenpressens ihre Zuflucht nehmen, d. h. die ihnen begegnenden Kauffahrer mit Gewalt anhalten, ihre Mannschaft auf dem Verdeck versammeln und diejenigen derselben, welche eine gewisse Tüchtigkeit zeigten, entführen, rauben, zum Dienste in der Königl. Marine zwingen, gleichviel, ob durch solchen Raub das Handelsschiff leidet, gleichviel, ob der so glücklich angeworbene Matrose eine Passion für die neunschwänzige Katze hat, oder nicht.

Hundertsechstes Kapitel.

Die pallisadirte Behausung eines Sultans von Borneo. Vertheidigungsmaßregeln und häusliche Einrichtung. Einzug auf Elephanten; die Art, auf denselben zu reiten. Wie ich mich dabei benahm und mir dieses große Ehre brachte. Sclaven und deren Schicksal. Empfangsceremonie.

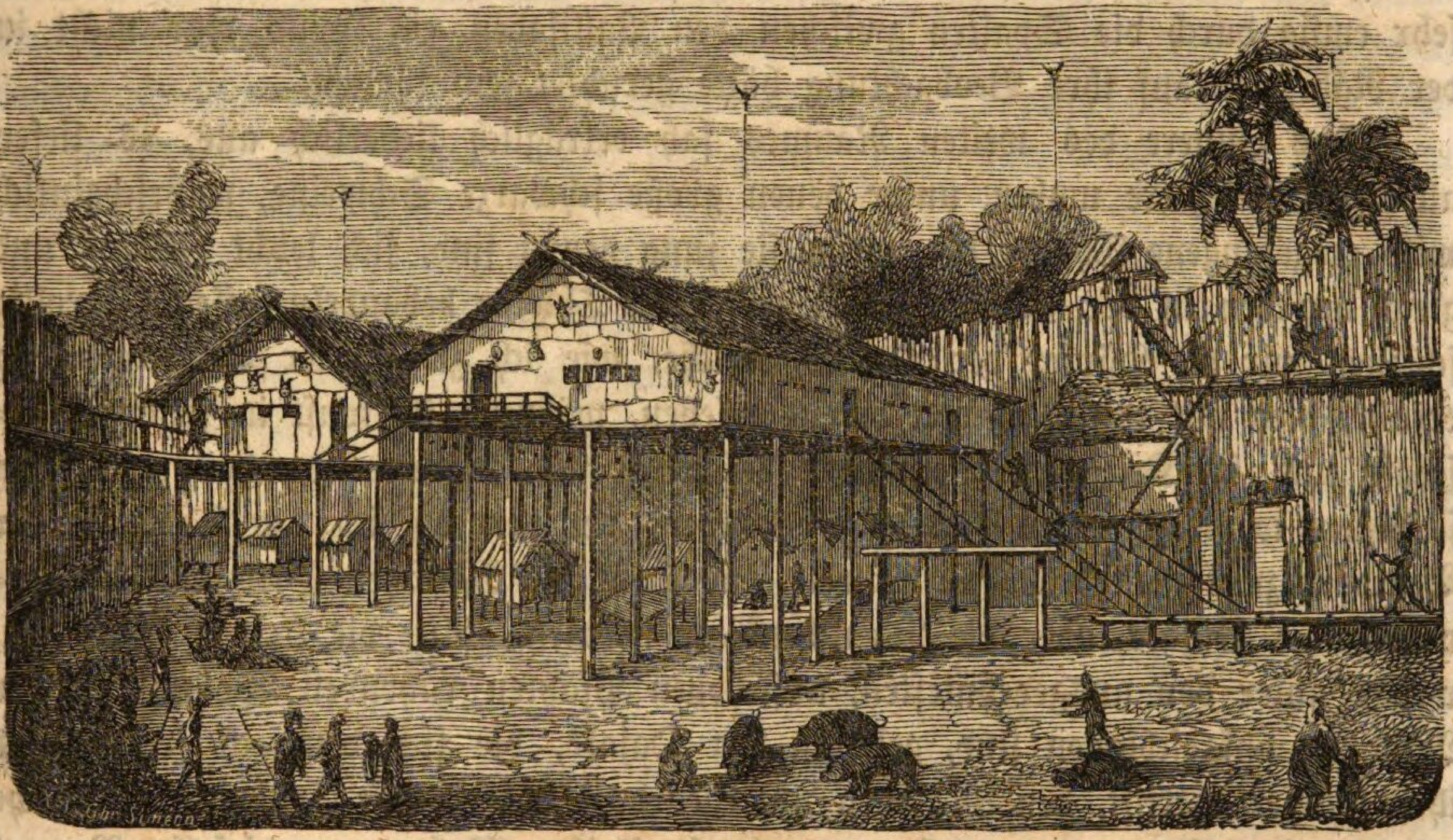
Unter Leuten, welche solche Kriege geführt und welche ihr Land so tapfer vertheidigt hatten, konnte man allenfalls mit einigem Vertrauen wohnen, vorausgesetzt (wie man dies immer bei uncivilisirten Nationen voraussetzen muß), daß man ihnen selbst mit ehrendem Vertrauen entgegenkommt und ich kann mich von dem Gedanken nicht los machen, daß mein sicherster Schutz gerade darin bestand, daß ich so schutzlos war, daß es gar keine Kunst war, mich abzuschlachten, daß ich mich also mit ganz bedingungslosem Vertrauen ergeben haben mußte, und sie ehrten dieses Vertrauen eben so sehr, wie ich — um sie nicht zu erzürnen — ihre Vorurtheile ehrte.

Wir gelangten nunmehr durch eine zweitägige Bootfahrt in ein mehr erhobenes, freieres Land. Die Sümpfe traten zurück und hiermit auch die Sumpfvegetation. Wir setzten zwar noch einige Tage lang unsere Bootfahrt fort, allein weniger aus Nothwendigkeit wie aus Bequemlichkeit, bis wir zu einem neuen malayischen Kriegs- und Landesoberhaupte gelangten, dessen Reichthum so sehr sprichwörtlich war, daß ich davon bereits in Pontianak gehört. Er sollte reicher sein, als jemals ein indischer Mogul gewesen, er sollte mehr Diamanten und Perlen besitzen, als Nadir Schach nach der Plünderung von Indien.

Der Sultan von Schandan hatte einen Boten vorangeschickt nach Salamban, der hoch gelegenen Ebene, auf welcher wir uns jetzt befanden, und deren Hauptstadt der Wohnsitz des eben gedachten überreichen Fürsten war. Der brave Mann war allerdings reich, ja nach den Begriffen der Malayen war er es gewiß in einem hohen Grade, doch nach Allem, was ich erfahren konnte nach einem mehrtägigen Aufenthalt, war er es durchaus nicht mehr als ein holländischer Kaufmann, den reich zu nennen man geneigt ist. Seine Schätze bestehen in ziemlichen Quantitäten von Goldstaub, in Gefäßen von diesem Metall und

in kostbaren Steinen; was ich gesehen habe, läßt sich vielleicht auf 200,000 Thaler schätzen, und ich möchte bezweifeln, daß alles Dasjenige, was ich nicht gesehen habe, eine gleiche Summe erreicht, so daß sein Besitz wohl schwerlich den Werth von einer halben Million Thaler hat, zugleich aber sehr unfruchtbar ist, denn Goldstaub, goldene Gefäße und Diamanten tragen keine Zinsen. Was er sich an Bequemlichkeiten und Genüssen verschaffen will, muß er sich durch Opfer eines Theiles seines Reichthums verschaffen.

Der gewaltige Herr von Salamban ließ uns nach seinem Palaste holen. Derselbe befand sich auf einer hoch gelegenen Ebene, die nur von einer Stelle



Eine malayische Fürstenwohnung auf Borneo.

zugänglich war, eine Art Bornesischen Königsteines, und er war, wie unsere Figur zeigt, hinlänglich pallisadirt. Schlanke Bäume von Eisenholz umschlossen einen großen, unregelmäßigen Raum, allenfalls in solcher Weise, daß auch europäische Soldaten denselben nicht sofort erobert hätten. Natürlich würde er zweien Sechspfündern nicht haben Widerstand leisten können, allein diese existiren in den höheren Gegenden von Borneo noch nicht, und den Appetit der Dajaks und Malayen nach seinen Schätzen, kann er ihnen jedenfalls vertreiben.

Innerhalb dieser Umgürtung befanden sich acht sehr große Häuser, von denen unsere Zeichnung nur zwei geben kann, und eine ungezählte Menge anderer, kleinerer. Die großen Häuser gehörten der vornehmen Bevölkerung, den wohlhabenden Leuten, die kleinen dem Volke; in dem ausgedehntesten dieser durchweg auf Pfählen ruhenden Bauten wohnte der Tomongong, der Beherrscher dieses kleinen Landes, der nicht Rajah, noch weniger Sultan, der aber Fürst war. Längs der Pallisaden lief in ziemlich beträchtlicher Höhe eine Gallerie hin,

von welcher ich voraussetzte, sie diente, um die Vertheidigung zu ermöglichen; dies war aber nicht der Fall, denn es befanden sich dort weder Schießscharten, noch konnten die Vertheidiger über die Pallisaden hinweg sehen. An einigen Stellen sah ich auf der Höhe der Pallisaden selbst kleine Wachthäuschen, hauptsächlich zur Vertheidigung der Thüre, des einzigen Einganges zu diesem Fort. Diese Thüre bestand aus einer großen, mit zweien Flügeln versehenen und aus einer ganz nahe dabei gelegenen kleineren Pforte; wahrscheinlich war die letztere für die Nacht bestimmt, wenn es nöthig sein sollte, zu dieser Zeit Jemanden einzulassen. Auf den Gallerien so wie auf der Pforte selbst standen mit Lanzen bewaffnete Leute, von einiger Neugier geplagt, wie ich glaubte, denn sie guckten sehr emsig durch die Spalten zwischen den Pallisaden, ein Feind war nicht in der Nähe, worauf ihre Beobachtung hätte gerichtet sein können.

Das Innere des weiten Raumes sah erträglich liederlich aus, es liefen allerlei Hausthiere umher, unter denen große schwarze Schweine, wahrscheinlich wild eingefangene Thiere, die, wenn sie jung genug sind, sich leicht zähmen und gleich anderen in der Gefangenschaft geborenen Thieren behandeln lassen. Drollig schienen mir die Häuser der Dajaks, welche, wie ich zu meiner Verwunderung erfuhr, hier mit den Malayen vereinigt leben, während sie sonst in steter Feindschaft und im Kriege mit einander befindlich sind, Bündnisse aber nur dann schließen, wenn sie einen Raubzug vorhaben, bei dem es sich um Theilung der Beute in zwei gleiche Theile handelt, das heißt die Malayen Geld und Geldeswerth, die Dajaks aber die Menschenköpfe nehmen. Alle die kleinen Häuschen, welche unter den ausgedehntesten, auf hohen Pfählen ruhenden Wohnungen der Malayen aufgeschlagen sind, gehören den Dajaks, die sich demnach sogar, was ihre Häuser betrifft, den Malayen untergeordnet haben, eine Erscheinung, welche mir um so befremdender vorkommt, als sonst ihre Wohnungen dieselbe Bauart und die nämliche Ausdehnung, wie die der Malayen haben. Hier sind die kleinen Häuschen zum Theile unter die großen gestellt, wie man einen Schemel unter einen Tisch stellt, und da die stolzen Malayen gewiß nicht ihre Unsitte, alles im Hause nicht mehr Brauchbare unter sich und unter dasselbe fallen zu lassen, ablegen werden, so dienen die Häuser der Dajaks dazu, um den Auswurf der malayischen Wohnungen aufzufangen. Eine interessante Bestimmung.

Der Tomongong ließ uns mit großem Pomp von dem Flußufer abholen. Er kam, auf einem kleinen Elephanten reitend, uns entgegen, und eine beträchtliche Schaar von bewaffneten Menschen war hinter ihm, aber auch noch drei Elephanten von derselben Race, für die beiden Sultane und mich.

Ich habe nicht recht erfahren können, ob die Elephanten hier heimisch sind, oder ob sie von Indien herüber gebracht worden. Die sämmtlichen älteren Geographien von Borneo zählen Nashörner und Elephanten unter die Bewohner der Inseln, und da sie auf sehr viel kleineren Inseln, wie Zeylon u. s. w. vor-

kommen, und da sie Nahrung genug und ein ihnen angemessenes Klima finden, so ist schwer zu begreifen, wie sie gerade auf der größten dieser Inseln fehlen sollten, dennoch wird von den neuesten Schriftstellern und namentlich von dem holländischen Residenten Gronowius, welcher 15 Jahre daselbst lebte, ausdrücklich gesagt, daß eben diese beiden Dickhäuter, der Elephant und das Rhinoceros, auf Borneo nicht lebten. Ich für mein Theil kann nichts weiter sagen, als daß ich Elephanten hier gesehen habe, ihren Ursprung nicht herausbekommen konnte, aber ihre Einführung von außerhalb eben deshalb bezweifele, weil sie sich im Innern des Landes befinden und ich es für unmöglich halte, sie durch die Sümpfe nach jenen Gegenden zu bringen, auf welchen allein sie vegetiren können, auf festem Boden nämlich, der an den Meeresufern nicht zu finden ist. Die Elephanten, welche ich hier sah, sind auch jedenfalls nicht die eigentlich indischen; sie sind viel kleiner als diese, viel behender und haben auch keine Aehnlichkeit mit dem afrikanischen Elephanten.

Auf dem Nacken eines jeden dieser vier Thiere saß ein sogenannter Kornak oder Mahut, hinter diesem auf dem Rücken befindet sich eine Decke, durch mehrere Stricke über dem Rücken und unter dem Bauch des Elephanten durchgehend, befestigt; hier hinauf muß der Reisende steigen oder klettern, oder er läßt sich durch den Rüssel des Elephanten hinauf heben, dann bleibt es ihm überlassen, auf welche Weise er sich da oben erhalten mag, und in der That, das ist keine Kleinigkeit, denn obschon der Elephant mit seinen Vorderfüßen ziemlich eben, ohne bedeutende Hebung fortläuft, so macht er doch mit seinen Hinterbeinen bedeutend heftigere Bewegungen, und es will mir vorkommen, als seien die des Dromedars oder Kameels nicht ganz so auffallend als die des Elephanten.

Ich suchte mich, so gut es gehen wollte, mit den Füßen festzuhalten, weil es mir schmachvoll vorkam, mich gleich einem schlechten Reiter mit den Händen anzuklammern. In Kurzem entdeckte ich die Eigenthümlichkeit des Ganges, und begab mich daher allmälig immer mehr und mehr nach vorne, nun aber begann ich zu begreifen, wozu die Stricke dienen können, und so schob ich denn meine Füße zwischen die Decke und die Stricke, und siehe, ich saß dabei ganz fest, und zur nicht geringen Verwunderung des Tomongong und der beiden Sultane hatte ich weder von dem Schaukeln, noch von den sonstigen Bewegungen etwas zu leiden, und sie hielten mich deshalb für einen sehr tapfern und brauchbaren Mann.

Unser Einzug wurde bei alledem nicht auf dem Elephanten bewerkstelligt, dazu waren die Pforten des Palastes nicht geeignet, wir mußten kurz vor demselben absteigen und zu Fuße hineinwandern; aber es wurde uns gesagt, daß unsere fernere Reise und vor allen Dingen die Jagdparthie mittelst dieser edlen Thiere bewerkstelligt werden sollte.

Das Haus des Tomongong unterschied sich auf keine Weise von den Gebäuden, welche ich bisher gesehen hatte, allein die ganze Anlage machte darum einen so äußerst wohlthuenden Eindruck, weil ich eine lange Zeit fortwährend in

der Dunkelheit der Wälder und auf dem Wasser gelebt hatte, was für manche Naturen ihr Angenehmes haben mag, wie wir es an den Holländern sehen, die es nicht lassen können, sich vor allen Dingen sumpfige Gegenden auszusuchen, was jedoch mein Geschmack nicht ist. Die ganze Verpallisadirung stand auf einer freien Fläche, und war umgeben von der prächtigsten tropischen Vegetation, es war schon durch den bloßen Athemzug fühlbar daß sie erhoben liege über der giftigen Sumpfregion.

Der Fürst oder Tomongong hatte viele Sclaven, und alle die Häuschen, welche unter den großen der Malayen befindlich waren, gehörten nicht, wie ich irrthümlich annahm, dort angesiedelten Dajaks, sondern eigentlichen Sclaven, den Budaks, einer Völkerschaft, welche zerstreut, ohne innigen Familienzusammenhang, in den Wäldern lebt, sehr arm ist und doch das Unglück hat, bei den gelegentlichen Raubzügen der Malayen in sofern für gute Prise gehalten zu werden, als sie selbst, nämlich ihre Körper, ihre Personen, immer noch einen gewissen Werth haben. Die Malayen führen, wenn sie zufällig solcher Niederlassung begegnen, die rüstigen Männer und Weiber mit sich fort, und überlassen, wenn sie recht großmüthig sind, Greise und Kinder dem Hungertode. Sind aber Dajaks bei dem Zuge, so pflegen sie die Köpfe auch der Kinder und Greise mitzunehmen.

Diese Sclaven werden nun zu allen möglichen Diensten gebraucht, und wenn man den Göttern Opfer darbringen will, so schlachtet man einen Sclaven. An dem Hause und an der daneben stehenden eben so großen Scheune waren viele Menschenköpfe aufgehängt, fast ganz so behandelt, wie es bei den Dajaks geschieht, getrocknet und geräuchert.

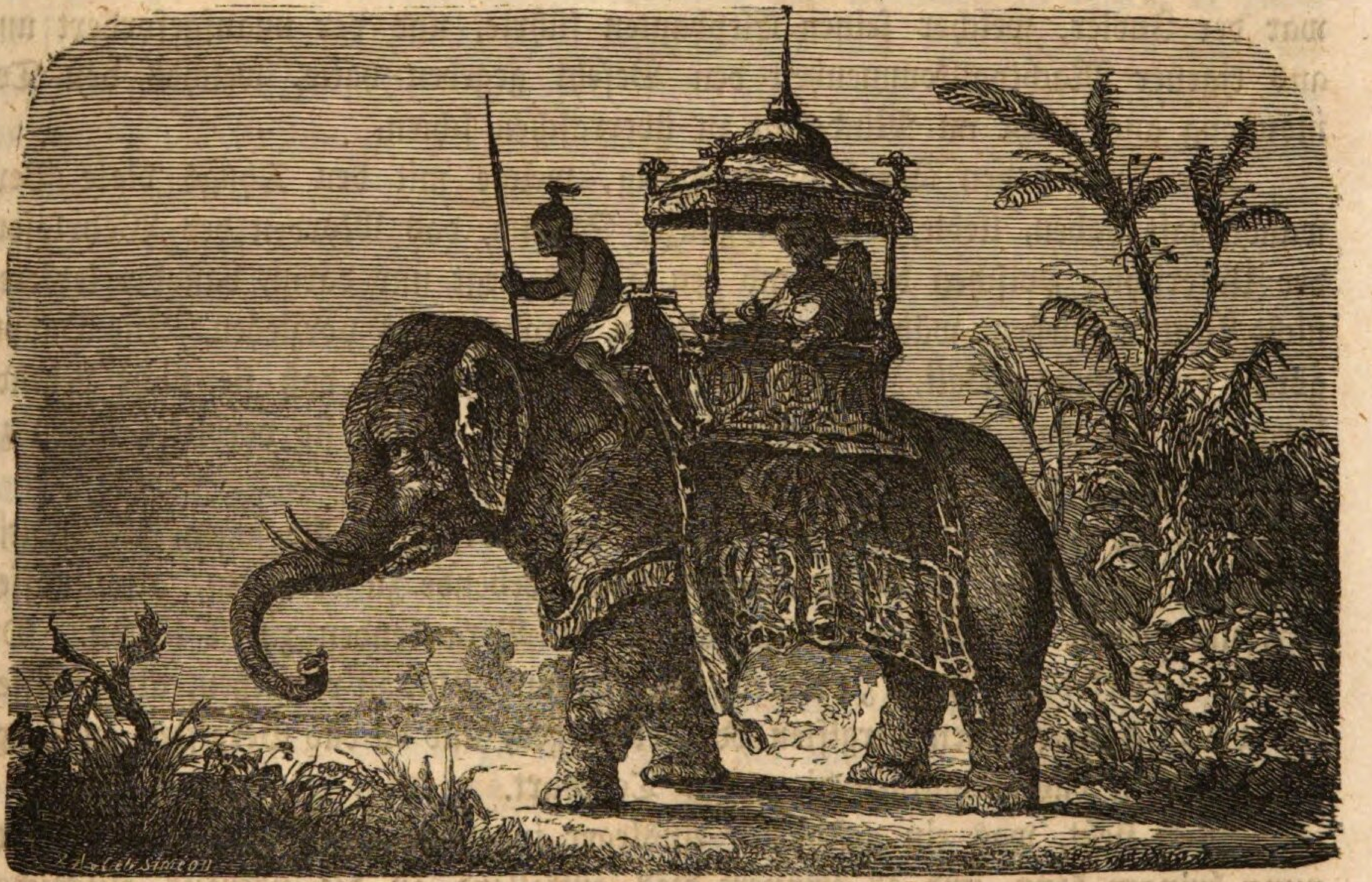
Der würdige Tomongong erhält zwar viele seiner Reichthümer aus den Goldwäschereien, welche in den Flüssen angelegt werden und ziemlich lohnend sind. Die Leute, welche mit seiner Erlaubniß das Gold suchen, müssen ihm für diese Erlaubniß ein gewisses Quantum abliefern; findet er aber, daß sie für ihre Bemühungen zu reichlich belohnt worden sind, so hilft er ihnen von diesem Ueberflusse, indem er so freundlich ist, alles zu nehmen, was sie durch lange Arbeit errungen haben.

Nachdem wir eingetreten waren in seine Festung, wurden wir höchst feierlich begrüßt und gesegnet, auch wurde uns eine genügende Menge Glück und eine zahlreiche Nachkommenschaft gewünscht, und damit dieses um so sicherer erfüllt werde, so schlachtete der Fürst höchst eigenhändig einen großen Hund, tauchte seine Finger in das Blut desselben und beschmierte uns damit Gesicht und Hände mehr als zur Genüge. Erst nachdem dieses geschehen, traten wir, oder besser gesagt, kletterten wir in sein Haus, um uns einer reichlichen und mannigfaltigen Mahlzeit zu erfreuen.

Hundertsiebentes Kapitel.

Aufbruch zur Jagd selbst. Eine Hinrichtung durch einen Elephanten. Eine darauf folgende Hinrichtung durch den Rajah selbst. Der Tomongong entzieht sich der Jagdparthie durch eine frühzeitige Heimkehr. Der Kampf zweier Seelen, deren eine der Malaye todt schlägt.

Der nächste Morgen sollte unseren Aufbruch zur Jagd sehen, und der Tomongong gab uns die Versicherung, daß des edelsten Wildes sehr viel in den Grenzen seines Reiches sei, und daß wir beliebig viel der schönsten Tiger, großen Affen, Büffel oder Wildschweine würden schießen können; er selbst wollte uns begleiten und uns die sichersten, d. h. die zahlreichsten Lager derselben zeigen. Nach einer guten Mahlzeit, welche noch in der Dämmerungsstunde eingenommen wurde, begaben wir uns vor die Pallisaden, wo die vier Elephanten bereit standen, welche dann auch sofort bestiegen wurden; es war in der That eine heitere,



Ein gezähmter oder Reit-Elephant.

prächtige Scene, diese lebendigen, gelehrigen Thiere mitten unter den vielen Leuten im Glanze der goldenen Morgensonne dahin traben zu sehen zwischen den hohen schlanken Palmen und den schwermüthig düsteren Casuarinen. Ich hatte mich soeben recht fest gesetzt auf meinem Reitthiere und genoß nun in vollständigster Sicherheit des wundervollen Anblicks, da hörte ich einen Schrei, der mich schaudern machte, und der meinen Blick auf den Elephanten lenkte, auf welchem der Sultan von Taijang saß.

Ich sah nie etwas Entsetzlicheres, als was diese Wendung des Kopfes mir jetzt zeigte. Mehrere Klafter hoch in der Luft schwebte ein Mensch, mit ausgestreckten Armen und Beinen, er drehte sich wie die Arme einer Windmühle ein paar Mal um und fiel dann zu den Füßen des Elephanten nieder, der alsbald mit einem seiner breiten Füße auf den Unglücklichen trat, so daß ich dessen Gebeine knicken und krachen hörte, gleichzeitig aber den Arm des halb Zermalmten mit dem Rüssel faßte und ihn von dem übrigen Körper abriß; gleich darauf aber den Rüssel auch um den Hals des Unglücklichen schlang und ihm den Kopf ebenso abriß, denselben gleichfalls hoch in die Luft schleudernd.

Das gräßliche Schauspiel war uns durch den Mahut des Sultans von Taijang gegeben worden, so viel errieth ich alsbald, denn die That des Elephanten war auf Befehl geschehen. Die Thiere sind ganz außerordentlich gelehrig und verstehen, wenn sie einmal abgerichtet sind, Wort und Wink so gut wie ein wohl dressirtes Pferd oder ein Hund, nur in der Person, welche den Befehl ertheilt, irrte ich mich. Ich glaubte zuerst, dies sei der Sultan selbst, aber es war der Indier, welcher seinen Elephanten führte, und der unaufgefordert und aus eigener Machtvollkommenheit den Befehl gegeben hatte, welches den Tomongong auch nicht im Mindesten zu überraschen schien.

Der Indier, den Tiruhus angehörig, welche mit den Thugs viele Verwandtschaft haben, liebte, wie sein ganzer Stamm, das Morden des Wehrlosen, der Unterschied zwischen diesen und den Thugs liegt nur darin, daß die letzteren nicht Blut vergießen, während die Ersteren gerade dieses vorziehen. Die Hauptgöttin der Thugs, Bali, verlangt von ihren Verehrern, daß sie nicht Lebende berauben und daß sie auch nicht Blut vergießen, d. h., sie verbietet ihnen zu rauben und zu morden.

Die Thugs haben dafür eine andere Lesart erfunden, sie sagen, die Göttin verbietet uns nicht, zu rauben, sondern nur Lebende zu berauben, also müssen wir, um diesem Befehle nachzukommen, die zu Beraubenden zuerst tödten. Die Göttin verbietet uns nicht zu tödten, sondern nur Blut zu vergießen, also müssen wir die zu Ermordenden vergiften oder erwürgen, und da das Vergiften zu lange dauert, so ist das Erwürgen die rechte Todesart.

Man sieht, was ein geschickter Ausleger in einen Befehl, in eine Verordnung bringen kann, und es erinnert dies auffallend an die überaus glücklichen Nachweisungen, welche wir über alles Das erhalten haben, was Shakespeare, was Goethe oder andere große Geister bei der Schöpfung ihrer Dichtungen gedacht.

Die Tiruhus, die Secte, zu welcher der Mahut gehörte, sind nicht so scrupulös, das Morden ist ihnen eine Lust und ist ihnen ein Gebot; sie morden, gleichviel auf welche Weise. In dem gegenwärtigen Falle war ein armer Sclave dem Elephanten nach des Mahut's Meinung nicht weit genug aus dem Wege gegangen, und er hatte seinem Elephanten ein Zeichen gegeben, den Unglücklichen zu ergreifen und in die Luft zu schleudern. Der Todesschrei, den der Arme

dabei ausstieß, war es gewesen, der mich aufmerksam gemacht und der mein Auge dahin gelenkt hatte.

Der Sultan, welcher sonst auch kein Verächter vom Blutvergießen war, hielt doch in diesem Falle, da es ganz muthwillig und ganz ohne alle Ursache geschah, den Mord nicht ganz gerechtfertigt, er riß daher dem vor ihm sitzenden Mahut seinen Stecken aus der Hand und hieb ihm einige Male über den Kopf und den Nacken, was nun wieder der Mahut nicht gerechtfertigt finden mochte, denn er griff in seinen Gürtel, zog einen vergifteten Pfeil heraus, um damit den Sultan zu verwunden, dieser aber schlug mit seinem Stecken so vehement auf die erhobene Hand des Führers seines Elephanten, daß der Pfeil ihr entfallen mußte und der Bursche nunmehr von dem Halse des Elephanten herunter sprang.

Es mußte den Burschen die Geistesgegenwart verlassen haben, denn nur so ist es zu erklären, daß der Sultan mit dem Leben davon kam. Ein bloßer Wink hätte genügt, um den Elephanten zur Tödtung des Malayen zu reizen, er hätte mit seinem Rüssel über seinen Kopf hinweggefaßt und ihn ebenso in die Luft geschleudert, wie vorhin den Sclaven. Jetzt aber stand die Sache anders, das Todesurtheil des Mahut war unterschrieben, der Sultan glitt von dem Elephanten herab, zog seinen Krisch und stürzte auf den fliehenden Indier zu, der Malaye war jenem überlegen und erreichte ihn nach wenigen raschen Sprüngen. Jetzt drehte sich der Indier um, er hatte einen zweiten Pfeil gezogen und das leiseste Ritzen damit war genügend, um den Tod des Verwundeten herbeizufüh= Der Malaye wußte das sehr gut, trat daher seinem Gegner urplötzlich ganz nahe auf den Leib, faßte mit seiner Linken den zum Stoß erhobenen Arm dicht unter dem Handgelenk und drängte ihn, stets ihm Stiche versetzend, an einen nahe stehenden Baum, an den er ihn preßte, die Hand mit dem Pfeil immer hoch haltend und an den Baum drückend, mit der Rechten aber fortwährend ihm so tiefe Stiche beibringend, daß der Krisch mitunter durch den ganzen Körper des Indiers bis in die Rinde des Baumes drang und er einige Mühe anwenden mußte, um ihn wieder heraus zu bekommen, um ihm neue Stiche beizubringen, lange nachdem der Verruchte schon eine Leiche war, nur noch hängend an dem rechten Arme, welchen der Malaye mit Riesenkraft gegen den Baum gedrückt hielt.

Endlich hatte sich das schäumende Blut abgekühlt, und der Fürst war von dem Blute des Mahuts bespritzt und begossen, weil er ein paarmal auch nach dem Halse gestochen und die gewaltigen Pulsadern zerschnitten hatte.

Die sämmtlichen Begleiter hatten sich bei dieser Scene nicht gerührt, keiner legte Hand an den Sultan, was wohl auch gefährlich sein sollte, da mit so furchtbaren Ausbrüchen einer thierischen Wuth häufig jener Grad von Wahnsinn zusammentrifft, der in das Amocklaufen ausartet. Wer hier zu helfen gesucht hätte, würde höchst wahrscheinlich das erste Opfer seiner Bonhomie geworden sein; allein abgesehen hiervon, so machte die ganze Sache einen so geringen

Eindruck, daß ich recht unzweifelhaft sehen konnte, wie die Malayen gewohnt waren zu morden, und die Budaks, ermordet zu werden.

Der Einzige, der sich unangenehm berührt fühlte, war der Tomongong. Ich will dem Manne nicht zu nahe treten, er war es gewiß nicht deshalb, weil ein paar von seinen Leuten ermordet worden waren. Dergleichen Kleinigkeiten war er wohl zu sehr gewohnt, und solche Scherze mochte er auch wohl selbst ausführen oder unter seinen Augen ausführen lassen. Was ihm unbequem war, konnte nichts Anderes sein, als die Heißblütigkeit seines Gastes, in dessen Nähe er sich selbst nicht mehr recht sicher fühlen mochte; er erklärte daher dem Sultan von Schadan und mir, daß er doch lieber in seinen vier Pfählen (er hätte wohl sagen sollen in seinen zehntausend Pfählen) bleiben wollte, da, wie er eben sehe, auf die Treue der Dienstboten und Sclaven doch kein Verlaß sei. Der Mahut kehrte seinen Elephanten um, und ohne daß der Sultan von Taijang die mindeste Notiz davon nahm, humpelte er zurück an seine Festung, durch deren Thor er, man möchte fast sagen, entschlüpfte, denn was er that, sah vollständig wie eine Flucht aus.

Der Sultan hatte von der Entfernung nicht das Geringste bemerkt, sein kochendes Blut war vielleicht noch nicht ganz abgekühlt, und es sah beinahe aus, als hätte er nicht übel Lust, noch einen oder ein paar von den Umstehenden zu morden, aus seinen Blicken leuchtete ein Triumph, der ganz unwiderleglich zeigte, er glaube etwas vollkommen seiner Würdiges, vollkommen Gerechtfertigtes gethan zu haben.

In diesem Triumph umherschauend, rief er plötzlich laut aus: „Aha, da sind sie! seht da die Seelen der Ermordeten, sie kämpfen jetzt mit einander, was vorher nicht geschehen konnte, da der eine von ihnen ein feiger Schurke war, der ein Thier zur Ermordung benutzte. Seht, seht, da kommen sie!"

Und er zeigte nach oben auf einen gewaltigen Geier und einen noch größeren Falken oder Adler, welche wahrscheinlich zum Leichenmahle kamen. Von zweien Seiten richteten sie ihren Flug nach demselben Punkte, auf die Gruppe zu, welche hier durch den Doppelmord in ihrem Fortschreiten gehindert worden war. Sobald sie einander nahe waren, veränderte sich die Richtung ihres Fluges, sie gingen auf einander los und bereiteten sich zum Kampfe, sie umkreisten einander mit wildem Flügelschlage und es wollte mir vorkommen, als müsse der kleinere Geier unter allen Umständen Sieger bleiben, denn an den Vorderecken seiner Flügel hat er gewaltige kleinfingerlange und starke Hornklauen, mit denen er gewaltig verwunden kann, da sein Flügelschlag außerordentlich heftig geführt wird; aber der Adler ist gewandter. Mehrmals bogen sich die beiden Kämpfer so gegen einander wie zwei Hähne auf dem Hühnerhofe, dann aber ließ der Falke ab und kreiste um den Geier her, sich allmälig über ihn erhebend, um von oben herabzustoßen und ihn auf diese Weise zur Beute zu machen.

Diese Kampfart ist die gewöhnliche der Raubvögel, und immer ist Derjenige

Sieger, dem es gelingt, dem andern in den Rücken zu kommen, d. h. sich über ihn zu erheben, um von oben herab auf ihn zu stoßen und die unbewehrte Seite mit Klaue und mit Schnabel anzugreifen.

Diesem Kampfe folgte der Sultan mit unbeschreiblichem Vergnügen, fest glaubend und ebenso fest versichernd, daß die Kämpfenden die Seelen der Hingeschiedenen seien, und wie der Kampf sich entwickelte, der Falke immer höher und höher stieg, endlich aber mit gewaltigem Schwunge auf den Geier herniederstürzte, so verkündete er jede einzelne Bewegung mit großer Lust, mit wahrer Freude, denn sein scharfes, weitsichtiges Auge drang in die größten Entfernungen und sah in der That alles dasjenige, was wir nicht zu sehen vermochten, was er uns aber in so lebendigen Worten verkündete, daß wir keinen Augenblick anstanden, alles für wirklich geschehen zu glauben.

Nunmehr hatte der Falke den Geier erfaßt, er hatte sich auf ihn niedergestürzt. Ich wäre gerne dem Ereignisse mit meinem Fernrohre gefolgt, das war aber unmöglich, indem das Feld, bei Weitem zu klein, nicht gestattete, die raschen Bewegungen der Thiere, die hoch oben in der Luft kämpften, zu verfolgen. Ich aber verlor nichts, denn meine Phantasie, geleitet durch die Worte des Malayen, glaubte in jenen überaus kleinen Pünktchen, welche ich hoch im Aetherblau schweben sah, wirklich alles Dasjenige zu sehen und zu erkennen, was der Malaye als das zu Betrachtende angab. Bald auch unterstützte das Auge wirklich die Erzählung, denn in einen Knäuel zusammengewickelt kam Falke und Geier herab, mehr gestürzt als geflogen. Ich konnte sehen, daß der Falke unter dem Geier hing, daß er ihn mit seinen Klauen gefaßt hatte, mit seinem Schnabel ihn würgte; beide befanden sich in der Rückenlage, in der einem Vogel ganz unnatürlichen, aber durch den Fall bedingten. Der Falke hielt sich fest an den andern Räuber angeklammert und bildete die eigentlich stürzende Masse, der Geier schlug mit den Flügeln und bot dadurch der Luft Widerstand, und in Folge dessen hatte der Falke die scheinbar ungünstige Stellung, aber nur scheinbar, denn er riß mit siegender Gewalt seinen blutenden Feind zu Boden. Nicht hundert Schritt weit von uns schwebte das in einander verkettete Paar, und sie waren beinahe bis zur Erde gekommen, da breitete urplötzlich der Falke seine Schwingen, mit denen er den Gegner umklammert hatte, weit aus, ließ seinen Feind fahren und derselbe stürzte zappelnd zu Boden, indeß der Falke sich über ihn erhob und wiederholt auf ihn niederschoß, immer von Neuem mit seinen Fängen ihm Wunden versetzend.

Der Malaye jubelte förmlich, er schrie vor Freude auf und als der Geier zu Boden geworfen war, klatschte er voll Freude in seine Hände, ging auf denselben zu, so daß der verscheuchte Falke sich erhob und davon flog, und dann schlug er mit dem Schaft seiner Lanze dem Geier die Hirnschale ein.

Hundertachtes Kapitel.

Der Charakter des liebenswürdigen malayischen Fürsten. Sein Scharfsinn und seine scharfen Sinne. Unsere Nachtlager und Sicherung derselben gegen kleine und große Feinde. Ein nächtliches Abenteuer, welches mir sehr theuer hätte werden können.

Dieser grimmige, entsetzliche Mensch war der Führer der ganzen Expedition; das Aufbrausen seiner Leidenschaft war, wie ich es hier gesehen hatte, und wie mir sein Freund, der andere malayische Sultan erzählte, stets von solchen entsetzlichen Scenen begleitet, im Uebrigen (so gab der würdige Mann mir die ernstliche Versicherung) im Uebrigen war er durchaus liebenswürdig, gutherzig sogar, höflich, so wie ungemein zuvorkommend gegen seine Gäste, welches beides ich selbst erfahren hatte, was mich jedoch durchaus nicht hinderte, vor seiner Nähe einen immer wieder erwachenden leisen Schauer zu empfinden. Wer mochte wissen, ob er ihn nicht beleidigte mit einer Frage, einem Worte, einer Miene, an sich so unschuldig wie Verderben bringend, wenn es in einer Weise aufgefaßt war, welche der Heißblütigkeit des Schrecklichen entsprach.

Wie allen halbcivilisirten Menschen, war auch ihm ein ungewöhnlicher Scharfsinn in Entdeckung von Gefahren, in rascher Bemerkung von Hindernissen und in der glücklichsten und richtigsten Auffindung ihrer Lösung, ihrer Beseitigung eigen. Sobald er eine Gefahr entdeckte, so waren in seinem Kopfe auch schon die sichersten und die wirksamsten Mittel, sich ihrer zu entziehen, gefunden, dabei war er durchaus nicht etwa tollkühn, wie Leute es leicht werden, wenn sie sich einer überwiegenden physischen und moralischen Kraft bewußt sind, im Gegentheil brauchte er auf unserem Wege jede mögliche Vorsicht, um nicht von den Völkern überfallen zu werden durch deren Gebiet wir zogen; er sendete rechts und links Späher aus, ebenso wie vor uns ein paar derselben das Land untersuchten. Sie mußten verwegen, sie mußten tollkühn sein, denn wäre durch ihre Furchtsamkeit, durch ihre Behutsamkeit uns ein Schade erwachsen, so war ihr Tod gewiß, sie hatten also zu wählen zwischen einem möglichen ruhmvollen und einem gewissen ruhmlosen Tode, und eine solche Wahl ist sehr leicht getroffen.

Des Sultans Sinne waren in fortwährender Uebung, und hatten dadurch eine so ungemeine Schärfe gewonnen, daß ich mir sehr wohl vorstellen kann, der Instinkt, den man den Thieren zuschreibt, sei nichts weiter als eine fortwährende Sinnesübung und eine dadurch hervorgebrachte, ungemeine Verschärfung derselben. Der Malaye vermochte Gegenstände zu unterscheiden, zu sehen, richtig zu beurtheilen, lange bevor mein sehr fernsichtiges Auge sie überhaupt wahrnahm. Sein Gehör war so scharf, daß er mitten im Gespräch plötzlich sich umsah, nach einem Geräusch, wovon ich nicht das Geringste vernommen, es war das Knicken eines Reisigs unter dem Fußtritt, und er wußte zu unterscheiden, ob es der Tritt eines Thieres oder eines Menschen sei.

Gerade diese Behauptung hielt ich recht eigentlich für eine impertinente Prahlerei. Ich sagte das nicht, denn gewiß wäre das mein Tod gewesen, so freundschaftlich mir der Mann geneigt schien, so wenig würde er doch die Aeußerung ertragen haben, daß ich ihn für einen Lügner halte. Gerade die Malayen sind Lügner im höchsten Grade, Lügner mit wissenschaftlicher Ausbildung des Faches, aber gerade darum sind sie auch höchst empfindlich gegen eine solche Behauptung oder Annahme, ich schwieg also, wie bereits bemerkt; aber mein leises, ungläubiges Lächeln war dem Sultan genug, ihn zu veranlassen, mir eine Erklärung zu geben; er sagte: das Thier hat einen schmalen Fuß, es geht auf den Zehen, wenn es dabei ein Geräusch macht, so geschieht es deshalb, weil es ein Reis zerbrochen hat. Der Mensch hat einen langen Fuß, wenn er durch den Wald schreitet, so zerbricht er drei, vier und mehr Reiser schnell hinter einander, nun wirst Du zugeben, daß das kurze Knicken eines Reises zu unterscheiden sein müsse von dem Geräusch, welches mehrere kurz hinter einander zerbrochene Aeste geben — und in der That, ich mußte ihm Recht geben, das leuchtete ein. Daß bei Rehen, Wildschweinen, Hirschen und ähnlichem Gethier es sich so verhalten müsse, lag auf der Hand — wie aber, wenn ein Tiger im Walde schreitet? — Der schreitet nicht, der schleicht, ein Tiger zerbricht kein Reis, er setzt seine eingezogenen Klauen so leise auf wie eine Hauskatze!

Unter dieser Belehrung und unter hundertfältigen Gesprächen, welche sich alle auf unsere Lage, auf die hier wohnenden Jägervölker, auf die Gefahr, mit ihnen zu verkehren, und auf unser Vorhaben, durch die Berge zu dringen, bezog, war der Tag verstrichen, wir mußten daran denken, uns ein Lager zu suchen. Von menschlichen Wohnungen war hier keine Rede mehr. Ich bezweifle nicht, daß auch diese Bergthäler, daß die Schluchten und die Höhen bewohnt sind, allein es war nichts davon zu bemerken, nicht einmal ein leicht betretener Pfad verkündete, daß hier Menschen gewesen, daß hier Menschen wohnten. Wenn also dergleichen hier sein sollten, so waren sie an sich isolirt, wenig oder gar nicht unter einander in Verbindung, oder sie hatten ihre Wege nach ganz anderen Richtungen hin als diejenigen, welche wir durchschritten; dennoch wurde die Vorsicht keinen Augenblick vernachlässigt, es wurde immer daran gedacht, das Lager zu sichern, aber auch unsere Gesundheit wurde bedacht, und es wurde stets für ein trockenes Lager gesorgt. Die Gräser, das Rohr und was sonst den Platz bedeckte, wurde niedergehauen und angezündet, sowohl um die Stelle an sich zu trocknen, als auch, um sie von giftigem Gewürm zu säubern, welches in einer Schrecken erregenden Weise die feuchten Stellen bevölkert. Hütten wurden selbstverständlich gebaut, in der Weise, in welcher die Soldaten auf den Märschen in Feindes Land sie errichten, mehr oder minder starke Stangen von Rohr oder jungen Bäumen bildeten dann das Hauptgerüst, an welches sich von beiden Seiten Zweige anlehnten, ein schützendes Obdach bietend nicht nur gegen die Ausstrahlung nach dem blauen Himmel welche in den tropischen Regionen immer ge-

fährlich ist, sondern auch gegen den Thau der Nacht und die häufigen Regenschauer, vor denen man zu beiden Seiten des Aequators keinen Tag sicher ist, es ist die Zone der immerwährenden Regen.

Gleich in der ersten Nacht begegnete mir ein kleiner Unfall, der für mich wenigstens hätte ein großer werden können.

Ich schlief sehr ruhig und dachte nicht im Allermindesten an irgend eine Gefahr; der größte Theil der Nacht mochte verflossen sein, denn ich erwachte von einem gewissen Kälteschauer, der die Morgenstunden überall charakterisirt. In unseren gemäßigten Zonen bedarf man solcher Kennzeichen des nahenden Morgens nicht, da wird es hell, nicht so zwischen den Tropen, wo man keine Dämmerung hat, so wie die Sonne untergegangen, ist es Nacht, und es bleibt Nacht, bis sie wieder aufgeht. Blendende Helle folgt beinahe plötzlich, und nur durch einen sehr kurz dauernden Uebergang vermittelt, auf die tiefste Dunkelheit.

Ich erwachte an einem solchen Schauer, war aber nicht wenig befremdet, daß derselbe sich vorzugsweise meiner Füße bemächtigt hatte. Ich richtete mich auf, weil ich glaubte, meine Decke verschoben zu haben, welche ich trotz der Stiefeln, die man in diesen gefährlichen Gegenden niemals ablegt, über mich gebreitet hatte.

Bei diesem Aufrichten hätte ich die Füße verschieben müssen, allein ich fühlte sie zu meinem äußersten Erstaunen an den Boden gefesselt, und als ich nun doch einige Bewegung hineinbrachte, starr vor innerem Schrecken, da ich die Kälte und die Unbeweglichkeit auf eine Lähmung, auf einen Schlaganfall schob — da sah ich, und mein Schreck wurde in der That nicht vermindert, da sah ich mir gegenüber beinahe in der Höhe meines Kopfes zwei hell leuchtende, grüne Augen, nichts weiter.

Ein Tiger, nein, irgend ein solches vierfüßiges Ungeheuer konnte es nicht sein, dazu waren die Augen einander viel zu nahe, sie standen nicht einen Zoll weit von einander, was denn also? — Eine Schlange, eine riesige Schlange, welche mit ihrem ganzen Gewichte auf meinen Füßen lag, und welche sich jetzt, durch meine Bewegung aufgeweckt, emporrichtete und drohend nach der Ursache der Störung sah.

Das war eine entsetzliche Entdeckung, und wie war den Folgen derselben zu begegnen? Nach ihr schlagen, nach ihr schießen? Das war lauter Unsinn, welcher dem gewissen Tode nur um etwas schneller entgegenführte.

Ich lehnte mich leise wieder zurück, und ich kann nicht leugnen, es geschah in der Ueberzeugung, wenige Sekunden darauf werde ich von dem furchtbaren Python umwunden und zerdrückt sein, was hätte ich machen, wie hätte ich mich dagegen verwahren wollen? Ich hoffte noch, aber nur sehr schwach, daß sie, nicht von mir angegriffen, also nicht ergrimmt, sich von Neuem hinlegen werde, so wie ich mich hinlegte; dies war indessen keineswegs der Fall, denn noch mehrere Minuten lang sah ich die beiden grünen Lichter auf mich gerichtet; dann aber

legte sie sich in der That nieder, und zwar nicht nach mir hin, sondern sie legte sich so nieder, daß der Kopf nach dem Eingange der Baracke gerichtet war. Jetzt sah ich nichts mehr, denn ihre Augen waren von mir abgekehrt.

Da fühlte ich ein sonderbares Schieben und Rieseln, was durch die Stiefel deutlich bemerkbar war, und was mir wie das Ameisenkriechen vorkam, welches man bei eingeschlafenen Gliedmaßen empfindet. Das Rieseln dauerte fort und erfüllte mich mit einem peinlichen Schauer. Ich will meinem tödtlichsten Feinde nicht das Erlebniß dreier solcher Minuten gönnen, wie diejenigen waren, welche mir seit dem Augenblick, da ich in die Augen der Schlange sah, verstrichen.

Die Last, die auf meinen Beinen ruhte, wurde jetzt aber bemerklich leichter und plötzlich war sie verschwunden. Wie von einer Springfeder aufgeschnellt, so fuhr ich empor, und ich sah in dem klaren Sternenschimmer den glänzenden Widerschein der blauen und bräunlichen, netzartig verbundenen Flecken der sogenannten Reisschlange, welche aus meinem kleinen Häuschen hervor und bei dem verglimmenden Feuer vorbeischlich.

Sie war ohne Zweifel in einer sehr schmeichelhaften Absicht genaht, sie wollte sich an mir wärmen, wie ich mich an ihr hätte abkühlen können; wenn wir uns freundschaftlich hätten verständigen können, so wäre nicht das geringste Verfängliche oder Gefährliche dabei gewesen. So aber freilich, wie Menschen und Thiere immerfort im Kriegszustande mit einander leben, so war allerdings nichts von einer Verständigung zu erwarten. Fräulein Python war so bissig, wie ein Mensch den sie sieht, ihr gefährlich ist. Dies suchte ich jetzt, nachdem die Gefahr vorüber war, der Schlange zu beweisen, denn ich griff zu meinem Doppelgewehr, dessen einer Lauf mit tüchtigem Schrot und dessen anderer mit Posten geladen war, ich zog beide Hähne auf und das Knacken derselben verursachte den Tod der Schlange. Sie hatte es nämlich gehört, und während sie sich in langsamen horizontalen Windungen so bewegte, daß es schwer gewesen wäre, sie zu treffen, so erhob sie doch bei dem Geräusch hinter ihr den Kopf und sah sich um. Dieser Augenblick war mir genug, um mein Gewehr anzulegen, es zwischen die grünen Lichter zu halten, und alsbald beide Läufe gleichzeitig abzudrücken.

Die Schlange fiel um wie ein Stück Holz, sie rührte sich nicht mehr, sie schlug nicht einmal mehr mit dem Schwanze um sich, die vielen kleinen Kugeln mußten sammt und sonders in das Gehirn gedrungen sein und es zerrissen haben, was mir ganz begreiflich war, da die Entfernung von mir bis zu dem zerschossenen Kopfe kaum zwölf Schritte betrug.

Der Schuß hatte die Schläfer geweckt, aus allen Baracken guckten neugierige Leute hervor, aber der Sultan von Taijang sprang aus der seinigen mit dem Krisch in der Hand, als wolle er Amocklaufen. So wie er mich erblickte, fragte er nach dem Geschehenen, nach der Ursache des Schusses. Ich zeigte ihm die Reisschlange, indem ich mir nicht wenig auf meine Heldenthat

einbildete, er aber stieß sie ganz verächtlich mit dem Fuße und sagte: pah, deswegen stört man nicht die Leute im Schlafe, und einem der umstehenden, aus ihren Baracken herbeigekommenen Malayen entriß er den Speer und stieß ihn der Schlange mit sicherer Hand mitten durch den Vordertheil des Kopfes, so daß beide Kinnladen an den Erdboden geheftet waren — So macht man das! rief er aus und dann ging er, ohne sich umzusehen, wieder in seine Hütte.

Die Malayen und die anderen uns angeschlossenen Leute sahen das Unthier mit sehr mißtrauischen Blicken an, ich aber bat sie, dasselbe liegen zu lassen bis zum Morgen, ich wollte es seciren, sie aber wollten sich einen trefflichen Frühstücksbraten davon machen. Darauf zog ich mich in meine Baracke zurück und legte mich wieder schlafen, jedoch nicht ohne vorher meinen Doppellauf wieder geladen zu haben. Im Uebrigen konnte ich mich ruhig dem Schlummer überlassen, denn so weit kannte ich den Charakter meiner Begleiter schon, daß ich wußte, sie würden nicht mehr schlafen gehen, sondern die Nacht verplaudern und meine Heldenthat und alle diejenigen, welche sie selbst begangen oder nicht begangen, besprechen.

Hundertneuntes Kapitel.

Der Schlangentödter will gelobt sein, es wird aber nichts daraus. Unterricht im Handwerk. Der Schlangenbraten. Die Wechsel des Wildes und der Raubthiere. Sagen über ein dort untergegangenes Volk. Lang gestreckte Felsenbänke. Der Teufelssee und seine bösen Geister.

Am nächsten Morgen brachte ich das Gespräch, was mich interessirte, sofort selbst auf die Bahn. Ich wäre gar zu gerne gelobt worden, ein neuer Sigurd der Schlangentödter, aber sonderbar genug, es fand keiner meiner vornehmen Freunde etwas Besonderes in meiner Heldenthat, sie schien ihnen etwas ganz Selbstverständliches, worüber gar kein Wesen zu machen sei; und die beiden Herren erklärten, dergleichen käme einem Jeden vor, darauf müsse man in den Wäldern und noch mehr auf diesen Höhen, die so reich mit Rohr und Gras bewachsen wären, immer gefaßt sein; aber schießen müsse man nicht, das sei viel zu unsicher, und mache besonders während der Nacht alle Diejenigen aufmerksam, welche möglicherweise in der Gegend wohnten, und ein solcher Schuß zur Nachtzeit werde gewaltig weit gehört, und in einem fremden Lande sei man immer am sichersten, wenn man ganz unbemerkt bleibe. Und nochmals zeigte mir der heißblütige Sultan, auf welche Weise man das Thier mittelst eines Speeres tödten könne.

Ich kramte meine Weisheit aus und erzählte: wenn man einen geschickten Schlag nach dem Kopfe des Thieres führe und wenn gerade die Spitze der oberen Kinnlade getroffen würde, so falle sie gleichfalls todt nieder.

Wenn! sagte der Malaye: glaubst Du denn nicht, es sei viel schwerer, den ganz schmalen Raum an der Spitze des Kopfes zu treffen, als die Mitte des mehr als Hand großen Schädels mit dem Speere zu durchbohren?

Dagegen ließ sich allerdings nichts einwenden, und somit wurde die Angelegenheit für immer begraben, nicht so die Sache, diese nämlich, die Schlange wurde zuerst von mir untersucht, abgehäutet, dann aber wurde sie zerstückt, mit Salz bestreut (wobei das Thier, welches beim Abhäuten und Zerschneiden nicht eine Spur von Leben mehr gezeigt hatte, doch schauerlich vibrirte, zitterte bis in die kleinsten Fäserchen hinein), und nun in große Blätter gewickelt auf die abendlichen Feuerstellen gelegt, mit heißer Asche reichlich zugedeckt und dann, nachdem man diese festgedrückt, von außen gebraten, indem man auf der Asche, unter der die Stücke lagen, ein tüchtiges Feuer anzündete.

Nach einer Stunde wurde das Feuer entfernt, und wir hatten ein Gericht vor uns, dessen Trefflichkeit man kaum ahnet, so wenig wie die Meisten wissen, wie vortrefflich der Stöhr schmeckt, wohl verstanden nicht der kleine, zwei Ellen lange, der mitunter in den Hauptstädten von Norddeutschland, an der Weichsel, Elbe oder Weser gefangen wird, sondern der zwei Klafter und darüber lange, aus dessen Eiern man unsern Caviar macht, der sich von dem russischen nur durch die Kleinheit der Körner unterscheidet. Wer ein Stück solchen Fisches, der nicht Gräthen, sondern sehr derbe fingerdicke Knochen hat, gebraten vor sich sieht, wird zweifelhaft sein, ob es nicht ein wohl zubereiteter Kalbsbraten ist, und doch ist der Geschmack ein anderer, und ein ganz vortrefflicher. Auch mit diesem Python war es so. Das Fleisch erinnerte in seinem Geschmack an den Aal. Satt essen konnte man sich, denn dieser Aal hatte 24 Fuß Länge und war in seinem Leibe so dick, als die schlanken Malayen.

Endlich waren wir in der weit gestreckten Ebene zwischen den Batang-Lupar, den Madi und den Sikang-Bergen. Die ersteren säumten diese Ebene auf der Nordseite, die beiden andern bildeten rechtwinkelige Begrenzungen im Osten und Süden; an das Batang-Gebirge lehnte sich ein ziemlich weiter See, zunächst von den Quellen der Gebirge selbst gespeist, dann von der Nordostseite her viele kleine Flüßchen aufnehmend, endlich aber nach der Südwestseite hin einen der Hauptflüsse des Kulu entsendend.

Die Ebene würde man unabsehbar nennen müssen, wenn die Gebirge sie nicht begrenzten, aber in der Mitte dieser Ebene stehend, hat man doch nach jeder Seite 10 Meilen, deutsche Meilen bis zum Gipfel, bis zum Kamm der beiden Bergzüge, und der nach Osten gerichtete liegt noch um ein Bedeutendes ferner. Der ganze Raum ist überaus üppig mit hohen gewaltigen Gräsern bewachsen. Das duftige Allang-Gras wird bis gegen 10 Fuß hoch, aber das

Rohr, welches nicht zum Bambusartgeschlechte gehört, und welches doch meilenweite Strecken überzieht, erreicht die Höhe von 40 Fuß und darüber. Palmengebüsche niederer Art, die Rotang und die Fächerpalme, machen die Wildniß noch undurchdringlicher, nur die Bergelephanten (hier soll ein Hauptaufenthalt derselben sein, wiewohl ich auch hier nicht mit vollkommener Bestimmtheit erfahren konnte, ob Elephanten sich im wilden Zustande hier befänden oder nicht), die großen wilden Eber, die mächtigen Hirsche treten sich hier Pfade, um von den Waideplätzen, auf denen sie sich mästen, zu den Quellen zu gelangen, und die Tiger ziehen diesen Bahnen nach, um die friedlich grasenden Thiere zu ihrer Beute zu machen.



Eine Jagdparthie auf Borneo.

Auch uns blieb nichts übrig, als diese Pfade zu wählen oder unsere Elephanten zu brauchen, um neue zu bilden, was man doch aus zweien Gründen nicht gar zu gerne that. Rohr und Gras und Palmblätter schlugen dem Reiter immerfort ins Gesicht, demnächst konnte man auch auf das Lager eines Tigers treffen, und bei solch einem unvermutheten Besuch ist das Thier nicht gerade gut zu sprechen.

Die Sage geht, daß auf diesen weiten Flächen ein mächtiges Volk gewohnt habe, schon weit im Unterlande hörte ich von der Königsstadt, welche allerdings Niemand selbst gesehen, von welcher aber Jeder etwas zu erzählen hatte. Hier sollte mit der Einwanderung der Bekenner des Islam ein mächtiger Mauren-

stamm hergekommen sein, derselbe sollte, die niederen Gegenden verschmähend, hierher gezogen sein und sich auf den Höhen, d. h. auf der Ebene zwischen den Gebirgen niedergelassen, zuerst überhaupt ein Reich, dann aber ein immer mächtiger und immer ausgedehnteres Königreich gebildet haben, das von sich abhängig machte alle Völker im weiten Umkreise.

Sonderbar — die Sage hatte gewiß einen historischen Grund; über acht Tage trieben wir uns, Tiger und Eber, Pfauen und Affen jagend, hier herum, kein Tag verging, wo ich nicht bedeutende Unterbauten (wenn ich mich nicht irre, ist der Kunstausdruck dafür Substructionen), lang gestreckte, etwas über dem Boden erhobene und sehr dicke Mauern, gewaltige Fundamente sah, sämmtlich von überwucherndem Unkraut, von Dornen dicht überwachsen, aber doch leicht kenntlich. Viele Tausende solcher Gebäudetrümmer müssen auf der Ebene zerstreut liegen, sie war also unzweifelhaft einmal bewohnt, die Sage erzählt, daß die Stadt hier gewesen, sie sagt aber nicht, wohin sie gekommen sei, es haben sich nicht einmal Spuren von Nachrichten darüber erhalten, und ich möchte wohl wissen, auf welche Art dieses Reich untergegangen. Aber damals, als seine Bewohner es gründeten, schrieben sie vielleicht nicht Geschichte, und jetzt, wo man Geschichte schreibt oder auch macht, existirt kein solches Volk mehr.

Jetzt heißt der Ort nicht mehr die Stadt der Könige, sondern die Stadt der Tiger, und man kann nicht leugnen, daß dieser Name ein sehr bezeichnender ist.

Viele Felsenbänke erheben sich aus der Fläche, sie sind aber schwer zu erklimmen, denn sie haben fast senkrechte Wände. Da ihre räumliche Ausdehnung nicht groß ist, und sie doch genug Gras und niedere Palmen sowohl als Futter für die Thiere, wie auch als Brennmaterial verwendbar, bieten, so sind diese Bänke am geeignetsten, sichere Lagerstätten zu geben, aber allerdings muß man oft recht lange suchen, bevor man an eine Stelle kommt, welche das Ersteigen solcher Flächen gestattet. Unsere Reise durch die Ebene selbst zog sich dem See zu, weil dort das meiste Wild sein sollte; sonderbar, auf Borneo spricht man von mehr oder minder Wild. Es giebt keinen Fleck auf Borneo, wo das Wild nicht im Ueberflusse vorhanden wäre, und man macht Wochen lange Reisen, um Stellen aufzusuchen, wo es noch mehr als im Ueberfluß ist, beim Himmel, weder die Wildschweine noch die Tiger sollten mich zu dieser Jagdparthie veranlaßt haben, wenn es nicht der Wunsch gewesen wäre, quer durch die Insel aus einem Stromgebiet in das andere zu dringen; aber meine malayischen Fürsten waren vollkommen ernsthaft bei dem Gedanken, daß sie hier mehr Wild finden würden.

Je weiter wir nach Norden vordrangen, desto sumpfiger ward das Erdreich, bis wir schließlich sehr zufrieden waren, eine sich daraus erhebende, weit ausgedehnte Felsenbank zu erreichen. Diese war um ein Beträchtliches größer als die früheren, und wir machten, da es noch nicht spät war, keineswegs beim

Aufgange Halt, sondern wir ritten noch beinahe eine Stunde lang weiter fort, aber mit einer bemerkbaren Steigung des Bodens. Da waren wir plötzlich am Ende der Bank und da sollte nun auch Halt gemacht werden.

Wir stiegen ab und ich eilte an den Rand des Felsens. Welch ein sonderbar veränderter Anblick bot sich mir dar. Die Steigung war beträchtlich genug gewesen, um mir jetzt einen Standpunkt zu gewähren, der viel höher als der höchste Kirchthurm über der sumpfigen Fläche lag, und doch war es nicht die Aussicht von einem Berge, die ich hier hatte, sondern eine Thurmansicht. Ich befand mich so hoch über der Ebene, daß ich sie auf eine weite Strecke aus der Vogelperspective sah. Es war ein großer schwarzer Morast, den ich überblickte, eine Menge kleine Inseln schienen in der blanken Fläche zu schwimmen, welche das Ansehen hatte, als ob sie aus geschmolzenem Pech bestehe. Die Inseln waren nichts als Binsen und Rohrmassen, Binsen von 20 Fuß Höhe, an der Spitze hohe lange seidenartige Blumenflocken tragend, welche, von sammetartigem Schwarz, auf den zarten, überaus dünnen Halmen schwankten, gleich den Federn auf einem Leichenwagen, obschon hier oben kein Lüftchen wehte.

Leichte Nebelwölkchen zogen darüber hin und verkündeten das Nahen des Abends; am Tage unter den Strahlen der Sonne muß dieser Sumpf entsetzliche Massen fauliger Dünste aushauchen, am Abend schlagen sie sich bei der immer mehr sinkenden Temperatur zu Wölkchen und Wolken nieder, bis eine einzige graue Nebelschicht den ganzen gährenden Sumpf bedeckt.

Ich fragte den Sultan, ob denn nun nicht bald das versprochene Jagdrevier erreicht sei. Wir befinden uns mitten darauf, erwiderte er.

Wie, dieser Sumpf?

Nein, diese Bank, auf welcher wir uns befinden, diese Felsenbank, welche sich weit nach Westen hinzieht und sich an das Gebirge lehnt, so daß nur hier, wo die eine Seite steil gegen den Sumpf abfällt, vollkommene Sicherheit gegen nahende Feinde zu finden ist, die nun doch in dem Sumpfe selbst weder wohnen, noch von da zu uns heraufkommen können.

Das ist ja ein entsetzliches Stück Moderland, rief ich darauf zeigend. Hat es einen besonderen Namen?

Allerdings, erwiderte der Malaye, es ist der Danau Scheitun (See des Satan, Teufels-See) und hier wohnen nur böse Geister; das Land, auf dem wir stehen, aber ist dasjenige, welches unsere Vorfahren, die Mauren, die wahre Religion und den Namen des großen Propheten unter die bösen Geister bringend, denselben abgerungen haben. Hier standen die gewaltigsten von ihren Schlössern, hier standen die Burgen, die Vesten ihrer Könige, und der Sumpf war der Graben, der die Veste von einer Seite schütze gegen den angreifenden Feind, auch gegen Angriffe der bösen Dämonen, denn durch des Propheten Macht niedergehalten, vermochten die bösen Geister nicht, sich bis auf diese

Fläche zu erheben. Heute wollen wir uns gehörig ausruhen, denn morgen giebt es eine Arbeit, welche Du wohl schwerlich erwarten dürftest.

Nachdem der Fürst die Wachen rings umher auf das Umsichtigste ausgestellt und ihnen mit einem Blicke, der die sichere Erfüllung seines Versprechens verhieß, gesagt hatte, er würde sie mit eigener Hand köpfen, wenn sie sich eine Nachlässigkeit zu Schulden kommen ließen, rieth er uns an, die indessen gebauten Baracken zu beziehen und uns für den morgenden Tag zu stärken.

Hundertzehntes Kapitel.

Die Sumpfvögel und ihre Morgenunterhaltung. Ein wunderbarer Anblick. Der Jagdgrund. Die erste Jagdscene. Ein dankbarer Elephant. Von neuem Vorwärts. Ein Tiger dicht vor der Nase und ein Monolog dicht vor dem Tiger. Aus diesem — zu Ende gehenden Kapitel — wird der Leser mit Recht schließen, daß der Tiger mich nicht gefressen hat, ansonst ich dasselbe nicht würde haben beschließen können.

Der Morgen erwachte und mit ihm ein wunderbares Leben, nicht sowohl in unserm kleinen Lager, als in der Umgegend. Hier oben auf der Felsenkante, welche weit hinausragte über den Sumpf, saßen unzählige Schaaren von Kranichen, von weißen und schwarzen Reihern, von wunderschönen rothen, ibisartigen, so wie wiederum von noch größeren storchartigen Vögeln. Sie waren so frei von jeder Spur von Furcht, daß sie mich schnatternd und klappernd ganz nahe kommen ließen. Meine malayischen und dajakischen Gefährten machten nicht viel Aufhebens von der Sache, sie schlugen gelegentlich wohl einen Vogel todt, um ihn, so wie er da war, in das Feuer zu werfen, und zum Frühstück zu braten, aber sie bekümmerten sich sonst nicht viel um das ganze Schauspiel; mich hingegen interessirte es im höchsten Grade, und ich stand mitten unter der ungeheuren Masse von Vögeln, welche alle da hinab sahen gleich mir, und mir durch ihr Schnattern sagen zu wollen schienen: sieh nur, wie es da unten aussieht, da soll nun ein Mensch Jagd machen, da soll er Beute suchen, da soll er sein Leben fristen.

In der That, die armen Kerls hatten Recht. Es war nicht mehr der schwarze Sumpf von gestern — es war ein großes Schneefeld, das zu meinen Füßen lag. Eine zusammenhängende compakte Schneedecke schien so hoch auf dem Sumpfe zu liegen, daß auch nicht die Spitze eines Binsen- oder Rohrhalmes daraus hervorsah.

Was war es denn? Schnee konnte es unmöglich sein, gerade unter dem Aequator gelegen, in einer Höhe von 2000 Fuß, wo käme da Schnee her? Es war auch kein solcher, aber es war ein so dichter Nebel, daß er auf das Täu-

schendste einer Schneedecke glich, und ich mich gar nicht verwundern konnte, wenn die langbeinigen Kerls um mich her etwas ängstlich besorgt waren um ihre Nahrung, wiewohl sie doch eigentlich gewohnt sein mußten, täglich Aehnliches zu sehen.

Während das Frühstück bereitet, während die Elephanten gesattelt wurden, stieg die Sonne etwas höher, und sie löste eine Nebelschicht nach der anderen ab von der dichten Masse, wie Flocken erhoben sich diese dünnen Schichten, und immer weiter sah man sie ziehen, bis sie sich verflüchtigten, bis sie im Aufsteigen verschwebten, durch die wärmenden Sonnenstrahlen aufgelöst wurden. Nun kamen auch schon die Spitzen des Rohres und Blüthen der Binsen zum Vorschein, welche jetzt auf dem weißen Grunde noch viel schauriger aussahen, als am gestrigen Abend auf dem schwarzen.

Als sich die Nebelschichten so weit gehoben hatten, oder vielmehr bis zu dieser Tiefe aufgelöst waren, da erklärten Kraniche und Reiher und alle ihre Genossen, daß sie nun Land sähen, und sie erhoben sich in Schaaren, in Familien immer eigene Gruppen bildend, sie breiteten ihre Fittiche aus und senkten sich nieder, mit leisem Flügelschlage die Rohrgebüsche bewegend, wodurch um diese her der Nebel vertrieben, wenigstens aufgerührt wurde, und sie sich so gruppenweise niederließen, obwohl sie noch immer für mein Auge verschwanden, im Nebel untersanken, denn dieser war noch keineswegs so dünn geworden, daß die auf den grünen Inseln stehenden Vögel, oder daß die zwischen diesen befindliche Moorfläche hätte gesehen werden können, und lange ehe die Sonnenstrahlen den Nebel ganz aufgelöst hatten, waren wir auf der Jagd.

Die beiden Malayenfürsten, obschon sie noch nicht hier gewesen waren, hatten doch eine große Uebung in solchen Dingen. Sie hatten ihre Leute in drei Abtheilungen getrennt, eine jede derselben war zum Schutze eines von uns Dreien bestimmt, einer jeden Abtheilung war ein Elephant beigegeben. Die Abtheilungen hatten beträchtliche Räume zwischen sich, und wir wandten uns längs der scharf abfallenden Felsenbank nach Osten zu, wohin sie gleichfalls, so wie von Süden nach Norden, anstieg.

Allmälig wurde dieselbe äußerst ungangbar, man hatte bald rechts, bald links auszuweichen vor dicht umwachsenen Schutthaufen oder vor noch viel trügerischeren Vertiefungen, welche die längst verlassenen und versiegten Brunnen der alten Maurenstadt gewesen sein sollten, eine Stadt, die — wenn sie wirklich eine war — an Ausdehnung London bei weitem übertraf, denn ihr Durchmesser wurde nicht nach Meilen, sondern nach Tagereisen gemessen.

Eine unzählige Masse von prächtigen Pfauen, von Fasanen, von den wundervollen Argushähnen wurde aufgejagt, aber nicht, um geschossen zu werden, denn wir wollten Tiger beschleichen und deshalb jeden Lärm vermeiden.

Die beiden Malayenfürsten verließen ihre schönen und gelehrigen Thiere, um den Kampf mit den grimmigen Feinden zu Fuß aufzunehmen, sie beide

behaupteten, daß man, sich auf seine eigenen Kräfte verlassend, bei weitem sicherer wäre, als auf einem Elephanten, besonders wenn derselbe nicht zur Tigerjagd dressirt sei, und von den schönen Thieren, welche wir von dem reichen Tomongong mitgenommen hatten, war wohl keins zu einem so ernsthaften Kampfe abgerichtet, was überhaupt eine Kunst zu sein scheint, die mehr in Indien als auf den indischen Inseln heimisch ist, denn nur auf dem Festlande von Indien bedient man sich der Elephanten zur Tigerjagd, und auch dort thun es nur die Engländer, die Indier selbst sind keine großen Freunde von diesem Vergnügen, und wenn eine große Jagd angestellt wird durch einen Fürsten, der etwa europäischen Gästen einen Festtag bereiten will, so wird diese Jagd eine völlig gefahrlose für die eigentlichen Theilnehmer, denn sie sitzen sehr gut geschützt auf hohen Gerüsten, und die Raubthiere werden nebst den anderen Thieren des Waldes durch Tausende von Menschen herbeigetrieben, so daß daraus ein ruhmloses Morden wird, dessen Gefahr allein auf die unzähligen Treiber zurückfällt.



Ein Arguspfau-Hahn.

Der Sultan von Taijang machte sich noch viel bei seinem Elephanten zu schaffen, auf den er zu dem Mahut einen jungen, sehr hübschen Menschen setzte, der bis dahin aller Aufmerksamkeit entgangen war, weil er, noch ein halbes Kind, Niemanden besonders interessirte. Dieser Elephant blieb am Eingange eines großen Gebüsches zurück, umgeben von einem halben Dutzend wohl bewehrter Malayen. Nachdem diese Anordnung getroffen war, ging es wieder vorwärts, und sehr bald trieben wir Büffel, Füchse, Schakale auf, welche bei unserer Annäherung plötzlich davon sprangen.

Die Gebüsche und die Trümmer, welche von ihnen überwuchert waren, wurden immer dichter, bald aber wehte uns auch eine pestilenzialische Luft entgegen, die mich beinahe mehr als die stacheligen und dornigen Palmengebüsche am Vordringen hinderten. Auf meinem Elephanten, der mich in diesen acht oder zehn Tagen zärtlich liebgewonnen hatte, da ich ihm unermüdet wohlschmeckende Bissen, Früchte, gekochten Reis und auch Raki zusteckte, fühlte ich mich ziemlich sicher; aber gegen die furchtbaren Verwesungsgerüche konnte mich die Höhe, auf welcher ich saß, doch nicht schützen, wenn sie mich auch gegen schneidende Blätter und stechende Dornen schützte. Vor Ekel wäre ich beinahe umgekehrt, wenn ich mich nicht geschämt hätte.

Wir waren an dem Lager der Raubthiere angekommen, der ganze vor uns liegende Raum wimmelte von Tigern, Schakalen und Füchsen, die sämmtlich ihre Beute hierher schleppten zu den Jungen, zu der liebenswürdigen Familie. Und da diese nicht geneigt war, das Schlechtere zu verzehren, da es durchaus nicht an frischer Beute fehlte, so blieb die Hälfte der Verwesung überlassen, und man kann sich von dem Geruch kaum einen Begriff machen, wenn man auch daran denkt, wie es unter Wind einer Abdeckerei riecht und hier lag eine Abdeckerei vor uns welche vielleicht 50 Quadratmeilen Flächenraum hatte.

Die Gebüsche waren von einer so unglaublichen Menge ausgetretener Pfade durchschlungen, daß sie, wie ein Labyrinth, vor allen Dingen Gefahr des sicheren Verirrens drohten und hier verirren war mit dem Tode gleichbedeutend; mir wurde demnach ein wenig bange, oder um mich gewissenhafter auszudrücken, mir wurde sehr bange.

Ich verließ mich noch in einiger Art auf den Instinkt der mich umgebenden Leute, und so ritt ich denn trotz aller Bangigkeit tapfer vorwärts, als urplötzlich mein Elephant einen trompetenartigen, schmetternden Ton ausstieß und so gewaltsam und rasch auf seinen Hinterfüßen umdrehte, daß ich trotz aller Versuche, mich zu halten, von ihm herabgeschleudert wurde und in das hohe Junglegras fiel, zwar ohne beschädigt zu sein, aber um so trauriger mit völlig unumwölktem Bewußtsein dem Augenblick entgegensah, wo mich der nächste Tiger aufheben und mich zu seiner Familie tragen werde.

Ich fühlte mich auch einen Augenblick darauf umarmt und hoch in die Luft gehoben, aber siehe da, nicht von einem Tiger, sondern von dem Elephanten, welcher bemerkt hatte, daß ich von seinem Rücken gefallen war, und der trotz seiner Todesangst vor dem Tiger, seine Flucht unterbrochen, umgekehrt war und mich mit seinem Rüssel erhob um mich davon zu tragen.

Ich muß sagen, daß dieser merkwürdige Zug von Liebe, von Dankbarkeit des edlen Thieres mich auf das Tiefste rührte und daß ich hätte weinen können wenn ich dazu Zeit gehabt, das ging aber in diesem Augenblicke nicht, ich mußte mir damit helfen einfach gerührt zu sein, ich versprach dem braven Burschen so viel Reis, Bananen und Arac, als ich würde erlangen, eventualiter würde erkaufen können.

Meine Malayen waren so gut entflohen als mein Elephant; da war nichts mehr zu halten, aber ich schämte mich, denn ich glaube, ich wäre nicht gewichen, ohne den Fluchtversuch des Elephanten. Ich sagte das meinen Begleitern und sie gestanden mir zu, daß nicht ich, sondern der große Bursche, auf dem ich ritt, ausgerissen wäre und sie sagten auch, daß sie durchaus nicht abgeneigt seien, wieder vorwärts zu gehen. Die Umarmung des Elephanten ist immerhin ein wenig kräftiger als die eines jungen schönen Weibes, daher fühlte ich um die Rippen her etwas von noch lange nachhaltigem Druck, doch war er nicht so schlimm, daß ich nicht hätte sollen weiter gehen können, und so wurde denn

abermals der Gang nach dem Gebüsche angetreten, welches mir so verderblich hätte werden können, es geschah aber mit Zurücklassung des Elephanten, der wohl hätte gezwungen werden können wieder vorwärts zu gehen, was jedoch nicht von Nutzen sondern gefahrbringend hätte sein können, ja ein Elephant der etwas contre coeur thut, ist selbst so grimmig, daß er Rache schnaubt und sie an seinem Führer übt, sobald er irgend Gelegenheit dazu hat. Der Mahut blieb also mit dem Thiere zurück und wir gingen nochmals auf die Stelle zu, an welcher der Elephant den Tiger gesehen haben mußte.

Ich war mit einem sehr schweren Doppelgewehr versehen, welches eine dreilöthige Kugel schoß, so daß ich wohl darauf rechnen konnte, einen Tiger trotz seines sehr elastischen Felles gefährlich zu verwunden. Meine Begleiter hatten zum großen Theile auch Feuergewehre, aber viele derselben noch mit Lunten-schlössern, und da sie mir den Ehrenplatz ließen, d. h. da sie hinter mir zurückblieben, so hatte ich vor ihnen ganz entschieden mehr Furcht als vor dem Raubthiere. Ein solcher Malaye schießt in seiner Berserkerwuth los, wohin das Rohr auch gerichtet sein möge; er glaubt, nicht das Zielen, sondern das Knallen sei die Hauptsache, darum bat ich meine werthen Begleiter sich, wenn es irgend mit ihren Begriffen von Kriegführung vereinbar sei, der Feuerwaffen zu enthalten und lieber durch den Gebrauch ihrer Speere mich zu unterstützen.

Wir drangen in das Gebüsch ein und siehe, da lag in einer Höhle, die wohl auch nichts weiter als der Eingang zu einem ehemaligen Wasserbehälter war, der Tiger, welcher den Elephanten so sehr erschreckt hatte. Es war eine riesige Bestie, ich habe niemals ein ähnliches Thier gesehen wie dieses, sein gewaltiger Kopf, rund wie der einer Katze, deutete ein großes Alter an, denn er war sehr starkknochig und das Haar auf demselben war länger als gewöhnlich und war ergraut.

Was jetzt beginnen; er kehrte mir die unverwundbarste Stelle seines Körpers, er kehrte mir den Kopf zu, und war so zusammengekauert, daß der ganze übrige Körper gewissermaßen hinter dem Kopf verborgen war. Auf diesen Kopf zu schießen, schien mir nicht rathsam, es würde wohl selbst die dreilöthige Kugel nicht Kraft genug haben, um durch die eiserne Stirne zu dringen. Die Geschicklichkeit aber und die Kaltblütigkeit, das Auge des Unthieres zu treffen, traute ich mir nicht zu. Der Schuß ist zwar sicher tödtlich, wenn das Ziel erreicht wird, wenn aber nicht, so sind gerade um das Auge her die allerwiderstandsfähigsten und härtesten Knochen des Kopfes gelagert und von einem Durchdringen der Kugel keine Rede.

Da stand ich nun völlig rathlos, denn meine würdige Mannschaft that nichts in der Sache; ja wenn ich der Sultan gewesen wäre, so hätten sie wohl den Kampf angefangen, sie wären mit ihren Spießen vorwärts gegangen und hätten das Raubthier gereizt, so daß es sich hervorgemacht und zum Schusse gestellt hätte, dies geschah natürlich nicht und ich stände noch vor dem Tiger,

wenn nicht seitwärts von ihm ein Geräusch ihn aufmerksam gemacht und seine Augen, das will sagen seinen Kopf, dahin gelenkt hätte. Das war ein Moment den ich nicht verpaßte. Ich hatte mich indessen an den Anblick des grimmigen Königs der Wälder gewöhnt, ich hatte empfunden daß ich im Stande sei, seinen Blick zu ertragen und damit war meine Ruhe und Sicherheit zurückgekehrt. Sobald der Tiger, durch das aufgescheuchte Wild, welches seitwärts herankam, veranlaßt, den Kopf dahin wendete wo das Geräusch herkam, zeigte er mir die ganze Seite seines kurzen Halses im gespannten Zustande, die Haut lag glatt darüber und ich konnte überzeugt sein, daß ich ihn schwer verwunden würde. Was man für Zeit hat in solch einem Augenblicke, mußte ich selbst nachher bewundern. Ich konnte mich ganz deutlich erinnern, daß ich in dieser Situation, welche nicht zwei Sekunden dauerte, überlegt hatte ob ich so hoch schießen soll, daß ich einen Halswirbel zerbreche oder so niedrig, daß dadurch die Luftröhre und die Pulsadern zerrissen würden. Ich entschied mich für das Erstere, weil ich als Arzt wußte, daß durch eine Zerreißung des Rückenmarkstranges der Tod augenblicklich erfolgen mußte, andernfalls die Verblutung viel langsamer tödtlich und dem Tiger Zeit zu einigen gefährlichen Angriffen lassen konnte.

Ich schoß und augenblicklich sank der Kopf des Tigers so weit nieder, daß er beinahe den Boden berührte; der schon todte Körper machte durch die plötzliche Lösung der angespannten Muskeln noch einen Sprung, so daß er mit seinem ganzen Körper aus der Höhle hervorbrach, dann lag er lautlos und ohne eine Zuckung da.

Sonderbar, ich hatte vorher kein besonderes Vertrauen bei den Malayen, sie hatten dagegen durch diesen Schuß großes Vertrauen zu mir gewonnen, ihre Mienen und Aeußerungen machten es mir unzweifelhaft, daß sie sich bisher gefürchtet hatten und daß sie jetzt im Vertrauen auf meinen Muth und meine Geschicklichkeit ihre Furcht aufgegeben, daß sie sich neben mir sicher fühlten. Das war für mich immer ein großer Gewinn, denn er hatte zur Folge, daß sie mit mehr Muth als bisher, thätig waren und sich der Gefahr kühn aussetzten, weil sie glaubten, ich sei der Mann um sie daraus zu retten.

Hundertelftes Kapitel.

Noch ein Tiger und zwei Junge desselben. Versuche mit dem Elephanten. Wie man denselben zur Tigerjagd abrichtet. Einige naturgeschichtliche Anecdoten über das größte Landthier. Der Sultan ruft zum Kampfe.

Der gefallene Tiger hatte die Höhle mit seinem Körper verschlossen, sie war jetzt frei und konnte untersucht werden, was ich alsbald zu thun begann. Nun ist das allerdings kein großes Vergnügen, die Tiger wohnen in Familien zusammen und sind nicht gewohnt, naseweise Miether aufzunehmen, vielleicht weil

sie wissen daß, obschon man sie Könige der Wälder nennt, sie doch keineswegs königlich möblirt sind. In dem vorliegenden Falle aber mochte es mit minderer Gefahr geschehen können, denn die Höhle war sehr eng und der Tiger konnte dieselbe nicht mit einem Sprunge, sondern nur kriechend verlassen. Dies sahen auch die Leute selbst sofort ein und sie weigerten sich nicht, den Auftrag zu erfüllen. Einer der Malayen ging ziemlich courageus heran, klopfte mit seiner Lanze an das Gemäuer, da hierauf nichts erfolgte, so stieß er mit der Lanze hinein so weit sie reichte, und nun war ein sehr grimmiges Brüllen oder Knurren die Antwort auf diese Störung, auf diese Zudringlichkeit. Da nahm ein anderer Malaye sein Gewehr an die Schulter, blies die Lunte an und brachte sie mit furchtsam abgewendetem Gesicht an die Zündpfanne und der Schuß ging los, vom Schicksal so glücklich geleitet daß die Kugel wirklich in die Höhle drang und ein zweiter Tiger verwundet, aber dadurch nur desto grimmiger hervordrang, hervorkroch, aber nicht so behutsam als sein Vorgänger, sich alsbald ins Freie machte und mir auch so glücklich in den Schuß lief, daß ich ihm eine Kugel durch die breite Flanke in das Herz jagen konnte.

Das ist die Tigerin, sagte ein neben mir stehender Malaye, nun sind noch die Jungen darin, wir wollen ein wenig warten, sie werden schon von selbst herauskommen.

So geschah es auch, in ganz kurzer Zeit zeigten sich zwei junge, doch schon mehr als halb erwachsene Tiger von der Höhe eines völlig ausgewachsenen Neufoundländers an der Mündung der Höhle. Ich wollte auf sie schießen, der bei mir stehende Malaye legte aber seine Hand auf meinen Arm und sagte: lebendig fangen; dies leuchtete mir als ganz vernünftig ein, da ich aber davon nichts verstand, so überließ ich die Arbeit den Leuten, welche alsbald damit fertig waren; ein paar Seile wurden den sich sträubenden Katzen um den Hals geworfen, dann auch um die Pranken, die nun mit dem Körper zusammengeschnürt wurden, worauf man sie aufhob und zurücktrug, indessen ein paar andere Leute sich damit beschäftigten, die beiden getödteten Tiger abzuhäuten, was mit einer fabelhaften Schnelligkeit und Geschicklichkeit ausgeführt wurde.

Hier war nichts mehr zu holen, ich glaubte auch halb und halb genug gethan zu haben, um meinen Muth und meine Geschicklichkeit zu beweisen, und so kehrte ich mit den Leuten zurück zu dem Elephanten. Hier sah ich daß einer der beiden Tiger gebraucht werden sollte, um dem Elephanten Muth zu machen. Gebunden wurde derselbe vor ihn hingelegt, aber sein Muth war nicht gar groß, er zitterte am ganzen Körper auf eine Weise, daß er mir wirklich Mitleid einflößte. Der Mahut redete ihm freundlich zu das Unthier zu beriechen, lange zögerte er; dann näherte er sich einige Schritte, aber mit stets heftiger werdendem Zittern, und seinen Rüssel hatte er so eng zusammengerollt zwischen seine beiden langen Hauer, daß es aussah, als wolle er denselben mit seinem weiten lappigen Maule verschlingen.

Der Mahut machte ihm ein Zeichen, da rollte er den Rüssel auf, schwang ihn in die Höhe über sein Haupt und ließ ihn mit gewaltigem Gewichte auf den gefesselten Tiger herabfallen, so daß derselbe einen grimmigen Schrei ausstieß. Der Elephant, welcher sah daß ihm selbst keine Gefahr erwuchs, schrie auch seinerseits mit jenem bekannten Trompetentone auf, der sicher Freude bezeigt und schlug noch einmal nach dem halb erwachsenen Tiger; jetzt wurde seine Aufmerksamkeit auf den andern Tiger gelenkt, unterdessen aber der erstere so weit entfesselt, daß er sich bewegen konnte und nur der eine Hinterfuß angebunden blieb, wodurch ihm die Flucht unmöglich wurde, obwohl er sich entsetzlich gegen die Fessel sträubte, nachdem er einmal halb und halb in Freiheit gesetzt war.

Nun lenkte der Mahut seinen Elephanten gegen den nicht mehr wehrlosen Tiger, aber die Zuversicht des ersteren hatte bereits so mächtig zugenommen, daß er voll Grimm auf ihn zuschritt und ihm einen noch viel furchtbareren Hieb versetzte als einer der ersteren gewesen, dann stieß er den Tiger nieder, senkte seine beiden Hauer in den Leib desselben und knieete auf ihm, immerfort mit hoch gehaltenem Rüssel Trompetentöne ausstoßend.

Ich fragte, warum man den gefangenen Tiger so unnöthig martern und zermalmen lasse. O Herr, sprach der Mahut, dies geschieht, um den Elephanten zur Tigerjagd brauchbar zu machen. Er sieht jetzt, daß er in dem Kampfe Sieger bleibt, daß er nicht nöthig hat, sich zu fürchten und nun wird er bei einer neuen Gelegenheit auch vor einem großen erwachsenen Tiger nicht mehr fliehen.

So erfuhr ich in welcher Weise man dem Elephanten die, ihm durchaus natürliche Furcht vor der grimmigen Katze abgewöhnt, es kommt alles auf das innere Vertrauen, auf das Selbstbewußtsein an, ist dieses vorhanden, so ist die Gefahr zur Hälfte überwunden. Wie ich späterhin erfuhr, wird der Elephant jederzeit in dieser Art zu Kriegsdiensten brauchbar gemacht. Er flieht immer vor dem Tiger und dieser springt ihm auf den Rücken, zerreißt sein Fell, wie dick es auch sei, verwundet ihn furchtbar im Nacken, und wenn auch häufig der Elephant Sieger bleibt, indem er sich im Schmerze niederwirft, auf den Rücken wälzt und so den Tiger unter seiner Last erdrückt, so ist ihm doch solch ein Sieg viel zu schmerzhaft, um nach einem neuen zu verlangen, und er flieht immer wieder den nahenden Tiger. (Aeltere Erzählungen geben an, daß hierbei zwar der Elephant immer Sieger bleibe, aber auch immer selbst sterben müsse, weil einmal auf dem Rücken liegend er sich nicht mehr erheben könne. Dies ist eine Fabel, welche nur von der gänzlichen Unbekanntschaft mit dem Thiere herrührt, eine Fabel, erfunden von einem Stubengelehrten, der niemals einen Elephanten gesehen hat, aber aus Beschreibungen von seiner Größe, auf seine Unbeholfenheit schließt. Zur damaligen Zeit, wo solche Albernheiten erfunden wurden, konnte der Elephant sich gar nicht hinlegen, eben weil er nicht aufstehen konnte, er mußte also im Stehen schlafen, schlafen, indem er sich an einen Baum lehnte. Damals fing man auch noch die Elephanten dadurch, daß man die Bäume,

an welchen sie zu schlafen pflegten, unten an der Wurzel durchschnitt, dergestalt, daß der Elephant, wenn er sich an den Baum lehnte, diesen umwarf und dann, da er so wenig aufstehen konnte als der Baum selbst, leicht gefesselt und fortgeführt werden konnte. Natürlich nachdem ein paar Menschen ihm die Hand gereicht und ihm wieder auf die Beine geholfen. Man sieht, zu welchen Consequenzen solch ein Unsinn führt. Heutigen Tages sind die Elephanten sowohl bequemer als auch behender geworden, sie legen sich nämlich nieder so lang wie sie sind, strecken alle Viere von sich so gut wie ein Rind oder ein Pferd, und springen auch eben so leicht auf wie diese; sie sind nicht unbeholfen wie eine Schildkröte, die, einmal umgekehrt, so liegen bleiben muß bis zu ihrem sanften oder schmerzlichen Ende, sie wälzen sich im Sande oder im Schlamm ganz nach ihrem Privatvergnügen und sie stehen ebenso wieder auf, ohne Hebebäume und ohne Handreichung.)

Als ich sah, daß der Elephant sich beruhigt hatte und zugleich bemerkte, daß er mich wiedererkannte und mich noch immer in sein zärtliches Herz schloß — denn er streichelte mich mit seinem Rüssel und umringte mich so zärtlich und drückte mich an sich und „brüllte so sanft wie ein junges Täubchen", da faßte ich ein Herz zu ihm und stieg wieder an ihm empor, in der Hoffnung, er werde nicht wieder von Neuem so dumme Streiche machen, wie der oben beschriebene, sondern denselben zu meiner vollständigen Satisfaction wieder ausgleichen.

Mein Elephant ging in mäßigem Schritt, meine Leute in wüthendem Gallop der Gegend zu, welche uns durch das Schießen als der Schauplatz schwerer Kämpfe angedeutet wurde. Nach einer halben Stunde lustigen Marsches durch die schrecklichsten Verschlingungen, welche kein Nürnberger Geduldspielfabrikant hätte besser erfinden können, gelangten wir auf den Kriegsschauplatz.

Hier war ein Malayensultan an der Spitze und darum alles in der lebhaftesten Thätigkeit. Das trompetenartige Blasen meines Elephanten deutete an, daß er die Nähe des Tigers wittere und das wilde Stampfen mit seinen Füßen schien mir zu zeigen, daß er sich zum Kampfe vorbereite. Ich glaubte indessen nicht an das plötzliche Erwachen seines Muthes, sondern ließ mich bei einem Augenblick des Haltens von ihm herab, was ein wenig leichter geht als das Emporklettern; indessen kaum hatte ich den Boden berührt, als der Rüssel des Elephanten mich auch umschlang und er mich an sein rechtes Vorderbein drückte, als wolle er mir sagen, daß ich mich nicht mehr zu fürchten brauchte und daß er mich wohl beschützen werde. Viel reden läßt sich mit einem solchen Elephanten nicht, er hat gewisse Ansichten und es hält ziemlich schwer, die eigenen den seinigen gegenüber geltend zu machen. Da ich indessen ein gutes Stück Reiskuchen in meiner Tasche und auch noch Arac in meiner Feldflasche hatte, so goß ich von diesem letzteren etwas auf den Reiskuchen und bot ihm diesen dar. Die Versuchung war zu groß, er ringelte seinen Rüssel von mir ab und während er mit gen Himmel blickenden Augen in elephantischen Paradiesesfreu-

den schwelgte, zog ich mich zur Seite und konnte nun zu Fuß dem Kampfe zusehen oder ihn bestehen helfen.

In diesem Augenblick rief der Sultan von Schadan „steht fest! der Tiger kommt". Ein Rasseln des Gebüsches, das Pfeifen der von ihm verdrängten und zurückschlagenden Zweige verkündete ihn.

Ich war sehr klug gewesen daß ich mein edles Reitthier verlassen hatte, denn sein Muth war noch keinesweges so gestählt, daß er den Anblick des Tigers hätte ohne Schrecken ertragen können. Er kehrte trotz des Mahuts Hakenstock um und lief davon.

Der Tiger kam aus einem ähnlichen Gewölbe wie das vorher von mir bemerkte, aber nicht langsam, sondern mit einem raschen Sprunge, er mußte bereits verwundet oder sonst wie gereizt sein, denn als die Höhle verlassen war, sah er sich um und bemerkend, daß er umstellt war, „schlug er mit seinem Schweif einen furchtbaren Reif" und setzte auf die nächst vor ihm stehenden Leute zu.

Von allen Seiten her ertönte ein furchtbares Kriegsgeschrei und von allen Seiten her wurde blind darauf los gefeuert, und daß wir nicht alle durch das gleichzeitige Schießen Kinder des Todes geworden, ist ein wahres Wunder, denn sicher wurde außer durch den Sultan kein einziger Schuß abgefeuert, dem man wirklich ein Ziel angewiesen. Hier erfuhr ich, was man blindlings schießen nennt.

Der Gestank erschien mir wahrhaft entsetzlich, auch lagen hier die halb verzehrten, halb verwesten Reste von mindestens zwanzig großen Thieren bei einander.

Ich hatte mich nahe genug herbeigemacht, um einen sicheren Schuß thun zu können, ich wollte diesmal so keck sein, das Auge des grimmigen Feindes zum Ziele zu nehmen, als der Sultan, mein angelegtes Gewehr gar nicht beachtend, auf den Tiger einsprang und ehe derselbe sich wenden konnte, ihm einen furchtbaren Stich mit seinem Krisch beibrachte.

Von allen auf ihn gerichtet gewesenen Schüssen war der Tiger durchaus nicht getroffen, wenigstens war keine Spur einer Verwundung zu sehen, er hatte also seine vollkommene Kraft nicht nur ungeschwächt, sondern vielmehr durch seine Wuth erhöht und doch hatte der Malaye dieses Unthier lediglich mit einem Messer angegriffen. Ich glaube so etwas nennt man Muth, und die Handlung war mit Bewußtsein ausgeführt, denn er war dergestalt seitwärts auf den Tiger zugesprungen, daß derselbe nach dem erhaltenen Todesstoß mit seinen Pranken um sich hauend, ihn doch nicht erreichen konnte und der Sultan ohne eine Schramme, als Sieger aus diesem wilden Kampfe hervorging.

Hundertzwölftes Kapitel.

Sehr folgenreiche Jagd. Ein besonderes Ereigniß. Verschiedene Menschen und Tiger fallen unter dem Krisch des malayischen Fürsten. Die Zauberin Zilli. Versuch, den Vorfall zu erklären und nachträgliche Versuche, noch einige Malayen mehr zu schlachten.

Die Gegend wimmelte von Tigern und die schweren Büchsenkugeln schickten manchen derselben zum Tode. Bei all diesem Spectakel und dieser bodenlosen Verwirrung verloren wir nur einen einzigen Menschen, was ich ein wahres Wunder nennen muß, indem die Unvorsichtigkeit so groß war, daß ich es für begreiflich gehalten haben würde, wenn mehr Menschen als Tiger erschossen worden wären. Ich bemerkte dabei, daß die Tiger nicht so furchtbare Gegner sind als man gewöhnlich glaubt. Sobald sie Gefahr wittern, liegen sie fest am Boden und niedergedrückt unter dem langen Grase oder unter den Büschen, daß sie so schwer aufzujagen sind wie Katzen oder Wachteln. In der Regel war ein Schuß erforderlich, um sie in Bewegung zu setzen, und dann versuchten sie jederzeit unter dem Schutze des hohen Grases und des Dickichts zu entkommen. Sie stürzten sich ihrerseits zwar auch blindlings auf den Feind, aber erst wenn alle Auswege versperrt und sie schmerzhaft verwundet waren. Zwei mit Doppelbüchsen bewaffnete kaltblütige und geschickte Männer dürfen dreist bis an die Mündung einer Tigerhöhle vordringen, ohne daß sie viel zu befürchten hätten*), nur ist allerdings Kaltblütigkeit ein unerläßliches Erforderniß; auch ist es in gewisser Art rathsam, sich vor einer Tigerin, welche Junge hat, zu hüten. Wie man dieses machen müsse, weiß ich freilich nicht genauer anzugeben.

Eine Menge junger und alter Thiere wurde getödtet, viele unserer Malayen waren verwundet, einer derselben hatte bei einem Sturz von seinem Elephanten das Rückengrat gebrochen und er starb, während wir ihn umstanden, unter gräßlichen Qualen.

Wir zogen weiter gen Osten, indem wir uns über diesen Lieblingsaufenthalt der Tiger besprachen, welche keinen geeigneteren Platz für sich hätten wählen können, wenn sie mit menschlichem Verstande begabt gewesen wären. Ihre große Anzahl, ihre starke Vermehrung und ihr körperlicher Umfang, ihre Wohlgenährtheit zeigte, wie wenig sie an irgend etwas Mangel litten, ja die Zahl der halbverwesten Thiere zeigte sogar, daß sie einen großen Ueberfluß an Nahrung hatten. Bei einer solchen Höhle sah ich einen gewaltigen Büffelstier liegen. In der Regel glaubt man, der Büffel besiege den Tiger, und ich habe in mancher kleinen Arena in den fürstlichen Besitzungen auf Java bestätigt gesehen, was man darüber sagt und glaube auch, daß die hier verendeten Büffel nur durch Ueberfall während der Nacht eine Beute der Tiger geworden sind. Da

*) Trelawney a. a. O.

dieselben sich aber gewiß nicht aus freien Stücken hierher begeben, so ist doch, meiner Meinung nach, die furchtbare Kraft des Tigers zu bewundern, welcher im Stande ist, einen getödteten Büffel bis zu seiner Höhle zu tragen; man müßte denn glauben, daß derselbe sich wie das Kalb vom Fleischerhunde leiten ließe.

Beim späteren Herniedersteigen von dieser Stadt der Tiger sah ich in der That, wie furchtlos die langhörnigen indischen Büffel den Tigern gegenüber sind. Mehrere dieser letzteren waren vor dem Gelärme der Jagd nach den niedriger gelegenen Gegenden gezogen und wie wir gleichfalls hinunterkamen und sie weiter scheuchten, flohen sie, während gerade auf ihrem Wege eine Büffelheerde graste. Dieselbe wurde aufmerksam auf den Lärm, den wir machten, und in Folge dessen wurden die heranschleichenden Tiger gesehen. Die Büffel schaarten sich nicht zu einem Kreise wie man zu sagen pflegt, jeder blieb stehen, wo er stand, nur auf seine eigene Kraft vertrauend, aber ein jeder senkte den Kopf und zeigte die Spitzen seiner scharfen, weit nach vorne gekrümmten Hörner. Die Scene kam mir wirklich komisch vor, die Stiere sahen gerade aus wie eine Menge Hofschranzen, welche vor einer nahenden Excellenz mit tief gesenktem Haupte einen mehr als anständig krummen Buckel machen; aber wie komisch auch immer, die feste Haltung zeigte doch, daß die ankommenden Tiger keinen Schreck verursachten.

Lange bevor dieses geschah und noch während wir auf dem hohen Plateau mitten unter den Tigern waren, ereignete sich ein anderer Vorfall, der schrecklich genug hätte werden können.

Der Sultan von Taijang schickte, wie oben erzählt, seinen Elephanten als nicht jagdgeübt zurück, an seiner Stelle aber hatte jener hübsche Knabe Platz genommen, und er nebst dem Mahut und vier oder fünf Malayen war hinter dem Jagdgefolge geblieben; aber hinter unserer Front war es nicht um gar Vieles sicherer als vor derselben, was der Sultan wohl kaum gedacht haben mochte, vielleicht in der Voraussetzung, daß wir mit unserem geräuschvollen Marsche die Tiger vor uns hertreiben würden, was allerdings nicht geschah.

Als die Jagd bis zu dem vorhin erwähnten Punkte gediehen war, wendete sich das daselbst versammelte Gefolge der beiden Fürsten nach jener Richtung, welche der Sultan von Taijang gleich anfangs eingeschlagen hatte, theils um Antheil an seinen Siegen zu haben, theils um beizustehen, wenn Beistand nöthig sein sollte.

Der Vormittag war indessen vergangen, wir begegneten ihm, er befand sich auf dem Rückwege, weil in der furchtbaren Mittagshitze, die jetzt nahte, Menschen und Thiere zu sehr angegriffen wurden. Wir wollten nach dem Wäldchen zurückkehren, wohin er die Elephanten und die ihm anvertrauten Personen geschickt. Da hörte man aus diesem Wäldchen her ein lautes Getöse von knurrenden Tigern, schreienden Menschen, vermischt mit dem durchdringenden Trompetenton eines geängstigten Elephanten.

In aller Eile rannte Alles nach dem Wäldchen zu, der Sultan in großer Angst allen Anderen voraus, in der einen Hand seinen Speer, in der anderen seinen Krisch haltend.

Kaum hatten wir die ersten Bäume hinter uns, als ein schreckliches Schauspiel sich unseren Blicken darbot. Ein gewaltiger greiser Tiger hing auf dem Rücken des Elephanten, sich mit den Vorderklauen festhaltend und mit denen der Hinterläufe die Beine des Elephanten zerfleischend; weder der Führer noch der schöne Knabe war auf dem Elephanten, aber ganz nahe vor uns lagen zwei in weiße Gewande eingewickelte Knäuel, ein jeder unter den Klauen eines zwar jungen, aber ganz ausgewachsenen Tigers.

Der Sultan schrie vor Wuth auf, beinahe lauter als der Elephant blies; er warf den Speer mit geschickter Faust nach dem entfernteren der beiden Tiger, dann schlug er sich mit dieser Faust so grimmig vor den Kopf, daß ich glaubte, er müsse die Stirn zerschmettert haben und er rief, o ich Thor! ich wahnsinniger Thor, meine kostbarste Perle der Hand von Miethlingen anvertraut zu haben.

Mit diesem Ausruf stürzte er auf den näher gelegenen Tiger zu, fiel selbst wie ein Tiger auf ihn nieder und Stoß auf Stoß durchbohrte sein Krisch die junge Bestie, breite Blutwellen quollen aus jeder neuen Wunde hervor und besudelten den Sultan so wie das Schlachtopfer.

Jetzt wälzte er das Raubthier herab von seiner Beute und wirrte die verwickelten Gewänder von dem Unglücklichen ab. Kaum hatte er gesehen, daß es einer seiner Malayen war, als er ihn anspie, mit dem Fuße nach ihm stieß und über ihn hinweg nach dem Andern eilen zu wollen schien, sich plötzlich jedoch noch einmal besinnend, umkehrte und seinen Krisch dem so eben von ihm Geretteten zweimal durch das Herz stieß, indem er ausrief: wegen dieses Sohnes einer Hündin einen Augenblick verlieren! Scheitum halte Dich im Grabe fest!

Nun sprang er auf und lief auf den anderen, durch den Speer durchbohrten Tiger zu, welcher so überaus sicher getroffen war, daß er ohne eine Zuckung auf dem Rücken lag. Aus den blutigen Gewändern wickelte sich ein anderer Malaye und der Sultan rief: o ihr Sklaven! ihr verdammten Hunde, unterdessen ich sie, welche nichts Besseres verdienen als von Tigern zerrissen zu werden, befreie, wird mein Kleinod zerrissen, und ein neuer Stoß von dem nie fehlenden Krisch traf auch den anderen Malayen, so daß er lautlos hinsank, und mit zwei Sätzen, als hätte er Flügel an seinen Sohlen, war er hinter dem Elephanten und dem Tiger der ihn zerfleischte.

Es war mir ganz unzweifelhaft, daß der unsinnige Wütherich hier sein Ende finden müsse. Die beiden ersten Tiger waren ausgewachsene Junge, welche mit ihrer Beute mehr spielten gleich der Katze mit der Maus, als daß sie sie hätten zerreißen wollen; ein Metier, worin sie vielleicht noch nicht einmal recht geübt waren, indem die Raubthiere ihren Jungen sehr lange Beute zutragen, besonders wo dieselbe in solcher Menge vorhanden ist. Dieser Umstand

macht es erklärlich, daß der Sultan nicht schon unter den Klauen des ersten gefallen war; denn wer auch nur einen Tiger in einer Menagerie gesehen hat, wird nicht bezweifeln, daß er nicht einem sondern zehn Menschen an Kräften gewachsen ist. Jetzt aber, wo ein greiser, ein gewaltiger, beutegieriger Tiger mit verwegener Hand angegriffen wurde und nichts den Angreifer schützte als ein Gewand von leichten baumwollenen und Seidenstoffen — jetzt war mir sein Tod so gewiß, daß ich am liebsten mein Gewehr gegen den Tiger gebraucht, bevor der Malaye ihn erreicht hätte, aber der Gedanke, dieses zu thun war nicht so schnell gefaßt als der Sultan gesprungen war, geflogen — wie ich mein Gewehr anlegen wollte, sah ich ihn bereits an dem Tiger hängen, ihn mit sich herunterreißen und Stich auf Stich nach ihm führen, was in solcher Schnelligkeit geschah, daß ich das Aufheben und das Niederfallen des Armes kaum wahrnehmen konnte.

Der Tiger fiel von dem halb zerfleischten Elephanten herab und wälzte sich in seinem Blute, denn die Hand des Sultans, früher so überaus sicher, schien den tödtlichen Fleck, schien das Herz nicht finden zu können; das Einzige, was den Sultan vor den um sich hauenden Klauen des Tigers und vor seinem furchtbaren Gebiß rettete, war der Umstand, daß er sich auf dem Rücken desselben befand und sich daran wie mit eisernem Griffe festhielt. Ich glaube, die kleine Hand war in das Fell des Tigers gedrungen, denn ich sah auch sie vom Blute überströmt.

Endlich hatte der Tiger den richtigen Stoß erhalten, ich zählte an seinem durchlöcherten Fell zwanzig Wunden. Der Sultan lag unter dem Thiere, dem sich jetzt erst das ganz verdutzte Gefolge zu nähern wagte, der Tiger wurde aufgehoben und der Sultan schien leblos da zu liegen, doch nur einen Moment, dann raffte er sich auf und rief: Alles umsonst, ich habe sie nicht, sie ist mir geraubt, sie ist verloren und dann ging er auf die anderen bei dem Elephanten zurückgelassenen Malayen los und rief: sterbt ihr Hunde alle zusammen, keiner soll leben, da sie todt ist.

Die Worte waren allen so ziemlich räthselhaft, aber das Räthsel wurde schnell genug gelöst, als ein junger Malaye (eben der, welchen der Sultan auf den Elephanten gesetzt und hierher zurück, wie er meinte in Sicherheit gebracht hatte) hinter dem Elephanten hervortrat und den furchtbaren Zorn desselben mit einer unbegreiflichen Plötzlichkeit in einen eben so lauten und wilden Jubel verwandelte.

Zilli! Zilli! meine Perle, Houri aus dem Paradiese, Du lebst? Du bist mir nicht entrissen! Allah sei gepriesen! und nun umarmte er den jungen Menschen, welcher demnach ein Mädchen war, mit einer solchen Inbrunst, mit einer solchen Heftigkeit, daß mir wirklich bange war, das arme Kind würde in seinen Armen zerdrückt werden, zerbrochen wie ein Spielzeug in den Händen eines unartigen, wilden Kindes. Aber Liebe kann ein Mädchen viel ertragen, Zilli

wurde nicht zerbrochen, ihr wurden weder Rippen zerknickt noch Arme ausgerenkt, noch das Genick zerbrochen, wofür auch einige Chancen vorhanden waren, weil der viel größere Malaye das Mädchen küssend ihm den Kopf so weit hinten über bog, daß ich in der That glaubte, er thäte ihr ein etwas Beträchtliches zu viel, allein Zilli richtete sich auf, schmiegte sich an die Brust des ganz von Blut überströmten Mannes, so daß auch an ihren Kleidern bald kein trockener Faden war und umfaßte ihn mit einer solchen Zärtlichkeit, im Auge einen solchen unbeschreiblich süßen Zauber habend, daß mir's vorkommen wollte, als sei das furchtbare Blutbad, welches der Sultan unter Thieren und Menschen angerichtet, ihr als Beweis seiner Liebe gerade genehm.

Menschen mit heißem Blute lieben freilich anders als Menschen, die wie wir, nur Froschblut in den Adern haben.

Der Sultan hatte ein wirklich schönes, ein mehr als gewöhnlich schönes Mädchen auf seine Tigerjagd mitgenommen, ob gekauft, ob geraubt oder sonst auf irgend eine Weise gewonnen, will ich unentschieden lassen. Aber noch war seine Liebe frisch, noch war sie jung genug, um bei seinem wilden Temperamente Ausbrüche, wie der eben gedachte, zu veranlassen, wenn etwas seinen Wünschen und Hoffnungen in den Weg kam.

Was hier geschehen war, wird wohl nie an den Tag kommen, denn die anderen Malayen, welche mit Zilli hierher gesendet, schoben natürlich selbstverständlich die Schuld auf die beiden Getödteten. Sie hatten den Elephanten mit den Vorderfüßen an einen Baum gebunden, damit er nicht fortgehe, während sie sich schlafen legten. Da seien die Tiger gekommen, Niemand wisse woher, und so sei der Elephant angefallen worden und habe weder fliehen noch sich wehren können. Wie Said, der junge Araber (so war Zilli bis dahin genannt worden), sich gerettet hatte, wußte Niemand.

Said oder Zilli sagte darüber, daß sie beim Anfall der Tiger auf der entgegengesetzten Seite am Elephanten herabgeglitten sei und sich an den Stricken gehalten habe, womit das Thier umgürtet gewesen, um die Decken zu befestigen. Aber des Sultans Wuth erwachte von Neuem, jetzt aus einem andern Grunde. Zilli war nämlich den entweihenden Blicken der Männer ausgesetzt gewesen. Das Weib eines Anderen anzusehen, ist ein viel größeres Verbrechen, als die Ermordung desselben gewesen wäre, und der Fürst schien große Lust zu haben, die sämmtlichen Anwesenden wegen dieses Verbrechens abzuschlachten, vielleicht mich zuerst, weil meine Blicke am kühnsten und am neugierigsten auf dem schönen Mädchen hafteten, aber er that doch nichts weiter, als den Malayen einige verruchte Hunde an den Kopf zu werfen, weil sie sich nicht von den Tigern hatten zerreißen lassen, bevor diese der schönen Dame nahen konnten. Eine zwar absonderliche, aber doch bei Allem vollkommen ernsthaft vorgebrachte Zumuthung.

Hundertdreizehntes Kapitel.

Die Jagd wird durch den erzählten Vorfall unterbrochen, man kehrt heim. Mein Entschluß, die Reise fortzusetzen, wird bekämpft, doch vergeblich. Zärtlicher Abschied von meinem Elephanten. Eine groteske und doch rührende Scene. Weiterreise unter Benutzung meines dicken Freundes.

Der Vorfall griff durchaus störend in das Unternehmen ein, denn der verliebte Sultan wollte seine Dame jetzt, da ihr Geschlecht erkannt war, nicht mehr den Blicken der verwegenen Männer ausgesetzt sehen; darum entschloß er sich, die Jagdgesellschaft zu verlassen, mit seinen Elephanten und all seinen Leuten zurückzukehren. Die schöne Zilli ward alsbald mit einem der blutenden Gewänder des erschlagenen Malayen bedeckt, verschleiert, es kam hier auf ein wenig mehr oder weniger Blut nicht an, denn sie hatte an ihren Kleidern dessen schon genug.

Auf solche Art verringerte sich die Zahl der Kämpfenden bedeutend, aber ein nicht geringer Schreck wurde mir, als nun vollends auch der andere würdige Sultan von Schadan sich dem ersten anzuschließen bereit erklärte. Nun fehlte noch eine Kleinigkeit. Dem Tomongong von Salamban gehörten alle drei Elephanten, ein großer Theil des Gefolges waren ihm gehörige Sklaven. Die guten Männer sagten, sie seien genöthigt mit den beiden Herren und den Elephanten zu ihrem Tomongong zurückzukehren.

Da saß ich denn mit meinen zwanzig Dajaks ganz allein in einer furchtbaren Wildniß, in jedem Augenblick der Gefahr ausgesetzt von Tigern verschlungen zu werden.

Was sollte ich machen? Das Vernünftigste wäre jedenfalls gewesen mit den Anderen gleichfalls zurückzukehren und meinen abenteuerlichen Plan aufzugeben, allein dann hätte ich die ganze Reise bis hierher als eine unnütze Strapaze, als einen erfolglosen Versuch betrachten müssen und dies wollte ich nicht. Die Dajaks freilich waren brave Leute, sie erklärten zwar, daß sie den Weg über das Gebirge so wenig wüßten wie ich, daß sie aber doch glaubten mich glücklich hinüber zu bringen, wenn ich mich ihnen anvertrauen wollte, denn weiter an dem Strome aufwärts, den wir zum Führer nehmen müßten, wohnten die Malus, ein Volksstamm, welcher ihnen verwandt und sogar befreundet sei. Sobald sie einmal dort wären, würde es ihnen weder an Hilfe noch an Führern fehlen, um weiter zu gelangen, um jenseits des Gebirges wieder an das Meer hinabzukommen; aber freilich — dies gestanden sie selbst zu — befanden wir uns hier auf der gefährlichsten Stelle der ganzen Reise, denn nirgends sei so viel Wild vorhanden und nirgends seien folglich so viel große und kleine Raubthiere als in diesem Raum, und wir würden noch mehrere Tage gehen müssen, bevor wir die gefährlichen Stellen hinter uns hätten.

Ich that, was ich selbst nach der gemachten glücklichen Erfahrung jetzt nicht

wieder thun würde, ich nahm Abschied von meinen bisherigen Gefährten und erklärte, daß ich die Reise fortsetzen werde.

Dies brachte ein allgemeines Staunen hervor und der Sultan von Taijang, an welchen ich brieflich empfohlen war, schien ein gewisses Herzklopfen zu empfinden darüber, daß er mich so vollständig hilflos zurücklasse; er redete mir deshalb auf das Emsigste und Ernsthafteste zu, mit ihm heimzukehren, er versprach, mich bis nach Pontianak und von da auf dem Meere nach Banjermassing zu führen.

Ich erklärte ihm, daß ich dieses jedenfalls viel besser hätte haben können, wenn ich nur auf dem Seeschiff geblieben wäre, mit welchem ich hierher gekommen; daß eben der Zweck meiner Reise der sei, durch das Land und über die Gebirge diese Reise zu machen; daß sie auch bereits einmal gemacht worden — allerdings hatte er von der kühnen und glücklich durchgeführten Unternehmung des Doctor Schwaner gehört — und daß ich gedenke, diesem nachzugehen, nachdem ich beinahe die Hälfte des Weges glücklich zurückgelegt.

Ich gestehe, daß es mehr Uebermuth als Muth war, daß meine Jugend einen großen Antheil an der Thorheit hatte, daß aber doch einige Vernunft wenigstens in der Sache lag, da mit den Dajaks bei Weitem besser umzugehen ist, als mit den Malayen, und da ich ein paar mir wirklich freundschaftlich anhängende, zuverlässige Leute bei mir hatte. Es handelte sich nur noch um die Vermeidung der reißenden Thiere, und daß ich sie nicht aufsuchen würde, stand mir so ziemlich fest, ich hatte sie in zu großer Nähe kennen gelernt, um eine noch innigere Bekanntschaft zu wünschen.

Es will mir durchaus nicht einmal scheinen, als ob der Sultan von Taijang wirklich großen Werth darauf legte, daß ich ihn begleite; jedenfalls hatte ich seine schöne Begleiterin etwas zu kühn angesehen, was kein Orientale verzeiht, und um mich nicht bei Gelegenheit todtstechen zu müssen, hielt er es für gerathener, mich den Tigern zu überlassen, so trennte er sich mit den Versicherungen einer nie endenden Freundschaft und überließ mich meinem Geschick.

Es war vor der Trennung nöthig geworden, mein Gepäck von dem der malayischen Fürsten zu sondern, hierbei wäre wieder die Hilfe des Fürsten in Anspruch zu nehmen gewesen, denn der diebischen Natur dieser Malayen ist es beinahe unmöglich, fremdes Eigenthum unberührt zu lassen; allein ich stand so emsig bei meinen Waaren und sonstigen Effekten und erzählte so kaltblütig in wohl verständlicher malayischer Sprache den Vorfall zu Taijang, daß es den Leuten doch gerathener schien, des Herzens Begierde ein wenig zu zähmen. Es ging Alles ohne Streit und ohne Widerwärtigkeiten ab und bedeutende Verluste habe ich gewiß nicht zu beklagen.

Ich nahm noch zärtlichen Abschied von meinem edlen Reitthier, ich streichelte dasselbe, ich ließ mich von ihm beriechen und umarmen, ich gab ihm das Beste, was ich hatte, Zucker und Rum, und machte mich dann auf den Weg immer weiter nach Nordosten, um zuerst wieder den Kulu zu erreichen oder wie

der Fluß hier heißen mag, denn beinahe jeder Stamm nennt ihn anders, wie das wohl in allen noch nicht von Europäern bewohnten Ländern der Fall ist. Indessen sich die Reisegesellschaft beinahe ganz westlich wendete, zog ich gen Osten mit einer geringen Ansteigung nach Norden.

Es war mir eine wichtige Angelegenheit, die Stadt der Könige oder der Tiger so bald als möglich zu verlassen, weshalb ich die gewonnene Höhe aufgab und zu dem Stromufer hinabzog, das wir auch glücklich noch vor Abend erreichten, und mit ihm nicht nur hinlängliche Früchte und sonstige Nahrungsmittel, sondern auch so hohe Bäume, daß wir hinauf klettern und uns gegen Raubthiere gesichert fühlen durften.

Noch waren wir mit den Vorbereitungen hierzu beschäftigt, als ein lautes Schnauben und Trompeten mir die Annäherung wilder Thiere anzeigte. Wir sprangen auf, theils um das Gebüsch, welches uns halb verbarg, zu übersehen, theils um Bäume zu unserem Schutz aufzusuchen. Was war es, das ich zu meiner höchsten Ueberraschung erblickte? — Der Elephant, der mich bis hieher getragen, kam mit hoch geschwungenem Rüssel sichtlich in großer Aufregung im Zorn herbeigelaufen. So wie er mich sah, ging sein Blasen wieder los, er fuchtelte mit seinem Rüssel so wild umher, daß ich nicht ohne Angst war. Diese Thiere verfallen mitunter in eine Art von Raserei, in welcher sie dann Niemanden kennen. Dies war aber hier glücklicherweise nicht der Fall, der Elephant rannte auf mich zu, aber kniete sogleich nieder und bot mir den Rücken dar, um aufzusteigen. Er streichelte mich mit seinem Rüssel und zeigte immer nach seinen Schultern, damit ich mich seiner bedienen sollte.

Daß ich das schöne edle Thier streichelte, belobte, fütterte, versteht sich von selbst, aber aufsteigen wollte ich nicht, denn so gut wie der Elephant die Reisegesellschaft verlassen hatte, um mich aufzusuchen, eben so gut konnte es ihm einfallen, wenn er mich auf dem Rücken hatte, zu dieser seiner Reisegesellschaft zurückzukehren, ich suchte ihn daher zu beruhigen, deutete ihm an, daß er sich schlafen legen solle und das that er auch ohne weitere Widersetzlichkeit, hungrig schien er nicht zu sein, er mochte wohl unterwegs genug gefressen haben, wenigstens zeigten seine breiten Lippen noch einige Spuren von Laub.

Ich erfuhr später in Banjermassing durch Kapitain Waaterhocker, wie die Sache mit dem Elephanten zugegangen war, denn der Sultan von Taijang hatte es nöthig gefunden, sich bei dem Residenten in Pontianak darüber zu entschuldigen, daß er mich nicht zurückbringe (was allerdings Niemand erwartete, da mein abenteuerlicher Reiseplan bekannt war). Bei dieser Gelegenheit hatte er erzählt, daß nach meiner Trennung von der Gesellschaft der Elephant, auf welchem ich geritten, fortwährend habe umkehren wollen, und daß nach mehreren Stunden vergeblicher Bemühungen des Mahut, den Eigensinn des Elephanten zu besiegen, dieser ihn endlich durch einige Stiche mit seinem Hakenstock bestraft habe; da sei der Elephant wild geworden, habe zu trompeten angefangen und

den Mahut von seinem Halse herabgerissen, mit dem Rüssel hoch in die Luft geworfen, so daß er beim Fallen das Genick gebrochen, sei dann umgekehrt und mit furchtbarem Schreien davongelaufen. Man habe nicht versucht, ihm zu folgen, weil zehn Tiger nicht so schlimm sind als ein toll gewordener Elephant, und man wisse nun nicht, was mit dem Elephanten weiter geschehen, wahrscheinlich sei er vielleicht schon in der ersten Nacht von Tigern zerrissen worden. Daß dieses edle Thier nämlich mir nachgegangen sei, mich aufgesucht habe als seinen selbst gewählten Herrn, wußte natürlich Niemand; mir war die Sache aber höchst willkommen, theils weil ich glaubte, dadurch einen Blick in das Seelenleben dieses edlen Thieres zu thun, theils aber — da kommt nun wieder der fatale Eigennutz des Menschen zum Vorschein — theils weil ich meine armen Dajaks nun entlassen konnte. Hätten sie ihren schon viel früher zurückgelassenen Kahn bei sich gehabt, so würde der Elephant mir weniger nützlich gewesen sein, außer in dem letzten Theile meiner Bergfahrt, sobald nämlich die Bäche nicht mehr genug Wasser hatten, um ein Boot zu tragen; jetzt aber mußten die Dajaks eine Arbeit verrichten, und ich wußte sehr gut, wie schwer ihnen das wird, wie gewaltig es gegen ihre Vorurtheile verstößt. Sie wollen nur jagen, nur Beute suchen, sie wollen nichts als diese und ihre Waffen tragen.

Meine Effecten wurden zusammengeschnürt, zu einem großen breiten Packet geformt, dem Elephanten auf den Rücken gelegt und an der Decke und den Stricken derselben auf der Kruppe des Elephanten befestigt. Ich setzte mich beim Weiterreisen auf den Hals des Thieres an die Stelle des Kornak oder Mahut, hütete mich aber wohl, einen Stecken oder gar ein spitzes Instrument in die Hand zu nehmen, denn ich hatte ganz recht, zu vermuthen, daß das edle Thier Zeichen und einmal gehörte Worte sehr bald verstehen werde. Ich hatte hierzu während der nächsten vierzehn Tage reichliche Gelegenheit, ich kann nicht leugnen, daß es mir vorkommt, als habe das Thier wirklichen Verstand, ein sehr vollständiges Begriffsvermögen. Alle Zeichen, welche ich dem Thiere gab, wurden nach zweimaligem Gebrauch zu Verabredungen zwischen ihm und mir. In meinen Händen war nicht das Geringste, wodurch ich ihn hätte zwingen können, ich konnte ihm nur ungefähr zeigen, was er thun sollte, ich sprach dabei immer ein auf die Handlung Bezug habendes Wort und blieb immer bei demselben Worte für die nämliche Handlung, und ich hatte die Freude, wahrzunehmen, daß gewöhnlich schon bei der zweiten, aber ganz gewiß bei der dritten Wiederkehr der Zeichen und Worte der Elephant sein „ich hab verstanden", seinen kurz abgestoßenen, schnarrenden Ton hören ließ, den er pünktlich und allezeit von sich giebt, wenn er einverstanden mit einer Handlung ist, er thut dies z. B. nicht, wenn man ihm einen gefahrvollen Auftrag giebt, er thut dies nicht, wenn er auf einen Tiger losgehen oder einen gebrechlichen Steg passiren soll; aber jederzeit, wenn er einen Auftrag verstanden hat und ihn willig und gerne ausführt.

Hundertvierzehntes Kapitel.

Einige Nachtlager auf Bäumen und einige Tagereisen auf Elephanten. Wer schlimmer sei, die Dajaks (Bughis) oder die Malayen. Bestialität, ein Ausdruck wegen dessen die Thiere auf Verläumdung klagbar werden könnten. Weiterreise unter Begleitung anderer Leute.

Meine Dajaks schienen mir sehr glücklich in der Befreiung von ihrem Lastträgeramte und darum thaten sie willig Alles, was sie zu meiner Bequemlichkeit irgend dienlich hielten. Ihnen war es eine Kleinigkeit, auf Bäume von einem Fuß Durchmesser zu klettern, sich dort zwischen den Blattstielen niederzulassen und so die Nacht sehr ruhig zuzubringen. Für mich war gleich das Erste eine Unmöglichkeit, ich konnte wohl als geübter Turner an einer Stange emporklettern, welche ich mit den Händen zu umspannen vermochte, aber nicht an einem Palmenbaum.

Die Dajaks hatten alsbald zwei sehr lange dünne Stangen aufgetrieben, wer weiß woher, doch das Gebüsch war reich an jungen schlanken Stämmen, sie hatten dieselben neben einander gelegt und in weniger als einer Viertelstunde eine vortreffliche Leiter verfertigt, indem sie die Stiele von Palmenblättern querüber legten und sie theils durch die Blätter selbst, theils durch junge Triebe von Schlingpflanzen an den langen Bäumen befestigten, das gab eine Leiter so vortrefflich, wie man sie nur irgend nöthig hat.

Oben hatten sie mehrere Zweige oder Blätter so in einander verschlungen, daß sich ein ganz schöner Sitz daraus bildete, und nun zeigten sie mir ihr Kunststück und lehrten mich auch, ein paar der Wedel vor mir zusammenbeugen, so daß ich selbst bei einer ungeschickten Bewegung im Schlafe nicht herunterfallen konnte.

Nachdem wir unser Abendessen verzehrt, begaben wir uns in unsere verschiedenen Schlafgemächer und ich glaube kaum, daß ich auf irgend einem Lager besser geschlafen haben würde, als hier. Allerdings kann ich nicht leugnen, daß die Morgenluft mich weckte und daß ich hinabstieg, um mir eine etwas dichtere Hülle zu holen, aber mit dieser versehen, schlief ich bald wieder ein, gewiegt und geschaukelt auf dem schlanken luftigen Stamm, als mache der Wind sich eine Ehre daraus, mich recht liebenswürdig zu behandeln, das Einzige, was mich beunruhigte, war der schutzlos unten ruhende Elephant. Ich hegte zwar die leise Hoffnung, daß er davonlaufen würde, wenn er die Annäherung der Tiger witterе, ob dies aber im Schlafe auch der Fall und ob er durch das völlig geräuschlose Heranschleichen der großen Raubthiere geweckt werden würde, war mir doch etwas zweifelhaft. Die Nacht verging übrigens vollkommen ruhig und wir konnten am Morgen früh genug aufbrechen.

Der Tag verging ohne das mindeste Abenteuerliche. Verschiedene Male fühlte ich zwar das leise Zittern des Elephanten zwischen meinen Knieen, sah

ich das enge Zusammenrollen seines Rüssels, eines wie das andere ein Zeichen der Furcht, also ein Zeichen der Nähe eines Raubthieres, denn vor wem könnte denn sonst ein Elephant wohl Furcht haben — aber es war dann auch bald vorüber, wir waren bei einem Tiger vorbeigekommen, ohne ihn gesehen zu haben, nur das kluge Thier hatte seine Nähe gewittert.

Da wir auf ganz weglosem Boden waren und, um uns Bahn zu machen, bald rechts, bald links ausbiegen mußten, so scheuchten wir oft genug wilde Thiere auf, Hirsche und Rehe, auch wohl wilde Büffel sprangen mit großen Sätzen davon, Tiger sah ich von der Höhe meines Elephanten nur zweimal, aber immer in etwas eiligem Abmarschiren begriffen, und ich fing an zu glauben, daß hier, wo diese Raubthiere eine solche Ueberfülle von Nahrung hatten, der Mensch von ihnen nichts zu besorgen habe; er ist ihnen doch am Ende ein zu fremder, zu wenig conformer Gegenstand, als daß sie nicht lieber nach einem Hirsch oder einer Kuh, als einer angemesseneren Beute, greifen sollten.

Noch ein Tag verging in ganz gleicher Weise, bis wir endlich in das Gebiet der Malus kamen. Dies ist ein Stamm, der, wenn er auch einen anderen



Das Innere einer Dajakischen Rohrhütte.

Namen hat, in Sitten und Gebräuchen und Allem, was sonst diese Leute gemeinschaftlich haben, den Dajaks gleicht. Ich vermag mir durchaus keinen Bescheid zu geben, worin diese verschiedenen Völker sich von einander unterscheiden sollten. Von einer Racenverschiedenheit wie zwischen Malayen, Chinesen und Dajaks ist überhaupt hier keine Rede; man kann nicht einmal sagen, sie hätten in gewisser Art typisch von einander verschiedene Gesichter oder Gestalten, oder sie wären größer, kleiner, wohl oder weniger genährt als die Anderen, welche

ich auf der Nordwestküste von Borneo gesehen, oder Diejenigen, in deren Begleitung ich hierher gekommen war.

Selbst ihre Wohnungen hatten ganz die nämlichen Einrichtungen, sie standen auf Pfählen, wiewohl nicht so hoch, die Wände bestanden aus Bambusrohr als Hauptstützen und aus daran gelehnten Hürden aus den Blättern von Palmen, der Boden bestand, wie überall, aus einem Gitter von jungen Bäumen, auf welchem ziemlich schlecht zu gehen war, das aber deshalb mit Matten wohl bedeckt und auch stellenweise mit einem Polster von Blättern unterlegt schien.

Das Einzige, was mich sehr in Verwunderung setzte, waren Feuergewehre, die ich hier mehrfach sah. Die Malayen sind zuerst durch die Chinesen in den Besitz von Luntengewehren gekommen, dann haben sie auch andere bessere Schießwaffen von den Holländern eingetauscht und auch zu den Dajaks sind wenigstens hin und wieder einige Gewehre gekommen, daß dieselben sich aber bis so hoch ins Gebirge verirrt hätten, wußte ich mir nicht zu erklären, da die Leute durchaus nicht in directer Verbindung mit den Strandbewohnern, noch mit den Europäern stehen, welche es beinahe nirgend noch gewagt haben, in das Innere, am allerwenigsten in das Hochland zu dringen, weil der beinahe nicht zu bewältigende Glaube herrscht, die Dajaks seien Menschenfresser und es sei unmöglich mit ihnen zu verkehren, während ich gerade umgekehrt gefunden habe, daß die Malayen, wenn auch nicht geradezu Menschenfresser, so doch Halsabschneider, Diebe und Mörder sind. Ich hoffe, daß, wenn erst ein Paar Dutzend Reisende so eben weit ins Land gedrungen sein werden, dieses schlechte Vorurtheil schwinden wird.

Daß die Völker hier in fortwährenden Kriegen gegen einander sind, ist allerdings richtig, so wie auch, daß sie die Köpfe ihrer Feinde als die trefflichste Beute betrachten, sie nach Hause bringen und räuchern, in der Art, wie ich es bereits beschrieben; auch sind ihre Dörfer ebenso durch Pallisaden befestigt, wie ich es Seite 570 und Seite 587 beschrieben habe; aber ihre Kriege sind bei weitem nicht so blutig, als die der Malayen, von denen der civilisirten Europäer natürlich gar nicht zu sprechen. Die Dajaks gehen auf Krieg aus, um Köpfe und damit Ruhm zu gewinnen, die Malayen führen Krieg, um zu rauben, um mit kostbarer Beute nach Hause zu kommen, aber sie schlachten auch Greis und Kind, Mann und Weib, sie schlachten, sie morden zwecklos und das ist das Abscheuliche. Daß ein rohes, wildes Volk, welches Freude am Kriege hat, seine Feinde tödtet, um Trophäen mit nach Hause zu bringen, kann man allenfalls entschuldigen, daß man aber nach Beraubung der Unglücklichen die völlig Wehrlosen abschlachtet, ist eine solche Grausamkeit, eine solche Abscheulichkeit, daß es schwer ist, sie zu begreifen, so abscheulich, daß das beliebte Wort Bestialität eine Verleumdung der armen Thiere ist, denn die Thiere morden nicht aus Lust am Morden; dies thun aber die Malayen in der Regel. Wenn sie ein Dorf überfallen, wird Alles geschlachtet, was erreicht werden kann, einige

junge und besonders brauchbar scheinende Männer, welche man als Sclaven mit sich nimmt, und die sehr jungen Mädchen, welche hin und wieder wohl auch Frauen der Malayen werden, erfahren gewöhnlich aber nur deshalb Schonung, um späterhin an die Chinesen verkauft zu werden, denen es an weiblichen Abkommen des Reiches der himmlischen Mitte fehlt, aus den Ursachen, welche ich oben angedeutet habe.

Meine bisherigen Führer, meine treuen Dajaks, wünschten jetzt zurückzukehren, sie hatten mich zu braven Leuten gebracht, welche mit der Gegend jedenfalls besser vertraut sein mußten, als sie selbst, und da ihr Wohnsitz weit hinter ihnen lag, sie auch eben so weit hinter sich ihr Boot gelassen hatten, so war es mir sehr begreiflich, daß ihre Neigung, sich noch weiter von ihrem Wohnsitz zu entfernen, eine sehr geringe war.

Selbstverständlich machte ich nicht den geringsten Versuch, sie zum Weitergehen zu überreden, sondern ich beschenkte sie, wenn auch nach meinen geringen Mitteln nur sehr mäßig, so doch hoffentlich nach ihren Begriffen reichlich und vielleicht über ihre Erwartung. Hier, so weit im Innern des Landes und nicht mehr in Verbindung mit den Holländern und Chinesen, haben jene Kleinigkeiten noch immer Werth, welchen sie in den Küstenländern bereits seit 30 Jahren verloren haben. Ueberall wo Fahrstraßen sind, überall wo Handelsschiffe eine ununterbrochene Verbindung zwischen Europa und den übrigen Welttheilen unterhalten, ist der Dollar und der holländische Gulden an die Stelle getreten. Meine Dajaks waren aber mit Glasperlen und bunten Tüchern für ihre Frauen und zwei Schießgewehren für sie, die Männer, insgesammt sehr, ja sogar ganz außerordentlich zufrieden und jeder von ihnen wollte mir das bezeigen, indem er mir ein Gegengeschenk machte, gleichviel, worin es immer bestand, gewiß war es etwas Selbstverfertigtes, also bei den höchst geringen mechanischen Hilfsmitteln, welche diesen Leuten zu Gebote stehen, etwas Zeitraubendes, also ihnen immer Werthvolles.

Die guten Leute hatten auch den Elephanten lieb gewonnen und nahmen sehr zärtlich von ihm Abschied, was er sich zwar gefallen ließ, aber keineswegs mit jener Liebenswürdigkeit und Bonhomie erwiederte, welche er immerwährend an den Tag legte, wenn ich mich mit ihm beschäftigte. Natürlich, die guten Leute hatten keinen Arac, und dieser fällt bei Elephanten sehr ins Gewicht.

Die Schauspielerin Arnould, eine hoch berühmte, sehr liebenswürdige, aber sehr frivole Dame des galanten Paris, wurde darauf aufmerksam gemacht, daß der zu häufige Genuß der Zärtlichkeit nachtheilig wäre und es wurde ihr gesagt, daß die sämmtlichen Thiere hierin sehr viel besser Maß hielten, indem nur das wirkliche Bedürfniß dazu Anlaß gebe; sie erwiderte darauf, das käme eben daher, daß es unvernünftige Geschöpfe wären. Wenn sie Vernunft hätten, würden sie wohl auch ein Mehreres darin thun.

Ich komme auf diese alte und bekannte Anekdote durch den Branntwein

trinkenden Elephanten. Kein Thier trinkt Spirituosa, das ist dem mit Vernunft begabten Menschen vorbehalten. Der Elephant macht die einzige Ausnahme, er trinkt Rum, Arac, Madeira, und hat sogar so viel Geschmack, den berühmten und berüchtigten, räucherigen Schidam abzulehnen. Ich halte dieses Branntweintrinken des gewaltigen Dickhäuters für ein Zeichen von Vernunft, deren sich bei ihm übrigens noch mehrere finden.

Meine Begleiter waren abgereist; mit den Dajaks, die hier wohnten, hatte ich ein Uebereinkommen getroffen, mich weiter zu befördern, sie wollten zwar nur ungerne über das Gebirge hinaus, aber sie entschlossen sich doch gegen das Versprechen einiger Flinten, meinem Wunsche nachzukommen; und nachdem sie während der nächsten paar Tage die Vorbereitungen zu ihrer Reise getroffen, stand meinem Vorhaben nichts im Wege, nur eine Unannehmlichkeit war noch zu beseitigen; es war nämlich der Häuptling ihres Stammes krank, und der böse Geist, welcher diesen krank gemacht hatte, mußte zuvörderst gebannt werden. Dazu wurden zwei Zauberer aus der Nachbarschaft herbeigeholt und diese übten ihre Kunststücke an dem armen Mann. Ich wünschte ihn zu sehen, was jedoch nicht gestattet wurde, bevor die Teufel-Austreiberei ihr Ende erreicht hatte, welche unter Trommelschlägen und Ketten- und Ringegerassel vorgenommen ward und auch den Erfolg hatte, daß der Häuptling so krank blieb wie er war.

Auf meine Bemerkung hierüber wurde ich dahin belehrt, daß es vielerlei Arten von Zauber gebe und man jederzeit mit den schwächsten anfange und mit immer höheren Graden fortfahre, bis endlich der rechte Grad getroffen war, worauf denn die Heilung jederzeit sicher erfolge. Da ich keine Zeit hatte, dieses abzuwarten, fragte ich, ob man mir nicht erlauben wollte, gleichfalls ein Zaubermittel anzuwenden. Ich besäße ein solches, das in der Regel sofort Hilfe herbeiführe.

Der arme Mann litt an einem jener leicht zu beseitigenden Fieber, welche durch unregelmäßige Lebensart, Erkältung und ähnliche zum Theil sehr unbedeutende Fehler hervorgebracht werden. Ein beinahe immer sicheres Mittel, das Chinin, verfehlte auch hier seine Wirkung nicht, und es war nahe daran, daß die Leute mich hier behalten hätten als einen Zauberer, der viel mehr verstehe wie die edlen Herren, die so eben ein sehr schlechtes Kunststück gemacht hatten, wenn nicht gerade diese beiden, besorgt ihren Ruhm zu verlieren, mich aus der Affaire gezogen hätten. Sie erklärten nämlich, wenn sie solche Narren wären wie ich, nämlich ihr stärkstes Zaubermittel gleich zuerst anzuwenden, so hätten sie dasselbe gekonnt, aber in der Regel käme man mit den leichteren Mitteln aus, man solle mich nur gehen lassen, was ich verstände, verständen sie gleichfalls.

Dies beruhigte meine neuen Freunde und sie gestatteten mir die Abreise ohne weitere Schwierigkeiten, ja es schlossen sich in Rücksicht auf meine Zaubermittel viel mehr dem Zuge an, als ursprünglich beabsichtigt.

Hundertfunfzehntes Kapitel.

Das Gebirge wird endlich überstiegen. Die Ot Danoms, eine andere Völkerschaft. Goldwäschereien und die Art, wie diese Arbeit verrichtet wird. Verehrung ihrer Götter. Engelmacherei im Zellengefängniß. Befugnisse solch eines Engels und Einweihung durch wirkliche Menschenopfer.

Acht Tage eines äußerst beschwerlichen Marsches, während dessen ich viel zu klettern und manche Noth zu erdulden hatte, brachten mich über das Gebirge hinweg nach den alleroberſten Zuflüssen des Murung, woselbst das Volk der Ot Danoms wohnt; wahrscheinlich demselben Stamme angehörig, zu dem meine Begleiter aus dem Malu Thale gehörten und zu dem die Dajaks sich zählten. Der Unterschied zwischen diesen beiden, den Ot Danoms und Biadjus am unteren Murung, kommt mir vor, wie der zwischen Irokesen, Schwarzfüßlern und Comanchen in Nordamerika, oder den Karaiben, den Puris und den Araukos in Südamerika, oder um nach Europa zurückzukehren, wie der zwischen Brétons, Burgundern und Gascognern, zwischen Holsteinern, Sachsen und Oesterreichern. Alle diese lieben Leute halten sich für ganz verschiedene Nationalitäten, und bei der ersten Zusammenkunft verstehen sie einander durchaus nicht. Nach mehrtägigem Zusammensein aber merken die einen wie die anderen, daß sie einander sehr gut verstehen, daß ihre verschiedenen Sprachen nichts weiter wie Dialecte einer Sprache sind, und daß nur eine ganz geringe Verschiedenheit in ihren Sitten und Gebräuchen, aber keineswegs in ihren Nationalitäten stattfindet.

Der Stamm der Ot Danoms, zu welchem ich gelangte, gehört schon wieder zu denjenigen, welche das niedrige Land lieben, welche mehr auf dem Wasser als auf dem Lande zu Hause sind, und ihre Wohnungen stehen deshalb auch wieder auf gewaltig hohen Pfählen, und man muß sie auf eingekerbten Balken oder auf gräßlich schlechten Leitern besteigen, dennoch haben sie ein auch für Europäer bewohnbares Land rings um sich her oder zwischen sich. Sie wohnen zwischen dem Flusse Sierat (Quellfluß des Murung) und dem Djoloi, welchen man gleichfalls so bezeichnen kann. Auf der dritten Seite ist ihr Land begrenzt von dem wirklichen Murung, der aber weiter aufwärts Pekumpai und noch weiter nördlich, da wo die Ot Danoms wohnen, Duson heißt. Auf den Karten findet man die Namen in der angegebenen Reihe hinter einander; da wo er die eigentliche Grenze dieses Landes bildet, hat er sehr verschiedene Namen, weil er sehr verschiedene Arme und Zuflüsse hat, und jeder Stamm das Flüßchen, an dem er wohnt, auf seine eigene Art benennt.

Ich glaube, der Name des Volkes selbst rührt von seinem Wohnort an den oberen Regionen her, denn Ot heißt hoch oder oben oder oberhalb und Danom heißt Wasser; es ist also das Volk, welches an den oberen Wassern wohnt. Ihre körperliche Beschaffenheit betreffend, so kamen sie mir von Gestalt gleich den

Dajaks auf der Nordostküste und denen, welche ich so eben verlassen, vor, daß ich sie unbedenklich alle als gleichen Stammes ansehe. Ich mußte mich einige Tage bei ihnen aufhalten und hatte daher Gelegenheit, zu sehen, auf welche Weise sie Gold waschen, welches mir ihre Hauptbeschäftigung zu sein scheint. Beinahe alle die kleinen Flüsse, welche von den nahen Gebirgen im Norden und Westen herabeilen, führen Gold in ihrem Sande; dasselbe heraufzuholen, ist übrigens nicht ganz leicht, doch geschieht es von Seiten der Anwohner; sie haben immer noch nicht den Gedanken gefaßt, Gold auch einmal an den Ufern, in dem trocknen Geschiebe der Flüsse, zu suchen, und daher geben sie sich die zwar nicht undankbare aber doch unnöthige Mühe, den Sand aus dem Bette der Flüsse heraufzuholen.

Die Arbeit wird folgendermaßen besorgt. Sie bauen ein kleines Floß, das bestimmt ist, ihre Ladung aufzunehmen; um desselben nicht gleich wieder verlustig zu gehen, ist es mit Fellen oder Matten bedeckt. Es ist sehr leicht, denn es ist aus dem hohlen Bambusrohr, was in doppelter Reihe übereinander liegt, verfertigt, trägt also eine ziemliche Portion des Sandes.

An diesem Floß hängen zwei Bäume, die untereinander mit Sprossen verbunden sind, wodurch eine Klafter breite Leiter entsteht. Diese Leiter hat am unteren Ende ein paar eiserne Haken, oder, falls diese nicht im Besitz der Goldsucher sind, schwere Steine, welche als Anker dienen, indem sie die Leiter in das Wasser hinabdrücken und dort festhalten.

Auf diesem gebrechlichen Dinge steigen Männer und Frauen, so viel die Familie an arbeitsfähigen Individuen zählt, in das Wasser hinab und schöpfen mit großen hölzernen Schüsseln den Sand, welchen sie nun an die Oberfläche bringen und auf der Leiter stehend gleich so weit waschen, daß sie am Boden der Schüssel ein sehr reichhaltiges Material zurückbehalten. Dann steigen sie wieder hinab in das Wasser, holen eine neue Schüssel voll, und so geht es fort, so lange als sie ohne große Unbequemlichkeit im Wasser aushalten können. Sie verschaffen sich auf diese Weise Gold in solcher Quantität, daß sie alle ihre Bedürfnisse damit bezahlen können, daher man bei ihnen auch vielerlei Gegenstände sieht, die sonst nicht in den Händen so wenig civilisirter Menschen zu sein pflegen; aber sonderbar genug, es scheint mir, daß sie auf Kleidung einen äußerst geringen Werth legten; ich habe Niemanden, selbst ihren Tomongong nicht, so bekleidet gesehen, daß ich sagen kann, sie sind nicht nackend. Sie schlingen sich ein Tuch um die Hüften und ein anderes um die Stirn, als wenn sie Migraine hätten. Im besten Falle ist das erstgenannte Tuch doppelt so lang wie breit, und es wird dann einmal um den Leib geschlungen und durch einen Gürtel befestigt, so daß man glauben könnte, es sei ein Hemde, dessen obere Hälfte abgeschnitten. Hin und wieder sah ich bei älteren Frauen (bei jungen niemals) das Hemde ganz, doch auch insofern verstümmelt, als die Aermel vollständig herausgetrennt waren.

Ich kam zu einer großen Festivität, welche hier, ich weiß nicht zu Ehren welches Gottes, gefeiert wurde; da derselbe in einem schönen Brustbilde auf einem hohen Pfahle inmitten des Dorfes stand, so hatte ich Gelegenheit, den Feierlichkeiten zuzusehen. Die Festlichkeit begann mit einem Tanz um den



Nächtlicher Tanz der Ot Danoms vor ihrem Götzen.

Götzen her, an dessen Fuß ein Feuer brannte. Hierbei wurde gestikulirt, gesprungen, es wurden die Beine gehoben und die Arme ausgebreitet, ziemlich barocke, mitunter auch graciöse Stellungen gemacht; es wurde gewaltig gerasselt mit den messingenen Ringen, welche sie in Menge trugen; es wurde auch viel geschrieen, allerdings in einer schönen Sprache, welche ich nicht verstand.

Nachdem eine Anzahl sich müde getanzt hatte, kam eine andere an die Reihe, und es ging ganz lustig fort bis der Palmwein, den sie sich selbst bereiten und der häufig durch holländischen Branntwein verstärkt wird, zu wirken begann. Nun kamen sie zur Ehre ihres Gottes in heftigen Streit; sie fingen an, sich zu zanken, sie zogen ihre Messer gegeneinander, aber diejenigen, welche einigermaßen vernünftig waren, brachten sie auseinander mit Gutem oder mit Gewalt; schließlich wurden die Spektakelmacher gebunden und irgendwo bei Seite gelegt. Dann ging das Tanzen wieder fort und es dauerte bis lange nach Mitternacht, ehe sie sämmtlich dem Rausche erlegen waren und dann auf den verschiedenen Plätzen, vor Häusern, unter Vorbauen 2c. liegen blieben. Frauen und Mädchen hatten bis dahin ganz unermüdlich zugesehen, aber keiner derselben war eingefallen an dem Tanze Theil zu nehmen. Ich konnte nicht heraus-

bekommen, ob es ihnen untersagt sei, ob es gegen die Ehre der Männer sei, sich mit den Frauen zu einem Feste zu vereinigen.

Die kurze Zeit meines Aufenthalts gab mir Gelegenheit, mehreres von ihren Sitten kennen zu lernen, was mir wunderbar genug schien, um es aufzuzeichnen. Vor allen Dingen haben hier nicht Zauberer, sondern Zauberinnen das Geschäft, die bösen Geister auszutreiben, die Geister ihrer Verstorbenen in das Land ihrer Vorfahren zu führen und von ihren Göttern Glück und Segen herabzuflehen.

Eine solche Zauberin, niemals eine Frau, sondern stets ein Mädchen, ist eine Art von Heilige, in ihren Leib ist der Geist eines Engels getreten (eines Sang-Sang). Während der Zeit, daß diese Fleischwerdung eines Gottes dauert, muß das Mädchen sich jedes Umganges, ja jeder Annäherung ihrer Familie auf das Vollständigste enthalten. Die reichen Leute können solches bewerkstelligen, können eine solche Menschwerdung, wenn auch nicht immer herbeiführen, so doch erleichtern und möglich machen. Die Töchter dieser reichen Leute haben das angenehme Schicksal, von ihrem achten Jahre an in ein kleines, beinahe lichtloses Gefängniß gesperrt zu werden, welches sie während etwa sechs bis sieben Jahren (d. h. nicht vor Eintritt der Heirathsfähigkeit) verlassen dürfen; sie müssen in diesem kleinen Raum selbst alle ihre natürlichen Bedürfnisse befriedigen, was allerdings dadurch in etwas erleichtert wird, daß der Boden des Gefängnisses aus einem Gitter besteht, wie bei allen diesen Häusern, soweit sie auf Pfählen gebaut sind.

In dem Gefängniß dürfen sie weder Vater noch Mutter sehen oder sprechen, nur eine Sclavin ist zu ihrem Dienste bestimmt, geht jedoch auch nicht in die Zelle, sondern reicht nur die Speisen und die Getränke hinein und entfernt alsdann später die Geschirre.

Das arme unglückliche Geschöpf bleibt hier körperlich und geistig zurück; wie eine im Zellengefängniß zur einsamen Haft Verurtheilte, beschäftigt sie sich lediglich mit dem Flechten von Matten, und es kommt häufig vor, daß die furchtbare Strafe, zu welcher eine ganz unnatürliche Albernheit das arme Kind verdammt, nicht überdauert wird, daß es stirbt im Laufe der ihm auferlegten Jahre. Geschieht dies nicht, erträgt es die sechs- oder siebenjährige Qual, so wird das Mädchen unter großen Feierlichkeiten aus dem Gefängniß geholt und es ist nunmehr ein beneidenswerthes, kostbares, begehrenswerthes Geschöpf; das arme Ding ist weiß oder bleich wie Wachs, es ist klein, hat dürftige Arme und Beine, aber freilich auch kleine Hände und Füße, was eine hoch geschätzte, theuer bezahlte Schönheit ist. Solch ein Wesen kann nur von einem reichen Manne gekauft werden; mehrere solche Engel bringen also dem Vater viel Geld ein.

Aber nicht allein dies ist es, weshalb man das Kind zu siebenjähriger einsamer Haft verurtheilt hat, auch die Begeisterung durch einen Engel wird dabei

bezweckt. Wenn ein solches Kind, völlig stumpfsinnig geworden, zur Zeit seiner Reife (es ist ein wahres Wunder, daß diese überhaupt eintritt) das Gefängniß verläßt, dann ist eben diese Stumpfsinnigkeit ein Beweis, daß ein Engel diesen Körper bewohnt; der Engel ist theilnahmlos gegen irdische Dinge, daher dasjenige, was wir Stupidität nennen; und nunmehr wird das Mädchen nicht vermählt, es ist eine Zauberin. Dieses wird nämlich demselben so oft gesagt, daß es zuletzt daran glaubt, wie sich seine schwächlichen Begriffe in der nunmehr ungehinderten Berührung mit den Ihrigen erweitern. Die Jungfrau fängt an die Zukunft zu prophezeien, die Hände auf Kranke zu legen, in den Wäldern Kräuter zu suchen, und je wunderlicher das Benehmen, desto sicherer ist sie der Wohnsitz einer Engelsseele.

In einem wie im anderen Falle, das Mädchen möge von einem Engel bewohnt sein oder nicht, wird bei ihrer Erlösung aus dem Gefängniß ein Sclave geopfert, denn dieses Volk hat die Menschenopfer in allen ihren Schrecken beibehalten, wiewohl die Geschlachteten nicht gegessen werden, wie es auf den Fidji-Inseln noch stattfindet und auf Neu-Seeland noch nicht seit lange aufgehört hat. Der Sclave wird vor der, aus dem Gefängniß geholten Jungfrau durch Aufschneiden der Halsadern getödtet. Sowie das Blut aus der Wunde strömt, wird es alsbald aufgefangen, um damit den Leib des armen, abgebleichten Mädchens zu bestreichen, ganz und gar damit zu überziehen, was so lange wiederholt wird, als noch frisch fließendes Blut aus dem Opfer hervortritt.

Diese entsetzliche Grausamkeit sowohl als die Einsperrung, hat nur zum Zweck, das Mädchen berühmt zu machen und reiche Freier, eventualiter eine Engelsseele, anzulocken. Der Menschenschlag ist bewunderungswürdig kräftig und schön gebaut; Männer und Frauen der nicht Reichen haben eine körperliche Ausstattung, welche sie beneidenswerth machen, und welche sie befähigt, dem Maler oder Bildhauer als Modell zu dienen; um so schwerer ist es begreiflich, daß die Wohlhabenden Geschmack an so dürftigen, verkümmerten Geschöpfen haben können, wie diejenigen sind, welche für sie in ihren Zellengefängnissen vorbereitet werden.

Hundertsechzehntes Kapitel.

Begräbnißfeierlichkeiten; die Seele des Verstorbenen erhält einen Engel zum Begleiter. Gräßliche Opfer dabei. Sitten und Gebräuche der Ot Danoms. Die Herren Hunde. Große Neigung sich zu putzen. Mancherlei gute Eigenschaften dieser Eingeborenen.

Zu Menschenopfern giebt es noch mehrere Gelegenheiten; namentlich Leichenbegängnisse und Friedensverträge sind es, welche solche Opfer fordern.

Wenn ein Mensch, natürlich einem Stande angehörig, der die erforderlichen Kosten erschwingen kann — gestorben ist, so legt man denselben in einen

Sarg, und während dieser Handlung entschwebt der Geist nach einer anderen Welt, wobei ihn jederzeit ein Engel geleitet. Damit sein Weg angenehm werde, singen die Biliangs schöne Lieder, vielleicht Hymnen, wodurch sein entschwebender Geist erfreut wird. Diese Biliangs sind eben diese Töchter reicher Leute, bei denen es glücklich gelungen ist, den vorhandenen menschlichen Geist auszutreiben und einen Engel an dessen Stelle zu locken. Ein jedes Dorf der Ot Danoms hat ein Leichenhaus, in welchem die Reste der Todten aufbewahrt werden. Dieses Haus heißt Sandong. Von dem Hause des Verstorbenen bis zu dem Sandong wird eine luftige Brücke gebaut, der Sarg mit dem Leichnam wird auf diese gesetzt und allmälig, d. h. im Laufe mehrerer Wochen, nach dem Leichenhause hingeschoben. Während dieser Zeit verwest das Fleisch, es wird von Würmern verzehrt, und gegen Ende des Marsches nimmt man die Knochen aus dem Sarge, säubert sie, verbrennt sie auf einem kleinen Scheiterhaufen, sammelt die Asche in dazu bestimmte Gefäße und setzt diese in das Haus der Todten, in den Sandong.

Dies ist die große Feierlichkeit, bei welcher man ein überaus glänzendes Fest feiert und Menschen und Thiere opfert; die Köpfe der Geopferten werden geräuchert und in dem Hause der Todten bei den Aschenbehältern aufgehängt. Hier sieht man nun freilich recht deutlich, was für ein Unterschied zwischen den Menschen selbst nach dem Tode noch stattfindet; über der einen Urne hängen fünf, sechs, auch zehn Menschenköpfe, zehn Büffelköpfe, zwanzig Schweineköpfe; bei einem Anderen vielleicht ein armseliger Sclave (welche schlechte Bedienung) und ein paar Büffel- oder Schweineköpfe. Bei einem Dritten nimmt man wahr, daß der unglückliche Selige gar keine menschliche Begleitung hat, sondern sich mit einem erbärmlichen Eberkopfe begnügen muß.

Der Tomongong des Dorfes hatte bei dem Tode seiner Frau erstlich verordnet, daß man ihr alle ihre Kleider, acht vollständige Anzüge und den Schmuck, den sie getragen, mit in den Sarg gebe. Unmittelbar nach ihrem Tode hatte er einen Sclaven geopfert. Als der Leichnam aus dem Hause auf die Brücke gebracht wurde, opferte er drei andere Sclaven und bei der Feierlichkeit der Knochenverbrennung schlachtete er noch acht Sclaven, zwei Büffel und sechzig Schweine, deren Leichen sämmtlich um den Scheiterhaufen lagen und deren Köpfe, nach vorheriger Räucherung, um die Urne her, welche ihre Asche enthielt, gehäuft wurden. Die Glückliche.*)

Die reichen Leute haben sich aber noch eine andere Kasteiung aufgelegt, sich selbst! nicht ihren Sclaven. Der übrigbleibende Gatte darf unter keinem Vorwande sein Haus verlassen, bevor eine gewisse, in jeder Familie verschieden angesetzte Zeit verflossen ist, ein Monat, drei Monate, ja sogar bis sieben Monate. Der Wittwer oder die Wittwe bleibt während dieser ganzen Zeit

*) Schwaner, beschryving van det Eiland Borneo.

in dem Hause, ohne etwas zu thun, ja häufig sogar, ohne sich von der Matte, auf der sie liegen, weg zu begeben. Man begreift auch hier kaum, wie sie es aushalten, da doch nur unter den Füßen, keineswegs aber über den ganzen Körper, harte Haut vorhanden ist.

Menschenopfer werden, wie oben bemerkt, auch noch bei Abschließung von Tractaten gebracht. In das Blut der Opfer taucht man die Talismane des Stammes oder der einzelnen Personen, und diejenigen, welche beim Abschluß der Verhandlungen gegenwärtig sind, bestreichen sich mit dem Blute des Opfers die Stirne, die Schultern, die Brust, den Bauch, die Kniee, die Füße, und dieses immer unter Leistung von besonderen Gelübden für sich oder für ihre Stammverwandten.

Die Ot Danoms sind überaus abergläubisch und förmlich Sclaven ihrer wunderlichen Glaubensartikel; einer der unbequemsten von diesen Gebräuchen ist, daß auch der Fremde, wenn er in ihr Land kommt, opfern, oder für sich opfern lassen muß, was nicht ganz ohne Kosten abgeht, und was nicht von dem Fremden selbst, sondern lediglich von der Taxe abhängt, der man ihn unterwirft. Hält man ihn für arm, so kommt er mit einem Schweine fort; hält man ihn für reich, so muß er zehn, auch mehr Büffel und viele Schweine schlachten lassen. Die Götter sind den Fremden nicht günstig, um sie zu besänftigen, um das Unglück abzuwenden, muß daher ein Opfer (Balas) gebracht werden, und das kann sogar von 5 Dollars auf 100 steigen.

Bei den wilden Völkerschaften pflegen die Hunde nicht in gar zu hoher Achtung zu stehen; bei diesem Volke ist es anders. Man schreibt den Hunden eine Seele zu, und deshalb sind sie nicht nur während ihrer Lebenszeit, sondern auch noch nach ihrem Tode der Gegenstand einer gewissen Verehrung. Die Hunde nämlich stammen ab von Patti Palang Kaiang, dem Könige der Thiere. Eines Tages, als dieser Monarch einer großen Versammlung von Thieren präsidirte, erregte seine auffallend schlechte und ärmliche Bekleidung ein allgemeines Lachen und Verhöhnen.

Von diesem Mangel an Respect sehr verletzt, sprang er zwischen seine Unterthanen und hieb mit seinen Klauen und seinen Zähnen so gewaltig um sich, daß er eine große Menge verwundete und alle in die Flucht jagte.

Dieses Stückchen königlicher Gewaltthätigkeit hatte seine Absetzung zur Folge, und darum erwachte in ihm ein solcher Haß gegen seine Unterthanen, daß sein größtes Vergnügen war, auf dieselben Jagd zu machen.

Seine Nachkommen haben diese Gehässigkeit, diesen Grimm gegen andere Thiere geerbt, und in den Augen der Ot Danoms ist dieses das Hauptverdienst der Hunde, deren sie sich sehr fleißig zur Jagd bedienen, wie sie denn auch besonders schöne Köpfe der von ihnen erlegten Thiere als Zeichen der Tapferkeit ihrer Gefährten räuchern und aufbewahren.

Wenn ein Hund stirbt, so wickelt sein Herr denselben in ganz gute Ge-

wänder, begräbt ihn feierlich in der Nähe seines Hauses und breitet darauf über dieses Grab gekochten Reis, Salz, rohe und gekochte Früchte als Opfer für die Götter, damit sie sich bewogen fühlen, die Seele des Verstorbenen in das Hundeparadies zu führen. Schließlich errichtet der Hausherr über dem Grabe ein Denkmal, nämlich ein paar Pfähle, an denen er die Kinnbacken der Eber und die Köpfe der Hirsche, welche der Hund gefangen hat, aufhängt.

Was den Schmuck der Ot Danoms betrifft, so besteht er zuvörderst in der Tättowirung, welche man hier auf der Südostseite der Insel wiederfindet, indessen sie auf der nördlichen Seite und an der Westküste wenig oder gar nicht bemerkt wird. Bei den Männern erstreckt sie sich, mit Ausnahme des Gesichts, über den ganzen Körper; die Tättowirung soll früher sehr viel einfacher gewesen sein, allein durch die Biliangs, durch die von Engeln (Sang-Sangs) begeisterten Jungfrauen, ist eine Methode eingeführt worden, welche eine so reichhaltige Zeichnung darbietet und so viele Qualen verursacht, daß die Ot Danoms sich wohl Glück wünschen dürfen zu dieser schönen Neuerung. Das enge Tättowiren bringt eine so starke Hautverletzung hervor, daß immer eine mehrwöchentliche Krankheit, von heftigem Wundfieber begleitet, darauf folgt, und doch wird nur ein geringer Theil, wohl nur ein Zwanzigstel der Oberfläche des Körpers, wohl auch noch weniger davon berührt. Ein Häuptling, den Schmerz verachtend, wollte beweisen, daß ein tüchtiger Mann die vollständige Tättowirung aushalten könne und er hielt sie auch wirklich aus, allein er starb unmittelbar nach Beendigung der Operation.

Bei den Ot Danoms lassen sich die Frauen vorzugsweise auf der vorderen Seite der Beine, längs der Schienbeine, tättowiren, was nun gerade die empfindlichste Stelle des Körpers ist, wenn man das Gesicht ausnimmt. Bei den Männern ist die Tättowirung sehr viel weiter ausgedehnt, was vielleicht daher kommt, daß sie nur sehr selten jenes halbe Hemde tragen, welches man bei Frauen und Mädchen beinahe immer sieht; daher man die breiten Stellen der Beine, auf denen die schönsten Zeichnungen angebracht werden könnten, nicht sehen würde. Der Gürtel, mit welchem das lange schmale Tuch um den Leib befestigt ist, besteht entweder aus Schnüren, die man sich selbst geflochten und gedreht hat, oder aus einer kupfernen Kette, auf welche sehr großer Werth gelegt wird. An der linken Seite dieses Gürtels hängen viele Perlenschnüre, Arm- und Halsbänder, Ketten, Federbüsche, oder auch Blumensträuschen und was sie sonst irgend finden können, was ihnen werthvoll scheint. Die Reichen haben auf den Armen, eben so an einen oder an beiden Beinen große messingene Ringe; in den Ohren tragen sie gleichfalls Ringe, nicht selten von Thaler-Größe und Schwere. Ihre Schmucksachen sind meistens sehr zierlich gemacht. Die Ohrringe, z. B. aus Muschelschalen geschnitten, sind schön gravirt und mit Flittern von Gold ausgelegt.

Neben dieser Neigung zum Schmuck, welche man dem Weibe gerne ver-

zeiht, haben sie eine ungemeine Thätigkeit und Rührigkeit. In den Häusern sieht man sie fortwährend mit Arbeiten beschäftigt; sie weben, sie flechten Schnüre oder Matten, sie besorgen die ganze Haushaltung, aber sie besorgen auch den Feldbau, den Reisbau; nur bei den Reichen, deren Frauen sehr theuer gekauft sind, die man also als kostbare Möbel schonen muß, thun es die Sclaven. Die minder bemittelten Frauen müssen alle Arbeiten verrichten, denn der Mann mag nicht die Schande der Arbeit auf sich laden; indessen sind die Arbeiten freilich mit denen einer deutschen Bauernfrau nicht zu vergleichen und wohl zu ertragen, da die Leute alle ansässig sind. Schlimmer freilich ist die arme Frau bei den Wandervölkern daran, bei diesen ist sie das eigentliche Lastthier und hat wohl ein Recht, zu seufzen.

Auch die Männer tragen hier Armbänder von Messing oder Kupfer und Muscheln mancher Art, auf der Brust tragen sie gewöhnlich wohl geschliffene Karneole. Diese rothe Varietät des Achats kommt hier sehr häufig vor und sobald sie schöne Platten finden, schleifen sie dieselben mit unbeschreiblicher Geduld rund oder oval, befestigen daran Halbmonde von Gold und hängen sie sich, um den Hals, an die Brust, je mehr derselben, desto besser.

Von Waffen sah ich bei den Ot Danoms einen Schild, welchen sie Talawang nennen, er ist zwischen 3 und 4 Fuß lang, etwas über 1 Fuß breit, von Holz gemacht und bedeckt den linken Arm und den größten Theil der linken Seite, welche dem Feinde zugekehrt ist. Als Trutzwaffe haben sie einen kurzen Degen oder langen Dolch, welchen sie Mandau nennen, demnächst haben sie eine Lanze mit einer Spitze von Eisenholz. Diese Lanze aber ist eine viel gefährlichere Waffe, als man glaubt, sie ist nämlich ein Blaserohr, und aus demselben werden kleine vergiftete Pfeile geschossen, mit denen ihr Köcher stets gefüllt ist. Zum Fischfang haben sie noch eine dreispitzige Lanze.

Wenn ich von dem Charakter dieser Leute sprechen soll, so muß ich sagen, daß er im Vergleich mit dem der früher besuchten Dajaks nicht sehr zu loben ist. Man findet allerdings überall, daß die Leute sich gerne ihre Mühewaltungen vergelten lassen; allein bei den Naturvölkern, bei den durch die Civilisation noch nicht Verdorbenen, ist man nicht gewohnt, auf einen Eigennutz zu stoßen, der vorher die Vortheile einer Leistung berechnet und danach handelt. Die Leute, welche ich bisher auf den von mir besuchten Inseln gefunden, waren erfreut, Dienste zu leisten und irgend helfen zu können, sie verschmähten jede Bezahlung als eine Beleidigung, sträubten sich aber nicht gegen ein Geschenk, welches dem geleisteten Dienst bei weitem nicht entsprach.

Hier bei den Ot Danoms war dies ganz anders; die Leute hatten viel Gold und kannten den Werth desselben, sie wollten ihre Dienste nicht anders als durch solches bezahlt wissen, und solches hatte ich zum Verwundern wenig. Obschon ich in meiner Person die Eigenschaften von so und so viel Naturforschern vereinigte, und ich auch über meine sonstige Stellung durchaus nicht

zu klagen hatte, so waren doch die Gelder, die während meiner Reise mir baar zur Verfügung gestellt wurden, nicht eben groß, was ich vielleicht als eine väterliche Fürsorge des würdigen van der Kapellen zu betrachten habe, der möglicherweise in dieser Art das Kapital, was mir nach meiner Rückkehr ausgezahlt werden sollte, zu vergrößern beabsichtigte.

Ich befand mich deswegen in einer nicht geringen Verlegenheit; für gute Glasperlen und schlechte Messer, für noch schlechtere Scheeren und messingene Knöpfe war hier nichts zu haben. Bei den Knöpfen fiel mir doch etwas ein, was vielleicht helfen konnte. Bekanntlich macht man die Edelsteine in Glas nach, in Farben, die schöner sind als die ächten. Aus solchem Glase schleift man in aller Herren Länder die allerschönsten und kostbarsten Edelsteine, das Gros zu einem Dritteltaler, und will man zwei Drittel oder gar drei Drittel eines Thalers daran wenden, so kann man dieses Gros der mannigfaltigsten Edelsteine in Gold gefaßt haben, als Hemdenknöpfe paarweise, als Brustnadeln einfach und in Broches und Sevignés mehrfach vereinigt.

Von diesen schönen und kostbaren Sachen hatte ich eine ziemliche Quantität bei mir. Bis dahin hatte ich noch keine Gelegenheit, ihre Zauberkraft zu erproben; aber jetzt erfüllte sich was ich gehofft hatte. Die blendenden, schönen Farben, die Politur der Steinchen, die Durchsichtigkeit derselben und das Scheingold, verbunden mit dem Umstande, daß ich sie aus einer Verpackung von äußerst feinem, weißem Papier nahm, brachten die Meinung hervor, diese Steine seien etwas sehr Kostbares, und da ich natürlich nicht meinen ganzen Vorrath, sondern nur einige wenige davon zeigte, so war die Begierde danach so groß, daß der Tomongong für einige derselben bereit war, alle meine Wünsche, die Führerschaft und die Zahl der Begleiter betreffend, zu erfüllen.

Hundertsiebzehntes Kapitel.

Eine Bootfahrt den Strom hinab. Der heilige Berg Ambon und der heilige Baum darauf, nebst einem damit verbundenen Orakel. Die Biadjus. Eine Merkwürdigkeit der weißen Männer; es giebt nur Männer, nicht auch Frauen. Ob die Biadjus schön sind. Der Beweis wird durch den Tomongong geführt.

Da der größte Theil meiner Reise von jetzt ab zu Wasser gemacht werden sollte, so waren mir ein paar Boote nöthig, und da ich sie auf die oben gedachte Weise bezahlen konnte, so unterlag die Beschaffung derselben nicht den geringsten Schwierigkeiten; ebenso war es mit der erforderlichen Zahl von Ruderern. Es wurden mir 60 bis 70 angeboten, obschon ich mit zwanzig reichlich genug

hatte und alles Erforderliche bestreiten konnte. Selbstverständlich nahm ich nicht mehr davon in meinen Dienst, als mir nöthig waren, denn auch sie wollten bezahlt sein, und zwanzig sind leichter befriedigt, als sechzig.

Ich nahm Abschied von meinem bisherigen Gastfreunde und fuhr wohlgemuth den großen und breiten Strom hinab, welcher hier durch schöne und offene Gegenden hindurcheilt, die zwar überall in einer gewissen Entfernung von Höhen begrenzt sind, jedoch keineswegs von solchen, die man Berge nennen könnte. Es sind die letzten Ausläufer der Centralgebirge, die sich radial von dem Hauptkern nach drei verschiedenen Richtungen erstrecken, wo sie bis an die Spitzen der Insel laufen, mächtige Vorgebirge bildend, zwischen sich aber jene breiten Flußthäler lassen, welche das Land so außerordentlich ungesund machen und es eigentlich ganz der Cultur verschließen. Vielleicht wird es mit der Zeit anders werden, wenn einmal die Europäer bis zu den bewaldeten Höhen gedrungen sein und diese abgeholzt haben werden, dann wird die mächtige Masse von Regen, welche sich jetzt von den Bergen herab in die Flüsse ergießt, ihre Grenze finden und dann wird auch der herrliche fruchtbare Boden trockner und dadurch bewohnbar werden. Allerdings kann man überall des Guten zu viel thun, also auch die Abholzung so weit treiben, daß die Quellen überhaupt versiegen, wie dies die Europäer schon auf vielen ihrer Besitzungen glücklich genug zu Stande gebracht haben.

Auf meinem Wege sah ich vielfältig Hügel mit verschiedenen Culturgegenständen versehen, auch standen hie und da Hütten, keineswegs aber waren alle bewohnt. Sie sind es immer nur zeitweise, je nachdem das Bedürfniß die Leute hierher führt. Sehr häufig wird hier nach Gold gesucht und dies hat natürlich eine Ansiedelung zur Folge; wie lange sie währt, kommt auf das mehr oder mindere Glück der Goldsucher an. Feststehende Niederlassungen findet man kaum und dies rührt daher, weil aller Besitz höchst unsicher ist. Die gutmüthigen, Acker- und Reisbau treibenden Leute, so wie die Goldsucher, sind fortwährenden Räubereien ausgesetzt. Die Malayen sowohl als die Dajaks gehen, wie bereits erzählt, in kleinen Banden auf Raub aus; die Gegenden sollen hier sehr stark bevölkert gewesen sein, aber seit der Einwanderung der muhamedanischen Bekehrer hat sich das System der Plündereien und Räubereien so fest gesetzt, daß die armen Leute nirgends ihres Lebens oder ihres Eigenthums sicher sind, und wahrscheinlich kann die holländische Regierung, deren Macht überhaupt eine äußerst geringe und in dem Innern der Insel wirklich nur ganz nominelle ist, nichts thun zur Abstellung dieser schrecklichen Uebelstände. Es würde erforderlich sein, daß die Regierung ein Heer von wenigstens 5000 wohl geübten Soldaten in wenigstens 100 Forts auf der Insel vertheilt hätte, und es würde nicht minder erforderlich sein, daß eben diese Forts durch gangbare Straßen mit einander verbunden wären und sich gegenseitig unterstützen könnten. Da nun nicht daran zu denken ist, daß dergleichen Anstrengungen und die damit verbundenen

Geldausgaben zu Gunsten des armen Volkes gemacht werden, so ist auch von Abstellung aller der Uebel gar keine Rede.

Ich war den Tjira, den nordwestlichsten Zufluß des Murung, hinabgeschwommen und näherte mich einem sehr geheiligten Raume, dem Berge Ambon, welcher zwischen dem eben genannten Flusse im Norden dem Kahajen, im Süden und der Vereinigung der beiden im Osten und zwar unfern der Vereinigung selbst, liegt.

Der Berg ist nicht hoch wie wohl er durch seine isolirte Lage eine weite Aussicht gewährt; allein oben auf seiner breiten Kuppel steht ein harzreicher Baum, welcher von Geistern bewohnt wird die immerfort in ihm thätig sind und das heilsame Harz bereiten, welches gegen Verwundungen ein vollkommen sicheres Mittel bietet. Oben auf diesem Baume, in einer Gabelung seiner Aeste, befindet sich eine große, ungewöhnlich dicke Harzkugel, die sich dort, es möchte schwer zu erklären sein wie, angesammelt hat. Zu meiner Verwunderung sah ich dieselbe mit unzähligen Pfeilen gespickt, und ich hörte nun, daß dies Heiligthum zugleich ein Orakel sei. Ein Jeder, der daran vorüber geht, schießt einen Pfeil darauf ab, trifft er das Ziel, so hat er die Aussicht, sehr reich zu werden, schießt er jedoch dreimal vorbei, so ist Armuth und Elend sein unabweisbares Loos. Die Begleiter welche sich mir gewidmet hatten, versuchten nur zum Theil ihr Glück, denn wer einmal das Orakel befragt hat, darf es nicht wieder thun; eine äußerst vernünftige Einrichtung, denn hiedurch wird verhindert, daß das Orakel mit sich selbst in einen nachtheiligen Widerspruch geräth. Von denjenigen, die den Versuch machten, trafen drei die Harzkugel, zwei aber nicht; diese beiden Letzteren wurden dadurch so unbeschreiblich niedergeschlagen, daß sie eigentlich sofort umzukehren gedachten und nur mit Mühe von diesem Entschluß abzubringen waren. Leider vermochte ich nicht (wiewohl an anderen Orten es mir gelang) dem Schicksalsspruch sofort seine Spitze abzubrechen, indem ich die beiden zur Armuth Bestimmten reich gemacht hätte. Auf den Neuen-Hebriden, auf Celebes wäre dies durch eine Hand voll Glaskorallen möglich gewesen. Die Ot Danoms waren schon civilisirt genug, um die Werthlosigkeit derselben zu kennen.

In der Gegend, die ich jetzt durchstrich, fängt vereinzelt das Völkchen der Biadjus an, sich zu zeigen; ein gleichfalls dunkelfarbiger, langhaariger Menschenschlag, gleich den sämmtlichen Bewohnern des Innern von Borneo. Ich sah hier manche ungewöhnlich schöne Körperform, von denen die Zeichnung vielleicht geeignet ist, einen Begriff zu geben. Man könnte allenfalls sagen, die Formen seien zu üppig, zu kräftig, aber es ist nicht Fett, was die Leute drückt, es ist das kräftige markige Fleisch, gesund und derb, was ohne Zweifel sowohl auf die Bewegung in freier Luft, auf die täglich genommenen Luft- und Wasserbäder, als auch auf die Thätigkeit, d. h. auf die *mäßige* Arbeit der Leute zu schieben ist.

Die beiden Frauen, welche unser Bild zeigt, ruderten den Strom herauf und landeten ganz nahe bei unserer Lagerstelle; es geschah mit solch einem Aufwande von Kraft, daß der leichte Kahn flog, und doch mit einer so geringen Anstrengung, daß beide Personen nicht warm, nicht feucht waren, nicht nöthig hatten, sich den Schweiß abzuwischen. Sie hatten ein Kind bei sich, einen Säugling, den die eine dieser Frauen der andern abnahm, mit einem solchen Ausdruck von Zärtlichkeit und Liebe in dem freundlichen Gesicht, daß ich wirklich davon entzückt war. Die Mutter hatte so wenig durch das Nähren des Kindes gelitten, daß ihre Brust nicht im geringsten hängend war; die Rundung und Fülle derselben entsprach vollkommen der ganzen übrigen kräftigen Gestalt. Die Mutter war nur ganz leicht bekleidet, hatte nur ein Tuch um die Lenden geschlungen; die andere, vielleicht die Dienerin, denn sie trug einen Korb auf dem Rücken, hatte außer diesem Lendentuche auch noch ein Hemde ohne Aermel. Was mich dabei wunderte, war, daß nur die eine, die Mutter, einen Schatten gebenden Hut trug, indeß die andere im bloßen Kopfe ging.



Weibliche Biadjus.

Die Leute, denen ich hier begegnete, schienen mir sehr friedlich zu sein, sie beschäftigen sich mit dem Ackerbau, immer und vor allen Dingen mit dem Anbau des Reises, ziehen nicht auf Kriegsunternehmungen aus, schneiden nicht Köpfe ab und scheinen auch nicht Menschen zu opfern, wenigstens konnte ich auf alle meine Fragen danach keine diese Besorgniß bestätigende Antwort erhalten.

Ich gelangte nach dem Orte Karingang, woselbst ich durch den Tomongong äußerst freundlich aufgenommen wurde. Er erklärte mir, sich sehr zu freuen, daß endlich einmal ein Mann mit weißer Haut ihn besuche. Er sei schon ziemlich alt und nicht mehr geeignet, große Reisen zu machen; in seiner Jugend habe er sowohl den Strom auf als ab gefahren, doch seien damals noch keine weißen Männer an den Flußmündungen gewesen. In späteren Zeiten habe er von jüngeren Personen sehr vieles gehört über diese weißen Männer, denen es sonderbarerweise gänzlich an Frauen fehlt, daher sie immer Eingeborene heirathen; aber gesehen habe er Niemanden, und die Nachrichten, welche man aus zweiter Hand erhalte, seien doch immer sehr unvollkommen.

Ich konnte diese Ansicht vollständig bestätigen und sagte ihm, daß ein sehr unvollkommener Bericht ihm vorliege, wenn er wirklich glaube, daß die weißen

Männer keine Frauen haben; er aber ließ sich nicht irre machen, sondern sagte ganz vernünftig, wie kommt es denn, daß ihr wirklich in der That immer schwarze Frauen, immer Leute unseres Stammes zur Ehe nehmt? Diesen Ausdruck brauchte der würdige Mann allerdings nicht, denn er mochte ihm fremd sein, allein er sagte das Gleichbedeutende, und ich mußte ihm erklären, daß bei uns allerdings die Männer große Reisen machten und arbeiteten, daß aber die Frauen hieran nicht Theil nähmen, und daß folglich die Männer ohne ihre Frauen in dieses Land kämen, wo es so viele schöne Weiber gebe (er fühlte sich außerordentlich geschmeichelt durch diese Worte), und es also nicht zu verwundern sei, wenn sie den heiligen Trieben folgten, welche die Natur in das Herz eines jeden Menschen gelegt und sie sich nun mit den schönen Biadjus verbänden.

Gut, sagte er, ich glaube Dir, allein Du hast von unseren schönen Frauen gesprochen, ohne sie zu kennen; nun, weißer Fremdling, so will ich Dir denn viele unserer schönen Frauen zeigen, damit Du überzeugt wirst, daß die Worte, welche Du vielleicht nur aus Freundlichkeit gegen mich gesprochen, wirklich wahr sind.

So ward denn mir zu Ehren ein Fest gegeben, wie es nur bei ganz außerordentlichen Gelegenheiten vorzukommen pflegt. Zuerst wurde allerdings für meine und meiner Begleiter Bedürfnisse gesorgt; sie wurden bei den Bewohnern des Dorfes untergebracht, mich nahm der Tomongong in sein Haus. Hier wurde ich vor allen Dingen durch ein Bad erfrischt, dann ließ mir mein Wirth andere Gewänder anlegen, wie sie zur Feierlichkeit nöthig waren, und hierauf ward gegessen und getrunken, was das Haus bot, indessen ohne besondere Festivitäten. Diese sollten erst kommen, wie ich späterhin bemerkte.

Das Haus meines Wirthes hatte die gewöhnliche Bauart aller dajakischen Wohnungen, und unterschied sich von den übrigen nur durch eine etwas größere Ausdehnung. Es war mithin in seinem Innern Raum für eine sehr zahlreiche Versammlung, und nach und nach langten auch so viele Gäste an, daß ich in nicht geringer Verwunderung war, wie das Haus auf seinen schlanken dünnen Pfosten dieselben zu tragen vermöchte. Wäre es das meinige gewesen, so hätte ich geglaubt, dasselbe von allen Seiten stützen zu müssen, um dem gewissen Untergange zu entgehen; mein Wirth aber und seine Gäste theilten diese Furcht nicht, obwohl bei den heftigen Bewegungen, die das Fest mit sich brachte, der ganze Bau gefährlich zu vibriren begann.

Als muthmaßlich der größte Theil der geladenen Gäste versammelt war, kam ein Priester (Bazir) und hinter ihm zwölf Bilians oder Tänzerinnen, welche man mit den Bajadèren der Indier vergleichen kann. Ich brauche diesen ganz falschen Namen nur, weil er der bekannteste ist, die Personen heißen Dewedaschies, d. h. Gottestänzerinnen, sie werden von den Priestern unterrichtet und reichen Leuten gegen Erlegung nicht unbedeutender Summen von

Geld oder Geldeswerth zur Unterhaltung ihrer Gäste zugeschickt. Immer sind es die schönsten Kinder, welche ausgewählt und von den Priestern zu diesem Zwecke erzogen werden, natürlich unter der stillschweigenden Voraussetzung, daß die Blüthe der Schönheit von eben diesen Priestern als erster Lohn ihrer Bemühungen gepflückt wird, darauf aber auch die ganze Masse der Bezahlung ihnen zufällt, den Mädchen aber die Geschenke bleiben, welche die Gäste ihnen gemacht haben, zu deren Vergnügen sie eingeladen worden sind.

Diese hier beschriebene indische Sitte scheint sich theilweise nach Borneo verpflanzt zu haben und was ich darüber erfuhr, will ich hier mittheilen.

Hundertachtzehntes Kapitel.

Etwas Näheres über die Bilians, Gottestänzerinnen, Zauberinnen, Freudenspenderinnen. Ein mir zu Ehren veranstaltetes Fest. Luther's Glückseligkeiten auf Borneo. Eine wunderbare Ceremonie, der auch ich mich unterwerfen muß.

Als mein Wirth den Eintretenden sah, erhob er sich, mit ihm alle Uebrigen und man verneigte sich allgemein und ehrerbietig vor den Erscheinenden. Auch die Mädchen hatten ihren entschiedenen und wichtigen Antheil an dieser Ehrerbietung, denn wie mir nachher gesagt wurde, sind diese Tänzerinnen Mitglieder der vornehmsten Familien (wie bereits weiter oben bemerkt), denn es ist nicht eine Schande, sondern im Gegentheil, eine große Ehre, unter die Zahl derjenigen aufgenommen zu werden, welche den Göttern dienen sollen. Diese Mädchen sind nicht blos Tänzerinnen und Sängerinnen zur Ehre Gottes und zur Freude ihrer Nächsten, sie sind auch Zauberinnen, Prophetinnen, sie beschwören die bösen Geister, und sobald sie selbst einmal ein Kind bekommen haben, was ihrer Ehre nicht den geringsten Abbruch thut, so werden sie auch im Dienste der Juno Lucinia, im Dienste der Geburtshelferinnen unterrichtet.

Der Bazir spielt hier die Rolle des Goethe'schen Mephistopheles, welcher die Hexe zwar unterrichtet, den Liebestrank zu machen, ihn aber selbst nicht machen kann. Bei Beschwörungen, bei Prophezeiungen und worin sonst noch die Functionen der halben Bajadèren bestehen mögen, wird niemals der Priester, sondern immer eine Bilian geholt, und obwohl der Priester allein es ist, von welchem die sämmtlichen Künste ausgehen, so scheint man doch zu glauben, nur die Priesterinnen könnten dieselben mit Glück bieten.

Alle diese Leistungen haben bestimmte Zwecke und bestimmte Werthe, doch wie das bei den orientalischen Völkern meist der Fall ist, werden die Leistungen niemals bezahlt, man macht ein Geschenk, aber jederzeit eins was den Preis

bei weitem übertrifft und zwar in der Regel ein doppeltes, wiewohl man nur zu einem einfachen verpflichtet ist, zu dem für den Priester, welcher die Bilian hergiebt. Selten oder nie wird das zweite und zwar meist werthvollere für die Bilian selbst fehlen.

Als nun die sämmtlichen Gäste versammelt waren, und die Bilians in einem engeren Kreise Platz genommen hatten um mich her, denn mir zu Ehren war ja alles dieses angeordnet worden, da erhob sich eine der Sängerinnen und sang ein Lied zum Lobe der Gottheit, welche mich so glücklich bis hieher geführt hatte, dann ward Raki herumgereicht, von den Männern getrunken, von den Mädchen genippt, nur zwei von den Bilians enthielten sich desselben ganz, worauf dann der Gesang wieder anhob, den eine zweite zum Preise der Gottheit anstimmte; dann that es eine dritte, indem sie meinen Muth erhob, indem sie mich, wie die andern vorher ihre Götter, pries weil ich so viel Muth gehabt, vielfältige Gefahren aufzusuchen, ihnen zu begegnen und alles nur, um die schönen Biadjus und deren schöne Frauen zu sehen, um sie näher kennen zu lernen.

Hiermit schien ein Stichwort gegeben, auf welches die Anderen lange gewartet. Sie sangen Lieder zum Preise der schönen Biadjus und alsbald stimmten die anwesenden Männer ein und zwar mit einer Begeisterung, welche mir nicht nur verrieth, welchen Antheil sie an dem Preise ihrer Schönen nahmen, sondern welche auch auf das gefühllose Haus einen tiefen Eindruck machte. Bei einiger Phantasie hätte ich mir vorstellen können, wie es Orpheus gemacht hat, um durch seine musikalische Virtuosität die Wölfe und Hyänen zum Heulen und die Steine zum Tanzen zu bringen. Daß bei diesen Leistungen nämlich viel Geheul mit unterlief, war durchaus nicht zu verkennen, daß aber auch leblose Dinge in Bewegung kommen konnten, fühlte sich deutlich heraus, indem der Boden, auf welchem ich saß, in lebhafte Schwingungen gerieth, und binnen Kurzem das ganze lange und breite Gebäude so lebhafte Schwankungen machte, daß die Scorpione und die Tausendfüße und die kleinen flinken Eidechsen, die Gheckos aus dem Laub des Daches, der Wände, der Verkleidungen fielen, als hätte ein Erdbeben sie aus ihren Wohnungen aufgescheucht. Ein Erdbeben hätte allerdings nicht einmal diese Wirkung gehabt, denn es hätte nicht lange in solcher Art angehalten.

Die guten Zuhörer und Zuschauer, durch die drei Glückseligkeiten, welche Luther über alle anderen stellt, durch Wein, Weiber und Gesang begeistert (nur trat der Arac an Stelle des Weines), wackelten anfangs ganz taktmäßig mit dem Körper hin und her, wie chinesische Pagoden. Da der Takt langsam war und alle gleichzeitig nach der nämlichen Richtung hin und dann wieder nach der entgegengesetzten wiegten, so hatte das Haus Zeit, die Schwingung mit zu machen, und wie bei dem Marschiren der Soldaten über eine Brücke diese zusammenstürzen kann, wenn die Gesammtmasse gleichen Schritt hält, so war hier

auch die Besorgniß, das Haus werde sich gelegentlich auf eine oder die andere Seite legen, vollkommen gerechtfertigt, und sicher wäre es dahin gekommen, wenn sie nicht, wie die Soldaten ihren gleichen Schritt, so ihre gleichmäßige



Festliche Tänze der Bilians (s. S. 647).

Bewegung gewechselt hätten. Hierdurch entstand eine Unterbrechung der gefährlichen Schwingungen und die Bewegung ging in ein minder Besorgniß erregendes heftiges Zittern über, welches eben die Revolution und die massenhafte Auswanderung aller Bewohner der höheren Etage bewerkstelligte und mir Gelegenheit gab, den unterirdischen Mächten viele dieser abscheulichen Creaturen — Scolopendren und Scorpionen — zu opfern, das heißt mit einem langen Messer, das wie der Krisch in meinem Gürtel steckte, die Köpfe abzuhacken.

Immer mehr wurde getrunken, immer lauter wurde gesungen, und nun wurde auch ein gewaltiger Eber von sechs Menschen hereingetragen, die ihn bei seinen vier Füßen und den Ohren hielten, vor den Tomongong hinlegten und des Opfers warteten.

Dies geschah nun alsbald; der Dorfherr erhob sich, richtete an die Bilians eine kurze Anrede und dann hieb er den auf dem Rücken liegenden und so fest gehaltenen Eber die Kehle durch bis auf den Knochen. Erst an den Halswirbeln hielt das Messer an, und hätte er einen Knorpel statt des Knochens getroffen, so bin ich überzeugt, der Kopf wäre vollständig vom Rumpfe getrennt worden.

Der Hals des Ebers wurde nun so erhoben, daß er hohl lag, dann wurden zwei Schüsseln zu beiden Seiten gestellt und das mächtig ausströmende

Blut aufgefangen. Das Schlachtopfer wurde so geneigt, daß in die eine Schüssel viel mehr Blut fließen mußte als in die andere. Als das Schwein ausgeblutet hatte, wurde die reichlicher gefüllte Schüssel fortgetragen, um sie den Göttern als Opfer darzubringen. Diese Götter heißen „Hatus", sie beschützen die cultivirten Erdstriche und machen die Goldgräbereien ergiebiger, sie dürfen mithin bei keiner Festlichkeit übergangen werden. Gewöhnlich muß der Fremde, dem zu Ehren ein solches Fest veranstaltet wird, die Kosten tragen, im gegenwärtigen Falle aber hatte der Tomongong dieselben freiwillig übernommen, denn er wollte mir eine Ehre erweisen, nicht ich sollte den Göttern danken, sondern er wollte ihnen danken, weil sie mich hergeführt.

Die kleine Schüssel wurde nun gleichfalls unter dem verendenden Thiere hervorgeholt, und es wurden damit die sämmtlichen Anwesenden auf ihren nackten Körpern schrecklich bestrichen. Auch die Bilians mußten sich diesem unterwerfen und legten deshalb den größten Theil ihrer Gewandung ab, sie gingen nämlich, so wenig wie der Bazir, nackend, sondern hatten vom Gürtel bis auf die Füße herabhängende, mehrfach um den Leib geschlungene Kattunstücke über den Hüften befestigt und hatten auch den Oberkörper mit einem großen Tuche, einem viereckigen Mantel, in dessen Mitte sich ein Loch für den Kopf befand, bedeckt.

Die Mädchen legten nun eine nach der andern diesen Mantel ab und zeigten Schultern, Arme, Brust und Nacken von so tadellosen Formen und so heller Farbe, daß manche Spanierin sie darum beneidet haben würde. Der Priester tauchte seinen Zeigefinger in das Blut und machte einzelne Flecken damit auf die Brust, die Oberarme und den Nacken. Darauf schürzte eine jede sich auf, wie Diana es that, wenn sie zur Jagd ging, und es kamen eben so schöne Beine und eben so frische Formen zum Vorschein, als vorhin bei dem oberen Theile des Körpers. Auch diese wurden durch blutige Punkte bezeichnet, und nun kam die Reihe an mich; zu diesem Behufe also hatte mir der Tomongong genau eine solche Kleidung gegeben, wie die eben beschriebene war, und wie auch der Priester sie trug. Ich mußte meinen Mantel aufheben und mir die Arme, die Schultern, den Nacken, den Rücken mit dem Blute punktiren lassen. Durch diese Operation werden die so bezeichneten Theile des Körpers gestärkt und zu den vollsten Dienstleistungen befähigt. Der Bazir erhob nun auch den unteren Theil meiner Bekleidung, aber nicht so bescheiden, wie es die Sängerinnen gethan hatten, und er punktirte meine Beine mit großem Fleiße, um sie, wie er sagte, fähig zu machen, die mir bevorstehende große Reise ohne Anstrengung zurückzulegen. Dann punktirte er auch noch weiter, obschon ich ihm ehrlich und wahrhaftig die Versicherung gab, daß die hierauf verwendete Sorgfalt unnöthig und eine gänzlich überflüssige sei. Er ließ sich nicht irre machen, sondern sagte, es sei immer besser zu viel zu leisten als zu wenig, und Niemand könne wissen, was ihm bevorstehe und in welcher Weise er geprüft werden würde.

Nun führten die Bilians, alle zwölf so gut wie ganz entkleidet, einen wirklich anmuthigen Tanz auf, wennschon ohne die Beine zu Wegweisern zu machen. Das Fest wurde jetzt erst recht geräuschvoll. An Raki fehlte es durchaus nicht, und an der Neigung, ihn zu trinken, auch nicht, selbst die Frauen thaten ihr Bestes bei dieser Angelegenheit, und sie benahmen sich dabei so drollig wie betrunkene Affen, sie entwickelten eine Lebendigkeit der Unterhaltung, welche mich in Erstaunen setzte und mich so sehr belustigte, daß ich nicht glaube, in irgend einer Posse oder einem Lustspiel mehr und herzlicher gelacht zu haben als hier, da ich doch keineswegs die Feinheiten der malayischen Sprache, sondern nur gerade so viel verstand, um erträglich gut und ungehindert durch das Land zu kommen, und eine Unterhaltung über die gewöhnlichen Gegenstände ohne zu häufiges Stocken führen zu können.

Nur die Bilians machten in diesem allgemeinen tollen Treiben eine rühmliche Ausnahme, sie tranken äußerst wenig, und zwei derselben, wie bereits bemerkt, tranken gar nicht, obschon ihnen wiederholt das Beste angeboten wurde, was im Hause des Tomongongs war.

Nachdem ein großer Theil der Festlichkeit vorüber war, begannen die Frauen sich zurückzuziehen, die Bilians gingen mit ihnen nach dem Hintergrunde der Wohnung, woselbst sie sich entkleideten und sorgfältig zu waschen begannen, eine der anderen helfend, bis alle Spuren des Blutes gänzlich vertilgt waren. Da es dem weitläufigen Raume keineswegs an Licht fehlte, und die Mädchen, wie alle Naturkinder, die noch nicht verdorben genug sind, um in dem Natürlichen etwas Schändliches zu sehen, sich durchaus nicht genirten, so hatte ich Gelegenheit, mich von der Richtigkeit der Bemerkung des Tomongong zu überzeugen. Keines von den Mädchen war über zwanzig Jahre, die meisten viel jünger, bis zu vierzehn Jahren herab. Sie waren gewiß nicht wie die Töchter der reichen Ot Danoms in finstere Zellen eingesperrt gewesen viele Jahre lang, aber höchst wahrscheinlich hatten sie von da an, wo der Priester sie für geeignet hielt zum Dienste der Götter, jene leichten Kleider getragen, welche sie gegen die verbrennenden Sonnenstrahlen schützten, ohne sie des wohlthätigen und erkräftigenden Einflusses der atmosphärischen Luft zu berauben, so war die Farbe ihres Körpers die natürliche geblieben, der malphigische Schleim war nicht gebräunt und fast geschwärzt wie bei vielen der Männer, die Gesundheit aber brach aus der Fülle und der Kraftfülle der Glieder auf das Unwiderleglichste hervor.

Hundertneunzehntes Kapitel.

Mein Schlafgemach im Hause des Tomongong. Der Beweis meines Gastfreundes erstreckt sich auch auf die Nacht. Unfreiwilliger Aufenthalt. Endliche Weiterreise auf dem mächtigen Strome. Eine große Heldin dieses Volkes.

Während die anderen Anwesenden ihr heiteres Gelage fortsetzten, näherte sich der Tomongong mir gewissermaßen heimlich und flüsterte mir in's Ohr, wenn ich geneigt sei, schlafen zu gehen, so möge ich nicht darauf warten, bis die Gäste seine Wohnung verließen, sondern es ihm sagen, er wolle mich in mein Gemach geleiten. Ich nahm dieses Anerbieten mit vielem Dank an, und nachdem mich mein Wirth auf der einen Seite zum Hause hinausgeführt hatte, führte er mich auf der anderen Seite desselben wieder herein; nachdem wir nämlich die ganze Länge desselben umgangen hatten, sah ich an dem entgegengesetzten Giebel, wo man sonst keine Eingänge zu haben scheint, weil da die Frauengemächer sind, eine Leiter stehen und ein Fach aus der Wandung ausgehoben. Der Wirth belehrte mich, auf welche Weise die Oeffnung zuzusetzen sei, rieth mir dann, die Leiter an mich zu ziehen, um vor lästigem Besuch sicher zu sein, und dann schied er von mir, eine gute Nacht wünschend.

Der ganze Raum des weitläufigen Gebäudes war durch brennende Bambussplitter und Fackeln von Damarharz erleuchtet, daß ich so viel Helligkeit fand, um wahrzunehmen, daß ich mich in einem weitläufigen Gemache befinde und zwar nicht allein, sondern in Gesellschaft jener beiden Bilians, welche mir nicht nur als die schönsten, sondern auch als diejenigen aufgefallen waren, welche so wenig Raki getrunken hatten. Der Tomongong wollte mir den Beweis der Schönheit der Frauen seines Stammes in jeder Art führen, und er traute sich selbst einen so guten Geschmack zu, daß er nicht etwa mich wählen ließ (ich wäre überdies bescheidener gewesen), sondern für mich wählte, und in der That, es ließ sich gegen seine Wahl nicht das Geringste einwenden. Auf das mir Bevorstehende schien sich zu beziehen, was der Priester bei dem sorgfältigen Punktiren mit Blut gesagt hatte, er — der Besitzer dieser Gott geweihten Mädchen war ohne Zweifel unterrichtet von dem Wunsche des Tomongong, und so hatte er leicht treffende Andeutungen machen.

Da es höchst unhöflich gewesen wäre, zu einem der Mädchen zu sagen, Du gefällst mir nicht oder doch weniger als Deine Schwester — so sagte ich das nicht und fühlte mich zum ersten und einzigen Mal in meinem Leben als Sultan.

Die Gegend hier ist durchweg hügelig und bergig, daher die Flüsse auch die allerwunderbarsten Verschlingungen machen, sich gegenseitig stauend in den Weg treten, Strudel bilden und der Bereisung vielfältige Hindernisse in den Weg legen, und gerade als hätten die Leute diesen Strudel zu ihrem Privat-

vergnügen aufgesucht, so haben sich hier die Dörfer gehäuft, in einer solchen Weise, daß, wenn ich richtig gezählt habe, 82 Kampongs auf der Fläche von höchstens 5 Quadratmeilen vorhanden sind, eine Erscheinung, welche hier ganz isolirt steht, denn die Leute lieben es nicht, so nahe bei einander zu wohnen, und doch sollen hier bedeutend über 5000 Menschen vorhanden sein. Ich lernte die Gegend etwas besser kennen als die anderen von mir durchstreiften, eben weil ich durch diesen Strudel genöthigt war, längere Zeit an diesem Orte zu verweilen. Sobald nämlich viele Regen in den oberen Regionen fallen, und die Bäche sich reichlicher ergießen in die Hauptströme, so wird der Strudel so stark, daß man ihn nicht passiren kann und Tage und Wochen lang auf das allmälige Sinken der Gewässer warten muß.

Das Bette des Stromes ist theils ganz ungewöhnlich stark und vielfach gekrümmt durch die von beiden Seiten in dasselbe tretenden Berge — Felsstöcke sollte man lieber sagen — theils ist das Bette selbst so außerordentlich ungleich, bald tief, bald flach durch mitten hineingestreute Steinhaufen, Felsblöcke, Sandbarren, letztere in ihrer Stellung fortwährend wechselnd, daß die herabströmenden Wasser Stürze und Sprünge, Wasserfälle und Wirbel machen, welche jeder Berechnung und jeder Bemühung spotten.

So kam es, daß ich die Gegend längere Zeit hindurch nicht verlassen durfte, im Uebrigen nur deshalb mir nicht ganz angenehm, weil ich nicht mit Bestimmtheit wußte, wann der „van der Kapellen" in Banjermassing eintreffen würde, sonst befand ich mich hier ganz wohl, mein freundlicher, liebenswürdiger Hauswirth sorgte für jedes Bedürfniß, und ich nahm die Gelegenheit wahr, wie jener Weintrinker, der von zwei Fässern guten Weines trank, um nach und nach dahinter zu kommen, welcher der bessere, welcher der würdigere sei, seinen Keller zu zieren. Er trank die beiden Fässer leer, ohne sich entschieden zu haben; das letztere — mich nicht entscheiden zu können, ward auch mir, vielleicht aber nur deshalb, weil ich außer jenem ersten Male, nie wieder von den beiden Sorten am nämlichen Abende trank.

Endlich ward es mir vergönnt, mein Gepäck wieder in das Boot tragen zu lassen. Ich verabschiedete mich von meinem schätzenswerthen Wirth und von den beiden Priesterinnen, denen ich mehrere Brillantknöpfe verehrte, wodurch sie über alle Maßen glücklich wurden, ich will nur hoffen, daß ihr würdiger Bazir kein größerer Kenner derselben gewesen ist als sie selbst. Ihnen etwas wirklich Werthvolles, was nur annähernd den Schein einer Gleichbedeutung mit den falschen Diamanten gehabt, zu schenken — war leider nicht in meiner Macht.

Von allen Bergen eilen Zuflüsse in bedeutender Menge nach den Hauptströmen. Dies hat ein gewaltiges Steigen zur Folge, da aber die Bäche ihren Verlauf von ziemlich steil abfallenden Gebirgen nehmen, so ist ihre Ausgiebigkeit nicht von langer Dauer, nur die unteren Partieen der Flüsse bleiben lange unter Wasser, weil sie einen langsameren Verlauf haben; die felsigeren Partieen

wechseln unendlich schnell. Diese Erfahrung machte ich auch hier. Nur wenige Tage hatte der Regen nachgelassen, so trat diejenige Wasserhöhe ein, welche zur Passage des Felsenlabyrinths benutzt werden mußte, und noch hatte ich dasselbe keinen Tag hinter mir, als die Gewässer schon so stark verlaufen waren, daß meinem Weiterfahren ernstliche Hindernisse in den Weg gelegt wurden.

Die tieferen Regionen dieser mächtigen Ströme haben eine solche Wasserfülle, daß sie selbst Kriegsschiffen den Zutritt gestatten, wenn nicht etwa eine Barre den Fluß versperrt, und noch 60 Meilen von der Mündung, auch wohl noch weiter, kann man die Flüsse mit sechs Fuß tief gehenden Booten befahren, dann aber fängt der mittlere Lauf derselben an, der sich durchweg dadurch kenntlich macht, daß eine Hügelreihe sich quer über den Fluß lagert und daß diese Hügelreihe hat durchbrochen werden müssen, indem sich hinter derselben ein See aufstaute, welcher vorher da war, ehe der Fluß eigentlich entstand. Das schönste Beispiel eines solchen Durchbruches bietet der Rhein, dessen unterer und mittlerer Theil sich vollkommen von einander absondert. Der Wasserfall bei Schaffhausen ist wahrscheinlich erst entstanden, nachdem der See hinter den Felsen von Bingen abgelaufen war, muthmaßlich hat der Rhein noch viel höher gestanden, als sein Niveau oberhalb des Rheinfalles ist, und er lief glatt aus dem Bodensee in dies kleine Meer, was allerdings den Bodensee fünfzigfach übertroffen haben muß. Als nun dieser große See, dies Süßwassermeer, sich nach forcirter Bahn senkte, kamen erst die Felsen, über die gegenwärtig der Rhein stürzt, zur Geltung.

So zeigt sich auch hier die Durchbruchsstelle sehr deutlich, nur ist der Weg, den der Strom genommen, nicht so einfach als jener des Rheines, und darum bildet sich auch nicht ein schöner klarer Wasserfall, sondern eine ganze Reihe hinter einander liegender Stromschnellen von außerordentlicher Verwicklung und einer so schlimmen Gestaltung, daß der Sturz bei jeder Windung auf einen Felsen zustürmt, an dem er sich bricht, während es in der Hauptsache nach unten wie in einen Schlund geführt wird.

Wie bereits oben bemerkt, war die schlimmste Stelle überwunden, weiter abwärts aber sah ich mich solchergestalt vielfach verwickelt, daß ich genöthigt wurde, mein Boot aus dem Wasser zu heben und über Land tragen zu lassen, eine Aufgabe, welcher die Leute kaum gewachsen waren, wenigstens nicht, wenn die Ladung darin enthalten war, so daß es nöthig war, die Ladung für sich und das Boot für sich tragen zu lassen, was einen höchst unangenehmen Aufenthalt verursachte, und wären nicht hier die Niederlassungen verhältnißmäßig nahe an einander gewesen, so würde ich noch viel mehr Zeitverlust erlitten haben. Der Fluß hatte im Laufe zweier Tage 16 Fuß Wasserhöhe verloren.

Ueber Land gewahrte ich überall die entzückendsten Aussichten, theils auf die benachbarten, nicht hohen Berge, theils auf die wohl cultivirten Reispflanzungen, die freundlichen Dörfer mit den großen, viel versprechenden Häusern, und überall sah ich auch eine ungewöhnliche Thätigkeit. An einem dieser Orte

hatten sich die Männer bereits an das Arbeiten gewöhnt, sie hatten überhaupt dem Kriegshandwerk entsagt, denn sie waren aus dem höheren Theile der Insel durch die räuberischen Dajaks vertrieben worden, hatten sich nunmehr hier niedergelassen und pflegten in dieser ihrer Ruhe, in dieser glücklichen Zurückgezogenheit der Künste des Friedens mehr, als sie jemals vorher gekonnt.

Hier hatte sich auch schon die Gesittung so weit geändert und gemildert, daß es nicht mehr für eine Schande galt, dem Rathe eines Weibes zu folgen. Das auffallendste Beispiel der Art findet sich vielleicht an der Mündung des Mendjangan zu Dewa, wo sich aus fruchtbaren und wohl cultivirten Feldern eine zahlreiche Niederlassung erhebt, von wenigstens 500 Menschen bewohnt, welche von einer Frau regiert werden, Niai Balau, welche in der ganzen Umgegend und auf weite Strecken hin für eine so kühne, kräftige und gescheute Frau gilt, daß man sich ihr unbedenklich unterworfen hat. Nicht ihrem Manne Raden, sondern ihr, der Frau, nicht er ist der Häuptling, sondern sie, und obschon über die Jahre der Jugend hinaus, zeigt sie sich doch ungemein kräftig und so thätig, daß ich erstaunt war, es zu sehen, dabei ist sie doch ganz Weib geblieben; etwas eitel, sogar kokett, wünscht den Männern zu gefallen und thut ziemlich jugendlich.

Von Anderen erfuhr ich, daß sie einen wahrhaften Heldenmuth entwickelt habe bei dem Einfall eines zahlreichen Gebirgsstammes in ihr Gebiet. Alles war bereits geflohen und hatte, als die Nachricht von der Annäherung der Pari's kam, das Dorf dem Feinde überlassen wollen. Sie gürtete eine Schnur um ihren Leib, steckte ihres Mannes Krisch und krummen Säbel hinein, nahm seinen Schild und Speer auf, eilte den Fliehenden nach und sagte, sie beabsichtige, den Feinden ihre Heimath nicht ohne Kampf zu überlassen, und seien die Männer zu feig, sich zu wehren, so wolle sie zeigen, daß die Weiber der Biadjus mehr Muth hätten als die Männer.

Dies wirkte, die Männer kehrten um, schlossen sich ihr an, eilten in das verlassene Dorf zurück und wehrten sich gegen die gleich darauf anrückenden Feinde mit solchem nachdrücklichen Muthe, daß dieselben zurückgeschlagen wurden und sie das Feld und ihren Kampong behaupteten.

Diese Heldin war seit jener Zeit als der wirkliche Häuptling des Kampongs Dewa betrachtet worden.*) Ich brachte die Nacht in dem Kampong zu, und da ich früher bereits von ihr gehört hatte, indem die Ot Danoms ihren Heldenmuth sehr wohl kannten, so suchte ich sie auf und ward von ihr mit großer Zuvorkommenheit empfangen, wobei ich übrigens zu bewundern Gelegenheit hatte, wie gut sie die fürstliche Würde mit der größten Einfachheit zu verbinden wußte. Sie war durchaus nicht besser gekleidet als die übrigen weiblichen Personen, und dennoch hatte sie eine solche Hoheit in ihrem Benehmen, daß man

*) Schwaner a. a. O.

ganz unwillkürlich zur Achtung hingerissen wurde. Da ich sie vielfältig über ihre Thätigkeit fragte, so erzählte sie mancherlei aus ihrem Leben, was Stoff zum schönsten Heldenroman gegeben haben würde, aber sie erzählte alles das mit einer so liebenswürdigen Unbefangenheit und in einer Weise, die so frei von aller Prahlerei war, daß man genöthigt war, alles zu glauben, was sie sagte. Am folgenden Morgen machte ich ihr einige Ellen blauen Baumwollenzeuges zum Geschenk, worüber sie höchst erfreut war und wofür sie als Gegengeschenk so viel Proviant in mein Boot bringen ließ, daß es kaum mehr Platz gewährte für die Ruderer; sie hatte aber auch noch so viel Mannschaft aufgeboten, daß wir drei verschiedene Trageplätze überschreiten konnten, ohne das Boot zu erleichtern.

Hundertzwanzigstes Kapitel.

Um was man doch gebeten werden kann. Ein Talisman, der dieser Bitte Nachdruck geben soll. Goldwäschereien. Unglücksfälle dabei. Die Fremden sind immer Schuld daran, ich bin aber kein Fremder, sondern ein Holländer. Ein vornehmer Eingeborener in Galla.

Die nächste Nacht brachte ich in dem Kampong Ampat zu, unterhalb der Einmündung des Kawajan-Flusses in den Hauptstrom. Bis hieher war bereits ein holländischer Missionair gedrungen und hatte die Eingeborenen über Mancherlei sehr glücklich belehrt, aber allerdings doch nicht vermocht, sie zum Christenthum zu bekehren, wennschon ihre Sitten durch ihn offenbar geändert und gemildert worden waren. Der Tomongong erzählte mir allerlei von den Gebräuchen, welche sie sonst gehabt und welche sie seit den fünf oder sechs Jahren, seitdem der Missionair wieder zurückgereist, abgelegt hätten. So zeigte er mir eins jener ungeschickten Schwerter, womit sie theils Mann an Mann kämpfen und sich furchtbar zerhauen, womit aber auch schließlich die Köpfe abgesäbelt werden. Dasselbe hatte an seinem Griff mehrere Siegelabdrücke, und er sagte, diese Siegel seien ihm durch den Missionair aufgedrückt worden, damit er das Schwert in Zukunft nur noch zur Vertheidigung seines Kampongs und seiner Familie brauche, nicht aber zum Schlachten wehrloser Menschen.

Er fragte mich, ob ich ihm nicht auch ähnliche Zeichen geben könne auf den Griff seines Krisch oder an sonst irgend einem Theil seiner Waffen. Ich sagte ihm dieses zu, nun aber fragte er mich, ob ich nicht auch bewerkstelligen könne, daß seine Frau Kinder bekomme, sie sei eine sehr rüstige Frau, sie sei jung und sehr schön und er liebe sie außerordentlich, aber Kinder möchte er gar zu gerne haben, und zwar von keiner anderen als gerade von ihr.

Ich gab ihm den guten Rath, mehrere Wochen lang sich von seiner Frau gesondert zu halten, eine Scheidung, wenn auch nicht vom Tisch, so doch vom Bett mit ihr vorzunehmen. Das war ihm aber nicht genug, er wollte ein sichtbares Hilfsmittel und er kam auf einen sehr glücklichen Gedanken. Am nächsten Morgen brachte er mir nämlich ein kleines Figürchen, entfernt einem Kinde ähnlich, aus Holz geschnitzt, immerhin ein Zeichen von dem Talent und dem guten Willen des Mannes, wennschon das Kind einen Wasserkopf und ein paar Klumpfüße hatte.

Mit diesem etwa Hand großen Figürchen, was er über Nacht gefertigt, kam er zu mir, bittend, dasselbe an verschiedenen Orten zu besiegeln, er werde es immer an seinem Gürtel tragen und dann werde seine Frau schon in den erwünschten Zustand kommen.

Ich that seinen Willen, rieth ihm aber vor allen Dingen, diese Figur nicht früher an seinen Gürtel zu hängen, als bis er sich eine hübsch lange Zeit seiner Frau enthalten.

Der Strom bietet hier wieder eine bedeutende Verengerung dar, sein Weg ist noch durchaus nicht geebnet, zwei mehr als 400 Fuß hohe Felsen stehen an beiden Ufern, ein riesiges Thor bildend, dem nur die Thorflügel fehlen. Auch hier hat offenbar ein Durchbruch stattgefunden und die ganze Reihe von Verschlingungen, welche zwischen dem Lande der Ot Danoms und meinem jetzigen Standpunkt unterhalb des Kowai-Flusses sich befinden, danken wahrscheinlich dem Durchbruch eines hoch gelegenen Sees ihr Entstehen; es ist diese Brechung aber die letzte in dem Laufe des Flusses. Die Eingeborenen erzählen sich zwei verschiedene Lesarten der Fabel über diesen Durchbruch. Nach der einen hätten sich die Fische über das Hinderniß beklagt, welches ihrem Weiterziehen durch den gewaltigen Felsen in den Weg gestellt wäre, und da hätten denn gute Geister den Felsen gespalten und den Wassern Raum gegeben zum ungehinderten Durchflusse. Nach einer anderen Lesart aber waren es Einwanderer von fremden Ländern, welche, hier angelangt, auf ein so mächtiges Hinderniß stießen, daß sie an der Möglichkeit einer Weiterreise zweifelten; da hätten sich die Einwanderer an die Sang-Sang, an die guten Engel gewendet, und diese hätten während der Nacht das ungeheure Stück ausgeschnitten, welches in dem Felsen fehle, welches ehemals den Fluß zudämmte, hätten diesen Felsen aus seinem Lager herausgehoben und hoch auf das trockene Land gesetzt, wo derselbe jetzt unter dem Namen Batu Suli noch stehe, zur Erinnerung an die gewaltige Macht der guten Engel. In der That steht weiter aufwärts am Strome ein Felsen, dessen Ausdehnung und dessen schroffe Form sehr gut zu dieser Sage paßt.

Auch hier ist das Goldwaschen eine Hauptbeschäftigung der Leute; dasselbe wird jedoch ein wenig anders betrieben, als ich oben beschrieben habe. Man sucht die goldführende Erde nicht im Flusse, sondern man sucht sie nach Belieben an Stellen, von denen man muthmaßt, daß sie sich finden werde und die

Eingeborenen sind der Meinung, das sicherste Kennzeichen sei ein gelber Thon, welcher die Oberfläche bedecke und haben in einer gewissen Art Recht. Wo nämlich dieser Thon sich in solcher Art zeigt, daß er eine Vertiefung bildet, oder vielleicht besser gesagt, daß man sieht, er habe eine Vertiefung ziemlich vollständig ausgefüllt, da liegt im Grunde dieser Vertiefung goldführende Erde in einer Schicht von 1 bis 2 Fuß Mächtigkeit, während der darauf lagernde Thon 4 bis 8 Fuß Dicke hat.

Die Männer pflegen nun in diesen Thon einen ziemlich breiten Schacht zu graben, auch wohl mehr als das, eine Oeffnung von solcher Weite, wie sie durch ein paar Dutzend gleichzeitig arbeitender Männer gemacht werden kann. Der Thon wird so weit bei Seite gebracht als möglich, um die nächst liegenden Schichten nicht zu sehr zu belasten. Ist man nun auf die goldführende Erde gekommen, so wird diese in Körben zu dem nächsten Bache gebracht, denn die guten Leute haben bis jetzt noch keinen Begriff von Wasserleitung oder sonst irgend einer hydraulischen Kraft, Brunnengraben und dergl.; verfahren also auf eine zeitraubende und unbequeme Weise, dennoch kann eins in das andere gerechnet ein jeder Arbeiter sich täglich ein bis anderthalb Thaler, also gegen drei holländische Gulden verdienen. Nun aber hat den Leuten die Aushöhlung der Grube viel zu viel Mühe gemacht, als daß sie damit zufrieden sein könnten, zu nehmen, was sie offen zu Tage liegend finden; sie unterhöhlen folglich den Thon am Boden der Grube und gehen dem Goldsande nach, so weit sie irgend können, sie bauen auch wohl Pfeiler auf, aber natürlich vermögen diese keine große Last zu tragen, es sind immer doch nur Aufhäufungen von Thon, der an sich in einem Stücke und wohl getrocknet allerdings Zusammenhang hat und widerstandsfähig ist, bei der Zerkleinerung aber diese Fähigkeit gänzlich verliert, und so kommt es denn leider nur zu oft, daß die nachstürzende Erde die Arbeiter begräbt. In diesem Falle ist natürlich nicht die Thorheit der Menschen, die üble Anordnung schuld, sondern böse Dämonen, und diese sind häufig mit den Fremden verschwistert, daher wird denn, falls ein solches Unglück stattgefunden hat, gewöhnlich jedem Fremden für längere Zeit der Zutritt versagt. Ein ähnliches Ereigniß hatte vor Kurzem auch hier stattgefunden, und in Folge dessen wurden auch mir Schwierigkeiten gemacht, allein ich erklärte einfach, ich sei kein Fremder, sondern ein holländischer Herr, und auf diese könne solch ein Verbot niemals angewendet werden.

Dieser Grund wurde ohne Zögern als vollkommen stichhaltig anerkannt, und Niemand hinderte mich an meinem Austritt aus dem Schiffe, am Dableiben oder Uebernachten 2c.

Die Einwohner betrachteten mich mit vieler Neugierde, immer ist in solchen Entfernungen der Mündungen der Flüsse der Besuch eines Weißen eine außerordentliche Seltenheit. Kaufleute wagen sich nie so weit, es sind Missionaire, Naturforscher, allenfalls auch Unterhaltung suchende Touristen, und die Leute

selbst, die hier wohnen, haben bei Entfernungen von vier bis fünf, auch wohl sechs Breitengraden, die sie durchwandern müßten, kaum je eine Neigung, nach den holländischen Handelsplätzen zu wandern.

Die Eingeborenen gehören auch zu denen, welche aus den oberen Regionen, aus den hoch gelegenen Aequatorialgegenden durch die kriegerischen Völkerstämme der Gebirge vertrieben worden sind, auch sie haben sich hier fest angesiedelt und haben neben dem Goldsuchen (die Männer graben, die Weiber waschen die Gold führende Erde) auch noch den Boden cultivirt. Die Frauen waren nicht weniger neugierig als die Männer, und so ohne alle Scheu, daß sie sich mir näherten, meine Kleidungsstücke betasteten, die Weichheit meiner Haut, die Farbe und Weichheit meiner Haare in sehr sorgfältige Untersuchung zogen und beinahe mehr mit mir plauderten als die Männer, doch kann ich nicht sagen, daß mir irgend Jemand aufdringlich und lästig geworden wäre.

Der Häuptling, zu welchem ich geführt wurde, war ein Mann von etwa 40 Jahren, zwar nicht groß, aber wahrhaft herkulisch in seinen Formen, seine Gesichtszüge drückten List, Scharfsinn und wie es mir vorkommen wollte zugleich große Entschiedenheit aus. Seine Untergebenen hatte er sichtlich in gewaltigem Respect, auf mich aber machte er keinen imponirenden Eindruck. Widerwärtig war mir die Schmutzigkeit seiner Erscheinung, es kam mir vor, als habe er über seiner Haut noch eine zweite von Schmutz und Fett, dabei fehlte es ihm aber nicht an vielem Schmuck, namentlich an großen Karneolplatten, die in fünf Reihen über einander mit goldenen Halbmonden abwechselnd auf seiner Brust hingen. Auch die Messingringe an den Armen fehlten nicht, dagegen waren aber seine Haare nicht gekämmt, im Gegentheil so ineinander gewirrt, daß wohl schwerlich ein Kamm den Weg hätte hindurch finden können. Er ging nackend, wie alle seine Diener und Untergebenen; als er mich jedoch am nächsten Morgen zu meinem Kahn geleitete, erschien er in voller Galla; er hatte nämlich eine blaue Jacke so angezogen, daß die Beine in den Aermeln steckten, seine Westseite mit der eigentlichen Jacke bekleidet war, deren untersten Knopf er zum obersten gemacht über dem Nabel zusammengeknöpft hatte; der übrige Theil seines Körpers, auch das, was sonst von einem Bastgeflecht bedeckt war, erschien jetzt ohne irgend welche Hülle.

Meine Ruderer waren nachgerade sehr müde, und wie es mir schien, auch sehr furchtsam geworden; sie hatten erträumte Gefahren vor sich, von denen um so weniger die Rede war, je weiter abwärts wir kamen, je besser bewohnt und cultivirt die Gegenden wurden. Allerdings war etwas daran, die malayischen Räuberbanden waren immerhin gefährlich, aber nicht für eine starke Reisegesellschaft, sondern höchstens für ein paar einzeln gelegene Gehöfte, die übrigen Stämme unter einander halten so ziemlich Frieden, sie sind nachgerade ganz von selbst zu der Ueberzeugung gekommen, daß der Friede in ihrem eigenen Vortheile liege, und sie haben sich meistentheils zu größeren Kampongs vereinigt,

um sicherer Widerstand leisten zu können, aber sie greifen nicht mehr selbst an; so kann man von den sonst sehr kriegerischen Pari=Stämmen anführen, daß sie bereits seit 15 Jahren keinen Eroberungskrieg geführt oder feindliche Einfälle in das benachbarte Land gemacht haben.

Hunderteinundzwanzigstes Kapitel.

Visi Maku. Die malayischen Sultane und ihre Art, Abgaben zu erheben und die damit zusammenhängende orientalische Wirthschaft. Verfallene Dörfer, unbewohnte, in Trümmer sinkende Häuser. Glücklicher Zustand der Residenzen. Industrie der Eingeborenen.

Vier Tage lang war ich, von dem letzten Nachtlager ausgehend, auf dem Flusse hinabgeschwommen, als ich mich an dem Kampong Visi Maku befand, woselbst sich die ersten Spuren der holländischen Autorität zeigten. Der Sultan, welcher sich Mako Haji nannte, ein schwacher Greis, von jeder Autorität entblößt, beklagte sich sehr darüber, daß es ihm nicht vergönnt sein werde, mir irgend welche Hilfe zu leisten, indem man seine Befehle gar nicht beachte, und selbst die Befehle der holländischen Compagnie nur dann ausführe, wenn sie mit den Ansichten der Leute selbst übereinstimmten. Dies stand also fest, daß Befehle von Banjermassing hierher gelangten, die holländische Herrschaft sich also bereits so weit erstreckt hatte.

Die Niederlassung scheint mir in einem ziemlich schlechten Zustande zu sein, ein großer Theil der früheren Einwohner hat sich von hier entfernt, hat sich andere Orte zu ihrer Niederlassung ausgesucht, während fünf oder sechs Jahren hatte man ununterbrochen schlechte Reisernten, und die Eingeborenen sind an diese Frucht, ausschließlich aller anderen, in solchem Grade gewöhnt, wie die Irländer an die Kartoffeln. Mißräth die Frucht hier wie dort, so ist Hungersnoth die unausbleibliche Folge. Bei dem durchaus stupiden Volk der Irländer allenfalls begreiflich, bei den viel gescheidteren Wilden aber schwer. Die Irländer nämlich haben nichts anderes als ihre Kartoffeln, wenn die Biadjus aber keinen Reis haben, so dürfen sie nur die Bananen, die hundertfältig verschiedenen Palmenfrüchte, die Pandanus, ferner die äußerst nahrhaften Wurzeln der Taro=Pflanzen und dergleichen nehmen, so werden sie keinen Tag im Jahre zu hungern brauchen.

Es mag auch wohl nicht dieses allein der Grund ihrer Auswanderungen sein, mir scheint eher, als seien die würdigen Chefs, die Sultane, daran schuld mit ihren nie endenden Plünderungen. Die Einkünfte derselben sind nämlich durchaus nicht geregelt, sie bestehen in ganz willkürlichen Erhebungen von Geld und Geldeswerth, welche man durchaus nicht mit dem Namen von Steuern

oder Abgaben bezeichnen kann, sondern welche recht eigentlich Plünderungen sind. So werden z. B. bei Uebertretung irgend eines Gebrauches oder Gesetzes sehr hohe Strafen in Geld oder in Naturalien festgesetzt, welche in den Palast des Sultans fließen — es werden reiche Leute angeborgt; die Dorfbesitzer oder die Häuptlinge räuberischer Horden, von denen der Fürst weiß, daß sie im Besitz von Mitteln sind, müssen ihm große Summen leihen, natürlich unter der freundschaftlichen Bedingung, daß sie sich nicht unterstehen, jemals nach dem Verbleiben zu fragen oder an Wiedererhalten zu denken. Diese Gelder werden gebraucht, um die Leibwachen, um die schönen Sclavinnen und um die sonstigen Diener des Fürsten zu unterhalten, und wo dergleichen Brandschatzungen recht häufig geübt werden, mag es wohl oft dem armen Volk an Mitteln zur Existenz fehlen, um so sicherer, als diese Plünderungen immer kurz nach der Reisernte vorgenommen werden, wo die armen Landleute noch im vollen Besitz ihres Segens sind, der ihnen denn wohl so vollständig abgenommen wird, daß sie wirklich dem Verhungern entgegengehen.

Barbarische und verwüstende Züge werden von den Fürsten auch noch in Gesellschaft ihrer Verwandten vorgenommen; zwar meist gegen die unabhängigen Stämme, aber auch ohne Unterschied gegen die eigenen Untergebenen, falls sie Gewinn zu bringen versprechen. Auf diesen Zügen, welche Saras genannt werden (Vertheilung von Geschenken), zieht der Fürst mit großem Gefolge, doch nur aus seinen Angehörigen bestehend, von Ort zu Ort, wirklich Geschenke vertheilend, nämlich ein paar Hände voll Salz und einige Nägel oder andere Eisenstücke, dafür aber plündernd wie jemals Panduren und Croaten es gethan. Auf diesen Zügen wird dem armen Volke thatsächlich das Mark ausgesogen und so wird es denn begreiflich, daß da, wo ein Fürst residirt, nicht ein wachsender, an Größe zunehmender Ort entsteht, sondern im Gegentheil sich alles flüchtet, was Beine hat; so ist es nun auch in dem vorliegenden Falle. Schlechte Ernten und Plünderungen haben so glücklich zusammengewirkt, daß die armen Flußbewohner aus ihren Kampongs in die Wildnisse gezogen sind, um sich ihren väterlichen Herrschern zu entziehen.

Dies ist von Anfang bis zu Ende die rein orientalische Wirthschaft. So haben es die türkischen Paschas und die Mameluken vor zehn und fünfzig und hundert Jahren gemacht, so die Satrapen der persischen Herrscher vor mehr als zweitausend Jahren, und der ganze Zwischenraum in der Geschichte, so wie das Vor und das Nach ist in gleicher Weise ausgefüllt. Und die Züge der Engländer durch Indien in großen und kleinen Banden sind ganz von der nämlichen Art und von denselben Erfolgen begleitet gewesen.

Der Kampong Ampat ist in solcher Abnahme begriffen wie die indischen Städte, freilich ist es dort noch toller zugegangen. Agra und Delhi, welche sonst als Hauptstädte der Moguls mehr als eine Million wohlhabender Leute zählten, und in deren Mauern sich alle Schätze der Erde vereint denken ließen, sind

heruntergesunken bis auf 50,000 dürftige, zum Theil bettelnde Eingeborene. Ampat hatte sonst 2000 Einwohner, es hat jetzt noch 200, ist also immer noch doppelt so gut daran als Agra oder Delhi, welche bis auf ein Zwanzigtheil ihrer Einwohnerzahl gefallen sind, indessen Ampat doch noch immer ein Zehntheil derselben zählt.

Wie dort die prächtigen Mauern, so sind hier die Pallisaden gefallen. Viele Häuser sind verlassen, andere sind nur noch Ruinen; was der Ort einmal gewesen ist, zeigt die ungeheure Anzahl von Cocospalmen, wahre Wälder bildend, und die nicht mehr gepflegten, sondern in Verwilderung übergegangenen Bananen, welche sich zwischen den Palmen befinden und so dicht und buschig geworden sind, daß sie dem Wanderer den Durchgang verwehren, durch welche Verwucherung natürlich auch die Früchte so klein und so schlecht werden, wie bei Obstbäumen, denen die zügelnde Hand des Gärtners fehlt.

Die Häuser, welche noch bewohnt sind, stehen auf beträchtlich höheren Pfosten, als man sie sonst gewöhnlich findet, was ein Zeichen zu sein scheint, daß die armen Leute hier mehr zu dulden, mehr Gefahren zu bestehen hatten als an anderen Orten. Der übrige Bau ist ganz gleich der unter den Papuas überall gebräuchlichen Einrichtung, der Fußboden besteht aus einem Gitter von Bambus, meistentheils mit der aufgerollten Rinde von großen Bäumen und darüber mit Matten bedeckt; die Dächer haben so feste Materialien, daß selbst diejenigen Häuser, welche halb in Ruinen liegen, in Hinsicht auf ihre Bedachung noch keiner Reparatur bedürfen würden.

Das Innere der Häuser ist schmutzig und schwarz geräuchert. Der Rauch hat keinen andern Abzugskanal als durch die Oeffnungen in den Giebeln, oder wenn sehr viele Feuer oder wenn Fackeln in Menge brennen, auch noch durch die Fensteröffnungen. Dieses ist, wie es scheint, den Leuten nicht unangenehm; sie würden es leicht ändern können, und daß sie es nicht thun, beweist einen Zweck, vielleicht den, die Insekten abzuweisen, welche den Rauch fliehen. Die Schmutzigkeit aber zeigt an, wie tief die Menschen heruntergekommen sind. Die Dajaks und alle ihre Stammverwandten habe ich bei weitem reinlicher gefunden als die Malayen, obwohl gerade diesen die Reinlichkeit durch ihre Religion geboten ist; nur die Aermsten unter den Ersteren, die Unterdrückten, die in Sklaverei Gerathenen zeigten sich nachlässig in dieser Hinsicht, daß aber die Häuser früher besser ausgesehen und reinlicher gehalten worden sind, geht aus der inneren Anordnung derselben hervor. Die Mitte eines jeden Hauses nimmt ein Saal ein, an welchen sich auf den beiden Giebelseiten viele kleinere Zimmer schließen, alle Wände sind in einer ungewöhnlichen Zierlichkeit aus Bambus geflochten, das Flechtwerk ist nicht einfach, sondern mannigfach in Mustern, jede Tafel desselben hat ihre besondere Zeichnung und jede Fläche derselben ist verschieden gemustert, so wie man auch an einer jeden rundum eine Bordüre findet, welche künstliche, mitunter geschmackvoll verschlungene Arabesken zeigen, demnächst

sind alle Balken durch Schnitzwerk verziert. Was der griechische Baumeister Balkenköpfe nannte und was unsere Zeitgenossen, wenn sie auch nicht in Griechenland wohnen, in Gyps oder in Zinkguß nachahmen, das zeigen die Häuser dieser einfachen Wilden in großer Vollendung, es sind nicht gerade Akantusblätter, welche an beiden Enden der Balken ausgeschnitten sind, wohl aber sieht man so zierliche und nach den Begriffen dieser Leute gewiß auch geschmackvolle Schnitzereien, daß sie den Wohlstand, daß sie die Annehmlichkeiten, mit denen sie sich zu umgeben wußten, anschaulich machen. Wenn nun trotz dessen Unsauberkeit zum Vorschein kommt, so sieht man, daß der Wohlstand der Vergangenheit, das Elend aber der Gegenwart angehört.

In der Nähe des Flusses erheben sich mehrere, jetzt auch verlassene oder nicht mehr gebrauchte öffentliche Versammlungshäuser, welche sie Balais nennen, in denen sich sonstmals die Einwohner bei Abend unterhielten, in denen sie ihre Feste feierten und welche auch den Fremden, besonders den reisenden Kaufleuten, als Wohnung dienten. Diese Häuser sind bei weitem größer als die der Einwohner selbst, mit denen sie durch hoch in der Luft schwebende Brücken verbunden sind, so daß die Meisten gleich aus ihrem Hause nach dem Versammlungssaale gehen konnten, ohne erst ihre unbequemen Leitern ab oder wieder aufzusteigen. Auch diese schönen und gemeinnützigen Bauten verfallen, denn sie werden nicht mehr gebraucht; wem fiele unter der armen, dürftigen Bevölkerung wohl ein, bei einem munteren Gespräch, bei einem Tanz- oder Trinkgelage sich zu vergnügen?

Sonstmals war die Verpallisadirung sehr mächtig und stark und es gab darin nur zwei Eingänge, den einen vom Flusse her, den andern von der Seite des Feldes, jetzt kann man überall zu dem Dorfe gelangen, sie brauchen nichts zu bewahren, man kann ihnen nichts mehr nehmen. Sonstmals führte von der Landungsstelle eine schmale Brücke nach der am Flusse gelegenen Pforte, jetzt führen solche Brücken von demselben Punkte aus, von der Landungsstelle nach allen im Dorfe gelegenen Häusern, und wo die Pallisaden nicht von selbst gefallen sind, da hat man sie zu diesem Behufe ausgehoben. Die Leute haben nichts mehr zu vertheidigen, sie leben von den Früchten, die ihnen in die Hand fallen und von den Thieren, welche sie erlegen. Da wo mehr Sicherheit des Eigenthums ist, wo nicht ein Sultan herrscht, oder wo er etwas zu weit wohnt, um die einträglichen Geschenkvertheilungszüge öfter zu machen, da giebt es Hausthiere genug. Da hat man den Büffel, das Schwein, die Ziege, den Hund und die Katze (gelegentlich auch gute Gerichte liefernd), da hat man auch Hühner und Tauben, dort baut man auch Reis und andere Feldfrüchte, hier aber besteht die ganze Industrie der Leute in Einsammlung von verschiedenen Harzen während der trockenen Jahreszeit, und den langen Rohrpalmen während der nassen Jahreszeit, welche wir nach Europa geschickt bekommen, um sie zu Stuhlflechtereien zu benutzen.

Diese Rohrpalmen nämlich lieben das sumpfige Terrain, und sie stehen in der Tiefe der Urwälder für den Fuß des Menschen so gut wie unerreichbar; wenn aber die Regenzeit die flachen Gegenden so überschwemmt hat, wie es beinahe alljährlich zu geschehen pflegt, so kann man mit Kähnen so weit in das Innere dringen als es beliebt, und je länger die Rotangernten fortgesetzt sind, desto weiter muß man natürlich fahren, um noch gute und schöne und gleichmäßig dicke Schnüre in solcher Menge zu finden, daß sie der Ernte lohnten. Ein dürftiger Verdienst, denn nachdem man in Banjermassing oder sonst einer Station auf Borneo, Sumatra, Celebes den Biadjus oder Dajaks oder Harfurs ihr Rohr abgekauft hat, nachdem es von dem Aufkäufer einem Spediteur übergeben, nachdem es von diesem zu Schiffe gebracht und eine Fracht für eine Reise von 4000 deutschen Meilen getragen hat, nachdem der holländische Kaufmann es nunmehr nach Hamburg, nach Bremen, nach Königsberg versendet, nachdem es von dort wieder durch die Hände eines Commissionairs 30 oder 60 Meilen auf Canal- oder Flußschiffen in das Innere des Landes gebracht worden ist und der Kaufmann in Berlin, Breslau oder Prag seinen Nutzen davon gezogen, kostet der Centner dieses Rohres durchschnittlich 6 Thaler. Was mag wohl der arme Teufel auf Borneo für den Centner bekommen haben? und von dieser dürftigen Einnahme sollen die Leute leben!

So sieht es aus in diesem armen, durch einen Sultan beglückten Lande.

Hundertzweiundzwanzigstes Kapitel.

Ein großes befestigtes Dorf. Wie die Leute hier wohnen. Familienhäuser. Ob es hier wilde Elephanten giebt. Eine darauf bezügliche Fabel. Das niedere Sumpfland und die Reise innerhalb desselben. Wohin zu große Neigung zum schönen Geschlechte selbst einen wilden Stier zu führen vermag.

Ein paar Tagereisen weiter abwärts gelangte ich an einen sehr wohl befestigten Ort, in der Nähe des Hiang-Flusses oder in dem Winkel, den derselbe mit dem Murung macht. Dieser Ort bildet eine Zufluchtsstätte für die Eingeborenen der Umgegend auf eine ziemlich bedeutende Strecke. Er hat eigentlich nur vier Häuser, jedes derselben ist aber geräumig genug, um die gesammte Einwohnerschaft eines großen Dorfes aufzunehmen, d. h. um 4—500 Menschen zu beherbergen. Die Häuser stehen wie alle auf Pfählen, haben alle Gallerieen und sind durch Brücken verbunden, alle vier aber sind eingeschlossen durch 30 Fuß hohe Pallisaden von dem unverwüstlichen Eisenholz. Um diese mächtige Umgürtung erhebt sich noch eine große Anzahl von schlanken Bäumen, auf deren Spitzen

aus Holz geschnitzte Rhinozerosvögel, Nashornvögel stehen, welche in ihren Krallen Menschenschädel halten.

Innerhalb der Befestigung laufen Gallerieen umher, auf denen unzählige Götzenbilder stehen, welche, wie die Leute glauben, das Hauptsächlichste zur Vertheidigung der Festung beitragen müssen, welche aber auch gelegentlich ins Feuer geworfen oder wenigstens durchgeprügelt werden können, wenn sie ihre Schuldigkeit nicht gethan haben. Es erinnert dieses an die große Schlacht zwischen den Spaniern und Mauren bei Granada, in welcher die heilige Jungfrau Generalissimus und der heilige Antonius ihr Adjutant war. Beide wurden als Vorposten vor das Lager gestellt, um dasselbe zu bewachen. Die Mauren überfielen das Lager, machten eine schöne Anzahl von Spaniern nieder und hoben so vorläufig die Belagerung auf. Da wurde die heilige Jungfrau und der heilige Antonius vor ein Kriegsgericht berufen und da sie, in maurischer Gefangenschaft, sich auf die Vorladung nicht stellten, in Contumaciam zur Absetzung, Degradation und zum Ersatz der Kosten verurtheilt.

Hierher flüchteten sich in unruhigen Zeiten die Einwohner der benachbarten Orte, natürlich mit allen ihren Vorräthen, und sie ließen den nahenden Räubern die leeren Häuser, an denen diese gewöhnlich Rache übten, indem sie dieselben anzündeten, immer auch ein großes Unglück für die armen Leute, da die Bauart aus den mächtigen Pfeilern mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist.

Bei meiner Weiterreise kam ich an ein kleines Dorf, was nur aus einem einzigen Hause bestand, aber allerdings einem Hause von 360 Fuß Länge und einer Breite von 60 Fuß. Dasselbe steht auf 20 Fuß hohen Pfeilern und ist von 24 Fuß hohen Pallisaden aus Eisenholz ganz fest umschlossen. Die Pallisaden stehen etwa 10 Fuß von dem eigentlichen Hause ab, die bewohnte Fläche desselben aber dehnt sich bis an die Pallisaden selbst aus, so daß rings um das Haus eine Gallerie läuft, welche zur Vertheidigung desselben dient und auf der die Götzenbilder ihren Platz haben. Der Boden, auf dem dieses Haus steht, ist ein niemals austrocknender Sumpf, und da derselbe etwas weiter reicht als die Pallisadirung, so ist der außen gelegene Theil des Sumpfes gewissermaßen der Festungsgraben, über welchen auch nur eine einzige Brücke und zwar nach einem großen trockenen Hofe führt, der gut umzäunt ist und das Vieh des ganzen Dorfes enthält.

Es wohnen in diesem einen Hause 300 Personen, also ungefähr 60 Familien. Sie wohnen sämmtlich auf einem Flur, auf einer Ebene, das ist ein sehr gutes Zeugniß für ihre Friedlichkeit, für ihre häuslichen Tugenden. Was würde in unseren civilisirten Ländern wohl daraus werden, wenn 300 Personen unter gleichen Umständen bei einander leben sollten? Dies ist aber nicht ein Ausnahmsfall, sondern im Gegentheil die allgemeine Regel. Ich will damit nicht sagen, daß immer 300 Personen in einem Hause wohnten, wohl aber, daß Dörfer von 1000, ja 2000 Einwohnern nicht mehr wie vier, im letzten

Falle acht haben, daß also wohl durchschnittlich 250 Personen unter einem Dache wohnen.

Immer weiter abwärts trug mich das Boot, und meine wackeren Leute thaten das Mögliche, um mir jede Bequemlichkeit zu gewähren. Manchmal allerdings war es unmöglich, eine bewohnte Gegend zu erreichen und wir mußten alsdann im Freien, oder wie die Franzosen sagen, à la belle étoile schlafen, es kam indessen selten vor, und ich gelangte weiter und weiter abwärts bis in Gegenden, in welchen der Strom so ungemein langsam ging und eine solche Breite hatte, daß man nicht wußte, ob man sich auf dem Lande, d. h. auf einer überstaueten Strecke oder auf dem Strome selbst befand. Kaum war es dadurch zu unterscheiden, daß man, selbst anhaltend, das Laub beobachtete, welches auf dem Wasser schwebte, da denn seine Beweglichkeit oder seine vollständige Ruhe zur Entscheidung führte.

Hier laufen viele Fabeln von der Anwesenheit großer Elephanten um. Ich habe außer den zahmen Elephanten, von denen ich weiter oben erzählt, nie ein solches Thier im freien Zustande gesehen. Ich glaube auch, daß sie am wenigsten gerade die Sümpfe bewohnen können, ich mußte den meinigen schon bei den Ot Danoms zurücklassen, da er in einem Kahn nicht zu transportiren gewesen wäre und da er in dem Sumpf selbst durchaus nicht marschiren konnte. Doch müssen die Eingeborenen den Elephanten kennen, denn sie haben Fabeln über ihn, wiewohl nicht gerade solche, welche die Ansicht, daß er hier wohne, bestätigen.

Eine solche Fabel erzählt, die Elephanten seien hergekommen, um das Land in Besitz zu nehmen, welches so außerordentlich reich an Pflanzen sei. Sie hätten die dasselbe bewohnenden Thiere aufgefordert, es sofort zu räumen und sich nicht erst in einen Kampf mit ihnen einzulassen, weil ihnen das sehr schlecht bekommen würde, da sie gewaltig mächtige Thiere seien. Zum Beweise schickten sie einen Hauzahn mit und ließen fragen, ob es wohl möglich sei, Riesen zu widerstehen, welche dergleichen Zähne hätten.

Die Thiere des Landes kamen allerdings in eine große Verlegenheit, sie fürchteten sich so sehr, daß sie alsbald sich entschlossen, sich zu unterwerfen und das Land zu verlassen, damit die Herren Elephanten es in Besitz nehmen könnten. Da sagte das Stachelschwein, es ist nicht immer alles in einem so bösen Verhältniß, wie es den äußeren Anschein hat; seht einmal mich kleines Geschöpf an, was ich für Haare habe, vielleicht sind die Elephanten mit den gewaltigen Zähnen auch nicht so groß, wie diese Zähne anzudeuten scheinen. Schickt ihnen zur Antwort ein paar von meinen Haaren, von meinen langen harten Stacheln und laßt ihnen sagen, sie möchten nur herbei kommen und das Land in Besitz nehmen, wenn sie dasselbe Thieren abgewinnen könnten, deren ganzer Leib mit Haaren bedeckt sei wie die übersendeten Proben.

Die Elephanten hatten an diesen Proben genug und beabsichtigten nicht, solchen mächtigen Thieren das Land abzugewinnen, und so kam es, daß die

Elephanten unverrichteter Sache heimzogen, also nicht blos der niederländische Consul Gronovius oder Temminck in seinem Werke über die indischen Besitzungen der Niederländer sind der Ansicht, daß es hier keine Elephanten gebe, sondern auch die Eingeborenen selbst.

Die mich bisher begleitenden Leute aus dem Stamme der Ot Danoms hatten längst genug an der Wasserfahrt, allmälig hatten sich welche heimlich verabschiedet, lieber auf die verheißene Belohnung verzichtend, als noch weiter dem trügerischen Gewässer sich anvertrauend. Hier erklärten sie nun, so viel ihrer noch übrig waren, sie könnten die Fahrt nicht weiter fortsetzen und sie baten mich, ihnen den versprochenen Lohn zu geben. Es war nun allerdings verabredet worden, daß sie mich bis Banjermassing bringen sollten und daß ich ihnen dort erst eine bestimmte Summe auszuzahlen hätte; allein wider ihren Willen mochte ich die guten Leute doch nicht mitschleppen, immer noch war der Weg sehr weit und den Strom hinauf zu fahren war durchaus keine Kleinigkeit, so blieb denn nichts übrig, als ihren Willen zu erfüllen, obschon ich ihnen sagen mußte, daß ihre Belohnung nicht so ausfallen könne wie sie gehofft und ich gewünscht, weil ich nicht mehr genügend werthvolle Gegenstände bei mir habe und weil sie ihre Aufgabe durchaus nicht in dem verlangten Maße erfüllt hätten; allein sie erklärten sich mit allem zufrieden, was ich ihnen würde geben wollen, wenn ich sie nur überhaupt nicht nöthigte weiter zu gehen, etwas, das natürlich in meiner Absicht nicht liegen konnte. So mußte ich mich denn im nächsten Kampong nach einer Vermehrung meiner eingeborenen Begleitung und einem neuen Boote umsehen, was allerdings seine Schwierigkeiten hatte, aber keine unüberwindlichen, so daß ich am nächsten Tage sowohl mit sehr viel neuen Leuten als auch mit einem sicheren Führer versehen war. Hier in diesen niederen Regionen gewiß noch nöthiger als weiter oben. Beim Herabgleiten nämlich konnte man nicht wohl irren, man durfte sich nur dem Strome selbst überlassen, jeder einsetzende Arm würde nicht abwärts, sondern aufwärts geführt haben und es würde also sofort der mögliche Fehlgriff entdeckt worden sein. Hier aber stand die Sache anders, hier waren die Canäle bereits dergestalt verwickelt, daß man mitunter rechtwinkelige, ja spitzwinkelige Abweichungen von dem vorgeschriebenen Wege fand und sie doch schließlich niederwärts führten, aber mit welchen Umwegen! Die drei mächtigsten Ströme des südlichen Theiles der Insel, der Ranjer, der Murung und der Kahajan waren bis auf 30 Meilen von ihren Mündungen (gradlinige Messung vorausgesetzt) in einander verschlungen und mit einander verbunden, die Windungen aber waren so mannigfaltig und so stark gekrümmt, daß die eigentlich zu durchmessende Länge wohl das Doppelte der angegebenen Meilenzahl betrug. Und um in solch einem Labyrinth sich nicht völlig zu verirren, war es unumgänglich nöthig, einen Führer zu haben, welcher den Fluß kannte in seinen verschiedenen Wasserständen und welcher die Reise oft genug gemacht hatte, um als eigentlicher Pilot dienen zu können.

Lange Zeit schwamm ich umher auf diesem Stromgewirre. Bis zu mehr als 1° nordwärts von den Mündungen der Flüsse machte sich die Fluth bemerkbar und vorzugsweise in dem Murung, der sich ihr recht entschieden zukehrt mit seiner Hauptmündung. An den Bäumen konnte man immer sehen, wie hoch das Wasser gestiegen war; die ersten Spuren zeigten sich mir in einer den Strom stauenden Krümmung, hier wurde die Fluth aufgehalten und hier konnte ich ihre Marke in einer Höhe von 6 Zoll über dem jetzigen Wasserstande ganz deutlich wahrnehmen. Es war dieser Stand nicht zu verwechseln mit demjenigen, den die Ueberschwemmungen hervorbrachten, dieser Unterschied betrug 10, 12 und mehr Fuß. Je weiter ich abwärts fuhr, von Tag zu Tag nahm ich wahr, daß die Fluthmarke immer mehr und mehr von dem Wasserspiegel entfernt zu bemerken war. Die Kampongs, in denen ich übernachtete, gaben einen noch sicherern Maßstab. Bei diesen brachte ich so lange zu, um das Steigen und Fallen des Wassers selbst beobachten zu können; so wurde der Unterschied zwischen Hochwasser und Ebbe einen Fuß groß, zwei Fuß groß, bald fünf bis sechs Fuß, und er wuchs gegen das Ende meiner Reise immer höher. Auf diesen niedrigen, sumpfreichen Gestaden sind auch die Büffel noch heerdenweis, und die Biadjus geben sich damit ab, sie zu fangen. Sie zäunen große Strecken Waldlandes durch Pallisaden ein, welche an einzelnen Stellen so weit unterbrochen sind, daß die Büffel bequem hinein, aber wegen der Verengerung dieser trichterförmigen Oeffnungen nicht so leicht wieder herauskönnen. Im Mittelpunkte dieses umzäunten Raumes ist eine kleine Umgürtung angebracht, in welcher mehrere Büffelkühe grasen, die im Stande sind, durch ihre Zärtlichkeit die wilden Stiere anzulocken. Selbstverständlich wechseln die Kühe so oft, als sie aufhören zu ihrem Dienste fähig zu sein denn es ist nur die Witterung, nach welcher die Büffel kommen; es ist nicht das Locken eines Vogels, welches gehört wird, es ist ein zarterer Sinn, der in Anspruch genommen wird.

Wenn die Stiere nun sich abmühen, in die kleinere Umzäunung zu gelangen, so wirft man ihnen einige Schlingen über den Kopf und führt sie von dannen, was allerdings nicht ohne Sträuben geschieht, mehreren Leuten aber immer gelingt.

Hundertdreiundzwanzigstes Kapitel.

Ob es im Innern noch besondere, wilde Stämme gäbe. Eine romantische Begebenheit.

In dem Innern scheint noch eine besondere Nation zu wohnen, welche indessen, nach meiner Ueberzeugung, mit den übrigen Dajaks ganz derselben Abstammung ist und sich von diesen nur dadurch unterscheidet, daß sie sich tätto-

wiren, was sonst weder Malayen noch Dajaks thun. Bei den Malayen ist dies selbstverständlich, denn sie sind Mohamedaner und halten es für ein Vergehen, ihren Körper durch so gewaltsame Mittel zu verändern. Die Dajaks mögen es früher gethan haben, allein so weit ich dieselben gesehen habe, zeigten sie jetzt keine Neigung mehr, sich in solcher Weise zu entstellen, wiewohl das Bemalen bei ihnen noch sehr üblich ist.

Die wilden Stämme, von denen hier die Rede ist, werden mitunter noch besonders unterschieden durch die Bezeichnung Mankettas, wiewohl sie auch sehr häufig, und namentlich von den Holländern, als wilde, nicht ansässige Dajaks angesehen werden. Diese Leute scheint man wie böse Dämonen zu betrachten und namentlich die äußerst abergläubigen Mohamedaner; die Malayen haben dergleichen Ansichten. Der Sheitun (Satan) spielt bei ihnen eine große Rolle, er steckt in den Blättern der Nesseln (Daun-Sheitun, Teufelsblatt), welche die furchtbar schmerzenden Verletzungen machen, unter denen nicht selten die Verwundeten erliegen; er steckt in der Krawot-Sheitun, einer giftigen Wurzel, in der Tjeket-Sheitun, der giftigen Liane, so wie er in giftigen Schlangen und Insekten steckt, die alle seinen Namen tragen, so wie er denn auch in den bösen Menschen als Dämon haust und die Dämonen selbst nichts weiter sind als verkappte Teufel oder Diener des Teufels.

Von dieser Ansicht ausgehend, werden auch die Mankettas als Kinder des Teufels angesehen und also sehr gefürchtet.

Diese Furcht führt manchmal sehr romantische Begebenheiten herbei, von denen eine ihren Verlauf hatte, während ich aus den Gebirgen herab den Strom befuhr, der mich nach Banjermassing bringen sollte.

Die menschlichen Leidenschaften sind überall dieselben; Kultur, Civilisation thun nichts dazu, wir haben im äußersten Falle die Verstellungskunst für uns, wir lassen unsere Leidenschaften nicht ungezügelt sehen oder wirken, aber dieses zeichnet uns keinesweges aus, denn die sogenannten Wilden verstehen, wenn sie es wollen, ihre Leidenschaften eben so gut, wenn nicht noch besser, zu verbergen, lediglich vielleicht nicht zu beherrschen, zu unterdrücken, denn früher oder später kommen sie immer zum Ausbruch. Abgesehen von diesem geringfügigen Unterschied, kann man, wie Cäsar von den beiden Dorfvorstehern in Spanien sagte — auch hier Marius und Sylla — von den Malayen und von den Dajaks sagen, daß sie ihren Othello und ihren Romeo haben, wie die Italiener, und ihren Don Juan wie die Spanier, und ihren Tilly wie die Baiern, denn Liebe und Eifersucht, und Sinnlichkeit und Mordbegier, und Hochmuth und Geiz und wie sie alle heißen die wilden Leidenschaften, welche das menschliche Herz bewegen — sie sind hier zu haben wie überall.

Ziemlich weit oben, an den Ufern des Banjar, hatte sich ein Malayenhäuptling, der Pangerang Mankoh, mit seiner Familie und seinen Hörigen niedergelassen, 15 malayischen Familien, welche gewissermaßen seine Leibeigenen

waren in der bekannten, allen Malayen eignen Weise, daß der Häuptling mit gänzlicher unumschränkter, despotischer Macht herrscht über die Untergebenen, welche nicht nur mit ihrem Körper ihm gehören, sondern auch selbst gar keinen Besitz haben und auf seine Forderung hingeben müssen, was irgend Werthvolles sie haben dürften.

Es versteht sich, daß diese Untergebenen dem Herrn auch durchaus nicht ebenbürtig sind, daß sie also niemals sich mit seiner Familie verschwägern können. Der Häuptling darf wohl die hübschen Mädchen des Stammes für sich in Anspruch nehmen, aber der Tod würde demjenigen drohen, der es wagen wollte, die Augen zu einer Tochter des Häuptlings zu erheben, und dennoch geschieht es, was auch die Folgen sein mögen.

Der Pangerang hatte eine schöne Tochter, einer seiner Untergebenen hatte einen Sohn von 20 Jahren, dessen Auge auf die dreizehnjährige Zelia gefallen war, und die schöne Zelia hatte gleichfalls Augen und diese begegneten denen des jungen Mannes und sie verstanden sich, ohne ein Wort mit einander gesprochen zu haben, das ist überall so, dazu braucht man nicht bis nach Borneo zu reisen.

Der Pangerang hatte sich an dem gedachten Orte niedergelassen, um dort Gold und Diamanten zu suchen. Die Männer, welche ihm als Leibeigene gehörten, verrichteten die Arbeit und er, der Pangerang, beaufsichtigte sie. In dieser Zeit bleiben immer nur ein paar Männer und zwar die jüngsten und gewandtesten in dem Dorfe zurück; daß unter diesen Rutam, der junge Mann, dessen Blicke die schöne Zelia getroffen hatten, auch war, wird man begreiflich finden, so wie nach den früheren Beschreibungen, welche ich von den Befestigungen eines solchen Dorfes gegeben habe, auch begreiflich sein wird, daß die Besatzung nicht zahlreich war; denn abgesehen von den Pallisaden aus Eisenholz, welche das ganze, nahe zusammengedrängte Dorf dicht einschließen und außer dem Graben, der tief und wasserreich, dasselbe in beträchtlicher Breite umgiebt, waren hier zum Ueberfluß auch noch Wolfsgruben und Fußangeln in genügender Menge verbreitet, wenn schon nicht so gut wie in unseren Festungen, so doch wenigstens im Grase so versteckt, daß sie völlig unsichtbar waren. Die Fußangeln der Europäer sind aus Eisen, die der Malayen oder Dajaks nur aus Bambusrohr, aber die dazu angewendeten Splitter sind so scharf geschliffen, daß sie selbst durch die Fußbekleidung der Eingeborenen dringen und selten wird eine solche gebraucht, gewöhnlich geht der Wilde mit nacktem Fuß, und sogar die Sohle des europäischen Stiefels, wenn derselbe für einen Stadtbewohner, nicht etwa für einen Bauers- oder Forstmann gemacht ist, würde solch einem nur zwei Zoll aus dem Boden hervorsehenden, im Grase aber ganz versteckten Bambussplitter (Ranju) nicht widerstehen.

Das waren allerdings schöne Tage, in denen es dem jungen Rutam vergönnt war in der Nähe der Geliebten zu verweilen. Er war zu ihrem Schutze

bestellt und wie eifrig war er darin, selbst wenn sie mit ihrer Mutter nach dem nahen Flusse ging um sich zu baden, würde er seine Aufgabe keineswegs für gelöst erachtet haben, wenn er nicht alles Mögliche zu ihrem Schutze gethan hätte, natürlich, ohne daß sie oder ihre Mutter es wußte. Würde er mit seiner Sorglichkeit prahlerisch hervorgetreten sein, würde er gezeigt haben, wie sorgfältig er für ihre Sicherheit wache, indem er sie selbst bis zu dem sonst so sicheren Badeorte begleitet, so würde er seiner schönen That das Hauptverdienst geraubt haben. So schwieg der edle Jüngling und begnügte sich damit, aus einem ungeahnten Versteck die Geliebte zu beobachten und Achtung zu geben, ob Räuber oder gefährliche Thiere ihr nahten.

Obschon Rutam nach Möglichkeit verborgen blieb, mußte er doch auf irgend eine Weise verrathen worden sein, vielleicht durch einen Brief, den er an die schöne Zelia geschrieben hatte und der leider nicht ihr, sondern der Mutter in die Hände fiel.

Dummes Zeug, werden meine Leser sagen, die Malayen schreiben keine Briefe, und sollte es wirklich ausnahmsweise einen Malayen geben, der das könnte, so würde es doch keine Malayin geben, die solch einen Brief zu lesen verstände.

O, doch vielleicht, die Malayen schreiben wohl Briefe, nur nicht mit Feder und Dinte, sondern mit Blumen, Gräsern, mit Zweigen von Pflanzen, welche sie geschickt und sinnreich zusammenzubinden verstehen. Die jungen Mädchen haben eine große Fertigkeit im Lesen, nämlich dieser Briefe, sie werden darin zum Scherz von der eigenen Mutter und im Ernst von der alten Amme unterrichtet.

Rutam hatte einen solchen Brief geschrieben und hatte ihn dem Flüßchen, in welchem Mutter und Tochter badeten, übergeben. Allerdings war er unmittelbar darauf weniger der Tochter, der er bestimmt war, als vielmehr der Mutter, für welche er nicht bestimmt war, zugeführt durch den dummen Strom, der keinen Begriff hatte von einem zärtlichen Verhältniß zwischen einem jungen Manne und einem Mädchen. Aber die Mutter, die den Strauß auffing, war auch noch schlau genug, der Tochter die nöthigen Warnungen und Weisungen zu geben, und wie der junge Mann mit Entsetzen zusah, wie die Mutter den Brief entfaltete, hörte die Tochter mit Entzücken zu, wie die Mutter den Brief las.

Die brave Mutter sagte: beachte wohl mein Kind, welche Freiheit dieser Sclave an den Tag legt, er nennt Dich die schönste Perle des Oceans, er nennt Dich den glänzendsten Edelstein des Gebirgs, er sagt: es gäbe kein Gold, was rein genug wäre, um Dich würdig zu umfassen; er sagt: die Götter aus Mahomed's Paradies müßten den Mann beneiden, auf den ein Blick aus den Sternen Deiner Augen fiele. Sieh, hier sagt er, daß er wünsche die Welle zu sein, welche sich an Deinen Leib schmiegt und das Lüftchen, was Deine

süßen Wangen fächelt. Er möchte seine Hände immerfort vor Deinen Tritten ausbreiten, damit Du weich gingest. O, glaube ihm nicht, geliebte Tochter, auch Dein Vater hat mir solche Sträuße gebunden und wie viele Sclavinnen theilen sich mit mir in seine Liebe.

Ich weiß nun allerdings nicht, was die Tochter darauf erwidert hat, allein ich habe Grund zu vermuthen, daß es auch hier unter den Wilden auf Borneo so sein wird, wie unter den Zahmen in Europa. Die Tochter glaubt höchst vernünftig ihrer Mutter nicht; ein Liebender glaubt überhaupt keiner Warnung, was wäre das für eine Liebe, die auf die Vernunft hörte, — aber dies wurde mir bekannt, daß der junge verliebte Narr von da an nicht mehr in dem Dorfe Wache halten, sondern, daß er für den Proviant der Bewohner sorgen mußte, indem er von dem würdigen Herrn Papa auf die Jagd nach Hirschen und wilden Schweinen geschickt wurde, damit er sich die Jagd auf seine Tochter vergehen lasse.

Rutam fühlte gleich am ersten Morgen dieser veränderten Beschäftigung ein ungeheures Mißbehagen — er ahnete irgend ein Unglück, warum sollten Malayen nicht auch Ahnungen haben, sie sind ja doch gewissermaßen auch Menschen. Da er immerfort ahnte, so sah er nicht, konnte daher kein Thier erlegen und konnte daher auch nicht in das Dorf zurückkehren, eben weil er die Aufgabe nicht gelöst hatte, und so wanderte er in tiefem Schmerz immer weiter, bis er plötzlich bemerkte, daß es dunkel zu werden anfing, und daß es also nicht sowohl Zeit sei, umzukehren, als umgekehrt, daß es nicht mehr Zeit sei, umzukehren, denn bei Nacht durch die Wälder von Borneo zu ziehen, wäre nicht ganz gerathen gewesen, da allerlei anmuthige nächtliche Thiere aus dem Geschlechte der kletternden Katzen und der fliegenden Hunde, aus dem der schuppigen Eidechsen und dem der glänzenden Schlangen, die Bahn ziemlich unsicher machten.

In dieser Verlegenheit fiel ihm ein Signalhorn ein, das einer der Dajak-Häuptlinge, welche mit dem Pangerang in Handelsverbindung standen, ihm einmal geschenkt hatte. Dieses Horn bestand aus einem Abschnitt eines mäßig dicken Bambusrohrs, dessen Knoten durchbohrt war, so daß man bei einiger Anstrengung, welche nicht ganz ausreichend war, um ein paar Lungenlappen zu zerreißen, einen scharfen weithin hörbaren Ton hervorbringen konnte.

Der junge Rutam brachte diesen Ton hervor; während er weiter ging und sich davon erholte, war es ihm, als höre er einen anderen, als höre er einen gleichen Ton. Nun nahm er alle seine Kraft zusammen, um noch einmal energisch in das Oberonshorn zu stoßen. Als er nun recht aufmerksam lauschte, hörte er wirklich und unzweifelhaft die Antwort.

Jetzt mußte er warten, denn die Antwort war ein Zeichen, daß man wisse, es befinde sich Jemand in Noth, und daß man ihm zu Hilfe komme. Sein

eigenes Signal mußte den Dajaks die Richtung angeben, in welcher sie zu gehen hätten.

Es mochte wohl lange dauern, bis die entfernt Stehenden sich bei ihm einfanden, es mochte ihm wohl die Zeit lang werden und darum ließ er nochmals sein Horn erschallen und in dem Augenblicke stand, wie aus dem Boden gewachsen, der Häuptling des benachbarten Dajakdorfes vor ihm. Der wackere Mann hatte den Ton wohl gehört und wie wir wissen, auch wohl beantwortet, aber hier, wo Jedermanns Hand erhoben ist gegen Jedermann, wohnt das Mißtrauen, und darum war der Häuptling mit seinen Genossen zwar herbeigeeilt, aber in der Weise der Wilden, mit äußerster Behutsamkeit, und er hatte sich seinem jungen Freunde genähert, kriechend wie eine Schlange, bis er ihn an der Witterung als einen Malayen erkannte.

Sodann wurde er nach dem Lager der Dajaks geführt, allein er konnte eine unbeschreibliche Angst nicht unterdrücken, es war ihm immerfort, als häufe sich über seinem Haupte ein gräßliches Unglück. Er schlief während der Nacht höchst unruhig, er schlief kaum eine halbe Stunde ununterbrochen, ein Riese von dem Zuschnitt und der Größe des Berges Mori — des höchsten auf Borneo, hatte die Geliebte mit den vier beweglichen Gliedmaßen, mit Händen und Füßen, zusammengebunden, wie man einen Affen oder ein Reh zusammenbindet, hatte sie über einen Stock gehängt, sie über die Schulter geworfen, und in dieser Lage rief sie immer mit dumpfer Stimme nach ihm, rief den Namen Rutam, als ertöne er aus dem Grabe, so dumpf klang die sonst so klare, helle Stimme der schönen Zelia, weil bei der ungeschickten Art, wie der Riese sie trug, alle Kleider ihr von den unteren Gliedmaßen über den Kopf gefallen waren.

Schreckliches Bild, besonders wenn man bedenkt, daß es der Liebende ist, der die Geliebte so in den Händen eines verhaßten Nebenbuhlers sieht.

Gewiß haben alle Träume etwas zu bedeuten. Ich erinnere mich noch sehr gut, daß die Schwiegermutter meines Bruders bei unzählig vielen Gelegenheiten sagte: ja, ja, das habe ich wohl gewußt! das habe ich geträumt, und daß in solchem Falle die Träume immer richtig in Erfüllung gingen. Wenn das bei uns geschieht, so kann ich gar nicht einsehen, warum es bei den Malayen nicht auch geschehen soll.

Die Träume ängstigten den armen Rutam unbeschreiblich, und beim ersten Grauen des Morgens machte er sich auf den Weg nach dem heimischen Dorfe; eine Begleitung hätte er nicht nöthig gehabt, da bei Tage er sich wohl zurecht zu finden wußte; allein der Häuptling der Dajaks und noch ein Dutzend anderer tapferer Männer begleiteten ihn, hatten indessen Noth, seinen Schritten zu folgen.

An diesem Morgen war Zelia mit ihrer Mutter zum Bade gegangen, wie sie es gewöhnlich that; aber an diesem Morgen bewachte der tapfere Rutam nicht wie sonst sein schönes Mädchen, er war um einen Tagemarsch von ihr

entfernt, aber sie war deshalb keineswegs unbewacht, und während ihre Mutter von dem Glück und von den Freuden sprach, welche der schönen Tochter warteten, da der Reichthum ihres Vaters sie in den Stand setzte, ihr den kostbarsten Schmuck verfertigen zu lassen von dem geschickten Schmiede, der die schönen Messer und Lanzenspitzen für die Dajaks machte, taxirte mit geübtem Auge einer der Urwilden der nicht ansässigen Dajaks, den Gold- und Juwelenschmuck, den die schöne Tochter des Pangerang an den Knöcheln der Arme und Beine trug, und er überschlug, wie viel er beim Verkauf dafür lösen werde und wie viel wohl das Mädchen selbst werth sei, wenn er es an einen der heimlich umherreisenden Sclavenhändler verkaufe.

Der Häuptling, welcher die Taxation vornahm, war mit zehn der Seinigen aus den Gebirgen herabgekommen, um irgendwo einen Fang zu machen. Es gehörte nicht viel dazu, um in der Nähe etwas zu erfahren von dem reichen Pangerang und von den Gold- und Diamantgruben, welche er bearbeiten lasse. Es schien ihm höchst wünschenswerth, mit den Reichthümern des Mannes Bekanntschaft zu machen, vielleicht sie ihm abzunehmen, damit er desto größeren Eifer in Wiedererwerbung neuer entwickle.

Solch ein Entschluß war leicht auszuführen; die schöne Zelia befand sich nicht hinter den Ranjus, hinter den Fußangeln, welche auf dem Glacis der Festung lagen, sie befand sich auch nicht hinter den Wolfsgruben oder Pallisaden, und sie befand sich auch nicht im Schutze ihres Vaters und seiner Untergebenen, denn diese waren alle in den Goldgruben, was der Häuptling der wilden Dajaks noch besser wußte, als wir, und er war ein gewaltiger Mann, mit dem nicht gut zu spaßen war, und der sich wohl auch nicht einmal gefürchtet hätte, selbst wenn alle männlichen Bewohner des Dorfes gegenwärtig gewesen wären, denn er führte den Namen des gestreiften Tigers, des gefürchtetsten Raubthieres von ganz Indien, vor dem Alles erbebte, dessen Name allein genug war, seine Feinde in die Flucht zu schlagen.

Der gestreifte Tiger war ein riesig großer Mann, seine Figur überragte die der andern Dajaks um eben so viel, als seine Kraft sie übertraf. Er hatte nur ein Auge und trug auf seinem Gesichte sieben furchtbare Narben, welche von der Stirn über die Wangen nach dem Kinn herunterliefen; er hatte sein Auge verloren und diese Narben bekommen im Kampfe mit einem jungen Tiger, den er, ohne eine Waffe, mit den Fäusten erwürgte, und der ihm dabei zweimal mit der einen Tatze schmeichlerisch über das Gesicht gefahren war. Aber nicht diese Ehrenzeichen allein trug der Tapfere, er hatte nach Art der amerikanischen Krieger dem besiegten Feinde die Kopfhaut abgezogen und sich daraus eine Art Helm gemacht, aus dessen zusammengezogenem Schopf zwölf Federn des großen braunen Argusvogels befestigt waren, d. h. zwölf Ordenszeichen, die jeder Krieger sich zwar selbst verleiht, die ihn aber nicht schmücken, sondern mit ewiger Schmach bedecken würden, wenn er sie nicht verdient hätte durch ein

abgeschnittenes, selbst besiegtes Feindeshaupt, das wohlgeräuchert in seiner Hütte hing, oder durch einen glücklich ausgeführten Raubzug gegen ein Dorf der Malayen oder der abhängigen Dajaks.

Auch das Schwert und der Schild trug die Zeichen des Heldenmuthes seines Führers. An dem Griff des Schwertes waren mehrere Locken langen, schwarzen Haares befestigt und der große hölzerne Schild war so reich damit besetzt, daß er aussah, als wäre er mit der Haut eines langgemähnten Thieres überzogen.

Ein solcher Krieger fürchtet sich nicht vor einer mäßigen feindlichen Schaar und um so weniger, als er nicht blos in unmittelbarer Nähe zu treffen, sondern seine Feinde schon aus der Ferne unschädlich zu machen wußte; er führte das Blaserohr mit den kleinen vergifteten Pfeilen vortrefflich und konnte, wenn sich ihm ein ganzer Haufe genähert hätte, 10 bis 12 davon unschädlich machen, ehe er mit ihm zum Handgemenge kam.

Der gestreifte Tiger war am frühen Morgen nach dem Flusse gegangen, um der schönen Zelia einen Hinterhalt zu legen. Eigentlich wäre er allein dazu genügend gewesen, doch nahm er seine grimmigen Dajaks mit, um alsbald nach vollbrachtem Raube mit ihnen gleichzeitig den Rückzug antreten zu können und nicht durch Verzögerung desselben in Gefahr zu gerathen. So hatte er sich denn wohl vorbereitet zu dem Schlage, es war nur noch erforderlich, den Punkt auszusuchen, von welchem der Angriff gewagt werden konnte, und deshalb war der wilde Dajak an das Ufer des Flusses gegangen und auf einer dasselbe etwa 1000 Schritt lang begrenzenden Felsmasse, welche schroff und steil emporragte, besah er sich mit kundigem Auge die Gelegenheit des Ortes.

Zelia badete in aller Ruhe und dachte weder daran, daß es möglich sei, sie zu belauschen, wer würde dieses überhaupt in einem Lande thun, woselbst Alles so wenig verhüllt geht, daß man durch das allersorgsamste Belauschen wenig mehr zu sehen bekommt, als täglich ganz von selbst geboten wird. Der Häuptling dachte auch nicht daran, die ihm dargebotenen Schönheiten mit künstlerisch prüfendem Auge zu messen, er spähte nur umher, auf welche Weise er am geschicktesten, d. h. am bequemsten und mit dem geringsten Zeitverlust zum Flusse hinab gelangen könne. Er befand sich mit den Seinigen auf 60 Fuß hohen Felsen, und wenn dieselben auch nahe genug an dem Flusse standen, würde man doch nicht haben bis in das Wasser selbst springen können, wäre dies aber möglich gewesen, so würde die zu geringe Tiefe des Stromes sicherlich den Tod des allzukühnen Ritters nach sich gezogen haben. Er war deshalb im Begriff, schleichend und möglichst gut in Gebüschen verborgen die Felsenparthie abwärts zu klettern und dann von da, wo dieselbe aufhört, sowohl ober- als unterhalb der Badestelle, gleichzeitig einen Angriff auf die Badenden zu machen.

Indem er versuchte, dies Kunststück auszuführen, mochte einer der Dajaks

seines Gefolges sich weniger vorsichtig verborgen gehalten haben und der Kopf desselben wurde durch die aufmerksame Mutter wahrgenommen. Entsetzt schrie sie auf, rief ihrer Tochter und den Dienerinnen zu, eiligst nach dem Dorfe zu entfliehen, und so wären sie wohl gerettet gewesen, denn es war keine Möglichkeit vorhanden, den beträchtlichen Weg über die Felsenmasse hinweg in so kurzer Zeit zurückzulegen, daß die Flüchtlinge nicht hätten das Dorf erreichen sollen, bevor es thunlich gewesen wäre, ihnen zu nahen.

Dies alles ging dem gestreiften Tiger mit großer Schnelligkeit durch den Kopf und er sah sich seiner Beute entrissen, er sah sie entfliehen, wenn es ihm nicht gelang, zuvorzukommen, und so besann er sich nur wenige Sekunden, dann sprang er gleich einem Tiger, dessen Namen er trug, von dem Felsen herab in die Krone einer zwischen dem Felsen und dem Flusse stehenden Casuarina, deren Zweige sich unter seiner Last bogen, bis er beinahe das Wasser erreicht hatte, und die er nunmehr losließ, bevor sie wieder emporschnellte.

Ohne das Geringste gelitten zu haben, faßte er Grund, ruderte mit Armen und Beinen, um schnell hindurch zu kommen, und dann am Ufer angelangt, sprang er mit wüthenden Sätzen hinter den Fliehenden her. Obwohl dieselben eilig genug waren und ihre schnellen Füßchen über das Gras dahinglitten, als ob sie keine Last zu trägen hätten, so machten doch die riesigen Sprünge des wilden Dajak der Flucht bald ein Ende. Einem der Mädchen zerschmetterte er mit seiner Keule das Haupt, der Mutter gab er einen Stoß mit der Faust in das Genick, daß sie bewußtlos niederstürzte, und um noch drei Sprünge, so hatte er die am weitesten voraneilende Zelia gefaßt, hatte seinen mächtigen Arm um ihre Hüften gelegt und sie sich über die Schulter geworfen, worauf er ebenso schnell zurückkehrte, denn das geringfügige Gewicht des anmuthigen Malayenmädchens hinderte seinen Lauf nicht im geringsten.

Er war schlau genug, nach der Badestelle zurückzukehren, denn er wußte, daß Fürstentöchter der Malayen das Haus nicht verlassen, ohne reichen Schmuck anzulegen, und er wußte auch, daß man sich damit nicht badet, und daß man ferner bei einer so eiligen Flucht nicht daran denkt, die abgelegten Kostbarkeiten aufzuraffen, sondern nur seine Person in Sicherheit zu bringen suche. Ihm war aber an dem Golde und den Diamanten bei weitem mehr gelegen, als an der schönen Zelia, welche er ja nur mitnahm, um sie zu verkaufen, was er mit dem Golde und Edelgestein natürlich auch that.

Am Flusse angelangt fand er die schönsten Armbänder, Halsspangen, Fußringe, oder vielmehr Knöchelringe, im Ganzen zum Mindesten 10 Pfund Gold, eine süße Last für ein Malayenkind.

Der Häuptling nahm die Schätze mit sich und winkte seinen Gefährten jenseit des Flusses, an demselben hinaufzugehen, indessen er so lange auf dieser Seite bleiben mußte, bis er oberhalb der Felsenmasse Ufer fände, um landen zu können. In dieser Weise war das Verlangte schnell ausgeführt, dann ward

die jammernde, die laut um Hilfe schreiende Zelia durch ein paar tüchtige Faustschläge beruhigt und hierauf ward sie von zwei Kriegern in Verbindung mit dem Häuptling über den Strom getragen.

Nunmehr ging es durch die Wälder fort, immer in einiger Entfernung vom Flusse aufwärts, so rasch als Zelia irgend gehen konnte.

Während dieses geschah, war Rutam mit den ihm befreundeten Dajaks auf dem Rückwege. Wären die Räuber auf dem Ufer geblieben, an welchem der Raub geschehen war, so mußten sie Rutam und seinen Begleitern begegnen, jetzt aber hatten sie den Strom zwischen sich und eine Parthei hatte von der anderen keine Ahnung, und konnten einander auch nicht hören, da sie nach dem Gebrauch aller dieser uncivilisirten Völker in größter Schweigsamkeit ihren Weg machten.

Rutam kam im Dorfe an und hörte mit Entsetzen, wie sehr sein Traum, wenn auch mit geringen Varianten, in Erfüllung gegangen war. Die Gespielin der geliebten Zelia war getödtet, die Mutter durch den Faustschlag aber nur betäubt, sie konnte ihm erzählen, was geschehen. Nach der Beschreibung war auch der Räuber selbst gar nicht zu verkennen, und hiemit wäre eigentlich die ganze Angelegenheit beendet gewesen, denn mit dem gestreiften Tiger einen Kampf einzugehen, wäre keinen von den Dajaks eingefallen, dieser Häuptling hatte ein zu entsetzliches Renommé. Wie aber jetzt die Partie stand, so kam die Liebe mit in's Spiel; Rutam war ganz gewiß, weder an Kräften, noch an Muth, dem gewaltigen Feinde gewachsen; die Liebe aber lehrte ihn alles vergessen, was die Vernunft hätte sagen müssen, er fühlte nur, daß Zelia geraubt sei, und daß er sie wieder holen müsse, selbst wenn nicht ein, wenn zehn gestreifte Tiger sie ihm vorenthalten wollten. Er sprach daher alsbald mit dem Häuptling der Dajaks über die eiligste Verfolgung und sicherte ihm nicht nur alle Köpfe zu, welche auf diesem Zuge wahrscheinlich erbeutet werden würden, sondern auch alle übrige, bei dem Zuge zu erobernde Beute; es war ungefähr die Geschichte der Haut des Bären, die verkauft wurde, bevor derselbe gefangen war; es ist aber wahrscheinlich, daß die Dajaks die äsopischen Fabeln weder in der Ursprache, noch in einer deutschen Uebersetzung gelesen, und so sagten sie ihm ihre Hilfe zu, denn sie sind auf die Köpfe bekanntlich sehr erpicht; sie machten nur zur Bedingung, daß Rutam noch drei Büchsen mitnähme, das will sagen, noch drei malayische, mit Feuergewehren versehene Gehilfen.

Dieses geschah während des zweiten Tages meiner Anwesenheit in dem Dorfe oder in dem Hause des Pangerang. Es that mir sowohl um den Vater, als um das geraubte Mädchen, herzlich leid; allein, da ich nicht helfen konnte, so würde ich doch meine Reise fortgesetzt haben, wenn es möglich gewesen wäre. Durch den Unfall aber hatte der malayische Häuptling den Kopf ganz und gar verloren, und durch die Entfernung der vier tapfersten Malayen zu der großen Jagd auf den fremden Häuptling war die Zahl der das Dorf Bewachenden zu

sehr verringert, um noch an eine fernere Schwächung der an sich geringen Besatzung des Dorfes denken zu können. Ich mußte also leider ein paar Tage unthätig liegen bleiben, um die Rückkehr der Malayen abzuwarten, oder ich mußte ohne sie mein Fortkommen suchen, was mir etwas zu gewagt schien. Am dritten Tage langten auch die Verfolger wieder an und ich erfuhr den ganzen Verlauf des kleinen Romans aus dem Munde der schönen Zelia selbst.

Der gestreifte Tiger kehrte mit seiner Beute noch am nämlichen Tage über den Strom zurück, um die Niederlassung gerade derjenigen Dajaks zu erreichen, bei welchen Rutam die Nacht über gewesen war. Der gefürchtete Häuptling wurde mit allen Ehrenbezeigungen empfangen. Er hatte ein Anliegen und wollte darüber mit dem Häuptling verhandeln, der nun aber gerade abwesend war. Des gestreiften Tigers Vater war gestorben und mußte mit den üblichen Ehren bestattet werden; zu diesen Ehren gehörten einige Opfer, man mußte über seinem Leichnam einige Menschen schlachten, je mehr je besser, denn alle die so Geschlachteten wurden Diener des Verstorbenen. Für jene Welt gebraucht ein Häuptling so gut Bedienung wie für diese; es ist daher nicht selten, daß unter den ganz unabhängigen Dajaks 5 bis 6 Sclaven, auch wohl eine oder ein paar Frauen, geopfert werden. Wenn aber das Dorf nicht im Besitz von Sclaven ist, so pflegt man von benachbarten Dörfern einen oder ein paar Menschen zu kaufen und dann gewöhnlich Kinder — junge Mädchen, die jetzt geopfert, aber später, wenn sie erwachsen sind, nicht blos als Dienerinnen, sondern auch als Frauen des Verstorbenen gebraucht werden können.

Zu diesem löblichen Unternehmen, zur Beschaffung einiger Kinder, war der Häuptling in das Dorf der Dajaks gekommen; der Handel wurde aber unmöglich, da der Häuptling nicht zugegen und ohne denselben ein solcher Verkauf nicht geschlossen werden durfte. Um indessen das vortheilhafte Anerbieten nicht ganz von der Hand zu weisen, wurde der Häuptling gebeten, die Nacht hindurch hier zu verweilen und die Gastfreundschaft des Dorfes anzunehmen, was derselbe sich denn auch in Gnaden gefallen ließ.

Die Muhamedaner sind in ihren Speisen etwas wählerisch, nicht nur verabscheuen sie das Schwein, sondern sie essen auch das Fleisch des Hirsches und des Rehes nicht, noch irgend eines anderen Thieres, wenn es nicht ihrem Gesetz gemäß ausgeblutet hat, daher ein geschossenes Wild auch sofort durch einen Querschnitt über den Hals zu diesem Ausbluten veranlaßt wird; ebenso essen die Malayen keine Schlange, kein Gewürm irgend welcher Art, wie Schnecken, Eidechsen und dergleichen; nicht so mit den Eingeborenen von Borneo, welche eine schöne 12 oder 20 Fuß lange Boa zu den besten Gerichten zählen, welche Land- und Wasserschnecken kochen, Eidechsen kochen oder braten, und von allen diesen trefflichen Gerichten wurde dem fremden Häuptling der Löwenantheil geboten. Er hatte viel Gold sehen lassen, er war zugleich ein gefürchteter sowohl, als ein geachteter Mann; für das Gold, das zwei oder drei Opfer kosten

mußten, war es möglich, viele eiserne Kochgeschirre aus den holländischen Niederlassungen zu kaufen, indessen man sich jetzt noch mit Kochtöpfen aus Bambusrohr oder Cocosnußschalen behelfen mußte; was Wunder demnach, daß man sehr gern auf die Vorschläge des Häuptlings hörte.

Es ist eine Thatsache, daß die ärmeren Dajaks noch jetzt Bambusrohrabschnitte zum Kochen ihrer Speisen benutzen; sie beschlagen dieselben auswendig mit Thon, und ein so behandeltes Stück von diesem eisenfesten und ohnehin mit einem Kieselüberzug versehenen Holze, hält drei- bis viermaliges Benutzen aus, wenn man nur so vorsichtig ist, dasselbe nicht geradezu ins Feuer zu setzen. Dasselbe findet mit der Schale der Cocosnuß statt, die jedoch im Innern des Landes nicht zu haben ist.

Der Häuptling ließ sich Alles wohl gefallen, nahm die Ehren und die vortreffliche Beköstigung als einen ihm gebührenden Tribut gnädig in Empfang und verschlief mit seinen zehn Begleitern die Nacht im Hause desjenigen, der sich mit den Malayen zu seiner Verfolgung verbunden. Als nun aber der nächste Morgen anbrach und der Häuptling noch nicht zurückgekehrt war, sagte der gestreifte Tiger: ich kann auf euren Häuptling nicht warten, ich muß jedenfalls ein Mädchen haben und ich werde dasselbe nehmen, euer Häuptling kann mir sagen lassen, was ich ihm dafür zahlen soll Hiemit ergriff er die hübscheste dajakische Dirne, die er unter den Umstehenden sah, und wollte sich auf den Weg machen; dies litten die Männer jedoch nicht und so kam es zu einem kurzen Kampfe, bei dem die Ansässigen schlecht wegkamen, indem mehrere Männer hart verwundet und zweie derselben getödtet wurden, worauf der große Häuptling ungehindert die Heimkehr antrat.

Das geraubte Mädchen war die Braut des Sohnes des Häuptlings. Er war schon früh in die Reisfelder gegangen und hörte bei seiner Rückkehr, was unterdessen geschehen. Im wilden Zorn ergriff er sein Blaserohr und sein Bambusgefäß mit den vergifteten Pfeilen und eilte den Räubern nach. Sie hatten aber ein paar Stunden Vorsprung und so konnte er sie nicht mehr einholen, bevor sie ihr Dorf erreicht hatten, wenn schon er wenigstens seit einer Stunde ihnen nahe genug gewesen war, um sie gelegentlich eine Lichtung überschreiten zu sehen. Er war ganz allein; er war listig und geschickt genug, um sich unbemerkt zu nahen; er konnte durch sein Blaserohr gewiß zwei Feinde, vielleicht auch drei, tödtlich treffen, denn diejenigen, welche, wenn auch noch so leicht, von einem vergifteten Pfeil getroffen sind, werden durch den Schmerz und die entsetzliche Muthlosigkeit, welche damit in Verbindung steht, sofort kampfunfähig. Aber wenn ihm auch dieses gelang, so hatte er immer noch acht Feinde sich gegenüber, welche herankamen, während er drei nach einander verwundete, und nun war er rettungslos verloren; nicht einmal ein Schwert oder eine andere Waffe besaß er, um sich der Andringenden erwehren zu können.

So beschloß er denn, ihnen zu folgen, um eine Gelegenheit zu erwarten, welche ihm vielleicht das Glück an die Hand gab, und in der That, dasselbe war so freundlich, nicht lange auf sich warten zu lassen. Der gestreifte Tiger war mit den Seinigen und den beiden Mädchen heimgekehrt; die dem Dajakstamme angehörige sollte geopfert, die Malayin sollte verkauft werden. Aber, um eins wie das andere möglich zu machen, mußten Beide bis zur günstigen Zeit verpflegt und wohl genährt werden. Der Raubzug des großen Häuptlings hatte aber die Lebensmittel dergestalt verringert, auf die Neige gebracht, daß man nichts hatte, um ein Abendessen für die Familien des kleinen Stammes zu bereiten; daher mußten die angekommenen Männer, nebst den noch im Dorfe vorhandenen — und deren waren nicht viele, denn die übrigen hatten noch einen großen Raubzug unter Leitung des zweiten Häuptlings unternommen — sich entschließen, so müde sie auch waren, eine Jagd zu veranstalten und so viel als irgend möglich nach Hause zu bringen, da die Zahl derjenigen, welche essen wollten, nicht ganz gering war.

Dies war das Glück, welches der junge Mann erwartet. Er sah die Männer abziehen und nur Weiber und Kinder waren jetzt noch in der Niederlassung. Die ganze männliche Besatzung bestand aus zwei älteren Leuten, denen man nicht zumuthete, die Jagd mitzumachen.

Der junge Häuptlingssohn — er hatte noch keine Thaten begangen, welche veranlaßt hätten, ihm einen Namen zu geben, hatte sich so glücklich versteckt gehalten, daß man seine Nähe nicht ahnte. In ruhigeren Zeiten wäre das unmöglich gewesen, jetzt aber, wo Alles in großem Tumult war mit sich selbst, mit den glücklichen Raubzügen, mit den Mädchen, die man geraubt und mit den Veranstaltungen zur eiligen Jagd beschäftigt, hatten die Männer jenen äußersten Grad von Vorsicht, der wohl sonst die Wilden überall auszeichnet, vernachlässigt, und der Verliebte sah sich bald als Meister des Terrains. Aus seinem Versteck hatte er die beiden Mädchen in die Hütte des Häuptlings gehen gesehen, er wußte, wo sie waren; es handelte sich jetzt nur darum, so lange zu warten, bis seine bewerkstelligte Flucht durch die Nacht gedeckt wurde; eine halbe Stunde vor Sonnenuntergang wollte er den Raub ausführen; am Ufer des Flusses hatte er einen Kahn ersehen, in welchen er die Geliebte bringen wollte, dann dachte er so viel Vorsprung zu erlangen, daß ihm seine Feinde nicht mehr würden beikommen können. Als er an dem Stande der Sonne wahrnahm, daß es Zeit sei, schlich er sich von Busch zu Busch näher; als er nunmehr offen auftreten mußte, hielt er die Hand zum Friedenszeichen empor, schritt auf das Haus des Häuptlings zu, erstieg es unter dem Jubeln und Schreien der Kinder und den fragenden Blicken der Frauen, schritt auf den Herd zu und setzte sich an demselben nieder, wie es der Brauch unter den Dajakern ist, welche schweigsam sitzen bleiben, bis sie von dem Herrn des Hauses angeredet werden; er that dieses aber nur, um zu erspähen, wo seine Geliebte

sich befinde. Sobald er dieselbe erblickte, sprang er auf, eilte auf sie zu — sie, ihn erkennend, stieß einen lauten Jubelschrei aus und flog ihm in die Arme, und so war er im Begriff mit ihr davon zu eilen, als Zelia flehend ausrief: o, nehmt mich mit! Die beiden Mädchen hatten auf dem Marsche durch die Wälder einander ihre Schicksale erzählt, hatten einander lieb gewonnen, und so war es ganz natürlich, daß die junge Malayin von der Anderen Hilfe hoffte.

In Eile flohen nun alle Drei die gebrechliche Treppe hinunter. So wie dies aber die Weiber sahen, welche vor dem Hause Reis stampften, erhoben sie ein wüthendes Geschrei und verfolgten die Fliehenden mit Steinwürfen. Um sich ihrer zu entledigen, kehrte der Dajaker sich um und brachte sein Blaserohr an den Mund, was zur Folge hatte, daß sie, die furchtbare, die tödtliche Wirkung der Waffe kennend, umkehrten. Aber ihr Geschrei hatte die beiden Männer, welche zurückgeblieben waren, aufmerksam gemacht, und obwohl sie alt und wenig geeignet waren, flüchtigen Fußes durch die Felder zu eilen, so thaten sie doch ihr Möglichstes, indem sie mit ihrem ganzen schweren Rüstzeug, mit Schild, Schwert und Speer versehen, dem jungen Manne und den beiden Mädchen nacheilten. Hier war der Jüngling nun in großem Vortheil; er eilte zum Flusse und dem darin liegenden Kahne, aber nicht so sehr, daß die beiden älteren Männer sich nicht hätten nähern können; auch verweilte er noch kurze Zeit, indem er aus den in der Nähe liegenden Kähnen die Ruder holte und sie in seinen Kahn brachte. Nun hatten sich die beiden Männer ihm so weit genähert, als er für nöthig fand, da kehrte er sich gegen sie, und einen nach dem andern erlegten die vergifteten Pfeile. Rasch sprang er von dem Kahne ans Land, nahm den eisernen Haken, den jeder Dajak zu diesem Behuf an seinem Gürtel trägt, in die Linke, setzte denselben dem einen der Gefallenen unter den Kinnbackenknochen, umwickelte mit der Schnur des Hakens seine Hand, so daß er seine Hand gehörig festhielt, setzte hierauf den einen Fuß auf die Brust des Niedergestreckten, und hieb mit seinem Schwerte ihm den Kopf ab. Dasselbe that er auch mit dem Andern. Jetzt nahm er die Köpfe, die Schilder und Schwerter, sowie die Lanzen der Getödteten mit sich in den Kahn, stieß vom Ufer und rührte seine Arme so tapfer wie möglich; auch die beiden Mädchen mußten das ihrige thun, um den Kahn möglichst zu beflügeln.

War bis hieher ihm Alles vollkommen geglückt, so schien hier sein guter Stern ihn verlassen zu haben, denn er befand sich geradezu auf dem Wege in die Arme seiner Feinde. Auch sie mußten ihr Tagewerk vor Sonnenuntergang beenden, denn bei Nacht kann man in den Wäldern von Borneo weder ein Wild schießen, noch mit oder ohne dasselbe darin umherwandeln. Nun hatten sie aber einen großen Kreis in dem Walde abgesucht, nicht, wie der junge Mensch vermuthete, stromaufwärts, sondern in der entgegengesetzten Richtung, und sie kamen nunmehr den Strom herauf ihm entgegen.

Die Gewässer dieses Flusses wurden hier durch zwei sich einander nähernde Felsenmassen sehr verengt. Eine Meile lang mochte der Strom wohl so von Quarzfels eingeschränkt auf ein Dritttheil seiner Breite zusammengedrängt sein, dadurch war sein Fall gewaltig beschleunigt, so daß der Kahn mit unglaublicher Geschwindigkeit dahinschoß und die Ruder kaum schneller bewegt werden konnten, als der Kahn selbst ging; dies half ihre Flucht in hohem Grade befördern, aber die Verengerung des Strombettes hatte zur Folge, daß die Leute, welche der junge Mensch plötzlich auf dem linken Ufer erscheinen sah, ihn, wenn auch nicht mit vergifteten Pfeilen, so doch mit Steinwürfen erreichen konnten. Zwar konnte der schnell bewegte Kahn kein sicheres Ziel sein, auch hielt der Flüchtling sich so weit als möglich am rechten Ufer des Flusses; allein der mächtige Arm des Häuptlings schleuderte unausgesetzt pfundschwere Steine nach dem Kahne, welche alle das Ufer, an dem der Flüchtling hinfuhr, wirklich erreichten, und aus deren Zerspringen am Felsen er sehen konnte, was seiner erwartete, falls einer derselben ihn wirklich treffen sollte.

Auch die anderen Dajaks waren nicht eben faul in Beschießung des Kahnes, daher der junge Dajak die eroberten Schilde über die beiden Mädchen deckte, die am Boden des Kahnes lagen, sich selbst den Steinwürfen ohne Schutz aussetzend, wiewohl er hoffte, daß es seiner Gewandtheit und seinem guten Auge möglich sein würde, wenigstens den größten Steinen, die er ja doch kommen sah, auszuweichen.

Mit großer Besonnenheit hielt er immerfort sein Boot von den Felsen ab und ließ es über die Stromschnelle hinabgleiten. Um seinen Feinden, die nachgerade beinahe athemlos dem dahinfliehenden Kahn nacheilten, um mit ihm gleichen Schritt zu halten, den möglichsten Hohn anzuthun, zeigte er ihnen die abgeschnittenen Köpfe ihrer Genossen und machte mit seinem Haken ein Zeichen, als ob er denselben auch in ihre Kinnlade setzen wollte, und ihre Köpfe vom Rumpf trennen. Dies hatte ein furchtbares Brüllen zur Folge und ein Stein, schwerer als einer der bisher geschleuderten, wurde von des Häuptlings Hand nach dem Kahne geworfen und er fiel auch wirklich in denselben und traf den Schild, mit welchem Zelia bedeckt war, so schwer, daß das Holz desselben spaltete und das arme geängstigte Mädchen laut aufschrie. Aber es war der letzte Versuch, den der Häuptling gemacht hatte, die Retter waren da.

Rutam war mit seinen drei Freunden und den Dajakern in das heimathliche Dorf der letzteren gekommen, und sie hatten mit Schrecken, aber auch mit unerhörter Wuth den Raub der Tochter des Häuptlings wahrgenommen. Handelte es sich bisher nur noch um eine Gefälligkeit gegen den jungen Malayen, und um einen, schöne Köpfe liefernden Raubzug, so wurde die Sache jetzt anders, es wurde ein Rachezug, und mit verdoppeltem Eifer wurde die Verfolgung aufgenommen. Um keinen Augenblick zu verlieren und durch die eigene Ermüdung nicht gehindert zu werden, nahmen die Dajaks ihre Kähne, und die-

jenigen, welche bisher die Wanderung gemacht hatten, legten sich in denselben zur Ruhe nieder, während zwanzig frische Genossen die Ruder ergriffen und stromaufwärts fuhren, so rasch als ihre Kräfte es irgend zuließen, und so geschah es, daß sie am folgenden Tage die Spur der Räuber auffinden konnten, als sie die Kähne verlassend, sich auf beiden Ufern vertheilten.

Als diese Spur einmal gefunden war, ging die ganze vereinigte Macht desselben Weges, und sie kamen kurz vor Sonnenuntergang in der Nähe der Stromschnellen an. Unterhalb derselben hatten sie verweilen wollen bis zu den ersten Frühstunden des folgenden Tages, aber Glück und Zufall führte ihnen die Feinde gerade entgegen. Während diese letzteren in ihrer Erbitterung, in ihrer Zorneswuth taub und blind, die nahende Gefahr gar nicht bemerkten, sondern immer nur einen Hagel von Steinen auf den Flüchtling und seine schöne Beute fallen ließen, hatten die vier Malayen sich behutsam so weit genähert, daß sie mit gutem Erfolge schießen konnten. Die Gewehre, welche diesen Leuten geliefert werden, sind in der Regel Musketen, gewöhnliche Kommißgewehre mit Feuerschlössern, mit denen ein europäischer Schütze gar keinen Schuß würde wagen wollen, in der gewissen Ueberzeugung, daß damit nichts zu treffen sei. Die fortgesetzte Uebung macht aber dieses schlechte Instrument in den Händen eines Wilden zu einer sehr furchtbaren Waffe, und kaum hatten die Malayen auf ihre Feinde angelegt, als auch viere derselben schwer verwundet oder getödtet niederstürzten. Der gestreifte Tiger war unter ihrer Zahl. Das war ein Blitz aus heiterem Himmel; die Annäherung der Feinde hatten diese wilden Dajaks nicht geahnt, und jetzt sahen sie sich auf einmal ihres Anführers beraubt und noch drei der ihrigen waren auch kampfunfähig. Die Aufmerksamkeit wandte sich von dem Kahne ab den Malayen zu, welche jetzt im Begriff waren, ihre Gewehre wieder zu laden. Da nur diese gesehen wurden, so stürzten sie mit furchtbarem Geschrei auf dieselben los, aber eine erneuerte Entladung ihrer Gewehre hatte wieder den Fall von vier Kriegern zur Folge, und gleichzeitig rückten die Dajaks aus ihrem Versteck hervor und da entsank den Angreifern der Muth; sie kehrten sich um und suchten eiligst das Weite, nicht ohne noch einmal von den Malayen, wenn auch nicht mit so schrecklichem Erfolge, beschossen zu werden; aber die Dajaks hatten nichts Eiligeres zu thun, als die Köpfe der Verwundeten oder Todten abzuschneiden und nach dieser Heldenthat wurde die Umkehr beschlossen.

Die Ursache des Kampfes, der hier stattgefunden, hatte den Verfolgern nicht verborgen bleiben können; sie wußten sehr wohl, das Ziel ihres Marsches sei erreicht, die geraubten Mädchen seien gefunden. Der Häuptling der Dajaks hatte den jungen Mann, der sein Schwiegersohn werden sollte, in dem Boote gesehen, und es konnte ihm nicht zweifelhaft sein, weshalb er von dem gestreiften Tiger mit so viel Grimm verfolgt wurde.

Man ließ die Fliehenden fliehen und eilte stromabwärts, um sich mit dem

jungen Dajak zu vereinigen, der alsbald von seinen Genossen mit größtem Jubel begrüßt wurde und dem man nunmehr auch sogleich einen Namen geben konnte. Man nannte ihn den Tigerbändiger, in der malayischen Sprache hat das Wort noch den Doppelsinn des Zahmmachens; er war also derjenige, der den Tiger zahm gemacht hatte; er hatte sein Debüt, er hatte sein erstes Auftreten als Krieger mit großem Glücke begonnen, er hatte den ersten, den gewaltigsten Krieger überlistet, hatte zwei Männer des feindlichen Stammes getödtet, hatte geraubte Beute wieder zurückgeholt; gewaltiger Ruhm war ihm sicher.

So lange es noch irgend möglich war, eilte man mit den wieder erreichten Kähnen den Strom hinab. Als aber die Nacht einbrach und ein weiteres Fahren auf dem umdüsterten Flusse gefährlich gewesen wäre, hielt man an und suchte sich so gut wie möglich ein Nachtlager zu bereiten; bei diesem wurden nun gleichzeitig zwei Hochzeiten gefeiert. Der Häuptling der Dajaks hatte nichts dawider, daß seine Tochter dem jungen Manne, der nunmehr ihrer würdig war, die Hand gab, und ob der Pangerang etwas dawider haben würde, daß ein Gleiches geschehe zwischen Zelia und ihm, dem tapfern Rutam, ließ dieser letztere ununtersucht; er nahm sich im Voraus dasjenige, was er glaubte als Belohnung für seinen Heldenmuth bekommen zu müssen, er nahm die Hand der schönen Zelia und hoffte, Vater und Mutter würden schon einwilligen, wenn es sich nicht mehr ändern ließe.

Als am folgenden Morgen das kleine Heer sein Frühstück bereitete, sah man zwei überaus glückliche Paare mit mehr als gewöhnlicher Zärtlichkeit sich immerfort ansehen, drücken und quetschen bis zum Zermalmen; aber es schien, als ob die jungen Frauen dieses weder fürchteten, noch dessen überdrüssig würden, denn das ging immer so fort bis wieder die Ruder in die Hand genommen wurden, und als man um die Mittagszeit in dem Dorfe der Dajaks anlangte, zeigte Rutam durchaus keine Eile, die schöne Zelia noch weiter bis in die Arme des Vaters und der Mutter zu geleiten, sondern er blieb bei seinem Gastfreunde, obschon es möglich gewesen wäre, noch an demselben Abend bis zu dem Hause des Pangerang zu gelangen; allein er nahm doch so viel Rücksicht auf seinen Herrn Papa, daß er seine drei Begleiter mit der Nachricht von der Wiedererlangung der Prinzessin heimschickte; er hatte zwar nichts zu schicken, er hatte nichts zu befehlen, er war ein Diener gleich den andern, aber er machte seinen Gefährten weiß, daß sie eine große Belohnung empfangen würden, wenn sie dem Vater und der Mutter die Nachricht von der Errettung der Tochter bringen würden.

Bei dieser Belohnung war ich gegenwärtig; sie bestand in verschiedenen Fußtritten, welche der würdige Pangerang mit einer unbeschreiblichen Virtuosität austheilte. Ich mag aber wohl glauben, daß es nicht die Nachricht von der Befreiung seiner Tochter war, die ihn so auffallend stimmte, sondern die Nach-

richt von der abermaligen Gefangennehmung und Fesselung derselben. Der Pangerang hatte nicht übel Lust, die Boten mit dem Krisch zu bedienen, da ich jedoch dringend für dieselben bat und sagte, daß es eigentlich nicht Styl sei, einen so freudigen Tag mit einem Morde zu beschließen, so meinte er, das sei allerdings wahr und was geschehen müsse, könne morgen so gut wie heute vollbracht werden.

Die glücklich abgelohnten Boten gingen ihrer Wege und ich hatte nunmehr Gelegenheit, mit dem würdigen Herrn in einiger Ruhe zu sprechen. Ich nahm auch hier wieder wahr, welch einen Zauber die Muttersprache übt, wenn man ihre Töne aus dem Munde eines Fremden vernimmt. Ich glaube, daß ich bei den vielen Fährlichkeiten, aus denen ich glücklich gekommen bin, dieses nur der Kenntniß der malayischen Sprache zu danken habe.

Ich ließ zuvörderst den Pangerang austoben und forderte ihn auf, mir zu erzählen, warum er so grimmig sei und was der junge Mann ihm denn eigentlich Böses gethan, da kam denn zum Vorschein, daß er ihm eine tödtliche Beleidigung angethan, indem er, ein Niedriggeborener, seine Augen zu der Tochter eines Pangerang erhoben habe. Alle die schönen Standesvorurtheile, welche uns in Europa so glücklich machen, kommen auch hier zum Vorschein.

Nachdem ich ihm in Allem Recht gegeben und mit auf Rutam gescholten hatte, stellenweise mehr als er selbst, fragte ich ihn, ob er einen Sohn habe, der seines Reiches Erbe sei; er erwiderte: nein — dann fragte ich ihn, was denn mit seiner Tochter werden solle, wenn er sterbe. Sie wird, bevor ich sterbe, die Tochter eines anderen Pangerangs oder vielleicht eines Rajah werden.

Und dieser wird dann mit Deiner Tochter Dein Reich erben, sagte ich: wäre es nicht besser, Du wähltest Dir einen Nachfolger und gäbest Deine Tochter diesem zur Gattin, so bliebe Dein Reich im Besitze Deiner Tochter und seiner Gattin und es käme später in den Besitz Deiner Enkel, ohne daß es von der Erde verschwände, wie es geschehen wird, wenn ein Rajah es seinem Reiche einverleibt und siehe, er kann Deine Tochter verstoßen und dann lebt sie in Dürftigkeit. Das Alles kann nicht geschehen, wenn Du Dir einen Nachfolger wählst und ihm Deine Tochter zur Gattin giebst, er kann sie nicht verstoßen, denn sie ist in ihrem Reiche; eher könnte sie ihm die Thüre weisen. Du bist also unzweifelhaft besser daran.

Der Pangerang legte seine Finger an die Nase und sagte nach einigem Besinnen: Die Weißen haben viel Verstand, sie sind zwar sehr häßlich mit ihrer weißen Farbe und ihren weißen Zähnen, aber Allah hat sie für diese Mängel entschädigt, dadurch, daß er ihnen sehr viel Verstand gegeben hat.

Nun rief er seine Gattin und erzählte derselben, was ich soeben gesagt; erzählte, daß er sich einen Nachfolger wählen könne für sein Reich, und daß er dies thun werde und daß er diesem Nachfolger seine Tochter geben werde unter der Bedingung, daß sie die Herrin sei und die Besitzerin des Bodens bleibe.

Unter den Malayen giebt es nämlich dreierlei Arten zu heirathen. Die eine

heißt Semando, sie beruht sowohl auf Zuneigung als auf gleicher Berechtigung von beiden Seiten. Die andere heißt Djedjer und ist diejenige, welche fast überall in mohamedanischen Ländern besteht, der Mann kauft gewissermaßen die Frau, wenigstens giebt er den Eltern Geschenke als Preis für die Braut, und die Geschenke sind um so höher, je mehr der Bewerber seine Braut liebt oder schön findet, je mehr Werth er auf ihren Besitz legt, daher ist das Heirathen auch bei den Malayen keineswegs eine ganz wohlfeile Sache. Die dritte Art der Verheirathung ist die letzt beschriebene im umgekehrtem Verhältniß, die Frau kauft den Mann oder vielmehr der Vater kauft für seine Tochter einen Mann. Diese Art der Verheirathung heißt Ambil Anak, und sie ist es, welche der Pangerang hier im Sinne hatte. Das bezeichnende Wort heißt „Kind annehmen". Der Vater der Braut nimmt den künftigen Gatten derselben an Kindesstatt an, um ihn im Range seiner Tochter gleich zu machen, für ein gewisses Geschenk treten die Eltern des Mannes ihre Rechte an den Adoptivvater ab, und dieser Adoptivvater hat nunmehr die Verpflichtung, für den Haushalt seiner wirklichen Tochter und seines Adoptivsohnes zu sorgen. In solchem Verhältniß bleibt die Frau immerdar die Herrin, der Mann ist ihr Unterthan, es ist wie in England, wo das salische Gesetz nicht gilt, also Mädchen Thronerbinnen werden können; sie sind nunmehr der König, sie wählen sich einen Gatten, aber der Gatte ist nicht König, sondern nur Prinz-Gemahl, er ist Unterthan des weiblichen Königs, Unterthan seiner Gattin, ja er ist sogar weniger als sein Sohn, der künftige Thronerbe. Dieser Prinz ist eine Respectsperson für seinen Vater, ein wahrhaft schrecklicher Gedanke und eine so unsinnige Einrichtung, daß man wohl begreift, wie sie unter den Malayen statthaben kann, aber durchaus nicht fassen kann, wie sie in civilisirten Ländern bestehen mag.

Mit dieser Entschließung war die ganze Sache vollständig ins Reine gebracht. Der Vater wußte gar nicht, wie er seinen Dank genügend aussprechen solle und die Mutter war eben so zufrieden mit der Anordnung, beide priesen immerfort und bis spät in die Nacht hinein meinen glänzenden Verstand, der den Schlüssel zu dem Räthsel gefunden hatte, wie man die Wünsche der Tochter erfüllen und doch der Ehre des Hauses genugthun könne.

Wenn der Pangerang drei oder vier Dutzend Töchter gehabt hätte, wie man dieses im Orient bei vornehmen Leuten sehr häufig findet, so würde der alte Herr wohl selbst auf den Gedanken gekommen sein. Die Vielweiberei hat in ihrem Gefolge meistentheils eine Ueberzahl von weiblichen Geburten. Ist es nun schon schwer, für viele Söhne zu sorgen, so dürfte es wohl noch schwerer sein, für eine große Menge Töchter Männer zu bekommen, die ihrem Stande angemessen sind. Da hilft man sich denn auf diese Weise, weil nun aber hier nur eine Tochter war, so lag der Gedanke, daß für diese ein ebenbürtiger Mann zu haben sein würde, jedenfalls näher, als eine Verheirathung unter den gedachten Bedingungen.

Heute war in der ganzen Angelegenheit nichts weiter zu thun. Am nächsten Morgen wurde aber schleunigst ein Bote abgesendet nach dem dajakischen Dorfe, in welchem Rutam zurückgeblieben war, er sollte von seinem Glück in Kenntniß gesetzt werden, allein die Boten trafen ihn schon auf halbem Wege; denn die zärtliche Tochter hatte durchaus nicht länger fern bleiben wollen vom elterlichen Hause, und Rutam (wahrscheinlich eine malayische Stümmelung des sehr bekannten orientalischen Namens Rustam, welcher dem größten Helden der fabelhaften Zeit angehört) mochte auch wohl glauben, daß die größte Gefahr überstanden sei, weil die Nachricht von seinem kühnen Unternehmen doch bereits ihre Wirkung geübt und der fürstliche Papa ausgetobt haben mochte, und stand deshalb nicht länger an, den Wünschen seiner schönen Frau nachzugeben und zu der Realität der Verheirathung auch noch die Formalität zu fügen.

So vereinigten sich denn die Gesandten mit denjenigen, nach denen sie gesendet waren und Alle langten um die Mittagszeit in dem Dorfe und dem fürstlichen Hause an.

War es nun meine Gegenwart, welche den alten Herrn zur Mäßigung bewog, oder war es wirklich die Stimme der Vernunft, welcher er Gehör gab, oder ist endlich der furchtbare Zorn, der die Malayen ergreift und bis zum Wahnsinn, bis zum Tollwerden treiben kann, so vorübergehender Art wie die Berserkerwuth der alten nordischen Ritter — ich will dies ungesagt lassen, aber gewiß ist, daß der Pangerang eine ungemein liebliche Miene zu dem für ihn offenbar bösen Spiel machte. Es entstand nicht einmal eine zärtliche Familienscene, Vorwürfe, Thränen, Versprechungen, nichts dergleichen habe ich bemerkt, wohl aber wurde alsbald zur Sache geschritten. Der Vater erklärte die Adoption und ging dann mit diesem, seinem neuen Sohne in dasjenige Haus, welches als Moschee diente und ließ sich als Vater der Braut den holden Rutam antrauen, welcher sein Adoptivsohn war. Dies ist die Art der ehelichen Verbindung unter den Malayen, überall läßt der Vater des Bräutigams sich die Braut durch den Priester übergeben. Aber im gegenwärtigen Falle lag bei alledem manches, was denselben auffallend genug machte, so z. B. kamen die jungen Leute erst nach der Verheirathung des Vaters mit seinem Kinde im Brauthause zusammen, um die übliche Verlobung durch den Siribissen zu feiern. Für Jemanden, der mit den Sitten und Gebräuchen vertraut ist, wie ich es war, kommt es wirklich drollig genug heraus, wenn er die Verlobungsfeierlichkeiten ganz ordentlich vollziehen sieht, nachdem die Verheirathung eben so ordentlich geschlossen ist. Allein die Angelegenheiten wurden so ernsthaft abgemacht, als könne und dürfe es nicht anders sein und als wäre dieses ganz und gar der rechte, der richtige Weg.

Abgesehen von diesen kleinen Störungen ging alles Uebrige in größester Ruhe und Sicherheit und mit jener Decenz von Statten, welche das malayische Volk charakterisirt. Es ist keine Rede von den Verlegenheit bereitenden Späßen,

die man nur gar zu oft, selbst in den Kreisen der sogenannten gebildeten Leute zu hören bekommt, ja man sieht nicht einmal, daß die Brautleute sich küssen, alle diese Liebesbezeigungen, welche selbst bei gesitteten, bei fein gebildeten Deutschen nicht das geringste Verfängliche haben, werden bei den Malayen nicht vor den Augen irgend eines Zeugen gegeben, und so verlief das kleine freundliche Fest in bescheidener häuslicher Weise und ich war der glückliche Zeuge eines vielleicht nur durch meine Dazwischenkunft auf so glückliche Weise herbeigeführten Bündnisses.

Als nun Alles beendet war, fehlte es auch nicht mehr an Leuten, welche mich stromabwärts führten und mir also die Fortsetzung meiner Reise möglich machten.

Hundertvierundzwanzigstes Kapitel.

Der letzte Abschnitt meiner Stromfahrt. Wohnungen auf dem Wasser. Ebbe und Fluth. Banjermassing, die holländische Hauptstadt, das Venedig von Borneo, nicht an das Wasser, sondern in das Wasser gebaut. Bootführerinnen, welche noch ein zweites, einträglicheres Gewerbe treiben.

Noch viele Tage schwamm ich mit meinen Leuten durch die dichten Urwaldungen, bis es mir endlich gelang, nicht sowohl zum Meere, als eben aus dem verwickelten Flußnetz, von welchem ich gesprochen, aus dem Murung in den Mandangei, aus diesem in den Manka und aus diesem in den Pekumbei und dann in den Banjer zu gelangen, an welchem Banjermassing liegt. Es war mir beinahe wunderbar, hierher gedrungen zu sein, und ich glaube auch ganz gewiß nicht, daß es durch die Geschicklichkeit meines Piloten geschehen ist. Ich halte es ganz unmöglich, bei so wechselndem Wasserstande alle die Kennzeichen zu behalten, welche diese oder jene Abweichung von dem einen oder von dem andern Flußarme andeuten, aber die Eingeborenen haben einen so wunderbaren Instinkt, daß ich beinahe glauben möchte, sie finden den Weg durch das Wasser wie die Schwalben durch die Luft, wie ihn die Ameisen durch das Gras auf den Waldflächen finden. Um an den Kennzeichen den Weg wieder aufzunehmen, müßte man denselben und zwar immer den nämlichen, in den verschiedenen Jahreszeiten und bei dem verschiedensten Wasserstande gemacht haben, was mit diesen Leuten gewiß nicht der Fall ist.

Der letzte Theil des Weges auf dem Banjer-Strome entwickelte wieder eine Fülle von Reizen. Hier sieht man die Bevölkerung auf Kähnen wohnen, es sind die Flußfischer, welche längs beider Ufer sich angesiedelt haben; wo irgend eine kleine Eintiefung festen Boden, ein paar Fuß über dem höchsten Wasserstand erhoben, zeigt, da sieht man auch gewiß die Cocospalme und die

durch die Cultur veredelten Bananen stehen und man kann versichert sein, daß dort eine Ansiedelung vorhanden ist, wenn auch nur von einer einzigen Familie. Auf einem mäßig großen Floß von mehrfach über einander gelegten, oft 40 und mehr Fuß langen Bambusrohren ist eine Hütte erbaut, geräumig genug, um



Eine kleine Parthie der Stadt Banjermassing auf Borneo.

eine ziemlich zahlreiche Familie aufzunehmen; mehrere Gemächer sind sogar vorhanden, theils zur Bequemlichkeit der Einwohner, theils zur Aufbewahrung der Geräthschaften oder Vorräthe von Speisen und Trank dienend. Das Floß ist jederzeit ausgedehnt genug, um Raum zu einer Gallerie rund um das Haus zu gewähren.

Hier wohnen die Leute, hier erheben sie sich mit der Fluth, hier senken sie sich mit der Ebbe, hier steigen sie zur Regenzeit bis an den Gipfel der Erhöhung, die hinter ihnen liegt, indessen sie wieder bei der trockenen Jahreszeit dem Büffel und dem wilden Schwein in den Sümpfen nachstellen. Mit kleinen Booten fahren die Männer bei Fackelschein auf dem Strom einher und stechen mit breitem dreizackigem Speer die großen Fische, welche neugierig den Kopf aus dem Wasser stecken und das Feuer anglotzen, und die Beute der Nacht wird jeden Morgen nach Banjermassing gebracht und eine Kleinigkeit dafür gelöst, mit welcher die dringendsten Bedürfnisse bestritten werden, und dann kehrt der Mann nach seiner Ansiedelung zurück und verbringt den Tag und die erste Hälfte der Nacht in Ruhe, worauf er in der zweiten Hälfte der Nacht wieder sein Geschäft beginnt, um mit anbrechendem Morgen in Banjermassing zu sein.

Das ist ein wunderlicher Ort, dieses Banjermassing, nicht an, sondern in dem Flusse gleichen Namens gelegen, also wie begreiflich durchweg auf Pfählen gebaut. Dies kann man freilich von Venedig und Amsterdam auch sagen, allein die Bauten haben doch bei Allem eine kleine Verschiedenheit. Wo man des sumpfigen Bodens wegen genöthigt ist, Pfeiler oder vielmehr Pfähle in den Boden zu treiben, da pflegt man dieselben ganz nahe unter dem höchsten Wasserstande abzuschneiden, dann schöne große Quadersteine darauf zu legen wie in Venedig, oder einen hölzernen Rost wie in Holland, und dann nach Landessitte auf diesem künstlich geschaffenen Fundament weiter zu bauen.

Wozu wäre auf Borneo eine solche Künstlichkeit erforderlich. Die Pfähle stehen im Flusse oder dicht an dem Flusse, von welchem die Stadt ihren Namen hat; sie sind so weit in den Boden gesenkt, als es der oder die Erbauer gerade für nöthig erachten. Ueber dem Wasser aber erheben sie sich so hoch, daß, wenn die Fluth des Oceans hereindringt und den Fluß staut, die Gewässer desselben gerade bis an die Balken reichen; hier werden sie abgeschnitten, hier werden sie durch liegende Balken oder Bambusstangen mit einander verbunden und hier wird dann die Plateform zusammengesetzt, auf welcher das Haus stehen soll.

Die Anlagen sind sämmtlich, wie wir schon aus der Zeichnung sehen, nahe am Ufer, häufig steht nur ein Haus, häufig stehen drei, vier und mehr hinter einander auf der nämlichen Plateform, nicht überall zwar, doch meistentheils hängen diese Plateformen unter einander so zusammen, daß sie gewissermaßen die Straße bilden, daß man von Haus zu Haus längs des ganzen Ufers gehen kann. An Markttagen bilden diese nach dem Fluß gekehrten Räume sogar den eigentlichen Marktplatz. Die Dächer springen in sehr unregelmäßigen Neigungen weit vor und überschatten den Platz, welcher genügend groß ist, um der Familie während des Tages zum Aufenthalt zu dienen, was durchaus nicht im Geringsten hindert, daß die geschäftigen Leute über eben diesen Platz hinwegwandern und wohl gar durch die Gruppen der Beschäftigten, was gar nicht vermerkt wird, denn in der nächsten Viertelstunde macht es der jetzt von seinem Nachbarn Belästigte mit seinem Nachbarn ebenso. Nur während der Nacht zieht man sich in die Häuser selbst zurück.

Land ist hier eigentlich nicht. Die Flüsse haben von den Gebirgen Erde heruntergeschwemmt und ein riesiges Delta gebildet, und die Fluth, welche dasselbe zweimal täglich überstaut, läßt dieses Delta nicht trocken werden. Wir müssen unter diesem Namen durchaus nicht etwa das Stückchen Land verstehen, was zwischen zweien Armen eines Flusses liegt, die sich in das Meer ergießen, wie es mit dem Delta des Nils und dem Delta des Rheins und des Mississippi der Fall ist. Dort hat auch der Name selbst eine gewisse Beziehung mit dem griechischen Buchstaben, welchem er entlehnt ist. Das Delta des Nils, das der Weichsel (in seiner Form eben so classisch wie das des Nil) ist nicht zu verglei-

chen mit demjenigen, was wir hier unter dem Namen Delta verstehen wollen und müssen. Es ist die ganze Masse des herabgeschwemmten Landes, welches sich von der Meeresküste bis zu dem Fuß der Berge erstreckt, und auf der ungeheuren Ausdehnung, welche dieses Sumpfland einnimmt, sehen wir überall den Charakter dieses überreichen Bodens durchdrungen von überreicher Nässe, hervorleuchten in einer wunderbar wuchernden Vegetation, die aber dem regelmäßigen Anbau durchaus ungünstig ist, weil sie dem Boden Sonne und Luft nimmt, und die zu vertilgen auch keinen Zweck haben würde, weil sie auf einem gährenden Sumpfe steht.

Darum hat Banjermassing lauter Wasserstraßen wie Venedig und darum, so viel Leute dort auch wohnen, setzt doch Niemand seinen Fuß auf trockenen Boden, weil er nicht existirt.

Während der Markttage sieht man den Fluß von unzähligen größeren und kleineren Booten belebt, dieselben werden nur von einem Menschen oder von zweien, selten aber von mehreren geführt, und zwar sind diese Führer immer Mädchen. Die kleinen Boote bringen Lebensmittel zu Markt, größere sind bestimmt für die Aufkäufer, sie haben dann meistentheils eine Bedachung und ihr Bau erinnert an die venetianischen Gondeln. Das sind die ambulanten Läden der Chinesen. Die Bevölkerung ist in steter Bewegung und es giebt ein höchst belebtes Bild, dessen Anmuth noch erhöht wird durch manches besser gebaute Boot, auf welchem wohlhabende Chinesen oder Europäer Besuche oder kleine Spazierfahrten machen, immer mit weiblichen Ruderern, wovon ich auf der folgenden Seite ein paar interessante Typen gebe.

Die Mädchen sind mehrentheils dajakischer Abkunft, d. h. es sind Biadjus, sie sind also sehr kräftig, was sie zu ihrem Geschäfte höchst geeignet macht, Männer würden sich desselben schämen, sie würden, wenn man es ihnen zumuthete, sich für entehrt halten. Die Mädchen aber sind meistentheils hübsch, vor allen Dingen jung, was schon ein wesentlicher Punkt genannt werden muß. Feuriges Blut rollt in ihren Adern, und wenn schon Emilia Galotti, die Tochter eines vornehmen Mannes, die fromme Braut eines Grafen zu ihrem Vater sagen durfte „meine Sinne sind auch Sinne", so wird es Niemanden verwundern, wenn man ihm die Versicherung giebt, das Nämliche gelte für die Mädchen der Biadjus.

Nun kommt dazu, daß in vielen Fällen ein solches hübsches Mädchen einen jungen Matrosen oder einen schlanken Offizier, oder einen lüsternen Chinesen durch den Fluß und durch ein Stückchen Urwald führt. Nichts ist begreiflicher, als daß in solchem Falle die Natur sich Rechte verschafft und so kommt es denn, daß man diese Bootführerinnen in der Regel so sieht, wie meine Zeichnung sie giebt, nämlich mit einem Kindlein auf dem Nacken.

Diese Mädchen haben gleich den früher beschriebenen Priesterinnen und Prophetinnen der Biadjus ein doppeltes Gewerbe. Das eine ist beiden gemein-

schaftlich, sie sind da, um Freude zu verbreiten, das andere hat jede für sich, die am Flusse wohnenden dienen den Menschen, die im Inlande wohnenden dienen den Göttern, beides ist einträglich, darum pflegen diese Mädchen auch für gute Partieen gehalten zu werden. Die Schifferinnen verheirathen sich meistens in den größeren Niederlassungen mit Chinesen und werden angesehene und



Bootführerinnen in Banjermassing.

wohlhabende Frauen, ihr gesundes Blut verbessert die schlechte, schwammige chinesische Race. Die Tänzerinnen und Priesterinnen bei den oben wohnenden Dajaks sind gleichfalls gesuchte Partieen, sie verheirathen sich mit Häuptlingen oder reichen Grundbesitzern, so weit es deren unter der Herrschaft malayischer Fürsten giebt, und an ihnen haftet nicht der geringste Makel, denn bei diesen noch nicht durch die Cultur beglückten Menschen ist es keine Schande, den Trieben zu folgen, welche die Natur uns eingepflanzt hat.

Auch große Flöße von Rohr zusammengebunden sieht man auf dem Strome treiben, sie sind gleichfalls mit Verkaufsgegenständen beladen, meistentheils mit solchen, die durch den Sonnenschein nicht leiden, wie z. B. Reis oder Kaffee, oder man hat auch ganze Häuser auf solchen Flößen, die dann gewöhnlich wieder Chinesen angehören, es sind Verkaufslokale, welche sich aus einem Stadttheil in den andern begeben. Wenn sie hier die Bedürfnisse der nächst wohnenden Leute

befriedigt haben, so lassen sie ihr Floß zehn Häuser weiter treiben und legen dort an irgend einer Plateform an, und so ist die ganze Stadt ein großer schwimmender Markt. Ein Jeder hat wie die Schnecke das Haus bei sich, man könnte sagen, die Leute seien Fluß- und Meeresschnecken, nur sind sie viel thätiger als diese, und tummeln sich wo möglich noch rascher als die Fische, deren Element sie theilen. Hier giebt es keinen Wagen und kein Pferd, hier ist der Mensch die einzige Fortschaffungs- und Bewegungsmaschine und wie das Pferd den Wagen, so bewegt er den Kahn und sich mit ihm.

Die Häuser der europäischen Beamten haben ein etwas besseres Ansehen, doch sind sie zum allergrößten Theile auch von Holz, nur hat man sie auf ein etwas besseres Fundament, auf eine etwas mehr erhöhte Unterlage gebracht. Dasselbe findet auch statt mit den Gebäuden des Forts, allein die Befestigung selbst ist weder von Stein noch von Erde, sondern, so wie die Eingeborenen gewohnt sind dieselben zu machen, von Pallisaden, zu denen man die Stämme der Nibong-Palme oder die des Eisenholzes nimmt. Die holländischen Häuser sind alle mit Ziegeln gedeckt, was jedenfalls so unzweckmäßig ist, wie die Holländer es gewöhnlich zu machen pflegen, die sich nicht nach dem Land und dem Klima richten, sondern verlangen, daß Klima und Boden ihren Gewohnheiten nachgebe.

Vierfüßige Thiere werden nur sehr wenig gehalten, Schweine und Ziegen dürften wohl das Einzige sein, dagegen wimmelt der Fluß von Enten und Gänsen, mit denen ein ausgebreiteter Handel betrieben wird; sie bilden auch die hauptsächlichste Fleischnahrung der Eingeborenen, welche im Uebrigen die Mäßigkeit aller orientalischen Völker haben.

Hundertfünfundzwanzigstes Kapitel.

Ankunft auf dem „Van der Kapellen". Unterbringung meiner wissenschaftlichen Sammlungen. Resultate meiner Reise. Die Zukunft von Borneo und was man von Broke zu hoffen hat. Der Reisbau der Dajaks und der Chinesen. Anbau des Zuckerrohres.

Nachdem ich meine wackern Begleiter abgedankt und abgelohnt hatte, war es doch an der Zeit, sich nach dem „van der Kapellen" umzusehen, welcher zu meiner nicht geringen Freude erst am vorigen Tage bei dem niederländischen Residenten signalisirt worden war. Ich eilte in einem der vielen Boote, von zwei freundlichen Nymphen geleitet, mit der Gesammtmasse meiner wissenschaftlichen Schätze beladen, den Strom hinab, brauchte aber beinahe den ganzen Tag, um diese Fahrt zu machen. Der inselreiche Fluß gestattete kein so schnelles Fortkommen, als ich gehofft. Von meinem würdigen Kapitain wurde ich mit der

herzlichen Freundlichkeit empfangen, welche er mir gegenüber immer gezeigt hatte, der Supercargo aber empfing mich gar nicht, denn er war nach Banjermassing gefahren und wir waren einander aus dem Wege gegangen, indem die Inseln, welche den Fluß vielfältig theilen, die Reisenden vor einander verbergen. Mir lag nichts an seinem Willkommen, im Gegentheil war es mir lieb, daß er nicht sah, in welcher Weise ich den Raum seines Schiffes mit unnützen Dingen, mit großen Packeten Löschpapier mit dazwischen gelegten Blüthen und Blättern, mit übel aussehenden Vogelbälgen, mit Fässern Spiritus und darin befindlichen Schlangen und Eidechsen, mit Schachteln mit gespießten Schmetterlingen und Käfern — anfüllte. Er wäre überzeugt gewesen, daß ich bald den Raum für den nöthigen Proviant beschränken würde.

Ich hatte vorläufig genug an meiner Landreise, richtete mich auf dem Schiffe wieder recht häuslich ein und ordnete meine Sammlungen und meine Notizen.

Im Allgemeinen kann ich von Borneo sagen, daß die Gebirge sich von einem noch unbekannten Centrum in drei Linien oder Ketten über die Insel verbreiten und in ihren Ausläufern schöne Vorgebirge bilden, und daß zwischen diesen Vorgebirgen sich mächtige tiefe Gründe ausbreiten, welche das eigentliche segensreiche und fruchtbare Land geben und daß auf diesen zwar Hügel vorkommen, die aber nicht im Zusammenhange mit dem Centralgebirge oder dessen Ausläufern zu stehen scheinen.

Die Berge sind reich an vielen verschiedenen werthvollen Mineralien und die Wälder reich an den herrlichsten, nützlichsten Bäumen, das Meer liefert Schildkröten, Holoturien oder Trepang, verschiedene Arten eßbarer Muscheln, schöne Perlen. Die westliche Küste scheint die reichere zu sein und auch diejenige, welche der Cultur am ehesten zugänglich wäre, leider aber sind gerade diese Gegenden vorzugsweise von Malayen bevölkert, welche den Ackerbau nicht unterstützen, sondern unterdrücken, man könnte vielleicht noch besser sagen vernichten, indem sie ihm die Kräfte entziehen, durch die er allein bestehen kann. Nur von dem Rajah Broke hoffe ich noch Gutes, er hat die Insel Labuan, welche im chinesischen Meere seinen Besitzungen auf Borneo ziemlich gerade gegenüber liegt, an sich genommen, seinem Reiche annectirt und sie bereits auch colonisirt. Er hat diese Colonie benutzt, um mit Hilfe derselben die Seeräuberei möglichst zu unterdrücken; auch ist durch den Besitz dieser Insel das Sclavenhalten der Malayen ziemlich unsicher geworden, denn sobald dieselben sich zu sehr bedrückt fühlen, entfliehen sie zum Rajah Broke, der sie nach der Insel schickt, dadurch die Kräfte seiner Colonie vermehrt und sie stets besser in Stand setzt, den Einfällen der Seeräuber Widerstand zu leisten.

Schon hat der Rajah sich so gefürchtet gemacht, daß ein Angriff auf seine Besitzungen und die unter seinem Schutze stehenden Leute gar nicht mehr vorkommt, daher sieht man auch in seinem mächtigen Fürstenthume überall das Zuckerrohr und den Reis sowohl als den türkischen Waizen in Menge bauen.

Freilich hat Sarawak nach den Resultaten einzelner Schätzungen, die mir mitgetheilt worden, noch nicht halb so viel Einwohner wie die eine Stadt Berlin, aber der Boden hat Raum für viele Millionen, und wenn der Rajah in dem bisherigen System fortfährt, das Land durch Chinesen zu colonisiren, so wird er selbst wohl noch reichlich lohnende Früchte seiner Arbeit erleben.

Die chinesische Race ist zwar keine besonders schöne, allein sie kann aus den bereits oben angeführten Gründen glücklicherweise nicht in all ihrer Reinheit fortgepflanzt werden und die Dajaks, mit denen sie sich stets verbinden, da die Malayen viel zu stolz sind, um eine Vermischung zu dulden — bringen gutes Blut dazu.

Es ist sonderbar genug, daß die eigentlichen Eingeborenen so wenig geneigt sind, etwas für den Ackerbau zu thun! wenn es noch die Malayen wären, die am Meere wohnen und Handel und Seeräuberei mit einander verbinden, so könnte man ihre Abneigung begreifen; die Dajaks aber sind durchaus andere Leute, sie treiben das Kriegshandwerk nicht des Raubes, sondern nur des Ruhmes wegen; vom Ruhm aber kann man nicht satt werden, sie müssen mithin für ihren Lebensunterhalt durch Ackerbau und Viehzucht sorgen, sie thun es auch, aber nur genau in dem Grade, wie es zu ihrer Existenz erforderlich ist.

Die Chinesen sind klüger, sie wissen, daß der Handel dasjenige ist, wodurch die erzielten Produkte erst Werth bekommen, und sie bauen so viel, als ihre Kräfte irgend gestatten. In früheren Zeiten brachte man zahlreiche Schiffsladungen voll Reis nach Borneo, er wurde zum großen Theile auf Java, der sehr viel kleineren Insel, gebaut, um die Malayen auf Borneo zu nähren, jetzt hat sich die Sache so sehr gewendet, daß der von den Chinesen gebaute Reis nicht allein vollständig für den Bedarf der Insel ausreicht, sondern daß auch noch Europa seinen Theil davon bekommt.

In früheren Zeiten befolgten die Chinesen ganz und gar die Methode, welche sie aus ihrem höchst übervölkerten Vaterland her kannten. Die Anzahl der arbeitenden Menschen ist dort so groß, wie die der arbeitenden Thiere klein. Es wurde alles mit der Hand bestellt, Hacke und Spaten waren die Hauptackerwerkzeuge und bei der Wildheit der wuchernden Vegetation war noch das Unkraut auszuraufen, was man dann trocknen ließ, verbrannte und mit dessen Asche man den trägen Boden befeuerte, jetzt hat die Viehzucht solche Fortschritte gemacht, daß man pflügt und eggt und walzt, und der Rajah Broke hat viel dafür gethan, die engländischen Ackerwerkzeuge so weit als möglich zur Geltung zu bringen, bekanntlich lassen sie sich nur auf einem ganz reinen Boden anwenden, man hat es indessen an vielen Punkten doch bereits so weit gebracht, daß Wurzeln und Stammenden nicht mehr hinderlich sind. Chinesen ziehen wenigstens das Hundertfache von ihrer Aussaat.

Ein landwirthschaftliches Paradoxon ist, daß die Gartencultur des Reis, welche die Dajaks befolgen, kaum einen halb so großen Ertrag liefert, als der

Ackerbau der Chinesen, und doch verfahren die Dajaks sehr vernünftig, zugleich liefert ihr Reisbau von Jahr zu Jahr mehr cultivirtes Terrain, indem sie selten auf die nämliche Stelle zurückkehren, sondern immer neues, jungfräuliches Land dazu wählen.

Die Strecke, welche ein Reisgarten werden soll, reinigt man durch die Axt von dem darauf stehenden Gesträuch. Man thut dieses in der trockenen Jahreszeit, läßt die abgehauenen Sträucher so lange als möglich der Sonne ausgesetzt, damit sie sich desto besser und schneller verzehren, wenn man sie anzündet. Dies geschieht kurz bevor die nasse Jahreszeit eintritt, deren Herannahen man abwarten muß, da sie für den Wachsthum des Reises von höchster Wichtigkeit ist.

Wenn das Feuer verraucht, die Asche vertheilt, der Boden abgekühlt ist, so gehen die Frauen mit einem zugespitzten Stecken an's Säen. Eine drückt den zugespitzten Stock in die Erde, um ein Loch zu machen, ihr folgt unmittelbar eine andere, welche zwei Reiskörner in die Oeffnung wirft und sie mit einem Druck des Fußes schließt. Man macht die Entfernungen genügend groß, und der bald aufschießende Reis hat Platz, um sich zu bestauden, auszubreiten. Viel Unkraut schießt nicht auf, es ist schon im Saamen durch das Feuer vertilgt worden, was jedoch sich zeigt, wird sorgfältig mit der Hand beseitigt. Nach sechs Monaten tritt die Ernte ein, die Aehren werden abgebrochen, an der Sonne getrocknet und erst enthülst wie man denselben braucht, jeden Abend die Portion für den nächsten Tag.

Diese Methode, den Reis zu bauen, würde man bei uns gewiß für die vortheilhaftere und bei weitem ergiebigere halten, wenn sich's darum handelt, ein Vielfaches der Aussaat zu erzielen, dennoch trägt diese Methode nicht mehr als das Fünfzigfache, in besonders günstigen Fällen allerhöchstens das Sechzigfache der Aussaat ein.

Sonderbar genug kam mir vor, daß die Dajaks, deren einziges Tauschmittel der Reis ist, doch nicht mehr davon bauen als sie wirklich zur äußersten Nothdurft brauchen, und doch müssen sie ihr Salz, ihr Eisen, ihren Messingdrath (zu Schmuck, zu Armringen) mit Reis bezahlen, in Folge dessen sie vor der Reisernte eines jeden Jahres wirklich in Mangel kommen, wenn nun aber die heftigen, die nachhaltigen Regen des Guten zu viel thun oder wenn — was auch vorkommt, zu wenig Regen kommt, so mißräth der Reis und die Folge davon ist nicht Mangel, sondern Hungersnoth, welche häufig genug schreckliche Verheerungen anrichtet. In den Städten, an den Meeresküsten wäre wohl Reis zu haben, aber wie wäre es ihnen möglich, dahin zu gelangen, und wenn sie auch dieses könnten, wo hätten sie ein Tauschmittel, um Reis dafür zu bekommen.

Häufig ist auch ein anderer Grund der Hungersnoth vorhanden, ihre Häuptlinge sind mitunter grausam genug, den ganzen Stamm seiner Ernte zu berauben, um dafür irgend etwas aus den holländischen Niederlassungen zu holen; dann sind die Unglücklichen darauf angewiesen, sich Wurzeln zu suchen oder von

Nüssen und sonstigen Baumfrüchten zu leben, und sie kommen oft genug in die grausame Alternative, schädliches Gewürm, Eidechsen und andere Reptilien zu essen, wenn sie nicht verhungern wollen.

Der Rajah Broke hofft alle diese Schrecken zu bannen, wenn nur ein einziger seiner Nachfolger, seiner Erben auf der von ihm beschrittenen Bahn weiter geht, und da er erwachsene Söhne hat, verständig genug, um die Gediegenheit seiner Grundsätze einzusehen, so läßt sich hoffen, daß sein Wunsch erfüllt werde.

Zuckerrohr von ganz vortrefflicher Qualität — es ist die von Otahiti eingeführte Species, wird hier von den Chinesen allein gebaut, die übrigen Eingeborenen geben sich mit der Cultur desselben durchaus nicht ab, obschon sie seine Süßigkeit lieben, und wo sie es wild finden, es wohl zu benutzen wissen. Diese Pflanze würde sich in den niederen Gegenden von Borneo überall anbauen lassen, vorläufig aber ist das Vorkommen noch sehr beschränkt und noch bei weitem geringer ist die Ausbeute, welche die Chinesen davon ziehen. Ihre Art den Saft zu gewinnen gleicht der sonstmals auf den Antillen angewendeten. Zwei aufrecht stehende hölzerne Walzen werden gegen einander gedreht, der ausgepreßte Saft wird aufgefangen und so schnell als möglich verkocht, was noch das einzig Vernünftige bei der Sache ist, denn daß sie hölzerne Walzen und daß sie nur zwei anwenden und unter viel zu geringem Druck, weil sie immer nur mit Menschenhänden arbeiten, weder Wasserkraft noch auch thierische Kräfte anwenden — das Alles muß thöricht genug genannt werden.

Der gewonnene Zucker, jetzt vielleicht 3000 chinesische Centner, ist sehr gut und jedenfalls beträchtlich besser als der Zucker von Java. Da die Transportmittel nicht fehlen, da die Flüsse bis weit in das Innere des Landes fahrbar sind, auch in der trockensten Zeit, da ferner es an Holz für das nächste Jahrtausend wohl schwerlich fehlen wird, so hat der Zuckerbau auf Borneo eine glänzende Zukunft vor sich.

In den Wäldern findet man zahllos eine Art Palme, welche der Botaniker Arenga saccharifera nennt und welche zur Gewinnung des Zuckers benutzt wird. Die Eingeborenen nennen diese Palme Sagur, man muß sie jedoch nicht mit der Sagopalme verwechseln, wozu der Name Veranlassung geben könnte. Die Eingeborenen fangen den Saft, den der Blüthenstengel vor der Entwickelung der Blume giebt, in Gefäßen von Bambusrohr auf und bringen ihn sogleich zum Verkochen; läßt man denselben 24 Stunden lang stehen, so wird er berauschend, aber auch sauer. Frisch eingekocht giebt er einen braunen, sehr süßen und sehr wohlschmeckenden Zucker. Einzelne Gegenden von Borneo, z. B. Taijang und Siempang sind wegen dieses Zuckers berühmt.

Hundertsechsundzwanzigstes Kapitel.

Cultur der Cocospalme und deren Werth für die Eingeborenen. Die Kaffeestaude und der Sagobaum, andere Culturpflanzen, der türkische Waizen, die Batate — Gartenfrüchte. Palmenkohl. Noch einige Absonderlichkeiten der dortigen Flora.

An den Küsten, welche mit wenigen Ausnahmen sumpfig sind, findet man die Cocospalme sowohl wild als auch cultivirt. Einen Unterschied in der Frucht kann man nur in sofern wahrnehmen, als die cultivirte Cocospalme größere Nüsse liefert, doch ist die Pflanze ganz und gar auf die Meeresküsten und diejenigen Flußküsten beschränkt, zu denen das Meerwasser durch die Fluth bringt. Es scheint demnach die Salzigkeit des Bodens, das Durchdringen des Salzwassers eine der Bedingungen des glücklichen Fortkommens dieser Pflanze zu sein.

Der Baum ist unbedingt eine Wohlthat für die Eingeborenen, aber was man alles davon fabelt, es steckt überall eine unglaubliche Uebertreibung dahinter. Ich habe schon an anderen Orten angeführt, daß unsere Bauern mit ganz gleichem Rechte für die Birke schwärmen würden, wie die poetischen Reisebeschreiber seit Jahrhunderten für die Palme. Das Holz der Birke dient zum Brennen sowohl als um Möbel daraus zu verfertigen, aus dünneren, aus jungen Stämmen macht man Tonnenreifen, aus der harten sehr ölreichen Rinde destillirt man einen vortrefflichen Theer, aus der weichen weißen Rinde, welche schon Diogenes als Schreibmaterial zu einem Briefe an Aristip benutzte, macht man Dosen, Schachteln, Körbe, der russische Bauer macht sogar seine Schuhe daraus. Der Stellmacher kann ohne das Holz dieses Baumes gar nicht fertig werden, Wagen und Pflug des Landmannes sind daraus gefertigt, der junge Knecht benutzt einen schlanken, schmiegsamen Ast als Peitschenstiel, der Greis bedient sich eines stärkeren Endes desselben Zweiges als Stock, das frische Laub wird zum Gelbfärben gebraucht, das alte trockene Laub benutzt man als Füllungsmittel der auf dem Lande gebräuchlichen Matratzen, die man sonst auch kurzweg Strohsack nennt. Die jungen Blattknospen benutzt der Krämer, der sogenannte Materialist, selbst wenn er das nicht, wenn er ein strenggläubiger orthodoxer Christ sein sollte, um mittelst derselben den Inhalt seiner Theekisten zu vermehren und so erfolgreich der Geldverschwendung, der unsinnigen Uebermachung riesiger Summen nach China in den Weg zu treten. Dem alten Schmaucher bietet die maserige Wurzel dieses Baumes ein treffliches Material zu seinem Pfeifenkopf, dem durstigen Wanderer bietet der Birkensaft eine Erquickung und dem schlemmenden und prassenden Dorfschulmeister gewährt derselbe einen leichten Champagner, indessen die dünnsten Zweige dieses wohlthätigen Baumes, mehrfach in seiner Hand vereinigt, ihm das beschwerliche Geschäft erleichtern, größere Massen zu regieren, gleichzeitig aber seine Frau in Stand setzen, die von den lieben Bauernkindern etwas verunreinigte Schulstube wieder in wohnlichen Stand zu setzen.

Ich glaube nicht, daß man von irgend einer Palme noch mehr Wohlthaten aufzählen kann, ich glaube aber auch, daß viele unserer Bäume mit der Palme erfolgreich concurriren könnten. Wer wüßte nicht, daß unsere schöne deutsche Eiche die prächtigsten Wellbäume hergiebt, um Mühlen aller Art in Bewegung zu setzen; wer wüßte nicht, daß unser köstlichstes Getränk, der Wein, überdies auch das Bier in Fässern von Eichenholz bewahrt wird; wer wüßte nicht, daß der ganze Schiffbau in der Eiche seine Hauptstütze findet. Das Holz ist uns also unentbehrlich, wir mögen Häuser bauen, um sie in eine Flüssigkeit zu setzen oder Häuser, um eine Flüssigkeit in sie hinein zu bringen. Die Rinde wird gebraucht, um Felle damit zu gerben, die Früchte werden benutzt, um das abscheuliche langsame Gift, welches uns der Handel aus Java oder aus Jamaika bringt — um den Kaffee, zu verbannen, eine Kunst, in welcher unsere Gastwirthe und unsere Cafétiers excelliren, und endlich die Galläpfel, was würde aus dem Buchhandel, wenn es keine Galläpfel gäbe, wenn man noch mit Atramentum auf Pergament malte, wenn man noch wie zur Zeit der ältesten Römer und Griechen auf hölzerne, mit Wachs überzogene Tafeln kritzelte! würde der Leipziger Meßcatalog wohl 6000 Nummern zählen? Geht mir weg mit euren so überaus nützlichen Palmenbäumen. Der Nutzen, den die Galläpfel bringen, überwiegt allein alles das, was man mit Recht oder Unrecht von den Palmen sagen kann, und das fade Wasser, welches diejenigen, die nie einen Tropfen davon getrunken haben, „die köstliche, die liebliche, die süße, die erquickende Cocosmilch" nennen, ist auch der Rede nicht werth. Und das Fleisch der Frucht würde bei uns wohl schwerlich irgend Jemand selbst in ganz jungem und frischem Zustande essen wollen. Aber allerdings auf den Inseln des Stillen Meeres oder an den Küsten des Atlantischen Oceans, wo der Eingeborene noch weit genug in der Cultur zurücksteht um weder Acker- noch Gartenbau zu treiben, da ist die Cocosnuß auch als Speise etwas werth, uns aber in Europa liefert sie wenigstens ein zur Seifenbereitung sehr brauchbares Oel. Auf Borneo bedient man sich dessen auch zur Bereitung verschiedener Speisen, besonders wenn es alt geworden und von angenehm ranzigem Geschmack ist.

Die Cultur der Kaffeestaude ist in den höheren Gegenden von Borneo ungefähr seit dem Jahre 1820 eingeführt und hat allgemach mehr und mehr Bedeutung gewonnen. Der Kaffeebau hatte dort übrigens seine eigenen Schicksale. Die Holländer, welche glaubten allein das Recht zu haben, diese schöne große Insel zu colonisiren, traten mit den Chinesen in einen sehr feindlichen Conflict, welcher zur Folge hatte, daß da, wo die Holländer Sieger blieben, diese die Kaffeepflanzungen der Chinesen zerstörten, da aber, wo die Chinesen die Oberhand behielten, diese wieder die Kaffeepflanzungen der Holländer verbrannten. Im Laufe der verwichenen vierzig Jahre hat sich nach und nach eine Art Compromiß gestaltet, man läßt einander gegenseitig in Ruhe und sucht an einander zu profitiren, die Holländer dadurch, daß sie Steuern auflegen, die Chinesen

dadurch, daß sie betrügen wo sie können. Es geht alles seinen natürlichen Weg und alles was gemacht werden kann, wird gemacht.

Der Sagobaum kommt auf Borneo außerordentlich häufig vor, ja es giebt Gegenden, wie z. B. die von Meliuw, wo ganze ausgedehnte Wälder von Sago vorkommen. Die Ost- und Südküste ist bei weitem reicher daran als die Nordküste, aber auch die Ländereien, welche dem Rajah Broke unterworfen sind oder an seine Besitzungen grenzen, haben den Sago-Baum (Sagus farinifera) in solcher Menge, daß zur Erntezeit desselben man das frische Satzmehl zu wahrhaften Spottpreisen erhält, vier chinesische Centner kosten nach unserem Gelde einen halben Thaler. Die Bughis nähren ihre Sclaven fast ausschließlich damit, und es kommen dort so gut Klagen darüber vor, wie ehemals am Rhein, der Weser, der Weichsel die Dienstboten sich darüber beklagten, daß man sie beinahe nur mit Lachs fütterte. Jetzt bedarf es eines Gesetzes, dieses Gericht solle nicht öfter als zweimal wöchentlich gegeben werden, nicht mehr, man weiß einen besseren Gebrauch davon zu machen, und auf mancher Leute Tisch ist der Lachs noch nicht gekommen, so viele Jahre die Haushaltung auch besteht.

Aehnlich ist es mit dem Sago, sobald derselbe zu einem Handelsartikel geworden ist, nicht nur gilt er bei uns als etwas Feines und Werthvolles, sondern schon auf Borneo selbst unter den Malayen hat er einen anderen Werth und Preis.

Der türkische Waizen gehört zu den erst seit Kurzem eingebürgerten Pflanzen, er hat aber so überaus reißende Fortschritte gemacht, daß man denselben innerhalb der von Malayen und Dajaks bewohnten Districte allgemein verbreitet findet. Die Eingeborenen nennen denselben Jagon und sie vermischen sein Mehl mit dem Reis, oder sie mahlen beides gleichzeitig und bilden daraus Kuchen, welche eine fast allgemeine Nahrung der unteren Classen sind und auch zu sehr geringem Preise als verkäufliche Waare vorkommen. Der Mais erhält in dieser überaus fruchtreichen Gegend eine an das Fabelhafte grenzende Entwickelung. Die mittlere Höhe des saftreichen Stengels ist 20—25 Fuß, ich habe aber auch einzelne gesehen, welche, nicht zu Feldern vereinigt, sondern vielleicht zufällig isolirt gewachsen waren, 40 Fuß erreicht, in der Höhe, bis zu welcher man mit der Hand reichen kann, allerdings mit einem Messer durchgeschnitten werden konnten, obwohl sie da drei Zoll Durchmesser hatten, unten aber nahe der Erde dem Messer vollständigen Widerstand entgegensetzten und des Beiles bedurften, um gefällt zu werden. Die reifen Kolben mit ihren vielen Blatthülsen messen eine volle Elle und wenn man sie der Blätter entkleidet, so sind sie noch immer von der Länge und Stärke des Unterarmes eines Mannes. Die Zahl der Körner in solchen Kolben beträgt durchschnittlich 1500 und vier bis fünf Kolben werden reif an jeder einzelnen Pflanze.

Man findet hier auch die Batate cultivirt, eine Windengattung (Convolvulus batata), welche in beiden Indien heimisch ist und deren knollige, äußerlich rothe,

innerlich gelbe Wurzel von sehr angenehmem süßen Geschmack und sehr nahrhaft ist. Die Staude trägt außerordentlich reich und eignet sich deshalb sehr gut zur Culturpflanze, sie wird auch deshalb im südlichen Spanien angebaut und auch als Delicatesse von dort versendet. Da sie aber eine perenirende Pflanze ist, kann man sie nirgends anbauen, wo es einen Winter giebt, in Borneo aber hat sie einen solchen nicht zu überstehen und sie wird deshalb von den Chinesen sehr fleißig benutzt. Sie bereiten dieselben wie wir die Kastanien, da sie aber zu groß sind, werden sie vor dem Rösten zerschnitten. Meine Reisevorräthe bestanden zum großen Theil aus scharf getrockneten Schnitten dieser Wurzel, welche sich in diesem Zustande sehr gut und sehr lange aufbewahren läßt, dann aber gekocht ein Gericht liefert, welches die Kartoffel an Nahrhaftigkeit und Wohlgeschmack weit hinter sich zurückläßt.

An Gartenfrüchten gelten mehrere Melonen und Kürbißarten für die vorzüglichsten. Das, was wir unter dem Namen Gemüse verstehen, kennt man in all jenen Gegenden nicht, man lebt von mehlreichen Substanzen, wie Reis, Brodfrucht, Sago oder von Fleisch; wo hin und wieder Gemüse gebaut werden, geschieht dieses nur in europäischen Niederlassungen, weil Holländer und Engländer nun einmal nicht geneigt sind, ihre europäischen Gewohnheiten aufzugeben. Die Eingeborenen bedienen sich nicht einmal desjenigen wirklich feinen Gemüses, welches ihnen die Kohlpalme liefert, wovon wir hier eine Abbildung sehen; allerdings ist es ein kostbares Gericht, es ist der Kern, es ist der letzte, jüngste Trieb eines prächtigen Baumes, der damit, daß man ihm denselben raubt, auch sofort abstirbt, allein aus seiner Wurzel kommen alsbald wieder neue Triebe hervor, und will man dieser Palme sich zu gedachtem Behufe bedienen, so wartet man natürlich nicht, bis der Baum 20 oder 40 Jahre alt ist, sondern man wendet gleich die jungen, einjährigen Schößlinge an.


Die Kohlpalme.

Dieses zarte Gewebe von künstlich in einander gewickelten Palmenblättern, dessen Form man sich ungefähr so vorstellen kann wie einen Kolben des türkischen Waizens, aber von nahezu einer Klafter Länge und von der entsprechenden Dicke, besteht bis nach seinem innersten Herzen hin nur aus Blättern, aber von solch einer Zartheit, daß sie noch mürber sind als der feinste Sprossenkohl.

Der Name Kohlpalme ist übrigens ganz schlecht gewählt, man würde viel besser sagen Spargelpalme, nicht nur hat das zum Gebrauch bestimmte Stück im Aussehen bei weitem mehr Aehnlichkeit mit dem Spargel als mit dem Kohl, sondern der Geschmack hat nichts vom Kohl, dagegen zum Verwechseln viel gerade vom Spargel. Die Eingeborenen machen — wie bereits bemerkt — gar kein Aufhebens davon, sie bedienen sich dessen nicht als Speise, wie sie überhaupt gar nichts Grünes essen und die Europäer, die es thun, auslachen und sie in eine Reihe mit den Rindern und Ziegen stellen: Holländer und Engländer aber lassen den Palmenkohl ganz so zubereiten, wie sie nach ihrer Gewohnheit den Spargel zubereiten.

Ich habe in dem Vorhergehenden die Früchte im Allgemeinen besprochen und muß es einem Jeden überlassen, mit sich selbst darüber fertig zu werden, ob die Früchte, die ich genannt, besser oder schlechter sind als die in Europa gewöhnlichen. Aber von einigen derselben, welche das Extremste sind, welches die Pflanzenwelt bietet, muß ich doch noch einiges hinzufügen. Hieher gehört eine Pflanze, welche die Eingeborenen Ajer mawar djambu, d. h. Rosenwasser-djambu nennen. Die Früchte haben ein überaus kräftiges Rosenwasserarom. Eine andere, Sirie Kaja, riecht nach Orangenblüthen, das ist ganz schön, dagegen hätten wir wohl nichts einzuwenden. Rosen und Orangenblüthen erregen wohl nur in Italien Widerwillen, wir unsererseits sind sehr zufrieden, wenn wir diese Gerüche finden. Aber der Durian, auch eine Frucht, deren Kerne, in einer großen lederartigen Schale gelegen, von einem Crême umgeben sind, der auf das Entschiedenste nach Schweizerkäse, oder wenn man lieber will, nach demjenigen riecht, was unreinliche Menschen, die sich nicht täglich die Füße waschen, zwischen den Zehen hervorwischen.

Der Gedanke an diese Aehnlichkeit im Geruche machte mir die Frucht geradezu entsetzlich, obschon ich durchaus nicht leugnen kann, daß ich guten Schweizerkäse zu guter Semmel und frischer guter Butter recht gerne esse, aber bei Früchten will man doch nicht den Geruch thierischer Stoffe haben, und dennoch essen nicht sowohl die Eingeborenen, als gerade die hier wohnenden holländischen Damen diese Frucht besonders gern, und das Gebot des Hausherrn kann es höchstens dahin bringen, daß die Frucht nicht im Hause, sondern etwa im Garten oder im Hofe gegessen wird. Die Malayen sind ihr gleichfalls mit größter Zärtlichkeit zugethan; die Dajaks und die eigentlichen Urbewohner der Sunda-Inseln und des großen indischen Archipels lieben sie nicht.

Was die Malayen allen anderen vorziehen, sind die Früchte des Mangga-Kwni, welche auf das Impertinenteste nach Terpentin schmecken.

Noch eine Frucht, Katjang petei, wird von den Eingeborenen und von den fremden Frauen mit gleicher Todesverachtung gegessen, sie schmeckt fade und riecht wie ein schlechter Häring. Der Theil des menschlichen Körpers, welcher, falls er nicht reinlich gehalten wird, eine noch größere Aehnlichkeit mit dem Geruch dieser Frucht hat, läßt sich nicht bezeichnen; Chenopodium vulvaria riecht ebenso.

Man ist gewöhnlich der Meinung, daß der Genuß von Früchten innerhalb der heißen Gegenden gefährlich sei. Ich kann das nicht bestätigen, aber allerdings ist es nöthig, daß man sich in dieser so wie in jeder anderen Hinsicht mäßige, denn das Uebermaß schadet überall, und zwar im gemäßigten Europa eben so gut als in den heißen Gegenden Indiens, eine Thatsache, die wir wohl bestätigt finden werden, wenn wir an die alljährlich zur Obstzeit wiederkehrenden Ruhren denken. Wer von Obst, beinahe ausschließlich anderer Nahrungsmittel, lebt, kann sich nicht wundern, wenn er durch die zu viel genossene Apfelsäure krank wird und wer zur Traubenkur nach Meran geschickt, sich beschwert, daß er weder zu Mittag noch zu Abend ordentlich essen könne, sollte sich eigentlich nicht wundern, daß es so kommt, obwohl er doch nur zehn bis zwölf Trauben täglich ißt, und zwar keineswegs von den größten, sondern nur solche, welche nicht viel über ein Pfund wiegen.

Wenn ein unglücklicher Schiffspassagier, der durch fortwährenden Genuß von Gesalzenem, selbst beinahe zu Pökelfleisch geworden ist, nun an's Land tritt und nichts anderes als Obst ißt, um seinen Körper von der abscheulichen Salzlake zu reinigen, der wird freilich sehr bald üble Folgen empfinden, indessen der Mäßige ganz gesund bleibt.

Die Vegetation ist in allen diesen heißen Gegenden von einer solchen Macht, von einer solchen Erstaunen erregenden Thätigkeit, daß Europa durchaus nichts Aehnliches aufzuweisen hat. Was will eine Weinranke, welche in einem Sommer 20 Fuß lang wächst, was will ein Riesenmaisstengel, der in einem Sommer 14 Fuß hoch wird und drei Armslange Kolben trägt, was will das sagen im Vergleich mit dem Pisang, der aus einem Keim, welcher wie die Spitze eines Spargels die Erde verläßt, binnen sieben Monaten einen Grashalm bildet, genau gestaltet wie der des türkischen Waizens, aber 15 Fuß hoch und einen Fuß im Durchmesser, und eine Frucht tragend, eine Traube, deren einzelne Beeren so groß wie Schlangengurken sind, eine Traube, die in ihrer Gesammtmasse kaum von zwei Menschen getragen werden kann. Was will die europäische Vegetation bedeuten im Vergleich mit dem Papajo-Baum, welcher anfangs der Regenzeit in den Boden gesteckt, am Ende des darauf folgenden Sommers einen Baum von 20 Fuß Höhe mit einem Durchmesser von 7 bis 8 Zoll bildet.

Dieser mächtige Wuchs ist es, der auch auf die Bauten der Menschen so

zerstörend wirkt. Die Holländer haben so wie die Engländer in ihren Besitzungen sehr häufig Ruinen geschaffen, sie nennen das Züchtigen, ein Dorf, einen Volksstamm bestrafen, und zu diesem Behufe wird eine Abtheilung Soldaten nach dem zu züchtigenden Orte geschickt, sie schießen darunter, so lange ihre Patronen ausreichen, dann zünden sie die Häuser an. Wenn dieses auf den großen Inseln geschieht, wo man gar keine andere Bauart kennt als die von Holz, so kann man sich kaum wundern, daß nichts davon übrig bleibt, und ich will dies meinen Lesern auch durchaus nicht zumuthen. Wenn es aber in Indien geschieht, so bleiben nach dem Brande die Mauern stehen, die theils von gebrannten, theils ungebrannten Ziegeln, theils von gebrochenen Steinen gemacht sind.

Warum sieht man von diesen so verwüsteten Dörfern nach wenigen Jahren nichts mehr? Der tropische Regen erweicht die ihm schutzlos (ohne Dach) preisgegebenen Mauern und eine unglaubliche Menge verschiedener Pflanzen nimmt sofort Besitz von der Stätte, welche die Menschen verlassen haben. Nach fünf bis sechs Jahren ist Alles nivellirt, die quellenden Wurzeln zerbröckeln die Mauern, der ganze Raum ist mit undurchdringlichem Gesträuch bewachsen, und Bäume von 50 und mehr Fuß Höhe überragen und überschatten das Gesträuch.

Der außerordentlich schnelle Wachsthum bedingt gleichzeitig große Lockerheit des Holzes. Nur wenige Bäume, wie der Sandel, der Rosamala, der Teak, der Eisenbaum und die Casuarina haben festes Holz, aber diese wachsen auch sehr viel langsamer.

So wie Früchte mit sehr übelem Geruche vorkommen, so auch Blumen, wie z. B. die Stapelia oder Aasblume und die Rafflesia, welche auf 100 Schritt um ihren Standpunkt die Luft verpesten und die Schmeißfliegen herbeiziehen, welche ihre Brut in die Blumen legen, in der Meinung, derselben eine angemessene Nahrung angewiesen zu haben. Auch viele Holzarten riechen sehr übel, am schlimmsten dasjenige von dem Baume, den die Holländer in ihrer Urnatürlichkeit den Dreckbaum nennen. Die Holländer lieben bekanntlich derbe Späße und so machen sie sich nicht selten den Spaß, zwei Gäste, welche sie in ihrer Kutsche nach Hause schicken, mit einem Abschnitzel dieses Holzes zu erfreuen, was sie irgendwo im Wagen verbergen. Anfangs besehen die Leute ihre Stiefel, weil sie glauben, irgendwo eingetreten zu sein. Nachdem sie sich überzeugt haben, daß es nicht so ist, hält ein Jeder den Anderen für äußerst unanständig, Jeder hat den Anderen in einem schmählichen Verdacht.

Hundertsiebenundzwanzigstes Kapitel.

Der Kampferbaum und dessen Benutzung. Benzoëbäume. Die Calamiten oder Stockrohrpalmen. Das Bambusrohr. Eisenholz, Ebenholz. Der Butterbaum, der Gambirbaum.

Unter den nutzbaren Bäumen des Landes steht wohl der Kampferbaum oben an (laurus camphora), ein schöner Baum, welcher auch durch seine prächtigen, wie lakirt aussehenden Blätter und seine schönen Blüthen erfreut, für den Handel aber dadurch höchst wichtig wird, daß er die berühmte Drogue liefert, welche in seinem Holze vertheilt ist. Das verkleinerte Holz der jüngeren Theile des Baumes und die zerhackten Zweige werden mit Wasser in große Retorten gebracht, deren Helm, gleichfalls von Thon, mit Stroh angefüllt ist und der durch aufgelegte nasse Lappen möglichst kalt erhalten wird. An das Stroh legt sich nun der Kampfer in Form eines weißen lockeren Sublimats an und zum Theile kommt er gleich in dieser Form als roher Kampfer in den Handel, so wenigstens liefern ihn die Chinesen aus den kleinen ländlichen Besitzungen an die Kaufleute in den Städten ab. Diese lassen ihn, von dem Stroh abgebröckelt, nochmals sublimiren, aber meistentheils wird derselbe erst in Europa raffinirt, entweder indem man ihn in Weingeist auflöst und nach vorheriger Filtration durch Zusatz von Wasser niederschlägt, oder indem man ihn über Kalk in gläsernen Retorten sublimirt. Eine besondere Species dieses Baumes liefert höchst reinen Kampfer ohne alle Sublimation, indem er aus Oeffnungen, die man in die Rinde bohrt, in Gestalt eines klaren Oeles ausfließt, welches, an der Luft erhärtet, den reinsten und kostbarsten Kampfer giebt. Dieser Baum ist nur eine Varietät des andern gewöhnlichen Kampferbaumes und wird von demselben unter Beibehaltung seines vollen Namens nur dadurch unterschieden, daß man ihm das Wort Sumatrensis zusetzt, weil er auf Sumatra am häufigsten vorkommt.

Welche Gewinnste der Handel mit diesen Gegenständen bringt, sieht man sowohl an dem Sago, der fast gar keinen Preis hat, wie an dem Kampfer, welcher nicht viel mehr werth ist. Der chinesische Centner kostet an Ort und Stelle höchstens zwei Drittheile eines Thalers und dieser Centner oder Pikol hat 125 Pfund, sechs Pfund kosten demnach einen Groschen, ein dreißigstel Thaler. Sonderbar ist mir vorgekommen, daß man den Kampfer von China bezieht, da doch das viel näher gelegene Japan den Kampfer in bei weitem größerer Menge bietet.

Ein anderer sehr berühmter Baum ist der Styrax benzoïn. Aus Einschnitten, die man in seine Rinde macht, fließt ein sehr wohlriechendes Harz von bräunlicher Farbe, mit weißlichen Körnern durchsetzt, dessen man sich im ganzen Orient, sowohl in den indischen Pagoden als in den muselmännischen Moscheen und den chinesischen Tempeln statt des Weihrauchs bedient, um den Göttern durch den angenehmen Geruch Freude zu machen. Nach Europa kommt dieses

Harz hauptsächlich als kosmetisches Mittel, die Damen glauben nämlich durch Waschen mit Wasser, in welches eine geistige Auflösung von Benzoë geträufelt ist, ihren Teint zu verschönern. Die Meinungen über die Wirkung sind sehr getheilt, alle diejenigen, welche einen schlechten Teint haben, glauben, dieses Mittel helfe nichts, und diejenigen, welche im umgekehrten Falle sind, meinen, daß sie die Zartheit und Durchsichtigkeit ihrer Haut gerade diesem Mittel verdanken. Seit er aufgehört hat, eine Rarität zu sein, bedient man sich seiner sogar als Zusatz zum Siegellack, um diesem beim Gebrauch einen angenehmen Geruch zu geben.

In den heißen Wäldern finden sich die Rohrpalmen in ungeheurer Menge, die Rotang oder Kletterpalme oder Calamus, eine Form der Palme, von welcher man sagt, daß sie den Uebergang zu den Gräsern bilde. Die Stengel schlingen sich um andere Bäume, bilden gewaltige Festons, klettern von Baum zu Baum, hängen von den Kronen herab, sind theils glatt, theils mit Ecken versehen, aus denen die Blätter oder die jungen Zweige hervorkommen; sie alle aber werden, wie oben angeführt, als Handelswaare verwerthet. Die schönsten derselben kommen als Stöcke hieher, gewöhnlich anderthalb Schößlinge lang; ist der stärkere der beiden Schößlinge über drei Fuß hoch, und ist er unverletzt und von schöner Farbe, so hat er einen Preis von sechs Thalern und mehr; im vorigen Jahrhundert, wo gerade die Rohrstöcke Mode waren, und wo sie sehr lang getragen wurden, bezahlte man einen solchen von 4 Fuß Länge nicht selten mit 20 Thalern. Mit denjenigen aber, welche aus China kommen, hat man sich zu hüten; sie nehmen Stöcke mit kurzen Schößlingen, welche sonst gar keinen Werth haben, und hobeln sie ab, so daß man glaubt, man habe einen sehr langen Schößling vor sich; der fehlende Lack wird dann künstlich ersetzt. Aber darin liegt eben das Schlechte der Waare. So vortrefflich und berühmt der chinesische Lack ist, so kann er sich doch mit dem nicht vergleichen, welchen die Natur über diese Rotangpalmenstiele gezogen hat. Dieser spiegelblanke natürliche Lack ist bei weitem fester als Eisen und Stahl, und er wäre unverwüstlich, wenn er mit seiner Härte zugleich Zähigkeit verbände, was freilich nicht der Fall ist. Dieser Lack besteht aus reinem Kiesel, und das Messer, mit welchem man einen solchen Zweig schneidet, oder einen Rohrstock beputzen will, wird beim ersten Versuche stumpf, die Schneide legt sich um. Wenn man einen der Unächtheit verdächtigen Stock untersuchen will, so darf man nur mit einem Federmesser auf die falsche, auf die künstlich lackirte Stelle drücken, wird die Klinge nicht umgelegt, so besteht der Lack aus Harz. Wird sie umgelegt, so ist der Stock nicht künstlich lackirt.

Unsere Stockfabrikanten haben eine große Menge verschiedener Rohre, wirklicher Rohre; der größte Theil derselben gehört zu dem Geschlechte dieser Kletterpalme; alle die Namen, welche man denselben giebt, sind falsch, und der am schlechtesten gewählte, „Bambusrohr“, ist es in solchem Grade, daß es gar

keine Stöcke von Bambusrohr giebt. Diejenige Grasart, welche man Bambusrohr nennt, und welche 100 Fuß lang wird, hat in ihrem dickeren, ihrem unteren Theile, eine solche Widerstandsfähigkeit, daß man sich ihrer als Balken und Pfosten zum Bau der Häuser bedient. In Längen von 60 Fuß und darüber, die obersten 30 oder 40 Fuß abschneidend, kann man dieses Rohr sehr wohl als Mastbaum für die kleinen Schiffe benutzen; die Malayen und Chinesen bedienen sich derselben durchweg zu diesem Zwecke. Wollte man nun den Zopf eines solchen als Stock benutzen, so würde das Stück, auf welches man sich sollte stützen können, doch immer 2 Zoll im Durchmesser haben müssen; würde man aber einen Schößling nehmen, wie er zum Stocke geschickt ist, so würde man sich nicht darauf stützen können, und es würde ungefähr so sein, als wollte man unser gewöhnliches Schilfrohr zu diesem Behufe benutzen. Alle die sogenannten Rohrstöcke sind mit wenigen Ausnahmen Palmen.

Wie weit die Natur in die Industrie eingreift, kann man auch hier recht deutlich wahrnehmen. Der Verbrauch dieser Rotangpalmen ist so außerordentlich groß, daß es den Biadjus und Dajaks schon schwer wird, die nöthige Masse, welche der Handel fordert, zu beschaffen; es ist ungefähr ebenso, wie mit der Guttapercha und dem Gummielasticum, welche beide einen so riesigen Verbrauch haben, daß die Bäume, welche die erstere liefern, in Ostindien, und die Bäume, welche das elastische Harz liefern, in Amerika, rar zu werden anfangen.

Das Eisenholz, welches von den Eingeborenen Kaijou boulian benannt wird, kommt von einem bis jetzt noch nicht botanisch bestimmten Baume her. D'Urville meint, dieser Baum sei die Tectona grandis, der Teak-Baum. Dies ist unbegreiflich, denn das Eisenholz wächst am Meere, wo der Teak-Baum durchaus nicht fortkommt, indem er trockene Höhen fordert, auch ist sein Holz, wie schätzbar auch, keineswegs so hart, daß eine Axt daran splittern könnte. Bei der Bearbeitung desselben für den Schiffbau, findet man dieses Holz nicht widerstandsfähiger als das der Eiche. Eine andere Lesart macht das Eisenholz zu dem der Casuarina, was sich aber genau auf die nämliche Weise, wie das Obige, widerlegen läßt.

Dieses Holz bildet in den Districten von Sambas, von Sintang und von Lantak ganze Wälder; es ist aber wegen seiner Härte äußerst schwer zu fällen und noch schwerer zu bearbeiten, wenn es einmal trocken geworden ist; es hat eine solche Härte, daß, wenn auch nicht die Axt daran zersplittert, doch alle feineren Stahlwerkzeuge, wie Meißel, Bohrer 2c., davon abgewiesen werden, sie werden stumpf oder brechen, wenn man Gewalt anwendet. Dennoch bedienen sich die Eingebornen vor allen Dingen des Holzes zu Pfeilern, auf denen ihre Häuser stehen; sie wissen dasselbe sogar zu zerspalten und zu zerschneiden, denn sie machen häufig Dachlatten daraus und ihre schönen, schnellsegelnden Schiffe bestehen gleichfalls aus diesem Holze.

Personen, welche sehr an das Uebertreiben gewöhnt sind, sagen, das Eisenholz sei so schwer wie Eisen. Dies ist Unsinn; es geht allerdings im Wasser unter, aber es ist nicht 7,25 mal so schwer als Wasser, sondern nur 1,65, d. h. nahezu ein und einhalb mal so schwer. Gegenwärtig hat man angefangen dieses Holz in großen Mengen nach China auszuführen; wozu man es dort braucht, ist mir nicht bekannt geworden, es muß aber geschätzt sein, denn die Chinesen bezahlen es theuer, und das thun sie nicht, wenn sie nicht wissen, daß sie gute Geschäfte damit machen können.

Auch das Ebenholz (Diospyrus ebenum) kommt hier vor. Nur der Kern des Baumes hat die geschätzte schwarze Farbe. Für den europäischen Markt wird es nicht benutzt, denn wir haben dasselbe näher, in Afrika, aber die Chinesen kaufen auch dieses Holz in großen Massen auf und führen es in ganzen Schiffsladungen nach dem himmlischen Reich.

Ein äußerst nützlicher Baum wird von den Eingeborenen Tinkamang benannt, was Butterbaum bedeuten soll, was ich aber doch bezweifeln möchte, da diese guten Leute gar keine Begriffe von Butter haben.

Dieser Baum liefert eine beträchtliche Menge süßen Oeles, welches von den Dajaks und ihren Stammverwandten aufgefangen und in Bambusrohrabschnitten so lange aufbewahrt wird, bis es sich verdickt und mit dem Messer geschnitten oder mit dem Löffel ausgestochen werden kann. Seine Consistenz ist übrigens größer als die der Butter und ungefähr so wie die des Baumwachses. Ist dieses Oel frisch, so ist es bei weitem angenehmer als das Cocosöl, und wäre es nur deshalb, weil es nicht riecht, als ob es parfümirt wäre, was für Speisen immer etwas Zurückstoßendes hat, man bedient sich dieses Oeles auch zum Brennen in Lampen. Die Früchte des Baumes werden von den Eingeborenen gegessen, denn sie schmecken ungefähr wie die frischen Oliven. Der Baum ist noch merkwürdig durch seine ungeheure Größe. Er erreicht Dimensionen, welche wahrhaft colossal sind.

Auf der Westküste von Borneo findet man auch denjenigen Baum, der das Gambir, einen gerbstoffreichen Extract liefert. Die Eingeborenen suchen den Baum auf und bereiten das Produkt, das sie dann in den Stapelorten verwerthen. Dasjenige aus der Gegend von Riu gilt für das allervorzüglichste und auch das von Meliu hat einen großen Ruf. Wenn die Eingeborenen etwas mehr Neigung für industrielle Unternehmungen hätten, so könnten sie hieraus einen sehr großen Vortheil ziehen.

Garu ist eine Pflanze, die gleichfalls auf der Westküste am häufigsten vorkommt und dort benutzt wird, um Seile daraus zu verfertigen, d. h. nicht sowohl aus der Pflanze selbst, als aus den Fasern, welche ihre Stengel und ihre langen Blätter enthalten. Die Eingeborenen bringen die halb getrockneten Pflanzen nach den chinesischen Niederlassungen, und hier werden sie erweicht, der eigentlichen Blattsubstanz entkleidet, die Fasern werden zu Schnüren

und Seilen gedreht und bilden einen durchaus nicht unbedeutenden Handelsartikel.

Das Lackholz wird hier in großen Massen gefunden und zur Färberei angewendet, es ist ein auf den Märkten gesuchter Artikel und wird wiederum vorzugsweise von den Chinesen aufgekauft und nach China geführt.

Das Nibong ist eine Grasart, welche hauptsächlich benutzt wird, um die Dächer der Häuser zu decken. Die Spitzen der Pflanze werden übrigens als Gemüse gegessen, doch wieder nur von den Europäern, die Chinesen aber candiren diese jungen Triebe und benutzen sie als Confitüre. Die Nipa-Pflanze gehört gleichfalls zu denjenigen, welche zum Dachdecken verwendet wird, es ist aber keine Grasart, sie hat breite, starke, elastische Blätter, und dieselben werden bei der Dachdeckung gerade so angewendet, wie bei uns die flachen Dachziegel, die sogenannten Biberschwänze.

Nach Guttapercha habe ich vielfältig gesucht, aber keine Bäume dieser Art entdeckt, da indessen das benachbarte Sumatra und die Halbinsel Malakka den Baum in großen, ausgedehnten Wäldern aufzuweisen hat, so möchte ich fast glauben, daß er auch hier zu finden sein müsse.

Hundertachtundzwanzigstes Kapitel.

Frucht- und Obstsorten von Borneo. Die Mangustine und die Manga, so wie viele andere Früchte, welche sich im Wohlgeschmack keiner europäischen Frucht nähern.

Was nun die Früchte, die Obstsorten des Landes betrifft, so sind dieselben zwar sehr verschieden an Form und Geschmack, auch großentheils dem Auge sehr wohlgefällig, häufig auch dem Geruchsinne, aber zu Gunsten ihres Geschmackes läßt sich nicht unmäßig viel Lobenswerthes von ihnen sagen.

Weit allen anderen voran steht die Mangustine (garcinia mangostana). Der Baum, an sich sehr schön, zeichnet sich durch seine schönen rosenrothen Blüthen aus, derselbe wächst ganz allgemein verbreitet auf den gesammten Inseln des indischen Archipels. Die Frucht ist so groß wie eine Orange oder Citrone, hat einen süß-säuerlichen Geschmack, ist aber mit unseren gewürzreichen Birnen, Bergamotten, Weinbirnen, Muskatbirnen ꝛc. nicht zu vergleichen. Die Frucht ist weich und musartig, ist aber eingeschlossen in eine zähe, lederartige Schale von sehr bitterem Geschmack, kann daher auch nicht gegessen werden wie eine Birne, indem man frisch hineinbeißt, sondern muß wie eine Nuß geöffnet und mit einem Löffel aus der Schale herausgegessen werden, mit sorgfältiger Schonung des unmittelbar an derselben sitzenden Fleisches. Diese Schale

selbst wird von sparsamen Leuten aufbewahrt und getrocknet, denn sie ist ein Gegenstand des Handels, sie wird in den Apotheken gegen starke Diarrhöen angewendet.

Dieser Frucht folgt die Manga oder Mango, die Frucht eines starken kräftigen Baumes von nicht bedeutender Höhe, aber von prächtiger, weithin schattender Belaubung, die Blätter sind beinahe einen Fuß lang, gegen drei Zoll breit, länglich oval, aber durch eine hohe Mittelrippe länglich zugespitzt. Die Blüthen sind unschön, grünlich und in der dunklen Krone kaum zu unterscheiden. Sie stehen in Trauben zusammen und ebenso sind auch die Früchte gestellt, welche eine glatte grüne Rinde haben, die zur Zeit der Reife fleckig wird.

Hinter dieser sehr dicken Hülle, die man mit einem Messer abschälen muß, steckt ein saftiges, zartes Fleisch von röthlich-gelber Farbe, welches einen großen Kern umschließt, der mit dem Fleische so innig verwachsen ist wie der Stein mehrerer Pflaumensorten, besonders so lange dieselben noch nicht vollkommen reif sind. Diesen abgeschälten musigen Theil der Frucht muß man in Wasser legen, um ihm den Terpentingeschmack und Geruch zu entziehen.

Für die Manga schwärmen alle orientalischen Dichter, sie ist ihnen das non plus ultra köstlichen, gewürzigen und lieblichen Geschmackes. Unseren Gaumen — obwohl sie in der That das Feinste ist, was Indien an Früchten aufzuweisen hat, behagt sie nicht. Von einer guten Frucht verlangen wir Europäer, daß wir sie unbedenklich in den Mund stecken können wie Kirschen, Pflaumen, Trauben, oder daß wir frisch darauf los hineinbeißen können wie in eine Birne oder einen saftigen Apfel. Dies ist weder mit der Mangustine noch mit der Manga-Frucht der Fall. Das Auswässern nun vollends, das Austauschen des Fruchtsaftes gegen Wasser würden wir für eine Sünde halten, aber wenn man ihr den Terpentingeschmack entziehen will, bleibt nichts anderes als dieses Mittel übrig. Häufig ist auch noch eine wie die andere Frucht zu reich an Apfelsäure, um ohne Zucker gegessen zu werden, man genießt also ein Compot statt einer Frucht.

Eine dritte Frucht von einigem Werthe giebt die Eugenia Sambos, welche die Eingeborenen Sambos nennen oder Samboë, von einem myrthenartigen Gewächs. Der Baum ist ziemlich hoch und schlank, sehr kleinblätterig, trägt kugelrunde Früchte von hell rosenrother Farbe, welche daher den Billardkugeln äußerst ähnlich sehen. Das Fleisch hat Geruch und Geschmack von Rosen, ist aber ziemlich hart, fordert entweder gute Zähne und kräftige Kaumuskeln, oder verlangt, daß sie geschabt genossen werde, wie alte Leute dies auch wohl mit dem Fleisch der Aepfel thun.

Eine andere Frucht, welche man Rambutan nennt, gehört dem Nesselgeschlechte an, d. h. nicht einer krautartigen Pflanze, sondern einem Baume, wie die Feige oder die Brodfrucht auch zu den Nesselpflanzen gehört. Ihr Speciesname ist Nephelium lappaceum. Wo man nichts Besseres hat, muß auch diese Frucht gut sein, ich habe ihr niemals Geschmack abgewinnen können.

Von den Agrumen oder Orangen findet man nur eine, die Pompelmus, eine große Art von Apfelsine mit gewaltig dicker Schale und wenig saftreichem Fleisch. Der Baum, zu dem sie gehört, ist der Citrus decumana, und sie ist durch die Chinesen aus dem himmlischen Reiche nach den hinterindischen Inseln eingeführt worden, jetzt ist dieselbe außerordentlich verbreitet. Diese Apfelsinenart erlangt eine ungeheure Größe, nicht selten die eines Menschenkopfes, und hat 12 bis 15 Pfund Schwere; es ist nicht gut unter solch einem Baume schlafen, und wenn sie auch nicht wie die Cocosnuß den Hirnschädel einschlägt, so ist es doch unangenehm, sich ganz und gar mit dem säuerlichen Safte übergossen zu sehen. In ihrer sehr dicken, ölreichen Schale hält sie sich lange genug und wird deshalb von den Schiffen häufig als Proviant mitgenommen. Die zwei Finger dicke Schale mit einem pelzigen, nicht eßbaren Fleisch wird mit Zucker eingekocht und giebt das Citronat. In Italien benutzt man dazu eine ganz ähnlich gebildete Citrone, welche, wenn auch nicht 14 Pfund und nicht Kopf groß, so doch häufig genug 4 bis 5 Pfund schwer und so groß wie eine mäßige Salami in einer Hammelblase wird.

Die Ananas ist eine hier sehr verbreitete, aber keineswegs einheimische Frucht, sie gehört wohl ohne Zweifel dem Festlande von Afrika an, allein ihrer Köstlichkeit wegen ist sie mit den überall hindringenden Europäern von Afrika nach den asiatischen Inseln und nach Asien selbst, so wie nach Amerika gewandert, und selbst in Europa zieht man diese Frucht mit vielem Glück.

Was dabei das Auffallendste ist, sie ist bei uns im nördlichen Europa gezogen ganz ohne allen Vergleich lieblicher und gewürziger als in ihrem Vaterlande oder den Climaten, welche ihr angemessen sind, wie z. B. Java, Borneo ꝛc. Ich habe hier Früchte von 10 Pfund Schwere gefunden, wage aber nicht zu behaupten, daß sie nur annähernd so gut gewesen wären wie eine deutsche Treibhausananas. Ein großes Uebel liegt darin, daß sie eine lederartige dicke Haut hat, die man zuerst entfernen muß, wenn man sich der Frucht erfreuen will, dann ist ihr Fleisch bei weitem härter und ist so von Holzfasern durchzogen, daß schon allein dadurch der Genuß derselben unangenehm wird, selbst wenn man Neigung hätte, über den mitunter sehr kräftigen Terpentingeschmack hinwegzusehen, der sie auszeichnet. Auch diese Frucht muß man durch Wasser ausziehen, und so bleibt denn eine gewässerte Substanz zurück, die, wenn schon immer überreich an Geschmack, doch unseren Früchten an Lieblichkeit und Zartheit, an Süßigkeit und Saftfülle durchaus nicht gleichkommt.

Die am allgemeinsten verbreitete Frucht der heißen Zone ist wohl der Pisang oder die Banane, die letztere scheint eine veredelte Spielart; nach Anderen stammt der Pisang von derjenigen Grasart her, welche man Musa sapientum nennt, die Banane aber von der Musa paradisiaca. Man muß sich die Pflanze vorstellen wie ein schönes großes Exemplar von türkischem Weizen, nur sind die Blätter daran nicht schmal und lanzettförmig, sondern Fuß breit und 6—8 Fuß

lang. Die Staude wird gewöhnlich 2 Mann hoch, kann aber unter Umständen eine noch viel größere Höhe erreichen. Sie trägt eine Frucht, welche wie eine große Traube gestaltet ist, nur wunderbarerweise nicht mit herabhängenden, sondern vom Stengel aufwärtsstrebenden, beinahe Fuß langen Beeren. Die Pflanze, welche nicht selten einen Fuß dick wird, erreicht in sieben Monaten ihre volle prächtige Höhe und bildet in dieser Zeit eine, auch wohl zwei solcher Trauben, aus mehreren hundert gurkenartigen Früchten zusammengesetzt, welche zu sehr verschiedenen Zeiten reifen, so daß man an dem nämlichen Stengel Finger lange, Finger dicke unreife, größere halbreife und völlig ausgewachsene und ganzreife Früchte sieht. Sie haben große Aehnlichkeit mit der sogenannten Schlangengurke und eine grüne, lederartige Haut, welche erst mit der Reife bräunlich wird. Die lange gurkenartige Frucht ist mehr oder minder entschieden dreikantig, was wohl daher rührt, daß sie mit vielen anderen kreisförmig zusammengedrängt um den großen Fruchtstengel her stehen. Diese Stellung bedingt auch die Krümmung des Stengels, welche mit der Frucht selbst einen nahezu rechten Winkel macht.

Die ganze gewaltige Traube, wenn sie vollständig ausgewachsen ist und man ihr nicht einen Kranz von Früchten nach dem andern, wie sie reif geworden, abnimmt, hat ein solches Gewicht, daß zwei Menschen daran zu schleppen haben, sie ist ohne Zweifel das auffallendste Erzeugniß der Pflanzenwelt, und sollte es auch nur deshalb sein, weil sie niemals nach Europa gebracht wird, indessen andere auffallende tropische Früchte, wie Cocosnuß und dergleichen, mit oder ohne Hülle sehr wohl nach Europa gelangen, ja daselbst wohl schon seit Jahrhunderten bekannt sind. Aber auch diese Früchte lassen sich wirklich nicht vergleichen mit der Banane, wenn man sie im Ganzen zu sehen bekommt.

Wie überrascht ist man aber, wenn man nun diese Frucht essen will, man bekommt ein mehliges, fast ganz geschmackloses Mus in den Mund. Die Frucht wird vom Stiele her abgezogen, sie zerfällt alsdann ganz von selbst in drei Prismen, die allenfalls so viel Consistenz haben, daß man sie mit den Fingern fassen und abessen kann, aber da ist nichts Erquickendes, nichts Saftiges, und obwohl die Frucht ein höchst wohlthätiges Geschenk des Himmels für diese Gegenden ist, so kann man durchaus nicht sagen, sie sei in Geschmack noch Duft zu vergleichen mit unseren vielfältigen Früchten, an denen die Gartencultur das ihrige gethan hat, um ihren Reiz zu vermehren.

Wohlthätig muß man diese Frucht nennen, weil sie ein eigentliches Nahrungsmittel der eingeborenen Bevölkerung ist, sie dient derselben zur Anfertigung mannigfaltiger Speisen. Ich selbst habe die abgeschälten Früchte in Streifen geschnitten, mit Fett gebraten und mit Zucker bestreut gegessen, und ich kann dieses Gericht nicht besser bezeichnen, als wenn ich sage, es schmeckt wie ein Eierkuchen, welcher jedoch nicht rein und lediglich von Eiern, sondern mit einem Zusatz von Mehl bereitet ist. Auf Java habe ich Schnitte von nicht ganz reifen Bananen, auf Kohlen geröstet und dieselben mit Butter bestrichen, zum Kaffee

gegessen. Würde eine Spur von Säuerlichkeit darin sein, so würde man sagen können, derselbe sei dem einer guten Semmel ganz gleich. So bereiten denn die Eingeborenen sich auch andere Mehlspeisen daraus, sie lassen auch den Teig in Gährung übergehen und backen ihn alsdann, was ein gutes, sehr leicht verdauliches und ausgiebiges Nahrungsmittel bildet. Deshalb ist diese Frucht eine so werthvolle, deshalb ist sie ein wahrer Segen für die ganze heiße Zone und die Theile der gemäßigten Zone, welche an die heiße grenzen. Aber der Geschmack als Frucht, im allergünstigsten Falle mit einer recht schlechten Kochbirne zu vergleichen, kann sie wohl nicht werthvoll machen. Die schlechteren Sorten von Pisang sind ganz fade und geschmacklos, auch zugleich trocken, die besten Varietäten sind saftig und ihr süßer Saft wird unter Zusatz von Zucker verwendet, um einen Wein zu gewinnen, welcher bei vernünftiger Behandlung dem Madeira sehr ähnlich wird.

Der sogenannte Melonenbaum (Carica papaya), dessen Blattform an die in unseren Gärten als Zierpflanze sehr verbreitete Ricinusstaude erinnert, hat Früchte von der Form der Birne, welche die Größe eines Kinderkopfes erlangen. Anfangs ist die Frucht grün, reif gelb, vor der Reife legt man sie in Salzwasser oder in Essig ein und genießt sie, wie bei uns die sauren Gurken, als eine Art Salat, als Zuthat zum Fleische. Die unreife Frucht liefert einen Milchsaft, welchen die Eingeborenen auspressen und als Mittel gegen die Würmer den damit behafteten Kindern eingeben. Ist sie gereift, so benutzt man sie zur Darstellung verschiedener Gerichte, als Obst kann sie kaum betrachtet werden, denn sie schmeckt fade, oder sie muß mit Salz, oder mit Salz und Pfeffer, oder mit Zucker und Rum genossen werden. Eine andere Species derselben Pflanzenfamilie, Carica pyriformis, trägt kleinere und mehr birnenförmige Früchte; sie ist jedoch die hier seltener vorkommende und scheint uns in Surinam eingeführt.

Hundertneunundzwanzigstes Kapitel.

Ein kleiner Roman, der in Banjermassing spielt.

Es war nun daran, daß wir die Insel verlassen sollten, ich kam mir selbst beneidenswerth vor, weil mir so viel Zeit gegönnt worden war, um dieselbe zu durchsuchen, quer durch ihr großes, weit gedehntes Gebiet zu reisen, und ich bereitete mich mithin ganz ruhig dazu vor, ein paar Monate lang auf dem Wasser geschaukelt zu werden, allein der Herr Supercargo mußte wieder irgend eine besondere Merkwürdigkeit gefunden haben in der schönen Stadt Banjermassing,

denn er war nicht herauszubugsiren. Am Anfange, so erzählte mir Waaterhocker, hatte er sich sehr darauf gefreut, Borneo so rasch wie möglich zu verlassen. Was sollte er da machen, denn Pontianak hatte ihm so viel zu sehen geboten, und war gewiß die bei weitem schönere Stadt, und das war sie um so mehr, als er hoffte, daß ich noch nicht mit meiner Reise durch das Innere fertig sein würde, als er hoffte, ich sei in Banjermassing noch nicht angekommen, in welchem Falle er, ohne sich zu besinnen, abgereist wäre, ohne mich zu erwarten, da ich ihm überhaupt ein Dorn im Auge war. Jetzt aber, nachdem er wußte, mein Ziel sei glücklich erreicht, hatte allerdings die Abreise keine große Eile mehr.

Während ich so unfreiwillig hier zurückgehalten wurde, entwickelte sich ein keines Drama in Banjermassing, ein Drama in halb europäischem, halb asiatischem Styl. Die Exposition dazu spielte viele Jahre, ich glaube, wenigstens zwölf vor meiner Anwesenheit hierselbst; sie wurde mir folgendermaßen erzählt:

Ein französisches Schiff war damals hier gelandet, hatte seine Boote ausgesetzt, nach Banjermassing geschickt, man hatte Handel getrieben, war vielfältig hin und her gezogen, und der Kapitain hatte gewöhnlich einen seiner Lieblinge mit sich genommen, dem er das Boot anzuvertrauen pflegte, während er in der Stadt irgendwo verweilte. So war es auch eines Abends geschehen, und der junge muntere Franzose hatte von sechs Uhr an, wo die Nacht beginnt, bis dahin, wo sein Kapitain des Vergnügens genug genossen, erschreckliche Langeweile und durfte sie nicht einmal verschlafen, denn die Rückkunft des Kapitains war so durchaus ungewiß, daß er einmal bald nach Sonnenuntergang, ein andermal kurz vor Mitternacht, vor Sonnenaufgang ankam, niemals warten wollte, sondern stets auf die wache Bereitschaft seines Dieners rechnete.

Lange hatte er so in dem Boote gesessen und sein Auge dergestalt allmälig an die Dunkelheit gewöhnt, daß ihm kein Gegenstand entging, das einzige, was ihm Zeitvertreib gewährte. Bei dieser stillen Beobachtung seiner Umgebung nahm er einen Kahn wahr, in welchem eine weiße Gestalt saß, die von zwei Schwarzen begleitet über den Strom gefahren wurde. Plötzlich sah er die beiden Schwarzen sich der weißen Gestalt nähern, er hörte einen leisen unterdrückten Schrei, dann sah er ein kurzes Ringen und bald darauf die weiße Gestalt im Wasser verschwinden. Daß hier ein Verbrechen verübt wurde, lag klar auf der Hand, mit einigen Ruderschlägen hatte er sein Boot an die Stelle getrieben, wo die weiße Gestalt verschwunden war, während die beiden Schwarzen entflohen. Der junge Mensch sah sich um, guckte in die Tiefe, glaubte etwas Weißes zu erblicken und sprang — ein geschickter Taucher und Schwimmer wie er war, in den Fluß und war so glücklich, einen menschlichen Körper zu erfassen, noch bevor er auf den Grund gesunken und noch bevor er von den Crocodilen ergriffen worden war.

Der junge Mann brachte seine Last glücklich empor an die Luft, und auch mit vieler Mühe in sein Boot, aber kaum war dies gelungen, als die beiden

Schwarzen ihm auch schon zur Seite waren und sich ein verzweifelter Kampf zwischen ihm und den beiden Mördern entspann. Die beiden Burschen fürchteten Verrath und wollten die Gerettete sowohl als den Retter unschädlich machen. Der junge Mensch mußte unter allen Umständen erschlagen und beide Leichen mußten den Crocodilen zur Speise vorgesetzt werden. Mit ihren Rudern fielen sie über ihn her und er hatte nichts um sich zu vertheidigen, als ein eben solches, aber viel schwächeres Werkzeug. Doch jung und gewandt, gelang es ihm, den schwerfälligen Hieben auszuweichen und einen glücklichen Moment ersehend, dem einen Schwarzen solch einen Stoß beizubringen, daß er rücklings ins Wasser fiel und außer Stande sich selbst zu helfen, denjenigen Raubthieren zur Beute wurde, für welche er den Franzosen bestimmt hatte.

Als der andere Schwarze sah, wie tapfer der junge Mann sich wehrte, suchte er schleunigst das Weite, der junge Matrose aber kehrte zurück an seinen Halteplatz, klopfte an eines der im Wasser stehenden Häuser und brachte glücklich ein paar Chinesen und ein dajakisches Mädchen heraus, welche ihm die Last abnahmen. Es war, wie er bei Licht sah, eine junge Europäerin, ihr Hals und ihre Ohren waren blutig, ebenso die Hände, der kleine Finger der linken Hand war abgebissen. Die Schwarzen, welche das Mädchen hatten über den Strom bringen sollen, hatten sie ihres sehr werthvollen Schmuckes beraubt, hatten ihr die Ringe aus den Ohren und das Collier vom Nacken gerissen, hatten sie ebenso ihrer Ringe beraubt, und da der eine derselben nicht leicht heruntergehen wollte, hatte der Neger seine beiden Zahnreihen als Meißel benutzt, als Zange, und hatte ihr den Finger abgekniffen.

Dies bekam der junge Mensch aus dem Munde des unglücklichen Mädchens zu hören, nachdem dasselbe unter vielfältigen Bemühungen der Chinesen wieder zur Besinnung gekommen war. Das arme Kind wurde nun zu den Seinigen zurückgebracht und von diesen sollte alsbald jemand nach dem Hause der Chinesen gehen, woselbst der Matrose war.

Der Vater selbst, ein holländischer Beamter, machte sich auf den Weg, allein er kam nur, um zu sehen, wie der Matrose von mehreren Polizeibeamten arretirt und fortgeführt wurde.

Der Schwarze war ein Sclave des Gouverneurs oder Residenten, die beiden Schurken hatten sich erboten, die junge Dame über den Fluß zu führen und hatten sie in der gedachten Weise beraubt; jetzt klagte der zurückgekehrte Neger den Weißen eines Doppelmordes an. Durch mehrere Ruderschläge war er verwundet worden, blutend und schreiend langte er zu Hause an und erzählte, ein fremder Matrose habe eine holländische Dame über den Strom geführt, beraubt und in's Wasser geworfen. Er und sein Kamerad seien dazu gekommen, aber er hätte mit einem Dolch den einen erstochen und in's Wasser geworfen, ihn selbst schwer verwundet und so sei er entflohen, er habe aber gesehen, wo

der Fremde sein Boot verlassen und so gelang es ihm, die Beamten richtig zu führen und sich des jungen Franzosen zu bemächtigen.

Derselbe wurde sofort in ein Gefängniß gebracht, in Ketten gelegt und der Kapitain hat diese Nacht wohl lange auf den Matrosen warten müssen. Der Vater des schwer verletzten Mädchens konnte keine Auskunft erhalten, wo der Fremde geblieben sei, denn die furchtsamen Chinesen hatten alsbald ihr Haus verlassen und der ganzen Verhandlung gar nicht beigewohnt, der Vater befand sich in der angenehmen Voraussetzung, es werde der junge Mensch sich seinem Danke haben entziehen wollen und dabei beruhigte er sich; nicht so der Kapitain, welcher am folgenden Morgen Nachforschungen anstellte und nach vielen vergeblichen Bemühungen doch erfuhr, daß sein Liebling wegen zweier Mordthaten gefänglich eingezogen sei. Er begab sich sofort zum Residenten und dieser schenkte ihm ganz kurz und bündig reinen Wein ein, wie man zu sagen pflegt. Er versicherte, daß er den Verlust eines Sclaven durchaus nicht in Anschlag bringen wolle, daß aber ein Doppelmord doch immer ein Gegenstand sei, über welchen man nicht gar so leicht hinweggehe. Der junge Mensch sei beider Verbrechen vollständig überführt — auch geständig? so unterbrach der Franzose den Holländer, aber dieser erwiderte ganz phlegmatisch, geständig oder nicht, er ist des Mordes schuldig und er müßte eigentlich sofort gehängt werden, da er indessen wirklich nicht geständig ist, so wird man ihn wohl nicht hängen, aber für seine Lebenszeit nach den Diamantgruben bringen, immer eine Begnadigung, welche der Schurke nicht verdient hat.

Das Urtheil ward wirklich in der gedachten Art vollstreckt, der Kapitain erhielt zwar von dem Matrosen die Versicherung, daß sich die Sache gerade umgekehrt verhalte, allein die Versicherung war kein Beweis, der junge Mensch wurde nach Pontianak geschickt und von dort in die Diamantwäschereien abgeführt.

Hier machte der Unglückliche sich durch seine Anstelligkeit den Oberaufseher zum Freunde. Er erzählte demselben den Hergang der Wahrheit gemäß, welches der Inspector zwar nicht glaubte, ihn jedoch bewog, einige Erleichterungen in seinem Schicksal eintreten zu lassen, und so befand er sich in einer ziemlich erträglichen Lage; wenn ihm auch die Arbeit nicht erlassen wurde, so war es doch nicht die sehr beschwerliche und der Gesundheit nachtheilige des Auswaschens der Diamanterde, sondern nur die des Grabens.

Der junge Mann hatte vortreffliche Augen, und da er bald das Aussehen der rohen Diamanten kennen lernte (sie sehen beinahe ganz kugelförmig und nahezu wie matt geschliffenes Glas aus), so gelang es ihm, was eine große Seltenheit ist, schon beim Graben, nicht erst beim Waschen Diamanten zu entdecken. Hier in diesen Gräbereien werden die Leute nicht so strenge beaufsichtigt, weil man nicht glaubt, daß man ohne Wäsche einen Diamanten finden könnte, und so gelang es ihm denn verschiedene Male, werthvolle Steine zu finden, die er im Munde verbarg. Nun aber handelte es sich darum, seinem Schatze, von

dem er hoffte, daß er ihn vermehren werde, einen sicheren Platz anzuweisen. In seinen Kleidern durfte er denselben nicht bergen, so wenig wie in seiner Hütte, denn eines wie das andere war in jedem beliebigen Augenblick der genauesten Durchforschung ausgesetzt. Da kam er auf den Gedanken, den Zweig eines benachbarten Baumes zur Aufbewahrung desselben auszuersehen. Er machte einen Schnitt in die Rinde, bog sie zurück, höhlte darunter eine kleine Oeffnung aus und steckte in diese einen Diamant, worauf er die Rinde wieder zusammendrückte, sie mit etwas Wachs überzog und nun der Natur die Heilung überließ. Sie heilte auch die Wunde sehr gut, und als er nach einem Monat etwa wieder einen werthvollen Stein gefunden hatte und in demselben Zweige verbarg, konnte er die zuerst benutzte Stelle kaum mehr entdecken.

So ging es fort. Nach ein paar Jahren hatte er ein ganz hübsches Sümmchen in Diamanten beisammen, aber allerdings hatte er die Freiheit nicht und so halfen ihm denn seine verborgenen Schätze zu nichts. Indessen ist das fröhliche Blut des leichtsinnigen Franzosen ganz geeignet, auch solche Beschwerden erträglich zu machen und er hatte sich so ziemlich gefaßt. Es fehlte ihm nur Musik und Tanz. Es gab in den Minen keine Mädchen, es war also ein trauriges Leben.

Die Familie, deren älteste Tochter der junge Mann gerettet, war nicht so gleichgültig geblieben, als er sich vorgestellt. Von da an, wo sich die Mähr' von dem erschlagenen Sclaven und dem ertränkten Mädchen allmälig in der Stadt verbreitet, war der Vater aufmerksam geworden, hatte geforscht und gefragt und es endlich wirklich dahin gebracht, herauszufinden, daß die Angelegenheit des jungen deportirten Franzosen mit der seinigen identisch sei.

Es ward dieses dem Residenten vorgestellt, er besuchte den reichen Kaufmann und ließ sich von der geretteten Tochter desselben die ganze Angelegenheit erzählen, dabei kam immer der höchst unangenehme Fall zur Sprache, daß, wenn nicht der junge Franzose der Mörder sei, dann sein zweiter Sclave es sein müsse, daß er also zu dem Verluste des einen auch noch den des andern zu erdulden haben würde.

Es verging hierüber Woche um Woche und Monat um Monat, endlich erklärte der Kaufmann, er werde sich an den Gouverneur in Java wenden und dies machte den Residenten doch in einiger Art stutzig, er versprach das Seinige zu thun und schickte wirklich ein Begnadigungsgesuch nach Batavia ein. Da dieses indessen so gut wie gar nicht motivirt war, so hatte es begreiflicherweise keinen Erfolg und dies wurde dem Kaufmann mitgetheilt. Derselbe sah das Schreiben des Gouverneurs in der Kanzlei, aber er sah auch, wie flach und nichtssagend die Darstellung habe gewesen sein müssen, und er schrieb nun wirklich an den Gouverneur und stellte ihm die Sache genau so vor, wie sie ihm aus dem Munde seiner Tochter und dann von den Chinesen, bei denen sie zu sich selbst gebracht worden, mitgetheilt war.

Hier war nun ein Grund zur Aufmerksamkeit vorhanden. Für den Mörder, den man ohne Grund begnadigen sollte, war ein anderer geboten, der bestraft werden konnte, die Begnadigung wie die Bestrafung waren beides Acte, welche von der Gerechtigkeit verlangt wurden, die von Batavia aus eintreffenden Erkundigungen über den Vorfall mußten von dem Residenten der Wahrheit gemäß beantwortet werden, wenn er nicht einen alten hoch berühmten und reichen Handelsherrn einer lügnerischen Darstellung zeihen wollte, und so schwer es ihm auch fallen mochte, er mußte der Wahrheit die Ehre geben und seinen Neger verhaften lassen.

Ueber all diesem waren mehrere Jahre vergangen, zwischen Banjermassing und Batavia liegt etwas mehr Raum als zwischen Paris und Versaille, endlich kam nach drittehalb Jahren der Befehl, den Matrosen zu entlassen und den mörderischen Neger an seine Stelle zu schicken. Eigentlich hätte er gehängt werden müssen, da aber durch ihn kein Mord vollzogen, sondern blos ein mit Gewaltthätigkeit vollzogener Raub, so ließ sich die Art von Begnadigung motiviren.

Der junge Fremde wurde freigesprochen und auf Kosten des Vaters der von ihm geretteten Dame zurück nach Banjermassing gebracht. Vor seinem Abmarsch nahm der junge Mann von dem Baum, der seine Hütte überschattet hatte, einen Zweig, einen geraden Stab mit sich, der ihn als Andenken an die erlittenen Unbilden begleiten, der ihn nie verlassen sollte. Er wurde zwar selbst sehr sorgfältig durchsucht, dies ist einmal so Styl, wer hätte aber daran gedacht, auch den Stock zu untersuchen, den er sich nach beendeter Procedur frisch von dem Baume schnitt, aber gerade dieser Zweig war es, der ihm eine glänzende Zukunft versprach in seinem schönen und vielgeliebten Frankreich.

Nach einer beschwerlichen Reise und einer glücklichen Seefahrt gelangte er nach Banjermassing und wurde hier von der Familie, die er sich so sehr verpflichtet hatte, auf das Herzlichste und Freundlichste aufgenommen. Man that alles Mögliche, um ihn vergessen zu machen, was er erlitten, und wenn er Augen gehabt hätte für die Tochter vom Hause, so würde er bald gesehen haben, daß sie nur auf eine Erklärung von seiner Seite warte, um auch ihrerseits Erklärungen zu machen, wie er sie nur irgend wünschen konnte. Allein sonderbarerweise geschah nichts dergleichen, die junge Holländerin hatte für den Franzosen zu weißes, zu kaltes Blut, um ihm gefährlich zu sein. Anders war es mit dem Kammermädchen des Fräuleins, welche zwar auch eine Sclavin, aber keine Schwarze und keine Mulattin, sondern die Tochter einer Mulattin und des verstorbenen Besitzers derselben war. Nach seinem Tode verkauft wie alle beweglichen Güter, war sie in die Hände des Kaufmannes gekommen, der sie seiner Tochter geschenkt, von der sie denn zur Würde eines Kammermädchens und der Vertrauten erhoben und darauf freigelassen worden; die junge Herrin vertraute der Farbigen alles Mögliche und vor Allem ihre Herzensgeheimnisse an, dies war aber durchaus nicht gegenseitig, sie vertraute ihrer Herrin nicht an,

daß der junge Franzose ihr bedeutend nachstelle und durch seidene Tücher, Ringe und dergl. ihr Herz gründlich in Bewegung gesetzt habe.

Kein Mensch kann seinem Verhängniß entgehen. Der junge Franzose, der nicht nöthig gehabt, einen seiner Diamanten zu zeigen, da der Kaufmann ihm freie Ueberfahrt nach Frankreich zugesichert hatte, wollte dem Mädchen seines Herzens Geschenke machen; zu diesem Behufe holte er einen seiner verborgenen Diamanten hervor, suchte einen chinesischen Kaufmann auf und machte ihn bei diesem zu Geld. Wo der eine Stein war, durften wohl noch mehrere sein, der Handel war ein sehr vortheilhafter, der Chinese hütete sich also, den jungen verliebten Narren zu verrathen, was aber war natürlicher, als daß dieser sich selbst verrieth, er war viel zu glücklich, um vorsichtig zu sein, er schenkte dem Mädchen seines Herzens Kostbarkeiten und er gewann sie so vollständig, daß sie versprach, seine Frau zu werden und mit ihm nach Frankreich zu gehen, bis zu welcher Zeit er die Rechte des Ehemannes anticipirte.

Eines schönen Morgens, als der junge Mann noch in den süßesten Träumen schwelgte, klopfte man stark an seine Thür — Oeffne nicht! flüsterte das Mädchen, und der junge Mann verhielt sich auf diesen Wink ziemlich still, aber das Klopfen wiederholte sich und man rief: öffnet im Namen des Gouverneurs, des Statthalters! Gleich darauf ward die Thüre eingedrückt und es erschienen bewaffnete Leute, welche den jungen Fremden nöthigten, sofort aufzustehen und auf eine Reihe von Fragen zu antworten. Wo er herkomme, wo er hinwolle, was er für Existenzmittel habe.

Während der junge Mensch diese Fragen mit möglichster Ruhe und Bescheidenheit beantwortete, hatte das junge Halbblut, welches ihm Gesellschaft leistete, die Gardinen zugezogen und sich in ihren leichten Flitterstaat geworfen, so daß sie ziemlich ordentlich angekleidet war, als der Herr vom Hause in der Thüre erschien, indem das Geräusch der Eindringlinge ihn in seinem Morgenschlummer gestört.

Der Herr fragte ganz verwundert, was sie, die Kammerjungfer, hier thue, sie gab eine etwas schnippische Antwort, erklärte: damit sei es vorbei, sie habe aufgehört Jungfer zu sein und sie werde nun eine Wirthschaft auf eigene Hand hier anfangen. Der Holländer, der nicht der Mann war, so impertinent mit sich sprechen zu lassen, sagte, sie solle sofort zu ihrer Herrin gehen und die Strafe erwarten, welche man ihr dictiren werde; sie aber erwiderte ganz keck, mit dem Bestrafen sei es vorbei, sie sei eine Freigelassene und könne den Dienst aufgeben, wenn sie wolle. Der Beamte aber äußerte, er könne das Mädchen jetzt nicht entlassen, man bedürfe ihrer als Zeugin gegen den hier anwesenden Franzosen, und nun setzte er seine Fragen fort, welche den holländischen Kaufmann mit nicht geringem Kummer erfüllten, denn er sah bald ein, daß man es darauf abgesehen habe, den jungen unbehutsamen Menschen irgendwie zu verwickeln und von neuem in die Gewalt der Behörden zu bringen. Der Beamte

mußte sehr gut unterrichtet sein, denn er ging der Angelegenheit ziemlich dreist auf den Leib und fragte nun zuvörderst nach dem Spazierstock, den der junge Mensch aus den Diamantgruben hieher gebracht.

Das war ein tödtlicher Schreck, der ihn befiel. Er suchte sich zu fassen, suchte die Frage zu umgehen, allein das Kammerkätzchen sprang in einen Winkel des Zimmers, in welchem die Kleider des Franzosen hingen, und holte unter demselben den bewußten Stock hervor. Er zeichnete sich äußerlich nicht besonders aus, eine Menge von kleinen abgehenden Zweigen war sehr kurz abgeschnitten, so daß man einen sogenannten Knotenstock vor sich hatte, an dem nur bei genauerer Betrachtung auffiel, daß die Winkel hinter den abgeschnittenen Zweigen nicht spitz vertieft, sondern wie durch ein kleines Gewächs ausgefüllt waren.

Der Beamte betrachtete den Stock sehr genau, indessen der junge Franzose, ein Bild der bleichen Verzweiflung, vernichtet dastand, das Kammermädchen aber sah mit leuchtenden und schadenfrohen Augen auf ihn und schien sich an seinem Schmerze zu freuen.

Es war hier wieder einmal die alte tausendfältig wiederkehrende Geschichte:

„Was uns von jeher zum Bösen versucht,
„Von jeher unsere Ruh' vergiftet,
„Und alles Uebel angestiftet,
„Wozu ein Gott die Erde verflucht,
„Der holde Unhold, die Schlange der Schlangen,
„In deren Zauberknoten wir
„Uns ewig wider Willen fangen,
„Der ewige Abgott unserer Begier,
„Der ewige Teufel, der uns peinigt,
„Mit einem Worte, das Himmel und Hölle
„In vier unselige Töne vereinigt,
„Ein Weib war seines Jammers Quelle."

Die Spitzbübin, deren Liebe er zu haben glaubte, hatte ihn verrathen. Thöricht genug war allerdings seine Aufrichtigkeit gegen sie, schon daß sie sich gegen einige kleine Geschenke ihm ergab und die sich ihm bald aufdrängende Ueberzeugung, daß er wohl nicht der zuerst Begünstigte sei, hätten ihn behutsam machen sollen, aber er war zu ehrlich und zu offen, um an eine solche schändliche Betrügerei zu denken, erzählte ihr daher unumwunden, welche Schätze er habe und erklärte ihr, daß er sie mit nach Frankreich nehmen — daß er sie heirathen wolle. Die Dirne hatte, nachdem sie einmal Kenntniß genommen von seinem Reichthum, nichts Eiligeres zu thun, als ihn den Behörden anzuzeigen. In diesem Punkte sind die Holländer sehr empfindlich, wer ihre Minen bestiehlt, ihre Schätze antastet, wird nicht besonders freundlich angesehen. Ohne daß der Kaufmann, in dessen Hause der junge Franzose wohnte, und ohne daß dieser letztere eine Ahnung davon hatte, waren alle Veranstaltungen, ihn am nächsten

Morgen zu überraschen, getroffen, und die Dirne war frech genug, sich zum Köder herzugeben, frech genug, bei ihm zu bleiben, obschon sie wußte, daß mehrere Männer nahen und sie bei ihrem Geliebten finden würden. So war es gekommen, daß der arme Mensch, in Glück und Freude schwelgend, und ohne die Ahnung von der Möglichkeit eines Ueberfalles, überrascht worden war und der Herr vom Hause hatte nichts weiter als die Trauer, den Mann, an welchem er, als dem Retter seiner Tochter, den herzlichsten Antheil nahm, wieder zurückfallen zu sehen in die Klauen, aus denen er kaum gerettet.

Der Beamte machte dem Herrn begreiflich, daß ihm gegenüber ein schwerer Verbrecher stehe, daß die Rettung eines Kindes gar nicht in die Wagschale fallen könne neben dem Diamantendiebstahl und daß der schnöde Bursche, welcher sich so vergangen, die Strafe tragen müsse für seine Frevel.

In Gegenwart des Herrn vom Hause wurde der Stock auf das Genaueste untersucht, mit einem Messer wurden die künstlichen Diamantenaugen hinter den Zweigwinkeln hervorgesucht und es ergab sich die hübsche Summe von 31 Stück, wovon keiner unter 5 Karat wog, viele derselben 10 und mehr hatten, einer aber gar das Gewicht von 21 Karat erreichte.

Hundertdreißigstes Kapitel.

Die Diamantwäschereien. Eine sehr anständige Putzmacherin. Schluß des kleinen Romans von Banjermassing.

Das Mädchen klatschte in die Hände vor Freuden bei jedem neuen Steine, der auf diese Weise zum Vorschein kam; aber sie hatte noch keinen Begriff von dem Werthe des Ganzen, der sich leicht auf 200,000 holländische Gulden belaufen mochte und wovon sie, die Verrätherin, die Entdeckerin des Schatzes, gesetzmäßig die Hälfte zu beanspruchen hatte. Sie erhielt auch wirklich die Hälfte mit Ausnahme einiger Kleinigkeiten, welche an den Fingern der Beamten kleben blieben, immer aber erhielt sie wirklich mehr als 10,000 Gulden, und sie hatte bei ihrem schändlichen Verrath kaum an 1000 gedacht.

Der junge Franzose nahm mit einem vorwurfsvollen Blick von ihr Abschied und fragte, warum sie ihn auf eine so grausame Weise verrathen, da er es so gut mit ihr im Sinne gehabt.

Ich wollte nicht von hier fort, erwiderte sie, mir gefällt es hier besser als in Deinem Lande.

Aber dann hättest Du ja nur sagen können, daß Du bleiben wolltest und hättest nicht nöthig gehabt, mich wieder dem Kerker zu überliefern.

Dann hätte ich kein Geld bekommen, sagte sie schnöde, und mit Deiner Liebe allein ist mir nicht gedient, obwohl Du ein recht hübscher Junge bist.

Der arme Franzose seufzte schwer und ging mit Thränen im Auge den Beamten nach, welche ihn in das Gefängniß führten. Er wurde nun nach langer Gefangenschaft zur Rückkehr in die Minen und zur Zwangsarbeit daselbst verurtheilt. In der Stellung, in welcher er sich jetzt befand, war ein Unterschleif nicht möglich, denn die Diamantwäschereien sind so eingerichtet, daß ein Jeder den Anderen beaufsichtigt und noch überdies Aufseher vorhanden sind, welche eine größere Menge von Personen unter sich haben. Ein jeder Arbeiter hat ein kleines Gerinne vor sich, in welchem er den ihm zugewiesenen Sand und Kies wäscht. Diese Gerinne liegen parallel neben einander und werden von einem Bache gespeist; der Arbeiter steht bis an die Knie im Wasser und wäscht in gebückter Stellung den auf einer Mulde befindlichen Sand so lange, bis das Wasser von der Mulde ganz klar abfließt; dann nimmt er mit der Hand die größeren Steine fort und wirft sie bei Seite, er thut dasselbe mit den immer weniger sich auszeichnenden kleinen Steinen, wobei immer wieder Wasser mit der Mulde geschöpft wird, um die Oberfläche der Steine besser beurtheilen, um ihre Durchsichtigkeit wahrnehmen zu können. Nun hilft das Auge der Hand und es wird in dem kleineren Gerölle auf das Sorgfältigste nach einem durchsichtigen Steinchen gesucht. Kommt ein solches zum Vorschein, so nimmt der Finder dasselbe heraus, klatscht in die Hände, um den Aufseher herbeizurufen, und übergiebt ihm den Fund. Ist es nur ein durchsichtiger Kiesel, so erhält der Finder einen Hieb mit der Peitsche über den nackten Körper, wodurch er sofort blau oder blutig gezeichnet ist, ist es aber ein Diamant, so wird er zur Belohnung — nicht geschlagen.

Die Arbeiter wechseln alle sechs Stunden ihre Stellung, damit sie für den Fall, daß sie etwas versteckt hätten, außer Stande sind, es aufzunehmen und mit sich fortzuführen; aber außer dieser Vorsichtsmaßregel wird auch noch der ganze nackte Mensch auf das allersorgfältigste abgesucht. Jede Spalte zwischen den Fingern und den Zehen, die Höhlungen des Mundes und der Nase u. s. w. u. s. w. werden untersucht und dann werden die Unglücklichen gemeinschaftlich in einen festen Schuppen eingesperrt und darin bewacht, damit nicht einer etwa zur Nachtzeit aufstehe und einen verborgenen Stein bei Seite bringe.

Unter diesen Negern, Mulatten, Malayen und Weißen, sämmtlich schwere Verbrecher und deshalb zu dieser Arbeit verurtheilt, mußte der arme Jüngling, der bessere Tage gesehen hatte, arbeiten. Sein Rücken krümmte sich, weil er immer in gebückter Stellung arbeiten mußte, seine Füße, seine Beine wurden schmerzhaft, schwollen auf, die Gelenke wurden dick und verhärtet, denn die schmerzhafte Gicht oder eine ähnliche Krankheit ergriff die Glieder, da das immerwährende Stehen im Wasser höchst nachtheilig für die Gesundheit ist, wonach man allerdings bei Strafgefangenen um so weniger fragt, da man sie ja gerade

bestrafen und durch sie eine gefährliche Arbeit verrichten lassen will, welche man dem freien Menschen nicht aufbürden mag.

In dieser schrecklichen Lage reifte der Jüngling zum Mann und in seiner Brust reifte Haß und Ingrimm gegen die Dirne, welche er so sehr geliebt und welche, statt sein Glück zu theilen, ihn in diese furchtbare Lage gebracht.

Das Mädchen indessen war keineswegs in einer furchtbaren Lage. Im Hause ihrer Herrin hatte sie viel des mannigfaltigsten Putzes gesehen und sie kam auf den Gedanken, denselben nachzuahmen, zuerst nur für ihresgleichen. Dienstmädchen, Kammerkätzchen bestellten oder kauften bei ihr Hüte, welche sie nach dem Modell der früher gesehenen machte. Das Haus ihrer Herrin hatte sie natürlich sofort verlassen müssen, denn sie war ja diejenige, welche dem jungen Fräulein im Wege gestanden, sie war es, welche gehindert hatte, daß ein Verhältniß sich anknüpfe zwischen dem Fremden und dem Fräulein, und überdies lastete auf ihr die Schmach, welche ein Weib dem andern nicht verzeiht, die Schmach, gefallen zu sein. Darüber setzte sich zwar die Quadron bald weg, sie begann ihr Geschäft in bescheidenster Weise mit dem, im Hause ihrer Wohlthäterin gestohlenen und ersparten Gelde, und sie erweiterte es, als endlich ihr das Blutgeld ausgezahlt wurde.

Nun konnte sie die Sache in's Große treiben; sie nahm sich ein paar Näherinnen an, ließ sich Stoffe und Modelle aus Batavia kommen, nahm einen jungen Menschen an, der ihre Correspondenzen und ihre Rechnungen besorgte und nach einigen Jahren war sie die erste Modistin in der großen Residenz Banjermassing, und man glaubte nicht gut bedient zu sein, wenn man seine Hüte, Hauben und Bänder, wenn man seine Federn, Blumen und Besätze nicht von ihr kaufte, sie kam, wie man zu sagen pflegt, in Mode, und sie wußte dies so gut zu benutzen, daß sich bald ihr Besitz verdoppelte, verzehnfachte, und sie unter den Beamten der holländischen Regierung, so weit diese nicht selbst Kaufleute waren, für eine außerordentlich gute, ja für eine glänzende Partie galt.

Das Mädchen wußte dies, spielte die Spröde und wählte sehr, hatte auch verschiedene Anfechtungen, wußte sie aber glücklich zu beseitigen. Endlich aber schlug ihre Stunde doch, obschon sie sich 10 Jahre lang tapfer gewehrt hatte, sie war jetzt 26 Jahre alt, das ist für eine Farbige schon sehr viel. Damals, als sie der junge Franzose sein genannt, war sie eine eben aufgeblühte Nelke, jetzt fing sie bereits an, etwas zu zerfahren, und obwohl der Spiegel für denjenigen, der sich täglich hundertmal darin besieht, sehr behutsam ist, die Wahrheit nur nach und nach und durch viele Umschweife sagt, so war ihr doch zuletzt — wenn auch erst nach langem Widerstreben, klar geworden, daß sie nicht mehr 16 Jahre alt sei, was sie bis dahin immer nicht hatte glauben wollen. Jetzt schien es ihr doch einzuleuchten, daß sie eine Aenderung in ihrem Hauswesen treffen müsse. Die Freuden der Liebe hatte sie gefühlt, der junge Mensch, welcher ihre Geschäfte besorgte, hatte auch dieses übernommen, aber die Freuden

der Ehe mochten doch auch ihre Annehmlichkeiten haben, es mochte ganz hübsch sein, Frau oder Madame genannt zu werden und Kinder auf seinem Schooße zu wiegen, und sie gab den Bewerbungen eines der Beamten nach, welche den jungen Franzosen arretirt und welcher sie um den größten Theil ihres Judaslohnes gebracht hatte.

Der junge Herr, den sie so lange geliebt und mit ihren Arbeiten nach Kräften gehegt und gepflegt und bedient hatte, sträubte sich sehr gegen den von ihr geäußerten Entschluß und meinte, wenn doch geheirathet werden müßte, so habe Niemand nähere Rechte als er. Die schöne Dame war aber keineswegs geneigt, ihm irgend welche Rechte einzuräumen, sie gab ihm die ehrliche und aufrichtige Versicherung, daß sie ihn niemals geliebt habe, sondern daß sie ihn nur zu ihrem Vergnügen benutzt, wie man einen Affen oder einen Papagei zu demselben Zwecke hält; jetzt wolle sie keinen Papagei mehr, sondern einen Mann, einen Ehemann, und wenn er nicht vernünftig genug sei, die Nothwendigkeit einer Trennung einzusehen, so werde sie ihn auf eine andere Weise von dieser Nothwendigkeit überzeugen müssen, im Uebrigen sei, wenn er vernünftig wäre, seine Existenz in ihrem Hause durchaus nicht gefährdet. Höchst anständige Grundsätze, gegen welche kein Mensch auf Erden wird etwas einwenden können. Durchaus praktisch, praktisch in solchem Grade, daß man glauben möchte, die ganze Scene gehe in Nordamerika vor sich.

In der Stadt erzählte man sich von Haus zu Haus, der sehr ehrenwerthe Mynheer van Dumpten, der Chef des Polizeiwesens, werde die freigelassene Farbige, werde die berühmte Putzmacherin heirathen. Die Sache ward hin und her ventilirt, man fand, daß er ganz Recht habe, zu seinem geringen Vermögen und mäßigen Gehalt noch das große Vermögen der Halbweißen zu thun — zwar eine Verachtete, eine Farbige, allein das Geld deckt ja Vieles zu, warum nicht auch den Ueberbleibsel von der Farbe der Sclavin, welche ihre Großmutter gewesen?

Der Tag der Hochzeit war angesetzt, die holländische Bevölkerung interessirte sich sehr für die Frage, ob die Putzmacherin nach der Verheirathung das Geschäft noch fortsetzen werde, ob die Frau Polizeimeisterin noch Hüte und Hauben, noch Federn und Bänder würde kommen lassen. Da machte ein Vorfall den Muthmaßungen ein Ende, er entzog den Ventilationen den Wind und leitete ihn in eine andere Bahn. Die Putzmacherin erhielt Besuch von einem Bettler, von einem gebückten, schwer kranken, ergrauten Manne, welcher nur mit Mühe sich aufrecht erhalten konnte an seinem Stabe. Er bettelte um eine kleine Gabe und wurde schnöde fortgewiesen; er bat nur um eine Brodrinde, denn ihn hungere entsetzlich. Die junge Braut lachte ihn aus, daß er Brod bei ihr suche, sie esse nur Kuchen.

Er bat sie um ein paar Deute, er bat sie nur um den hunderttausendsten Theil, nur um den millionsten Theil dessen, was sie dem armen François Renneau genommen.

Ein jäher Schreck erfaßte die Braut bei Nennung dieses Namens, aber sie rief: Hinaus mit Dir schnöder Bettler, was habe ich mit François zu schaffen!

Der Mann zeigte ihr einen Dornenstock, einen Knotenstock, hinter dessen Zweigwinkeln viele Vertiefungen waren. Auf diesen Stock habe ich mich gestützt, sagte er, als ich mit Reichthümern beladen hierher kam, auf diesen Stock habe ich mich gestützt, als er seines kostbaren Inhalts beraubt war, beraubt durch Dich, und ich zurückgeschleppt wurde in die Diamantgruben. An diesem Stocke bin ich, gelähmt und ergraut durch zehnjährige Zwangsarbeit, hieher zurückgeschlichen, gekrochen, um von Dir, die ich einst liebte, Hilfe zu verlangen. Du bist reich, Du bist es durch den Raub an mir, wirst Du mir eine kleine Hilfe verweigern?

Die Putzmacherin hatte sich vollkommen gefaßt, François Renneau war ihrer edlen Seele nichts weiter als ein zudringlicher Bettler, und sie rief: Hinaus mit Dir, oder ich lasse Dich wegen Deiner Unverschämtheit noch einmal zurückbringen in die Diamantgruben, aus denen Du entlaufen!

O nicht doch, erwiderte der Franzose, dort kann man mich nicht mehr brauchen, ich bin erlahmt, ich kann nicht mehr arbeiten, die Regierung hat für mich nichts mehr als einen Strick, aber den will ich nicht umsonst, sondern ich will mir ihn verdienen. Mit diesen Worten ging der junge Greis auf das entsetzte Mädchen los, hieb ihr mit seinem Knotenstock über das Gesicht und ergriff dann eine Scheere, die auf dem Tische lag, öffnete sie und stieß die spitze Hälfte zweimal dem Mädchen in die Brust und setzte sich dann wie erschöpft im Laden nieder, ohne eine Miene zur Flucht zu machen. Die Mädchen kamen aus den anderen Zimmern herbei, sahen ihre ermordete Herrin liegen, riefen nach Hilfe, übergaben den Mörder den herbeigeholten Beamten und benachrichtigten auch den Bräutigam von dem Vorfall.

François Renneau ward vier Tage später gehängt und der glückliche Bräutigam trat — mir ist nicht erinnerlich, unter welchem Titel, die Erbschaft an.

Hunderteinunddreißigstes Kapitel.

Die Rechtmäßigkeit der Ansprüche der holländischen Regierung auf Borneo oder Baruni, ihre Kriege darum. Die schwarzen Holländer. Warum die Hunde auf Borneo und in Polen so viel Zuthunlichkeit für die Menschen haben.

Diese schreckliche Geschichte war in dem Augenblick, als der „van der Kapellen" Banjermassing berührte, das Tagesgespräch, und es entwickelte sich dabei außerordentlich viel Moral. Es ist zum Erstaunen, was die Leute edel sind, wenn ein Anderer eine schlechte Handlung, ein Verbrechen verübt hat. Mir kam

die That des Franzosen verbrecherisch, aber so entsetzlich natürlich vor, daß ich zwar nicht sagen will, ich würde ebenso gehandelt haben (weil es mir hierzu vielleicht an der nöthigen Energie gefehlt hätte), daß ich aber sagen muß, wie ich von einem so schrecklich verrathenen und gepeinigten Mann eine solche Handlung wohl begreifen kann. Der Richter hat Recht, wenn er das Verbrechen mit dem Tode bestraft, das Herz ist aber auch in seinem Rechte, wenn es den unglücklichen Mörder bemitleidet.

Ob es gerade dieses oder etwas anderes war, was den Herrn Supercargo in Banjermassing zurückhielt, weiß ich nicht, allein der Aufenthalt gab mir Gelegenheit, meine Beobachtungen und Bemerkungen über die Bevölkerung noch zu vervollständigen.

Die Eingeborenen nennen die Insel sehr verschieden. Borneo ist nur ein ganz kleiner Theil auf derselben, die ganze Insel wird Brunaï oder Baruni genannt. Die Holländer leiten die Rechtmäßigkeit ihres Besitzes von einem Tractate ab, welchen sie mit dem Sultan von Bantam auf Java geschlossen haben. Dieser javanische Sultan hält sich für den souverainen, für den unumschränkten Beherrscher von ganz Brunaï und er nennt die Königreiche Landanak und Succadana sein Privateigenthum. In dieser Qualität hat er den Holländern gestattet, sich zu Pontianak niederzulassen. Späterhin schlossen die Holländer mit einem nicht nominellen, sondern wirklichen Sultan auf Borneo gleichfalls einen Vertrag, das war zu Banjermassing. Die Holländer hatten dem Sultan in seinen Kriegen beigestanden und ihm den Sieg über seine Feinde verschafft, in Folge dessen entstand ihre Niederlassung zu Banjermassing, darauf erkannte der Sultan im Jahre 1780 nicht mehr die Holländer als befugt, sich in seinem Reiche niederzulassen, sondern sich selbst als befugt, in seinem Reiche unter dem Schutze der Holländer und als deren Vasall zu leben. Nur einige Kleinigkeiten, ein paar Provinzen und einige Küstenstriche im Belang von ein paar tausend Quadratmeilen behielten die Holländer sich vor als ihr wirkliches Eigenthum, ebenso behielten sie sich vor die Zölle, die Abgaben, die Aufsicht über die Diamantgräbereien und das Alles in Rücksicht darauf, daß vor ein paar Jahrhunderten auf Java ein mächtiges Kaiserthum blühte, Madjapahit, dessen Fürsten oder Kaiser sich als die Beherrscher aller großen Inseln betrachteten, indessen umgekehrt die Fürsten aller dieser Inseln sich selbst für Vasallen dieses Kaiserthums ansahen.

Von diesen beiden Hauptpunkten aus haben die Holländer fortwährend versucht, weiter zu schreiten und sich in einem immer größeren Kreise festzusetzen; aber nur wenig ist ihnen geglückt, denn sie haben nicht die erforderliche materielle Kraft gehabt, um nachhaltig aufzutreten, wie denn überhaupt keine europäische Macht eigentlich festen Fuß auf der Insel gefaßt hat, in solcher Weise, wie dieses in Java oder in Indien, den Antillen ꝛc. geschehen ist. Man hat wohl eine kurze Zeit auf dem Boden von Borneo verweilen dürfen, man hat

auch wohl mit den Fürsten Contracte geschlossen, einen Frieden herbeigeführt, gewisse Rechte erworben oder erkauft; aber eben diese Fürsten, dem malayischen Stamme angehörig, sind durchaus lügnerisch und treulos, und da sie zugleich über alle Begriffe empfindlich gegen Beleidigungen sind, so gehörte gar nicht viel dazu, um eine solche Niederlassung wieder aufzuheben, selbst wenn sie schon so lange bestanden hatte, daß man ihre Existenz für gesichert hielt. So wurde der Kapitain Padler im Jahre 1769 strangulirt mit seiner ganzen Besatzung. So wurden die Engländer im Jahre 1744 aus Balambangan vertrieben und auf der Flucht sämmtlich ermordet. So wurde ein holländischer Kapitain auf der Rhede von Borneo (der Hauptstadt dieses Landes) massacrirt mit der ganzen Equipage, mit der ganzen Besatzung seines Forts (1788). Dem Kapitain Pavin geschah dasselbe im Jahre 1800; er war zu einem Fürsten eingeladen mit allen Offizieren seiner Abtheilung und wurde während der Mittagsmahlzeit sammt seinen Kameraden erschlagen, worauf es an's Massacriren der Soldaten ging.

So ging es noch im Jahre 1803, 1806, 1810 u. s. f., alle diejenigen, die es wagten, sich für längere Zeit dort niederzulassen, wurden immer Opfer ihrer Thorheit, ihrer Verwegenheit; das ist auch der Grund, warum diese große, schöne und reiche Insel, von größerer Ausdehnung als ganz Deutschland, unbekannt bleibt, mehr als das Innere von Afrika und Amerika, obwohl man von allen Seiten zu dieser Insel gelangen kann und obwohl sie mitten in dem Kreise der großen Handelsstationen China, Siam, Indien, Java, Neu-Holland, Timor und Mindanao liegt.

Mich befremdete eine häufig wiederkehrende Frage, warum man jetzt nicht mehr so viele schwarze Holländer sähe als sonst. In meinem Leben hatte ich nichts von schwarzen Holländern, d. h. doch eigentlich von schwarzen Weißen gehört. Ich erkundigte mich daher bei dem Gouverneur von Banjermassing nach dem Sinne dieser sonderbaren Frage und er gab mir darüber folgende Erklärung:

Es ist bekannt, daß die Europäer unser Klima hier nicht gut vertragen, ich will wohl zugeben, daß hauptsächlich unsere unangemessene Lebensweise und unsere Unmäßigkeit im Essen und Trinken und auch wohl noch in anderen Genüssen, denen zu fröhnen nirgends gefährlicher ist als gerade hier, daran schuld ist; aber es ist einmal eine Thatsache, und man ist deshalb auf den Gedanken gekommen, andere als Europäer zu Soldaten zu machen, besonders da in der Mitte der zwanziger Jahre vielfältig Kriege mit den Eingeborenen geführt wurden und die europäische Truppenmacht sich schneller verringerte als sie sich rekrutirte. Da kam man denn auf den Gedanken, Neger aus dem tropischen Afrika in die Soldatenjacke zu stecken und zu diesem Ende gingen von 1831 bis 1842 jährlich mehrere Ostindienfahrer, zu Kasernen eingerichtet, von Holland nach der niederländischen Besitzung Georg de la Mina oder Elmina auf der Guinea-Küste, um

von dort, aus dem holländischen Fort, 100 bis 120 Neger mitzunehmen, wie dieselben sich dort in den Gefängnissen befanden, wohin sie von den Krieg führenden Stämmen gebracht und gegen Glaskorallen, Beile oder ähnliche Gegenstände vertauscht wurden.

Die Sclavenfreunde sagten hierbei, man sähe doch immer, welche Wohlthat den Negern erwiesen werde durch diesen Sclavenhandel, den man so sehr verdamme. Alle diese Unglücklichen würden sonst nicht verkauft, sondern mit Keulen todt geschlagen worden sein. Wohl möglich, daß mäßig arbeiten diesen Negern lieber war als todtgeschlagen werden, womit man in dem Negerreiche Fatye oder Dahomei wohl nicht gar zu viel Umstände machen mochte; aber da man sie doch um des Todtschlagens willen von ihrem Vaterlande nach Java, Amboina und den anderen holländischen Besitzungen brachte, so hätte man sie freilich eben so gut dalassen können, es wäre ihnen dort auch nichts Schlimmeres passirt und es wäre kürzer abgemacht gewesen.

Wenn die Ladung voll war, wurden die Leute erst auf dem Schiffe equipirt, wahrscheinlich weil man fürchtete, sie würden alsbald mit ihrer Equipirung durchbrennen, was nicht mehr ging, wenn einmal die Anker gelichtet waren. Kamen die Leute nun nach den holländischen Niederlassungen in Indien, so waren es freie Afrikaner, welche für die Annahme holländischer Dienste 96 Gulden empfangen hatten. In den Büchern dieser Regimenter oder der besonderen Corps, denen sie zugetheilt waren, fand sich neben ihrem Namen und ihrem Signalement immer die Ausgabe für das Handgeld vermerkt, wiewohl sie sich durchaus nicht besinnen können, jemals einen solchen Vertrag geschlossen oder irgend solches Handgeld bekommen zu haben — nun das beruht natürlich auf der gewöhnlichen Vergeßlichkeit solcher Leute, *wenn es nicht wahr wäre, würde es ja nicht in den Administrationsbüchern stehen!* Die Leute sind alle aus dem Innern von Afrika, sind immer im Kriege gefangen genommen und sind dann immer dem Sonnenuntergange zu, durch die heißen Länder geführt, um von den Holländern angekauft zu werden, sie sind auch unterwegs sehr gut genährt und nicht strapezirt worden, damit sie in gutem Zustande, als preiswürdige Waare, nicht elend und abgemagert, zu den Holländern kämen. Dies Alles erklärt sehr gut ihre Vergeßlichkeit hinsichtlich der 96 Gulden.

Auf Java angekommen, wurden diese Leute exerziert und zu Soldaten gebildet, was allerdings keine Kleinigkeit war, da sie weder einer europäischen noch einer asiatischen Sprache mächtig waren, ja sich unter einander selbst nicht einmal verstanden. Unsere Unteroffiziere hatten hierüber den größten Aerger und glaubten, die Schufte wollten sich selbst nicht verstehen! Die Kerls sind ja alle Schwarze, sind ja alle aus demselben Lande, müssen also auch dieselbe Sprache haben, und wenn ich ihnen sagte, sie seien große Esel, so glaubten sie es nicht einmal, obwohl sie zugaben, daß nicht alle Weißen dieselbe Sprache redeten und daß zwischen Russisch, Ungarisch, Italienisch, Spanisch und Holländisch

gewisse Dialectverschiedenheiten nicht zu verkennen wären, aber die Neger sollten nun einmal alle die nämliche Sprache reden, ohne Dialectverschiedenheiten, vor Allem aber sollten sie Holländisch verstehen und da gab es denn manche Püffe (sagte der Gouverneur).

Die Neger sind dergleichen gewohnt und lassen sich darin viel gefallen, aber an's Geld darf man ihnen nicht kommen, dann kommt man ihnen an das Leben. Die Afrikaner waren sehr tapfer, sie nahmen an allen Kriegen auf Sumatra, Borneo und Celebes Theil und sehr viele erhielten für diese Tapferkeit Medaillen, dennoch aber schienen ihre Leistungen nicht mit den durch sie verursachten Kosten das Gleichgewicht zu halten, deshalb beschloß, ich weiß nicht wer — — von den Negern die Wiedererstattung der 96 Gulden zu verlangen, welche bekommen zu haben keiner von ihnen sich besinnen konnte, und da natürlich solch ein armer Kerl nicht über 96 Gulden verfügen kann, so wurde einem jeden etwas von seiner Löhnung, nämlich 5 Deut oder 3 Kreuzer per Tag zurückbehalten. Das war es, was den Leuten außer'm Spaße schien, sie empörten sich darüber, sie machten kleine, unschuldige Rebellionen und da sie weit mehr kameradschaftlichen Sinn unter einander haben als die Weißen, so waren die kleinen Schäkereien schwer zu unterdrücken, und beinahe in jedem größeren Garnisonsorte mußten 30 bis 40 Neger erschossen werden. Dieses half nun allerdings, den übrigen Leuten wurden die 5 Deut abgezogen, nicht nur bis die angeblich nicht empfangenen 96 Gulden gedeckt waren, sondern für ihre ganze Lebenszeit, da man ja auch für die durch holländische Kugeln so gut wie durch malayische Schwerter umgekommenen Neger seine 96 Gulden wieder haben mußte.

Diese Neger in holländischen Uniformen sind es nun, welche die Eingeborenen schwarze Holländer nennen, und da sie dieselben für näher mit sich verwandt erkennen als die weißen Holländer, so thut es ihnen leid, derselben nicht so viele wie sonst zu sehen. Alle diejenigen Neger, welche ihre Dienstzeit wirklich überstanden haben, blieben im Lande und verheiratheten sich, und da sie unter dem Soldatenstande eine gewisse Civilisation erlitten, auch bei der Taufe sehr vornehme Namen, wie: Ruyter, Blücher, Tromp oder Grotius &c. erhalten haben, so tragen sie diese Civilisation und die fremden Namen in die malayische und dajakische Bevölkerung über, allerdings auch den wichtigsten Hebel der Civilisation, das Branntweintrinken.

Borneo, soweit seine Niederungen reichen, scheint durch Verwitterung und Abspülung der Gebirge entstanden zu sein, die Eingeborenen aber sind darüber anderer Meinung; sie behaupten, Brunaï bestehe aus fünf oder sechs gebirgigen Inseln, welche nahe bei einander gelegen, sich allmälig vereinigt hätten. So z. B. soll der Berg Gunongkandang in dem Distrikt von Landak, gegenwärtig neun Meilen von der Küste liegend, noch im 15. Jahrhundert eine abgesonderte Insel gewesen sein und Pulokandang geheißen haben.

Sie geben auch einen eigenen Grund an für die Bauart ihrer Häuser auf

hohen Pfählen. Sie sagen, da sich die Erde sehr häufig um nicht unbeträchtliche Strecken erhebt, so ist es sehr gut, auf Pfählen zu bauen, damit bei der Erhebung die Erde zwar den Häusern näher komme, sie aber nicht verschlinge, was jedenfalls geschehen würde, wenn sie auf der Erde selbst ständen.

Ich muß nun zwar allerdings behaupten, daß ich einen anderen Grund zu kennen glaube, aber die Eingeborenen lassen sich darauf todtschlagen, daß sie es nur deswegen thun.

Im Sumpfe wohnend, müssen sie ihre Häuser so hoch stellen, um sich den allzu schädlichen Ausdünstungen wenigstens einigermaßen zu entziehen. Auf den Höhen, wo die Dajaks genau ebenso bauen, fällt allerdings dieser Grund weg, aber sie haben einen anderen gleich guten und gleich triftigen; sie lassen durch die Rohrgitter ihres Hausbodens alle Unreinigkeiten fallen, welche dem Hause irgendwie zur Last werden könnten.

In der That habe ich auf ganz Borneo und Celebes keine einzige Stelle gefunden, wo es irgend Jemanden, wenn auch nur dem Häuptling oder Sultan eingefallen wäre, sein Haus so einzurichten, daß man die Erleichterung des Intestinum colon und rectum mit Bequemlichkeit vornehmen könne. Das Residuum, der Rückstand der bereits verdauten Speisen, kann sehr gefährlich werden; in der schlechtesten Haushaltung pflegt daher ein Ort zu sein, wo man die nutzlosen Ueberbleibsel von sich werfen und wo man sie so lange aufbewahren kann, bis man sie aus dem Hause auf den Acker oder Garten schafft. Davon ist hier nicht die Rede, es existirt nicht einmal die Andeutung eines solchen, nicht einmal eine Latte, welche in der Höhe von 1½ Fuß über der Erde angebracht, wenigstens einen Sitz gewährt. Die Eingeborenen stehen in mancher Hinsicht nicht gar so niedrig wie man glaubt oder glauben machen will, aber hinsichtlich dieses Punktes befinden sie sich so vollständig im Naturzustande wie nur die Polen auf den Dörfern. In diesem gesegneten Lande weiß man auch nichts von dieser, wie es scheint, überflüssigen Veranstaltung. Ein Jeder setzt sich auf dem Hofe oder hinter dem Hause nieder und thut, was er nicht lassen kann. Sonderbar, man sieht weder auf Borneo und Celebes noch in den polnischen Dörfern und kleinen Städten die Spuren dieser Handlung. In Italien ist es freilich ebenso. Die Handlungen werden in ganz gleicher Weise und wo möglich mit noch mehr Oeffentlichkeit vorgenommen, aber man sieht doch auch die Spuren derselben, ein Jeder kann beurtheilen, was sein Nachbar geleistet, wie es auch natürlich ist. Warum ist es nun hier auf Borneo nicht ebenso?

Sehr einfach deshalb, weil die Eingeborenen doch Behälter für diese Auswürfe haben, man es nur nicht gleich wahrnimmt, weil die Behälter ihren Ort, ihren Platz fortwährend wechseln. Die Behälter nennt man im gewöhnlichen Leben Schweine, und sie sorgen mit einer solchen Pünktlichkeit, mit einem solchen Eifer für die Aufbewahrung dieser Auswürfe, daß man erstaunt, ja daß man in Gefahr geräth.

Ich wußte anfangs gar nicht, weshalb ich bei jedem Ausgange eine Escorte von ein paar Schweinen hatte, welche mich hunderte, ja mitunter tausende von Schritten weit begleiteten, bis sie, ihrer fruchtlosen Bemühungen überdrüssig, wieder umkehrten; allgemach bemerkte ich, daß diese Begleitung ihre eigennützigen Zwecke hatte, sie hatten Absichten auf mich, wenigstens auf einen Theil von mir, sie wollten, was ich als nicht assimilirt von mir gab, zu assimiliren suchen, zu ihrem eigenen Nutzen verwenden und ihre ungemeine, mehr als übergroße Liebenswürdigkeit abzuwehren, mußte ich mich jederzeit mit einem guten Stecken versehen und die Nasen derjenigen vorher bearbeiten, deren Gaumen zu erquicken ich bestimmt war.

Als ich zum erstenmal von dieser Sonderbarkeit Kenntniß nahm, fiel mir unwillkürlich ein, daß Adolph Erman das Nämliche von den Hunden der Nordasiaten erzählt, gegen deren ernstliche Angriffe er immerfort sich habe verwahren müssen durch tüchtige Knüppel, weil leise Zurechtweisungen gar nichts fruchteten.

So ist in dieser schönen Welt immer einer auf den anderen angewiesen. Was der Eine als unnütz von sich wirft, kommt dem Andern zu Gute, picken doch die Vögel die unverdauten Körner auf, welche die Pferde von sich geben, fressen doch Käfer die Excremente von Vögeln, machen doch andere aus dem Dünger der Kühe kleine Kugeln, in deren Mitte sie ein Ei legen, für welche Kugel sie dann ein Loch in die Erde graben, so ihrer dereinstigen Brut durch das letztere einen geschützten Wohnplatz, Ruheplatz, durch das erstere sofort Nahrung verschaffen.

So einfach die Bewohner in dieser Hinsicht sind, so auch noch in vieler anderer. Man hat kaum einen Begriff von der Geringfügigkeit ihrer Hausgeräthe. Sie haben ein paar irdene Töpfe, in welchen sie den Reis kochen, ihr Herd besteht aus etwas Lehm, der festgeschlagen auf dem Boden liegt und mit Erde oder Sand bedeckt ist. Die Töpfe setzen sie auf drei Steine, welche sie im Dreieck zusammenlegen und im Sande des Herdes befestigen. Das Feuer machen sie unter dem Topf, hierin sind sie vernünftiger als wir, denn falls wir auf einem Herde kochen, so stellen wir den Topf nicht über, sondern neben das Feuer.

Ihre Wassertonnen sind auch zu gleicher Zeit ihre Becher oder Trinkgefäße, es sind vier bis fünf Fuß lange Abschnitte von Bambusrohr, die man so weit ausbohrt wie möglich und wovon man den einen untersten Boden oder Knoten schont, indessen der obere weggeschnitten ist, wodurch sich das Gefäß oben offen zeigt. Ich habe die Geschicklichkeit dieser Leute immer bewundert, da sie aus solchem Gefäß, es mit zwei Händen an den Mund hebend, trinken konnten, ohne sich zu begießen. Ich habe dies niemals fertig bekommen und mir daher eine andere Art zu trinken angeeignet. Ich goß meinen Antheil Wasser in einen kleinen Lederbecher, der zusammengefaltet werden konnte und nicht viel mehr Raum wegnahm als ein großes Taschenmesser, oder ich bediente

mich eines dünnen Rohrhalmes, mittelst dessen ich das Wasser aus dem Gefäß aufsog.

Von Geräthschaften, wie man sie in einem Stall braucht, ist natürlich gar keine Rede. Es giebt keine Ställe und außer den Schweinen auch nur wenig anderes Vieh. Für die Schweine hat man ein paar Tröge aus einem Stücke weichen Holzes geschnitten oder gemeißelt, wie ich dieses auch in Europa sehr häufig gesehen habe. Da hinein wird den Thieren, welche so freundlich für die Reinlichkeit der Dörfer sorgen, ihr Futter gegeben, welches beinahe immer aus Mais, in Wasser aufgeweicht, besteht. Die Hühner suchen sich in Wald und Feld ihr Futter ganz nach Belieben, sie brüten aber nicht im Freien, sondern im Innern des Hauses, wo man ihnen aus Bambusrohr geflochtene Körbe in irgend einen fernen, wenig besuchten Winkel stellt.

Hundertzweiunddreißigstes Kapitel.

Häusliche Arbeiten der Eingeborenen. Historische und religiöse Erinnerungen derselben. Ansichten über die früheren Bewohner und die Denkmäler, welche sie hinterlassen haben.

Der Ackerbau und der Fischfang sind gleichfalls höchst primitiver Art. Sie bauen den Reis gewöhnlich in Sümpfe, kratzen den Boden nur schwach auf mit einer Hacke, sind aber sehr sorgfältig im Ausraufen des Unkrauts. Wie sie es fertig machen, große Bäume zu fällen, kann ich noch nicht begreifen, ihr ganzes Werkzeug ist ein Hackmesser, von der Art, wie es jede Köchin täglich in ihrer Küche handhabt, nur sind sie ein wenig größer, sie haben Handhöhe und mehr als eine halbe Elle Länge. Mit diesen Dingen, ganz geschickt, um Carbonaden zu hacken, hacken sie auch einen Baum von drei Fuß Durchmesser um, es dauert nur etwas lange.

Auch das Fischen wird auf sonderbare Weise betrieben. Sie schleppen nicht ein Netz über eine ergiebige Stelle des Flusses oder Meeresufers, sondern sie breiten ein solches ganz flaches, mehr als hundert Fuß im Quadrat habendes Netz auf dem seichten Meeresboden aus, warten nun so lange, bis sie glauben, vielleicht auch sehen, daß sich genug Fische über dem Netze angesammelt haben. Dann werden die äußersten Ränder desselben an's Tageslicht gezogen und was während dieser Arbeit von der Fläche des Netzes nicht hat entweichen können, das wird eine Beute der Fischer. Die Netze für die Flußfischerei sind gewöhnlich aus Cocosfasern geknüpft, für die Seefischerei machen sie die Netze aus den schwarzen Fäden der Aureng-Palme, welche dem Wasser außerordentlich lange Widerstand leisten.

Es hat mich immer Wunder genommen, daß diese Leute eine Maschine zum Spinnen und doch keine zum Weben haben. Sie haben ein Spinnrad, welches dem unserer Bauern so ziemlich ähnlich ist und doch keinen Webestuhl. Sollte man es glauben — sie weben Zeuge auf folgende Weise: zwei gleich lange Latten, welche durch ihre Länge die des Stückes Zeug bestimmen, werden in irgend welcher Weise an ein Haus gelehnt, oben und unten wird eine Latte querüber genagelt und über diese beiden Latten werden die Fäden auf und ab gezogen, so viele neben einander, als das Zeug Breite haben soll, das ist der sogenannte Aufzug. Nun kommt der Einschlag. Mit den Fingern werden die Fäden getheilt, ein langes Lineal wird hineingeschoben, so daß immer ein Faden vor demselben und der nächste hinter demselben, dann wieder einer davor und einer dahinter steht und so fort, und nun wird der Faden zwischen diese beiden Reihen von Fäden des Aufzuges geschoben, er wird an seine Stelle gebracht, dann mit dem Lineal angedrückt und hierauf wird dasselbe herausgezogen, um gleich wieder an die nämliche Stelle gebracht zu werden, doch mit dem Unterschiede, daß alle die Fäden, welche bis dahin vor dem Lineal waren, nunmehr nach hinten laufen, und umgekehrt alle die dahinter gelegenen jetzt nach vorne gebracht werden.

Diese unbeschreiblich langweilige Arbeit muß so viel hundert Male wiederholt werden, bis das ganze Stück Zeug von einer Latte bis zur andern mit den Querfäden, mit dem Einschlag durchzogen ist; es ist ungefähr dieselbe Manipulation, welche die Hausfrauen machen, wenn sie einen Strumpf stopfen, und man kann sich denken, welche Zeit dazu gehört, um auf diese Weise ein Stück Zeug zu machen, welches eine Elle breit und vier Ellen lang ist, wobei übrigens die Fäden von der Art sind, daß das Zeug unserem groben Kattun gleichkommt.

Diese Thatsache befremdet mich um so mehr, als sich mancherlei Spuren einer früheren Civilisation finden, aus denen man nicht allein schließen kann, daß die ehemaligen Bewohner von Borneo mancherlei Kenntnisse gehabt, sondern auch, daß sie dieselbe und ihre ganze Kultur von Indien her bekommen haben, diese indische Kultur aber ist in dem Heimathlande erst unter dem Auftreten der Engländer erloschen, hier war sie es vielleicht schon lange bevor man den Collectivnamen Engländer kannte, gewiß wenigstens Jahrhunderte bevor derselbe im Raume der indischen Meere genannt wurde.

Ich habe zwar nur wenig Ruinen ehemaliger Paläste und diese überhaupt nur ein einziges Mal bei der oben erzählten Jagd gesehen; aber andere Denkmäler sind vorhanden, weniger vergänglich als die von Stein und Holz. Die Dajaks nämlich haben Traditionen, welche mit dem Bramaismus genau zusammenhängen, sie kennen z. B. die Zeit oder vielmehr die Weltrechnung nach Yugas, nach jenen fabelhaften Perioden der indischen Mythologie, und sie haben auch die nämlichen Worte zu deren Bezeichnung. Sie sprechen statt Kertayuga,

Keretajoga, für Tertayuga, Teretaioga — man sieht, daß dieses ganz geringfügige Unterschiede, daß es nur Dialektunterschiede sind. Sie kennen vier solcher Zeitalter und leben gegenwärtig in dem vierten, ganz nach indischer Weise, und bezeichnen es auch als Kaleioga (die Indier schreiben Kaliyuga) oder als Zeitalter des Unglücks.

Sie haben ferner die indische Ansicht über die Finsterniß an Sonne und Mond, sie haben dieselben Namen dafür, welche aus dem Sanscrit entlehnt sind und das nämliche Mittel dagegen, gegen die Finsternisse nämlich. Diese werden hervorgebracht durch einen furchtbaren Drachen, welcher sich ganz ernsthaft bemüht, Sonne oder Mond zu verschlingen. Damit dieses nicht geschehe, verursachen sie mit allen möglichen Mitteln, die ihnen irgend zu Gebote stehen, einen gräulichen Lärm, um den bösen Drachen zu verjagen.

Dieses und vieles andere beweist allerdings das Vorhandensein früherer Verbindungen mit dem so weit vorgeschrittenen Indien und man hat Grund, sich zu wundern, daß ein Volk so weit herabkommen konnte, daß es sogar die einfachsten Werkzeuge oder die Kenntniß derselben verliert, aber allerdings ist dieses nicht neu, sind doch die erhabensten, mächtigsten Reiche der Erde untergegangen, und was man früher der Zerstörungswuth der Barbaren zuschrieb, das muß man jetzt leider dem Vandalismus desjenigen Volkes zu gute halten, welches sich an der Spitze der Civilisation wähnt. Das von fleißigen, intellectuellen Hindus und von kriegerischen Osmanen bewohnte Indien, vor 100 Jahren noch ein Paradies, ein Land, bedeckt mit den ausgedehntesten Städten, mit den herrlichsten Prachtbauten, Schlössern, Moscheen, Pagoden, als wäre ihre Architectur den Märchen der Scheherazade entlehnt, ist von den Engländern zur Wüste gemacht und entvölkert worden, und die palastreichen Städte liegen in Schutt und Staub, gerade so gut wie Ninive und Babylon, und man muß ja nicht glauben, diese civilisirten Barbaren, diese barbarischen Civilisatoren seien die Engländer des vorigen Jahrhunderts — sie haben es in diesem Jahrhundert, ja in dem verwichenen Decennium dieses Jahrhunderts mit dem stolzesten Reiche der Erde, mit Birma, genau ebenso gemacht, und so wie die indischen Hauptstädte nur Schutthaufen sind, so sind es auch die des Birmanenreiches, und so wie diese es sind, werden es die chinesischen auch werden, falls die dort mitwirkenden Franzosen nicht ein beschwichtigendes Wort dreinlegen.

Ob es wirklich nur auf Java alt-indische Ruinen giebt, weiß ich nicht, der ehemalige engländische Gouverneur von Java, Raffles, behauptet es allerdings, allein das ist eine sehr kühne Behauptung. Wer kann von dem Innern der großen Inseln so sprechen, daß er zu behaupten vermöge, man fände dort keine Ruinen, sind sie doch in Mittelamerika zu verschiedenen Malen und auf das Großartigste ausgedehnt, entdeckt worden, in Wäldern, die man für Urwälder gehalten, obwohl sie kaum 200 Jahre alt waren. Wälder, entstanden auf gartenähnlich cultivirten Fluren und erwachsen über den wundervollsten Prachtbauten

alter mexikanischer Herrlichkeit und bis zur vollständigsten Undurchdringlichkeit verdichtet. Warum sollten auf Celebes, Sumatra, Borneo nicht auch ähnliche Bauten zu finden sein? Aber um sie zu finden, muß man allerdings die Inseln nach allen Richtungen hin vielfältig durchkreuzen und geschieht dieses nicht in solcher Art, daß man ganz systematisch ein Netz mit ziemlich kleinen Maschen darüber zieht, geschieht es nicht in solcher Art, daß man die Insel ihrer Länge und ihrer Breite nach so viele Male durchschneidet, als Viertelmeilen darin aufgehen, so wird man nicht mit Gewißheit sagen können, es befänden sich daselbst keine Alterthümer.

Da eine solche Arbeit unerhörte Kräfte und Geldmittel fordern würde, so ist vorläufig überhaupt die Möglichkeit ganz abgeschnitten, aber dem Zufall bleibt doch immer freies Spiel genug. Durch diesen kann man einzelne Monumente entdecken, wenn sie selbst nicht zu den größten gehören und wenn es nicht Städte sind, wie es geschehen ist durch die Herren Brumund und Hoevell auf Bali und Madura, obschon Raffles, welcher sechs Jahre dort residirte, die Versicherung giebt, es kämen dergleichen auf diesen Inseln nicht vor.

Im Norden von Borneo habe ich aus dem Munde der Dajaks gehört, daß man in dem Mittelpunkte der Insel Uahu steinerne Häuser von ungeheurer Größe findet. So etwas erfindet man nicht unter den Dajaks, sie würden viel eher erzählen, daß dort riesige Kopfabschneider wohnen, als daß dort riesige Steinbauten zu finden wären. Ich wünschte wohl, ich wäre durch die holländische Regierung zu solcher Entdeckungsreise ersehen, allerdings müßte man viel Leute und viel Geld haben, man müßte sich erst Straßen aushauen in die Wälder, müßte wohl auch auf Kämpfe gerüstet sein, wenn dieses aber wäre und es wären genügende wissenschaftliche Kräfte zusammen und nicht Koch und Kellermeister, Haus- und Reitknecht in einer Person vereinigt, ich glaube, außer der Ehre, deren Haupttheil auf die Regierung fiele, die solches Unternehmen gewagt, ließe sich noch manches finden, was auch geeignet wäre, die angewandten Kosten zu ersetzen. Aber allerdings müßten dann nicht Holländer hier wohnen, denen die Ruhe und der wohlgefüllte niederhängende Thonpfeifenkopf das Liebste auf Erden ist. Die Nation ist zu phlegmatisch, um etwas zu schaffen, man sieht dieses schon daran, daß sie aus den Molukken und den Sunda-Inseln trotz der unerhörtesten Bedrückungen und trotz der Monopolisirung aller einigermaßen einträglichen Geschäfte bei weitem nicht so viel Geld gezogen haben, als sie ihnen kosten.

Allerdings war es mit den Besitzungen der Engländer in Indien gerade ebenso, ja sie haben, da sie reicher waren als die Holländer, noch mehr drauf gehen lassen und noch weniger geerntet für die hochberühmte englisch-ostindische Compagnie, allein man muß den Unterschied nicht unberücksichtigt lassen. Welche unglaubliche Menge jüngerer Söhne hat England zu versorgen. So lange man Indien noch nicht hatte, mußte das Volk sie versorgen, als Pfründner im

geistlichen Stande, als Blutsauger im Stande der Juristen, und als Dictatoren mit Beilen und Ruthenbündeln im Gefolge, bei der Marine oder dem Landheere.

Drei Viertel von denjenigen, welche auf diese Art versorgt werden mußten, gingen nun nach Indien, wo sie zuerst leben wollten wie die Fürsten, und von wo sie reich wie die Fürsten zurückkehren mußten. Das kostet dem Lande Geld, da kann für die Regierung oder die Handelsgesellschaft nicht viel übrig bleiben.

Hundertdreiunddreißigstes Kapitel.

Eine Sultanswahl und einige dabei eintretende Schwierigkeiten. Ein klein wenig Mord und Todtschlag, aber es lohnt kaum der Mühe. Ein Fallwind in der Bandastraße.

Ich hatte mich vielfältig mit Ordnen meiner Sammlung beschäftigt, so daß ich kaum merkte, wie seit meiner Ankunft in Banjermassing bereits ein Monat verflossen sei, mir war dabei nur das auffällig, was mir gleich anfangs so geschienen, daß nämlich der Supercargo vor meiner Ankunft in Banjermassing gar keine Zeit hatte und daß sie jetzt so im Ueberfluß vorhanden war, daß er vier Wochen ohne die mindesten Unbequemlichkeiten für sich, wie man zu sagen pflegt, an's Bein binden konnte; aber urplötzlich bekam er doch das Laufen.

Es residirte in Banjermassing als oberster Befehlshaber von Seiten der Holländer der Graf Bentheim, ein Mann von mehr als gewöhnlicher Liebenswürdigkeit, aber auch von desto geringerer Energie. Es war ihm glücklich gelungen, Alles gehen zu lassen wie es ging. Diese oberen und obersten Stellen sind immer Sinecuren. Der Resident braucht blos ja zu sagen zu dem, was sein nächster Untergebener auszuführen gedenkt; hiermit hatte sich auch der Graf begnügt und da der nächste Beamte manches zu thun unterlassen, so waren Unordnungen vorgekommen, Klagen eingelaufen, aber nicht berücksichtigt, und es entstand unter den Eingeborenen eine bedenkliche Gährung. Nun war ein Sultan von Banjermassing (so heißt nicht blos die Stadt, sondern die ganze Residentschaft, gewissermaßen ein Viertheil der Insel) gestorben und die Holländer, welche zwar diese Sultane und Rajahs bestehen lassen und beschützen, damit sie wieder der äußerst schwachen holländischen Regierung Schutz gewähren, haben sich doch die Wahl der neuen Sultane dergestalt vorbehalten, daß es durchaus auf sie ankommt, Wer der Nachfolger eines verstorbenen Fürsten werden soll, und sie wählen dazu gewiß nicht denjenigen, von dessen Energie, von dessen Thatkraft sie etwas zu besorgen haben würden. In dem vorliegenden Falle hatten sie einen natürlichen Sohn des Verstorbenen als Nachfolger eingesetzt und

denselben mit der königlichen Gewalt betraut (natürlich vorbehaltlich der eigenen kaiserlichen Gewalt, welche hindern oder unterstützen konnte, was im Vortheil der Regierung lag).

Die hier stattgehabte Wahl erfreute sich nicht der Zustimmung des Volkes. Das war nun zwar immer etwas wonach kein Mensch fragte. Die Malayen haben eine solche Unterthänigkeit gegen ihre Fürsten, daß sie glauben mit Gut und Blut Eigenthum derselben zu sein. Aber nächstdem haben sie auch Meinungen, und wenn nun so ein Javane meint oder durch einen anderen auf die Meinung gebracht wird, daß der Fürst nicht der Rechte sei und daß dem eigentlichen und rechten Fürsten durch denjenigen, der den Titel des Fürsten hat, ein Unrecht geschieht, so setzt er sich aus lauter Treue gegen den vermeinten rechtmäßigen Fürsten auf die Hinterbeine und versagt den Gehorsam, und alsdann kann wohl der Fall eintreten, daß die Sache sehr unangenehm wird.

Dieser Fall trat gegenwärtig ein. Es trat ein junger tapferer Malaye auf, welcher sich für den eigentlichen und rechtmäßigen Erben des Verstorbenen, für den echten und ehelichen Sohn desselben ausgab, hierin Glauben fand und auf diese Weise eine mächtige Partei für sich gewann, welche unbedenklich seinen Befehlen nachkamen, und man kann nicht leugnen, daß diese Befehle ganz im Geiste echten malayischen Heldenthums gegeben waren, daher wohl Anklang finden mußten, sie lauteten vor allen Dingen dahin, daß alle Weißen zu ermorden seien, daß ihre Niederlassungen geplündert werden müßten und daß nur die jungen hübschen Mädchen geschont und für die Harems der reichen Malayen oder des Sultans aufbewahrt werden dürften. Dies alles war viel zu natürlich, als daß man an der Echtheit der Bestimmung des jungen Sultans für den erledigten Thron nur im mindesten hätte zweifeln sollen. So mußte ein echter Fürst handeln und da er so handelte, war er ein echter Fürst.

Plötzlich kam nach der Stadt Banjermassing die ermordete Frau eines Beamten — so erzählte man sich, indem man sagen wollte: die Frau eines ermordeten Beamten — aus den Steinkohlengruben Julia Herminia. Dieselben gehörten einer Actiengesellschaft und die erste That des neuen Sultans war, die sämmtlichen hilflosen Beamten dieser Niederlassung auf die grausamste Weise zu schlachten. Wie beschlossen, wurden junge Frauen und Mädchen von den blutdürstigen Malayen weggeführt und die Entflohene behauptete, sie sei die Einzige, welche sich gerettet. Gleich darauf kamen auch von anderen Orten Nachrichten der abschreckendsten Art. Die Missionaire Klammer und Hofmeister, Wiegand und Rott waren mit allen ihren Begleitern ermordet worden, nur die Mädchen hatte man fortgeführt und die Frau des Missionairs Rott war, gleich jener Unglücklichen aus dem Steinkohlendistrikt, dem Blutbade entschlüpft.

Wenige Tage vor diesen Begebenheiten (am 1. Mai 1859) war der Oberst Andresen mit einer Kompagnie des 9. Bataillons in Banjermassing eingetroffen, mit der Ordre, die Leitung der Regierung zu übernehmen und den Grafen in

Skat zu legen. Es standen auch noch einige Truppen daselbst, die Gefahr war mithin nicht groß; selbst der wackere Kapitain Waaterhocker eilte zu dem Oberst Andresen und erklärte, daß er von dem unter seinen Befehlen stehenden Schiff bei der mehr als überreichlichen Besatzung desselben wohl 50 Mann entbehren könne und der holländischen Regierung zur Disposition stellen wolle; allein gerade in diesem Augenblick überkam den Supercargo eine solche entsetzliche und unbeschreibliche Eile, daß er auf der Stelle abzufahren beschloß, die Abgabe der 50 Mann entschieden verweigerte und den Kapitain gerichtlich für verrückt erklären lassen wollte wegen des unerhörten Anerbietens von Mannschaften, die sein, des Supercargo's, Privateigenthum seien.

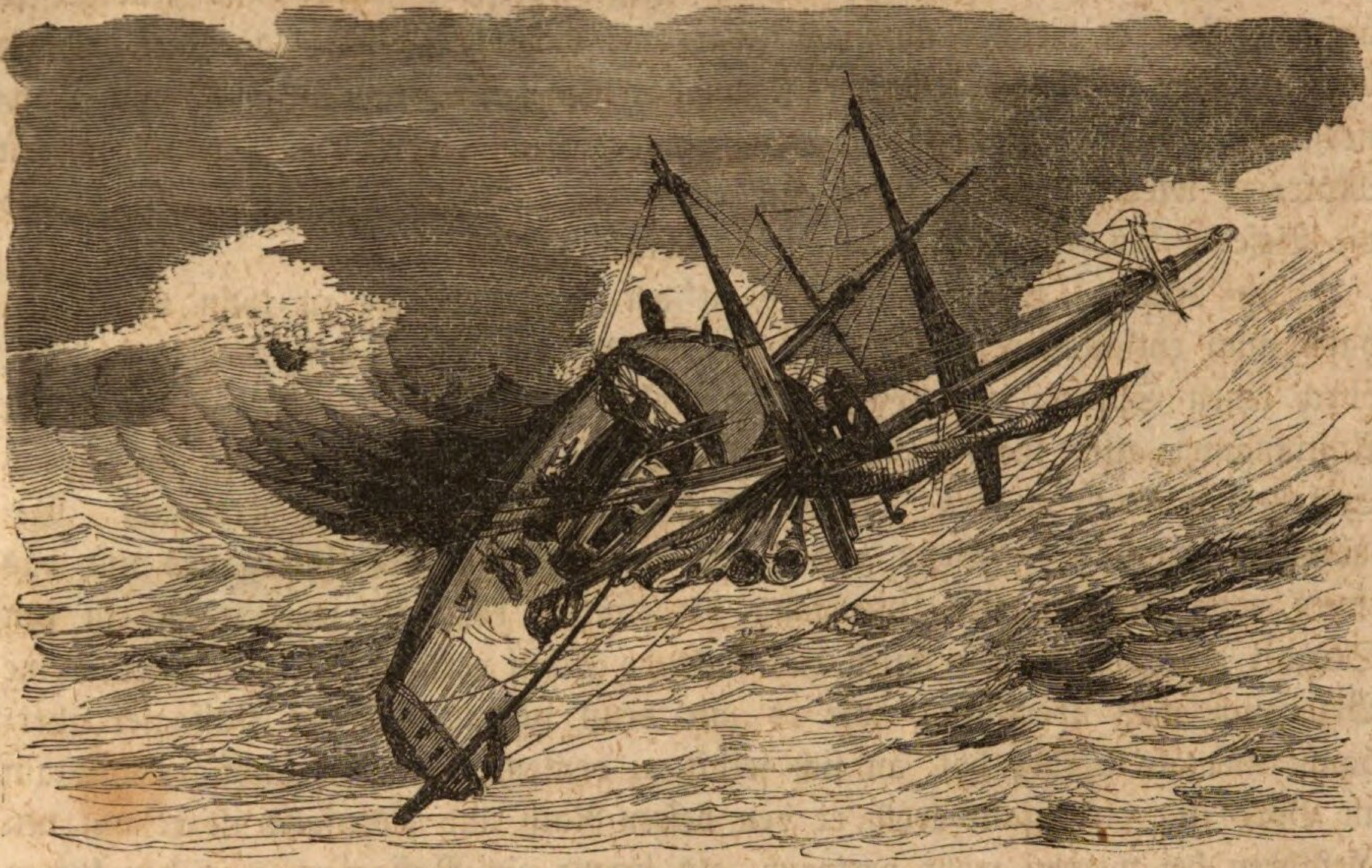
Der Oberst Andresen, welcher sofort erkannte, wo es dem würdigen Supercargo fehlte, rieth ihm an, sich einen Küraß zu kaufen, doch das Bruststück desselben unter dem Rückentheile anzubringen, aus zwei Gründen, damit nämlich diejenige Seite, welche er dem Feinde zukehren werde, gehörig bedeckt sei und damit bei etwaigen Unglücksfällen nichts vorbeigehe.

Dieser etwas derbe, aber echt holländische Spaß hatte keine anderen Folgen, als die der wirklich schleunigsten Abreise des Supercargo, welcher sich jedoch erbot, Briefschaften mit nach Batavia zu nehmen, wohin zurückzukehren er entschlossen war. Der Oberst lehnte jedoch dies Anerbieten ab und spedirte einen Dampfer in größter Eile dahin, durch welchen und noch einige andere Dampfschiffe 5 Kompagnien Landsoldaten, einige Artillerie und die genügende Menge von Sappeurs zur Zerstörung der hölzernen Festungen des malayischen Kronprätendenten herbeigeschafft werden sollten, was man denn auch schleunigst ausführte und wodurch der Aufstand in kurzer Zeit unterdrückt wurde.

Dem Supercargo war durch den abschlägigen Bescheid der Vorwand, nach Batavia zurückzukehren, genommen und er schämte sich (so weit dieses möglich war) seiner Feigheit und beschloß, zwar nicht nach Batavia, aber doch nach einer anderen holländischen Besitzung zu gehen, auf welcher er unter dem Schutze holländischer Kanonen sein Haupt sicher zur Ruhe legen konnte. Das nächste Ziel war Sumatra; dort in dem schönen Palembang konnte er hoffen ziemlich sicher zu sein, und sollte es irgendwie fehlen, so war Batavia in zwei bis drei Tagen zu erreichen, dorthin ging es nun auch, und da wir uns eines guten, günstigen Windes erfreuten, so erreichten wir unser Ziel in kurzer Zeit, denn schon nach acht Tagen lag die Stadt Palembang an der südöstlichen Seite von Sumatra vor uns, wiewohl wir durch die etwas stürmische Banda-Straße in den durch Barren versperrten Fluß Mussi eindringen mußten.

In der Banda-Straße stand uns übrigens ein entsetzliches Schicksal bevor, einer jener furchtbaren Stürme, die um so schrecklicher sind, als sie urplötzlich hereinbrechen. Ohne daß man auch nur die leiseste Warnung davon erhielte, legte das Schiff urplötzlich dergestalt auf die Seite, daß ich vollkommen überzeugt war, ich erlebte meine letzte Stunde. Die furchtbar empörten Wellen, die sich

ganz urplötzlich erhoben hatten, berührten die Mastspitzen. Das ist keine von jenen Redensarten, wie man sie gar häufig in den Reisebeschreibungen findet, ohne daß man gerade die Sache wörtlich zu nehmen braucht, es war hier in der That so, daß das Schiff sich völlig auf die Seite gelegt hatte und lediglich der Umstand, daß es in seinem untern Raum eine große Menge Eisen als Ballast führte, rettete das Schiff und machte, daß dasselbe sich wieder aufrichtete, ein Fall, der gar nicht hätte eintreffen können, wenn man die an sich sehr



In der Bandastraße.

zweckmäßige Einrichtung, welche eigentlich für jedes Schiff ohne Ausnahme wünschenswerth wäre, nicht hier auf besondere Veranlassung des Herrn Supercargo, der kein Freund vom Umschlagen eines Schiffes zu sein schien, getroffen hätte.

Es war ein überaus heiterer Tag und durch die Banda-Straße fahrend sahen wir die Küsten rechts und links; der größte Theil der Mannschaft befand sich auf dem Verdeck. Da erhob sich urplötzlich ein furchtbarer Donnerschlag, ohne daß ein Wölkchen sich am Himmel gezeigt hätte, auch ohne daß ich mich erinnere einen Blitz gesehen zu haben, und mit diesem Donnerschlage wurde das Schiff so vollkommen auf die Seite gelegt, daß die Mastbäume nicht etwa mit ihren Wimpeln, sondern mit ihren Spitzen die Wellen berührten.

So wie die Neigung begonnen hatte, drängte sich Alles mit unglaublicher Hast nach der anderen Seite und klammerte sich am Bord an, nur mit Anstrengung aller Kräfte im Stande, dem drohenden Sturz Widerstand zu leisten. An dem Steuerrade hing ein Matrose beinahe ohnmächtig und außer Stande,

dasselbe zu regieren, wozu in diesem Augenblicke auch die Kräfte eines Riesen kaum ausgereicht haben würden. Der Kapitain war in der Kajüte gewesen und von dem Unfall dadurch benachrichtigt worden, daß er plötzlich von seinem Stuhl herunter und dann mit demselben auf den Spiegel stürzte, welcher in der Seitenwand des Schiffes eingelassen war und der natürlich in tausend Scherben zerbrach.

Der Kapitain begriff alsbald was vorging, raffte sich schnell auf, lief auf der Seitenwand der Thüre zu, kletterte gegen dieselbe empor und gelangte so auf das Verdeck, welches nunmehr zwar eine mehr horizontale Lage anzunehmen begann, aber doch noch keineswegs gangbar war. Der Kapitain ließ seine Donnerstimme erschallen, und als wären damit die schlafenden Lebensgeister in den Matrosen wieder erwacht, fühlte sich ein Jeder zu neuer Thätigkeit gestärkt und die Befehle des Kapitains wurden blitzschnell vollzogen.

Ich armer Teufel, der nichts in der ganzen Sache zu thun vermochte, hatte mich entschlossen, sobald ich sehen würde, daß das Schiff Wasser schöpfte, durch einen Sprung in's Wasser mein Leben zu retten, insofern ich mich mit Anstrengung aller meiner Kräfte vom Schiffe entfernte, denn es soll etwas Entsetzliches sein um den Strudel, den ein sinkendes Schiff verursacht. Gewöhnlich verlassen die Boote das Schiff im Augenblick des Untergangs und das ist es, was ihren eigenen Untergang herbeiführt, denn sie werden mit in den Strudel gezogen, welcher durch das sinkende Schiff verursacht wird. Aber meine Besorgniß war überflüssig, wie es mir denn scheint, daß der Passagier überhaupt niemals nöthig hat, an sich selbst zu denken, wenn ein tüchtiger Kapitain an Bord ist. Jedenfalls weiß er den besten Rath und jedenfalls ist er mit den Gefahren bei weitem mehr vertraut, als irgend ein Passagier es in der kurzen Zeit seines Aufenthalts auf dem Schiffe werden kann, und ebenso weiß er auch, da er mit den Gefahren betraut ist, immer das beste Mittel zu finden, um ihnen auszuweichen. Die Richtigkeit dieser Ansicht empfand ich auch hier, indem trotz des Sturzes des Kapitains derselbe doch den Kopf so wenig verloren hatte, daß er im Augenblick, wo er denselben aus der Kajütenthüre steckte, auch schon wußte, welches das Beste sein würde, was er in diesem Augenblick thun müsse.

Die obersten Segel waren auf seinen Befehl abgeschnitten worden und flatterten im Sturme fort, als ob es kleine Fähnchen, als ob es Schnupftücher wären; dadurch erhoben sich die Masten ein wenig und als nunmehr die übrigen hochstehenden Segel von ihren unteren Bändern befreit waren und im Winde flatterten, ohne einen schweren Eindruck auf das Schiff selbst machen zu können, war muthmaßlich die Gefahr vorüber. Die Matrosen kletterten an den Wandten empor, erfaßten die flatternden Segel und rafften sie so gut als es in dem wüthenden Sturme ging, zusammen und so stellte sich das Gleichgewicht her, das Schiff richtete sich auf, die Gefahr war vorüber, aber keineswegs alle Folgen derselben. Mehrere von den Leuten, welche sich mit größter Anstrengung

an den Schiffsseiten angeklammert hatten, waren so furchtbar angegriffen, daß ihre Kräfte sie nunmehr völlig verließen und sie zusammenbrachen, nicht als wäre die Gefahr vorüber, sondern als ob dieselbe sie jetzt mit ertödtender Gewalt erfaßt.

Ich muß hierbei übrigens sowohl der Malayen und der Dajaks, als auch der Neger, die sich auf unserem Schiffe befanden, ehrend erwähnen. Diese alle nämlich erwarteten schweigend das ihnen bestimmte Loos, nicht so die Weißen, welche aus allen ganzen und halben Tönen der chromatischen Tonleiter zum Himmel schrieen und brüllten und Hilfe verlangten und jämmerlich weibisch weinten und heulten. Ich glaube wohl, daß der drohende, in seiner furchtbarsten Gestalt an den Menschen herantretende Tod nichts Anmuthiges ist, ich habe gesehen, daß der Kapitain Waaterhocker, ein wahrhaft tapferer Mann, grünlich bleich war, die Farbe einer Leiche hatte, und ich glaube, daß ich ebenso ausgesehen haben mag, ich hatte zwar keinen Spiegel in Händen und es ist wohl möglich, daß, wenn ich einen gehabt, ich nicht hineingesehen haben würde, aber ich fühlte ganz deutlich, daß kalte Schauer sich von den Schläfen nach dem Hinterhaupte zogen und dieses pflegt das Entweichen des Blutes aus dem Gesichte zu begleiten. Aber ich weiß auch sehr bestimmt, daß ich weder gebrüllt, noch um Hilfe gerufen habe, und welcher Mensch hätte auch hier helfen können!

Hundertvierunddreißigstes Kapitel.

Krieg der Holländer auf Sumatra. Widerstand der Malayen. Ein anmuthiges Abenteuer.

Mit dem Verluste der obersten kleinsten Segel hatten wir uns glücklich losgekauft und kamen ohne weitere Beschwerden in den Strom und durch ihn nach der Stadt, welche ungefähr so wie Banjermassing oder die Stadt Borneo gebaut ist und mit gleichem Rechte wie diese den Beinamen Neu-Venedig beanspruchen kann; die Häuser stehen nämlich fast durchweg im Wasser, viele sind sogar auf Flöße gebaut und nehmen jede Woche eine andere Stelle ein, nur ganz wenige Gebäude sind auf festen Boden und aus Stein gebaut. Das sind die zum Gouvernement gehörigen, eine Moschee und ein Palast des Sultans.

Die Herrschaft der Holländer scheint jetzt auf Sumatra so ziemlich befestigt zu sein. Das ist ein Erfolg der letzten 20 Jahre, denn vor dieser Zeit hatten sie nur einige Küstenstriche im Westen des Eilandes im Besitz; denn der Sultan von Palembang, welchen man sonst auch zu den Vasallen der holländisch-ostindischen

Compagnie zählte, hatte sich während der Zwischenherrschaft der Engländer der holländischen Herrschaft entzogen, hatte sich empört, wie man dieses zu nennen pflegt und hatte in der gewöhnlichen, anmuthigen Weise der Malayen alle in seinem Reiche befindlichen Holländer kurzweg ermorden lassen. Ein Verfahren, welches man allerdings summarisch nennen kann, welches aber so echt muhamedanisch ist und auch so erfolgreich zu wirken pflegt, daß sich nichts Besonderes dagegen einwenden läßt.

Es war dieses im Jahre 1811 geschehen und nach ihrer bedächtigen Manier hatten die Holländer schon im Jahre 1820 ein Expeditionscorps nach Sumatra gesendet, um die Unbill zu rächen und den aufrührerischen Sultan zum Gehorsam zurückzuführen.

Es ist mir nicht ganz erinnerlich, warum der Versuch mißlang, aber es ist gewiß, daß er mißlang, und erst als im Jahre 1821 eine neue Expedition nach diesen Gegenden ausgesendet wurde, eroberte man Palembang, nahm den Sultan gefangen und setzte einen holländischen Residenten ein, dem sich indessen das Volk nur nothgedrungen unterwarf; jeder einzelne Kampong widersetzte sich und die Holländer hätten wohl schwerlich etwas nur einigermaßen Haltbares geleistet, so lange die Engländer im Besitze des südwestlichen Theiles von Sumatra blieben; sie hatten dort die Niederlassung Benkulen inne und von dieser aus wurden die aufständischen Völker immerfort mit Gewehr und Waffen aller Art, mit Pulver und Blei in beliebiger Menge versorgt und so kamen denn schließlich die Holländer auf den genialen Gedanken, die engländische Besitzung auf Sumatra gegen eine holländische Besitzung in Hinterindien (Malakka) zu vertauschen.

Unzweifelhaft war dieses höchst zweckmäßig, allein es fehlte den Holländern an der nöthigen Energie, an der erforderlichen Thätigkeit, sie schafften nicht genug Truppen dahin, der Krieg zog sich in die Länge, es kam in Java selbst zum Kriege, es verflossen darüber einige Jahre und als im Jahre 1830 der belgische Insurrectionskrieg ausbrach und folglich die europäischen Truppen ganz ausblieben, gerieth Alles in's Stocken. Immer mehr Häuptlinge erhoben sich, immer furchtbarer wurde der Kampf geführt und es schien, als seien die Malayen der europäischen Kriegskunst vollständig gewachsen, jedenfalls hatten sie über viel mehr Leute zu gebieten als die Holländer, wurden sie nicht von irgend einer Rücksicht am kaltblütigen Ermorden der Gefangenen oder Ueberläufer gehindert und wandten sie auch Kriegslisten an, von denen die Europäer kein Verständniß hatten. Nur in der nächsten Nähe der holländischen Forts war Holland immer siegreich und wenn da irgend ein Dorf den Tribut verweigerte, wurde es in Brand geschossen, dann wurde den Uebrigbleibenden Verzeihung zugesagt, falls sie bereuen und nachzahlen wollten, und dann erstatteten auch die Malayen außer dem schuldigen Tribut noch die Kriegskosten.

In diesem Kriege spielten unzählige, höchst romantische Episoden, wie das wohl in einem solchen Lande und unter so verschiedenen Völkern, die von den

glühendsten Leidenschaften durchdrungen sind, nicht anders sein kann. Carl Heinzen erzählt eines der anmuthigsten Abenteuer, dessen Hauptmomente mir noch vorschweben, obwohl bereits 15 Jahre verflossen sind, seit ich davon las.

Es ist eine unter den europäischen Truppen in Ostindien allgemein eingeführte Sitte, sich mit javanischen Mädchen gewissermaßen auf Kündigung zu verheirathen. Wir wollen sagen in solcher Weise, daß contractlich ausgemacht wird, die Verbindung solle eine gewisse Anzahl von Jahren oder auch Monaten oder so lange dauern, bis der Offizier sich mit einer Europäerin verheirathet. Niemals wird ein Mädchen zu solcher Verbindung überredet, viel weniger noch gezwungen, wie dies zum Unglück beider Theile bei Verbindung auf Lebensdauer in Europa nur zu häufig geschieht. Allein wenn das Mädchen Gefallen an dem Mann findet, der sich um sie bewirbt, so wirft die Annahme solcher Bewerbung nicht den allergeringsten Makel auf das Mädchen, es ist ein Contractsverhältniß und sonst nichts.

Reinhardt, ein junger deutscher Offizier, von mehr als gewöhnlicher Schönheit, in holländischen Diensten stehend, hatte in Java ein ähnliches Verhältniß geschlossen, und dies würde für ihn nicht die geringsten üblen Folgen gehabt haben, wenn er hätte ehrlich sein wollen. Ehrlich sein ist aber nicht Jedermanns Sache. Es würde thöricht sein, zu behaupten, daß die malayischen Mädchen alle schön sind, wiewohl man dergleichen Albernheiten nicht blos über Java &c., sondern auch über Leipzig, Dresden, Wien, Linz, München oder über ganze Länder, wie Mecklenburg, Hessen, Baiern hört, aber unter den vielen unschönen giebt es in der That da wie dort auch schöne Mädchen, und ein solches war es, in dessen schwärmerische, schwarze Augen sich der junge Offizier verliebt hatte. Nun muß man sich die Tracht der javanischen Mädchen denken, welche verbirgt, um zu locken, so kann man sich auch vorstellen, wie das deutsche junge Blut mit rosigen Wangen, mit dem von Kraftfülle strotzenden Körper beinahe toll wurde vor Begier beim Anblick des wundervollsten Körpers, der nicht nackend, sondern durch ein einmal um die Hüften geschlungenes Tuch und durch ein ganz leichtes, dünnes, vorne offenes Jäckchen alles errathen ließ, ohne irgend etwas als vielleicht einen Theil der schönen Brust zu zeigen.

Der Offizier kam eines Tages zu einem jungen Kaufmann und sah dort das wunderliebliche Mädchen, das, mit Stickereien beschäftigt, diese plötzlich wegwarf und entsprang, als der Deutsche eintrat. War das Deine Frau? fragte er den Malayen. Nein, sagte dieser, es war Rafit, meine Schwester, sie ist davon gelaufen, weil sie sich vor Deinem blauen Auge oder Deinem starken Barte fürchtet. Er rief das Mädchen, welches jedoch nicht erschien und der junge Kaufmann sagte: ich darf den Laden nicht verlassen, sonst würde ich sie herbeiholen, aber thue es doch selbst, wenn Du sie gerne sehen willst.

Der Offizier ließ sich dies nicht zweimal sagen und er fand bald das Mädchen im Nebengemach, hinter einem Bambusflechtwerk verborgen. Er war

der malayischen Sprache mächtig, was schon allein genug ist, um diesen liebenswürdigen Menschen Zutrauen einzuflößen, er holte sie aus ihrem Versteck hervor und sagte ihr die süßesten Schmeicheleien über ihr dunkles, seidenweiches Lockenhaar, über ihre feurigen und in Sehnsucht verschwimmenden Augen, er küßte die dunklen brennenden Lippen und welches Naturkindes Ohr würde so vielen Verlockungen widerstehen? Sie ließ sich die ihr dargebrachten Huldigungen gefallen, war aber doch nicht zu bewegen, zu dem Bruder hereinzugehen, sondern entschlüpfte den Armen des allzu begehrlichen Mannes nach der anderen Seite des Hauses.

In einem Lande, wo alle die süßesten Früchte wild wachsen, besinnt man sich nicht lange, seine Hand danach auszustrecken. Der junge Deutsche war entschlossen, dem Beispiel zu folgen, was in der Garnison ihm hundertfältig vorschwebte, und was niemals die geringste Mißbilligung von Seiten der Vorgesetzten oder der befreundeten Familien, oder auch nur der Braut hervorrief, falls nur am Tage vor der Trauung das Verhältniß aufgegeben wurde. So sprach er denn alsbald mit dem Bruder, daß er die schöne Rafit zur Frau nehmen und ihm 100 Rupien als Brautschatz geben wolle.

Der Bruder sagte: Gut! Ich weiß, daß Ihr Holländer unsere Mädchen nicht in der Weise heirathet wie die Weißen, weil Ihr uns unterjocht habt und Euch daher für etwas Höheres haltet. Es ist nun einmal so und man muß sich in das finden, was man nicht ändern kann. Ich habe nichts dawider, Dir meine Schwester zu geben, wenn sie ihrerseits einverstanden damit ist, Du mußt mir jedoch versprechen, sie nicht zu Deiner Sundal (Buhlerin) zu machen, sondern sie und mich in der gehörigen Zeit davon zu benachrichtigen, wenn Du den Vertrag zwischen Euch aufzuheben gedenkst.

Der junge Deutsche war so sehr in Feuer, daß er bei allen Teufeln und bei allen Göttern schwor, das Mädchen nimmer zu verlassen, sondern sie für sein ganzes Leben bei sich zu behalten. Desto besser, sagte der Bruder, und damit war die Sache abgemacht. Als am folgenden Nachmittag der schöne Deutsche wieder zu dem Kaufmann kam, sah er zu seinem Entzücken, daß Rafit eingewilligt hatte, denn ihr Bündelchen war bereits geschnürt, der Kaufpreis wurde ausgezahlt und das Mädchen wanderte in die Wohnung des Deutschen.

Der Offizier empfand für das junge Mädchen eine wirkliche, heftige Leidenschaft. Sie war allerdings durch die körperlichen großen Reize desselben entzündet, allein das Mädchen hatte trotz ihres gänzlichen Mangels an Bildung doch eine solche reiche Fülle von Liebenswürdigkeit, von Herz und Gemüth, solchen Reichthum von Geist, Verstand und Witz, daß hierdurch reichlich alles ersetzt wurde, was ihr an Gelehrsamkeit abging, ohnedies ein sehr zweifelhaftes Ding bei der gewöhnlichen Art unsere Mädchen zu unterrichten und ob wirkliche Gelahrtheit, wie eine Königin Christine sie besaß, anmuthiger macht, dürfte doch noch sehr fraglich sein. In diesem Taumel der Liebe that er, der verliebte

Mann, alles Mögliche um sein schönes Spielzeug nach Möglichkeit zu vergnügen, kaufte die zierlichsten Kleider, den anmuthigsten Schmuck im buntesten Farbenspiel und was sie am meisten entzückte; er brachte beinahe alle Mußestunden bei ihr zu. Sie dagegen zum Lohne für so viel Liebe — ach, und wie liebte sie ihn wieder, dachte an nichts als den Mann ihres Herzens zu erfreuen, für seine Bequemlichkeit zu sorgen, ihm die süßesten und wohlriechendsten Früchte zu kaufen, sogar für seine Wäsche das nöthige zu thun, vergaß sie nicht, obwohl Wäsche ein Begriff ist, der den Malayen fremd zu sein scheint, da sie selbst gar keine Wäsche tragen. Sie sorgte dafür, daß er immer das schneeigste Leinenzeug, aber auch für seinen Körper die duftreichsten Kräuter und für sein Haar die lieblichsten Oele hatte, sie fächelte ihm beim Nachmittagsschlaf Kühlung zu und schlief selbst nicht, wie sie dessen nach der allgemeinen Landessitte und nach einem beinahe unabweisbaren klimatischen Bedürfniß gewohnt war. Sie fütterte seine Affen und Papageien, entfernte dieselben aber wohl zur Zeit der Siesta, damit sie ihn nicht störten, sie bereitete ihm nach dem Exerzieren ein erfrischendes Bad und umstrickte ihn mit allen erdenklichen Liebesbeweisen, so daß er selbst ganz außer sich war vor Glück und daß er beneidet wurde von Allen, die ihn kannten. Aehnliche Schönheiten mochte es geben, ähnliche Liebenswürdigkeit hatte noch Niemand gefunden.

Hundertfünfunddreißigstes Kapitel.

Der junge Offizier und seine schöne Malayin bereiten sich zum Kampfe vor, dasselbe thun die Leute auf Sumatra. Einige Bemerkungen, welche eben so gut fortbleiben könnten.

In dieser Weise lebten beide mehrere Monate, bis plötzlich ein dicker Strich durch die Rechnung ihrer Liebe gezogen werden sollte. Die wilden Unruhen, welche an verschiedenen Punkten der niederländischen Besitzungen ausgebrochen waren, forderten schleunige Absendung von Hilfstruppen und das Bataillon, zu welchem der junge Offizier gehörte, war nach Sumatra bestimmt. Es war ein Donnerschlag aus heiterem Himmel, die Zeit der wilden Leidenschaftlichkeit zwischen ihm und der Geliebten, das was man die Flitterwochen nennt, oder was die Engländer, minder poetisch, mit dem Namen Honigmonat bezeichnen (wer täglich während vier Wochen Honig essen sollte, der würde dessen bald überdrüssig werden), war noch nicht vorüber. In Beiden war genug Liebe und Kraft, um die Dauer der Flitterwochen auszudehnen, man kann aber denken, welchen Schreck der junge Mann bekam, weniger das Mädchen, das — als es die Ursache seines Kummers erfuhr, recht herzlich darüber lachte.

Du kannst lachen? fragte vorwurfsvoll Reinhardt — Du kannst lachen, da wir uns trennen müssen? — Wie trennen? warum denn trennen? fragte sie.

Nun, erwiderte er, ich muß in den Krieg und Du mußt hierbleiben, mußt zurückbleiben bei Deinem Bruder und wer kann wissen, ob wir uns jemals wiedersehen?

Ist es möglich, daß Du an einen solchen Fall glaubst? fragte das Mädchen, meinst Du wirklich, daß ich Dich verlassen werde, und ist Dir wirklich der Gedanke gekommen, daß wir uns verlassen würden? O wie kalt ist Deine Liebe! Aber nun sage mir, mein Geliebter, brauchst Du in Sumatra nicht Jemanden, der Dir Reis mit Kerri kocht, der Dir Deine Wäsche rein hält, der Dir Limonade bereitet, der Dich mit Apfelsinen versieht, der Dich liebt? Und wer soll Dir das Alles verschaffen, wenn ich es nicht bin, und was wird es mir für ein Opfer kosten? Ist es nicht die nächste Insel an Java, wachsen dort nicht dieselben Bäume, leben dort nicht dieselben Menschen wie hier?

Der junge Offizier hatte an die Möglichkeit, das Mädchen mitzunehmen, durchaus nicht gedacht, nun aber leuchtete ihm allerdings nicht blos die Möglichkeit, sondern auch die Nothwendigkeit ein. Die Offiziere waren alle berechtigt, mehrere Personen zu ihrer Bedienung zu halten, warum sollte unter diesen Dienern nicht auch ein weibliches Wesen sein? Lange Zeit sich zu besinnen, war auch nicht vorhanden, und so wurde denn dem Wunsche des lieblichen Kindes nachgegeben; dasselbe veränderte seine Kleidung ein wenig und wurde dadurch zum Jüngling, der Unterschied in der Bedeckung ist bei den Orientalen nicht so groß wie bei uns. So zogen die beiden Verbündeten nach Sumatra in den Krieg.

Aber was für ein Krieg ist das! man geht nicht auf wohl gebahnten Wegen in großen Colonnen von Stadt zu Stadt oder von Dorf zu Dorf, es gehen nicht Kriegskommissaire voran, um die nöthigen Ermittelungen über das Vorhandensein von Proviant anzustellen, es gehen nicht Fouriere voran, welche Quartiere für die Soldaten und gute Quartiere für die Offiziere aufsuchen, es werden von den Truppen dort auch keine Evolutionen ausgeführt, man hat nicht Monate lang vorher gerechnet, wohin man sich wenden, welche Bahnen man einschlagen wird, das sind alles Fragen, welche der Moment entscheidet, über welche oft eine Stunde vorher noch nichts feststeht. Das Studium der Kriegswissenschaften, wie wir dieselbe kennen, wird dort zu einem überflüssigen Ballast; nichts von alledem, was auf den großen Militairschulen gelehrt wird, ist hier anwendbar, selbst der Tirailleur- oder Guerillaskrieg hat eine andere Form als die in Europa bei den Spaniern, bei den Tyrolern übliche, denn die Malayen verstehen die Gefahren zu vervielfältigen in einer Weise, von welcher der Europäer so gut wie keine Ahnung hat.

Vor allen Dingen ist das ganze Volk der Feind und die Religion giebt das Signal zum Kriege, dies sind die einzigen Aehnlichkeiten mit europäischen

Guerillakriegen; sogar der polnische Priester, nicht nur der spanische, verbreitet von der Kanzel die Lüge, man wolle dem Lande seine Religion nehmen, was natürlich keinem einfällt, was aber, weil es der Geistliche sagt, geglaubt wird, als wäre es ein Evangelium. Die Priester gehen im Lande umher und suchen das Volk zu bereden, daß man seine Religion unterdrücken wolle, daß man deshalb anfange, die Fürsten und die Priester, die Beschützer der Religion, zu vertreiben. Sie erzählen nun, daß ihnen Geister erschienen seien, daß der Prophet selbst aus dem Paradiese herabgekommen, um sein geliebtes Volk vor dem Unglück zu warnen und dasselbe zum Haß gegen ihre Unterdrücker, zur Rache gegen dieselben anzuspornen. Sie haben Eingebungen gehabt, aus denen sie entnommen, daß der Prophet die Feinde seines Glaubens in ihre Hand geliefert, daß er sie beschützen werde vor jedem möglichen Schaden und daß er ihnen zahllose Beute, viele Gefangene, alle schönen Jungfrauen der Feinde verspreche und daß endlich, wenn sie selbst sterben sollten durch die verruchte Hand eines Empörers gegen die Befehle Allah's, ihr Erwachen im Paradiese unter den Houris ganz unzweifelhaft sei.

Diese Pfaffen erbieten sich, den Waffen der Ihrigen durch ihre Gebete jederzeit den Sieg zu verschaffen und sie erbieten sich, zur Bewahrheitung desjenigen was sie sagen, im Kampfe voranzugehen und ihr Leben zuerst aufzuopfern, denn sie gehören der streitenden Kirche an und machen es wie die Priester in Spanien, in Tyrol, in Italien, welche mit dem Kreuze in der Hand als die Tapfersten der Tapferen die Heerhaufen zur Schlacht führen.

Durch die Fürsten ist nun ein bestimmter Tag festgesetzt, an welchem die Priester mit ihren Schaaren sich versammeln sollen. Bei dieser Versammlung wird nun allen denjenigen, die Theil am Kriege nehmen werden, ein Versprechen, ein Gelübde abgenommen, das unter sehr feierlichen Ceremonien geleistet wird. Der Hohepriester läßt ein großes Gefäß mit fließendem Wasser füllen, verwundet sich am Arm, wie er sagt an einer Pulsader, um sein Herzblut in das Wasser zu bringen und es unter Alle zu theilen, einige heilige Kräuter werden noch in das Wasser gebracht, dann liest man verschiedene Stellen aus dem Koran, Segen und Zaubersprüche darüber ab und nunmehr ist das Wasser heilig geworden. Jeder der Priester und Vorfechter leistet einen Schwur, der oberste unter ihnen reicht jedem etwas zu trinken von diesem heiligen Wasser und giebt dann jedem derselben ein Stück weißen Kattuns, welches derselbe sich als Unterscheidungszeichen turbanartig um den Kopf bindet.

Ist diese Ceremonie vorüber, so treten die übrigen Theilnehmer am Kriege heran, Jeder taucht seine Hand in das Wasser und bespritzt damit sich wie seine Waffen, wodurch er so gut geheiligt wird wie die Priester durch den Trank und er gleich den Priestern unüberwindlich wird.

Diese Waffen bestehen aus sehr verschieden gestalteten, geraden und krummen Messern, Säbeln und Dolchen, wovon jede einzelne Form ihren eigenen

Namen hat. Ferner haben sie lange Lanzen, an denen spitze und mit Widerhaken versehene Stahlstücke befestigt sind; auch haben sie lange, dünne Wurfspieße, mit denen sie ungemein geschickt umzugehen wissen. Ich habe mehrmals gesehen, daß sie Vögel in der Luft trafen, daß sie nach fliegenden Vögeln warfen und diese, vom Spieße durchbohrt, niedersanken. An vielen Orten bedienen sich die Eingeborenen auch noch eines Blaserohrs, aus welchem sie sehr kleine, aus Bambussplittern gemachte Pfeile versenden, deren Wirkung selbst bei der leichtesten Verletzung immer eine tödtliche ist, falls die Wunde nicht sogleich ausgebrannt oder ausgesogen wird. Auch mit den großen, scharfen Säbeln (Parang) verstehen sie in einer Weise umzugehen, die jeden dieser Geschicklichkeit Unkundigen in das höchste Erstaunen setzt. Sie schlagen nicht nur dem gegenüberstehenden Feinde den Kopf mit einem Hiebe glatt herunter, sondern sie verstehen dasselbe mit dem Büffel, den sie jagen, ja die Gewandtheit ihrer Füße setzt sie sogar in den Stand, dem davonlaufenden Wilde zu folgen und dasselbe, wenn der Vorsprung nicht zu groß ist, einzuholen, wobei sie mitten im Lauf dem flüchtigen Thiere beide Hinterbeine in dem Fersengelenk auf einen Hieb abhauen (bei allen Zehengängern, Schaf, Rind, Hund, Haase, Schwein steht die Sohle des Hinterfußes beinahe senkrecht in die Höhe und es bildet sich ein nach hinten gerichtetes Gelenk, ein hinterwärts gerichtetes Knie. Dieses Knie ist die Ferse des Thieres, welche es nebst der ganzen schmalen Sohle auch auf den Boden bringt, wenn es sich niedersetzt. Wenn der Mensch auf Händen und Füßen gehen will, so ist die nächste Folge des Niedersinkens, daß er nur mit den Zehen auf dem Boden steht und das Fersengelenk hoch aufgerichtet, beinahe senkrecht über den Zehen befindlich ist. Dieses Gelenk ist es, was durch die Gewandtheit des Jägers erreicht und durchgehauen wird.)

Zu allen diesen schrecklichen und höchst vortrefflich geführten Waffen kommen nun auch noch Feuergewehre, welche die Malayen nicht allein nur kaufen, sondern welche sie auch selbst verfertigen, und man kann nicht leugnen, daß Fanatismus, Gewandtheit, Uebung in diesen Waffen von Jugend auf dieselben höchst gefährlich machen und der europäische Soldat mit seinem schwerfälligen Gewehr, seinem Bajonnet und dem Dinge, welches man höchst ungeeignet Käsemesser nennt, indem es nicht scharf ist wie ein solches sein muß, sondern stumpf wie der Rücken eines Tischmessers, diesen Waffen gegenüber im äußersten Nachtheile steht, und doch kann die europäische Kriegskunst sich durchaus nicht entschließen, von ihrer, als Taktik bezeichneten und als allgemein anerkannt besten Methode abzugehen. Es liegt mir fern, militairische Abhandlungen über einen Gegenstand zu schreiben, den ich kaum mehr als dem Namen nach kenne, aber es will mich bedünken, als sei es zweckmäßig, den Gegner mit besseren Waffen zu bekämpfen als diejenigen, die er führt, nicht mit schlechteren, dem Gegner Leute entgegenzustellen, welche diese besseren Waffen mindestens eben so gut, wo möglich noch besser zu führen verstehen wie er. Dies scheint man aber

überall zu vergessen, sogar ein Mann wie Napoleon I. wußte den Bandenführern in Spanien nichts anderes wie seine gewöhnliche Taktik gegenüberzustellen, und darum hat er sieben Jahre lang sein Heer nicht decimirt, sondern halbirt gesehen, und genau so ist es auch in dem Kriege der Holländer gegen die Malayen gegangen. Die Offiziere sind, so wenig wie die Soldaten, einem Kampfe mit diesen gewachsen.

Hundertsechsunddreißigstes Kapitel.

Die Listen des Guerillakrieges in Sumatra.

Die einheimischen Heere sind beinahe immer in beträchtlicher Ueberzahl gegen die Europäer thätig und jeder waffenfähige Mann ergreift auf Befehl des Fürsten und des Priesters sein Gewehr und schließt sich dem Zuge an. Schon vorher ist ein Versammlungsort, ein möglichst sicherer Versteck für die Frauen und Kinder der Krieger ermittelt worden; dorthin werden diese gebracht und reichlich mit Lebensmitteln versehen, wodurch die Kämpfer selbst den Sorgen um die Ihrigen überhoben sind und mit größerem Muth und größerer Ausdauer an dem Kampfe Theil nehmen, welcher ja überdies allein zum Besten ihrer und der Ihrigen unternommen wird.

Es werden nun günstige Vorzeichen zum Eröffnen des Krieges abgewartet und die Feindseligkeiten beginnen gewöhnlich damit, daß alle vereinzelten Niederlassungen, in der Regel nur von wenigen Truppen, von ganz kleinen Detachements gedeckt — viel zu schwach für die Menge der Angreifer — plötzlich überfallen, die Europäer gemordet, die Habseligkeiten derselben geraubt und die Wohnungen dem Feuer übergeben werden. Sind die Detachements zahlreich genug und bemerkt man zugleich, daß sie wachsam sind, so unterbleibt der Angriff und werden die Malayen verfolgt, so suchen sie vor allen Dingen die Wege zu versperren, welche ohnedies nie mehr als einem Manne hinter dem andern, nie zweien zugleich den Durchgang gestatten, dann aber verbergen sie sich, mit Moos, mit Baumrinde umhüllt, in den Zweigen der Bäume und dringen nun die Verfolger vor, so gestatten sie ihnen die Gegend welche sie besetzt haben zu passiren, dann aber schneiden sie ihnen den Rückweg ab und gewöhnlich sind Alle verloren welche den Marsch mitgemacht haben.

Man kennt diese Methoden, aber man vermag die Gefahren nicht zu überwinden. Die Malayen sitzen in ihren Verstecken so still, daß sich kein Blättchen unter ihnen rührt, sie zielen auch nicht auf die Soldaten, sie haben dies lange

vorher schon gethan. Eine schmale Stelle, welche überschritten werden muß, ist durch das Gewehr bedroht und in dem Augenblick, wo irgend einer der Verfolger diese Stelle betritt, ist er von der Kugel durchbohrt.

Die Entfernung des Baumes, auf dem der Malaye sitzt, von dem Punkte, wohin er schießt, ist groß genug, um ihm zu gestatten, sein Versteck zu verlassen und sich im Dickicht des Waldes zu verlieren, wohin kaum eine Tigerkatze ihm würde folgen können.

Sind die Malayen irgendwo in einem möglichst sicheren Wald versteckt, versammelt, so stellen sie höchst aufmerksame Wachen aus denen es niemals beikommt zu schlafen, auch wenn sie acht Tage lang oder noch länger ununterbrochen Tag und Nacht ihren Dienst versehen sollten. Das ist wirklich keine Fabel, ich habe selbst einen solchen Vorposten gesehen, ja ich habe ihn in Händen gehabt; es war ein schönes, sehr starkes, etwa 15 Fuß langes Bambusrohr, bis auf die Hälfte seiner Länge gespalten und mit der anderen Hälfte gestreckt im Boden befestigt. Die gespaltene Hälfte wird, durch zwei mit dem Rücken an einander gelehnte Keile gespreizt, weit auseinander gehalten. Von einem der Keile läuft eine Schnur oft mehrere hundert Schritt weit im Grase dahin bis über den Weg, den der Soldat beschreiten muß. Berührt er nun hierbei die Schnur, so löst sich die Spreize aus und die beiden Hälften des Rohres schlagen mit einem Geräusch zusammen, das vollkommen so stark ist wie der Knall eines Kommißgewehres.

Da diese Vorposten rund um das Lager angebracht sind, kann man natürlich dem Lager nicht nahen, ohne entdeckt zu werden, und bei dem ersten Knall sind Alle auf den Beinen.

Aber es giebt auch noch Vorposten, welche nicht allein wachen, sondern zugleich vertheidigen, das sind Selbstgeschosse. Mehrere gespannte Gewehre, sehr gut befestigt, sind auf einen bestimmten Punkt gerichtet. Eine Schnur, welche Abzüge auslöst, liegt wie bei den Vorposten über den Weg gezogen und in dem Augenblick, wo sie von dem Fuß des Wanderers berührt werden, fliegen 5—6, auch mehr Kugeln auf ihn zu. In der Regel werden die Kommißgewehre, welche man den Ermordeten abgenommen hat, zu diesem Behufe benutzt, denn die eigenen, von den Leuten selbst geführten Büchsen haben für sie einen zu großen Werth, um in solcher Art verwendet zu werden.

Eine andere Weise den Feind unschädlich zu machen, sind die furchtbaren Beinbrecher, starke Stangen von Bambus, deren eines Ende zwischen ein paar Baumwurzeln unverrückbar befestigt ist, indessen das andere etwa in der Höhe des Schienbeins über den zu beschreitenden Weg liegt. Dieses Ende wird nun so weit zurückgebogen, daß man es nicht sehen kann und in dieser Entfernung wird es geschützt durch einen starken, aber leicht beweglichen Stab, an dem eine Schnur befestigt ist, die sich über den Weg hinzieht. So wie jetzt ein Wanderer vorübergeht, löst er die Stütze des Bambusrohres aus und dieses nimmt die

Richtung ein, welche es ursprünglich hatte und schlägt dabei in der Regel dem Unglücklichen alle vier Knochen der beiden Unterschenkel so entzwei, daß derselbe unfähig ist, sich auch nur einen Schritt weiter zu bewegen, wohl ihm, wenn er dann bald und nicht gar zu grausam ermordet wird.

Eine schöne Erfindung ist auch die der Wolfsgruben. Mitten auf den Wegen höhlen sie Vertiefungen von acht bis zehn Fuß aus und damit nichts dieselben verrathe, wird die ausgegrabene Erde weit weggetragen und außer dem Gesichtskreise ausgebreitet. Der Boden der Grube wird mit 2 Fuß langen und dabei 1 Fuß tief in die Erde gesenkten Bambussplittern gespickt, welche so außerordentlich scharf gespitzt sind, daß sie vermögen durch den ganzen Körper des in die Grube Fallenden zu dringen. Wenn man dergleichen Gruben für Tiger bereitet, verfährt man auch nicht anders, man wendet nur weniger Vorsicht an, weil der Tiger nicht wohl zu beurtheilen versteht, ob Menschen hier thätig gewesen sind, und das Fell eines Tigers, ja das eines Büffels wird von diesen Holzdolchen eben so leicht durchstochen, wie der Körper des Menschen.

Der obere Theil der Grube wird mit so dünnem Rohr zugedeckt, daß dasselbe nicht ein Kind tragen könnte; darauf kommt Moos und Gras und Erde, und alles wird dem übrigen Boden umher so vollkommen gleich gemacht, daß wohl nur die Schlauheit eines Eingeborenen etwas Unheimliches entdecken würde.

Wie sie den Tod unter der Erde für den Wanderer vorbereiten, so verstehen sie es auch hoch in der Luft. Sie bauen für ihn Brücken über ihre reißenden Ströme, welche nicht einen, sondern zehn Männer tragen bis zu dem Augenblick, wo man eine gewisse Stelle betritt oder berührt. Das ist das Schloß, welches die Theile der Brücke zusammenhält, die sich nunmehr trennen und alle diejenigen, welche auf der Brücke sind, zum Sturze bringen.

Sie vergiften ihre Pfeile und ihre Lanzen, allein das ist noch nicht das Schlimmste, sie vergiften auch das Wasser, von dem der Wanderer Labung hofft. Sie füllen die Haut eines getödteten Büffels ganz mit giftigen Kräutern und legen sie oberhalb der Stellen, welche sie als Pässe kennen, in den Fluß. Gut genug ist dafür gesorgt, daß das Wasser unaufhörlich durch die Masse des Thieres strömen muß und so ist nun jeder Tropfen mit etwas Gift geschwängert.

Mit allen solchen Abscheulichkeiten hat der fremde Eindringling zu kämpfen. Ich bin überzeugt, daß die Malayen ursprünglich nicht so schlimm sind, als sich aus dieser Art der Kriegführung ergiebt; aber wie bei allen rohen Völkern hat das Gefühl der Rache immer die Obergewalt über das Gefühl der Menschlichkeit. Man sagt, das Christenthum mache milde. Ich bin vollkommen von der Richtigkeit dieser Behauptung überzeugt, wenn man das Christenthum in der Moral des großen Religionsstifters sucht, allein ich habe selbst die traurige Erfahrung gemacht, daß die Engländer, die sich für die besten Christen der Welt halten, weit davon entfernt sind, milde zu sein, was aus ihrem Strafverfahren und ihren Wohlthätigkeitsanstalten (Armenhäuser, Krankenhäuser) hervorgeht;

daraus kann man entnehmen, daß sie die grausamsten Menschen der Erde sind, denn ihr Christenthum beruht nicht auf den reinen, moralischen, von der Liebe eingegebenen Lehren Christi, sondern auf der strengen Sonntagsfeier, und diese hat noch keine guten Menschen gemacht, welches wir zugestehen müssen, wenn wir Nordamerika betrachten.

Die armen Inselbewohner so wie alle, die von europäischen Eroberern unterjocht sind, haben eine solche Fülle von Scheußlichkeiten zu erdulden gehabt, daß dasjenige, was die Holländer in ihren Besitzungen und die Engländer in Indien während der großen Revolution erlitten haben, nur eine schwache Abrechnung, nur eine Abschlagszahlung auf das ist, was diese Völker von den erobernden Nationen erlitten.

Unter allen diesen Schrecken eines blutigen, mit Grausamkeit geführten Krieges finden wir unser Liebespaar wieder. Rafit war mitgezogen und ertrug alle Mühsale, alle Gefahren und Entbehrungen besser wie der tapferste Soldat. Weder Regen noch Hitze, noch Durst, noch Ermattung, noch Hunger schien sie zu berühren, wenigstens hörte ihr Geliebter sie niemals klagen, sie kam nicht von seiner Seite, sie war sein Schutzgeist. Wenn Allen das Allernöthigste fehlte, Rafit hatte für den jungen Offizier ein paar schöne Früchte oder die Eier eines Vogels; wenn der Durst die Mannschaft bis zum Erbarmen quälte, wußte sie eine Cocosnuß, oder als wäre sie mit Moses Zauberstab versehen gewesen, in einer Felsenspalte Wasser zu finden, und nicht allein auf dem Marsch und im Bivouak, sondern auch im Gefecht stand sie an seiner Seite, als wäre sie zum Kriegshandwerk erzogen und der Tapferste unter den Kriegern.

Rafit war begabt mit der Schärfe der Sinne, welche allen Naturkindern eigen ist. Daß wir im Schlafe hören, wissen wir Alle, denn wir wachen auf, wenn man uns ruft, des Mädchens Gehör war aber das des amerikanischen Wilden, welcher, vom Marsche ermüdet, fest schlafend mit einem Stein unterm Kopf, doch erwacht, wenn eine Meile von seiner Schlafstelle ein Reiter vorbeitrabt.

In einer Nacht der Trübsal, eingeschlossen von den Feinden, hatte man zwar Wachen ausgestellt, sie waren aber entweder wirklich entschlafen oder ihren schwerfälligen Sinnen entging das Geräusch, welches die nahenden Malayen machten, nicht so dem liebenden Mädchen, welches durch das kaum bemerkbare Knistern einiger Zweige in dem Gebüsch, das dem Commando zur Deckung gegen den Wind diente, erwachte.

Die großen schwarzen Augen sind geeignet, mit wenig Licht vorlieb zu nehmen. Die ungeheuer weite Pupille concentrirt dessen genug auf der Netzhaut, um etwas zu sehen, was andere Leute, als im Dunkeln vorkommend, nicht sehen. Rafit erwachte, schaute aufmerksam umher und sah die glänzende Spitze einer Lanze, die sich im Gebüsch heranschlich wie eine Schlange, und im Augenblick hatte sie auch ein Gewehr ergriffen, war aufgesprungen, mit dem Bajonnet

in's Gebüsch geeilt und der Todesschrei des Malayen weckte die Schläfer, welche nun natürlich aufsprangen, nach allen Seiten durcheinander rannten, auch wohl hörten, wie die Malayen nach allen Seiten davonliefen, aber doch Niemanden bekamen als den auf der Stelle Verschiedenen, dem Rafit die Brust durchbohrt.

Hundertsiebenunddreißigstes Kapitel.

Der kleine Roman geht zu Ende.

In solcher Weise ging der Krieg seinen schrecklichen Weg fort, in solcher Weise rettete das tapfere und schlaue Mädchen dem Geliebten wiederholt das Leben. Der Feldzug hatte beinahe ein halbes Jahr gedauert, die holländische, höchst geringe Kriegsmacht war auf eine erschreckliche Weise mitgenommen und sie hatten einen Grund, auf baldige Erlösung zu hoffen. In dieser frohen Hoffnung und in der Ueberzeugung, die Feinde seien theils genug gedemüthigt, theils weit genug entfernt, wollten die Holländer sich einmal einen frohen Abend machen, war ihnen doch selten so viel Genever geboten, als sie zu solchem Vorhaben brauchten.

Als der Abend herankam und das eigentliche Gelage beginnen sollte, kamen sehr viele hübsche malayische Tänzerinnen, sogenannte Rongings, herbei, welche den Soldaten, vor allen Dingen den Offizieren und Unteroffizieren ihre Dienste anboten, sangen, tanzten, sich sehr angenehm machten und die beste Aussicht auf glücklichen Erfolg, auf einen reichen Fang hatten.

Rafit, aufmerksam auf Alles, was vorging, glaubte, die Vereinigung so vieler Tänzerinnen sei nicht ganz natürlich. Diese Mädchen pflegen wohl in den Städten sich aufzuhalten, aber auf dem Lande sieht man sie überhaupt nicht und daß sie einem Heere von eindringenden Feinden nachzögen, ist wohl etwas ganz Unerhörtes. Rafit gesellte sich zu diesen Kindern der Sünde und erzählte ihnen, sie sei von dem abscheulichen weißen Ungeheuer, was dort in der Ecke sitze, geraubt worden. Die jungen Damen schienen das weiße Ungeheuer nicht gar so übel zu finden, aber Rafit erzählte von den Grausamkeiten desselben und wie viele der unschuldigen Mädchen er aufgegriffen, entehrt und dann seinen Leuten überlassen habe, wie viele Frauen er mit eigener Hand gespießt, wie viele Männer er verstümmelt und sie erklärte, daß sie sich rächen wollte. Da sagte die eine von den Rongings, hierzu sollte ihr heute Gelegenheit werden, sie seien alle mit Gift versehen, welches sie späterhin bei Spiel und Tanz den Fremden in die Becher mischen wollten; eine geringe Strecke von hier in dem Felsenversteck

auf dem Wege zum Meere lägen gegen 100 Malayen, welche nur auf ihr Signal warteten, um hervorzubrechen und alle hier vorhandenen Holländer niederzumetzeln.

Rafit bezeigte hierüber die größte Freude und ließ sich auch etwas von dem Gifte geben, das sie sofort in den Becher des Geliebten that, so daß es die Rongings sehen konnten, wobei sie jedoch nicht unterließ den Geliebten zu warnen, daß er sich hüten möge, von dem Weine zu trinken.

Sie unterhielt sich nun ferner mit den Tänzerinnen und entlockte ihnen das Signal, worauf sie, wie begreiflich, wieder den Geliebten von der ganzen Sache in Kenntniß setzte, worauf denn beschlossen wurde, anscheinend sich bethören zu lassen und dann das Signal zu geben.

In dem Augenblick, wo dies geschah, wurden die Mädchen alle gebunden, dann verbargen sich die Holländer hinter den das Lager umgebenden Bäumen und als die Malayen erschienen, wurde die Hälfte derselben beim ersten Schusse niedergestreckt und den Anderen, durch das Unerwartete des ganzen Vorfalls gelähmt, wurde nachgeeilt, so daß man den größten Theil derselben zu Gefangenen machte.

Der Offizier, der diesen glücklichen Streich ausgeführt hatte, wurde sogleich zum Hauptmann befördert und mit den Seinigen, da der Feldzug für dieses Jahr für beendet gelten konnte, nach Batavia zurückgesendet.

Nach den vielen entsetzlichen Mühen des Krieges schmeckte die häusliche Ruhe süß und Rafit war vollkommen glücklich in dem Bewußtsein, dem Geliebten Dienste erwiesen zu haben, sie wollte nichts weiter, sie wollte nicht einmal Dank, aber freilich Undank wollte sie auch nicht.

In den Wirren des Feldzuges, in der unaufhörlichen Abwechselung desselben, in den Bekümmernissen, die er bereitete, so wie in den zufällig eintretenden Momenten schien die Liebe des jungen Offiziers nicht nur gleich geblieben, sondern sich noch leidenschaftlich erhöht zu haben. Aber jetzt in der Schweigsamkeit des Garnisonlebens kühlte sie sich allgemach ab. Das, was sonst zwei Liebende noch mehr an einander fesselt, die Geburt eines Kindes, schien auf die Beiden keinen günstigen Eindruck zu machen. Der junge Kapitain ging Abends öfter aus und blieb länger fort als sonst, und behandelte das arme Mädchen mit einer Rauhheit und Härte, deren sie von seiner Seite nicht gewohnt war und deren überhaupt die malayischen Frauen und Mädchen nicht gewohnt sind, weil sie immer, als die Schwächeren, mit vieler Rücksicht und großer Nachsicht behandelt werden.

Rafit schien von alledem nichts zu bemerken, sie verdoppelte nur ihre Aufmerksamkeit, ihre Dienstbeflissenheit, und sie übertrug die zurückgewiesene Liebe auf das Kind des Mannes, den sie so sehr geliebt. Es wäre nun an der Zeit gewesen, daß der Herr Hauptmann dem Bruder Rafit's gesagt hätte, in einem Vierteljahr, in einem halben Jahr nimm Deine Schwester wieder zurück, denn

ich werde mich mit einer Weißen verheirathen und darf die Geliebte alsdann nicht mehr in meinem Hause behalten. So viel Ehrlichkeit fand sich aber nicht in dem Herzen des Ungetreuen, er wollte allerdings heirathen, aber er wollte sich nicht mit dem Bruder des Mädchens abfinden, sondern er hoffte dasselbe durch seine Behandlung zu zwingen, ihn zu verlassen, wodurch sie die Contract-brüchige geworden wäre.

Eines schönen Abends besuchte die bei dem Hauptmann jetzt überflüssig gewordene Rafit ihren Bruder und dieser eröffnete ihr ganz unumwunden, was er wußte, wovon aber Rafit keine Ahnung hatte. Sie erfuhr, daß der Hauptmann die Wittwe eines Liplap (in Java geborene Holländer) heirathen wolle, dieselbe sei eine ganz Weiße, sei vor nicht langer Zeit mit ihrem Manne hierher gekommen, der Mann sei an der Cholera gestorben und habe ihr viele Millionen Rupien hinterlassen, und der Hauptmann sei jetzt bemüht, die Wittwe über ihren Verlust zu trösten.

Das arme Mädchen schwieg und weinte eine Stunde lang. Dann trocknete sie ihre Thränen und sagte dem Bruder: ich muß sehen, wenn ich glauben soll, und wenn ich gesehen habe, wird meine Liebe aufhören.

Hierauf erwiderte ihr Bruder: die Wittwe wohnt in demselben Orte, hier in Weltevreden, ich werde Dir ihr Haus genau bezeichnen und Du kannst sie aufsuchen. Das wollte nun allerdings Rafit nicht, sie hatte andere Ideen und sie führte dieselben alsbald aus. Sie ging nach Hause, gab ihr Kind einer Dienerin, nahm einigen leichten Schmuck an, legte ein Tuch darüber und eilte nach dem Hause der Wittwe, was sie, da es bereits dunkel war, ohne alles Aufsehen bewerkstelligen konnte. Sie knüpfte alsbald mit dem Kammermädchen der schönen Dame Bekanntschaft an, machte dasselbe vertraut, indem sie sowohl den Schmuck als den denselben verbergenden Ueberwurf dem Kammermädchen schenkte, welches nichts Eiligeres zu thun hatte, als einer so freigebigen Freundin alle Geheimnisse des Hauses zu offenbaren, unter denen, wie begreiflich, das von dem schönen Hauptmann obenan stand.

Ist er denn wirklich schön? fragte Rafit — gewiß, willst Du ihn sehen, so will ich Dich an das Gitter führen, welches die Fenster schließt, da kannst Du ihn Dir ansehen. Rafit sagte: ich mag wohl einen schönen Mann sehen, komm geschwind.

Die dienstfertige Freundin that alsbald das Verlangte, stellte Rafit an das Fenster und diese legte die Hand auf ihr Herz und murmelte: er ist es wirklich, nun, Du närrisches Herz, liebst Du ihn noch?

Als spät in der Nacht der Hauptmann zurückkehrte, saß das arme Mädchen wie immer, seiner harrend, und wie immer seit der letzten Zeit hieß er sie mürrisch, ihm ein Glas Limonade bringen und dann schlafen gehen.

Die Limonade war schon fertig, aber sie war, wie Ferdinand sagt, „in der Hölle gewürzt". Der Hauptmann trank und eine Viertelstunde darauf war er

eine Leiche. Die Malayen verstehen es alle, sich der giftigsten Pflanzengifte zu bedienen und die Chemie versteht es noch nicht, dieselben zu entdecken.

Der Kapitain hatte unter den furchtbarsten Krämpfen geendet, er lag ausgestreckt am Boden; als der Lärm, den seine Krämpfe verursacht hatten, verstummt war, kam Rafit in das Zimmer, stellte mehrere Lichter um das Haupt des Todten, das sie auf ein Kissen gelegt hatte, dann setzte sie sich neben ihn und betrachtete ihn. Nach einiger Zeit sagte sie: er ist weiß, jetzt ist er ganz so weiß wie die schöne Wittwe, mit welcher er so heiße Küsse getauscht hat, wie sonst mit mir. Nun denn, Du weißer Kapitain, Deine Braut ist Wittwe geworden ehe sie Dich zum Manne bekam, Deine Geliebte ist Wittwe geworden auch ehe sie Dich zum Manne bekam, aber Deine Geliebte ist keine Sundal geworden und Dein Tod hat sie gerächt, denn sie hat keinen Augenblick aufgehört Dich zu lieben, Du aber hast Deine Treue gebrochen, Deine Pflichten verletzt und Du bist bestraft. Deine Wittwe wird in die Wälder gehen und dort Bananen essen, da sie nicht mehr in der Stadt bleiben kann, um mit Dir Reis zu essen.

Mit diesen Worten erhob sie sich, nahm alles Geld und alle Kostbarkeiten, welche der Kapitain besaß, verließ das Haus und begab sich, ungesehen von Anderen, zu ihrem Bruder, dem sie erzählte, was sie gethan. Gut, sagte dieser, aber hast Du auch genug goldene Rupien, daß wir davon leben können?

Das Mädchen erwiderte: nicht deshalb habe ich den Hauptmann getödtet, er hat Dir 100 Rupien gegeben, als er mich von Dir nahm, ich gebe Dir 100 Rupien, nun ich wieder in Dein Haus zurückkehre. Das Andere will ich verwahren für den Fall, daß ich einen Mann finde, der meiner begehrt und dem auch ich mein Herz schenken könnte.

Die Lichter, welche um das Haupt des Kapitains her standen, brannten herunter, brannten ein in den hölzernen Boden des von ihm allein bewohnten hölzernen Hauses, das Feuer verbreitete sich schnell und ehe die Wächter davon Anzeige machten, war es ein großer Kohlen- und Aschenhaufen. Man fand die verbrannten Gebeine des Hauptmanns, den eigentlichen Zusammenhang erfuhr Niemand. Man glaubte, der Hauptmann so wie sein Mädchen und sein Kind seien miteinander verbrannt; nach den Knochen zu suchen und daraus den Thatbestand festzustellen, fiel Niemand ein und daß des jungen Kaufmannes Haus verschlossen war und blieb, fiel Niemand besonders auf.

Hundertachtunddreißigstes Kapitel.

Eine tapfere That. Holländische Verträge.

So stand damals der Holländer dem Malayen feindlich gegenüber. Zwischen jungen Männern und jungen Mädchen konnten einzelne zärtliche Verhältnisse vorfallen, sie konnten gut oder übel enden, eine Freundschaft zwischen diesen Völkern war jedoch nicht möglich und der Kampf wurde mit großer Erbitterung von beiden Seiten geführt, und zwar von Seiten der Malayen mit Grimm und Hinterlist, doch immer mit jener Aufopferungsfähigkeit, mit jener Nichtachtung der eigenen Gefahr, des eigenen Lebens, wie nur der durch die Priester geweckte Fanatismus sie hervorbringt. Von Seiten der Europäer ist dergleichen überaus selten wahrgenommen worden in jenen fernen Gegenden, und wenn es geschah, so hat doch die Muse der Geschichte, sowohl den Namen als die That des Mannes, der sie vollbracht, aufbewahrt; eine solche That ist die des Kanoniers van Deventer, welcher eine jener Festungen, in denen die Malayen sich stets so lange hielten, bis man sie durch Kanonenschüsse ebnete, ganz allein eroberte.

Es war am 28. August des Jahres 1835, als eine der Festungen bei Bonjol genommen werden sollte. Man war auf das gewöhnliche Blutvergießen gefaßt und erwartete nur den Tag, um es zu beginnen. Der Kanonier Deventer erwartete aber nicht den Tag. Mit einem Dutzend Handgranaten versehen, schlich er sich bei beginnender Morgendämmerung an die Festung, er hoffte nicht gesehen zu werden, allein die Flintenschüsse, mit denen er empfangen wurde, zeigten ihm das Irrthümliche seiner Voraussetzung; dennoch eilte er mit seiner Last vorwärts und war glücklich genug, weder verwundet zu werden noch seine Cigarre zu verlieren. Das Letztere war sehr wichtig, denn hierauf beruhte das ganze Eroberungsprojekt.

Dicht an der Festung, wo er unter der Schußlinie sich befand, zündete er eine Handgranate an der Cigarre an und warf sie über die Befestigung, dann lief er 50 Schritte weiter und machte es ebenso. Die platzenden Granaten bereiteten Entsetzen in der kleinen Festung und er vermehrte noch den Schrecken, indem er immer von Neuem eine Granate nach der anderen hineinwarf. Er hatte seinen Vorrath noch nicht erschöpft, als er bereits das Thor sich öffnen sah, aus welchem die Malayen flüchtig hervorstürzten, da sie sich dem unter ihnen einbrechenden Verderben nicht gewachsen fühlten. Deventer sah zu seinem Glück noch zeitig genug das Oeffnen der Pforte, um sich zurückziehen zu können, sonst hätten ihn die Malayen vor ihrem Ausziehen wenigstens dem Scheitum geopfert; er entkam glücklich, als aber die Malayen weit genug waren, zog er in die leere Festung ein und rief von der Höhe der Umwallung seine Kameraden herbei. Er erhielt das Kreuz „Voor bewezene Moed en Daperheid“ (für bewiesenen Muth und Tapferkeit).

Allmälig gelang es, ein kleines Reich nach dem andern zu besiegen oder durch Hinterlist oder Versprechen aller Art zu beschwatzen und sich unterwürfig zu machen. Die frühere Diplomatie bestand im Verbergen des wahren Sachverhalts und im lügnerischen und gleisnerischen Vorgeben aller Freundschaft, wobei weder an das Mögliche noch an die Freundschaft gedacht wurde. Die Verträge wurden zwischen der holländischen Regierung und den einzelnen Fürsten abgeschlossen, gewöhnlich wußten die nächsten Agnaten nicht das Mindeste von dem Vertrag; die holländische Regierung hielt von dem Vertrage aber nur so viel, als ihr nöthig schien gegen die Fürsten selbst, die Nachfolger wurden dabei gar nicht berücksichtigt und sobald man mit ihnen zu thun hatte, wußte man sich eines Vertrages gar nicht zu erinnern und es mußte ein neuer geschlossen werden. Wie viel diese Verträge überhaupt werth waren, selbst mit europäischen Mächten, geht aus folgender interessanten Thatsache hervor.

Im Jahre 1833 wurde dem europäischen Militair bekannt gemacht, daß zwischen dem Königreich der Niederlande und sämmtlichen deutschen Bundesstaaten Cartel abgeschlossen sei, wonach die Deserteure ausgeliefert werden müßten. Die Strafe für Desertion ist keine übermäßig leichte und geringfügige, dennoch erklärten mehrere hundert holländische Soldaten, sie seien Deserteurs aus dem und jenem Lande und bäten, daß man sie heimsende. Ein Beweis, wie wohl den Soldaten der Dienst im holländischen Militair gefallen haben muß. Die Behörden waren indessen durchaus nicht zu bewegen, dem Verlangen nachzugeben, wohl aber wurden gerade diejenigen, welche sich als Deserteurs gemeldet hatten, nach Sumatra in den Vernichtungskrieg zwischen Malayen und Holländern gesendet. Wenn nun schon die Holländer sich so wenig an die geschlossenen Verträge kehrten den europäischen Mächten gegenüber, so kann man sich wohl vorstellen, wie groß ihre Gewissenhaftigkeit den Malayen gegenüber gewesen sein wird. So lese ich in Julius Koegel's Reiseerinnerungen, betreffend die Erwerbungen der Holländer auf Sumatra.

Solch ein unerlaubtes und unverantwortliches Verfahren hatte natürlich immer erneuerte Kämpfe, sogenannte Untreue und Verräthereien zur Folge, welche an den Verräthern sehr hart bestraft wurden, wenn man sie bekam, nur an denjenigen in der Regel nicht, welche durch ihre eigene Treulosigkeit die Verräthereien hervorgerufen hatten.

Um ihre Eroberungen zu behaupten, legten die Holländer rings um die Insel, so weit sie sich dieselbe zu unterwerfen vermochte, Befestigungen an, die, mit Mannschaften und genügendem Schießbedarf versehen, wohl geeignet waren, den Malayen Widerstand zu leisten und schnelle Hilfe dahin zu bringen, wo sie nöthig schien. Eine dieser kleinen Festungen lag in dem Reiche des Rajah Patiepo, welcher gleichfalls zu denjenigen gehörte, mit denen man Verträge geschlossen und sie gebrochen hatte. Der Mann beschwerte sich, erhielt aber keinen Bescheid, nun empörte er sich und das war zu viel für die Langmuth

der Holländer, dies mußte bestraft werden; es ward mithin der Rajah mit Krieg überzogen. Derselbe kehrte indessen den Spieß um und schloß plötzlich mit sehr bedeutenden Heerhaufen die holländische Veste ein. Allerdings vermochte er nicht viel gegen dieselbe auszurichten, man lachte über die Flintenkugeln, die er im Bogen hineinwerfen ließ, man lachte über die anderthalbpfündigen Kugeln, welche aus seinen kleinen Drehbassen gegen die Festung gefeuert wurden. Aber der Sultan oder Rajah hatte bei alledem ganz richtig gerechnet. Die Leute waren auf die Vorräthe angewiesen, welche sie in der Festung hatten und diese waren bald aufgezehrt. Man hatte zwar gleich anfangs Boten nach dem nächsten Seehafen geschickt, um Verstärkung und Proviant gebeten, allein die Boten waren aufgefangen worden, und der Befehlshaber kam in eine immer dringendere Verlegenheit. Zuletzt waren die Lebensmittel so vollständig erschöpft, daß die Offiziere beschlossen, mit dem nächsten Morgengrauen das Weite zu suchen, die Festung zu verlassen, aber durchaus nicht mit klingendem Spiel, sondern so still und so schweigsam wie irgend möglich. In weiser Vorsorge für die Sicherheit und besonders für die Beweglichkeit des kleinen Heeres hatte der Festungscommandant beschlossen, drei Leute, einen Europäer und zwei Malayen, welche verwundet waren und außer Stande, dem Heere zu folgen, in der Festung zurückzulassen. Dieser geistreiche Gedanke wurde wirklich und glücklich durchgeführt. Der brave Mann, dessen Namen leider die Geschichte nicht aufbewahrt hat, wußte wohl, welchen Händen er die Veste anvertraue.

Als die Flucht der Besatzung bemerkt wurde, eilten die Malayen von allen Seiten herbei, um sie zu besetzen. Der eine der Verwundeten hatte sich nach einem Keller geschlichen und beobachtete von dort was geschah. Die Holländer gaben niemals Pardon, sie metzelten nieder was ihnen im Wege stand — alles waren ja schändliche Rebellen, und ebenso machten es die Malayen mit ihren Unterdrückern. In Folge dieser löblichen Uebereinkunft fiel man sofort über die Verwundeten her und tödtete sie, und als der Dritte durch die Kellerthüre dieses sah, zündete er eine Pulverleitung, welche er zu sich gezogen hatte, an und die ganze Festung mit allen Malayen, welche indessen hineingedrungen, viele Hunderte an der Zahl, flogen in die Luft und die niederstürzenden Erd- und Steinmassen tödteten rings umher abermals Hunderte von Malayen, welche die Festung umstanden und noch nicht hatten hineingelangen können.

Doch war die Macht der Malayen zu groß, daß selbst dieser Schlag sie erschüttert hätte, denn erst nach 3 Monaten gelang es dem Obersten Michiels, den Aufruhr zu unterdrücken, und auch dieses wäre nicht gelungen, wenn die Malayen nicht in einem ihrer Charakterzüge die wunderbarste Aehnlichkeit mit den Deutschen hätten. Sie gehören alle wie diese einer großen Nation an, aber die einzelnen Völker dieses großen Stammes hassen sich unter einander tödtlich und haben sich Jahrhunderte lang mit mehr Grimm bekriegt als einander ganz fremde Nationen, und die einzelnen kleinen Völker und Völkchen haben sich

stets den Eroberern angeschlossen und ihnen geholfen, Deutschland zu zerstückeln. Baiern und Württemberger haben in Preußen mit raffinirter Grausamkeit gewüthet und weit schlimmer als der allgemeine Feind, die Franzosen. Die Sachsen hassen die nördlichen Nachbarn in Hannover und die südlichen in Baiern und Schwaben; diese beiden hassen die Oesterreicher, die Oesterreicher verabscheuen Preußen und alle die schönen Vereine — Nationalverein, Flottenverein, Schützenverein werden nichts fruchten, nichts erzielen. Den Deutschen ein Gemeingefühl einzuflößen, ach, das wird wohl schwer gelingen. Die Deutschen im Elsaß und Lothringen sind mit Leib und Seele Franzosen, die Deutschen in Polen scheuen sich nicht, es mit denen zu halten, die sie unbedenklich aller Rechte entkleiden, unterdrücken, infamiren, wenn sie Sieger würden. Selbst die Deutschen in Nordamerika spielen die Eingeborenen, d. h. die Carricaturen der Engländer und spielen sie immerfort, und holen sogar für die brutalsten Unterdrücker, die Yankee's, die Kastanien aus der Asche.

Genau so machten es die Malayen auf Sumatra. Sie hassen sich unter einander, sie bekriegen sich fortwährend und die Holländer haben nur den einzigen Fehler begangen, dieses nicht so zu benutzen, wie sie es hätten thun können. Wo sie dem einen der malayischen Fürsten Hilfe anboten gegen seine Nachbarn, waren sie allemal die Sieger in zwei Feldlagern; der eine Fürst wurde gebunden durch Verträge und er so wie der durch vereinigte Waffen Besiegte wurde nun durch die holländischen Waffen allein unterdrückt und ohnmächtig gemacht.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

Vollmer, Carl Gottfried Wilhelm,

Die Inseln des Indischen und Stillen Meeres Reise eines holländischen Arztes und Naturforschers von Java über Timor, die Molucken, Neu-Guinea und Neu-Seeland durch den Tonga- und Fidji-Archipel ... und zurück nach Batavia ; ein Natur- und Sittengemälde der tropischen Regionen des großen Oceans ; nach brieflichen Mittheilungen, den neuesten Quellen und eigenen
Bd.: II

Berlin 1864